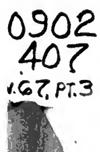
Princeton University Library
32101 064095795

0902
407
v.67, PT.3



ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 27 Ausgegeben am 2. Juli 1908

Inhalt

Seite

Ägypten und die Kapitulationen. Von W. Paschen . . . 1

Das Deutschtum im Auslande. Von Dr. Ernst Schultze. 1 . 8

Ein Briefwechsel von Lothar Bucher im Ruhestand. Von Heinrich von Poschinger. 1 16

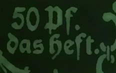
Zur Entwicklung der deutschen Kunstballade. Von Wolfgang Wüstmann 25

Sozialpsychologische Eindrücke aus deutschen Großstädten. Von Karl Dieterich, München. 2 31

Reifezeit. Roman von Charlotte Niese. (Fortsetzung) . . 39

Maßgebliches und Unmaßgebliches 47

Reichsspiegel. (Der neue Landtag in Preußen. — Die auswärtige Lage und die Stimmung in Deutschland. — Die Kaiserrede auf der Döberitz. — Das Zentrum und die auswärtige Politik.) — Die Amerikanisierung deutscher Politik. — Mystizismus und Quietismus. —



Fr. Wilh. Grunow
Leipzig.

Disconto-Gesellschaft

BERLIN – BREMEN – FRANKFURT a. M.
LONDON

Kommandit-Kapital . . . . M 170 000 000
Reserven . . . . „ 57 600 000

Wechselstuben und Depositenkassen in Berlin:

W, Unter den Linden 35, verbunden mit **Stahlkammer.**
W, Unter den Linden 11 (vorm. Meyer Cohn).

W, Potsdamer Str. 99, nahe Bülowstr.
W, Potsdamer Str. 129/130, nahe Eichhornstraße.
S, Oranienstr. 141, nahe Moritzplatz.
C, Königstraße 43/44.
C, Rosenthaler Straße 45, nahe dem Hackeschen Markt.
SW, Leipziger Str. 59, nahe Beuthstr.
NO, Große Frankfurter Straße 106 (Strausberger Platz).
NW, Alt-Moabit 83c, Ecke Crefelder Str.

W, Motzstraße 53, Ecke Bamberger-Str., verbunden mit **Stahlkammer.**
Charlottenburg, Joachimsthaler Str. 2, nahe dem Bahnhof Zoologischer Garten.
Friedenau, Kaiser-Allee 140, nahe dem Ringbahnhof Wilmersdorf-Friedenau, verbunden mit **Stahlkammer.**

An- und Verkauf börsengängiger Effekten, Wechsel und Schecks.

Einlösung von Kupons und Dividendenscheinen.

Depositen- und Scheckverkehr.

Besondere Abteilung für den Handel in Kuxen und in sonstigen Wertpapieren ohne offizielle Börsennotiz.

Aufbewahrung von Wertgegenständen, verschlossenen Depots und Verwaltung von Wertpapieren.

Versicherung gegen Kursverlust bei der Auslosung.

Vermietung von feuer- u. diebessicheren Stahlkammerfächern (Safes) unter Mitverschluß des Mieters.

Ausgabe von Welt-Kreditbriefen, die ohne vorheriges Avis in allen wichtigeren Plätzen der Welt zahlbar sind.

Beschaffung und Begebung von Hypothekengeldern.

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

---

67. Jahrgang

Drittes Vierteljahr

Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow

1908

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1908. Drittes Vierteljahr

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär, Marine

Ägypten und die Kapitulationen. Von W. Paschen. S. 1.
Das Deutschtum im Auslande. Von Dr. Ernst Schultze. S. 8. 70.
Ein Briefwechsel von Lothar Bucher im Ruhestande. Von Heinrich von Poschinger. S. 16. 120.
Das wahre Gesicht der Polenfrage. Von W. von Massow. S. 66.
Die Küstenverteidigung an der Ostsee. S. 106.
Die adlichen und die bürgerlichen Offizierkorps. S. 149.
Schiemanns Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus dem Ersten. S. 152.
Bismarck als preußischer Landtagsabgeordneter. Von Otto Tschirch. S. 201. 254.
Reiseeindrücke aus der Ostmark. Von G. Cleinow. S. 208. 310. 418. 521.
Kanada und Frankreich. Von Johannes Tschiedel. S. 249.
Zur Parteibildung. S. 301.
Die Japaner im Lichte der neuern Forschung. Von R. Stübe. S. 361. 424.
Der fünfzigjährige Bestand der englisch-indischen Heeresorganisation. S. 409.
Die Weltfahrt der amerikanischen Flotte. S. 461.
Vom deutschen Liberalismus. S. 513.
Die Mobilisierungsverhältnisse in Italien. S. 619.

Volkswirtschaft, Verkehr, Verwaltung, Rechtswesen, Unterricht, Kirchenwesen

Sozialpsychologische Eindrücke aus deutschen Großstädten. Von Karl Dieterich. München. S. 31.
Statistisches zur Finanzlage. S. 53.
An den Wegen des Weltverkehrs. Von Hauptmann Otto Neuschler. 1. Der Suezkanal. S. 101. 2. Die kanadischen Eisenbahnen. S. 357.
Landspekulanten und Bauernstand. Von Aug. Elvers. S. 116.
Der Panbabylonismus und die Bibel. Von Carl Jentsch. S. 163.
Die deutschen Großstädte. Von B. Bruhns. S. 379. 482.
Ein saigner à blanc und feine Verhütung durch die landwirtschaftlichen Vorträge für Soldaten. Von Ludwig Kemmer. S. 526. 630.
Von Welt- und andern Ausstellungen. Von Carl Jentsch. S. 532.
Unsre Staatsanleihen und die Reichsfinanzreform. Von Paul Mankiewitz. S. 561.
Die Hedschasbahn, der Islam und Englands Stellung dazu. S. 567.
Verwendung von Strafgefangnen zu Moorkulturarbeiten. Von Wilhelm Speck. S. 584.
Der akademische Nachwuchs. Von Wilhelm Kroll. S. 637.

Literatur und Kunst

Zur Entwicklung der deutschen Kunstballade. Von Wolfgang Wustmann. S. 23.
Ein neuer Band Goethe-Briefe. Von Hans Gerhard Gräf. S. 75. 173.
Davidsohns Geschichte von Florenz. S. 213.
Szenische Ausstattung. Von Georg Stellanus. 1. Der Vorhang. S. 222.
Menander in Lauchstedt. Von Karl Meister. S. 272.
Literarische Rundschau. Von Heinrich Spiero. S. 337.
Overbeck und Treitschke. Von Carl Jentsch. S. 368.
Baukonstruktion und Stil. Von Karl Oehring. S. 387.
Die moderne Ballade. Von Hans Benzmann. S. 431.
Overbeck und Nietzsche. Von Carl Jentsch. S. 472.
Lafcadio Hearns Essays und Märchen aus Japan. Von Beda Prilipp. S. 490.
Jeremias Gotthelf. Von Heinrich Spiero. S. 594.
Literarischer Wert. Von Paul Büchner. S. 642.

Verschiednes

Aus altrömischer Kinder- und Jugendzeit. S. 81.
Bilder aus der Grafschaft Glatz. Von Otto Kaemmel. S. 126. 179.
Die Bedeutung der Farben in der Tierwelt. Von J. P. Filskow. S. 218.
Rudolf Eucken in Jena. Von Paul Meinhold. S. 262.
Noordwijk aan Zee. Von Alfred Biese. S. 280.
Allerhand Monismen. Von Carl Jentsch. S. 319.
Das Zeppelinsche Luftschiff. S. 330.
Vom thrakischen Meere. Von C. Fredrich. S. 438. 542.
Moskitos. Von Lafcadio Hearn. S. 495.
Zum zwölften internationalen Pressekongreß. S. 581.
Die Kassuben. Von W. Henkel. S. 599.
Skizzen und Bilder aus dem westfälischen Industriegebiete. S. 647.

Reisezeit. Roman von Charlotte Niese. S. 39. 86. 133. 186. 233. 283.
Oberlehrer Hauk. Roman von Bernt Lie. S. 344. 393. 443. 497. 548. 602. 651.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel: S. 47. 94. 141. 192. 241. 293. 350. 400. 449. 505. 554. 609. 658.
Koloniale Rundschau: S. 146. 403. 613.

Die Amerikanisierung deutscher Politik. S. 50. — Molinismus und Quietismus. S. 52. — Das kongolesische Graubuch. S. 97. — Bansai! S. 98. — Berichtigung. S. 100. — Der Einfluß der Konjunkturschwankungen auf das Steuersystem. S. 198. — Mangel an Nationalbewußtsein. S. 200. — Die indirekte Besteuerung in Deutschland, England, Frankreich und Amerika. S. 245. — Zur Geschichte des preußischen Wahlrechts. S. 247. — Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer von Dr. Robert Forrer. S. 247. — Südbayern, Tirol und Salzburg. S. 248. — Zur Elektrizitätssteuer. S. 296. — Automobilfahren und sonstiges Fuhrwesen. S. 297. — Pascal. S. 299. — Chwolson und der Monistenbund. S. 300. — Ein neues kongolesisches Graubuch. S. 353. — Das alte Jena. S. 353. — Philosophia militans. S. 354. — Vom Büchertisch. S. 356. — Die Konfessionen im Spiegel der Dichtung. S. 406. — Naturdokumente. S. 407. — Die Erbschaftssteuer und das germanische Volksempfinden. S. 453. — Innere nationale Mission und Kolonisation in Bayern. S. 455. — Der kleine Meyer. S. 460. — Die Weltwirtschaft.

(RECAP) 0902.407 v.67, pt.3 612041 1908

image
not
available

Ägypten und die Kapitulationen

Etwa ein Jahr ist verflossen, seitdem Lord Cromer sein Amt als Consul general und Leiter de facto des ägyptischen Staatswesens niedergelegt hat. Was hier in den vierundzwanzig Jahren seiner Amtsdauer unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen geschaffen worden ist, wird ihm einen dauernden Platz unter den großen Staatsmännern aller Zeiten sichern. Das moderne Ägypten ist seine Schöpfung. An die Stelle der zerrütteten Finanzen der achtziger Jahre und der sprichwörtlichen Mißwirtschaft ist ein wohlgeordnetes, zahlungsfähiges Staatswesen getreten, das sich sicher auf dem Wege des Fortschritts und des Wohlstandes befindet, an dessen weitrer gesunden Entwicklung alle Nationen ein Interesse haben, vornehmlich die mit großem Handel.

Nur eine Voraussetzung ist hierzu unerläßlich, nämlich die, daß England für absehbare Zeit die (oberste) Leitung dieses Staates in Händen behält, und daß die Haltung der Großmächte der Frage der englischen Herrschaft in Ägypten gegenüber verständnisvoll bleibt. Ohne eine wohlwollende Haltung der Signatarmächte sind die Aufgaben der Zukunft dort nicht zu lösen. In seinem letzten Jahresbericht, der in vielen Punkten als sein politisches Testament anzusehn ist, hatte nun Lord Cromer in erster Linie die Notwendigkeit einer zeitgemäßen Abänderung der Kapitulationen nachgewiesen und Vorschläge in dieser Beziehung gemacht. Es ist bezeichnend, daß sein Nachfolger, Sir Edwin Gorst, in seinem ersten Bericht ebenfalls die Forderung auf Abänderung der Kapitulationen an die erste Stelle setzt.

In den Jahren, die der britischen Okkupation folgten, wurde die Reformpolitik durch die Verhältnisse diktiert. Sie konnte in der Hauptsache nur darin bestehn, die Bürde, die infolge der Mißwirtschaft auf der Bevölkerung lastete, zu erleichtern und die bestehenden Hilfsquellen des Landes nach Möglichkeit zu erschließen.

In diesem Stadium der Entwicklung, wo sich alles um die Regelung der ägyptischen Finanzwirtschaft drehte, machten sich die nachteiligen Einflüsse des Systems der Kapitulationen natürlich weniger fühlbar. Heute, wo die dringendsten Aufgaben in finanzieller Beziehung gelöst sind, hat Ägypten neue Bedürfnisse, ebenso bedeutend wie die finanziellen, aber auf anderm Gebiet liegend. Die Kapitulationen, das heißt kurz die staatsrechtliche Ausnahmestellung, die die stetig anwachsende Zahl der Fremden in Ägypten einnimmt, sind hier jetzt ein Haupthindernis für die Einführung notwendiger Reformen. Die Fragen, die heute im Vordergrunde stehn, und die gelöst werden müssen, wenn dasselbe Tempo des Fortschritts innegehalten werden soll wie bisher, sind sozialer Natur und beziehen sich auf die sozialen und moralischen Bedürfnisse der ägyptischen Bevölkerung.

Auf Grund der Kapitulationen genießen die Fremden in Ägypten eine Anzahl von Freiheiten und Gerechtsamen, die den Eingebornen vorenthalten sind. Die Kapitulationen sind ihrer ursprünglichen Natur nach mehr Konzessionen an die fremden Bewohner der türkischen Besitzungen als Vertragsrechte.*)

Die ersten Kapitulationen reichen zurück bis in das fünfzehnte und das sechzehnte Jahrhundert und entsprangen der Anschauung der türkischen Herrscher jener Zeit, daß die christlichen Herrscher nicht gleichberechtigt wären, daß man folglich nicht mit ihnen auf gleicher Stufe verhandeln könne.

Es bestand bei ihnen auch gar nicht die Absicht, sich gleiche Privilegien für ihre eignen Untertanen im Abendlande zu sichern. Der ursprüngliche Gedanke bei den Kapitulationen war der, den Christen den Aufenthalt in türkischen Landen möglich zu machen, sie vor schlechter Behandlung zu schützen, der sie sonst als Fremdlinge und Andersgläubige ausgesetzt gewesen wären. Heute beschränken die Kapitulationen in ganz eigenartiger Weise die souveräne Macht des Sultans in seinen Besitzungen. In keinem türkischen Lande sind Kapitulationen in solchem Umfange gewährt worden wie in Ägypten. Lord Milner sagt sehr bezeichnend: The omnipotent despots, who granted the first Capitulations, would have smiled at the thought, that the favours they were almost contemptuously conferring could ever become a serious source of weakness or embarrassment to their successors. (Die allmächtigen Despoten, die die ersten Kapitulationen gewährten, würden über den Gedanken gelacht haben, daß die in fast geringschätziger Weise gewährten Privilegien jemals eine Quelle der Schwäche und der Verlegenheiten für ihre Nachfolger werden könnten.)

Die Gerechtsame, die die Ausländer in Ägypten heute genießen, sind in der Hauptsache die folgenden:

1. Alle zivil- und handelsrechtlichen Streitigkeiten zwischen Europäern und Ägyptern oder zwischen Europäern verschiedner Nationalität, ferner alle Fälle,

*) Vgl. Lord Milner, England in Egypt, 10. Auflage, Seite 36 ff.

die sich auf Landfragen beziehen, sei es zwischen Ägyptern und Ausländern oder zwischen Ausländern derselben oder verschiedner Nationalität, werden vor die gemischten Gerichtshöfe (mixed courts) gebracht.

2. Alle Anklagen gegen Europäer wegen Verbrechen, ausgenommen eine beschränkte Anzahl von Fällen, die ausdrücklich der Jurisdiktion der gemischten Gerichtshöfe unterliegen, kommen vor die Konsulargerichtsbarkeit (consular courts), die die sich darauf beziehenden heimischen Strafgesetze zur Anwendung bringt oder im Falle der Nichtzuständigkeit den Fall der heimischen Gerichtsbarkeit überweist.

3. Keine Durchsuchung des Domizils eines Europäers, ausgenommen wenn sie durch einen solchen Fall bedingt wird, der innerhalb der Kompetenz der gemischten Gerichtshöfe liegt, darf ohne die vorhergehende Genehmigung des Konsularvertreters vorgenommen werden.

4. Keine direkten Steuern können den Europäern ohne die Genehmigung aller (sechzehn) Vertragsmächte auferlegt werden.*)

Vor allem ergibt sich auf legislativem Gebiet ein weiterer unhaltbarer Zustand aus dem unveränderten Weiterbestehn der Kapitulationen. Die Gesetzgebung nämlich, soweit sie sich auf die fremden Nationalitäten in Ägypten bezieht, wird bis jetzt auf diplomatischem Wege zustande gebracht, das heißt nicht weniger als fünfzehn einzelne Mächte besitzen das Recht des liberum veto bei jedem neuen Gesetzesvorschlag der Regierung. Damit sind die Reformen in der Gesetzgebung für Fremde, wie sie das Land so dringend bedarf, von vornherein so gut wie aussichtslos. Die Zustimmung aller ist in wichtigen Dingen selten zu erlangen, und selbst in weniger wichtigen Angelegenheiten ist der Geschäftsgang so langsam und schwierig, daß die ägyptische Regierung ihren Antrag meist fallen lassen muß, weil keine Aussicht besteht, zu einem Ergebnis zu gelangen.

Wenn man bedenkt, daß sich die fremde Bevölkerung Ägyptens zum allergrößten Teil aus Angehörigen der Völker zusammensetzt, die um das Mittelmeer wohnen, wie Griechen, Armenier, Juden usw. — nach dem Zensus von 1897 bestand sie zu 33,94 Prozent aus Griechen und nur zu 1,14 Prozent aus Deutschen —, so kann man sich vorstellen, welche fremden Bevölkerungselemente vor allem den Wunsch der Regierung nach zeitgemäßer Abänderung der Kapitulationen hervorgerufen haben. Es ist klar, daß es nicht gerade die verhältnismäßig geringe Zahl der Westeuropäer ist, deren Privilegien man den modernen Verhältnissen anpassen will. In seinem letzten Bericht sagt Lord Cromer, daß gerade die Zahl der fremden Elemente, für die man Gesetze braucht, in sehr raschem Steigen begriffen ist. Der neuste Jahresbericht über Ägypten bringt auch das Ergebnis der Zählung vom Jahre 1907, gibt aber

*) Lord Cromer, Report No. 1 (1907) on the finances, administration, and condition of Egypt and the Soudan.

leider nur das Gesamtergebnis: 11272000 Seelen. Die Einzelheiten sollen erst gegen Ende des Jahres folgen. Alle diese Rechte sind nicht nur auf sämtliche wirklichen Angehörigen fremder Nationalität ausgedehnt, sondern auch auf die, die dem Schutz der Fremden unterstellt oder naturalisiert sind. Die Kapitulationen sind die Magna Charta der Fremden in Ägypten, aber wenn sie früher ihren Zweck erfüllt haben, solange eben die Verhältnisse in Ägypten einen solchen weitgehenden Schutz der Europäer forderten, so können sie heute nicht ohne bedenkliche Nachteile für das Land fortbestehn.

Schon einmal, im Jahre 1876, wurde die bessere Klasse der Fremden der bestehenden Rechtsverhältnisse überdrüssig und ermöglichte es der Regierung (unter Nubar Pascha) nach unendlichen Streitigkeiten, die internationalen oder gemischten Gerichtshöfe ins Leben zu rufen.

Vor Schaffung dieser Einrichtung mußten alle Klagen gegen Fremde vor die Konsulargerichtsbarkeit gebracht werden, diese Gerichte waren aber häufig von einem nichts weniger als rechtlichen Geiste erfüllt. Die Einrichtung dieser Tribunale war ein Versuch, und ihr Fortbestand muß aller fünf Jahre von neuem durch die Signatarmächte genehmigt werden. Ohne Zweifel sind sie von großem Nutzen in Zivilprozeßsachen, an denen Europäer beteiligt sind, da sie aber nicht mit den von Nubar Pascha beabsichtigten Gerechtsamen ausgerüstet wurden, indem nur Zivilklagen vor ihr Forum kamen, die Aburteilung in Strafsachen und Verbrechen aber weiter der Konsulargerichtsbarkeit verblieb, so stellen sie nur eine sehr unvollkommne Lösung der Frage dar.

Die fremden Nationalitäten in Ägypten haben nun als Hauptbedingung für die Abänderung der Kapitulationen die hingestellt, daß zugleich die zukünftigen Beziehungen der britischen Regierung zu Ägypten klarer definiert werden, als es bisher der Fall ist. Dieses ist verständlich.

England wäre längst in der Lage gewesen, dem unhaltbaren Zustande, der sich aus dem unveränderten Weiterbestehn der Kapitulationen ergibt, ein Ende zu machen, wenn es bei einer Gelegenheit nach der Besetzung im Jahre 1882 das Protektorat über Ägypten erklärt hätte. Heute ist es dazu wohl nicht mehr in der Lage, vornehmlich angesichts der nationalen Bewegung in Ägypten, die ihrerseits wieder die Folge des unter englischer Leitung erreichten Aufschwungs des Landes ist. Auch stehn die internationalen Abmachungen jetzt im Wege. England hatte das Land besetzt, um Ordnung herzustellen, es konnte angesichts der Schwäche Ägyptens und der gewaltigen Bedeutung des Suezkanals in handelspolitischer und strategischer Beziehung nicht zugeben, daß sich hier eine andre Großmacht festsetzte und damit das wichtigste Tor nach Asien beherrschte.

Nur unter dem Zwang der Verhältnisse ist es in Ägypten verblieben. Die Absicht, Ägypten zu anglisieren, hat nie bestanden, die Ägypter sollen allmählich zur Selbstregierung erzogen werden. Dieser Prozeß wird und muß

angesichts der sich nur sehr langsam ändernden Verhältnisse ein äußerst langwieriger sein, dessen Ende vorläufig nicht abzusehen ist, solange wird also auch die englische Besetzung Ägyptens dauern, mit dieser Tatsache muß man rechnen. Die Großmächte haben ihre Zustimmung zu der englischen Besetzung Ägyptens erteilt, indem sie dem englisch-französischen Abkommen von 1904 beitraten, dessen Artikel I besagt: „Die britische Regierung erklärt, daß sie nicht die Absicht hat, die politische Stellung Ägyptens zu ändern. Ihrerseits erklärt die Regierung der französischen Republik, daß sie die Tätigkeit Englands in diesem Lande weder durch die Forderung, daß die Dauer der britischen Besetzung des Landes festgesetzt werde, noch durch andre Maßnahmen hindern werde." Mit der Unterzeichnung dieses Vertrages sind also die Befürchtungen der Europäer, daß die englische Besetzung plötzlich aufhören könne, und daß damit der Bestand der Dinge gefährdet sei, grundlos.

Es würde nun zu weit führen, des nähern auf alle Verhältnisse einzugehn, die sich aus den Kapitulationen ergeben, einzelne Beispiele müssen genügen. Es können keine Angehörigen fremder Nationen ohne die Einwilligung der Mächte zu Kommunalsteuern herangezogen werden. Die Regierung des Landes ist gezwungen, den Städten Mittel für ihre lokalen Bedürfnisse aus Staatsgeldern vorzustrecken, weil diese außerstande sind, das Notwendige durch städtische Steuern aufzubringen. Die einzige direkte Steuer, die die Fremden entrichten, ist die Haussteuer. So bedurfte Kairo zum Beispiel für seine Ausgaben im Jahre 1906 249680 Pfund Sterling, während es selbst nur 110376 Pfund Sterling aufbrachte. In Anbetracht des wachsenden Reichtums der Städte ist eine Änderung zur Entlastung des Staates dringend geboten. Wenn das Legislative Council eine weitere Herabsetzung der Steuern empfahl, so konnte Lord Cromer mit Recht erwidern, daß es nicht die Höhe der Steuern sei, die auf dem Lande laste, sondern vielmehr die ungerechte Verteilung. An diesem Umstande tragen die Kapitulationen die Schuld. Im Juli 1907 trat die ägyptische Regierung an die fünfzehn Mächte, deren Einwilligung nötig ist, mit dem Ersuchen heran, ihre Zustimmung zu einer Erhöhung der Häusersteuer in Kairo von acht auf zehn Prozent der Jahresmiete zu erteilen. Dieser Zuschlag war als Beitrag der direkt interessierten Steuerzahler zu den Kosten der neuen Kanalisationsanlage gedacht. Bis jetzt hat man mit der Ausführung der Anlage noch nicht beginnen können, da die Einwilligung der französischen Regierung allein noch aussteht.

Sir Edwin Gorst führt weiter an, daß der Handel in alkoholischen Getränken fast ausschließlich in den Händen der Fremden liegt. Gesetze, die diesen Handel regeln, werden immer dringender nötig, aber die Einwilligung der Mächte ist auch hier notwendig.

Weiter bedarf Ägypten dringend eines Fabrikgesetzes, das die Kinderarbeit einschränkt usw. Die Berechtigung der Forderung nach Änderung der Kapitulationen wird von vielen Kennern des Landes rückhaltlos anerkannt.

Im Jahre 1903 gab ein Mitglied des Legislative Council der allgemeinen Stimmung Ausdruck, wenn er sagte: Le régime des capitulations lie la main du gouvernement et l'empêche de procéder à des réformes multiples et variées que la situation économique du peuple et du pays réclame d'une façon imperieuse ... und weiter: le régime des capitulations donne lieu à des fréquents abus, qu'il serait trop long d'énumérer!

Lord Cromers Reformvorschläge gehn nicht von der britischen Regierung aus, sie stellen seine Ansicht dar. Einer Befürchtung begegnet er von vornherein, indem er erklärt, daß die Grundlagen der Kapitulationen vollständig unangetastet bleiben sollen.

Die wichtigsten Vorschläge sind die, die die Gesetzgebung für Europäer regeln. Der Gesetzgebende Rat (Legislative Council) und die Assembly sollen in alter Form bestehn bleiben, neben diesen beiden aber soll ein besondrer Internationaler Rat — International Council — geschaffen werden, der ganz aus Angehörigen der Mächte zusammengesetzt sein soll, die die Justizreformakte von 1876 unterzeichnet haben.

Die Gesetze für die fremde Bevölkerung Ägyptens sollen von der ägyptischen Regierung diesem Rat vorgelegt, und wenn sie hier durch Majoritätsbeschluß genehmigt sind, durch die ägyptische Regierung mit Einwilligung der britischen zur Ausführung gebracht werden, so, als wenn sie die Bestätigung der Signatarmächte erhalten hätten.

Hiermit würden die bei der ägyptischen Regierung akkreditierten Generalkonsuln als Justizbeamte ausgeschaltet und zu reinen Vertretern der Handelsinteressen ihres Landes gemacht werden. Dem Khedive wäre damit das Recht und die Möglichkeit, mit den fremden Mächten durch ihre diplomatischen Vertreter zu verkehren, genommen; er wäre in dieser Beziehung auf die Vermittlung des britischen Regierungsvertreters angewiesen.

Auch die „gemischten Gerichtshöfe" sollen umgestaltet werden, d. h. eine Erweiterung ihrer Befugnisse und eine etwas andre Zusammensetzung erfahren. Ihr Charakter soll durchaus international bleiben, indem Angehörige der Signatarmächte als ständige Mitglieder gewählt werden.

Der Rechtsprechung sollen die europäischen Rechtsnormen, vornehmlich die der lateinischen Nationen, deren Angehörige das Hauptkontingent der Fremden in Ägypten stellen, zugrunde liegen. Die Konsulargerichtsbarkeit würde wegfallen.

Diese Vorschläge sind als Programm anzusehen, das zur Diskussion gestellt wird, an dessen Einzelheiten aber nicht starr festgehalten werden soll, wenn andre annehmbare Vorschläge gemacht werden.

Man kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß Reformen im Sinne Lord Cromers notwendig, und daß diese vielleicht schon zu lange hinausgeschoben worden sind. Unter heutigen Verhältnissen ist die ägyptische Regierung zu völliger Untätigkeit auf gesetzlichem Gebiete verdammt.

Bisher hat England seine herrschende Stellung in Ägypten zu keinerlei Sondervorteilen ausgenützt, dem Handel aller Nationen ist das aufblühende Land zu den gleichen Bedingungen geöffnet.

Lord Cromer hält aber noch aus einem andern Grunde die Zeit für eine Änderung in der Stellung der fremden Nationalitäten in Ägypten für gekommen. Auch Ägypten ist von einer nationalen Bewegung ergriffen worden. Angesichts der Fortschritte der Zivilisation und vor allem der europäischen Bildung in Ägypten ist diese nationale Bewegung verständlich. Wenn man aber bedenkt, daß europäische Ideen doch immerhin nur einen verhältnismäßig kleinen Kreis Gebildeter ergriffen haben, ist es schwer zu sagen, inwieweit die sogenannte Nationale Partei die wahren Wünsche der Masse verkörpert. Die Wünsche der Nationalen in politisch-administrativer Beziehung sind vollständig unklar. Ihnen schwebt eine Art von Unterhaus vor, das die Kontrolle über die Finanzen ausüben und dem das Ministerium verantwortlich sein soll. Solche Forderungen sind einfach unannehmbar, ihre Gewährung würde die ärgsten Übelstände des persönlichen Regiments, wie es unter Ismael bestand, wieder herbeiführen, und der abermalige Bankrott wäre sicher. Für lange Zeit wird Ägypten der Beratung durch europäische Beamte bedürfen.

Nichts liegt nun der englischen Regierung ferner, als die nationalen Bestrebungen zu ignorieren, andrerseits könnte nichts fehlerhafter sein, als ihnen in dieser ersten Sturm- und Drangperiode freien Lauf zu lassen. Ägypten befindet sich in der eigentümlichen Lage, daß es als orientalisches Land halb den Weg zur westlichen Zivilisation gemacht hat. Der erste Abschnitt seiner Entwicklung, wo es sich hauptsächlich um finanzielle und administrative Reformen handelte, ist vorüber; mehr und mehr wird es die Aufgabe, wie Lord Cromer sagt, nicht politische Institutionen auf einen Boden zu verpflanzen, der ihrem Gedeihen ungünstig ist, sondern auf sozialem Wege die westlichen modernen Anschauungen in bezug auf Moral und Sitten in das ägyptische Volksleben eindringen zu lassen. Auch Lord Cromers Ziel war nicht die Anglisierung, sondern am letzten Ende ein nationales, sich selbst regierendes Ägypten, er aber und sein Nachfolger wollen der Bewegung eine Richtung geben, die mehr Erfolg verspricht. Sie sind der Überzeugung, daß ein zu schaffendes nationales Ägypten alle Bewohner des Landes, ohne Rücksicht auf Rasse, Religion und Abkunft, umfassen muß.

Zur Durchführung dieser Pläne aber ist die Einwilligung und die Mitwirkung der europäischen Mächte notwendig, die Unterzeichner der verschiednen Konventionen über Ägypten sind. Solange aber die Kapitulationen in ihrer jetzigen Form bestehn bleiben, werden nicht nur die eingebornen Ägypter und die an Zahl immer mehr zunehmenden fremden Nationalitäten in zwei getrennte Lager geteilt sein, sondern es kann auch keine weitgehende Gemeinsamkeit der Interessen zwischen den verschiednen Europäerkolonien aufkommen.

Mehr als alles andre wird eine Änderung der Kapitulationen dazu beitragen, die Interessen der verschiednen Gruppen auszugleichen, die heterogenen Bevölkerungsklassen zu verschmelzen und den wahren Grundstein zu einem nationalen Ägypten zu legen.

Mehr und mehr erkennen die großen Nationen, daß sie außerhalb Europas gemeinsam als Träger und Verbreiter der Kultur auftreten müssen. In der gegenseitigen Unterstützung dienen sie auch den eignen Interessen am meisten. Nur auf diese Weise kann Großes entstehn, können die entgegenstehenden, stetig wachsenden Kräfte überwunden werden. W. Paschen

Das Deutschtum im Auslande

Von Dr. Ernst Schultze in Hamburg-Großborstel

1

Es ist dem Auslandsdeutschen häufig zum Vorwurf gemacht worden, daß er seine Nationalität ohne Kampf und ohne Treue aufgebe, und sicherlich ist diese Anklage oft genug mit vollem Recht erhoben worden. Ein allgemeines Urteil allerdings würde — wie jedes Urteil, das Tausende und aber Tausende von Fällen umfassen soll — ungerecht sein. Denn der Deutsche, der unter schwierigen nationalen Verhältnissen im Auslande dennoch mit aller Kraft bestrebt ist, sein Volkstum zu bewahren und es auch seinen Kindern zu erhalten, wird es immer als schwere Mißachtung empfinden, wenn den Deutschen seines Landes — beispielsweise der Vereinigten Staaten — allgemein der Vorwurf gemacht wird, daß sie sich zu schnell amerikanisieren lassen. So rühmenswert das Festhalten vieler Deutscher im Auslande an ihrem Volkstum aber auch ist, so bleibt doch die Tatsache bestehn, daß in der Mehrzahl der Fälle schon in der zweiten Generation die Abwendung von deutscher Sprache und Art die Regel ist, und daß insofern das traurige Wort vom deutschen „Völkerdünger“ zu Recht besteht.

Die kulturgeschichtlichen Gründe dieser Erscheinung sind in den mannigfachsten Tatsachen gesucht worden. Vollkommen geklärt scheinen mir die tiefsten Ursachen noch nicht zu sein, zumal da ja die Wissenschaft der Psychologie der Massen und Völker erst in den Anfängen steht. Aber auch bevor diese Ursachen völlig bloßgelegt sind, haben wir doch die Pflicht und Schuldigkeit, praktisch alles zu tun, was in unsern Kräften steht, um das Deutschtum im Auslande vor der Gefahr zu bewahren, seine Sprache und Art und den geistigen Zusammenhang mit dem Mutterlande allzuschnell zu verlieren. Alle Bestrebungen, die auf solche Abwehrmaßregeln hinzielen, verdienen die eifrigste

Förderung. Festreden und Verbrüderungen allein tun es freilich nicht. Auch die Machtstellung des Deutschen Reichs, die dem deutschen Namen nach 1870 eine ganz andre Achtung verschafft hat, als ihm in den beiden ersten Dritteln des neunzehnten Jahrhunderts zuteil wurde, reicht nicht aus, den Entdeutschungsprozeß unsrer deutschen Brüder in fremden Landen aufzuhalten. Vielmehr ist dafür die positive Arbeit im kleinen und kleinsten Felde nötig, eine Arbeit, deren Aufgabe es sein muß, Geist und Gemüt des Auslandsdeutschen mit tausend innigen Banden an das Vaterland zu fesseln.

Diese Arbeit ist, soweit sie von Deutschland selbst ausging, bisher fast ausschließlich vom „Allgemeinen Deutschen Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande" geleistet worden, der mit Hilfe einer großen Mitgliederzahl, eifriger Werbearbeit und vortrefflicher Organisation deutsche Schulen im Auslande in wohlbedachter und klug durchgeführter Weise unterstützt. Die Tätigkeit dieses Vereins ist unschätzbar, und es ist zu wünschen, daß es ihm gelingen möge, seine Mittel zu verdoppeln und zu verdreifachen, um den großen Bedürfnissen, denen er dient, in noch höherm Maße gerecht zu werden. Aber auch die Unterstützung deutscher Schulen im Auslande genügt noch nicht. Vielmehr scheint mir, als wenn ein überaus wichtiger Weg zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande bisher fast übersehen worden sei: ich meine die Gründung und Unterstützung von deutschen Auslandsbibliotheken mit guten deutschen Büchern.

Die Mehrzahl der deutschen Auswandrer und infolgedessen auch die Mehrzahl der deutschen Auslandsdeutschen setzt sich aus Kreisen zusammen, die eine höhere Schulbildung nicht genossen haben. Die Volksschule aber, die das junge Menschenkind bis zum vierzehnten Jahre modeln und bilden kann, ist natürlich nicht imstande, noch auf den Erwachsnen einen so starken Einfluß zu üben, daß er im fremden Lande alles daran setzen wird, in Sprache und Gesinnung gut deutsch zu bleiben. Erstreckt doch die Volksschule ihre Macht nicht mehr auf die Jahre, in denen sich der geistige Mensch erst wirklich heran- und herausbildet — die Zeit während und unmittelbar nach Erlangung der körperlichen Reife. Das Fortbildungsschulwesen aber ist im Deutschen Reiche noch keineswegs allgemein durchgeführt, und wo es besteht, noch nicht überall zu voller Blüte gebracht. Lesehunger allerdings und (was man natürlich noch viel höher einschätzen muß) Bildungstrieb sind allenthalben in unserm Volke vorhanden, und wo diesem Verlangen Nahrung zugeführt wird, da schlagen sie in hellen Flammen empor. Wenn aber jemand, der die Volksschule besucht hat, auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt jahrelang ohne geistige Anregung geblieben ist, so begnügt er sich schließlich damit, die Tageszeitung zu lesen und Kolportageromane oder Nick Carterhefte zu verschlingen, die ja ihren Weg durch Millionen von Kanälen überallhin finden. Wandert er aber aus, so kommt er im Auslande in noch größere Gefahr, geistig zu verflachen und zu veröden. Denn um wirtschaftlich im neuen Lande

vorwärts zu kommen, muß er sich ganz besonders anstrengen, und die wenigen Stunden, die ihm zur Erholung bleiben, wendet er nun, fern von der Heimat, in der Regel auch außerhalb des Bereichs irgendeiner deutschen Buchhandlung, nur dazu an, soweit er nicht in seiner Familie bleibt, hinter dem Bierglase zu sitzen und höchstens etwa eine Zeitung zu lesen (ein Glück noch, wenn es eine deutsche ist!) oder einem deutschen Turn- oder Gesangverein anzugehören.

Deshalb der Vorwurf, der den Deutschen im Auslande oft genug gemacht wird, daß sie nur Interesse für Biertrinken, Rauchen und Kegelschieben hätten. Darum auch die betrübende Tatsache, daß viele dieser Männer ihr Deutschtum nicht als köstliches Besitztum mit sorgsamen Händen festhalten, sondern es achtlos wegwerfen, um so schnell wie nur irgend möglich in der neuen Umgebung aufzugehn. Ist es doch eine allbekannte Erfahrung, daß sich zum Beispiel der deutsche Arbeiter in den Vereinigten Staaten schämt, wenn Amerikaner dabei sind, deutsch zu sprechen. Auch in der elektrischen Bahn radebracht er lieber ein schreckliches Englisch, obwohl er allein schon dessen Aussprache im Leben nicht mehr lernt, sondern z. B. statt the fortgesetzt se sagt. Daß ein solcher Mann nun auch nichts dagegen hat, wenn seine Kinder dem Deutschtum verloren gehn, ist selbstverständlich. Die Folge ist, daß die zweite Generation von dem, was Deutschtum heißt und was es den in Deutschland oder von deutschen Eltern gebornen bedeuten sollte, nicht die leiseste Vorstellung hat. Die machtvolle Assimilierungsarbeit nun gar, die zum Beispiel die nordamerikanische Volksschule leistet, läßt sich natürlich in Familien, in denen sich die Eltern ihres Deutschtums schämen, ganz und gar nicht bekämpfen.

Der Grund dieser beklagenswerten Haltung so vieler deutscher Auswandrer liegt meiner Ansicht nach darin, daß sie in keinem lebendigen geistigen Zusammenhange mit dem Mutterlande stehn. Sie sind ausgewandert, weil sie im Auslande besser vorwärts zu kommen hofften, und sie denken an das Mutterland nur mit der unbestimmten Sehnsucht zurück, daß dort ihr Heimatdorf liegt, dessen Kirchturm ihnen bei der Heimkehr vom Felde zuwinkte, dessen Gassen und Plätze ihnen vertraut waren, und wo das Haus stand, in dem sie selbst geboren sind, und in dem sie ihren Eltern die Augen zugedrückt haben. Persönliche Beziehungen dieser und jener Art knüpfen sie noch an die alte Scholle — aber ein geistiger Zusammenhang mit dem ganzen großen Vaterlande ist für sie nicht vorhanden. Kein Gefühlsband fesselt sie an die großen Schöpfungen der deutschen Literatur, von der sie meist nur noch die Namen Schiller und Goethe kennen. Denn lesen tun sie diese Dichter nicht mehr, schon weil sie meist nicht ein einziges Buch von ihnen besitzen. Von unsrer ganzen neuern Literatur aber kennen sie erst recht nichts — außer wenn einmal ein Roman unter dem Strich ihrer deutschen Zeitung abgedruckt war.

Wie ganz anders würde sich aber das Bild gestalten, wenn diesen Männern und ihren Frauen und Kindern gute deutsche Bücher in die Hand gegeben würden! Mit tausend Freuden würden sie nach ihnen greifen, um durch ihre Lektüre die Sehnsucht nach dem Vaterlande zu stillen. Schon innerhalb Deutschlands selbst ist der Lesetrieb ungeheuer groß: gibt es doch keine einzige Volksbibliothek im Deutschen Reiche, die nicht von Lesern überlaufen würde — vorausgesetzt, daß sie eine einigermaßen vernünftige Organisation hat. Im Auslande aber würden die Deutschen noch viel lieber lesen; nicht nur weil ihnen das Lesen in der fremden Sprache viel mehr Mühe macht als die Lektüre deutscher Bücher, sondern auch weil aus diesen alles das zu ihnen spricht, wonach sie sich im innersten Herzen sehnen. Der deutsche Wald, die deutsche Heide, das deutsche Dorf und die deutsche Kleinstadt, unsre Großstädte mit ihrem von den Städten des Auslands doch so sehr verschiednen Getriebe würden vor ihren Augen leibhaftig wieder erstehn. Sie würden sich in die großen Zeiten der deutschen Geschichte zurückversetzen lassen, würden mit Liliencrons „Kriegsnovellen" den Krieg 1870/71 mitmachen, mit Gustav Freytags „Ahnen" die Entwicklung einer deutschen Familie durch die Jahrhunderte hindurch verfolgen oder sich durch Theodor Fontanes „Grete Minde", diese prächtige, nach einer altmärkischen Chronik geschriebne Meisternovelle, das Herz rühren lassen. Und sie würden ihren Kindern, die vielleicht schon im fremden Lande geboren und aufgewachsen sind, zeigen: Hier könnt ihr lesen, wie es in Deutschland zugeht; in Deutschland, in dem die Bäche anders murmeln, die Wälder anders rauschen als hier; in Deutschland, wo unsre Eltern und Großeltern und vor ihnen alle unsre Vorfahren gelebt haben; in Deutschland, das wir, ach so gern, noch einmal sehen möchten!

Würde nicht die Möglichkeit, gute deutsche Bücher zu lesen, sie sich wöchentlich, möglichst sogar täglich einmal aus einer deutschen Bibliothek zu holen, unendlich viel Auslandsdeutsche samt ihren Familien vor dem schnellen Untergang im fremden Volkstum bewahren? Wir haben dieses gewaltige Mittel zur nationalen Rettung unsrer ausgewanderten Landsleute unbegreiflicherweise bis heute noch fast gar nicht angewandt, obwohl es eine unendlich kraftvolle Wirkung ausüben müßte, weil es sich an die stärkste Macht wendet, die wir im Menschenleben kennen: das Gemüt. Denn nur dort kann ja ein inniger Zusammenhang zwischen Menschen und Menschengruppen bestehn bleiben, wo sie nicht nur durch irgendein äußerliches Bindemittel, seien es nun wirtschaftliche Vorteile oder politische Zusammengehörigkeit, aneinander gekettet werden, sondern wo ihr Gefühl durch die gleichen Einflüsse erregt wird, wo ihr Gemüt auf dieselben Erregungen antwortet, und wo ihr Herz in demselben Gleichmaß schlägt.

Heute aber fehlt den Deutschen im Auslande dieses unentbehrliche Mittel, ihr Deutschtum festzuhalten, mit seltnen Ausnahmen ganz und gar. Gewiß gibt es hier und da im Auslande eine deutsche Bibliothek, die meist an eine

deutsche Schule angeschlossen ist, oft aber auch nur von einem gemeinnützigen und treu deutsch denkenden Manne verwaltet wird. Aber die Mittel, die zur Verfügung stehn, sind in der Regel zu klein, und die Bibliothekverwaltungen haben zudem noch mit einer andern Schwierigkeit zu kämpfen, die nicht zu unterschätzen ist: sie fühlen sich in der Auswahl der Bücher recht unsicher. Wie sollte auch der deutsche Lehrer oder Pfarrer oder gar der deutsche Kaufmann oder Farmer in den Ebenen Südrußlands oder in den Tälern des Balkans, auf dem Kamme der Anden in Peru oder in einer Salpetermine Chiles, auf einer kalifornischen Obstplantage oder auf einer Weizenfarm im Westen Kanadas die Möglichkeit haben, die richtige Bücherauswahl für die Ergänzung der deutschen Bibliothek mit einer beschränkten Summe zu treffen?

Um diesem Bedürfnisse abzuhelfen, möchte es die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel unternehmen, ausländische deutsche Bibliotheken mit guten Büchern zu unterstützen. Obwohl sie erst wenig mehr als sechs Jahre besteht, sind ihr doch schon so viele Bewerbungen ausländischer deutscher Bibliotheken zugegangen, daß sie einen tiefen Blick in deren große Notlage und in die geistige Not des Deutschtums im Auslande überhaupt hat tun können. Es sei ausdrücklich betont, daß es sich bei diesen Bewerbungen selbstverständlich nicht etwa um deutsche Klubbibliotheken handelt, sondern um das, was wir innerhalb Deutschlands „Volksbibliotheken" nennen würden, und was auch von den Deutschen im Auslande häufig so bezeichnet wird. Oft ziehen sie allerdings die allgemeine Bezeichnung „Deutsche Bücherei" oder „Deutsche Bibliothek" vor. Häufig ist die Bibliothek an die deutsche Schule oder an einen der deutschen Vereine angegliedert. Am besten zeigen vielleicht einige Zeilen aus den eignen Bewerbungen der Bibliotheken, wie notwendig ihre Unterstützung mit guten Büchern ist.

Aus der unendlichen Zahl von Bibliothekbewerbungen aus Österreich-Ungarn und der Schweiz irgendwelche herauszugreifen, erscheint mir überflüssig, da man ja allgemein in Deutschland weiß, wie sehr insbesondre in den national bedrohten Kronländern Österreichs und nun gar unter den in Ungarn lebenden Deutschen das Bedürfnis nach guten deutschen Büchern empfunden wird. Ich beschränke mich deshalb lediglich auf die Aufführung von Bibliothekbewerbungen aus dem weitern Auslande.

So schreibt zum Beispiel die Schulbücherei eines deutschen Vereins in den russischen Ostseeprovinzen: „Der neugegründete Deutsche Verein in Livland erlaubt sich an den löblichen Vorstand die ergebne Bitte zu richten, ihn bei seinem Vorhaben, an der von ihm neugeschaffnen deutschen Schule eine Bücherei zu errichten und eine Wanderbücherei für die kleinen livländischen Landstädte zu gründen, durch gütige Überlassung von Büchern zu unterstützen. Inmitten der Stürme der Revolution hat der das baltische Deutschtum zusammenfassende Bund sich ans Werk gemacht, die zerstörte deutsche Schule wieder aus den Trümmern der Russifizierungszeit erstehn zu lassen und durch Büchereien einem schwer empfundnen Bedürfnis abzuhelfen. Mit eignen Mitteln kann er aber bei aller Opferwilligkeit seiner Mit-

glieder nicht viel erreichen. Er appelliert daher an die Sympathie des Mutterlandes und hofft bei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung auf freundliche Berücksichtigung seiner vorgebrachten Bitte."

Aus Südrußland schreibt eine von der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung unterstützte kleine deutsche Volksbibliothek: „Eine Gruppe von Lehrern am hiesigen Platze hat unter dem Einflusse der Lesehallenbewegung für die deutsche kolonistische und reichsdeutsche Arbeiterbevölkerung eine Lesehalle eröffnet. Natürlich stehn ihr nur sehr geringe (Privat-) Mittel zur Verfügung. Etwa 200 deutsche Bände haben wir selbst geschenkt, aber das reicht bei der bedeutenden Nachfrage nicht weit. Deshalb erlaube ich mir die Bitte, unsre Lesehalle durch Zusendung der von Ihnen herausgegebnen Bändchen freundlichst unterstützen zu wollen."

Aus Belgien schreibt eine große deutsche Schule: „Die Zahl der hier lebenden Deutschen, besonders der in abhängiger Stellung befindlichen, ist sehr bedeutend (15000 nach vorsichtiger Schätzung). Mittel, mit dem geistigen Leben der Heimat Fühlung zu behalten, finden die meisten nicht. Eine solche in den Abendstunden benutzbare kleine Volksbücherei würde mit großer Freude aufgenommen werden und viel Segen stiften können. Es wäre schön, wenn Sie uns in diesen Bestrebungen unterstützen könnten."

Aus der Bukowina ging der Stiftung folgende Bewerbung zu: „Das Deutschtum hat hier einen schweren Kampf zu kämpfen. Rumänen, Ruthenen, Juden, Polen sind hier in überwiegender Majorität und suchen alle eifrigst, ihr nationales Bewußtsein zu stärken und in der Öffentlichkeit zur Geltung zu bringen. Seit mehreren Jahren besteht hier ein deutscher Verein, der in dankenswerter Weise die Interessen der Deutschen vertritt. Da jedoch die Deutschen zur Hälfte evangelisch, zur Hälfte katholisch sind, hat es für den interkonfessionellen deutschen Verein seine Schwierigkeiten, wirkliche Volksbibliotheken aufzustellen, die nach keiner Seite hin das konfessionelle Bewußtsein verletzen. Unsre Gemeinde besteht zum größten Teil aus Handwerkern und Grundwirten, die häufig schwer um ihre Existenz zu ringen haben. Die Erhaltung einer vierklassigen deutschen Schule nimmt alle Kräfte in Anspruch, sodaß für Anschaffung einer Gemeindebibliothek keine Mittel vorhanden sind; und doch sind ja gute Bücher ein vorzügliches Mittel, daß unsre Gemeindeglieder ihr Deutschtum bewahren. Ein kleiner Grundstock zu einer Volksbibliothek ist vorhanden, aber eben zu klein, um damit eine Bibliothek eröffnen zu können."

Von den zahlreichen Bewerbungen deutscher Volksbibliotheken auf der Balkanhalbinsel sei folgende angeführt: „Es leben hier viele Deutsche, die schon seit Jahrzehnten neben einer dürftigen Zeitungslektüre sich an Hintertreppen- und Kriminalromanen ergötzen. Da hier im Orient fast alle geistigen Genüsse Westeuropas nicht zu finden sind, ist das Lesebedürfnis wohl vorhanden; aber der Geschmack der Leute ist durch die genannte Lektüre sehr beeinflußt worden."

Die Zahl der Bewerbungen überseeischer Bibliotheken ist ganz besonders groß.

Aus dem brasilianischen Urwalde ging der Stiftung kürzlich folgender Brief zu: „Durch eine Berliner Zeitung auf die Stiftung aufmerksam gemacht, erlaube ich mir, im Namen vieler deutschen Landsleute die Bitte an Sie zu richten, uns hier im Urwald mit Lesestoff zu unterstützen. Wir haben hier viele deutsche Schulen, welche zahlreich besucht werden, aber es fehlt an der Nachbildung. Es gibt viele junge Leute, welche nichts zu lesen haben und das in der Schule Gelernte bereits vergessen haben. Deshalb haben wir hier einen Leseverein, doch richtiger gesagt einen Gesangverein, mit Bibliothek gegründet zur Förderung des Deutschtums und Pflege der Muttersprache. Jedes deutsche Menschenkind hat

freien Zutritt, und jedes Mitglied verpflichtet sich, zur Anschaffung neuer Bücher einen Beitrag zu leisten. Alle Mitglieder bekommen gratis Bücher auf acht bis vierzehn Tage geborgt. Ich selbst bekam von meinen Verwandten einige Bücher und Zeitschriften, welche schon ihrem Zweck übergeben sind. Bin nun neun Jahre hier im Lande und habe zur Genüge beobachtet, welche Früchte die Vereine und Bibliothek getragen haben. Früher sah man Neger und Mulatten mit den Schnapsgläsern in der Hand im Geschäftshause stehn, ebenso die Deutschen in geringerer Zahl. Aber heute sind die schwarzen und die gelben Menschen aus den Kolonien verdrängt, ebenso die Schnapsgläser, und die Deutschen haben Handel, Gewerbe und Landbau in ihren Händen. Sollte es möglich sein, uns in dieser Sache zu unterstützen, so wird der Dank von Hunderten deutscher Herzen nicht fehlen."

Auch aus Peru gehen Bewerbungen in Menge ein. Ein Beispiel: „In weiter Ferne, auf der südlichen Halbkugel, wo die Berge der Kordilleren den Himmel berühren und aus den Gletschern des Äquators die Wasser nach dem Amazonenstrom rasen, um sich ins Atlantische Meer zu ergießen und einst die Küste unsers deutschen Heimatlandes zu bespülen, haben sich Landsleute gefunden und einen Leseverein gegründet. Der Verein ist noch jung, die Mitglieder, meist noch nicht lange im Lande, arm. Da hören wir von Ihrer großherzigen Stiftung und wenden uns an Sie mit der herzlichen Bitte, uns doch etwas Lesestoff zu überlassen."

Nun endlich noch eine Probe aus den zahlreichen Bewerbungen, die aus Nordamerika einlaufen. Ich lasse dabei die Vereinigten Staaten mit ihren Hunderten deutscher Bibliotheken ganz aus dem Spiel. Nur einige Stellen aus dem Briefe eines deutschen Lehrers in einem deutschen Walddorfe Kanadas: „Gelegentlich meiner Durchreise durch Winnipeg nach meiner gegenwärtigen Stellung als Lehrer in der deutschen Kolonie besuchte ich den mir längst bekannten Herrn R. K. und war im höchsten Grade freudig überrascht, als ich von der gediegenen Schenkung erfuhr, welche Sie dem Alldeutschen Verbande in Winnipeg gemacht haben. Dieser Verein ist somit der einzige in dem sehr zahlreich von Deutschen bewohnten Winnipeg, welcher im Besitz einer deutschen Bücherei (denn so kann man Ihr Geschenk nennen) ist. Wenn irgendwo in der Welt ein Bedürfnis in betreff Hebung des Deutschtums vorliegt, so ist dies in Kanada der Fall, wo, wie sonst nirgends in der Welt, die Gefahr besteht, daß das Deutschtum im Engländertum untergeht. Das einzige Bollwerk gegen den Ansturm des eigenartig werbenden Anglokeltentums ist hier die Kirche, und die kann nur das Anglisieren der erwachsenen Deutschen verzögern, nicht aufhalten; sie kann aber das Aufgehen des Nachwuchses nicht verhindern, sodaß die deutsche Kirche immer mit der größeren oder geringeren deutschen Zuwanderung wachsen oder niedergehen wird. Die absolute politische Gleichberechtigung jedes »Foreigners« mit dem Engländer hierselbst hat selbstverständlich zur Folge, daß auch die deutschen Eltern ihren Kindern eine möglichst vollkommene englische Bildung zu verschaffen suchen, und dies geschieht um jeden Preis, auch unter Drangabe der Muttersprache; denn »Viel verdienen und möglichst wenig arbeiten wie der Engländer«, das ist auch die Losung der meisten Deutschen hierselbst. Das kann man aber nur erreichen, wenn man eben fertig Englisch spricht und schreibt; denn das öffentliche Leben ist englisch. Daß man Englisch auch erlernen und beherrschen kann, ohne seine deutsche Sprache aufzugeben, ist nur einzelnen der hiesigen Deutschen klar, denn das hiesige Deutschtum kommt nur zum geringsten Teile aus dem national starken und kulturell hochstehenden Deutschen Reiche, vielmehr rekrutiert es sich größtenteils aus dem analphabetischen und oftmals bedenklich am Niedrigen klebenden russischen, galizischen und rumänischen Deutschtum, welches von Idealgütern deutscher Kultur oder von der wirtschaftlichen Höhe Deutschlands glatt-

weg keine Ahnung hat. Keiner weiß dies so genau wie der deutsche Lehrer hierselbst, und solche gibts hier nicht viele; sie sind fast alle total unwissende Taglöhner, welche die deutsche Schulstube und die Naivität der Berufsberechtigten nur zeitweise dazu benutzen, um in Ermangelung eines anderen Erwerbs einmal zu »teachen«. Der Regierung können diese schreienden Zustände auf dem Gebiete der Schule nur recht sein; denn sie weiß sehr gut, daß nach Verstümmelung und Verderbung des Deutschen das Englische um so schneller Platz greifen muß. Diese Zustände sind nahezu allgemein; ich habe Manitoba und Saskatchewan kennen gelernt und bin nun seit 3 Wochen in obiger Stellung in der dritten Provinz Ontario. Wenn es nämlich ein Fleckchen Erde in Kanada gibt, welches imstande ist, sich des Fremdartigen zu erwehren, dann scheint mir dies unser Walddorf zu sein. Darum — und das ist der langen Rede kurzer Sinn — wenn Sie sich berufen fühlen, würdigen Deutschen im Auslande zur Erhaltung ihres Deutschtums beizuspringen, dann tun Sie es bitte in unserem Falle. Hier wohnen die Leute, welche eine Ahnung von »deutsch« haben, und welche fähig sind, den strahlenden Kern des urdeutschen Gemüts vom angloſächsischen Schachergeiste getrennt zu halten. Für unsere Zwecke sind irgendwelche deutschen Bücher belehrenden, unterhaltenden usw. Charakters angebracht, und wenn Sie uns auch einige Jugendschriften zukommen lassen wollten, so wäre damit auch die Errichtung einer kleinen Schülerbibliothek ermöglicht. Irgendwelche Verpflichtungen, die damit verbunden wären, wollen wir gern eingehen, wenn sie die Kraft einer jungen Kolonie nicht übersteigen. Vielleicht stehen Ihnen auch ältere Jahrgänge von Zeitschriften, vielleicht der Gartenlaube, Buch für Alle, Über Land und Meer oder dgl. zur Verfügung. Was Sie haben, ist angenehm, die literarische Kost ist im kanadischen Walde etwas schmal geraten."

Diese Proben werden genügen, um auf das deutlichste zu zeigen, wie ungemein tief das Bedürfnis nach guten deutschen Büchern von unsern Landsleuten im Auslande empfunden wird, und wie sehr sie sich danach sehnen, ihre gemeinschaftlichen Bibliotheken so ausgestalten zu können, daß sie zu einem Mittel werden, das Deutschtum zu fördern und zu stützen. Nun hat die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel es schon bei ihrer Begründung im Jahre 1901 ausgesprochen, daß sie ihre Tätigkeit entwickeln will, soweit die deutsche Zunge klingt. Aber in den Jahren ihrer bisherigen Wirksamkeit hat sich ergeben, daß die Bedürfnisse, denen sie zu dienen bestimmt ist, im Deutschen Reiche selbst und in Österreich-Ungarn und der Schweiz so außerordentlich groß sind, daß sie mit den verfügbaren Mitteln, so tief schmerzlich ihr dies auch ist, für das Deutschtum im weitern Auslande bisher nur sehr wenig tun konnte.

Ein Briefwechsel von Lothar Bucher im Ruhestand

Mitgeteilt von Heinrich v. Poschinger

1

othar Bucher, auch „die rechte Hand Bismarcks" genannt, gehörte zu jenen Naturen, denen nahezutreten nichts weniger als leicht war. Durch seinen hochinteressanten Beruf völlig absorbiert und durch mancherlei üble Erfahrungen gewitzigt, zog er sich, besonders in seinen spätern Jahren, von den Menschen fast ängstlich zurück, und es war nur ein kleiner Kreis Auserlesner, in dem er sich heimisch fühlte. Dazu gehörte vor allem sein langjähriger Kollege, der spätere Gesandte Heinrich von Kusserow, dessen Lebensgang — allerdings leider nur bis zu dem Zeitpunkte, wo er für eine kräftigere überseeische Politik zu wirken begann (1875) — im fünften Bande meines Bismarck-Portefeuilles Seite 96 bis 161 eingehend geschildert ist.

Die Bekanntschaft Buchers mit Kusserow reicht bis in die Zeit zurück, wo dieser, nach längerm Verweilen im auswärtigen politischen Dienst, in Berlin dauernden Aufenthalt nahm und zuerst unter Delbrück im Reichskanzleramte, danach (1874) im Auswärtigen Amte beschäftigt wurde. Von dieser Zeit umschlang beide Männer ein inniges Band, das durch eine fast tägliche Berührung in der Wilhelmstraße gefördert wurde und sich noch wärmer gestaltete, seitdem Bucher auch mit der ersten Gemahlin Kusserows, einer gebornen Springer und Adoptivtochter von Abraham Oppenheim in Köln, einer hochbegabten, liebenswürdigen und ein glänzendes Haus in Berlin führenden Dame innig befreundet worden war.

Erst in der Mitte des Jahres 1885 gingen die Wege der Freunde auseinander, da Kusserow die Stelle des preußischen Gesandten und bevollmächtigten Ministers bei den großherzoglich mecklenburgischen Höfen und den Hansestädten mit der Residenz in Hamburg erhielt, und der alte „Achtundvierziger" den Dienst im Auswärtigen Amte satt bekam und in den Ruhestand ging. An die Stelle der seltner werdenden persönlichen Berührung trat nunmehr eine schriftliche Aussprache, die sich in fünf Briefen Buchers an Kusserow, fünfzehn an seine erste und einem Brief an seine zweite Gemahlin, der leider viel zu früh dahingegangnen Witwe des früher in Hamburg wohnenden Kaufmanns Adolf Barting, einer ebenfalls hochbegabten Dame, verdichtete.

Wir lassen nunmehr Bucher selbst sprechen.

Berlin, Lützowstraße 39, den 27. Oktober 1885. Geheimrat Lothar Bucher an Frau von Kusserow:

Verehrte Freundin,

Am Sonnabend schlage ich ein großes Kreuz über Nr. 76*) und frage nun, ob es Ihnen gelegen sein würde, wenn ich am Sonntag Nachmittag 2 Uhr 45 M. auf zwei Tage bei Ihnen eintreffe, um Ihnen und den Ihrigen Adieu zu sagen, bevor ich auf so lange Zeit aus dem Gesichtskreise verschwinde. Ich rechne aber mit Bestimmtheit darauf, daß Sie es mir ehrlich sagen werden, wenn Ihnen wegen Einrichtungssorgen oder aus irgend welchen andern Gründen mein Besuch jetzt noch nicht bequem wäre. Auf alle Fälle mit herzlichen Grüßen der Ihrige

Bucher.

Clarens (Schweiz), Hotel Roy, den 15. Dezember 1885. Geheimrat Lothar Bucher an Frau von Kusserow:

Verehrte Gönnerin,

Jetzt werden Sie wohl die häuslichen Sorgen soweit überwältigt haben, daß ich Ihnen zumuten kann, einmal einen Brief zu lesen, in dem wahrscheinlich nichts stehen wird; denn was ich aus dem mir oktroyirten Exil zu berichten habe, eignet sich weniger für einen Brief als für ein Feuilleton, und ich habe mich in der That versucht gefühlt, zum Zeitvertreib mein altes Handwerk wieder aufzunehmen.

Ich ließ mich vorläufig hier nieder um in Ruhe zu überlegen, wohin weiter. Aber je mehr ich über Italien lese, desto zweifelhafter werde ich wegen der klimatischen Verhältnisse; so habe ich denn gedacht, das Bessere ist des Guten Feind, bin geblieben und werde auch noch einige Zeit bleiben — wenn meine Holländer nicht etwa ausziehen; und das ist eben das Feuilleton. Die Hausgenossenschaft besteht 1., aus einer Familie H...., Mama mit drei Töchtern, zwei abgewachsen, eine ein Backfisch von 10 Jahren. Mama eine Wienerin, Papa angeblich ein Italiener, Aufenthalt irgendwo in Frankreich. Meine Theorie ist, daß H...., dem Namen nach, ein Türke ist, daß die Mama einmal Marketenderin oder etwas der Art gewesen und wegen ihrer großen Schönheit gefeiert worden ist. Von den Manieren dieser Gesellschaft werden Sie sich einen schwachen Begriff machen, wenn ich erwähne, daß der Backfisch zuweilen bei Tisch von dem Stuhle verschwindet, unter der Tafel umherkriecht und wie eine Möve kreischt unter dem beifälligen Gelächter der Schwestern und der Mutter. Sie sprechen oder schreien vielmehr alle vier zu gleicher Zeit, zuweilen im Wiener Dialekt, zuweilen in einem garstigen, schnarrenden Französisch, und zwar mokieren sie sich mit Vorliebe über die anderen Tischgenossen, besonders über die Gesichter und die Toiletten der Damen. Eine französische Familie ist ihretwegen bereits ausgezogen; die Holländer sprechen davon, dem Beispiel zu folgen, in ein anderes Hotel oder an einen anderen Ort zu ziehen, und dann werde ich es auch so machen. Denn ein paar umgängliche Menschen, die auch hin und wieder Whist spielen, sind mir sehr nötig, wenn ich nicht in Hypochondrie verfallen soll. Abgesehen von einigen Leuten, die sich auf ihren Zimmern servieren lassen, beherbergt das Haus nur noch zwei mittelalterliche Engländerinnen, unprotected females, die sich anfangs wie Eisklumpen verhielten, neuerdings aber soweit aufgetaut sind, daß sie einem zuweilen das Menu zureichen.

*) In Nr. 76 der Wilhelmstraße ist die politische Abteilung des Auswärtigen Amtes untergebracht. Bucher hatte, als Vorläufer seiner Stellung zur Disposition, einen längern Urlaub angetreten.

Was sollte ich zwischen ihnen und den beiden H.... anfangen, besonders wenn das Tauwetter anhält und sie am Ende ganz zerschmelzen. Nach dem Zustande der Atmosphäre ist dazu allerdings keine Aussicht, denn es liegt Schnee, der mir übrigens sehr gut bekommt. Nun aber genug Feuilleton! Viele herzliche Grüße an die Ihrigen und alle guten Wünsche zum kommenden Jahre von Ihrem treu ergebnen Bucher.

Clarens, Hotel Roy, den 26. Dezember 1885. Geheimrat Lothar Bucher an Frau von Kusserow:

Verehrte Freundin,

Wenn das Stück Heimat, was Sie mir geschickt haben, mir herzliche Freude gemacht hat, so war ich wahrhaft gerührt davon, daß Sie beide in den vielbeschäftigten Tagen Sich die Zeit genommen haben, mir auch noch zu schreiben. Sie werden auch einmal, wenn Sie so nahe an die Siebzig sind wie ich, die Erfahrung machen, daß die frühesten Jugenderinnerungen bei irgend einem Anklange unwiderstehlich lebendig werden. So bin ich denn gestern an einer langen Reihe von Weinachtsbäumen vorübergegangen, an einer Kiefer, unter der im Jahre 1822 ein Lämmchen weidete, wie der Drechsler es heute noch auf dem Weinachtsmarkt feil hält, an dem Weinachtsbaum in Versailles und den Tannenwaldungen in der Königgräzer und der Thiergarten Straße. In dieser Stimmung wollte es mir nicht in den Sinn, den Baum auf meinem einsamen Zimmer anzuzünden; ich fragte die Holländer, ob es ihnen recht wäre, die Feier in ihrem Privatsalon abzuhalten und sie gingen gern darauf ein, weil sie nie einen deutschen Weinachtsbaum gesehen hatten. — Die Holländer kennen die Sitte nicht, machen überhaupt aus Weinachten nichts, sondern beschenken sich am 5. Dezember. Wir haben die Wachslichter halb herunter brennen lassen und dazu Whist gespielt. Ich muß Ihnen aber doch die Familie ordentlich vorstellen. Also erstens Madame la Douarière van der Brandeler née van Hogendorp, Wittwe des Bürgermeisters von Leyden. Zweitens ihre Tochter. Drittens ihr Schwiegersohn Simondt, Verwandter der Simondt Collection, Offizier, der wegen eines Halsleidens hierher geschickt ist.... Alle drei haben eine sterbliche Freude an dem Baum gehabt und mich gebeten my Kind friends — wir sprechen in der Regel englisch — das wissen zu lassen. Die sehr gelungenen Photos dieser Kind friends habe ich ihnen gezeigt. Heute Abend wird der Baum wieder angezündet und zwar in Gegenwart der aufgethauten Engländerin. Sie hat sich inzwischen der Frau Simondt genähert und ihr gesagt, sie verhielte sich nur deshalb so ruhig, weil sie mit einer andern Engländerin im Hause absolut keine Berührung haben wolle. Von der Anderen kann ich nur sagen, daß sie nach ihrem Aussehn einmal sehr hübsch gewesen sein kann, daß sie nach ihren Gesprächen längere Zeit in Rußland und Italien gelebt haben muß, und daß wir nicht wissen, ob sie Mrs oder Miss ist. Sie spricht mit Vorliebe französisch und sagt moa. Die Aufgethaute weiß offenbar mehr über sie, will aber nicht mit der Sprache heraus. Gefundener Stoff für eine Novelle! Die Familie H.... ist noch immer vorhanden, obwol uns der Wirth von Woche zu Woche auf ihre Abreise vertröstet. Auf meinen Antrag ist durch zwei leere Stühle an jeder Seite des Tisches eine neutrale Zone hergestellt worden.

Meinen herzlichsten Dank Ihnen beiden für die neuen Beweise Ihres Gedenkens und Ihrer Freundschaft und viele Grüße an die Kinder. Die Anlagen sind für die Kolonialakten bestimmt. In aufrichtiger Ergebenheit Bucher.

Nachschrift. Ich kann die Anlagen, ein paar spaßige Negerbilder, leider nicht finden.

Clarens, Hotel Roy, den 22. Februar 1886. Geheimrat Lothar Bucher an Frau von Kusserow:

Verehrte Freundin,

Nachdem ich Ihnen zum letztenmal geschrieben, traf noch ein reizendes Postskript zu Ihrer christmasbox ein, und ich schäme mich wenn ich bedenke, wie lange ich mit der Antwort darauf gezögert habe. Wenn Sie über unser Klima so genau unterrichtet wären, wie ich durch die Seewarte über das Wetter in Norddeutschland, so würden Sie meine Entschuldigung errathen. Wir haben hier einen sibirischen Winter durchgemacht und sind ihn noch nicht los. Seit dem 20. Dezember tiefen Schnee und bittere Kälte, selten durch ein oder zwei wärmere Tage unterbrochen, welche nur die Wirkung hatten, die Oberfläche des Schnees in Eis zu verwandeln. Noch in der vorigen Woche hat das Minimal-Thermometer während der Nacht — 10° C. angezeigt. Die Sonne haben wir manchmal 14 Tage nicht gesehn, so daß ich glaubte, sie sei durch eine himmlische Revolution, wie solche in dem Sternnebel der Andromache kürzlich vorgekommen ist, gänzlich alle geworden. Mein kleiner Kamin, mit feuchtem Holz gefüllt, war machtlos; wenn ich lesen wollte, steckte ich die Kniee und die Hände hinein, das Buch wie ein fire-screen haltend. Der einzige warme Raum im Hause ist der gemeinschaftliche Salon, in welchem sich die zwanzig bis vierunddreißig Pensionäre zusammendrängen und ein solches Geschnatter in Englisch, Holländisch und Französisch — ich bin der einzige Deutsche — vollführen, daß man weder Ruhe noch Platz zum Schreiben findet. Heute ist endlich klarer Himmel und eine Temperatur von + 6°. Ich habe den Tisch zwischen den Sonnenschein und den Kamin geschoben und meine Finger tüchtig massirt und so hoffe ich endlich einen Brief zu Stande zu bringen. Ich nehme mir vor heiter zu schreiben, bin aber in der That durch dieses Wetter und die Unmöglichkeit einer vernünftigen Beschäftigung so verstimmt, daß ich mir oft großen Zwang habe anthun müssen, um nicht Hypochonder zu werden.

Nachdem der Weinachtsbaum zum zweiten male gebrannt hatte und moderirt verwüschtet d. h. geplündert war, habe ich ihn, da ich ihn doch nicht mitnehmen kann, dem kleinen Jungen des Wirths geschenkt; er ist dann zum drittenmal angezündet worden und wird noch manches Jahr Freude machen. Die Marzipan-Schweine wurden am Sylvesterabend geschlachtet und zerlegt. Zu viel Scherz gaben die Aale Anlaß. Madame Simondt, die ich Ihnen vorgestellt habe, hat eine komische Manier, sonderbare Wünsche zu äußern. So hatte sie einmal gesagt, sie möchte mal die Seeschlange sehen; ich stellte ihr daher die Aale als die Jungen dieses Ungeheuers vor, und sie fand an den Thierchen solches Wohlgefallen, daß sie an der Vertilgung derselben kräftig mitgewirkt hat.

Die Familie H.... ist nach Verübung unglaublicher Unnützigkeiten im Januar abgezogen. Dafür sind eine Masse Engländer eingezogen, darunter zwei Generale, die nach langer Dienstzeit in Indien ihren Abschied genommen haben und mir nunmehr schätzbare Information liefern, die in Zeitungen und Büchern nicht zu finden ist.

Da in der ganzen Welt schlechtes Wetter ist, so werde ich wol hier bleiben, jedoch, wenn der Frühling sich endlich einstellen sollte, etwas höher gehen, nach Glion oder Les Avants, um à bracing air zu finden, die mich gegen die Hypochonderie schützen würde.

Herzliche Grüße für den Gatten und alle guten Wünsche für alle die Ihrigen. In alter Ergebenheit Bucher.

P. S. Diese verkrüppelte Primel habe ich unter dem Schnee hervorgescharrt.

Berlin, Lützowstraße 39, den 2. Mai 1886. Geheimrat Lothar Bucher an Frau von Kusserow:

Verehrte Freundin,

Ihr Brief vom 24. ist mir hierher gefolgt, wo ich am 28. eingetroffen war. Auf Anlaß des Todesfalles*) habe ich Ihnen nicht geschrieben; Sie wissen ja, welchen herzlichen Antheil ich an Ihrem Schmerze nehme und wie sehr ich selbst Ihre Schwiegermama betraure, von der ich alle die langen Jahre her soviel Freundlichkeit und Güte erfahren und mit der ich in den letzten Wintern Leid und Freud getheilt habe. Ich gehe jetzt selten die Treppe hinab, ohne daran zu denken, wie oft ich mir an ihrer Geduld und Ergebung auf der Treppe in der Königgräzerstraße im Stillen ein Beispiel genommen habe. Ihre Schwägerin**) habe ich gestern gesehen und sehr angegriffen gefunden, wie das nicht anders zu erwarten war, überdies war sie in Unruhe über Ferdinand, der, wie Sie wissen werden, durch einen Gichtanfall in Rügen zurückgehalten war, gestern erwartet wurde, aber so unklar telegraphiert hatte, daß man nicht wußte, mit welchem Zuge er reisen würde. Spät am Abend lief endlich die Nachricht ein, daß er um 11 Uhr ankommen würde. Woher hat der junge Mann die Gicht? Mit der meinigen geht es; die kleine blaue Primel unter den anliegenden Blümchen habe ich von einem 4000 Fuß hohen Berge geholt in Begleitung eines englischen Generals. Es gab deren zuletzt vier in der Pension, von denen zwei nach langer Dienstzeit in Indien eben nach Europa zurückgekehrt waren, lauter umgängliche Leute. Einer hatte zwei niedliche Backfischchen, in Kandahar und in Lahore geboren und daher unter den Bezeichnungen the litle Afghan und the litle Punjabee gehend. Beide haben mir ihre Photos verehrt.

Den Fürsten habe ich noch nicht gesehen, aber von Rantzau erfahren, daß er mir weiter keine Schwierigkeiten machen will. Die Geschäfte müssen diesen Winter sehr unerquicklich gewesen sein, Balkan und Kirchenfrage. Wohl Ihrem Gatten, den ich vorläufig herzlich grüße, daß er mit faßbareren Dingen zu thun hat. Bei Räthen und Büreaubeamten habe ich eine gedrückte Stimmung wahrgenommen. Auch N. dürfte nicht zufrieden sein und weniger übermüthig als zu Zeiten seines Gönners Paul,***) er ist bei Vertheilung meines Nachlasses ganz leer ausgegangen. Vorläufig habe ich nach so langer Abwesenheit allerlei im Hause zu kramen und Correspondenzreste zu erledigen; nachher werde ich mir im Staatsarchiv Arbeit suchen, auch das Botanisieren fortsetzen, was ich als Student 1836 angefangen hatte. Der Grunewald ist ja jetzt so leicht zugänglich gemacht.

Viele Grüße an die Kinder, deren Pantoffeln mir in Clarens sehr wohl gethan haben. Ganz der Ihrige Bucher.

Schloß Groß-Peterwitz, den 15. Juli 1886. Geheimrat Lothar Bucher an Frau von Kusserow in Bassenheim bei Koblenz:

Verehrte Freundin,

Da Kürschner Ihnen nicht verrathen wird, wo Peterwitz liegt, so muß ich es thun. Es liegt bei Canth, welches sich wieder in der Nähe von Breslau befindet und gehört Stirum,†) bei dem ich seit vielen Jahren wieder auf einige Tage zu Besuch bin. — Nadelspitze Feder, mit der ich nicht schreiben kann. — Ich führe

*) Gemeint ist das Ableben von Kusserows Mutter.
**) Frau Geheimrat von Hansemann.
***) Graf Paul Hatzfeldt, der frühere Staatssekretär des Auswärtigen Amts.
†) Graf Limburg-Stirum, lange Jahre Kollege Buchers im Auswärtigen Amte.

das in Schlesien übliche Schlaraffenleben, bei dem man die Zeit vergißt, erinnere mich aber doch, daß ich Ihnen heute meinen herzlichen Glückwunsch schicken muß, wenn er rechtzeitig ankommen soll. Ich hoffe ihn nächstens mündlich wiederholen zu können. Anfangs nächster Woche gehe ich auf einige Tage nach Berlin zurück wegen einer kleinen Arbeit, die ich zum Druck gegeben habe und dann nach Laubbach,*) um mich noch einmal mißhandeln zu lassen. Nachher denke ich in die Schweiz zu gehen, um mein Herbarium zu vervollständigen. . . .

Der vierspännige Blumenkorso in Breslau, über den Alles Kopf steht, wird Sie nicht interessiren.

Meine Empfehlung an Ihre Mama und viele Grüße an alle Freunde incl. Cäsar.

Also auf Wiedersehn getreulich der Ihrige Bucher.

Laubbach, den 6. August 1886. Geheimrat Lothar Bucher an Frau von Kusserow:

Verehrte Gönnerin,

Es geht mit Laubbach wie mit Karlsbad, bei der Wiederkehr der Jahreszeit fühlt man ein prickelndes Verlangen, die Kur zu wiederholen, auch wenn Einem nichts Besonderes mehr fehlt, was ich jetzt von mir sagen kann. So habe ich mich denn zum viertenmal, jedoch nur für einige Wochen, in dieser Straf- und Besserungs-Anstalt eingefunden, obgleich eigentlich ein stärkerer Zug nach den Bergen geht. In der ersten Hälfte des September denke ich ihm auch nachzugeben und ins Rhonethal zu gehen, wo ich an einem schönen Punkte, 4000 Fuß über dem Meere, einige meiner in Clarens gewonnenen englischen Freunde zu finden hoffe. A propos, Sie haben mir gar nicht gesagt, wie Ihnen die beiden indischen Backfische gefallen. Ich kann mir das freilich erklären; denn wie ich mit Bedauern gehört habe, sind Sie wieder vom Fieber geplagt.

Den Gatten habe ich gestern in Berlin gesehen, wo er seine Vertretung so nach Wunsch geordnet hat, daß er zur Hühnerjagd eintreffen kann. . . .

Meine vorjährigen holländischen Bekannten sind zu Anfang der Woche alle abgereist; ich werde mich erst wieder anzufreunden haben. Eine vorläufige Inspection der Gesellschaft, die ich während des Mittags vorgenommen habe, eröffnet keine günstige Aussicht — viele Mynheers, die aber nicht umgänglich aussehen, und mehrere Damen in Rollstühlen.

Wenn ich Sie einmal Sonntags besuchen darf, so, bitte, schicken Sie mir nicht das Fuhrwerk; ich weiß, daß man auf dem Lande die Herrn Pferde nicht gern so anstrengt wie in der Stadt.

Die Affaire W. G. und B.**) ist durch Vermittlung von Saurma gütlich beigelegt. Der auf dem Großglockner verunglückte Pallavicini ist der Schwager von Berchem.***)

Mit Empfehlungen an Ihren Mann Immer der Ihrige Bucher.

Berlin, den 26. Oktober 1886. Geheimrat Lothar Bucher an Frau von Kusserow:

Verehrte Freundin,

Der Director der Ober-Rechenkammer in Potsdam, Messer, mein Kamerad in der Elementarschule, auf dem Gymnasium, auf der Universität und am Oberlandes-

*) Bekannte Kuranstalt des Dr. Gütermann, in der Bucher viele Jahre Heilung gegen seine gichtischen Anfälle suchte.

**) ? ?

***) Graf Berchem, Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amte.

gericht, hat mich zu seinem heutigen Geburtstage eingeladen. Ich habe zugesagt, mit dem 3 Uhr Zuge zu kommen und mich unterwegs seiner alten, hier lebenden Schwester anzunehmen.

Wenn Sie etwa Ihre Abreise verschieben und mich vielleicht auf heute Nachmittag entbieten, so würde ich nicht erscheinen können; und um nicht contumacirt zu werden, schreibe ich diesen Brief in Vorrath, sodaß ich ihn eventuell ohne Verzug Ihrem Boten geben oder um 2 Uhr durch meinen Diener abschicken kann. Eventuell also Adieu und herzliche Wünsche für die allseitige Gesundheit in diesem Winterwetter! Immer der Ihrige Bucher.

Berlin, den 18. Dezember 1886. Geheimrat Lothar Bucher an Frau von Kusserow:

Verehrte Gönnerin,

Ihr gütiges Billet fand mich mit dem Coursbuch beschäftigt, in welchem ich mir einen Weinachtsausflug aussuchen wollte, etwa Dresden oder Kassel. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie gern und mit wie vielem Dank ich Ihre Einladung annehme. Ich werde am 24. Nachmittags eintreffen und im Hôtel d'Europe, welches meiner Erinnerung näher bei Ihnen ist, absteigen. Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie der Sicherheit wegen vorher ein Zimmer für mich bestellen lassen.

Also mit herzlichen Grüßen an alle auf Wiedersehn! Immer der Ihrige Bucher.

Berlin, Lützowstraße 39, den 5. Januar 1887. Geheimrat Lothar Bucher an Frau von Kusserow:

Verehrte Gönnerin,

Das Kleideralbum muß aus Duderstadt verschrieben werden, woher sonst nur wandernde Musikanten zu kommen pflegten. Ich benutze aber gleich die kleine Sendung an Stina, um Ihnen mit meinem herzlichsten Danke für alle Ihre Güte und Liebenswürdigkeit einige Beiträge zu Ihrer Schriftensammlung zu schicken. Das Billet von Mazzini (sehr selten) werden Sie nicht entziffern können; die Abschrift, die ich davon behalten habe, weist auch einige Lücken auf. Den Brief von Lasalle hatte ich schon vor langer Zeit für Autographensammler bei Seite gelegt und deshalb zwei Zeilen herausgeschnitten, welche eine freundschaftlich übertriebene Anerkennung enthielten. Aus dem Briefe von Kinkel sollte ich eigentlich einen ehrlichen Ausschnitt machen; es würde dann aber gar zu wenig übrig bleiben. Der zerfetzte Brief ist von Löwe, dem Präsidenten des Stuttgarter Rumpf-Parlaments, später bekannt als Löwe-Calbe, vor einigen Wochen verstorben. Die übrigen Briefe erfordern keine Erläuterung. Ich freue mich jetzt ein Gebiet zu wissen, auf welchem Sie noch nicht alles Mögliche und Unmögliche besitzen und werde ferner auf Autographen fahnden. Wenn ich, was nicht wahrscheinlich ist, einmal Veranlassung haben sollte, den einen oder andern Brief einzusehen, so weiß ich ja, wo sie sind. ...

Mit herzlichsten Grüßen von der ganzen Tafelrunde, in Eile Ihr aufrichtig ergebener Bucher.

Zur Entwicklung der deutschen Kunstballade

Von Wolfgang Wustmann

an kann kaum über die Ballade sprechen oder schreiben, ohne versucht oder sogar gezwungen zu sein, diese Dichtungsgattung zu definieren. Da es aber schwierig und auch praktisch bedeutungslos ist, den Begriff der Ballade vom epischen Gedicht überhaupt scharf abzugrenzen, so will ich einen einfachern Weg wählen und nur von solchen Gedichten sprechen, die ihre Schöpfer selbst für Balladen erklärt und die auch zu ihren Zeiten zweifellos als solche gegolten haben. Der große Dichter wird im Zweifelsfalle selbst dem großen Kritiker gegenüber im Rechte sein, wenn er sein Gedicht als Ballade bezeichnet, und der Kritiker ihm beweisen will, daß es keine Ballade sei. Andrerseits ist die Ballade zu allen Zeiten etwas andres, sie ist der Entwicklung unterworfen gewesen wie jede Kunstform und kann nicht in ein dem Geschmack einer Zeitwelle entsprechendes Begriffsgewand gezwängt werden.

Die deutsche Ballade als Kunstform beginnt ihren Siegeszug erst mit Bürger, der auch heute noch vielfach als Urbild des Balladendichters gilt. Man hat nämlich oft als den integrierenden Bestandteil der Ballade die Handlung hingestellt. Und hierfür dient allerdings Bürger sogleich als Hauptbestätigung. In seinen Balladen ist allerwärts Handlung, und die Handlung ist alles. Kann es lebhaftere, bewegtere Handlung geben als in seiner Lenore, die schon mit dem heftigen Auffahren eines von Sehnsucht und Hoffnung erregten Menschenkindes aus quälendem Halbschlummer anhebt, wo der neue Tag, wobei wir vielleicht schon das „Paukenschlag und Kling und Klang“ aus der zweiten Strophe ergänzend hinzunehmen dürfen, mit neuem Hoffnungsstrahl durchs Herz zuckt. Und nun rollt sich mit der Hast von Kinematographenbildern die ganze Handlung ab, der Einzug, das ängstliche Fragen, die Verzweiflung, das aufgeregte Wechselgespräch mit der Mutter, die unheimliche Ankunft des Geliebten und endlich der Seele und Sinne erregende Todesritt.

Die Bürgersche Handlung ist aber zugleich anschaulich. Man denke an die Strophe im Lied vom braven Mann:

Rasch galoppiert ein Graf heran,
Auf hohem Roß, ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es voll und straff. —
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt.“

Es gibt treffliche Bilder zu diesen Bürgerschen Balladen, die mit ihrem reichen Situationswechsel geradezu eine Bilderreihe vor den Leser hinzaubern. Man vergleiche mit dieser Schilderung etwa die verwandte Anfangssituation im Taucher, und man wird zugeben müssen, daß die Schillersche Darstellung weit weniger eine bestimmte Vorstellung in uns erweckt. Auch hat diese Situation noch keinen Maler zum Nachschaffen begeistert.

Bewegte, anschauliche Handlung gibt also Bürger, und zwar wirkt er durch äußere Mittel steigernd, besonders erregungsteigernd auf den Leser, so durch kurze Sätze, Ausrufe, Verdoppelungen usw. Er setzt lieber eine Halbzeile zweimal, als daß er sie zur Zeile erweiterte, er hat eine besonders starke Vorliebe für Klangmalerei, aber auch ein feines Gefühl für den Assoziationswert der Worte. Endlich unterstützt ihn der Rhythmus. Er verwendet für seine lebhafte Schilderung fast nur zwei Formen, den vierfüßigen amphibrachischen Vers (Lenardo und Blandine), dann mit dreifüßigen gemischt (Des Pfarrers Tochter von Taubenheim), sehr wirkungsvoll zu den refrainartig gestalteten beiden letzten Zeilen der Strophe verwandt im Lied vom braven Mann. Die andre Form ist der kurzatmige vier- und dreifüßige Jambus in sieben- oder achtzeiliger Strophe wie in Lenore, dem Wilden Jäger, der Entführung, Grafen Walter u. a. Daß er auch gern wieder verwandte Vorwürfe für seine Schilderungskunst wählt, wie den wilden Ritt außer in der Lenore im Wilden Jäger, in der Entführung, im Lied von der Treue, zeigt zugleich die Stärke und die Grenze seiner Begabung.

Goethe hat sich in seinen Balladen mehrfach an Bürger angeschlossen. Insbesondre hat er den amphibrachischen Vers aufgegriffen und im Totentanz, im Hochzeitslied, im Getreuen Eckart und in der Ballade vom vertriebnen Grafen verwandt. Der Ideenkreis dieser Gedichte steht zudem dem Bürgerschen nahe, Spuk und Gespenster spielen darin eine Rolle, aber auch die Sprache ist der Bürgerschen verwandt. Wir finden dieselbe lebhaft geschilderte Handlung, besonders im Totentanz, im Hochzeitslied, dieselben hastenden Halbzeilen, die Wiederholungen von Worten, sogar von solchen, die im Reim stehn (Bier, Graus im Eckart, Kind, Geschlecht in der Ballade) dieselbe Tautologie des Ausdrucks: Ins Bett, ins Stroh, ins Gestelle — ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann. Als rhythmische Parallele zum Lenorentypus wieder wäre der Sänger und besonders der Untreue Knabe zu nennen. Die meisten der angeführten Gedichte zeigen uns aber zugleich deutlich, was die Goethische Ballade von der Bürgerschen scheidet, was hinzukommt, zwar nicht überall, aber wo es vorhanden ist, ganz wesentlich ist, während es bei Bürger nie zu finden ist. Es ist kurz gesagt: der Mensch. Nicht ein irgendwie vom Dichter gesehener und beschriebner Mensch, sondern der Dichtermensch selber; das Persönliche tritt aus dem Dichter in seine Menschen hinein. In allen Gedichten ist nicht das wichtigste die Erregung einer immerwährenden Spannung und Aufregung im Hörer oder eine dürftig zwischen die Dichtungszeilen hineingewebte Moral,

sondern es geht das Wichtigste immer von den handelnden Personen selbst aus. Es geht durch das Medium der Individualitäten. Es ist nicht mehr die Handlung allein, die geschildert wird, sondern das Wesen, das in die Handlung eingeht, sei es Mensch oder Meerweib, Kind oder Blume, Geist oder Gerippe, wird bei seinem Denken belauscht. Der Dichter entäußert sich der Zuschauerperson, um in seinem Gebilde um so lebendiger zu werden. Er räsoniert nicht, er erlebt.

In Bürgers Lied vom braven Mann ist fast die ganze erste Hälfte der Schilderung der Naturereignisse und der Wirkung dieser auf die bedrängte Zöllnerfamilie gewidmet. Goethe verwendet in Johanna Sebus für die fortschreitende Zerstörung nur den vorgesetzten refrainartigen Zweizeiler und erreicht dadurch, daß er Momentbilder gibt, eine um so größere Wirkung. Dafür schildert er aber die Wirkung auf die Betroffnen, gerade umgekehrt wie Bürger, der hierzu den etwas stereotypen Refrain ohne eigentliche Steigerung verwendet, in der vollen Breite des Gedichts, und es ist alles so bis aufs Detail beschrieben, daß der Phantasie dabei kaum mehr ein Spielraum bleibt. Dieses Detail aber ist die Folge des innigen Miterlebens der Handlung.

Und wie spielt sich speziell diese Handlung ab? Durch Reden, wie im Drama. In den meisten Goethischen Balladen erfahren wir, was vorgeht, aus dem Munde der Beteiligten, so im Erlkönig, im Zauberlehrling, im Eckart, im Vertriebnen Grafen, im Sänger, viele sind reine Monologe (Schatzgräber, Vor Gericht), andre Dialoge (die Mülleringedichte). Bürger läßt den braven Mann stumm in sechs Zeilen sein Rettungswerk vollbringen, dann verabschiedet er sich, mit vier Zeilen, die so trocken und erdacht sind, daß es der Dichter für nötig gehalten hat, den Ton danebenzusetzen, worin sie gesprochen zu denken sind. Bei Goethe redet erst Suschen, abwechselnd mit den Stimmen der Bedrohten und der Zuschauer; aber ihre Stimme dringt durch: Zum Bühle, da rettet euch! sie befiehlt, ordnet an, handelt redend. Dann redet Goethe aus der Seele des Zuschauers. In heller Begeisterung verkündet er, was er erlebt, während sich Bürger zwischenhinein mit „seinem Sang" unterhält und ihn wie ein Bauer sein Pferdchen antreibt.

Was nun aber außerdem die Goethische Ballade weit über die Bürgersche erhebt, ist die Sprache. Nicht nur aufgesetzte Sprachkunstmittel zur Unterstützung der Wirkung, nicht nur treffende, packende Bilder gibt er, sondern die ganze Handlung offenbart sich geradezu durch die Kunst der Sprache. Es ist alles mit Poesie buchstäblich durchtränkt. Bürger ist eigentlich vollkommner Naturalist in der Art, wie seine Leute sprechen. Bei Goethe sind die Personen vor allem die Träger des poetischen Elements, sie reden dichterisch. Bürgers Leute reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, sie fühlen nicht die Blicke der Kunstrichter auf sich ruhen. In ihren Gesprächen ist auch keine Entwicklung, man hört nur ein Auf- und Abwogen der Erregung.

Man vergleiche besonders die Liebesgespräche in Lenardo und Blandine. Selbst die gefeierte Lenore muß hier bedeutend hinter dem doch recht situationsverwandten Erlkönig zurückstehn. Der Dialog zwischen dem Reiter und seiner Begleiterin ist absichtlich stereotyp gehalten; aber es war das auch zugleich das bequemste. Nun sehe man die meisterhafte Entwicklung des Dialogs in den wenigen Versen des Erlkönigs. Die Länge der Perioden, in denen gesprochen wird, verschiebt sich. Erst entgegnet der Vater einzeilig, dann zweimal zweizeilig. Zugleich steigert sich die Erregung in der Sprache, beim Kinde schon vom ersten „Vater“ zum spätern verdoppelten „mein Vater“, beim Vater steigt sie erst zur doppelten Beruhigung, um sich ihm nachher auch in der Anrede „mein Sohn, mein Sohn“ mitzuteilen und seiner Erwiderung die schärfere Form: „ich seh es genau“ zu geben. Endlich die Steigerung beim Erlkönig selbst von der ersten Aufforderung zur lockenden Frage und zum räuberischen Begehren. Hier ist zugleich die Periode des Erlkönigs verkürzt und mit dem letzten Ausrufe des Knaben zu einem dramatischen Aufeinanderplatzen in eine Strophe geknüpft. Endlich das Ganze umrahmt von den schildernden Versen am Anfang und am Schluß. Der Erlkönig ist gewissermaßen eine Synthese aus der wilden Bürgerschen Ballade und dem Goethischen strengen Schönheitssinn.

Aus den beiden Elementen, dem innigen seelischen Erleben und der Sprachschönheit, erklärt sich auch, daß Goethes Balladen beim Hören so stark wirken, ja daß sie durch die Musik zum Teil noch eine herrliche Ergänzung finden. Aber dies hohe Mitschwingen der Seele läßt auch alles matt erscheinen, was die anschauende Phantasie hier etwa dazutun möchte. Vom Erlkönig haben wir eine ebenbürtige Komposition, aber nur sehr schwache Bilder. Man denke an das Schwindsche.

Bürger schildert die Handlung, Goethe erlebt sie, Schiller verweilt vor ihr in pathetischer Betrachtung. Lehrreich ist in dieser Beziehung schon ein Vergleich des ersten Balladenstoffes, den Schiller verarbeitet hat, der Kindesmörderin mit des Pfarrers Tochter von Taubenheim und dem Gretchen im Faust. Goethe läßt uns den ganzen Jammer der verzweifelten Seele fühlen, Bürger bringt die grauenvolle Tat selbst mit furchtbarer Deutlichkeit vor unser inneres Auge, Schiller schildert sie als eine Reminiszenz und verweilt in jedem Augenblicke, um bald pathetische Verwünschungen bald gedankliche Konsequenzen einzuflechten. Er wählt die auch noch später für ihn charakteristische Form des Monologs in Verbindung mit dem für die Jugendperiode charakteristischen Rhythmus des höchsten Pathos, den fünffüßigen Trochäen. Dies Pathos der sittlichen Überzeugung, der Klage, des Schmerzes, das hier noch rein herrscht, wird nun später bei Schillers Balladen durch die Philosophie gemildert und verschönt. Wie es in der Lyrik über die Resignation zum Ideal und dem Leben geht, so kommt das monologische Epos über die Klage der Ceres zur Kassandra und der balladische Stoff über Pegasus im Joch

und die symbolische Erzählung zu den großen Balladen vom Taucher bis zum Grafen von Habsburg. Es ist auch äußerlich betrachtet gar nicht möglich, zwischen den Schillerschen Balladen und Monologen eine Grenze zu ziehen. Man kann sie vielmehr mühelos in eine Reihe bringen nach dem steigenden Anteil, den das gesprochne Wort und die Betrachtung im Vergleich zur Handlung in der Dichtung einnimmt. Hero und Leander bildet das Schlußstück in der Kette von epischen und monologischen Gedichten, Schiller nennt es noch Ballade, und doch ist es fast ganz durch den Monolog der Hero ausgefüllt. Auch in den Kranichen spielt das monologische Element eine kurze, aber wichtige Rolle, es spielt auch noch in den Taucher hinein. Hier gewinnt aber die Begebenheit die Oberhand. Andre Zwischenstufen zeigen der Kampf mit dem Drachen und der Graf von Habsburg, bei denen der wichtigste Teil der Begebenheit erst durch eine eingeführte Person erzählt wird, bis wir im Handschuh, im Ring des Polykrates, im Gang nach dem Eisenhammer und am gewaltigsten in der Bürgschaft die Handlung einen immer stärker werdenden Anteil am Ganzen selbst nehmen sehen.

Wie verschieden aber auch dieser Anteil ausfällt, eines wieder ist es, was Schillers Ballade wesentlich von der Bürgers und Goethes unterscheidet: das Vorhandensein einer Idee. Allerdings ist ja eine Idee auch der Kern der spätern Goethischen Balladen; dies ist aber erst auf den Austausch geistiger Potenzen zwischen den beiden Dichtern zurückzuführen, wie ja Schiller durch Goethe erst zur objektiven Dichtungsart angeregt wurde. Er, der vom subjektiv betrachtenden Gedichte ausgeht, ist natürlich auch einer starken Versenkung in seine Gestalten fähig, nur daß die Goethes handelnd reden, während die Schillers redend denken. Der Taucher ist in bezug auf die Entwicklung der Schillerschen Ballade trotz der einzig großartigen Sprache und der später nie wieder erreichten Pracht der Strophe eine Übergangsform. Da wird lebhaft bewegte Handlung geschildert, in die einzelne Personen redend eingreifen, dazwischen macht sich das monologische Element breit, und da es als Erzählung noch nicht genug Gelegenheit zur Betrachtung bietet, drängt sich noch der Dichter reflektierend dazwischen. Hinter dem allen aber steht doch die Idee, der Hauptperson selbst in den Mund gelegt, die sie aller Vernunft zum Trotze zuletzt durch den eignen Untergang bestätigt.

Schiller hätte aber nicht der Historiker sein dürfen, wie er auch geradezu kulturgeschichtliche Dichtungen geschaffen hat, wenn er nicht auch in seinen Balladen das historische, besonders das kulturhistorische Kolorit zu einem wichtigen Bestandteil gemacht hätte. In dieser Hinsicht verdient besonders der Graf von Habsburg Erwähnung, dessen Idee zugleich eine kulturgeschichtliche Bedeutung hat und eine bedeutende historische Tatsache begleitet. Die höchste Synthese des Schillerschen Geistes mit der vor ihm gebildeten Ballade sehen wir in der Bürgschaft. Hier ist Bürgersches Tempo und Fülle der Handlung mit Goethischer Beseelung der Gestalten vereint und in der Krönung des

Ganzen durch die Idee von dem Siege einer alle Hindernisse überwindenden sittlichen Strebung der ganze Schiller.

Die Romantiker haben vielleicht quantitativ das meiste und qualitativ das geringste zur Ballade hinzugefügt. Trotzdem gehört ein vollständiges Empfindungsmanko dazu, Uhland so gegen Bürger herabzusetzen, wie es Schopenhauer getan hat. Bei Uhland, dem gemütsinnigsten aller Balladendichter, kommt als wichtigster Bestandteil das Rührende in die Ballade; die Kindesliebe, das Verhältnis von hilflosem Alter zur Jugend, rührende Treue sind Empfindungsnerven seiner balladischen Stoffe. Aber kein Gemüt ohne Humor; darum ist Uhland zugleich der Schöpfer der humoristischen Ballade (Roland Schildträger, Schwäbische Kunde). Gerade er hat die Töne, die Bürger fehlten, um seine Lieder zu Volksliedern, seine Balladen zu wahren Volksballaden zu machen. Nicht nur Uhlands Lieder sind wie für Musik geschaffen, auch seine Balladen sind — die ersten in der großen Kunst — sangbar und damit den ursprünglichen Charakter der Volksballade wieder heraufholend (Die Rache, Siegfrieds Schwert).

Es ist eigentümlich, daß die Balladen, in denen Uhland sein Bestes gibt, in weiten Zeiträumen auseinanderliegen. Aber welche fortschreitenden Entwicklungsphasen zeigen auch die drei Gedichte Der blinde König, Des Sängers Fluch und Das Glück von Edenhall. Im ersten das Rührende in den reinen, fast kindlichen Formen eines Liedes von Vater- und Kindesliebe, Frevel und Strafe, Kampf und Sieg. Zehn Jahre später eine gewaltige, fast übertriebne Charakteristik, das Furchtbare im Wettstreit mit dem Rührenden — Rührung ist ja geradezu der Inhalt der Ballade —, doch ihre eigentlich rührende Wirkung liegt in dem Bilde des seiner Stütze beraubten Greises, der mit der aufrecht festgebundnen Leiche das Schloß verläßt. Endlich die höchste Reife: Das Glück von Edenhall; durch den durchgeführten Reim, der kein Hemmnis für die Dichtung, sondern eher anregend für den poetischen Wortschatz Uhlands geworden ist, ist ihr ein für allemal der Charakter des Liedmäßigen gewahrt. Daneben ist die Prägnanz und Poesie der Sprache ebenbürtig dem, was von Goethe und Bürger schon erreicht war; die Idee hebt sich plastisch in den Schlußworten heraus, auch die Erfüllung der Prophezeiung wirkt, wie in den Kranichen des Ibykus, nicht befremdend, sondern wird von dem Gefühle des Lesers durchaus bestätigt. Aber in der rührenden Gestalt des Greises, die das Ganze doch beherrscht, bleibt der Dichter zugleich seinem innersten poetischen Bedürfnis treu.

Einen ganz neuen eigenartigen Zufluß erhält die Ballade durch Annette von Droste-Hülshoff: die Stimmung. Sie ist zugleich ein genügender Beweis, daß Handlung nicht unbedingt zur Ballade gehört. Sie kann teilweise oder ganz durch die Stimmung ersetzt werden. Besonders die Naturstimmung ist in ihren Balladen zu Hause. Annette ist ja überhaupt die erste Naturdichterin, und außer Lenau gibt es kaum einen Lyriker, in dessen Dichtung die Natur

einen so großen Platz einnähme. Aber während bei Lenau die Natur nur den allgemeinen Hintergrund bildet, auf dem sich die Reaktion des Gemütes vollzieht, während sein grüblerischer Geist überall siegt und sich häufig im schmerzlichsten Gegensatz zur Natur sieht, ist bei Annette diese Reaktion viel spezieller, viel objektiver, in die Natur eindringender und einfühlender und fast immer von innerer Gesundheit und Lebensfreudigkeit erfüllt. So ist sie zur wahren Schilderin der Naturstimmung geworden, und während Lenau in seinen Balladen, wo seine besondre Reaktionsfähigkeit außer dem Spiele bleibt, die Natur vergißt, schafft sie geradezu die Naturballade. Übrigens ist auch bei Lenaus Naturlyrik der wesentliche Wert im musikalischen Zauber der Worte begründet, während es bei Annette wirklich der künstlerisch gesehene Naturreichtum ist, was wirkt, während ihre Sprache geradezu unmelodisch genannt werden muß.

Charakteristisch ist schon, daß sie fast stets mit der Naturschilderung anhebt. In einigen Fällen (Geierpfiff, Vendetta), wo dies nicht der Fall ist, spielt doch die Natur später um so gewaltiger in die Ballade herein. Als Stimmungsballaden müssen bezeichnet werden der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln, die Stiftung Kappenbergs, der Fundator, die Vorgeschichte, der Graue, die Vendetta, das Fräulein von Rodenschild, der Geierpfiff, die Schwestern, der Mutter Wiederkehr, Meister Gerhard von Köln, der Schloßelf. In der wichtigen Vergeltung ist zwar keine Stimmungsballade in dem Sinne gegeben, daß eine ausgemalte Stimmung der wesentliche Bestandteil der poetischen Schönheit wäre, aber in einem andern, tiefern Sinn — wie übrigens auch im Geierpfiff —: die Art und Weise, wie die beiden Teile durch die wiederholt gesehenen Worte: „Batavia. Fünfhundertzehn" verbunden sind, kann nur als ein Stimmungsmittel ersten Ranges bezeichnet werden. Der Geierpfiff wird in der Idee vielleicht nicht jeden befriedigen; aber als Stimmungskunstwerk genossen ist er unübertrefflich schön. Der zauberische, feuchte, glitzernde Hauch, der auf diesen Blüten liegt, wird schon durch lautes Lesen wie mit dem Finger plump weggewischt, er offenbart sich nur dem innern Auge des Lesers.

Mit der Stimmungsballade ist eine Gattung geschaffen worden, die zwar zunächst noch für sich allein besteht, deren Verschmelzung mit der frühern Ballade aber durchaus nicht abzuweisen ist. Bis jetzt ist aber noch kein großer Balladendichter erstanden, dem dies gelungen wäre. Dagegen haben wir noch einen, der an die alte Ballade enger anknüpft als die Droste und sie zugleich individuell bereichert: Friedrich Hebbel. Übrigens könnte man wohl in einzelnem bei Hebbel Anklänge an die Stimmungs- und Naturballade sehen, die er ja allerdings noch nicht vorfand. Die Natur spielt aber doch nur selten — wie beim Dithmarsischen Bauer — hinein. Wo er sie verwendet, hat er sie meist eigentlich andern dichterischen Zwecken dienstbar gemacht. Ich erinnere nur an die typische Bedeutung der Raben in seiner Dichtung. Man kann sagen, daß Hebbel eine zu starke dichterische Individualität war, die Natur unverfälscht in seine Schöpfungen einzubeziehen. So, wenn er in der Heideballade hungrige Vögel

herabschießen läßt, um Würmer zu spießen, und so vorbereitend das Mordgierige in die Tierwelt hineinträgt.

Hebbel geht von Uhland und Schiller aus, und es wäre gewiß erfolgreich, die Synthese dieser beiden Dichter in seinen Balladen zu suchen; aber wichtiger ist doch wieder, was er selbst zur Ballade hinzufügt. Es ist kurz gesagt der Charakter. Schon das kurze Gedicht Der Maler, eines seiner frühesten, enthält in ganz kurzen Strichen die Tragödie dreier Charaktere. Im Bettelmädchen und in Schön Hedwig stehn in der Ballade nie vorher gesehene weibliche Charaktere von höchstem Reiz vor uns. Von der Bürgschaft, von den Kranichen her kennt man wohl den Räuber an sich, der plötzlich aus dem Walde bricht; Annette bringt die Stimmung der auf ihr Opfer lauernden Bande, die vorsichtig an den Messern schleifen; Hebbel bringt im Vaterunser, im Heideknaben, in „Wohin so flink" Räuber- und Diebescharaktere von Fleisch und Blut auf die Bühne der Ballade.

Es ist zuzugeben, daß für Hebbel hierin zugleich ein Mangel liegt. Besonders seine spätern Balladen sind merkwürdig skizzenhaft, als wenn er sich nicht die Mühe zum Ausführen genommen hätte, skizzenhaft in der Art, wie die Handlung durch Gespräche verkürzt ist, deren Inhalt zwar charakteristisch, aber nicht gerade der Handlung angemessen erscheint. Die Handlung ist nur skizziert; aber immer werden charakterisierende Lichter und Schatten auf die Personen gesetzt.

Doch wenn Hebbel nichts als die Heilige Drei geschaffen hätte, in der er die alte Ballade aufnimmt und weiterführt, müßte er schon mit den großen Vorbildern in einer Reihe genannt werden. Es ist eine echte Ballade, wie sie auch vor ihm hätte geschrieben sein können, aber im Mittelpunkte steht, was nie vor ihm war, ein großer Charakter und ein frommer Mensch, gegen den der Graf von Habsburg nur ein Schatten ist. Aber Hebbel hat auch einen dithmarsischen Bauer gezeichnet. Im Korn auf dem Dache stehn sich fein charakterisiert der Bauer und der Jude gegenüber, in „Wohin so flink" und im Heideknaben die Charaktere des mutigen und des verzagten Kindes. Reizend sind die beiden jungen Menschen in „Lustig tritt ein junger Knabe" durch ihre Charaktere zum Mittelpunkt einer Handlung gemacht, und endlich der Bramine, in dem doch erst der sie betätigende Charakter der heiligen Lehre zum Siege verhilft.

Kehren wir noch einmal zur Heiligen Drei zurück. In dem romantischen Stoff, in der schlichten Form zeigt sich Uhlands, in der symbolischen Sprache, in der Einbeziehung einer kulturgeschichtlichen Entwicklung Schillers Einfluß, aber das mystische Grauen des großen ersten Teils und die rein menschliche Charakterentwicklung ist Hebbels eigenster Geist. Das Stück bringt eine doppelte Entwicklung, die in der Quelle gegebne äußerliche, aus dem mittelalterlichen Todeswahn zur Erkenntnis der wahren Absichten Gottes, und die innere, von der die Worte zeugen: Doch sei mein Wahn erhoben, er weihte mich erst recht.

Aber das Beste hat der Dichter damit geleistet, daß er aus dem Bischof einen deutschen Kaiser gemacht hat; so ist es zugleich das letzte große poetische Dokument des sehnsüchtigen Patriotismus vor der Erneuerung des Reichs durch die milde, erst nach schweren Proben zur höchsten Würde berufne Heldengestalt Wilhelms des Ersten geworden. Daß das Gedicht so wenig bekannt ist, daran ist wohl seine majestätische Einfachheit schuld, in der es auf jedes andre Wirkungsmittel als den Geist seines Schöpfers verzichtet.

So können wir sagen, daß jeder große Balladendichter ihr auch eine neue eigentümliche Färbung gegeben hat, und man könnte auch kurz die Wirkung ihrer Art so charakterisieren: Bürger gibt bewegte Bilder, er wendet sich an die Phantasie, Goethe ergreift den Menschen vor allem mit allen Sinnen und mit der Empfindung, Schiller richtet sich kühler an die siegende Vernunft, Uhland will auf das Gemüt wirken, Annette auf ein feines speziell modernes Gefühl, darin dem Impressionismus verwandt, Hebbel aber richtet sich auch in der Ballade an den Willen. Hebbel als Erzieher — das könnte vielleicht der Titel eines der schönsten Bücher sein, das noch zu schreiben wäre.

Sozialpsychologische Eindrücke aus deutschen Großstädten

Von Karl Dieterich

München

2

Eine hohe soziale Bedeutung haben für München noch die Klöster; sie nehmen sich besonders der Speisung der Armen an und unterhalten auch eigne Armenschulen für Waisen, in denen diese für einen Beruf vorgebildet werden. Und wenn man sich erinnert, daß München eigentlich bedeutet „zu den Mönchen", so wird der kulturhistorische Beobachter nicht verächtlich lächeln, wenn er neben sich in der Trambahn plötzlich einen Mönch in der Kutte sitzen sieht, sondern wird auch darin eine ehrwürdige historische Reminiszenz sehn, so anachronistisch sie auch wirkt.

Manches erinnert in München an den italienischen Süden: die Übertragung kirchlicher Gebräuche auf weltliche Organisationen bei feierlichen Veranlassungen, wie beim Fronleichnamsfest, wo sich die Universität in corpore an der großen Prozession beteiligt, die sich durch die Ludwigsstraße nach der Theatinerkirche bewegt, oder am Allerseelentage, wo an den prächtig, ja oft protzig geschmückten Gräbern Lampen brennen und Betfrauen den ganzen Tag Gebete herleiern. Südlich ist auch der Gebrauch, die Gestorbnen nicht vom Trauerhause, sondern

entweder von der Friedhofskapelle oder — bei bedeutenden Größen — von einer Kirche aus zu bestatten. Auch das ist charakteristisch, daß die nach der Parentationshalle gebrachten Leichen nicht, wie bei uns, im geschloßnen Sarge eingesperrt, sondern im offnen zwischen Blumen und Kerzen aufgebahrt werden.

Aber nicht nur auf das kirchliche Gebiet erstrecken sich diese Einflüsse des Landes ultra montes, sondern auch auf die materielle und geschäftliche Seite des Kulturlebens. Der Münchner spricht nicht von Bindfaden, sondern von Spakat, nicht von Gemüsesuppe, Blumenkohl und Aal in Gelée, sondern von Minestra, Karfiol und Angilotti. Auch im Kartenspiel ist der italienische Einfluß wirksam: man spielt in München nicht Whist oder Skat, sondern Tarock. Endlich kennt der Münchner keine Balkons und Schornsteine, sondern nur Altane und Kamine.

Auch in der Aussprache und Betonung mancher Wörter hat das Italienische eingewirkt. So spricht man Chemie, China u. a. wie Kemie, Kina u. a., und der echt deutsche Name Gisela wird zu einem pseudoitalienischen Gisella, während sonst der Oberbayer das germanische Stammbetonungsprinzip trotzig selbst auf Fremdwörter überträgt und zum Beispiel sagt Músi statt Musik, Thérres, e Ménnu! statt: Therese, ein Menu!

Hier und da scheinen, besonders im Theaterleben, auch italienische Praktiken eingedrungen zu sein. So findet man in den beiden Hoftheatern vor den großen Spiegeln in der Garderobe Kämme und Bürsten zur allgemeinen Benutzung liegen, und während der Pausen werden von Lakaien Erfrischungen an den Plätzen herumgereicht, sodaß man sich nicht im Foyer zu drängen braucht.

Ob die dem Münchner, noch mehr der Münchnerin, bei aller geringen Rührigkeit in der Arbeit eigne Genußfreudigkeit und Leichtlebigkeit auf der Mischung germanischer mit romano-keltischen Elementen beruht, mögen die Rassepsychologen entscheiden. Tatsache ist, daß der Münchner den bekannten Geibelschen Spruch:

Bei der Arbeit recht Beginnen,
Beim Genießen rechter Schluß!

in dieser Form nicht anerkennen, sondern ihn so umändern würde:

Beim Genießen recht Beginnen,
Bei der Arbeit rechter Schluß!

Man hat den Eindruck, daß die Arbeit ihm weniger ein Bedürfnis zum Leben als ein Mittel zum Genießen ist. Ich kannte einen schon ältern und etwas lahmen Galeriediener, der viel schneller lief, wenn er seinen blauen Rock ausgezogen hatte und ins Café zum Tarockspiel eilte, als wenn er Auskunft erteilen sollte. Und ich sah ehrsame Bürger, die durch einen nächtlichen Brand aus den Federn gescheucht, doch nicht so bald wieder den Weg dahin finden konnten, sondern sich in allen Wirtshäusern des Viertels, die schnell geöffnet worden waren, häuslich niederließen und das Löschen des Brandes noch einmal an sich

durchkosteten. Und ich sah es zwar nicht, hörte es aber mehr als einmal, daß, wenn der Karneval und das Geld zu Ende geht, selbst treue Ehegatten ihre Betten versetzten, was einen solchen Umfang annahm, daß die Leihhäuser derartige Unterpfänder des Frohsinns schließlich nicht mehr annahmen. Seitdem kann es auch nicht mehr vorkommen, was früher öfter vorgekommen sein soll, daß der Ehemann heimlich das Oberbett versetzte, seine Frau schnöde verließ und sich auf die Redoute begab, die Frau aber, ihres Mannes Beginnen argwöhnend, das Unterbett versetzte und ebenfalls zur Redoute eilte, dort ihren Mann unter den Masken erkannte und nach dem Tanze auf seine Frage, wer sie sei, nur erwiderte: „Ja, schau nur, das Oberbett tanzt mit dem Unterbett!"

So sind die lieben Münchner leichtsinnig und dabei treuherzig, genußfreudig, aber ohne Raffinement, froh und dankbar den Augenblick ergreifend und ihn zum Verweilen einladend, nie sich in sich selbst verschließend, sondern stets in die Stimmung aufgehend und auch den Stillern unbedenklich und unbarmherzig mit hineinreißend, sei es nun, daß man, bei der „Bockmusi" an den langen Tischen des Löwenbräukellers sitzend, plötzlich mit einem „Erlaubens, Herr Nachbar!" sich unsanft untergefaßt und unter den Klängen des Schunkelwalzers hin und her gerissen fühlt, oder ob einen die lustigen „Madle" am letzten Faschingssonntag im Café verleiten, mit ihnen auf dem Billard umherzutanzen, oder ob nur die bedienende Hofbräuhauskellnerin — ein wahres Brauerpferd in Weibsgestalt — einem ihre Lebensgeschichte erzählt, dabei herzhaft einen Zug aus dem Maßkrug tut, den sie eben gebracht hat, und sich unter einem biedern „Gelts Gott!" den Mund wischt. Überall sprudelt die ungebrochne, unverdorbne Welt- und Lebensfreude, die Lust am Fabulieren hervor, die sich den grauen Alltag auf ihre Weise zu vergolden sucht in dem Sonnenschein eines heitern Gemütshimmels. „Nun, habens sich gut unterhalten?" fragt der Münchner da, wo wir etwas blasierter fragen würden: „Haben Sie sich gut amüsiert?"

Man kann an München nicht zurückdenken, ohne den poesievollen Zauber zu empfinden, den das Ewig-Weibliche in blühenden Ranken um das Jünglingsherz gezogen hat. Man braucht nicht gleich an das häßliche Wort „Verhältnis" zu denken, wenn man von einer anderwärts verachteten, aber in Süddeutschland und besonders in München gar nicht wegzudenkenden Menschenklasse spricht, von den Kellnerinnen. Sie verdienen es, wenn man ihrer gedenkt, die kleinen flinken Gestalten im schwarzen Rock mit weißer Schürze davor, die mit den gefüllten Tellern oder der vernickelten Kaffee- und Rahmkanne wie kleine, junge Hausmütter dahinfliegen und doch immer Zeit haben, ihren Gästen nicht nur das Beste auf der Speisekarte zu empfehlen, sondern meist auch für sie ein freundliches Wort haben, das dem einsamen Junggesellen wohl tut, ohne daß es irgendwelche Intimität bedeutete. Kommt man müde von der Arbeit oder verdrießlich in sein Lokal, und kommt dann die Resi oder

die Zenzi herangeschwenzelt und erzählt einem etwas Drolliges von ihrem letzten „Ausgang“ oder bringt einem einen Brief oder ein Billett von einem Bekannten, erkundigt sich wohl auch nebenbei, warum man so „garschtig“ aussehe, und eröffnet einem dann, daß es heute Spätzel- oder Leberknödelsuppe oder ein andres Lieblingsgericht gebe, so muß das auf jeden, der nicht ganz Menschen- und Weiberfeind geworden ist, erfrischend und befreiend wirken. Und sah man dann an ihrer Seite das wichtige Attribut der Geldtasche baumeln, und ging der Monat zu Ende, so wußte man es besonders zu schätzen, wenn man in ihrer Gunst war und auf ein Zupfen an dem Riemen der Tasche nur ein verständnisvolles „Is scho recht“ vernahm. Sie sind ja auch so dankbar, die guten Geschöpfe, wenn man zu ihnen freundlich ist und ihnen wohl mal ein paar „Blümerl“ schenkt oder sie gar zum Spaziergang einladet. Aber sie merken es wohl, wenn man sie nur dann kajouliert, wenn man ihrer bedarf, wie es jener norddeutsche Student machte, der in den ersten Tagen des Monats immer nur protzig „Zahlen!“ rief, um die Mitte des Monats schon höflicher: „Zenzi, zahlen!“ und am Ende ganz kleinlaut nur „Zenzi!“

Ja, und nicht nur bis zum Pumpen geht ihre Gutmütigkeit, sondern oft noch viel weiter, viel tiefer, wenn das Herz ins Spiel kommt. Dann soll es wirklich vorkommen, daß sie zu sorgenden Müttern und Schwestern werden, die mit doppelt rührender Liebe alle ihre Ersparnisse dem Erwählten ihres Herzens zuwenden, wenn er ein armer Student oder „Kunstmaler“ ist, und ihm treu zur Seite stehn, bis er soweit ist, daß er sie heimführt — oder sitzen läßt. „Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn —!“

Doch da sind wir aus dem München der Bierphilister- und Kaffeekellnerinnensphäre schon merklich hinübergeglitten in das neue der Unversitäts- und Akademiesphäre.

München als Kunststadt! Auf dieses Kapitel hat gewiß schon mancher Leser mit Ungeduld gewartet, weil es durch das, was Ruederer darüber sagt, besonders brennend geworden ist. Konnte ich nun auch die Tonart, in der er über seine Vaterstadt spricht, nicht billigen, so bin ich doch in einem Punkte nicht nur einig mit ihm, sondern bin ihm sogar darin längst zuvorgekommen, wenn ich meine Meinung auch nur privatim geäußert hatte, nämlich darin, daß München keine Kunststadt ist wie Rom oder Paris. Ich erinnere mich noch deutlich der Enttäuschung, die ich erlebte, als ich vor dreizehn Jahren zuerst nach München kam. Ich kannte damals nur Berlin und glaubte nun in ein deutsches Florenz zu kommen. Kunststadt! Was sollte ich mir auch anders darunter vorstellen, also eine Stadt, in der die Kunst in der äußern Erscheinung und innern Anschauung ihrer Bürger gleichsam verkörpert vor einem steht, denen sie so in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß sie gar nicht anders können als sich künstlerisch geben und künstlerisch empfinden. Und nun fiel ich einem Hofbräuhäusler in die Hände, der mit mir so über Kunst sprach,

daß ich das Gefühl hatte, als sei ein Elefant in ein Atelier eingebrochen. Das war die erste Enttäuschung. Und die zweite war die, daß mir die Stadt bei dem ersten Rundgang einen recht nüchternen Eindruck machte und nichts weniger als Kunst zu verkörpern schien. Am schwersten lagen mir die Ludwigstraße und die Pinakotheken im Magen, ich meine mit ihrer äußern Form, ihrer Stillosigkeit. Wenn ich von zwei Plätzen absah, dem Königsplatz und dem Marienplatz, die mir wirklich ein künstlerisch organisches Bild darstellten, so machte mir alles andre einen ganz zufällig zusammengewürfelten Eindruck, ein Spiegelbild der organischen Entstehung der das Stadtbild ausmachenden Monumentalbauten; die Ludwigstraße mit ihren florentinisch-romanischen Frontseiten und dem römischen Abschluß des Siegestores macht einen etwas frostigen, mehr italienischen als deutschen Eindruck, der noch durch das völlige Fehlen von Baumschmuck verstärkt wird. In dieser Hinsicht wirkt die Maximilianstraße, besonders in ihrem letzten platzartigen Teile mit dem zwar allzu kulissenartigen, aber doch imposanten Monumentalbau des Maximilianeums und dem dazwischen majestätisch dahinrauschenden Strome wohltuender und erfrischender, auch wenn man nicht wüßte, daß sich an diese Straße das Hofbräuhaus anschließt. Jedenfalls sind das die beiden Straßen, die das offizielle München verkörpern, wie die Neuhauser-, Kaufinger- und Sendlingerstraße das alte bürgerliche München. Der Glanzpunkt jenes ist der Königsplatz, der des bürgerlichen der Marienplatz. München zeigt eben wie jede Königs- und Residenzstadt in ihrer Entwicklung einen dualistischen Charakter, die beiden sozialen Hemisphären ergänzen sich wohl, aber sie durchdringen sich nicht, weil sie zu verschiednen Ursprungs sind. Was München seiner kleinbürgerlichen Schicht verdankt, ist seine herzliche, demokratische Gemütlichkeit, seine derbe Lebenslust, aber auch seine etwas philiströse Beschränktheit. Was es seiner höfisch-offiziellen Schicht verdankt, ist seine Kunstpflege, sein geistiges Leben, sein aristokratisches Kosmopolitentum. Das gibt denn freilich zwei Welten, die sich manchmal feindlich oder doch fremd gegenüberstehn müssen wie Gemüt und Geist. Ruederer gehört dem geistigen München an, darum kann er dem gemütlichen München nicht gerecht werden und macht es zur Karikatur. Ältere Beurteiler, wie W. A. Riehl, lassen die Kunst in München aus dem Volksboden hervorwachsen, was auch nicht richtig ist. Wäre es richtig, so hätten die Münchner die von König Max ins Land berufnen Dichter und Gelehrten nicht so scheel angesehen und als „Nordlichterl" verspottet — noch jetzt sind die meisten Professoren der Münchner Universität Nichtbayern! —, so hätten sie ferner nicht den kunsterzieherischen Ideen Richard Wagners und ihres königlichen Wortführers — von den luxuriösen und nutzlosen Schloßbauten spreche ich hier nicht — solchen Widerstand entgegensetzen können.

Nein, eine Kunststadt im bürgerlichen Sinne ist München nicht, eine solche haben wir ja leider Gottes im modernen Deutschland überhaupt nicht, weil die Quellen unsrer alten bürgerlichen Kultur verschüttet sind und damit auch

die einer wahrhaft künstlerischen Kultur. Oder man nenne mir den Münchner Brauereibesitzer, der seiner Stadt ein Museum geschenkt hätte, wie es der Kopenhagner Brauer Jakobsen getan hat! Denn die Brauer, nicht die paar Künstler und Dichter, sind das im Münchner Bürgertum tonangebende und kapitalkräftige Element, wie es in Leipzig die Buchhändler sind. Aber noch können die Münchner Brauer von den Leipziger Buchhändlern viel lernen, was Gemeinsinn und Opferfreudigkeit bedeutet. Hier zeigt sich wieder die bäuerliche Grundlage Münchens; denn der Bauer ist von Natur selbstsüchtig und mißtrauisch gegen soziale Neuerungen, und der oberbayrische ganz besonders gegen alle idealen Bestrebungen. Wie soll da in seinem dicken Schädel Platz sein für das Gedeihen der zarten Pflanze Kunst! Man könnte einwenden: Aber siehst du denn nicht den hohen künstlerischen Sinn in den Schnitzereien und Malereien des oberbayrischen Bauernhauses? Siehst du nicht die Arbeiten der Holzschnitzer, nicht die Freude an theatralischer Volkskunst wie in Oberammergau? Darauf erwidre ich: Gewiß kenne und liebe ich sie, aber das alles hat nichts zu tun mit der Münchner Kunst des neunzehnten Jahrhunderts, dort haben wir die handwerksmäßigen Ausläufer einer alten Bürgerkunst vor uns, hier einen Ansatz zur Züchtung einer importierten klassizistischen, heroisch-historischen, impressionistisch-modernen Individualkunst. Oder haben etwa Rottmann, Heß, Klenze, Neureuther, Piloty, Lindenschmit u. a. an vorhandne volkstümlich-heimatliche Keime des Kunstlebens angeknüpft oder gar einer Heimatkunst zugestrebt? Ist nicht gerade die sogenannte Münchner Dichterschule gerade durch das charakterisiert, was man Atelierkunst nennt? Und standen nicht die wenigen echten Heimatdichter wie Stieler und Kobell außerhalb dieses Kreises? Nein, die offizielle Architektur, Malerei und Poesie Münchens hat bis tief in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hinein mit dem oberbayrischen Volkstum und mit dem Münchner Bürgertum schlechterdings nichts zu tun. Es war eine rein höfisch-aristokratisch-kosmopolitische Kultur, die unter Ludwig dem Ersten und Max dem Zweiten gepflegt wurde, unvermittelt hineingepflanzt in die damalige oberbayrische Landstadt. Mag auch das Bild, das Ruederer von dem München vor hundert Jahren entwirft, etwas gar zu naturalistisch gefärbt sein, sicher ist, daß es stellenweise noch lange recht ländlich aussah. So wurde mir versichert, daß noch bis in die Mitte der sechziger Jahre um die beiden Pinakotheken herum die Schafe weideten — ein charakteristisches Sinnbild für das friedliche Nebeneinander des bäuerlichen und des höfisch-künstlerischen München. Konnte man erwarten, daß sich das provinzielle Münchner Bürgertum, das selber keine alte Vergangenheit hatte wie das Nürnberger und das Augsburger und deshalb auch kein kunstsinniges und kaufkräftiges Patriziertum, nun sogleich für diese ihm völlig fremde Kulturwelt erwärmen würde? Wo sollte denn auch das Publikum dazu herkommen? Einen Fremdenverkehr gab es damals noch nicht, was von Fremden hereinkam, das kam nicht von Norden, sondern von Süden und bestand aus Getreide-

bauern, Viehhändlern und Flößern. Darum herrschte auch in dem „vormärzlichen“ München bei weitem nicht jenes angeregte geistig-gesellige Leben wie in dem vormärzlichen Berlin. Was dieses schon in den dreißiger Jahren hatte, kam nach München erst in den fünfziger Jahren durch jene von König Max berufnen Gelehrten und Dichter, von denen heute allein noch Paul Heyse übrig ist. Sie haben das Verdienst, München in engere Fühlung mit dem übrigen Deutschland gebracht zu haben, wenn auch von ihnen keiner wirklich volkstümlich geworden ist, es auch nicht werden konnte bei dem weiten Abstand des beiderseitigen Kulturmiliens und bei der ausgesprochnen Abneigung des Münchners gegen allen Personenkultus, soweit es sich besonders um offiziell anerkannte Größen handelt. Hierin ist er der echte Demokrat und steht in scharfem Gegensatz besonders zu dem Berliner, der sich an großen Berühmtheiten geradezu berauscht. Treffend heißt es in einer Schilderung der literarischen Geselligkeit im alten München: „Von Zelebritätenkultus war dabei nicht entfernt die Rede: derselbe gedeiht überhaupt nicht auf dem Münchner Boden, und das ist, bis auf den heutigen Tag, eine der besten Eigentümlichkeiten der alten Isarstadt. Malen, Dichten und Wissenschaft treiben kann hier jeder, »wenns ihn freut«, aber auf Kultus hat er nicht zu rechnen, und gesellschaftliche Stellung verleiht viel mehr die Persönlichkeit als die Zelebrität.“*) Man könnte hinzufügen: Besonders wenn es sich um einheimische Persönlichkeiten handelt. Jeder, der länger in München geweilt hat, kennt den inzwischen verstorbnen „Papa Geis“, jenen echt Münchner Humoristen, der so populär bei Jung und Alt ist, daß, als ein Lehrer in der Schule den Satz diktierte: „Die Stimme des Papageis ist heiser“, mehrere Schüler schrieben: „Die Stimme des Papa Geis ist heiser.“ Und diese Popularität zeigte sich handgreiflich bei einer festlichen Veranstaltung, der ich zufällig beiwohnte, und für die „Papa Geis“ seine Mitwirkung zugesagt hatte. Da konnte man sehen, welcher Begeisterung der Münchner fähig ist, wenn es darauf ankommt, einen von den Seinen zu feiern. Ein Jubel brach aus, als der wohlbeleibte, einem katholischen Landpfarrer ähnliche alte Herr in den Saal trat. Alles erhob sich von den Plätzen, und viele drängten sich heran, ihm die Hand entgegenstreckend und rufend: „Guten Abend, Papa Geis!“ Der aber bahnte sich schmunzelnd und händeschüttelnd einen Weg durch die Menge. Der Vorfall ist äußerst charakteristisch dafür, was der Münchner hochschätzt. Irgendeinem noch so großen Dichter wäre eine solche Ovation schwerlich dargebracht worden. Es muß jemand sein, der den Münchner da zu packen weiß, wo er in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seinem herzbezwingenden Humor. Auch die Kunst muß dem Humor dienen, wenn sie dem Münchner ans Herz wachsen soll; man denke an die früher so beliebten Münchner Bilderbogen, an die Schnadahüpfln in der Poesie usw.

---

*) Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1902, Seite 490.

Aber nicht nur, weil ihm sein heimatliches Volkstum so teuer ist, liegt dem Münchner die „hohe" Kunst fern, sondern auch, weil er ein Utilitarier ist. Er fragt bei jeder Sache, was für einen Zweck sie hat. Und hierin glaube ich auch den Grund zu sehen, warum sich gerade das Kunstgewerbe in München so kräftig und frisch entwickelt hat: es entspricht offenbar nach Ursprung und Zweck dem oberbayrischen Wesen mehr als die „voraussetzungslose" Kunst, und so erklärte es sich wohl, daß die „Kunst im Handwerk" in München wirklich Wurzel gefaßt und den Geschmack auch der Menge geläutert hat. Hier hat die Verbindung von Volkstum und künstlerischer Individualität wirklich befruchtend gewirkt, und man braucht nur die Ausschmückung der Innenräume in München und Berlin zu vergleichen, um zu verstehn, was gemeint ist. Freilich mag hier auch das Vorbild Ludwigs des Zweiten mit maßgebend gewesen sein.

Steht nun aber auch der Durchschnittsmünchner der eigentlichen künstlerischen Phantasiewelt fern, so hat er doch Pietät genug, sie auf ihrer Höhe stehn zu lassen. Und das unterscheidet ihn wieder vorteilhaft von dem Durchschnittsberliner, der in einer Art satirischer Volksetymologie alle Kunstwerke rücksichtslos in die Lauge seines platten Witzes taucht. Hier und da macht sich ja auch der Münchner Volkswitz an den Denkmälern zu schaffen, aber immer nur mit gutmütiger Harmlosigkeit, wie vor einigen Jahren an dem bekannten „Brunnenbuberl" am Karlsplatz. Aber nie wird man bemerken, daß man ein Kunstwerk zu einem Zerrbilde entstellt, um seinen Spott daran auszulassen. Mag das auch nicht auf wirklicher Verehrung der Kunst als solcher beruhen, so doch sicherlich darauf, daß der Müncher als Katholik schon durch seine Kirche eine festere Fühlung mit der Kunst hat, weil jene sie mit einer gewissen Weihe umgibt. Auch ist er viel zu wenig Rationalist, als daß er an bloßem Negieren und Nörgeln sein Genüge finden könnte. Er tritt mit einem gesunden Gefühl an die Kunst heran, mag es auch noch so hausbacken sein, und von hier aus ist es zu wahrer Kunsterziehung sicher ein weniger weiter Weg, als durch das seichte Geplätscher des leichtfertigen Spöttelns und des geistreichelnden Spielens.

In diesen Ton aber — und damit kommen wir zum Schluß — ist leider Ruederer nur zu sehr verfallen. In seinem Buch steht so gar nichts von dem, was des Münchners Stärke bildet, vom Erfassen einer Sache mit dem vollen, unverbildeten Gefühl. Ruederer mag ein Münchner sein, aber dann sicher ein sehr aus der Art geschlagner. Wer dem München gerecht werden will, muß ihm zunächst ins Herz sehen können. Mit dem brennenden Eisen der Satire aber kann man diesem feinen Organ nicht beikommen. Da zieht es sich zuckend zusammen. Das ist das eine, was Ruederer verkannt hat, das Psychologische. Und das andre ist, daß er den Münchner einseitig vom Standpunkt des modernen Literaten und Ästheten betrachtet und das starke Herzenselement in ihm völlig übersieht. Er gibt uns nur die eine Hälfte, und die andre

sieht er auch aus dem Gesichtswinkel jener. Wer aber ein plastisches Kunstwerk ganz und rein genießen will, muß um dasselbe rund herumgehn. Dieses elementare ästhetische Gesetz hat Ruederer der Kunststadt München gegenüber nicht befolgt, an seinem Buche hat weder die Phantasie (die Phantastik ist keine solche) noch das Herz mitgearbeitet, sondern nur der kapriziöse Literatenverstand. Es weht in den Seiten seines Buches etwas wie Berliner Luft und so gar nichts von der Luft, die uns aus den instinktiv erfaßten Versen eines echten Münchners entgegenweht, wenn er von seiner Heimatstadt sagt:

> Es ist was in ihr, das ganz eigen ist,
> Wer sie verläßt, der muß an Heimweh sterben!

Reifezeit

Roman von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

Herr Külpe wohnt am Schwanenweg in einer kleinen häßlichen Mansarde. Die Häuser sind hier alle häßlich und alt; die Treppen wacklig, die Luft schlecht. Aber ich finde mich nach oben, wo eine Visitenkarte mir die richtige Tür zeigt, und eine barsche Stimme auf mein leises Klopfen „Herein“ schreit.

Durch Tabakswolken sehe ich ein Männchen im Schlafrock, das bei meinem Anblick entsetzt vom Sofa in die Höhe springt.

Was wünschen Sie?

Ich heiße Frau Weinberg und möchte Sie wegen meines Sohnes Harald sprechen. Ist er wirklich so unbegabt?

Schlotternd steht das Männchen vor mir, und ich sehe zu meinem Entsetzen, daß er unter dem Schlafrock sehr, sehr leicht bekleidet ist. Nun wende ich mich zur Flucht. Wie ich glücklich wieder vor der Tür bin, rufe ich durchs Schlüsselloch: Können Sie mich nicht einmal besuchen?

Unten angelangt, sehe ich nach der Uhr. Es ist zwölf Uhr mittags. Braucht man dann halb angezogen auf dem Sofa zu liegen und Herein zu rufen? Weil ich aber doch einmal im Schwanenweg war, bin ich ihn ganz entlang gegangen. Es ist eine etwas holprige Straße, die sich am Berg entlang zieht. Ob hier jemals Schwäne gehaust haben, erscheint mir mehr als zweifelhaft. Es gingen aber ganz viele Menschen auf der Straße, und dann sah ich ein Haus vor mir, das ein Schild „Privatklinik“ trug und darunter den Namen F. Roland, Dr. med.

Unwillkürlich blieb ich stehn und sah in die verhängten Fenster. Wird er hier sein Glück finden? Da faßte mich eine kleine Hand am Kleid.

Willst du jetzt zu Papa? Er hat eine Operation und ist nicht zu sprechen.

Ein kleines, häßliches, schlechtgekleidetes Mädchen stand vor mir. Sie hatte strubblige Haare, und Wasser und Seife schienen bei ihr zu fehlen.

Wer bist du? erkundigte ich mich, obgleich ich mir die Antwort denken konnte.

Ich bin Minchen Roland, und ich wartete auf Linchen und Stinchen. Wir haben zwei Groschen geschenkt bekommen und wollen uns was dafür kaufen!

Wer schenkt dir denn zwei Groschen? wollte ich fragen. Da aber kamen zwei kleinere, ebenso häßliche und ebenso verwahrlost gekleidete Mädels über die Straße gelaufen.

Nun wollen wir gehn! kommandierte Minchen. Linchen, du hältst meine linke, und Stinchen kann meine rechte Hand halten.

Eilig wollte die kleine Gesellschaft davonziehen; aber ich ging mit ihnen.

Wohin wollt ihr denn?

Zum Krämer an der Ecke, der gibt am meisten.

Und dann, wohin gehst du dann?

Wir wissen noch nicht: zu Hause wird operiert. Mama hat uns doch die zwei Groschen gegeben, damit wir aus der Luft sind. Sie kann nicht auf uns achten, und Frau Päpke muß alles kochen. Für uns ist niemand da.

Das war wieder Minchen, die die Unterhaltung machte. Sie hat verständige Augen und eine etwas altkluge Sprache.

Ich sah mir die drei kleinen Dinger an; und dann gedachte ich der Zeiten, wo auch ich allein durch fremde Straßen wanderte. Da war es eine Frau Roland, die mich gütig aufnahm, die Großmutter dieser Kinder. Also brachte ich mir diese drei Mädelchens mit nach Hause.

3

Die Weihnachtszeit kommt sehr nahe, und die kleinen Rolands beginnen ihre Weihnachtslieder zu singen. Es ist natürlich Minchen, die den Befehl des Singens ausgegeben hat, und sie gehorchen ihr alle. Auch mein großer Junge, der sich schon lange darein gefunden hat, daß drei kleine Mädchen jeden Tag mit seinen Spielsachen hantieren und ihm auch schon manches verdorben haben, obgleich Minchen sehr sorgsam ist, und wenn eine Operation notwendig sein sollte, sie ohne Zagen und sachgemäß ausführt. Sie ist ein echtes Doktorkind. Alles möchte sie heilen und flicken, und sie macht ihre Sache wirklich nicht schlecht. Die drei Rolands verkehren schon mehrere Wochen in unserm Hause, wie unsre eignen Kinder, sie kommen zu allen Mahlzeiten, wenn es ihnen einfällt, sie bringen mir ihre zerrißnen Kleider und verlangen meinen Rat in den delikatesten Fragen; und noch niemals ist es ihrer Mutter eingefallen, mir ein Wort darüber zu sagen. Ich habe ihr einen Gegenbesuch gemacht, bin aber nicht angenommen worden, und auch Fred ist noch mit keinem Schritt in unserm Hause gewesen. Ihn entschuldige ich; er hat sehr viel zu tun, von allen Seiten laufen ihm die Kranken zu; er soll eine unfehlbar sichre Diagnose haben und mit geringen Mitteln viel ausrichten. Dazu hat er mit mancherlei Anfechtungen zu kämpfen. Zuerst haben ihn die hiesigen Mediziner ganz freundlich aufgenommen; aber wie sie nun merken, daß nicht allein die einfachen Leute vom Lande zu ihm kommen, sondern auch vornehme Herrschaften (der Fürst Monreal ist nur seinetwegen auf sein kleines Raubschloß in unsre Nähe gezogen), seit der Zeit werden unsre vornehmen Professoren sehr kühl gegen Roland. Sie nennen ihn den Doktor Eisenbart und lachen bald laut, bald leise über ihn.

Walter hats mir erzählt. Auf den Wandelgängen der Alma mater wird gelegentlich auch über andre Dinge geredet als über die hehre Wissenschaft, und Walter könnte mir sicherlich noch viel mehr berichten, wenn er nur besser aufmerken wollte; aber er denkt nur noch an seine Vorträge. Einen hat er schon in den fünf süddeutschen Städten gehalten und sehr viel Anerkennung gefunden. Er kam begeistert zurück, aber auch recht müde. Er lacht zwar, wenn ich es sage, aber ich kenne ihn doch besser als er sich selbst. Deshalb habe ich auch eine weitere Aufführung bei Rektors, wo ich wieder spielen sollte, dankend abgelehnt. Ich weiß, daß Walter mir diese kleinen Freuden von Herzen gönnt; mir gefällt aber im ganzen

doch besser, wenn ich bei mir zu Hause bleiben kann bei meinem Jungen und bei meinem Manne, der für mich nur liebevolle Worte hat.

Harald hat sich etwas im Arbeiten gebessert. Herr Külpe ist wahrhaftig bald nach meinem Besuche bei mir erschienen: ein noch sehr junger Mensch mit sehr verlegnen Manieren. Harald denkt an zu viel andres, sagt er, an Vögel und Hunde und an andre Spielereien statt an Latein.

Ist es unrecht, an Vögel und Hunde zu denken? fragte ich. Ich habe immer viel lieber an derartige Dinge gedacht als ans Lernen!

Herr Külpe lächelte und wurde rot.

Vielleicht haben Sie dann auch schlecht gelernt, gnädige Frau! stotterte er.

Ich mußte seufzen. Ja, mein Lernen war niemals berühmt. Als ich klein war, quälte mich der Gedanke, Gouvernante werden zu sollen. Es war Bernd Falkenberg, der mir als freundlicher Vetter diese Laufbahn in Aussicht stellte. Es ist nie soweit gekommen, und ich muß alle Kinder glücklich preisen, die nicht von mir unterrichtet sind. Dennoch mag ich Herrn Külpes Antwort nicht besonders gern hören. Aber er sieht mich dabei so treuherzig und so grenzenlos verlegen an, daß ich ihm nicht böse sein will.

Gelegentlich ist Harald nicht mehr so sehr zerstreut. Er arbeitet vernünftig, und seine Zensuren werden besser. Kommt es daher, daß Minchen Roland neben ihm beim Lernen sitzt und sich seine Aufgaben vorsprechen läßt? Sie kann noch nicht ordentlich lesen, aber sie behält alles, was man ihr vorspricht, und es macht Harald Spaß, sie das, was er ihr sagt, wie einen Papagei abschnurren zu hören.

Es sind wunderliche Kinder, diese kleinen Rolands. Meist kommen sie gegen vier Uhr nachmittags zu uns. Zur Kaffeestunde, wenn Harald seinen Becher Milch trinkt, mit einem Schuß Braunes darin; dann werden noch weitere drei Becher mit demselben Inhalt ausgeteilt, einige Brote mit Honig bestrichen, und dann wird unser kleines Eßzimmer sehr behaglich. Der grüne Kachelofen strahlt eine milde Wärme aus, die Lampe brennt, und die Kinder erzählen sich Geschichten. Minchen weiß natürlich die besten. Sie ist den ganzen Tag in der Klinik, hat die Augen weit offen und sieht mehr als andre Sterbliche.

Gestern ist einer bei uns totgeblieben, berichtet sie mit ihrer sehr schrillen Stimme. Er kam viel zu spät; dann kann auch mein Papa nicht mehr helfen.

War es ein Mann oder eine Frau? erkundigte sich Harald.

Eine Frau. Nachher kamen zwei Jungen und weinten ganz schrecklich. Sie sagten, ihre Mutter sollte wieder lebendig werden. Aber das geht nicht. Was tot ist, das ist tot.

Mich überlief ein kleiner Schauder bei diesen kalten Worten; aber Harald nickte verständnisvoll.

Was tot ist, das ist tot.

Beide Kinder sprachen dann von andern Dingen, und Linchen und Stinchen, die Trabanten ihrer ältern Schwester, tranken behaglich ihre Milch. Sie dürfen eigentlich niemals etwas sagen, und sie verlangen es auch nicht. Sie sind zufrieden mit dem zuhörenden Teil, mit ihrer Milch, ihrem Honigbrot. Wer doch auch so sein könnte. Es ist mir so, als wäre ich niemals mit Milch und Honigbrot zufrieden gewesen.

Nun also steht Weihnachten vor der Tür, und die Kinder singen ihre Lieder. Harald hat hundert Wünsche, und auch Minchen weiß genau, was sie haben möchte. Aber ich werde es niemals kriegen, sagte sie in einem Ton der Ergebung, der für ein so junges Kind etwas Rührendes hat. Auf meine Frage: Was ist es denn? lautete die Antwort: Ein kleines Operationsbesteck.

Ich bin sehr erstaunt, Harald lacht, und Minchen verteidigt sich. So ein kleines Ding ist gar nicht so furchtbar teuer, und dann könnte ich doch Papa helfen. Er sagt so oft: Wieder kein Mensch, der mir helfen kann! Ach über die vielen Frauenzimmer! Hätte ich doch einen einzigen Jungen! Frau Päpke sagt, daß ich niemals mehr ein Junge werden kann, aber ich möchte ihm doch helfen.

Und die Kleine sieht mit ihren etwas hervortretenden Augen sehnsüchtig in das Lampenlicht. Zum Glück hat sie nicht lange diese Anwandlung: bald läßt sie sich von Harald aufziehn, oder bittet mich um ein Märchen, aber um ein wahres, und unser Beisammensein verläuft harmonisch wie immer. Aber Harald ist doch zu groß, als daß er nicht seine eignen Gedanken hätte, und er spricht sie mir in der stillen Stunde aus, wo ich vor seinem Bette sitze und auf sein Abendgebet warte. Minchen und die andern Gören sind ja ganz nett, Mutterlieb, aber findest du es nicht komisch, wie ihre Mutter mit ihnen ist? Sie bringt sie nie zu Bett oder betet mit ihnen, und sie läßt sie immer laufen, wenn sie wollen. Sie ist schon immer etwas merkwürdig gewesen, aber hier ist es viel schlimmer geworden.

Frau Roland wird hier wohl recht viel zu tun haben, erwidere ich, und mein Junge nickt. Na natürlich, der Doktor hat ja sehr viel zu tun, und seine Frau muß alles anschreiben; aber etwas Zeit dürfte sie doch auch für ihre Kinder haben. Sie können doch nichts dafür, daß sie alle drei Mädchen sind. Du solltest nur einmal mit Frau Doktor sprechen. Du verstehst so etwas so gut.

Diese Anerkennung meines Sohnes quittiere ich mit einem Kuß, aber erkläre, daß ich mich auf nichts einlassen kann.

Walter tun die kleinen Mädchen auch leid. Er sagt ihnen immer ein freundliches Wort, wenn er ihnen begegnet; im übrigen ist er ganz wie ich gesonnen: wir wollen die Kleinen wohl bei uns aufnehmen und gut gegen sie sein, aber um ihre innern Angelegenheiten dürfen wir uns nicht bekümmern. Doktor Roland macht sonst gerade um diese Zeit viel von sich reden. Auf der Universitätsklinik haben sie kürzlich einen armen Kranken als gänzlich unheil- und unoperierbar weggeschickt. Seine Frau brachte ihn zu Doktor Roland, und dieser hat ihn in kurzer Zeit ohne Operation geheilt. Die Sache hat viel Aufsehn erregt. Die Zeitungen haben sich ihrer bemächtigt, und man sagt, daß hier auf dem Bahnhof täglich Kranke ankommen, die nach Doktor Roland fragen. Jedenfalls hat er ein Nebenhaus gemietet, das hart an das seine stößt, und soll dort auch schon Kranke aufnehmen. Kürzlich besuchte mich der kleine Privatdozent, mit dem ich Theater spielen mußte, und dieser berichtete mir, daß der Geheime Medizinalrat, unser Rektor, recht böse wäre. Zwei Amerikaner sollen auch bereits zur Kur bei dem neuen Eisenbart eingetroffen sein.

Der Geheimrat ist doch so überlastet, meinte ich, da wird ihm eine kleine Ablenkung von seiner Klinik sehr angenehm sein.

Aber mein Besucher schüttelte den Kopf.

Doktor Roland wird nicht wieder eingeladen, sagte er mit einer so gewichtigen Miene, daß ich Mühe hatte, ernst zu bleiben.

Mir ist sonst nicht so sehr nach Lachen zumute. Erstens macht Walter mir Sorge, der trübe aus den Augen sieht und gelegentlich reizbar wird, und dann wills mit Harald nicht vorwärts mit dem Latein. Alles andre ginge schon, aber beim Latein kann Minchen ihm nicht helfen. Es wird also Weihnacht ein mangelhaftes Zeugnis geben, und wenn dies mir auch nicht so wichtig ist, so wird es dem armen Walter die Freude verderben.

Nun, ich muß die Sorgen zu vergessen suchen und daran denken, was ich meiner Frau Bäckermeisterin schenken will. Harald und ich haben uns den Kopf zerbrochen, bis ich in einer Kunsthandlung einen schönen Buntdruck von der

sixtinischen Madonna gefunden habe. Der ist denn jetzt nach Birneburg zu der gütigen Frau gewandert, an die ich mit soviel Liebe denke, und ich hoffe, sie wird sich freuen.

Ich wenigstens würde es tun, sagte Harald. Besonders da das Geschenk von dir kommt, du bist doch eine so reizende Frau.

Wir gingen zusammen auf der Straße, und ich blieb stehn, um meinen Jungen betroffen anzublicken.

Woher hast du solchen Unsinn?

Es ist kein Unsinn, erwiderte Harald trotzig. Die Jungen in der Klasse sagen alle, daß du reizend bist, und der Lohndiener, der damals bei Rektors aufwartete, als du dort Theater spieltest, hat es auch gemeint.

Ich lachte ein wenig, aber nicht sehr viel, und ich halte meinem Sohne eine Vorlesung darüber, daß es nicht notwendig ist, von seiner Mutter in der Schule und mit Lohndienern zu sprechen. Aber der Sohn des Lohndieners besucht mit Harald dieselbe Klasse, und deshalb erfahre ich dies günstige Urteil.

Der Junge spricht auch bald von der Bäckermeisterin. Wie sie das Bild aufnehmen, und wohin sie es hängen will. Und wann wir selbst wieder nach Birneburg fahren werden.

Dort hats mir gefallen! sagt er mit einem Seufzer. Weißt du, Mutterlieb, wenns mir ganz schlecht ergeht, dann will ich mich in Birneburg zur Ruhe setzen.

Ich muß über sein ernstes Gesicht lächeln, und dann sprechen wir von Weihnachten.

* * *

Nun ist das Fest schon wieder vorübergerauscht, und ich freue mich darüber, wie ich mich jedesmal so sehr, wenn es kommen soll, freue. Aber die Vorfreuden im Leben sind wohl immer die besten, und wenn man mitten in der Freude stehn sollte, dann kommt allemal ein bittrer Nachgeschmack. Diesesmal ist er eigentlich ausgeblieben, obgleich es mir hart war, daß der Junge kein gutes Zeugnis hatte, und daß mein armer Walter so traurige Augen machte. Aber mein Mann wollte mir nicht die Festfreude verderben, und ich tat, als wäre sie mir nicht verdorben. Und gerade als unser Baum mit seinen vielen Lichtern brannte, da öffnete sich die Tür, und die drei Rolands traten ein. Ohne Feiertagsgewand, und ohne alle Umstände. Bei ihnen sollte erst morgen gefeiert werden, da konnten sie also heute zu uns kommen. Sie wanderten um den Lichterbaum, betrachteten ihn mit kritischen Blicken und falteten ihre Hände, als Harald sein Weihnachtslied deklamierte. Und dann sagte Minchen etwas ganz ähnliches her; wer es sie gelehrt hatte, wußte sie nicht mehr, aber sie konnte es. Und dann kam die Reihe an mich, und ich mußte, auf allgemeines Verlangen, etwas aus meinem Leben erzählen. Kein Märchen, sondern etwas Wahres, wie mir geboten wurde, und mein Sohn Harald schlug vor, daß ich berichten solle, wie ich ins Wasser gefallen, aber wieder herausgezogen worden wäre.

Da erzählte ich also, während sich die kleine Schar schweigend um mich herum setzte.

Ja, liebe Kinder, ich bin auch einmal ein Kind gewesen, obgleich ihr euch dieses gewiß nicht denken könnt; aber es ist doch wahr. Und als ich ein Kind war, da wünschte ich mir zum Weihnachtsfest glühend ein paar Schlittschuhe, denn unsre kleine Stadt lag hart an einem großen See, und wenn der Winter kam, dann war der ganze See eine glitzernde Eisfläche, und alle Knaben und Mädchen glitten darauf umher, daß es eine Lust war, anzusehen. Aber als das Weihnachtsfest kam, erhielt ich keine Schlittschuhe. Das betrübte mich tief, denn ich hatte mir

das Eislaufen von einem Jungen zeigen lassen und konnte es schon ganz gut. Meine Kunst half mir aber nichts, denn die Schlittschuhe blieben aus. Ich war sehr niedergeschlagen, wie ihr denken könnt, und ich hatte auch keinen Menschen, den ich fragen konnte, was ich nun anfangen sollte. Da verfiel ich auf den unglücklichen Gedanken, mir ein paar Schlittschuhe auf Borg zu nehmen. So etwas darf ein gutes Kind nun niemals tun, und ich wurde auch sehr bestraft für meine Sünde. Denn, eines Tags, als es schon zu tauen begann, ich aber auf meinen unrecht erworbnen Schuhen weithin über die Eisfläche glitt, da geriet ich in das Gebiet der grauen Schwäne. Die wohnten ganz hinten am See, dort wo es nur Schilf und auch wohl warme Quellen gab, die das Wasser am Gefrieren hinderten. Hier auf dem morschen Eis brach ich ein und wäre ganz sicher ertrunken, wenn —

Wenn unser Papa dich nicht rausgezogen hätte! setzte Minchens schrille kleine Stimme hinzu. Ja, die Geschichte kenne ich, denn Mama hat sie uns auch erzählt. Und sie sagt, daß du gern tüchtig auf uns acht geben kannst, weil du doch nicht mehr leben würdest, wenn mein Papa nicht gewesen wäre. Aber es ist sehr schön, daß du noch lebst, Tante Anneli! Und die Kleine streichelte meine Hände und sah mich so treuherzig an, daß sich mein Staunen in Lachen auflöste. Die Moral von meiner Geschichte ist ja nicht so ausgefallen, wie ich mir das gedacht habe. Ich wollte den Kindern einbleuen, daß man keine Schulden machen soll; aber Minchen zeigte mir, daß ich noch ganz andre Schulden gemacht hatte. Zugleich mußte ich lernen, daß es Frau Doktor Roland nur natürlich findet, wenn ich ihr die Sorge für ihre Kinder abnehme. Eigentlich möchte ich einmal mit Fred Roland über diese Angelegenheit sprechen, aber er ist noch immer nicht bei mir gewesen.

* * *

Das war die Episode des Weihnachtsabends, dem einige ruhige Tage folgten, und gleich nach Neujahr hielt ein kleiner flinker Schlitten vor unserm Hause und brachte mich aufs Land. Bodild führte selbst die Zügel, und hinter uns saß ein alter Kutscher mit langem Bart und einem Gesicht, als wäre er taub.

Endlich sehen wir uns doch einmal allein! sagte Bodild, als wir durch die Stadt gefahren waren, und es langsam bergauf ging. Ich habe dich schon lange besuchen wollen, aber mein Mann verlangt meine unausgesetzte Gesellschaft und Pflege. Da gibt es für mich nicht viel freie Stunden.

Sie schwieg, und ich sah mich in der Landschaft um. Es war hier draußen mehr Schnee gefallen als in der Stadt, alles war weiß und rein und geheimnisvoll. Am Wege standen einige Tannen, die sich unter dem Schnee beugten, und wie wir jetzt in einen kleinen Wald bogen, lag auch hier der weiße Friede.

Bodild begann von neuem zu sprechen.

Du erwiderst mir nichts, Anneli, und ich weiß wohl warum. Du wunderst dich, daß ich mein junges Leben an einen alten Mann gehängt habe, und manchmal wundre ich mich selbst darüber. Aber Manfred ist sehr gut zu mir, und er weiß, daß ich ihn nicht über alle Maßen lieben kann. Das verlangt er auch nicht, er hat ein langes, ereignisreiches Leben hinter sich, er will seine Ruhe und Pflege haben.

Du bist ja auch Fürstin geworden, sagte ich unwillkürlich und erschrak gleich über diese taktlose Bemerkung. Bodild nahm sie ruhig auf.

Ja, ich habe mir einen vornehmen Namen erheiratet, und ich kann nicht leugnen, daß ich Wert darauf lege. Ich bin nun einmal aus vornehmem Hause, und es reizte mich nicht, ewig bei Hofe knicksen zu müssen und in dem nichtigen

Kleinkram aufzugehn, der mich in dem kleinen Witwenhause unsrer Familie erwartete. Mein Vater ist ja lange tot, mein Bruder hat reich, aber nicht nach unserm Geschmack geheiratet, und meine Mutter lebt viel bei meiner ältern, verheirateten Schwester. Mir stand ein sehr einsames Leben bevor, und als Manfred Monreal um meine Hand anhielt, habe ich sie ihm gegeben. Ich habe es nicht bereut. Wie gesagt, ich habe meinen Mann zu pflegen und ihm Gesellschaft zu leisten, ich muß mich für seine Angelegenheiten interessieren und sie mit ihm besprechen, ich habe Pflichten und Tätigkeit, mehr kann man nicht vom Leben verlangen.

Die Fürstin sprach sehr ruhig, und ich betrachtete sie von der Seite. Sie war viel hübscher geworden, als ich mich ihrer erinnerte, und ihre einst so lustigen Augen blickten kühl und ruhig. Sie sah sich plötzlich nach mir um.

Weshalb seufzest du so schwer?

Seufzte ich? Ich wußte es nicht, und meine Freundin betrachtete mich mit dem gutmütigen Lächeln, das ich so genau an ihr kannte.

Ich fürchte, Anneli, daß du soeben über mich geseufzt hast, aber du hast es wirklich nicht nötig. Ich bin mit meinem Lose zufrieden, gerade so wie du. Allerdings, hätte ich einen Jungen wie du, würde ich wohl glücklicher sein. Man darf aber nicht unbescheiden sein. Überhaupt — sie knotete an ihrem Zügel — keiner von uns erhält das Glück, von dem er in seiner Jugend geträumt hat. Du hattest doch auch nicht so brennende Lust, den Professor Weinberg zu heiraten. Mir ist immer gewesen, als hättest du in dieser Beziehung einen andern Traum gehabt, der dann ebenfalls nicht in Erfüllung gegangen ist. Du warst ja nie so impulsiv wie ich, die ich mit meiner großen Liebe vor die ganze Welt hintrat und sie an die große Glocke hängte. Weißt du noch, wie ich deinen Onkel mit meiner Liebe elendete? Es war gut, daß er mich von sich stieß, diese Sache wäre niemals gut gegangen. Aber ich gehöre nun einmal zu den Asra, die nicht gerade sterben, wenn sie lieben, aber die dann die Liebe als schlechtes Geschäft fallen lassen.

Bodild sprach jetzt von andern Dingen, und ich freute mich an ihrer ruhigen Nüchternheit, die für mich wohl von jeher so viel Anziehendes hatte, weil sie mir fremd ist. Und endlich kamen wir auf das kleine Schloß, das Monreals in diesem Winter bewohnen. Es ist eine recht öde Spelunke, und ich freute mich, daß ich dort nicht zu schlafen brauchte. Mich würden die Geister der alten, bärbeißigen Ritter sicher nicht in Ruhe gelassen haben. Aber die Wohnräume waren behaglich eingerichtet, und der Fürst legte Wert darauf, mir allerhand Waffen und Bilder zu zeigen, die Walter sicherlich Freude machen würden, wenn er sie einmal besehen darf. Der Fürst war übrigens sehr nett. Er ist ja alt und hat zittrige Hände, aber er versteht es sehr gut zu unterhalten, und als er mich an die Tafel führte — ich war allein zum frühen Mittagessen eingeladen —, da verging die Zeit sehr schnell. Unter anderm erzählte mir Fürst Monreal, weshalb er seinen Winteraufenthalt hier genommen hätte.

Einzig und allein des Doktor Rolands wegen. Er ist der einzige Arzt, der mir bis dahin geholfen und der meinen Zustand richtig erkannt hat. Einmal in der Woche fahre ich immer zu ihm, und einmal kommt er heraus. Sonst wären wir natürlich in Thüringen geblieben, wo ich ein viel angenehmeres Besitztum habe als diese kleine Burg. Aber die Gesundheit geht vor.

Der Fürst berichtete dann weiter, wie er Doktor Roland durch einen Zufall kennen gelernt, und wie er ihm gleich einen so guten Eindruck gemacht habe.

Er hat andre Methoden als die meisten Ärzte, fuhr er fort, und das ist das Angenehme bei ihm. Mein alter Freund Baron Birkstein war dann so an=

getan von ihm, daß er ihm die Mittel vorstreckte, aus den engen, kleinen Verhältnissen herauszukommen und etwas Selbständiges anzufangen. In Bärenburg scheint es ihm mächtig zu glücken. Neulich hatten wir den Geheimen Medizinalrat mit seiner Frau bei uns zu Tisch, da schalten sie sehr auf Roland. Das ist ein gutes Zeichen.

Erinnerst du dich noch des Baron Birkstein? fragte Bodild. Damals als wir in der Pension waren, verlor er doch gerade seinen einzigen Sohn. Jetzt ist auch seine Schwiegertochter gestorben, und sie hat ihm den größten Teil ihres Vermögens vererbt, sodaß der alte Herr plötzlich ganz vermögend geworden ist. Aber er hat niemand, dem er sein Geld vermachen kann; nur einige entfernte Verwandte, mit denen er sich niemals stand.

Ich denke mir, daß er Roland etwas vermachen wird, schob ihr Gemahl ein. Er hatte einen großen Narren an ihm gefressen, und ich gönne dem Doktor ein wenig Behagen. Seine Ehe scheint wenig erquicklich zu sein. Die Frau ist kränklich, unordentlich und dazu entsetzlich eifersüchtig. Bei schönen Patientinnen wird sie ihm sicher die Kur nicht erleichtern.

Bodild sah ihren Mann erstaunt an. Woher weißt du alle diese Einzelheiten?

Er lachte. Liebes Kind, ich fahre nicht ohne Nutzen einmal wöchentlich in die Stadt und unterhalte mich mit dem Wärter, der mich massieren muß.

Nachmittags ließen mich Monreals wieder in die Stadt fahren, und ich kam gerade rechtzeitig, um meinen Jungen zu Bett zu bringen, und um ihm zu berichten, daß er auch mit seinem Vater auf die kleine Burg eingeladen ist, und daß es dort dicke Türme und Mauern, einen Burggraben und noch viele andre Herrlichkeiten gibt, von denen man sonst nur in Geschichtsbüchern liest. Harald hörte sehr aufmerksam zu. Aber er war doch ein wenig müde. Er hatte heute den Geburtstag eines Freundes gefeiert, und die genossenen Herrlichkeiten schienen ihm nicht besonders gut bekommen zu sein. Aber einiges wollte er mir doch erzählen.

Herr Külpe wohnt jetzt bei Drehers. Da braucht er nicht soviel Miete zu zahlen wie am Schwanenweg, und Frau Dreher will auch für ihn waschen. Er soll nur ein wenig dafür nach Anton sehen.

Wer sind Drehers eigentlich? fragte ich zerstreut, und mein Sohn war erstaunt.

Mutter, Anton Dreher ist doch der Sohn vom Lohndiener, der dich auf der Gesellschaft so hübsch gefunden hat. Er soll studieren, wenn es nicht zu teuer wird. Aber Herrn Külpes Mutter ist auch nur Wäscherin und nun schon lange krank. Deshalb hat Herr Külpe nur einen Anzug, den er auszieht, wenn er zu Hause ist, wo er dann im Schlafrock sitzt, und deshalb muß er so billig wohnen.

Harald schlief schon halb und erwartete von mir keine Antwort. Ich hätte ihm auch keine geben können. Aber als ich kürzlich Herrn Külpe auf der Straße begegnete, redete ich ihn an und fragte ihn, ob er nicht Sonntags einmal bei uns essen wolle. Er wurde sehr rot, nahm aber die Einladung an, und am letzten Sonntag hat er unsern Sonntagsbraten mit uns gegessen, und er schien ihm gut zu schmecken. Er ist ein netter kleiner Mensch, und auch Walter unterhielt sich gern mit ihm, obgleich er wieder an seinen Vorträgen zu tun hat und nächstens auf Reisen muß, um sie zu halten.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel
Berlin, 28. Juni 1908

(Der neue Landtag in Preußen. Die auswärtige Lage und die Stimmung in Deutschland. Die Kaiserrede auf der Oceana. Das Zentrum und die auswärtige Politik.)

Der neugewählte preußische Landtag ist am 26. Juni zum erstenmal zusammengetreten, nicht um ein großes Programm zu erledigen, sondern um der verfassungsmäßigen Form zu genügen. Es liegt im Staatsinteresse, daß sich das neue Abgeordnetenhaus möglichst bald konstituiert, und deshalb hat man die Frist, die die Verfassung für die erste Einberufung eines neugewählten Hauses vorschreibt, gar nicht erst vollständig verstreichen lassen. Jetzt, wo der Landtag einmal versammelt gewesen ist, besteht volle Freiheit, ihn nach Bedarf zu schließen oder zu vertagen. Erst im November wird er voraussichtlich wieder zusammentreten.

In der innern Politik ist es jetzt völlig still geworden, und nur wenige Fragen sind es noch, die die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Desto mehr beschäftigt uns die auswärtige Politik und die Lage, in die sich Deutschland durch die neusten Ereignisse in der Weltpolitik versetzt sieht. Das Bekanntwerden der Gedanken, denen der Kaiser bei seiner Ansprache an die Offiziere in Döberitz Ausdruck gegeben hatte, ist von überraschend günstiger Wirkung gewesen, obwohl der Wortlaut nirgends authentisch festgestellt worden ist. Man hatte sich durch die in einem Teil der deutschen Presse gepflegte Angstmeierei und Nörgelei wirklich in den Gedanken hineintreiben lassen, daß der Kaiser und die in seinem Namen betriebne deutsche Politik den Ereignissen auf dem Schauplatz der Weltpolitik teils mit sorglosem Optimismus, teils in vollendeter Resignation und Hilflosigkeit gegenüberstünden. In diese Stimmung fiel das Wort: „Sie sollen uns nur kommen!“ — mag es nun so oder anders gelautet haben — wie eine Erlösung. Die Vorstellung, daß das Reich allen möglichen Verwicklungen und feindseligen Machenschaften das ruhige Bewußtsein seiner Kraft entgegensetzt, brauchte zwar eigentlich den ruhig urteilenden und unbefangen beobachtenden Deutschen nichts Neues zu sein, aber das politische Urteil war nun einmal in weiten Kreisen verwirrt worden, sowie ja auch über Persönlichkeit und Denkweise des Kaisers noch immer falsche Anschauungen genährt werden. Aber auch wer überzeugt war, daß im Grunde jeder ehrliche Deutsche so dachte, wie es der Kaiser ausgesprochen hatte, konnte nur sehr damit einverstanden sein, daß es einmal aller Welt gerade von dieser Stelle aus gesagt wurde. Denn nachgerade mußte die Art, wie in unsrer Presse die Lage Deutschlands und die deutsche Politik dargestellt wurde, die Hoffnungen aller uns feindlichen Elemente auf die Isolierung, Einschüchterung und Ausschaltung Deutschlands so sehr verstärken, daß die Sache für uns gefährlich zu werden anfing.

Das kräftige Wort, das in Döberitz gesprochen worden ist, hat durch die Feststellung der vollständigen Übereinstimmung zwischen der ersten Stelle im Deutschen Reich und dem allgemeinen Empfinden des deutschen Volks, sozusagen, das Gleichgewicht wiederhergestellt. Es war ein bezeichnender Zug, daß sich die Menge, die den Kaiser bei seinem Erscheinen zur Regatta in Hamburg — wie schon so manches mal — begrüßte, plötzlich über die Äußerung banaler Schaulust und festlicher Hurrastimmung hinausgehoben fühlte. Es ist etwas eignes um dieses plötzliche Bewußtwerden eines gemeinsamen Empfindens, das in Tausenden in einem Augenblick einen Gedanken weckt und nach Betätigung drängt. Aus der Volksmenge

heraus erscholl — niemals sonst war es geschehen — das Lied: „Deutschland, Deutschland über alles“, und dann sang man, dem mächtigen Impulse weiter folgend, die „Wacht am Rhein“.

Die Huldigung fand ihre Antwort in der Rede, die der Kaiser am Abend desselben Tages bei dem Fest des Norddeutschen Regattavereins an Bord der Oceana in Brunsbüttelkoog hielt. „Ich habe Sie verstanden, sagte der Kaiser, es war der Druck der Freundeshand einem Manne, der entschlossen seinen Weg geht.“ Wenn diese Worte zunächst an die Hamburger gerichtet waren, so weiß doch jeder, daß sie ihre Bedeutung für das ganze deutsche Volk haben.

Es war überhaupt eine besonders bedeutsame Rede, die, an den verhältnismäßig kleinen Kreis der Teilnehmer an einem Wassersportfest gerichtet, der ganzen Welt einen verständlichen Wink geben sollte. Wer nur an die unmittelbar gegebne festliche Gelegenheit dachte, mochte wohl zuerst erstaunt sein, daß der Kaiser von dem nächsten Zweck der Veranstaltung einen Übergang fand zu der Frage der Reichsfinanzreform. Wie kam dieses gewichtige Thema der innern Reichspolitik zu der Erwähnung in einer Tischrede, die bei den Teilnehmern des Festes ganz andre Gedankenreihen voraussetzen durfte? Das Bild der Regatta weckte in dem kaiserlichen Redner den Gedanken an den Wettstreit der Völker. Wie das Barometer abwechselnd steigt und fällt, wie für den Beobachter aber, der darauf seine Entschlüsse bauen will, nicht diese Einzelbewegungen, sondern die Gesamttendenz der Bewegung maßgebend ist, so dürfen auch in den Schicksalen der Völker die Täler, die dabei zu durchschreiten sind, nicht entmutigen. „Sie sind das unvermeidliche Korrelat für den Aufschwung.“ Der Kaiser entrollte den Sportsleuten vertraute Bilder, wie die Fahrzeuge durch neue Berechnungen und Vermessungen zum Warten veranlaßt werden und dann doch mit frischer Kraft auf Grund des Studiums neuer Gesetze am Ziel erscheinen. Die Nutzanwendung war verständlich, nicht nur für die bangen Gemüter, die bei jeder Schwierigkeit, der unsre Politik begegnet, um das sinkende Ansehen des Reichs jammern, sondern auch für das Ausland, wo man uns mit den Schein- und Teilerfolgen einer mißgünstigen Staatskunst dauernd zurückdrängen zu können glaubt. In dieser Verbindung erscheint die Erwähnung der Reichsfinanzreform besonders bedeutungsvoll. Denn es ist bekannt, daß im Auslande der Glaube verbreitet ist, Deutschland sei den großen Aufgaben, die es unternommen, und der Rüstung, die es zu tragen habe, finanziell nicht gewachsen und müsse über kurz oder lang an seiner Finanznot zusammenbrechen. Es ist freilich merkwürdig, wie eine so völlig unzutreffende Ansicht bei ernsthaften Leuten Glauben finden konnte. Aber zur Entschuldigung und Erklärung muß man sich sagen, daß wenig Ausländer in das komplizierte Wesen unsrer Reichsverfassung einzudringen vermögen. Wem aber das eigentümliche Verhältnis von Reich und Einzelstaaten in Deutschland ein Buch mit sieben Siegeln ist — und das ist es für die überwältigende Mehrheit der ausländischen Beurteiler —, der wird natürlich auch den wahren Grund unsrer scheinbaren „Finanznot“ niemals begreifen. Dazu kommt noch, daß die deutschen Zeitungen, die im Auslande am meisten gelesen werden, freisinnige Blätter sind. Aus ihnen schöpft das Ausland eigentlich seine Kenntnis deutscher Zustände. Unser radikaler Liberalismus hat aber jahrzehntelang seine Volkstümlichkeit im wesentlichen dadurch zu begründen gesucht, daß er bei jeder, auch der gerechtesten Forderung des Staats an die Steuerkraft der Bürger ein Zetergeschrei erhob und den allgemeinen Ruin prophezeite. Da auch der radikalste Franzose oder Engländer für solche Taktik gar kein Verständnis hat, so mußte man im Ausland allmählich wirklich glauben, daß das deutsche Volk von Steuern erdrückt sei, und daß der finanzielle Zusammenbruch über kurz oder lang kommen müsse. Die Kaiserrede aber bedeutete: Rechnet nicht darauf! Das Deutsche

Reich wird seine Finanzen auf eine gesunde Grundlage stellen; wir sind jeder Situation gewachsen, und deshalb brauchen wir auch nichts zu fürchten!

Auch das ist jedenfalls nicht ohne besondre Absicht geschehen, daß der Kaiser in nachdrücklicher Weise dem Fürsten Bülow sein Vertrauen bekundete. Das törichte Geschwätz über die mangelnde Einheit in der Leitung der deutschen Politik, über die Unzufriedenheit des Kaisers mit der Führung der Geschäfte, über die Mißerfolge der deutschen Diplomatie, für die doch der Kanzler verantwortlich sein würde — das wird jetzt einmal gründlich zum Schweigen gebracht.

Besonders rücksichtslose Quertreibereien gegen den Fürsten Bülow und die Reichspolitik gehen jetzt wieder vom Zentrum aus. Das Berliner Zentrumsorgan, die Germania, brachte dieser Tage einen flammenden Artikel gegen die auswärtige Politik der Regierung. In den heftigsten Worten wurde den „deutschen Diplomaten" vorgeworfen, daß sie eine Politik des Vertuschens und Verheimlichens trieben. Eine Probe dieser Tonart mag folgende Stelle geben:

„Das ist die Manier des Komödianten, der noch scherzt und lacht, wenn das Haus in Flammen steht; das ist der Erfolg der Bülowschen Politik, die noch schöne Worte hat, wenn die Tatsachen so bitter ernst sind. Unsre heutige Lage ist zum Verzweifeln ähnlich der Situation Preußens vor dem Siebenjährigen Kriege. Dahin hat uns des Fürsten Bülow Politik gebracht: keinen Freund — nur Neider und Hasser. Die reiche Bismarckische Erbschaft ist verschleudert; wir sind das Aschenbrödel geworden, trotz der verstärkten Wehr zu Land und zu Wasser. Fürst Bülow wollte in seiner inneren Politik das Zentrum ausschalten; er selbst aber ist jetzt in der Auslandspolitik der Kaltgestellte."

Mit diesem letzten Satz ist das gesagt, was dem Zentrumsblatt offenbar die Hauptsache ist; hier kommt der eigentliche Grund des Zorns und der Entrüstung zutage. Hätte der Reichskanzler nicht in die Fraktionsinteressen des Zentrums mit rauher Hand eingegriffen, so wäre dieser ganze Erguß nicht über ihn gekommen. Ein anständiger Politiker, nicht nur in Deutschland, sondern überall in der Welt, wird freilich einen solchen unverhüllten Versuch, die Beurteilung der auswärtigen Politik von den Fraktionsinteressen abhängig zu machen, als schamlos empfinden. Die wilde Rachsucht des Zentrums kennt solche Scham nicht. Es ist immer nur die Partei und wieder die Partei, die ihr ganzes Denken und Empfinden regiert. Derselbe Geist, der die Partei zu Fall gebracht hat, treibt sie jetzt zu weiterm gemeinschädlichem Wirken: das Zentrum will nichts lernen und nichts vergessen. Das deutsche Volk wird sich das hoffentlich merken.

Wann ist denn diese verdammenswerte Politik, die nach der Meinung der Germania uns in eine so schlimme Lage gebracht hat, angefangen worden? Etwa erst im vorigen Jahre? Sie ist doch mindestens zurückzudatieren bis zu den Anfängen des englisch-französischen Einverständnisses. Warum hat das Zentrum damals nicht protestiert? Warum desavouierte es nicht den Freiherrn von Hertling und den Abgeordneten Spahn, als sie sich im Reichstage zu verständnisvollen Interpreten der Politik des Fürsten Bülow machten? Das Zentrum ist also Mitschuldiger an der nach seiner Meinung verderblichen Politik, und das jetzige Urteil der Germania trifft mit furchtbarer Wucht das Haupt der eignen Partei. Denn was kann es Gewissenloseres geben als eine Partei, die eine von ihr selbst als falsch und verderblich bezeichnete Politik ruhig duldet und unterstützt, der Welt ihre Zufriedenheit vorlügt, um erst dann mit der wahren Meinung hervorzutreten, als sie sich ihre ausschlaggebende Machtstellung verscherzt hat? Oder hat der 13. Dezember 1906 auch die innerste Herzensmeinung, die wirkliche Überzeugung der Partei in das Gegenteil verkehrt? Wenn das etwa die Ausrede sein sollte, daß den Zentrumsmännern erst an jenem verhängnisvollen Tage die Erkenntnis aufgedämmert sein

sollte, so stellen sie ihrer eignen politischen Urteilskraft und Voraussicht das denkbar schlechteste Zeugnis aus. Dann sollten solche Politiker überhaupt schweigen. Denn man wird keine allzu hohen Begriffe von der Einsicht von Leuten haben, deren Gehirn erst zur Kritik fähig wird, wenn sie nicht mehr gefüttert und gestreichelt werden.

Der Patriotismus dieser trefflichen Leute bringt es also jetzt fertig, die Stellung Deutschlands zur mazedonischen Frage zum Anlaß giftiger Angriffe gegen die Reichspolitik zu machen. Es geschieht das in demselben Augenblick, wo alle Welt durch eine halbamtliche Kundgebung unterrichtet worden ist, daß diese Frage in der Tat die Möglichkeit von Schwierigkeiten und Verwicklungen bringt. Aber es kommt ja den Herren gar nicht darauf an, ob diese Schwierigkeiten für die deutsche Politik aus dem Wege geräumt werden, wenn nur kräftig gegen den Kanzler gehetzt werden kann, der sich erlaubt hat, das Zentrum „auszuschalten". Was die Germania über die Politik Deutschlands in der mazedonischen Frage sagt, ist teils überflüssig, teils eine Fälschung offenkundiger Tatsachen. Überflüssig ist die Mahnung, daß Deutschland im Verein mit Österreich mehr Initiative entwickeln müsse, da sich unser Verbündeter auf dem Balkan zurückgesetzt fühle. „König Eduard wird ihm zwar — so schreibt die Germania — im Sommer auch ein Reisegeschenk bringen. Aber wir müssen sofort einsetzen, um Hand in Hand mit dem verbündeten Österreich dessen Interessen, die den unsrigen nahe stehen, zu wahren." Diese Mahnung rennt offne Türen ein. Von einer Fälschung der Tatsachen aber kann man insofern reden, als die bisherige Haltung Deutschlands in der mazedonischen Frage völlig unrichtig dargestellt wird, obwohl sich der Reichskanzler im Reichstage offen darüber ausgesprochen hat. Es ist niemals davon die Rede gewesen, daß sich Deutschland um die Angelegenheit nicht zu kümmern brauche, wie die Germania behauptet. Man kann vielmehr überzeugt sein, daß Deutschland für seine eignen Interessen und der seiner Verbündeten und Freunde sehr entschieden eintreten wird.

Die Amerikanisierung deutscher Politik. Wenn Theodor Roosevelt am 4. März 1909 seinen zweiten Präsidentschaftsterm beendet, so kann er zurückblickend sagen, daß die acht Jahre seiner „Herrschaft" voller Mühe und Arbeit gewesen sind. Was hat Roosevelt in diesen acht Jahren nicht alles an Reformen im amerikanischen Wirtschaftsleben, in der amerikanischen auswärtigen Politik, in den sozialen Verhältnissen unternommen und durchzusetzen versucht! Noch auf Jahre oder Jahrzehnte hinaus werden die Amerikaner genug damit zu tun haben, die von Roosevelt begonnenen Reformen und Reformansätze in die Wirklichkeit umzuleiten.

Zu den schwierigsten Aufgaben, die sich Roosevelt gestellt hatte, gehört insbesondre die Bekämpfung der politischen Korruption. In dieser Beziehung beginnt seine Tätigkeit nicht erst als Präsident; er hat vielmehr bekanntlich schon früher, vornehmlich als Governor von Newyork, eine intensive Tätigkeit entfaltet.

In der Tat stellt sich der Kampf gegen die politische Korruption in Amerika als eine der wichtigsten, wenn auch schwierigsten Aufgaben für die politische Weiterentwicklung der großen Demokratie dar. Es müßte einen eignen Reiz gewähren, wenn jemand, der sich jahrzehntelang selbst auf diesem Gebiete praktisch betätigt hat, einmal dazu käme, seine Memoiren als „Lobbyist" zu schreiben und herauszugeben; denn die Formen, unter denen die politische Korruption auftritt, sind äußerst mannigfaltig und entziehn sich in weitem Maße der allgemeinen Beobachtung. Von der ganz kommunen Feld-, Wald- und Wiesenbestechung über die Inaussichtstellung von Ämtern, Eisenbahnanschlußgeleisen, Freikarten hinweg zu den feinsten Mitteln des gesellschaftlichen Verkehrs lassen sich die Formen der Beeinflussung des Parlaments durch die starken Kapitalkräfte verfolgen. Lobbyist ist ja ein ganz spezieller Beruf: Lobbyisten sind alle die zahlreichen Leute, die in den Vorzimmern des Washingtoner Kapitols herumsitzen und die verschiednen Abgeordneten

im Interesse irgendeiner Maßregel bearbeiten. Es kann eigentlich nur wundernehmen, daß diese Lobbyisten noch keine Union gegründet haben.

Die Gefahren einer solchen Lobby für ein Parlament sind ganz außerordentlich groß. Ihre Gefährlichkeit liegt darin, daß sie heimlich und der Öffentlichkeit unsichtbar ihre dunkeln Wege geht, und daß die öffentliche Meinung, die die beste Kontrollinstanz für jedes Parlament ist, nicht weiß, wo sie einzusetzen hat. Die Gefahren werden denn auch allmählich in der Union erkannt. Während sich früher immer nur einzelne Männer, wie Karl Schurz, gegen das System gewandt haben, beginnt neuerdings — unabhängig von der Parteistellung — eine scharfe Bewegung gegen den Lobbyismus. Bei den letzten Wahlen im Staate Missouri wurden zwar durchweg Republikaner gewählt, daneben aber der Demokrat Folk zum Governor, nur deshalb, weil er als Staatsanwalt unnachsichtlich das in Missouri allerdings besonders entwickelte Lobbytum bekämpft hat. Es ist kein Zweifel, daß es Roosevelt gelungen ist, auch in dieser Beziehung das Gewissen seiner Landsleute zu schärfen, wenngleich seine Forderung, „alle in die Parteikassen gezahlten Gelder müssen veröffentlicht werden“, noch keine Aufnahme in die Plattform der republikanischen Partei bei der letzten Nationalkonvention gefunden hat.

Von allen diesen Dingen hören wir in Deutschland und freuen uns, daß es bei uns anders ist. Ist dem wirklich so? Soll es bei uns keine Lobby geben? Sind wir in dieser Beziehung völlig frei von politischer Korruption? Wer die Zeitungen der letzten Wochen aufmerksam verfolgt hat, wird sich leider gestehn müssen, daß einer solchen optimistischen Auffassung unsrer politischen Verhältnisse Gefahr droht. Nicht so gut organisiert ist die Sache bei uns allerdings, aber versucht wird sie auch. Wer gut aufpaßt, wird vielleicht schon bei den jetzigen Erörterungen über die Reichfinanzreform Anfänge deutschen Lobbyismus finden können. Das erste, was bisher davon in die Öffentlichkeit gedrungen ist, sind die Vorgänge auf der Versammlung eines Vereins von Detaillisten. Da wurde mitgeteilt, „bereits zweihundert Abgeordnete hätten sich gegen jede steuerliche Belastung des Tabaks verpflichtet“. Wäre das wahr, so wäre die „Lobby“ ja schon in voller Blüte. Es ist aber selbstverständlich eine irrige Behauptung, die den durchsichtigen Zweck haben soll, andre Abgeordnete von dem unpopulären Eintreten für eine doch verlorne Maßregel abzuschrecken.

Da wird ferner behauptet, „der Abgeordnete Wiemer hätte für die freisinnige Fraktionsgemeinschaft die Zusage gegeben, daß diese nicht für eine Tabakbanderolensteuer zu haben sei“, zweifellos ebenso irrig; denn das hat Wiemer doch von seinem großen Lehrer Eugen Richter gelernt, daß man Steuerfragen nach volkswirtschaftlichen Grundsätzen und nicht nach denen einzelner Interessenten behandelt. Aber weiter; derselbe Verein scheut sich nicht vor dem Versuch, offen eine direkte Lobby zu organisieren. Er hat fünf Delegierte gewählt mit dem ausgesprochnen Auftrage, in den nächsten Monaten die einzelnen Parlamentarier gegen jede Tabakbesteuerung zu bearbeiten. Jeder dieser fünf Delegierten erhält eine bestimmte Gruppe von Abgeordneten zugewiesen!

Daneben blüht eifrig die Stimmungsmache. Schon liest man in der Deutschen Destillateur-Zeitung, daß unter den Angestellten der Spirituszentrale umfangreiche Kündigungen stattgefunden hätten; nicht weniger als ungefähr hundert Angestellte hätten den „blauen Brief“ erhalten, und zwar nicht nur jüngere, sondern auch ältere Herren, die seit der Gründung der Zentrale in dieser tätig gewesen seien, natürlich nur wegen des angeblich kommenden Spiritusmonopols. Nun wird es gar nicht mehr lange dauern, dann lesen wir wieder: „ein Tabakhändler hat wegen der bevorstehenden Steuervorlage seinen Konkurs anmelden müssen“, und wenn die Kampagne lebhafter wird, vielleicht auch noch von dem Selbstmorde eines monopolbedrohten Destillateurs.

Es ist vielleicht ganz gut, schon jetzt darauf hinzuweisen, mit was für Schwierigkeiten die bevorstehende Reichsfinanzreform zu kämpfen haben wird. Dagegen wird natürlich kein vernünftiger und moderner Mensch etwas sagen, daß die Industrien, durch deren Vermittlung die neuen Steuerbeträge eingebracht werden müssen, ihre Interessen wahrnehmen und zum öffentlichen Ausdruck bringen. Was aber nicht geschehen darf, und wovor rechtzeitig gewarnt werden muß, das sind die heimlichen, privaten Beeinflussungsversuche und die generelle Stimmungsmache, um gegenüber Plänen, die man noch gar nicht kennt, auf alle Fälle die eigne Industrie zu retten. Darüber, ob eine Steuer aufzuerlegen ist, dürfen nur volkswirtschaftliche Grundsätze entscheiden, und nicht die Sonderagitation heimlich eindringender Privatinteressen.

Wir hoffen stark, daß bei diesen Amerikanisierungsversuchen unsrer Politik gegenüber jene fünf Delegierten im Parlamentsgebäude bald erfahren werden, wo Wallot das Loch gelassen hat. Wir können von den Freunden jenseits des Wassers besseres lernen und einführen.

Molinismus und Quietismus. In dem Bericht über das Buch von Desdevises im 11. Heft wird auf S. 516 der Quietismus der Frau de la Motte Guyon erwähnt und dabei die Wendung gebraucht: „Der Molinismus oder Quietismus“. Herr Dr. Strehler, der Herausgeber der Friedensblätter, erinnert mich nun daran, daß die Bezeichnung Molinismus nicht von dem durch Molinos begründeten Quietismus gebraucht zu werden pflegt, sondern von der Lehre des Jesuiten Molina, der ein Jahrhundert vor jenem gelebt hat. Molina glaubte durch die Annahme einer dreifachen Erkenntnis Gottes (scientia simplex, unmittelbare Anschauung; scientia libera, Erkenntnis des von ihm unbedingt gewollten Zukünftigen; scientia media, Erkenntnis des bedingt Zukünftigen: dessen, wofür sich ein freier Wille unter gegebnen Bedingungen entscheiden wird) die göttliche Vorsehung mit der menschlichen Willensfreiheit versöhnen zu können. Für uns Heutigen haben solche Spekulationen höchstens noch insofern Interesse, als ihr Mißerfolg unsre Einsicht bestätigt, daß es vergebliche Mühe ist, das Geheimnis des göttlichen Wesens und seiner Beziehungen zum Weltübel ergründen zu wollen. Alle solche Theologumena werden auch dadurch, daß eine kirchliche Behörde sie für Dogmen erklärt, noch nicht aus Hirngespinsten in befriedigende Aufschlüsse verwandelt. Der Molinismus ist übrigens bis jetzt weder dogmatisiert noch verworfen worden. C. J.

Cigaretten

Cigaretten sind wie Edelsteine, je höher der wirkliche Wert ist, desto bescheidener muß die Aufmachung und Fassung sein. Beweis: Salem Aleikum - Cigaretten. Preis: 3½ bis 10 Pfg. das Stück. Nur echt mit Firma: Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „YENIDZE“, Inhaber: Hugo Zietz, Dresden. Über 1500 Arbeiter.

Edelsteine

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

Nr. 28 Ausgegeben am 9. Juli 1908

Inhalt

Seite

Statistisches zur Finanzlage 53

Das wahre Gesicht der Polenfrage. Von W. von Massow 66

Das Deutschtum im Auslande. Von Dr. Ernst Schultze. 2 70

Ein neuer Band Goethe-Briefe. Von Hans Gerhard Gräf. 1 75

Aus altrömischer Kinder- und Jugendzeit 81

Reifezeit. Roman von Charlotte Niese. (Fortsetzung) . . 86

Maßgebliches und Unmaßgebliches 94

Reichsspiegel. (Zur Wahlrechtsfrage — Prozeß Eulenburg — Die mazedonische Frage — Persien) — Das kongolesische Graubuch — Banzai! — Berichtigung.

FABRIK-MARKE SEMPER BENE

Mez'sche

netzgeknotete Jacken

Keine Erkältung mehr | Sie hüllen die Haut in eine Luftschicht ein und halten sie, da Luft der schlechteste Wärmeleiter ist, | Keine lästige Transpiration

= gleichmässig warm =

Ausführung in Baumwolle, Chinagras, Wolle und Seide. Getragen und empfohlen von erfahrenen Aerzten wie Geheimrat Prof. Dr. Kussmaul etc.

Zu haben in allen besseren Wäsche-Geschäften. Adressen weisen eventuell gern nach die Erfinder und ältesten Fabrikanten luftdurchlässiger Unterkleidung

Billigstes und dauerhaftestes Unterkleid. | **Carl Mez & Söhne** Gegründet 1785 **Freiburg i. Baden** | Sicherste und natürlichste Abhärtung.

R. WOLF

Magdeburg-Buckau

Mailand 1906: Grand Prix

Berlin 1907: Goldene Medaille

Fahrbare und feststehende Sattdampf- und Patent-

Heißdampf-Lokomobilen

bis zu 600 Pferdestärken

Wirtschaftlichste Betriebsmaschinen der Neuzeit

„PERPLEX"

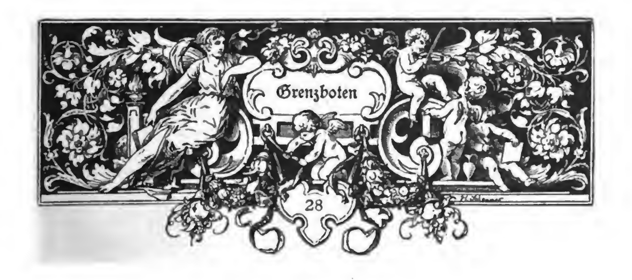
verbessertes **Prismen-Binocle.**

Unerreicht in optischer Leistung!

Unerreicht in optischer Leistung!

Vergr. 6, 8, 10, 12, 15, 18 mal
Man versäume nicht, sich „Perplex" bei Kauf eines neuen Glases zum Vergleich vorlegen zu lassen. Katalog 16 kostenlos durch alle optischen Geschäfte und durch

Optische Werke Cassel 16.
Karl Schütz & Co.



Statistisches zur Finanzlage

Bei einer Prüfung der Schuldenlast und Schuldenpolitik von Reich und Staat in Deutschland wird man den gegenwärtigen Zustand und die vorhandnen Entwicklungstendenzen unterscheiden müssen.

Der gegenwärtige Zustand

Von einer Überschuldung des Deutschen Reichs und seiner Einzelstaaten in dem Sinne, daß durch die gegenwärtige Höhe der Reichs- und Staatsschulden von etwa 19 Milliarden Mark eine Gefahr für die Erfüllung der hieraus folgenden Schuldverpflichtungen gegenüber den Gläubigern oder eine unerträgliche Belastung der Steuerzahler hervorgerufen werde, kann nicht die Rede sein. Auch die bei der jetzigen Finanzgebarung in den nächsten Jahren mit Sicherheit bevorstehende Vermehrung unsrer Verschuldung um 1 bis 3 Milliarden Mark kann zu Bedenken in dieser Richtung keinen Anlaß geben.

1. Zunächst stehn diesen Passiven des Reichs und der Einzelstaaten als Aktiva Eigentumswerte an produktiven Reichs- und Staatsanlagen gegenüber, die einen nicht unwesentlich höhern Wert als jene Schuldsumme repräsentieren.

Nach dem Statistischen Jahrbuch des Deutschen Reichs stellte sich allein das Anlagekapital der Reichs- und Staatseisenbahnen 1904 auf 14,6 Milliarden Mark. Der wirkliche (Verkaufs-) Wert dürfte, schon infolge der gestiegnen Bodenpreise usw., bedeutend höher zu veranschlagen sein. Finanzminister Freiherr von Rheinbaben hat gelegentlich den wirklichen Wert der preußisch-hessischen Bahnen allein auf etwa 19 Milliarden, also in Höhe der gegenwärtigen Reichs- und Staatsschuld zusammen angesprochen. Zu dem Werte des Eisenbahnbesitzes kommt der gesamte Domänenbesitz von 723326 Hektar mit 32,2 Millionen Mark Reinertrag, der Forstbesitz von 4964981 Hektar mit 113 Millionen Mark Reinertrag (im Jahre 1906), der Bergwerksbesitz mit 21,6 Millionen Mark Reinertrag hinzu. Kapitalisiert man die Reinerträge aus Domänen- und Forstbesitz mit 3 Prozent, aus Bergwerksbesitz mit 4 Prozent,

so ergibt sich hieraus ein weiterer Vermögenswert von 1,07 + 3,76*) + 0,54 = 5,37 Milliarden Mark. Dabei ist das Anlagekapital der Post-, Telegraphen- und Telephonverwaltung mit 97,7 Millionen Mark Reinertrag und sonstiger Erwerbsbetriebe (als da sind Reichs- und Staatsdruckereien, Reichs- und Staatsanzeiger, Anteil an Reichs- und Staatsbankengewinn, Bernsteinwerke, Porzellanmanufakturen, Münze, Mineralbrunnen, Bäder und Lotterien) mit einem Gesamtreinertrage von 55,5 Millionen Mark (wovon für Staatsdampfschiffahrtsbetriebe etwa 0,2 Millionen Mark Zuschuß abgehn) noch gar nicht mitgerechnet worden. Jedenfalls ist hiernach die gegenwärtige Reichs- und Staatsschuld durch alle diese Aktiva mehr als gedeckt.

Noch etwas günstiger wird das Bild, wenn man den gesamten Reinertrag der genannten Erwerbsanstalten dem gesamten Jahresschuldendienst gegenüberstellt.

Dieser belief sich nach der Reichsfinanzstatistik für das Jahr 1906 für Reich und Einzelstaaten zusammen bei einer fundierten Gesamtschuld von 15,8 Milliarden auf rund

	532 631 000	Mark	Verzinsung
	79 730 000	„	Tilgung
	4 352 000	„	Verwaltungskosten
zusammen	616 713 000	Mark.	

Seitdem kamen hinzu im Jahre 1907: 29 Millionen badische, 60 Millionen hamburgische Anleihe, 18 Millionen vierprozentige bayrische und 22 Millionen vierprozentige bayrische Eisenbahnanleihe, 20 Millionen hessische vierprozentige, im Jahre 1908: 181 Millionen preußische, sodann 200 Millionen Reichsanleihe und 650 Millionen preußische, endlich 30 Millionen vierprozentige württembergische Anleihe, 35 Millionen vierprozentige badische, 22 Millionen bayrische, 38 Millionen vierprozentige bayrische Eisenbahnanleihe, 65 Millionen Hamburger Anleihe, zusammen 1,4 Milliarden weiterer fundierter Schulden. Rechnet man hierfür die Verzinsung mit 4 Prozent, Tilgung mit 0,6 Prozent, Verwaltungskosten mit 0,025 Prozent, so vermehrt sich der Jahresschuldendienst für die fundierte Schuld von 616 713 Millionen Mark um weitere 65 000 000 Mark, also auf 681 713 000 Mark.

Die schwebende Schuld beläuft sich zurzeit auf etwa 900 Millionen vierprozentige Schatzanweisungen und etwa 700 Millionen unverzinslicher Schatzanweisungen, für die man gegenwärtig 5 Prozent Diskont ansetzen kann. Der Jahresschuldendienst würde sich also insgesamt auf etwa 753 Millionen Mark stellen.

Demgegenüber beliefen sich schon nach den Etats für 1906, d. i. den neusten vorliegenden Zahlen (Reichsfinanzstatistik), die Reineinnahmen der Reichs-

*) Rechnet man 2 Prozent des Forstbesitzes als Reinertrag, so würde sich der Eigentumswert auf 5,65 Milliarden Mark erhöhen.

und staatlichen Erwerbsunternehmungen auf zusammen 1015139000 Mark,*) sodaß der jetzige Jahresschuldendienst von 753000000 Mark schon damals mit rund 262000000 Mark überdeckt gewesen wäre.

Jedenfalls kann danach von einer Überlastung der deutschen Steuerzahler durch die Verzinsung unsrer Reichs- und Staatsschulden zurzeit nicht die Rede sein.

2. Um die Bedeutung der Höhe der Staatsschuld zu würdigen, wird man aber nicht nur die gegenüberstehenden Aktiven, sondern auch die Aufnahmefähigkeit des einheimischen Geldmarkts, die Höhe der einheimischen Sparkapitalien, des Volksvermögens und seines Jahreszuwachses ins Auge zu fassen haben. Auch in dieser Hinsicht kann von einer Gefahr, daß im Inlande nicht genügend Sparkapitalien vorhanden wären, um unsre Reichs- und Staatsschuld aufzunehmen, und daß ein Appell an auswärtige Märkte nötig werden würde, nicht geredet werden. Deutschland ist, als volkswirtschaftliches Ganze betrachtet, sehr wohl in der Lage, eine Gesamtschuld von rund 19 Milliarden bis 20 und einige Milliarden, im Notfalle noch weit mehr, zu tragen.

Über die Höhe unsers Nationalvermögens lassen sich natürlich nur schätzungsweise Zahlen geben. Die bekanntesten Schätzungen sind in folgendem zusammengestellt:

für das Jahr 1886 (offenbar zu hoch)	175	Milliarden	Mark	(Becker, Rießer)
„ „ „ 1896	161	„	„	(Mulhall, England)
„ „ „ 1899	190	„	„	(Lexis)
„ „ „ 1900	200	„	„	(Dix)
	215	„	„	(Rießer)
	120	„	„	(von Foville**)
	150—160	„	„	(Evert)
„ „ „ 1906	225	„	„	(Wernicke in der Deutschen Wirtschaftszeitung)

Der französische Statistiker von Foville geht hauptsächlich von den Ergebnissen der Erbschaftsbesteuerung (in Frankreich) aus. Da bei uns eine Erbschaftssteuer auf Deszendenten nicht besteht, wird hier am besten von den Ergebnissen der Ergänzungsbesteuerung und zwar in Preußen ausgegangen.

Nach der neusten Veranlagung wird das ergänzungssteuerpflichtige Vermögen in Preußen auf rund 90 Milliarden Mark zu veranschlagen sein. Nimmt man an, daß sich etwa 10 Prozent, da ein Deklarationszwang, der sich hauptsächlich bei der Veranlagung des gewerblichen Anlage- und Betriebs-

*) Domänen 32,2, Forsten 113,0, Bergwerke 21,5, Eisenbahnen 695,8, Post- und Telegraphenwesen 98,7, sonstige Betriebe 55,4 Millionen Mark.

**) Offenbar zu niedrige Schätzung. Dieser Schriftsteller schätzte damals auch das französische Volksvermögen mit 160 Milliarden Mark offenbar zu niedrig ein, das Mulhall schon 1896 auf 193 Milliarden Mark schätzte.

kapitals nachteilig bemerklich macht, nicht besteht, der Besteuerung entziehen, so würde sich das ergänzungssteuerpflichtige Vermögen in Preußen auf rund 100 Milliarden Mark erhöhen.

Nun ist zu beachten, daß Vermögen zwischen 6000 und 20000 Mark dann nicht zur Steuer herangezogen werden, wenn der Besitzer weniger als 900 Mark Jahreseinkommen hat. Bei der vorletzten Veranlagung 1905/07 kamen 306357 solcher Zensiten in Betracht. Rechnet man diesen ein Durchschnittsvermögen von 10000 Mark zu, so sind das weitere 3 Milliarden Mark.

Ferner sind ergänzungssteuerfrei alle Vermögen unter 6000 Mark. Wie läßt sich die Zahl der hier in Betracht kommenden Personen schätzungsweise ermitteln? Nach der Ergänzungssteuerstatistik zeigt sich, daß die niedern Vermögensgruppen immer eine bedeutend höhere Zahl von Zensiten umfassen als die höhern. So sind zum Beispiel in der Gruppe

von	100000	bis	200000	Mark	Vermögen	72459	Zensiten
"	52000	"	100000	"	"	146910	"
"	32000	"	52000	"	"	188039	"
"	20000	"	32000	"	"	239922	"
"	6000	"	20000	"	"	980708	"

besteuert. Daraus läßt sich mit Sicherheit schließen, daß die Zahl der Besitzer von Vermögen bis 6000 Mark noch weit größer ist als die solcher von 6000 bis 20000 Mark. Durch das Verfahren der graphischen Darstellung würde man deshalb auf annähernd 2 Millionen Besitzer von Vermögen bis 6000 Mark gelangen. Etwas größer würde die Zahl werden, wenn man von der ländlichen Verschuldungsstatistik in Preußen von 1895 ausgeht. Nach dieser gab es 628876 Grundeigentümer mit Haupterwerb aus Land- und Forstwirtschaft mit 60 und mehr Mark Grundsteuerreinertrag. Von diesen hatten nur 16598 weniger als 6000 Mark Vermögen, während 45500 unverschuldete Besitzer mit 60 bis 90 Mark Grundsteuerreinertrag, also der untersten Stufe angehörend, 12226 Mark durchschnittliches Vermögen und 64519 verschuldete Besitzer immer noch 6884 Mark durchschnittliches Vermögen hatten. Danach kann man annehmen, daß auch von der — natürlich zahlreichern — Klasse von Besitzern mit weniger als 60 Mark Grundsteuerreinertrag einige hunderttausend (zumal da die kleinern Besitzer im allgemeinen meist unverschuldet oder doch seltner verschuldet sind als die höhern Klassen) den zur Ergänzungssteuer herangezognen Zensiten wegen eines Vermögens von mehr als 6000 Mark beigezählt werden können, sodaß man die Zahl der 6000 und mehr Vermögen habenden ländlichen Besitzer in Preußen auf etwa 900000 bis eine Million veranschlagen kann.

Da die Gesamtzahl der ländlichen selbständigen Erwerbtreibenden für Preußen 3,3 Millionen ausmacht, so würden etwa 2,3 bis 2,4 Millionen mit weniger als 6000 Mark Vermögen oder mit gar keinem Vermögen verbleiben. In den Städten wird die Zahl der kleinern Vermögen geringer sein als auf

dem Lande. In Berücksichtigung alles dessen kommt man bei dieser Schätzungsweise etwa auf $2^1/_2$ bis 3 Millionen von der Ergänzungssteuer nicht betroffnen Vermögensbesitzer unter 6000 Mark. Je nachdem man die eine oder andre der beiden vorgedachten Schätzungen zugrunde legt, würde man — bei einem durchschnittlichen Vermögen von $\frac{6000}{2} = 3000$ Mark — auf eine weitere Summe von 6, $7^1/_2$ oder 9 Milliarden Mark kommen. All diese Summen betreffen nur das Privatvermögen in Preußen (aber mit Ausschluß von Möbeln und Hausrat, die nicht ergänzungssteuerpflichtig sind).

Um das Nationalvermögen Preußens zu ermitteln, muß man aber den Überschuß der Aktiven von Staat und Kommunen über deren Passiven hinzurechnen, wofür wir 10 Milliarden Mark setzen wollen, ferner die nicht als Dividenden verteilten Reservefonds der Erwerbsgesellschaften — die ja ebenfalls nicht der Ergänzungssteuer unterliegen —, bei 10 Prozent gerechnet annähernd 900 Millionen Mark, das Vermögen der Kranken-, Invaliditäts- und Unfallversicherungsanstalten und Genossenschaften in Preußen mit etwa einer Milliarde Mark. Dazu kommt schließlich noch das gesamte Vermögen der toten Hand, der Stiftungen, Kirchen usw., ferner das der Konsumvereine usw., das ebenfalls nicht ergänzungssteuerpflichtig ist.

Alles in allem wird eine Schätzung des Vermögens in Preußen von rund 130 Milliarden Mark nicht zu hoch gegriffen sein. Rechnet man diesen Betrag nach dem Bevölkerungsverhältnis (drei Fünftel) auf das Reich um — eine sehr vorsichtige Schätzung —, so würde man auf ein Nationalvermögen von rund 216 Milliarden Mark kommen.

Jedenfalls wird man sich, wenn man unser Volksvermögen gegenwärtig auf etwa 200 Milliarden Mark anspricht, der Übertreibung nicht schuldig machen. Dafür spricht auch, daß man neuerdings allein das im Auslande investierte einheimische Kapital auf etwa 16 Milliarden Effekten und 10 Milliarden Mark Anlagekapital in Unternehmungen (Sartorius von Waltershausen und Denkschriften des Reichsmarineamts von 1898 und 1905) schätzt. Neuhaus in der Deutschen Wirtschaftszeitung 1906, Nr. 1 schätzt dieses Kapital sogar insgesamt auf 40 Milliarden Mark. Aber auch schon ein Betrag von 26 Milliarden, im Auslande angelegt, läßt darauf schließen, daß das Nationalkapital nicht unter 200 Milliarden Mark sein kann.

Bei 19 bis 20 Milliarden Reichs- und Staatsschulden machen diese demnach nur 10 Prozent des Nationalvermögens aus.

Werfen wir demgegenüber einen kurzen Blick auf Frankreich und England.

In Frankreich schätzte 1896 Mulhall das Nationalvermögen auf 193 Milliarden, d'Avenel neuerdings in der Revue des deux Mondes auf 190 Milliarden Mark (235 Milliarden Franken).*)

*) Leroy-Beaulieu spricht in seinem Traité des finances von 205 bis 210 Milliarden Franken (1906).

Demgegenüber steht eine Schuld des Staats von rund 24 Milliarden Mark, was ungefähr 12,7 Prozent bedeuten würde. An Staatsaktiven stehn den 24 Milliarden Mark nach Leroy-Beaulieu etwa 3,4 Milliarden Mark gegenüber (1905). Allerdings kommt für Frankreich der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts stattfindende Heimfall der großen Privatbahnen an den Staat in Betracht, der freilich gegenwärtig noch Zukunftsmusik ist.

Englands Nationalvermögen schätzte Mulhall schon 1896 auf 235 Milliarden Mark ein. Im Jahre 1885 schätzte es Foville auf 200, 1893 Brömel auf 212 Milliarden, 1896 dieser auf 236 Milliarden Mark. Nach dieser Entwicklungsreihe könnte man es gegenwärtig auf etwa 260 Milliarden Mark schätzen, was aber offenbar zu niedrig ist. Beträgt doch nach neuern Schätzungen allein das im Auslande investierte Kapital Englands etwa 60 Milliarden Mark. Bei auch nur 260 Milliarden Volksvermögen würde die englische Schuld von 15 Milliarden nur 5,8 Prozent des Vermögens betragen. Die der Staatsschuld gegenüberstehenden Aktiven des Staats betragen nach Leroy-Beaulieu dagegen nur etwa 708 Millionen Mark.

Auch wenn man nicht das Nationalvermögen dem Schuldenbetrag, sondern dem alljährlichen Zuwachs an Nationalvermögen der jährlichen Schuldenvermehrung gegenüberstellt, wird sich feststellen lassen, daß die alljährlich an den Markt kommenden Staats- und Reichsanleihen wohl von unsern jährlichen Ersparnissen aufgenommen werden können, wenngleich hierbei allerdings gegenwärtig alljährlich ein höherer Prozentsatz als 10 Prozent, nämlich durchschnittlich etwa 12,5 Prozent des Zuwachses an Vermögen durch Reichs- und Staatsschulden in Anspruch genommen wird.

Die Schuld des Reichs und der Einzelstaaten betrug nach The Statesman's Year Book*) im Jahre 1895: 12,3 Milliarden Mark. 1908 beträgt sie genau etwa 18,6 bis 18,8 Milliarden Mark, das bedeutet einen Zuwachs von 6,3 bis 6,5 Milliarden Mark oder für das Jahr von rund $^1/_2$ Milliarde Mark.

Wie vermehrt sich demgegenüber unser Nationalwohlstand durchschnittlich von Jahr zu Jahr? Auch hier liegen mehrfache Schätzungen vor. Becker schätzte die Zunahme 1886 auf jährlich 2,5 Milliarden Mark. Schmoller schätzte die Jahreszunahme an Volksvermögen nach Berechnungen für 1898 bis 1900 im Durchschnitt auf $3^1/_2$ bis 4 Milliarden Mark, nämlich 2 Prozent des Volksvermögens, d. i. eben etwa 4 Milliarden in guten, etwas weniger in schlechtern Wirtschaftsjahren (vgl. Nationalzeitung vom 31. Mai 1903), der Internationale Volkswirt in Nr. 14 vom 6. Januar 1907 auf 4 Milliarden Mark, Heiligenstadt neuerdings auf $3^3/_4$ Milliarden, andre gar auf 5 Milliarden Mark.

*) Ermittelt auf Grund einer Zusammenrechnung der dort enthaltnen Angaben über die Schulden des Reichs und der einzelnen Bundesstaaten. Die Reichsfinanzstatistik beginnt erst 1901.

Geht man auch hier vom Zuwachs an ergänzungssteuerpflichtigem Vermögen in Preußen aus, so ergibt sich aus den Veranlagungen von

(in Milliarden Mark)

1895/96	1905/07	1908/10
63,9	82,4	etwa 90,

daß der Zuwachs für das Jahr in Preußen auf etwa 1,8 Milliarden Mark zu veranschlagen ist. Da der erhöhte Betrag zum Teil auf eine bessere Steuerveranlagung zurückzuführen ist, so wird man gut tun, nur etwa 1,7 Milliarde in Ansatz zu bringen. Geht man ferner mit Heiligenstadt davon aus, daß die Einlagen in die Genossenschaftsbanken meist von Vermögen unter 6000 Mark herrühren, und nimmt hier einen Zuwachs von 150 Millionen Mark für das Jahr an, so würde man auf einen Zuwachs von 1,850 Milliarde Mark kommen, der, zu drei Fünfteln aufs Reich umgerechnet, 3,080 Milliarden ergeben würde. Aber auch die Sparkasseneinlagen dürften zum größten Teil der Ergänzungssteuer nicht unterliegen. Diese stiegen von 1900 bis 1904 im Reiche von 8,8 auf 11,9 Milliarden Mark, d. i. im Jahre um 775 Millionen Mark. Rechnet man nur 620 Millionen Mark, so würde sich der Jahreszuwachs an Vermögen in Deutschland auf 3,7 Milliarden erhöhen. Dabei ist aber der Zuwachs an den nicht ergänzungssteuerpflichtigen Vermögensteilen (s. S. 56) unberücksichtigt geblieben. Rechnet man diesen hinzu, so wird man auf etwa annähernd 4 Milliarden Mark jährlichen Vermögenszuwachs im Deutschen Reiche gelangen. Die 500 Millionen durchschnittlich neu aufgenommnen Reichs- und Staatsanleihen stellen 12,5 Prozent dieser Summe dar, die im Anfang des Jahres 1908 neu aufgenommnen 1,2 Milliarden Reichs- und Staatsschulden machen allerdings nicht weniger als 30 Prozent des Vermögenszuwachses für das Jahr aus.

Daß der Jahreszuwachs an Volksvermögen nicht viel niedriger sein kann, ergibt sich in der Tat schon, wenn man die jährlichen Neuemissionen an Börsenwerten ins Auge faßt.

Auch hierbei kann man aus verschiednen Quellen schöpfen. Nach den amtlichen statistischen Erhebungen wurden in Deutschland an den Börsen zugelassen in den Jahren 1897/1906 an deutschen Staats-, Industrie- usw. Werten 26857 Millionen Mark und abzüglich 3375 Millionen konvertierten Papieren 23482 Millionen Mark, das sind im Jahre 2,7 Milliarden. Außerdem wurden in derselben Zeit an ausländischen Werten zugelassen 21,9 Milliarden, davon ab 8,2 Milliarden Mark Konvertierungen, also Neuemissionen 13,7 Milliarden. Von dieser Summe wird man aber gut zwei Drittel streichen müssen, da nur ein Teil der Werte in Deutschland placiert ist. Die Summe würde sich also auf 4,5 Milliarden vermindern, d. i. für das Jahr 450 Millionen Mark. Nach dieser Statistik würden also im Jahre 3,15 Milliarden Mark lediglich an Börsenwerten neu vom Lande aufgenommen worden sein. Rechnet

man noch etwa 500 Millionen Mark jährliche Neueinlagen in Sparkassen, 150 Millionen Mark in Genossenschaftsbanken hinzu, so erkennt man die Aufnahmefähigkeit unsers Marktes, der sich allerdings in den letzten Jahren wohl auch etwas übernommen und das angelegte Kapital vielfach nicht aus Spar-, sondern aus Betriebskapitalien entnommen hat, was mit zu der Geldknappheit führte.

Legt man übrigens bei den jährlichen Emissionen nicht die offiziellen Zahlen, sondern die des Deutschen Ökonomisten zugrunde, der sich bemüht, die wirklich in Deutschland aufgenommnen Werte festzustellen, so ergeben sich etwas geringere Ziffern. Nach dem Ökonomisten wurden emittiert von 1897 bis 1907 an Nominalwerten (deutschen und ausländischen) 22401 Millionen Mark, an Kurswerten 24050 Millionen Mark, was für das Jahr 2,036 Milliarden oder 2,186 Milliarden Mark ergeben würde. Die Emissionen nach Kurswerten betrugen in deutschen Werten nach dem Ökonomisten 19677 Millionen Mark, d. i. im Jahre 1,788 Milliarden, an ausländischen 4373 Millionen Mark, d. i. im Jahre 397 Millionen Mark. (Bei den ausländischen Werten ist die Abweichung von dem reichsstatistischen Material hiernach aus dem schon angedeuteten Grunde die größte.)

Evert macht in der „Woche“ vom 23. August 1906 mit Recht darauf aufmerksam, daß in Deutschland noch mehr als in England und Frankreich das „geistige Meliorationskapital“ (wissenschaftliche, technische, gewerbliche Vorbildung) zunehme und damit die Produktivität der verfügbaren Kapitalien gehoben werde. In der Tat zeigt sich in den letzten Jahrzehnten auf den verschiedensten Wirtschaftsgebieten eine weitaus größere Zunahme unsrer Produktivität, die wohl in der erwähnten Erscheinung zum Teil ihre Begründung finden dürfte.

So weisen zum Beispiel die Einfuhr- und Ausfuhrentwicklung, der Seeverkehr, Eisenbahnverkehr, die Roheisen- und Kohlengewinnung folgende Steigerungen in den Ländern England, Frankreich und Deutschland auf:

1. a) Einfuhr (in Millionen Mark)

	Deutschland		England		Frankreich	
Jahr	Millionen Mark	Steigung in Proz. gegen das Vorjahr	Millionen Mark	Steigung in Proz. gegen das Vorjahr	Millionen Mark	Steigung in Proz. gegen das Vorjahr
1890	4146		7273		3594	
1895	4121	— 0,6	7293	+ 0,3	3013	— 16
1900	5766	+ 40	9382	+ 29	3758	+ 25
1906	8022	+ 39	10665	+ 14	4184	+ 11

b) Ausfuhr

1890	3327		5384		3040	
1895	3318	— 0,3	4620	— 14	2733	— 10
1900	4611	+ 39	5940	+ 29	3287	+ 20
1906	6359	+ 38	7662	+ 29	4035	+ 23

2. Seeverkehr

a) Angekommne Schiffe (1000 Registertonnen)

Jahr	Deutschland 1000 Reg.-Tonnen	Deutschland Steigung in Prozenten	England 1000 Reg.-Tonnen	England Steigung in Prozenten	Frankreich 1000 Reg.-Tonnen	Frankreich Steigung in Prozenten
1900	14557		49223		18953	
1905	19113	+31	55624	+13	21887	+15

b) Abgegangne Schiffe

Jahr	Deutschland 1000 Reg.-Tonnen	Deutschland Steigung in Prozenten	England 1000 Reg.-Tonnen	England Steigung in Prozenten	Frankreich 1000 Reg.-Tonnen	Frankreich Steigung in Prozenten
1900	14650		49301		19334	
1905	19212	+31	56417	+14	23227	+20

c) Handelsflotte

Jahr	Deutschland 1000 Reg.-Tonnen	Deutschland Steigung in Prozenten	England 1000 Reg.-Tonnen	England Steigung in Prozenten	Frankreich 1000 Reg.-Tonnen	Frankreich Steigung in Prozenten
31. Dez. 1900*)	1942		9280**)		1038	
31. Dez. 1905*)	2469	+27	10713**)	+15	1387	+34

3. Eisenbahnverwaltung

a) Eisenbahnnetz

Jahr	Deutschland Kilometer	Deutschland Steigung in Prozenten	England Kilometer	England Steigung in Prozenten	Frankreich Kilometer	Frankreich Steigung in Prozenten
1895	45479		34090		36296	
1904	54092	+19	36418	+7	39345	+8

b) Gesamteinnahme auf 1 Kilometer

Jahr	Deutschland Mark	Deutschland Steigung in Prozenten	England Mark	England Steigung in Prozenten	Frankreich Mark	Frankreich Steigung in Prozenten
1895	33287		50754		27654	
1904	41008	+23	61416	+21	30785	+11

4. Roheisen- und Kohlengewinnung (Mill. Tonnen)

	Deutschland				England				Frankreich			
	Roheisen	Steig. in Proz.	Kohle	Steig. in Proz.	Roheisen	Steig. in Proz.	Kohle	Steig. in Proz.	Roheisen	Steig. in Proz.	Kohle	Steig. in Proz.
1891	4		74		7		160		1,5		20	
1906	12	+200	194	+62	10	+30	255	+37	2,5	+40	34	+41

Deutschland marschiert hiernach, was die Steigerung nach Verhältniszahlen betrifft, fast überall voran. Unsern alljährlichen Sparkapitalien wohnt hiernach, auch an innerer Produktivkraft, eine große Bedeutung inne.

Die vorhandnen Entwicklungstendenzen

Gibt sonach der gegenwärtige Zustand unsrer staatlichen Verschuldung zu Besorgnissen und Bedenken keinen Anlaß, so gestaltet sich die Färbung des

*) In Deutschland 1. Januar 1901 und 1906.

**) Großbritannien und Irland (ohne britische Besitzungen).

image not available

Die französische Schuld weist seit 1879/80 folgende Veränderungen auf (1 Fr. = 0,81 Mark):

1879/80	19,4 bis 20,2	Milliarden	Mark
1890	25,1 „ 25,9	„	„
1895	24,7	„	„
1900	24,4	„	„
1905	24,8	„	„
1907	24,5	„	„

Eine Tilgungsfrist besteht nur bei der dreiprozentigen amortisablen Rente (kapitalisiert 2,9 Milliarden Mark) und bei einer Anzahl von Annuitäten (kapitalisiert 2,7 Milliarden Mark). Im ganzen wurden im letzten Jahrzehnt jährlich etwa 60 bis 70 Millionen Mark auf diese Weise getilgt. Von 1908 ab erhöht sich der Betrag auf etwa 80 Millionen Mark (infolge der vertraglich vorgesehenen Verstärkung der Tilgung der dreiprozentigen amortisablen Rente).

Während hiernach in England für die Zukunft von Jahr zu Jahr mit einer bedeutenden Schuldverminderung zu rechnen ist, und sich in Frankreich die Schuldsumme voraussichtlich in der Folgezeit wenigstens auf derselben Höhe halten dürfte, falls nicht Marokko zuviel verschlingen sollte, liegen die Verhältnisse, wie bekannt, in Deutschland weit ungünstiger.

Die bisherige Entwicklung in diesem Lande zeigt folgende Zahlenreihe:

1879/80	etwa	4,3	Milliarden	Mark
1890	„	9,8	„	„
1895	„	12,3	„	„
1901*)		13,4	„	„
1902		14,2	„	„
1903		14,7	„	„
1904		15,1	„	„
1905		15,6	„	„
1906		16,1	„	„
1907**)	„	17	„	„
1908		18,6—8	„	„

Die Tilgung erfolgt in Preußen seit 1897, im Reiche seit 1908 (für dieses Jahr aber suspendiert) kraft Gesetzes mit 0,6 Prozent (drei Fünftel Prozent) der Reichs- und Staatsschuld, außerdem aus den Rechnungsüberschüssen. In Preußen ist die zuletzt genannte Tilgung jedoch infolge des Eisenbahnausgleichs-fonds-Gesetzes von 1903 illusorisch gemacht, wonach die Rechnungsüberschüsse zunächst in diesen Fonds fließen, bis er 200 Millionen besitzt (tatsächlich ist er fast ganz verbraucht). Im Reiche sind vorläufig Überschüsse nicht zu erwarten. Sind die Tilgungssummen in Preußen und im Reiche also sehr

*) Von hier ab bis 1906 Zahlen der Reichsfinanzstatistik. Bis dahin Zusammenstellungen nach The Statesman's Year Book.

**) Schätzungen.

gering,*) so ist andrerseits eine weitere starke Schuldvermehrung nach der gegenwärtigen Lage der Finanzen und Schuldenpolitik mit Sicherheit vorauszusehen.

Im Jahre 1908 ist bisher rund eine Milliarde Mark Schulden neu aufgenommen worden. Dabei hat aber Preußen noch etwa eine Milliarde Mark, Sachsen noch 100 Millionen Mark unbegebne Kredite, auch das Reich hat noch solche in Höhe von 200 bis 300 Millionen Mark. Nach der Erklärung des Reichsschatzsekretärs ist in den nächsten Jahren ferner mit Sicherheit im außerordentlichen Etat etwa eine Milliarde Schuldenzunahme zu erwarten. In Preußen werden die Ausgestaltung des Sekundärbahnnetzes, vielleicht auch die Verstärkung der Betriebsmittel der Eisenbahnen alljährlich mehrere Hunderte von Millionen Mark notwendig machen, von einer Umwandlung einzelner Bahnstrecken in elektrischen Betrieb ganz zu schweigen. Wir werden hiernach bald die zwanzigste Milliarde Mark Schulden überschritten haben, uns immer mehr Frankreich nähern und uns immer weiter von England entfernen.

Das Bedenkliche einer solchen Entwicklung tritt namentlich hervor, wenn man die Möglichkeit kriegerischer Verwicklungen in Betracht zieht. Auch die auswärtige Politik wird in ihrer Bewegungsfreiheit dadurch beeinträchtigt.

Im Kriege wird erfahrungsgemäß der Emissionszins der Anleihen um einige Prozent erhöht. Da wir in Deutschland infolge unsrer Schuldlage genötigt gewesen sind, schon für sehr bedeutende Beträge zum vierprozentigen Typ überzugehn, während England nur zweieinhalb Prozent, Frankreich nur drei Prozent zahlt, so kann man daraus entnehmen, welchen Nachteil diese Unterschiede für eine bedeutendere Kapitalbeschaffung im Kriege für uns haben können. Als besonders ungünstig muß unter diesem Gesichtspunkt auch die Zusammensetzung unsrer Schuld angesehen werden.

England hatte vor dem Transvaalkrieg eine schwebende Schuld von nur etwa 162 Millionen Mark. Infolge des Krieges — der ja meist zunächst zu einer Vermehrung der schwebenden Schuld führt, weil diese es ermöglicht, die hohen Zinssätze bald wieder abzustoßen — stieg die schwebende Schuld 1900 auf 322 Millionen Mark, 1901 auf 1,6 Milliarden Mark. Seitdem ist sie (bis 1907) auf eine Milliarde Mark gesunken, gegenwärtig dürfte sie nur 800 bis 900 Millionen Mark ausmachen und wird in den nächsten Jahren eine weitere Verminderung erfahren.

In Frankreich schwankt die schwebende Schuld schon seit Jahrzehnten zwischen 900 Millionen bis eine Milliarde Mark — es sind sowohl die obligations à court terme, die etwa unsern verzinslichen Schatzanweisungen

*) Auch die andern Bundesstaaten tilgen zum Teil wenig, namentlich Bayern. Besser liegen die Verhältnisse in andern Staaten. Nach der Reichsfinanzstatistik wurden 1906 von 15,8 Milliarden Gesamtschuld 79,7 Millionen Mark getilgt, das heißt 1,3 Prozent, wobei an dem hohen Prozentsatze namentlich die Hansastädte, Baden, Braunschweig und Sachsen beteiligt sind.

entsprechen, als die bons du trésor, die mehr unsern unverzinslichen Schatzanweisungen im Hinblick auf ihre Bestimmung ähneln, zur schwebenden Schuld gerechnet —, sie hat aber die Eigentümlichkeit, daß sie zum großen Teil aus Forderungen der Sparkassen und Gemeinden an den Staat besteht, deren Rückforderungsrecht in Zeiten der Notlage zum Teil tatsächlich, zum Teil — bei den Sparkassen — gesetzlich eingeschränkt ist.

Weit ungünstiger liegen die Sachen gegenwärtig in Deutschland. Wir haben zunächst dreieinhalbprozentige Schatzanweisungen, mit Dauer von einigen Jahren, die zum Teil bald ablaufen, in Höhe von 160 Millionen Mark im Reiche und von 145 Millionen Mark in Preußen; dazu kommen je 200 Millionen vierprozentige Schatzanweisungen mit fünfjähriger Dauer von 1907 für Preußen und das Reich, endlich noch 200 Millionen vierprozentige Schatzanweisungen (ebenfalls mit fünfjähriger Dauer) für Preußen in diesem Jahre, zusammen 905 Millionen Mark. Dazu kommen nach der Reichsfinanzstatistik vom vorigen Jahre noch 42,5 Millionen Mark für andre Bundesstaaten; das ergibt zusammen rund 948 Millionen Mark. Dazu kommen dann noch die unverzinslichen Schatzanweisungen, die zur vorübergehenden Beschaffung von Betriebsfonds dienen und in diesem Jahre allein für das Reich im Maximum, das aber wohl oft erreicht werden dürfte, auf 475 Millionen normiert, in Preußen auf 100 Millionen Mark, wie in den Vorjahren, festgesetzt sind. In Württemberg beträgt die Höchstgrenze 12 Millionen, in Hessen 10 Millionen Mark. Man wird also diesen Teil der schwebenden Schuld auf etwa 600 bis 650 Millionen Mark rechnen können, was den enorm hohen Betrag von 1,6 Milliarden Mark schwebender Gesamtschuld ergibt, just die Höhe, auf die die schwebende Schuld Englands im Beginn des Transvaalkriegs stieg. Die hohe schwebende Schuld hat für den Kriegsfall den Nachteil, daß neu aufzunehmende Anleihen zuerst zu ihrer Deckung verwandt werden müssen, statt für Kriegszwecke verwandt werden zu können. Sie wirkt aber auch schon in Friedenszeiten auf den allgemeinen Geldmarkt ungünstig, da sie die Reichs-, Staats- und großen Privatbanken mit schwimmendem, nicht klassiertem Material belastet.

Die Hoffnung, unsre 900 Millionen verzinslichen Schatzanweisungen nach Ablauf aus laufenden Quellen, Rechnungsüberschüssen usw. decken zu können, besteht bei der jetzigen Finanzgebarung nicht, da etwaige preußische Überschüsse vom Eisenbahnausgleichs- und Eisenbahndispositionsfonds absorbiert werden, und da im Reiche Überschüsse nicht zu erwarten sind. Es sind also im Grunde nichts als hinausgeschobne fundierte Schulden, deren Aufnahme und Höhe aber sowohl im Hinblick auf finanzielle Kriegsbereitschaft als auf Belastung des offnen Geldmarkts Bedenken hervorrufen.

Das wahre Gesicht der Polenfrage

Von W. von Massow

eorge Cleinow, der den Grenzbotenlesern wohlbekannte, treffliche Kenner der russischen und polnischen Zustände, hat sich mit seinem Buch: Die Zukunft Polens, dessen erster Band kürzlich im Verlage von Fr. Wilh. Grunow erschienen und in den Grenzboten schon kurz angezeigt worden ist, ein großes Verdienst erworben. Ich beabsichtige nicht, an dieser Stelle in eine ausführliche Besprechung des Buches einzutreten; ich möchte nur nachweisen, warum ich in seinem Erscheinen eine wertvolle und notwendige Ergänzung der Literatur über die Polenfrage sehe.

Trotz aller Aufklärungsarbeit ist für die Mehrzahl unsrer Landsleute die polnische Bevölkerung des preußischen Staats weiter nichts als eben eine fremdsprachige Minderheit. Wie man sich zu einer solchen Minderheit stellen soll, das ist eine Frage, die von Charakter, Temperament, politischer Parteistellung und vielen andern Eigenheiten und Erfahrungen des Beurteilers abhängt. Auch die Geographie — fast möchte man sagen: die Geometrie spielt da hinein; denn oft genug wird das Urteil nur dadurch bestimmt, daß zwischen dem Schauplatz der Frage und dem Beurteiler eine große Entfernung liegt. Nur so erklärt es sich, daß die theoretischen Meinungen über die Pflichten des Staats und der nationalen Mehrheit gegenüber einer fremdsprachigen Minderheit immer noch das bestimmende Moment in der Stellungnahme zur Polenfrage sind. Daß die Polen früher ein eignes Reich gebildet haben, hat für viele, selbst gebildete Leute nur die Bedeutung eines „Schulwissens". Gewiß, sie nehmen mit Interesse davon Kenntnis und verwenden dieses Schulwissen auch gelegentlich, um den Polen die Sünden ihrer Vergangenheit vorzuwerfen und ihnen recht deutlich zu sagen, daß sie ihr Schicksal reichlich verdient haben. Aber im Grunde berührt sie die geschichtliche Kunde von den Teilungen Polens nicht mehr als etwa die Geschichte von der Besiegung des Vercingetorix durch Cäsar. Eine interessante geschichtliche Tatsache, aber was geht es die Gegenwart an? Wenn die Polen selbst daraus die Hoffnung auf Wiederherstellung ihres alten Reichs entnehmen, so sind nur zu viele unter unsern Landsleuten bereit, recht herzlich über diese „närrischen Ideen" und „phantastischen Träume" zu lachen, die ja doch ein festgefügtes Staatswesen wie

das Königreich Preußen gar nicht berühren können. Andre meinen, die Polen würden sich ihre Sehnsucht nach dem unabhängigen Polen wohl mit der Zeit aus dem Sinn schlagen, wenn nur dafür gesorgt werde, daß sie sich als preußische Staatsbürger recht wohl fühlten. Was für eine starke Verkennung der Volkspsychologie im allgemeinen und der slawischen Eigenart im besondern! Aber es ist ein Glaube, der außerordentlich schwer zu erschüttern ist, weil er durch die Vorstellung von dem starken preußischen Staat, der neben einer ungeheuern Mehrheit von deutschen Staatsbürgern eine kleine Minderheit von polnisch sprechenden besitzt, kräftig unterstützt wird. Da müssen natürlich die „Hakatisten", denen nachgesagt wird, daß sie diese unglückliche Minderheit — angeblich aus reinem Vergnügen und fanatischem Chauvinismus — ihrer Muttersprache „berauben" wollen, als besonders bösartig veranlagte Menschen erscheinen.

Auf dieser falschen Grundvorstellung von dem Wesen der ganzen Frage beruht es meiner Ansicht nach hauptsächlich, daß die Verständigung über verschiedne wichtige Programmpunkte der Polenpolitik so schwer ist, und daß die Debatte immer wieder in Erörterungen über die Zweckmäßigkeit einzelner Maßregeln, die man möglichst aus ihrem Zusammenhang gelöst betrachtet, auseinanderflattert. Als ich vor einigen Jahren mein Buch: „Die Polennot im deutschen Osten" (1907 in zweiter Auflage bei Alexander Duncker in Berlin erschienen) schrieb, legte ich aus den geschilderten Gründen besondern Wert auf die richtige Fundamentierung des Gebäudes, das die preußische Polenpolitik darstellt. Nur so ist es möglich, die einzelnen Maßregeln und Vorschläge in einen Zusammenhang zu bringen, indem man ihre Beziehung zu jenem festen Fundament prüft und daraus ihre Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit für den Bestand des ganzen Gebäudes nachweist.

Worin besteht nun das Fundament, von dem wir hier sprechen? Es besteht in der Erkenntnis, daß die Polen noch heute wie ehemals ein wirkliches Volk sind, genau in demselben Sinne wie die Deutschen, Franzosen, Engländer, Russen, und wen wir sonst noch nennen wollen. Mit voller Absicht und Überlegung nenne ich die Polen in einer Reihe mit diesen großen Völkern und nicht mit den fremdsprachigen Völkersplittern, die sich sonst auf dem Boden größerer Staatsgebilde finden, und mit denen Unkenntnis oder Mangel an Überlegung sie oft zusammenstellt. Man verstehe dies nicht falsch. Wir als Deutsche verlangen natürlich und streben dahin, daß die Polen, die im preußischen Staatsgebiet leben, das wirklich werden, was sie nach dem Buchstaben des Staatsrechts und nach unsrer deutschen Anschauung schon heute sein sollten, aber nach ihrem eignen Empfinden nicht sind, nämlich polnisch sprechende gute Preußen und demzufolge treue Angehörige des Deutschen Reichs. Aber diese unsre Anschauung, die wir im nationalen Interesse noch durchzusetzen haben, schließt die objektive Anerkennung nicht aus, daß es ebenso ein polnisches Volk gibt wie ein französisches oder ein italienisches.

Es ist also falsch, von der polnischen Minderheit in Preußen in derselben Weise zu sprechen, wie man von den litauisch und wendisch redenden Bevölkerungselementen in Preußen spricht. Der Unterschied ist leicht klar zu machen, wenn man sich vergegenwärtigt, was eine Gemeinschaft von Menschen erst zu einem Volke macht. Die Sprache spielt dabei freilich die erste Rolle; sie hält die durch ursprünglich gemeinsame Abstammung oder durch Zusammenwohnen und Interessengemeinschaft aufeinander angewiesnen Gruppen, denen sie als Mittel des Verkehrs und des Gedankenaustauschs dient, zusammen, hilft sie aber auch von den andern absondern, denen die Sprache unverständlich ist. Die Sprache als Trägerin aller Überlieferung ist zugleich die mächtigste Bewahrerin der sich in Sitten und Stammescharakter ausprägenden Volkseigenart. Aber das ist doch nur der Anfang und Umriß eines wirklichen Volkstums. Es kommt darauf an, wie weit sich eine Völkerschaft selbständig in den verschiedensten Beziehungen ausgestaltet und andern Völkern gegenüber durchgesetzt hat, vor allem, ob sie einen umfassenden sozialen Organismus aus sich erzeugt hat, der sich in einer eignen geschichtlichen Entwicklung betätigen konnte. Auch die Litauer bildeten einst ein eignes Reich, das eine nicht unbedeutende geschichtliche Rolle gespielt hat, aber die führenden sozialen Schichten des litauischen Volks sind polonisiert worden, als Litauen sein Schicksal politisch mit dem Polens verknüpft hatte. So ist das litauische Volkstum nur als Unterschicht in einem fremden Staatswesen erhalten geblieben. Was von geistigen Erzeugnissen in litauischer Sprache niedergelegt ist, verdankt — außer der alten Volkspoesie — seine Existenz den Liebhabereien gelehrter Sonderlinge, nicht dem Bedürfnis des Volksgeistes; eine litauische Nationalliteratur gibt es nicht. Es fehlt also der heutigen Gemeinschaft der litauisch sprechenden eine alle Volksschichten umfassende soziale Organisation eigenwüchsigen Charakters, eine ununterbrochne, spontane Entwicklung der nationalen Geschichte und Literatur, der natürliche Drang, der nationalen Gemeinschaft eine politische Gestalt zu geben.

Das ist alles bei den Polen ganz anders. Das Polentum umfaßt alle nur denkbaren sozialen Schichten; sein Geistesleben spiegelt sich in einer reichen und vielseitigen, stetig entwickelten Literatur und Kunst wieder; die hundert Jahre, die seit dem Aufhören der politischen Selbständigkeit Polens verflossen sind, haben die Erinnerung an die vorangegangnen achthundert Jahre, in denen das polnische Volk neben den selbständigen Völkern der europäischen Kulturwelt gleichberechtigt stand, nicht auslöschen können, sie haben vielmehr in der leichtsinnigen und unbeständigen Nation das nationale Pflichtgefühl, die Treue und Opferwilligkeit erst recht geweckt. „Der polnische Staat, sagt Cleinow (Seite 9), konnte von den physisch stärkern Nachbarn staatsrechtlich zertrümmert werden, nicht aber der nur scheinbar erloschne Staatsgedanke, der auf einer Geschichte von acht Jahrhunderten beruhte. Im Gegenteil, das Flämmchen der national-polnischen Staatsidee, das im alten Privilegienstaat

kein Licht zu spenden vermochte, hat sich erst auf den Trümmern dieses verpesteten Organismus zu dem lodernden Flammenmeer entwickeln können, das nun die ehemals polnischen Lande durchbraust. Die Teilung Polens hat den Zusammenschluß aller Polen um die nationale Staatsidee zur Folge gehabt, und der Möglichkeit eines solchen Zusammenschlusses nicht genügend Rechnung getragen zu haben, das ist der Fehler der Teilungsmächte."

Ich glaube, daß alle Betrachtungen über die Polenfrage, wenn sie einigen Wert haben sollen, von diesen grundlegenden Wahrheiten ausgehn oder sie voraussetzen müssen. Ich habe mein Buch ebenfalls auf derselben Anschauung aufgebaut, ich konnte sie jedoch nur so weit ausführen, als es zum Verständnis der Probleme der preußischen Polenpolitik notwendig war. Aber jeder, der sich mit dieser Frage beschäftigt, wird die Notwendigkeit fühlen, die nationalen Bestrebungen der Polen als ein Ganzes aufzufassen. Nur so wird man der Aufgabe, ihr Wesen und ihre Ziele zu erfassen, ganz gerecht werden.

Die preußischen Polen haben in geistiger und wirtschaftlicher Kultur den höchsten Stand erreicht, die österreichischen Polen in politischer Betätigung und in der Entwicklung ihrer nationalen Eigenart die größte Freiheit genossen. Aber der nationale Schwerpunkt des polnischen Volks liegt doch da, wo seine Hauptmasse ansässig ist, in dem Gebiet, an dem der geographische Name „Polen" vorzugsweise haftet, das auch nach den Teilungen Polens noch den Namen eines Königreichs geführt hat, und das noch heute in der letzten Residenz der polnischen Könige seinen Mittelpunkt sieht. Dieses Gebiet ist das russische Polen. Wenn die Polen lange Zeit geglaubt haben, ihre politische Wiedergeburt am besten von Galizien aus organisieren zu können, so hat sich dies neuerdings geändert. Wer jetzt die nationalen Bestrebungen der Polen wirklich kennen lernen will, der muß die Polenfrage in Rußland studieren.

Aber es ist eine schwere Aufgabe, in dieses bisher noch so dunkle Gebiet hineinzuleuchten. Es gehört dazu ein Mann, der nicht nur die Polen wirklich kennt, sondern auch in Rußland Bescheid weiß, der über die vielseitigen Kenntnisse und Beziehungen verfügt, um ein umfangreiches, den westlichen Politikern bisher unbekanntes und meist auch unzugängliches Material zu sammeln, und der den Fleiß und die kritische Fähigkeit, vor allem die Selbständigkeit des Urteils und der Erfahrung hat, dieses Material, unbeirrt durch die bei der Eigenheit der Frage so häufigen, absichtlichen und unabsichtlichen Täuschungen, gründlich zu verarbeiten. Cleinow hat das Zeug dazu, diese schwere Aufgabe zu lösen, und so müssen wir ihm dankbar sein, daß er uns in seinem Buche diese wichtige je länger je mehr unentbehrliche Ergänzung der bisherigen Literatur über die Polenfrage gegeben hat.

„Die Zukunft Polens" — der Titel könnte vielleicht hier und da falsche Vorstellungen erwecken, nachdem uns hier und da Zukunftsbetrachtungen politischer Natur beschert worden sind, die wohl geeignet waren, uns mißtrauisch zu machen. In diesem Falle finde ich den Titel gleichwohl richtig gewählt.

Er kündigt keine Prophezeiungen an, sondern stellt eine Tatsache fest, auf die hinzuweisen sehr notwendig ist, nämlich daß die sogenannte Polenfrage nach der Meinung der Polen selbst nicht ihre gegenwärtige Lage in den drei Gebieten der Teilungsmächte ins Auge faßt, sondern schlechthin ein einziges bedeutet, was durchaus wirklich und buchstäblich zu verstehn ist: die Zukunft Polens. Das will das Buch Cleinows überzeugend dartun. Möge diese tüchtige und verdienstvolle Aufklärungsarbeit überall in unsern politisch denkenden Kreisen einen guten Boden finden!

Das Deutschtum im Auslande

Von Dr. Ernst Schultze in Hamburg-Großborstel

2

ie Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung ist bekanntlich eine rein gemeinnützige Einrichtung unter Ausschluß aller privaten Erwerbsinteressen und unter Fernhaltung aller politischen, religiösen oder literarischen Sonderbestrebungen. Sie bezweckt, hervorragenden Dichtern durch Verbreitung ihrer Werke ein Denkmal im Herzen des deutschen Volkes zu setzen und die schlechte Literatur durch Verbreitung guter Bücher zu bekämpfen. Diese Aufgabe ist allein schon für den deutschen Kulturkreis Mitteleuropas eine so gewaltige, daß ihr Hunderttausende, ja Millionen von Mark alljährlich zur Verfügung stehn müßten, wollte sie ihr ganz genügen. Aber es gibt ja keinen deutschen Carnegie. Da ihr also so reiche Mittel nicht beschert sind, sie vielmehr nur über ein eisernes Kapital von 12532,27 Mark verfügt, dessen Zinsen nur etwa 400 Mark jährlich ergeben (beide Zahlen kein Druckfehler), hat es für die Stiftung der größten Anstrengungen bedurft, ihren Jahreshaushalt so zu erweitern und zu vermehren, daß sie es im Jahre 1907 immerhin schon auf die stattliche Höhe von je 143544,88 Mark an Einnahmen und Ausgaben gebracht hat. In die Einnahmen sind jedoch die Summen, die die Stiftung für den Verkauf ihrer eignen Bücher erhalten hat, mit eingerechnet, während die Jahresbeiträge von Privatpersonen und Körperschaften zusammen nur etwa 37000 Mark betragen. Und von der Ausgabensumme von 143544,88 Mark hat sie nicht nur deutsche Volksbibliotheken im Deutschen Reiche, in Österreich-Ungarn und der Schweiz zu unterstützen und gute Literatur auch im übrigen zu verbreiten gesucht, sondern sie hat einen bedeutenden Teil dieser Summe dafür verwenden müssen, neue Auflagen ihrer schon früher gedruckten Bücher herzustellen und weitere billige und gute Bücher zu drucken.

So stattlich also eine Einnahmen- und Ausgabensumme von fast 150000 Mark für eine gemeinnützige Einrichtung auf den ersten Blick erscheinen

mag, so werden doch schon diese Ausführungen genügen, zu zeigen, daß sie für die ausgebreitete Tätigkeit, die die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung entwickeln müßte und möchte, nicht ausreichen. Nur ein einziger Vergleich: der Durchschnittsumsatz eines Kolportageromans, von denen doch in Deutschland jährlich Dutzende erscheinen, beträgt etwa 250000 Mark; die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung dagegen hat für ihre sämtlichen Abteilungen und alle Zweige ihrer Tätigkeit zusammen einstweilen nur eine Summe von jährlich noch nicht 150000 Mark zur Verfügung.

Es ist der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung darum bisher leider nur möglich gewesen, 1569 Bücher an ausländische deutsche Bibliotheken abzugeben. Das ist aber, wie sie selbst sehr wohl weiß, weiter nichts als ein Tropfen auf einen heißen Stein. Und so sehr sie sich über jede Bewerbung einer deutschen Bibliothek im Auslande freut, weil sie daraus die Regsamkeit unsrer deutschen Brüder im Auslande und ihren dringenden Wunsch, geistig mit dem Mutterlande in Verbindung zu bleiben, erkennt, so schmerzlich ist es ihr doch, wenn sie die meisten dieser Bewerbungen abschlägig beantworten muß.

Die Stiftung will deshalb versuchen, von wohlhabenden Persönlichkeiten größere Summen zu erhalten, die in einer besondern Kasse gesammelt werden sollen, um daraus nur deutsche Büchereien im Auslande mit guten Büchern zu unterstützen. Außerdem beabsichtigt sie, an das Auswärtige Amt die Bitte zu richten, ihr für die Unterstützung deutscher Bibliotheken im Auslande eine Geldbeihilfe zu bewilligen.

Rechtsanwalt Dr. S. Heckscher, M. d. R., hat ja schon die Liebenswürdigkeit gehabt, im Novemberheft 1907 der Preußischen Jahrbücher einen Aufsatz „Kampf gegen die literarische Volksvergiftung“ zu veröffentlichen, in dem gezeigt wird, wie notwendig die von der Stiftung entwickelte Tätigkeit ist, und worin Dr. Heckscher den Vorschlag macht, das Deutsche Reich möge der Stiftung eine Unterstützungssumme bewilligen.

Tatsächlich würde sich die Gewährung einer solchen Summe für das Deutsche Reich auch aus andern Gründen sehr empfehlen. Denn natürlich laufen auch beim Auswärtigen Amte viele Bewerbungen deutscher ausländischer Bibliotheken um Unterstützung ein. Wenn aber diesen Bewerbungen vom Auswärtigen Amte direkt stattgegeben und den betreffenden Bibliotheken eine bestimmte Summe zur Verfügung gestellt wird, so tritt nun die schon oben angedeutete Schwierigkeit ein: daß die Verwalter der kleinen deutschen Auslandbibliotheken, die so fern von den geistigen Mittelpunkten des deutschen Lebens liegen, in Unsicherheit darüber sind, welche Bücher sie vor allen Dingen anschaffen sollten. Ist es doch schon für den Lehrer oder den Pfarrer im deutschen Dorfe schwierig, die Entscheidung darüber zu treffen, welche Bücher er zweckmäßig für seine Volksbibliothek ankauft. Ja es ist bei der Überfülle, zu der sich unser Schrifttum entwickelt hat, selbst für die Verwaltungen der großstädtischen Volksbibliotheken eine ungemein schwierige Aufgabe geworden,

für das vorhandne Geld stets die rechten Bücher zu kaufen. Es ist daher der ausgesprochne Wunsch vieler Volksbibliotheksverwalter in Deutschen Reiche und noch mehr im Auslande, sich für ihre Bücherankäufe von sachkundiger Seite beraten zu lassen. Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung aber glaubt, auf Grund ihrer Organisation und ihrer mannigfachen Erfahrungen imstande zu sein, diese Beratung am besten übernehmen zu können. Denn sie prüft jedes einzelne Buch, das von ihr an Volksbibliotheken verteilt werden soll, sorgfältig, und sie kann dies tun, weil sie ein Buch in der Regel nicht nur in einem oder in wenigen Exemplaren verbreitet, sondern jedes von ihr für wertvoll gehaltne Buch gern in 800, ja in 1000 Exemplaren und in Zukunft hoffentlich in noch größerer Anzahl ankauft, um es recht vielen Volksbibliotheken zugängig machen zu können. Ist doch auch erst auf diese Weise die Möglichkeit gegeben, Bücher, die sich sowohl nach ihrem literarischen Werte als nach dem von ihnen behandelten Stoffe für Volksbibliotheken ganz besonders eignen, deren Verfasser aber nicht bekannt genug geworden sind, an die richtige Stelle zu bringen.

Und die Volksbibliotheken empfinden es ihrerseits als besondre Annehmlichkeit, daß sie sich in der Bücherauswahl von einer gemeinnützigen Einrichtung beraten lassen können, für die geschäftliche Beweggründe nicht in Betracht kommen. Setzt doch die Stiftung bei jeder Büchersammlung, die sie einer Volksbibliothek überweist, ganz bedeutend zu, obwohl sie in der Regel (schon aus sozusagen pädagogischen Gründen) ein kleines Entgelt für die Bücher verlangt, damit die Volksbibliotheken nicht denken sollen, daß die Bücher aus der unerschöpflich tiefen Kasse einer unsäglich reichen gemeinnützigen Gesellschaft angeschafft seien. Trotz dieser kleinen Entgeltsumme setzt die Stiftung, wie gesagt, bei jeder von ihr vergebnen Büchersammlung bedeutend zu, und sie will das tun, weil gerade dies einer ihrer Hauptzwecke ist, denn unsre kleinen Volksbibliotheken, namentlich in den Dörfern, leiden nicht nur literarisch, sondern auch finanziell die größte Not. Bestehn doch allein im Deutschen Reiche an solchen kleinen Volksbibliotheken etwa 5000 bis 6000, von denen die Stiftung im Jahre 1907 902 mit Büchern hat unterstützen können. Insgesamt hat sie bisher deutschen Volksbibliotheken 119552 Bücher zugewandt.

Bewilligt das Auswärtige Amt die Bitte der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, so würden die deutschen Auslandbibliotheken, die daraufhin Bücher von der Stiftung erhalten könnten, literarisch der Mühe der Auswahl enthoben sein, obwohl die Stiftung bestimmte Wünsche natürlich nach Möglichkeit gern berücksichtigt. Außerdem aber würde sich darüber hinaus noch ein andrer, nicht zu unterschätzender Vorteil ergeben. Die Stiftung will nämlich selbstverständlich keinen Gewinn aus dieser ihrer Tätigkeit ziehn, aber sie würde, da es sich um den Ankauf bestimmter Bücher in größern Mengen handelt, die Bücher zu billigerm Preise erhalten, als wenn jede Bibliothek sie einzeln für sich ankaufte. Die betreffende Summe würde also einen sehr viel größern Nutzen

ergeben, als wenn sie in kleinen Teilsümmchen ausgegeben würde. Der Buchhandel aber würde nicht geschädigt, sondern gefördert werden, weil es sich größtenteils um Gelder handelt, die ihm bisher überhaupt nicht zugute gekommen sind.

Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung hofft, daß die Summe so hoch bemessen wird, daß ihr die Unterstützung von etwa tausend deutschen Bibliotheken im Auslande (zunächst vielleicht mit einer Büchersammlung im Werte von 50 bis 75 Mark) ermöglicht wird. Nach ihrer Schätzung bestehn mindestens tausend deutsche Bibliotheken im Auslande. Eine Statistik darüber gibt es ja nicht, zumal da sich die Verhältnisse einzelner Orte schnell verschieben. Sollten jedoch tausend deutsche Bibliotheken im Auslande tatsächlich nicht bestehn, so kann daraus, meine ich, nur die einzige Schlußfolgerung gezogen werden, daß es die höchste Zeit ist, sie zu begründen.

Aber es ist sehr zu befürchten, daß das Auswärtige Amt die Bitte der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung um Gewährung einer Unterstützungssumme von zunächst etwa 50000 Mark nicht erfüllen kann — weil ihm nämlich selbst die notwendigen Mittel dazu fehlen. In Kapitel 6 Titel 14 seines Etats für 1908 sind zwar 850000 Mark zur Unterstützung deutscher Schulen, Bibliotheken und sonstiger Bildungsbestrebungen im Auslande angesetzt. Gerade diese Zusammenfassung aber wird wohl notwendig zur Folge haben, daß die ganze Summe (bis vielleicht auf einen kaum mehr nennenswerten Rest) nur für deutsche Auslandschulen ausgegeben wird, während die Bibliotheken und sonstigen Bildungsbestrebungen notgedrungen leer ausgehn. Die Zusammenfassung dieser drei Dinge war bisher völlig natürlich, weil der Etattitel zunächst eben nur für die Unterstützung deutscher Schulen im Auslande bestimmt war, und sich die genannten weitern Zwecke erst allmählich und zunächst in kleinerm Umfange als notwendig erwiesen. Anfangs war also die Schaffung eines besondern Etattitels nicht notwendig, vielmehr konnten sie am einfachsten und besten unter dem für die deutschen Auslandschulen untergebracht werden. Mit der wachsenden Bedeutung der über die Schule hinausgehenden Bildungsbestrebungen aber scheint mir diese Verschmelzung auf die Dauer nicht vereinbar. Solche Fonds reichen für die Zwecke, denen sie zu dienen haben, erfahrungsgemäß nie aus. So und so viele Bewerbungen müssen zurückgestellt oder ganz abgewiesen werden, damit wenigstens den wichtigsten stattgegeben werden kann. Bei der großen Bedeutung der deutschen Auslandschulen scheint es mir auch in der Tat, daß von der dem Auswärtigen Amte zur Verfügung stehenden Summe von 850000 Mark — wenn diese auch um 200000 Mark höher ist als bis zum vorigen Jahre — ein irgend nennenswerter Betrag für deutsche Bibliotheken und Bildungsbestrebungen außerhalb der Schulen nicht abgezweigt werden kann. Im Gegenteil: diese Etatsposition sollte auf mindestens 1 Million Mark erhöht werden — trotz der schlimmen Finanzlage des Deutschen Reichs. Es würde

sich im ganzen Reichstage wohl nicht eine einzige Stimme gegen eine solche Erhöhung erheben.

Damit also weder die deutschen Schulen noch die deutschen Bibliotheken im Auslande zu kurz kommen, scheint es mir zweckmäßig zu sein, daß man den nunmehr 350000 Mark betragenden Titel 14 unter Kapitel 6 in Zukunft nur für deutsche Schulen im Auslande bestimmt, daß dagegen für die Unterstützung deutscher Bibliotheken im Auslande ein besondrer Etatposten geschaffen wird. Man könnte diesen versuchsweise zuerst nur mit 50000 oder mit 100000 Mark ausstatten — eine Summe, die gewiß sehr bescheiden ist — und könnte die Summe später, sobald Erfahrungen über den Nutzen vorliegen, den sie stiften soll, entsprechend erhöhen; diese Erfahrungen werden sich in kürzester Frist ergeben.

Ich möchte es um so mehr als eine Ehrenpflicht des Deutschen Reichs betrachten, für die Unterstützung deutscher Auslandsbibliotheken besondre Mittel zur Verfügung zu stellen, als vom Auslande in derselben Richtung manches geschieht. So will ich nur kurz darauf aufmerksam machen, daß die Alliance Française jährlich eine sehr bedeutende Summe für die Unterstützung französischer Schulen und Bibliotheken im Auslande ausgibt. Ihr 24. Jahresbericht zum Beispiel gibt an, daß diese Summe im Jahre 1905 die stattliche Höhe von 550000 Franken betragen hat. Meist handelt es sich, soviel sich aus den Drucksachen ersehn läßt, nicht so sehr um die Unterstützung von Schulen als um die französischer Schulbibliotheken im Auslande. In Italien nimmt sich die Società Dante Alighieri der gleichen Aufgabe an. Sie gibt jährlich mehrere hunderttausend Lire für ihre Zwecke aus (im Jahre 1906/07 zum Beispiel insgesamt 223567,33 Lire), von denen ein großer Teil zur Unterstützung italienischer Bibliotheken im Auslande verwandt wurde.

Auch wir Deutschen sollten also keine Zeit mehr verlieren, sondern auch unsrerseits dieses bisher fast vergessene Mittel zur Erhaltung unsers Volkstums im Auslande anwenden: deutsche Bibliotheken mit guten Büchern zu unterstützen. *Wer hilft mit?* Und welcher deutsche Mann will sich das Verdienst erwerben, durch Zuwendung eines größern Kapitals an die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung die sichere Grundlage dafür zu schaffen? Er würde seinen Namen mit unzerstörbaren Buchstaben in das Gedenkbuch des deutschen Kultur- und Geisteslebens eintragen.

Ein neuer Band Goethe-Briefe

Von Hans Gerhard Gräf

Weimar, am 22. März 1908

1

Ueber einen der früher von mir in der großen Weimarer Goethe-Ausgabe herausgegebnen Bände von Goethes Briefen habe ich im vorigen Jahre an dieser Stelle (Grenzboten 1907, Heft 1 und 3) ausführlich berichtet, über den 37. Band der ganzen Reihe. Es war das eine sehr anziehende Aufgabe, da die Briefe jenes 37. Bandes eine ganz besonders wichtige Epoche in Goethes Leben enthalten, den letzten Aufenthalt des Dichters in Böhmen im Jahre 1823, dem wir eines seiner schönsten und tiefsten Gedichte verdanken, die Marienbader Elegie. Vorklang, Höhepunkt und Abklingen dieser Ulrikenepoche gaben jenem Briefbande einen ganz eignen, einheitlichen, schönen Zusammenhang. Wenn ein solcher auch dem gegenwärtig zu besprechenden 41. Briefbande fehlt, so bietet er doch eine große Fülle des Interessanten und Neuen. Neues freilich nicht in dem Sinne, daß die in dem Bande enthaltnen bisher ungedruckten Briefe absolut neue Züge in das Bild Goethes brächten, wie dieses der Menschheit nun seit einem Jahrhundert vor Augen steht; das ist auch von keinem der noch ausstehenden Briefbände zu erwarten. Neues aber doch in dem Sinne, daß hier und da Schatten vertieft, Lichter erhöht und so die großartige Plastik und Anschaulichkeit dieser einzigartigen Menschengestalt immer mehr gesteigert wird.

Jeder einzelne Briefband, das darf man wohl sagen, spiegelt den ganzen Goethe ab, jeder neue Band zeigt, wie ein Mikrokosmos, das, was wir an Goethe immer neu bewundern: den ungeheuern Umkreis seiner Interessen, seine Gründlichkeit, seine liebevolle Aufmerksamkeit auf das Kleinste wie auf das Größte, seine bis ins höchste Alter bewahrte Arbeitskraft und -lust, seinen Fleiß, vor allem auch seine unvergleichliche Liebenswürdigkeit und reine Herzensgüte.

Alles dieses tritt auch in dem hier zu besprechenden Bande zutage; wir hören Goethe sich äußern über die höchsten geistigen Gebilde, wie die Helena im „Faust"; wir sehen ihn aber auch Sorge tragen für Riemers Kochofen und für Gänseleberpasteten aus Frankfurt am Main.

2

Der 41. Briefband zeigt uns Goethe im siebenundsiebzigsten Jahre seines Alters; er umfaßt die neun Monate April bis Dezember 1826 und enthält insgesamt 249 Briefe, von denen 146, also mehr als die Hälfte, bisher ungedruckt waren. Von den insgesamt 108 Empfängern stehn der Briefzahl nach an der Spitze: der Großherzog Karl August mit 19 Briefen, Sulpiz Boisserée mit 17, Frommann mit 16, Zelter mit 13, der Kanzler Müller mit 12, Heinrich Meyer mit 11 und der Verleger Cotta mit 8 Briefen.

Neben mancherlei „Hauskreuz" — einem langwierigen Hals- und Drüsenleiden, das Goethen bis in den Sommer hinein zu schaffen machte, dem Sturz seiner Schwiegertochter vom Pferde, wodurch sich Goethe beinahe in die Rolle des Herzogs in seiner „Natürlichen Tochter" versetzt sah, und einer Erkrankung Meyers, die diesen treuen und unentbehrlichen Arbeitsgenossen nötigte, nach Karlsbad zu reisen und so einige Wochen von Goethe fern zu sein — neben diesem „Hauskreuz" brachten die neun Monate, die unser Band umfaßt, eine Fülle der wertvollsten Anregung von außen, vor allem aber eine Fülle wichtiger Arbeiten. Als „Hauptgeschäft" die Sorge für die „Ausgabe letzter Hand", vor allem die Beschaffung von „des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien". Mit welcher peinlichen Sorgfalt und umständlichen Feierlichkeit der greise Dichter diese ganze Angelegenheit, das literarische Vermächtnis an sein Vaterland, behandelte, haben die vorhergehenden Briefbände zur Genüge gezeigt; in dem vorliegenden Bande gelangt diese Angelegenheit zum glücklichen Abschluß; die Anzeigen der neuen Ausgabe, vom Verleger Cotta zu Goethes nicht geringer Beunruhigung lange verzögert, treffen endlich ein und werden nach allen Richtungen hin verschickt; der Druck der ersten Lieferung, d. h. Band 1 bis 5, der Ausgabe letzter Hand, schreitet vor, Goethe bekennt von ihnen in einem Briefe an Nikolaus Meyer: „Ich darf wohl sagen, daß gerade die erste Lieferung von fünf Bänden, die ich zum Druck abschicke, eben als das Wirksamste betrachtet werden darf, was seit langer Zeit in unsere deutsche Litteratur eingegriffen hat; es sind vier Bände kleiner Gedichte, zwei fast wie sie bekannt sind, zwei theils neu, theils frisch gesammelt, und sodann der »Divan«, dem Gehalt nach stark vermehrt." Geflissentlich verschweigt Goethe hier noch das Wichtigste des Inhalts, das, worauf er selbst den allergrößten Wert legte, die dem vierten Bändchen eingefügte „klassisch-romantische Phantasmagorie, Helena, Zwischenspiel zu Faust". Goethe vollendet diese Dichtung in unserm Zeitraum und sendet die Handschrift abschnittweise an Boisserée. Diesem klugen und freundlichen Vermittler zwischen dem Dichter und dessen Verleger Cotta schreibt Goethe über die erste Lieferung: „Lassen Sie mich die Sache etwas höher angreifen und aussprechen: der Autor lebt, und da ihm der Ewige noch Kräfte verleiht, will er sich auch noch lebendig erweisen. Diese fünf Bände sollen nicht bloß eine gemeine Lieferung sein (ich will endigen, wie ich angefangen habe), den Werth der

fünf Bände, insofern sie schon dort [d. h. in Stuttgart] sind, kann man beurtheilen; aber die angekündigte »Helena« soll zu dem fünften Bande noch etwas bringen, was sich niemand erwartete." Von dichterischen Werken werden, nach glücklicher Vollendung der „Helena", vor allem „Wilhelm Meisters Wanderjahre" gefördert, ferner die „Zahmen Xenien" bereichert und geordnet, endlich auch ein alter epischer Lieblingsplan aus der glücklichen Zeit des Zusammenwirkens mit Schiller wieder hervorgesucht, das „Jagdgedicht", das nunmehr in Prosa mit zartestem lyrischem Ausklang unter dem allgemeinen Titel „Novelle" zum Abschluß gelangt.

Neben diesen poetischen Arbeiten geht eine reiche ästhetisch-kritische und wissenschaftliche Tätigkeit her; die naturwissenschaftliche zwar tritt in dieser Zeit etwas in den Hintergrund, dafür nimmt die Beschäftigung mit der Weltliteratur einen bedeutenden Raum ein und wird durch Veröffentlichung jener gehaltreichen Aufsätze über „Shakespeare als Theaterdichter", über „Plato als Mitgenossen einer christlichen Offenbarung" und andres im dritten Heft des fünften Bandes von „Kunst und Altertum" gefördert sowie durch das erneute Studium der neugriechischen, besonders aber der serbischen Volkspoesie erweitert.

Besondre Erwähnung verdienen auch die in diese Zeit fallenden Vorarbeitungen und Verhandlungen wegen der Veröffentlichung von Goethes Briefwechseln mit Schiller und mit Zelter. So ist der Siebenundsiebzigjährige bemüht, nach allen Seiten hin zum Abschluß zu kommen und die reichen Zeugnisse seines geistigen Lebens wohlgeordnet und in reiner Form der Nachwelt zu überliefern.

Ungewöhnlich reich war in diesen Monaten die Anregung, die Goethe durch auswärtige Besuche erfuhr, und die dem Greis, der nun schon seit drei Jahren sein stilles Klostergartenleben nicht mehr, wie in früherer Zeit, durch Reisen erfrischen mochte, eine Fülle neuer Eindrücke brachte.

Zumal über das wissenschaftliche und künstlerische Leben Frankreichs, über Paris erfuhr er viel Neues durch Boisserée, der sich zu Goethes größter Freude im Mai 1826 zwei Wochen in Weimar aufhielt, sodann durch den eben von Paris zurückkehrenden Bildhauer Rauch, durch die Stadtgenossen Coudray und Weyland, die beide in diesem Jahre Paris besuchten und durch ihre frischen Schilderungen des soeben Erlebten und Gesehenen den „Zustand" der französischen Hauptstadt Goethen auf das lebendigste zur Anschauung bringen konnten. Talma, der bedeutendste tragische Schauspieler Frankreichs, den Goethe vor zwanzig Jahren, 1808, in Weimar persönlich kennen gelernt hatte, starb am 19. Oktober 1826; Coudray, damals gerade noch in Paris, schrieb an Goethe: „In dem Augenblick vernehme ich Talmas Tod, dessen Krankheit schon seit Wochen hier große Theilnahme erregt hat. Der Schmerz der Franzosen über das Hinscheiden dieses ihres Lieblings wird durch die mißlungenen Versuche des Erzbischoffes, den Freidenker in den Schooß der

gegenwärtig hier am Hofe dominirenden Kirche zurückzuführen, um etwas gemildert und die Menge frohlockt, daß Talma standhaft geblieben."

In einem bisher ungedruckten Briefe an den Großherzog Karl August vom 30. Oktober kommt Goethe darauf zu sprechen, wie folgt: „Was uns die französischen Blätter von seinem Leben und künstlerischen Bestrebungen mittheilen, wird im höchsten Grade zu bewundern und zu billigen sein. Die Bemühungen der Geistlichkeit bei seinem Abscheiden deuten auf alle Fälle darauf hin, daß man Skandale zu vermeiden keineswegs besorgt ist." Goethe fügt die wichtige Bemerkung hinzu: Das Abscheiden Talmas sei sehr zu bedauern, „besonders da in einer gewissen Folge von Zeit die Bemerkung sich machen läßt: daß wohl Talente immerfort geboren werden, daß es ihnen aber mehr und mehr an gründlicher und ruhiger Ausbildung zu ermangeln scheint." „Mangel an gründlicher und ruhiger Ausbildung"! — in wie viel höherm Grade gilt das noch von unsrer heutigen Zeit, die unbarmherzig jedes Talent an das grelle Licht der Öffentlichkeit zerrt und so nur allzu häufig das ruhige Ausreifen verhindert, das einzig in der Stille, im schützenden Dunkel der Verborgenheit und des Nichtbekanntseins möglich ist.

Immer wieder wird Goethe auf Paris hingewiesen; eifrig studiert er die Pariser Zeitschrift Le Globe, die gerade jetzt doppeltes Interesse für den Dichter erhielt, dadurch daß Stapfers französische Übersetzung seiner dramatischen Dichtungen, die seit kurzem in vier Bänden vollendet vorlag, im Globe eine feinsinnige und umfangreiche Würdigung durch Ampère erfuhr. Mehrere Wochen lang beschäftigt sich Goethe eingehend mit dieser Besprechung Ampères und veröffentlicht einen Auszug daraus in „Kunst und Altertum". Auch das naturwissenschaftliche Interesse wird von Paris aus gefördert, und zwar durch eine reichhaltige Sammlung französischer Fossilien, die Baron Cuvier sendet; Cuviers neuste, in Paris gehaltne Vorträge brachte Coudray von dorther mit; und so fand sich Goethe von den verschiedensten Seiten angeregt, von dem kleinen Weimar seine Blicke nach dem Leben der Weltstadt zu richten, deren räumliches Wachstum er an der Hand des neusten Stadtplans und sehr schöner topographischer Kupfer verfolgte.

Von Paris aus kam auch die Berliner „Nachtigall", wie Goethe sich ausdrückt, nach Weimar geflogen, Henriette Sontag. Unter dem 4. September lesen wir in Goethes Tagebuch den Vermerk: „Demoiselle Sontag sang unvergleichlich", und an Zelter berichtet Goethe zwei Tage später: „Daß Demoiselle Sontag nun auch klang- und tonspendend bei uns vorüber gegangen, macht auf jeden Fall Epoche. Jedermann sagt freilich, dergleichen müsse man oft hören: und der größte Theil säße heut schon wieder im Königstädter Theater. Und ich auch. Denn eigentlich sollte man sie doch erst als Individuum fassen und begreifen, sie im Elemente der Zeit erkennen, sich ihr assimiliren, sich an sie gewöhnen, dann müßt' es ein lieblicher Genuß bleiben. So aus dem Stegreife hat mich das Talent mehr verwirrt als ergetzt. Das

Gute, das ohne Wiederkehr vorübergeht, hinterläßt einen Eindruck, der sich der Leere vergleicht, sich wie ein Mangel empfindet."

Auch Freund Zelter erfreute Goethen in dem Zeitraum unsers Briefbandes durch seinen Besuch. Vom 7. bis 19. Juli war er mit seiner Tochter Doris in Weimar. Goethe teilt dem Großherzog Karl August in einem bisher ungedruckten Briefe vom 12. Juli mit: „Nun hat sich Zelter bei mir eingefunden, da denn das Particulare der Musik und die daran sich knüpfenden Universalia zur Sprache kommen. Gestern hat er die Orgel [in der Stadtkirche] gesehen und belobte die Veränderungen. Morgen werden wir die Bürgerschule besuchen, zur allgemeinen Schulstunde." Dieser Besuch der Bürgerschule — der jetzigen Karl-August-Schule in der Bürgerschulstraße, einer Stiftung des Großherzogs bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Regierungsjubiläums im Jahre 1825 — fand statt am 13. Juli, unter dem wir in Goethes Tagebuch lesen: „Fuhr mit Professor Zelter und Oberbaudirector Coudray in die Bürgerschule. Wir fanden den Director dort und die sämmtlichen Lehrer im Unterricht beschäftigt. Bemerkten die verschiedenen Methoden; auch trafen wir Taubstumme." Interessanter als dieser Vermerk ist das, was Goethe über den Besuch der Bürgerschule an den Großherzog schreibt, es ist so bezeichnend für Goethes Art zu schauen und zu denken, daß es hier nicht fehlen darf, überdies gehört die Stelle einem bisher unbekannten Briefe an; sie lautet: „Um nun aber aus der Unvernunft [was unter dieser »Unvernunft« gemeint ist, darüber später] in das Vernünftige überzugehen, vermelde schuldigst, daß wir die neue Bürgerschule besucht haben. Das Gebäude bewirkt schon selbst Cultur, wenn man es von außen ansieht und hineintritt. Die rohsten Kinder, die solche Treppen auf- und abgehen, durch solche Vorräume durchlaufen, in solchen heiteren Sälen Unterricht empfangen, sind schon auf der Stelle aller düstern Dummheit entrückt, und sie können einer heitern Thätigkeit ungehindert entgegen gehen. Die Lehrart selbst war mir zu fremd und neu, als daß ich mir davon einen deutlichen Begriff hätte machen können; indessen mußte man gut davon denken, da die Kinder mit Schnelligkeit und Heiterkeit Fragen beantworteten und Aufgaben löſten."

In derselben Zeit wie Zelter hielt sich ein andrer Norddeutscher in Weimar auf, der Braunschweiger Maler Ludwig Sebbers. Er malte damals das bekannte, ungemein fein und sorgfältig ausgeführte Miniaturbildnis Goethes auf der Tasse. „Ich darf nicht verschweigen — schreibt Goethe an Meyer, als dieser im Auftrage der Großfürstin Maria Paulowna bei Goethe anfragte, ob Sebbers wohl auch imstande sein würde, die beiden Prinzessinnen Maria und Augusta in Miniatur zu malen —, daß ich ihm wohl zwanzigmal, zu Stunden und halben Stunden gesessen, sowohl zu der ersten Anlage, welche schon fertig genug erschien, als nach zweimaligem Brennen zum Retouchiren. Er hat sich aber hiebei keinen Strich, keinen Punct aus dem Gedächtniß, willkürlich oder zufällig erlaubt; daher denn freilich ein sehr ähnliches und lobenswürdiges Bild entstanden ist."

Sebbers wünschte über diese seine Leistung ein schriftliches empfehlendes Zeugnis von Goethe und Meyer, und ich habe dieses bisher unbekannte, in mehr als Einem Sinne interessante Zeugnis im Anhang mitgeteilt; Meyer schreibt an Goethe:

„Sie wünschen, hochverehrter Herr und Freund, von mir zu vernehmen, wie ich Ihr Bildniß von Herrn Carl [vielmehr: Ludwig] Sebbers auf eine porzellanene Bechertasse nach der Natur gemalt befunden, und welche Verdienste demselben müßten zugestanden werden.

Die sorgfältigste Pflege hat der Künstler dem Bildniß zugewendet, und so ist ihm dasselbe nach meiner Ansicht vorzüglich gelungen. Ruhige Haltung im Ganzen, bestimmte Umrisse ohne Härte, Rundung, übereinstimmende Züge, belebter Ausdruck, kräftiger warmer Ton der Fleischtinten, löbliche geschmackvolle Behandlung der Haare so wie des Gewandes sind als preiswürdige Eigenschaften bloß anzudeuten, weil sie dem kunstkundigen Beschauer des Werks von selbst sich offenbaren.

Doch ein Umstand und zwar in gewisser Hinsicht der wichtigste, der diese Malerei besonders bei Auswärtigen empfehlen und ihren Werth erhöhen dürfte, muß ausdrücklicher bezeugt werden, nämlich die überaus wohlgetroffene Ähnlichkeit. Es ist mir kein Bildniß von Ihnen bekannt, welches Ihre Züge, Ihre Gestalt und sichtliches Wesen wahrhaftiger aufgefaßt darstellte; ich finde mich sogar nicht abgeneigt, der Arbeit des Herrn Sebbers in Betreff dieser Eigenschaft einen entschiedenen Vorzug einzuräumen."

Goethe fügt hinzu:

„Im Allgemeinen hat mich die Arbeit angenehm überrascht, eben so kann ich auch der Kunstbeschaffenheit der Theile nur Beifall geben: die Grau in Grau gemalten Ornamente, aus Figuren, Blätterwerk u. a. bestehend, sind geistreich erfunden, wohl gezeichnet, von gutem Geschmack und zierlicher Ausführung. Mit verständigem Bedacht hat indessen der Künstler noch sorgfältigere Pflege dem Bildniß zugewendet, und so ist ihm dasselbe auch, nach meiner Ansicht, vorzüglich gelungen."

Goethes Sohn fährt fort:

„Die von Herrn Ludwig Sebbers bei seinem Hiersein gemalte Porzellan-Bechertasse hat wegen des zierlich und geschmackvoll angebrachten Reichthums der Zierathen allgemeine Bewunderung erregt, besonders aber, was die Ähnlichkeit des darauf hervortretenden Bildnisses betrifft, jede Forderung vollkommen befriedigt, wie Unterzeichneter auch von seiner Seite, als mit dem Original nahe verwandt, gern bezeugen mag."

Endlich schließt Goethe selbst das Zeugnis väterlich wohlwollend ab, wie folgt:

„Daß ich der Überzeugung des Herrn Hofrath und Director Meyer vollkommen beipflichte, versichere und füge hinzu, wie ich mit Vergnügen an Herrn Sebbers einen jungen Mann gefunden, der entschiedene Naturgaben

mit musterhaftem Fleiß practisch ausbildet, indem er einen Weg verfolgt, worauf man jeden jungen Künstler zu erblicken wünscht. Allem Guten auf einem gleichmäßig fortgesetzten Lebensgange, zur Freude seiner Gönner und Beschützer, wie zu seinem eignen Glück mit Vertrauen entgegen sehend."

Das nüchterne besonnene Urteil Meyers über die große Ähnlichkeit des Goethebildnisses von Sebbers ist ein wichtiger Beitrag zu einer von mir vorbereiteten Sammlung von Äußerungen Goethischer Zeitgenossen, das heißt solcher, die Goethe persönlich gekannt haben, über die Bildnisse und Büsten Goethes. Besäßen wir doch nur eine einzige Photographie oder Daguerrotypie von Goethe, vielleicht würden wir für sie gern alle Goethebildnisse in Kauf geben. Da dieses leider nicht der Fall ist, müssen uns die Urteile derer, die Goethe persönlich gekannt haben, über die Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit seiner Bildnisse von besonderm Werte sein; eine solche Sammlung ist aber noch nicht vorhanden.

(Schluß folgt)

Aus altrömischer Kinder- und Jugendzeit

Während die christlichen Eltern ihr Kind als eine Gabe Gottes ansehen, betrachteten es die Römer nur als ihr eignes Geschöpf und wurden sich ihrer Verantwortlichkeit nicht bewußt. Daher entstand die grausame Sitte, daß kein mißgestaltetes Kind am Leben bleiben durfte, mochte sich die unglückliche Mutter dagegen auflehnen oder nicht. Und das Zwölftafelgesetz machte diese Sitte zum Gebot. Aber auch gesunde und wohlgestaltete Kinder, namentlich weibliche Wesen, wurden von armen und reichen Leuten getötet, oder was noch schlimmer war, ausgesetzt — von jenen, weil sie die Armut für das größte Unglück betrachteten, von diesen, weil sie nicht das Erbgut unter zu viele teilen wollten. Welchem traurigen Lose gingen solche armen ausgesetzten Wesen entgegen! Sklavenarbeit und Prostitution waren die regelmäßigen Folgen. Eingeschränkt wurde diese Unsitte von staatlicher Seite erst durch Augustus, während es auch zur republikanischen Zeit schon Geschlechter wie die gens Fabia gab, die überhaupt keine Aussetzungen gestatteten. Als ein Verbrechen wurde die Aussetzung erst im vierten Jahrhundert n. Chr. bestraft, aber auch dann noch nicht völlig unterlassen. Bekannt ist, wie groß die väterliche Gewalt bei den Römern war: es war ein vollständiges Eigentumsrecht. Der Vater konnte jederzeit sein Kind verkaufen oder töten, und dieses Recht blieb bis ins zweite Jahrhundert n. Chr. hinein.

Die Geburt eines Kindes, das als lebensfähig anerkannt und behalten wurde, erregte in der engern wie weitern Familie ganz besondre Freude. In

älterer Zeit sagte man das Ereignis durch Boten an, später, wie wir aus Juvenal wissen, auch durch die Zeitung, also schon in ähnlicher Form wie heute. Verwandte und besonders die Sklaven, die sich die Gunst ihres Herrn zu erhalten wünschten, hielten es für ihre Pflicht, dem kleinen Sprößling Geschenke zu bringen und die Gaben an den folgenden Geburtstagen zu wiederholen, für die armen Sklaven freilich eine empfindliche Steuerlast.

Für Mutter und Kind sowie für alle, die bei der Geburt behilflich gewesen waren, war ein festlicher Reinigungstag angesetzt, der in Rom mit dem Namenstage zusammenfiel — für die Knaben der neunte, für die Mädchen der achte Tag nach der Geburt, für die Mädchen wohl deshalb früher, weil man dadurch von vornherein die frühzeitigere weibliche Entwicklung zum Ausdruck bringen wollte. Der Festtag wurde ähnlich dem heutigen Tauftage je nach den Verhältnissen der Familie mit größerm oder geringerm Aufwande gefeiert. In der Namengebung ist zunächst zu bemerken, daß die Bildung von Patronymiken fehlte, wie sie bekanntlich bei den Griechen sehr beliebt war. Fast jeder Römer führte drei Namen: Vor-, Familien- und Zunamen. Vornamen gab es vielleicht dreißig, sodaß natürlich die einzelnen außerordentlich häufig vorkamen. Interessant ist, daß einzelne Geschlechter den einen oder andern Vornamen gänzlich mieden. So wissen wir aus Livius, daß nach 384 v. Chr., nach der Verurteilung des M. Manlius Capitolinus, die gens Manlia den Vornamen Marcus nicht mehr angewandt hat. Der Familienname erbte von Geschlecht zu Geschlecht und war für alle gemeinschaftlich, die demselben Stamme angehörten. Die weiblichen Mitglieder der Familien wurden meist ohne Vornamen nur mit dem Namen der gens benannt, wie Tullia, Cäcilia u. a. m. Wenn zwei Töchter vorhanden waren, so bezeichnete man sie mit maior und minor, wenn mehrere mit prima, secunda usw. Die ausgiebigste Freiheit gestattete man sich in dieser Beziehung seit dem Schluß der Republik, wo Doppelnamen in Gebrauch kamen und bald nach dem Geschlecht des Vaters, bald nach dem der Mutter abgeleitet wurden.

Der Zuname unterschied die einzelnen Geschlechter voneinander, nachdem sie mit der Zeit zahlreicher geworden und die einzelnen Zweige selbständiger hervorgetreten waren. Bei der Adoption nahm der Adoptierte den Namen des Adoptivvaters an mit einem Zunamen, der an die frühere Familie erinnerte — so P. Cornelius Scipio Ämilianus, der Sohn des Ämilius Paulus, des Siegers von Pydna. In der Kaiserzeit setzte man oft noch den Namen der Familie der Mutter hinzu, besonders wenn es sich um berühmte Namen handelte, sodaß ein und derselbe in seiner Eitelkeit oft acht und mehr Namen führte. Auffallend ist es, daß in Rom in früherer Zeit keine Geburtslisten geführt wurden, und auch die Verordnung des Mark Aurel in dieser Beziehung hatte nur den Zweck, festzustellen, wer frei oder als Sklave geboren war.

Bei dem Aberglauben der alten Zeit war es allgemein Sitte, daß nach der Geburt eines Kindes Wahrsagerinnen und Wahrsager ins Haus kamen,

um der Mutter das Schicksal ihres Kindes zu deuten. Solche Wahrsagereien geschahen in der mannigfachsten Art: aus dem Flug oder Geschrei der Vögel, aus den Eingeweiden der Tiere, aus Losen u. a. m., später insbesondre aus den Sternen, sodaß es in den letzten Jahrzehnten v. Chr. in Rom wimmelte von Astrologen, meist Betrügern, die auf die Harmlosigkeit des Volkes spekulierten. Besonders achtete man darauf, welches Sternbild des Tierkreises in dem Augenblicke der Geburt aufging, um daraus auf eine glückliche oder unglückliche Zukunft des Kindes Schlüsse zu ziehen. Andrerseits suchte man auch böse Geister, die etwa störend ins Leben des Kindes eingreifen könnten, durch Zaubermittel aller Art zu bannen; besonders geschah dies seitens der Ammen durch alle möglichen Mittel, auch durch Bänder, die um den Hals oder die Brust gelegt wurden, oder durch Amulette aus edelm Metall. Bekannt ist die bulla aurea, eine linsenförmige Kapsel, an einem Halsband vorn auf der Brust hängend, die vom Vater selbst geschenkt das ganze Kindesalter hindurch getragen wurde. In diese bulla steckte man häufig obscöne Amulette hinein, weil man glaubte, daß durch die widerlichsten Dinge am leichtesten das Unglück ferngehalten werden könne.

Fast in derselben Weise wie heute spielten die Kinder mit Figuren aller Art, die kleinen Mädchen besonders mit Puppen, die zum Teil aus Wachs, häufiger aus gebranntem Ton hergestellt waren — die ältern mit Wagen und dem Reif, der durch einen Stock vorwärts getrieben wurde. Das Spiel mit dem Kreisel, von dem uns Virgil und Tibull eine anmutige Beschreibung geben, war ebenso beliebt wie das Ballspiel, dieses auch später noch bei Erwachsnen. Wippbrett, Schaukel, Stelzen dienten ebenso zur Belustigung wie das Spielen von Blindekuh, Bockspringen, Reiten auf dem Rücken eines andern u. a. m. Ferner beschäftigten sich die Kinder auch damals gern mit den Tieren, besonders mit dem Hunde, wie viele Vasenzeichnungen beweisen.

Die Hauptforderung für die Erziehung vom jüngsten Kindesalter an war die zur Bescheidenheit. Man verlangte von den Knaben, daß sie möglichst wenig hervortraten und bescheiden die Hand in der Toga hielten. Die römische Mutter leitete die ganze Anfangserziehung des Kindes in der sorgsamsten Weise, und berühmt ist die aufopfernde Liebe und strenge Zucht der Cornelia gegen ihre Söhne, den Tiberius und C. Sempronius Gracchus. Der Unterricht war in Rom nicht gesetzlich geregelt. Sitte und Herkommen nötigten die Eltern, ihre Kinder ihrer Herkunft entsprechend unterrichten zu lassen. Mit dem siebenten Jahre den Unterricht zu beginnen war Regel, obwohl zu verschiednen Zeiten, so auch von Quinctilian ein, früherer Beginn angestrebt wurde. Nach einer Mitteilung des Plautus benutzte man die Morgenstunde zur Gymnastik, den Vormittag zum Lesen und weitern Unterricht, jedoch ohne daß jemand an diese Ordnung gebunden war. Ja zur Kaiserzeit begann man mit dem Lesen, und zwar schon sehr früh, sodaß Martial darüber klagt, widmete sich dann der Gymnastik und nach dem Frühstück dem weitern Unterricht, aber so, daß auch

der freien Bewegung, dem Spazierengehn die nötige Zeit gewährt wurde. Der Unterricht in der Gymnastik diente der Gesundheit und suchte Kraft und Gewandtheit zu erzielen. Über das Tanzen hatten die Römer weit strengere Ansichten als die Griechen. Nach ihrer Meinung war es überhaupt für einen Mann unschicklich zu tanzen, und selbst bei der Jugend nahmen sie leicht Anstoß daran, insbesondre wenn der Tanz irgendwelche Ausgelassenheit zeigte. Sie beschränkten die Gymnastik vorzugsweise auf Waffenübungen, Schwimmen, Reiten und dergleichen mehr, was für die Ausübung des Körpers allein in Frage kam.

Wann die erste Schule in Rom eröffnet wurde, ist ungewiß. Bestimmte Schullokale gab es jedenfalls in älterer Zeit nicht, besser ausgestattete Räume für Elementarschulen auch später nicht. Der Elementarlehrer hieß anfänglich litterator, später zur Blütezeit der Literatur grammatista oder ludi magister; eine angesehene Person war er nicht, seine Bezahlung gering, sodaß freiwillige Gaben oder Festgeschenke dem armseligen Leben zu Hilfe kommen mußten. Die Schulgeldzahlung geschah in Rom an den Idus, aber nur während der acht Monate, in denen Schule gehalten wurde. Vier Monate hatte der römische Knabe Ferien etwa wie der heutige Student. Außerdem fiel an den öffentlichen Festen der Unterricht aus. Über die Höhe des Schulgeldes in älterer Zeit wissen wir nichts; erst um 300 n. Chr. setzte der Kaiser Diokletian bestimmte Sätze fest, nach denen ein Elementarlehrer nicht über 50 Denare (1 Kupferdenar = etwa 4 Pfennige) im Monat für den einzelnen Knaben fordern durfte. Besser gestellt waren die Sprachlehrer (grammatici latini), obwohl man auch von diesen oft Klagen über die dürftige Lage hörte. Nur wenigen wie Verrius Flaccus zur Zeit des Augustus war es vergönnt, sich ein bedeutendes Honorar zu verdienen.

Der Unterricht wurde mit der größten Strenge betrieben, Schläge nicht gespart, worüber an vielen Stellen der alten Literatur, besonders von Martial geklagt wird. Bekannt ist der plagosus Orbilius, der angesehene Lehrer des Horaz. Ein großer Unterschied gegen heute bestand darin, daß die Kinder angesehener Römer von einem Pädagogen zur Schule begleitet wurden, der ihnen ihre Schulsachen trug; nur die Kinder ärmerer Leute trugen sie selbst auf dem Arm. Der erste Unterricht umfaßte wie heute das Lesen, Schreiben und Rechnen. Über die Methode berichtet ausführlicher Quinctilian; er warnt vor zu schnellem Lesen und fordert, besondres Gewicht auf eine deutliche Aussprache zu legen. Verse legte man den Leseübungen zugrunde — in älterer Zeit den Livius Andronikus, später Virgil, Horaz, Ovid und andre. Beim Schreiben verlangt er eine gut leserliche und schnelle Handschrift. Stolz auf diese Fertigkeit war der Kaiser Theodosius, dem man deshalb den Namen „Schönschreiber" beilegte. Im Rechenunterricht pflegte man besonders das Kopfrechnen. Interessant ist es schon von Quinctilian zu hören, es sei besser, die Kinder in der Schule mit andern zusammen als zu Hause durch Privatlehrer unterrichten zu

lassen, ein Urteil, das gewiß auch heute von der Mehrzahl aller Lehrenden geteilt wird.

Das grammatische Studium im Sinne des Altertums bestand aus dem Studium der Sprache und der Literatur, besonders der Dichter. Aber Quinctilian verlangte, daß nicht einseitig die Dichter, sondern alle Schriftsteller zu berücksichtigen seien; er gibt im einzelnen genaue Anweisung über diesen Unterricht. Der Musikunterricht, der in Griechenland eine so große Rolle spielte, trat in Rom völlig zurück. Cornelius Nepos meint sogar, es sei für einen vornehmen Mann nicht schicklich gewesen, Musik zu treiben, eine Ansicht, die sogar noch im dritten Jahrhundert n. Chr. ihre Giltigkeit nicht verloren zu haben schien. Wenigstens erzählt man vom Kaiser Alexander Severus, der ein besondrer Freund der Musik war, er habe es nicht geduldet, daß Fremde gegenwärtig waren, wenn er sang und spielte. Auch für den Zeichenunterricht sowie die damit zusammenhängende Malkunst und für die mathematischen Wissenschaften bewies der nüchterne Sinn des Römers, der immer das Nützliche vor Augen hatte, kein genügendes Verständnis.

Während der Knabenzeit trug der junge Römer die purpurverbrämte Toga (Toga praetexta), aber vor Vollendung des siebzehnten Lebensjahres, mit dem er wehrhaft wurde, mußte er sie mit der weißen Toga (Toga virilis) vertauschen. In der Regel war damit eine Feierlichkeit verbunden. Von Verwandten und Freunden begleitet ging der Jüngling über das Forum zum Kapitol, opferte dort und wurde in die Tribuslisten als römischer Bürger eingeschrieben. In wohlhabenden Familien nahm die Feier große Formen an, besonders in den Städten der Provinzen, wo meist alles eingeladen wurde, was Stand und Rang hatte. Es war gute Sitte, daß der junge Römer wenigstens im ersten Jahre nach dieser Feier nicht öffentlich auf dem Forum auftrat, überhaupt als tiro zu seiner weitern Ausbildung eine mehr beobachtende Rolle spielte. Er belustigte sich während dieser Zeit mit seinen Genossen am liebsten auf dem Marsfelde mit Fahren und Reiten, Laufen und Springen und sonstigen Turn- und Turnspielübungen.

Noch besonders bemerkenswert für die römische Jugend sind die Rhetorenschulen, die im Anfange des ersten Jahrhunderts v. Chr. in Rom Eingang fanden. Anfangs nur für Erwachsne bestimmt, die sich durch Übungsreden unter Anleitung tüchtiger Rhetoren auf eine öffentliche rednerische Tätigkeit vorbereiteten, wurden sie allmählich, je wissenschaftlicher sich das ganze Leben gestaltete, für alle gebildeten Kreise ein Bedürfnis, und so gliederte sich mit der Zeit an die Schule der Grammatiker eine solche der Rhetoren, die dann von römischen Jünglingen in vorgerücktem Alter besucht wurden. Die Rede wurde eine Kunst, die nur wenige auszuüben verstanden. Als Themata für die Redeübungen wählte man vorzugsweise Stoffe aus dem wirklichen Leben, um die Jünglinge zum Dienste auf dem Forum vorzubereiten.

Bis in die Kaiserzeit hinein war aller Unterricht in Rom Privatsache. Wir hören wohl von dem Diktator Julius Cäsar, daß er Lehrer der Wissenschaft nach Rom zog und sie durch das römische Bürgerrecht ehrte, ebenso vom Kaiser Augustus, daß er sie reichlich beschenkte — aber von einer Staatsunterstützung erfahren wir erst etwas unter Vespasian und besonders unter Hadrian, der ihnen Ehre und Reichtum und ein eignes Heim gab, das später wahrscheinlich die berühmte Hochschule Roms wurde. In ähnlicher Weise behandelte sie Antoninus Pius — aber erst unter Mark Aurel hören wir von festem Gehalt, das für diesen oder jenen höhern Lehrer bestimmt wurde. Allseitig sorgte erst Alexander Severus, der auch der ärmern Bevölkerung den Besuch der höhern Schulen ermöglichte. Je mehr sich das Reich der Schulen annahm, um so strenger wurde die Aufsicht. Nach einer Verordnung unter Valentinian dem Ersten durften nur fleißige und sittsame Jünglinge in Rom studieren. Auswärtige, die sich unwürdig benahmen, wurden ausgewiesen, nachdem sie aufs härteste bestraft worden waren. Alle Studierenden mußten dem Kaiser in einer jährlich einzureichenden Liste namhaft gemacht werden — die fleißigen und zuverlässigen besonders bezeichnet, damit er sich seine spätern Beamten daraus ausersehen konnte. Das Ganze diente immer mehr den Zwecken des Kaiserreichs als der geistigen Entwicklung des einzelnen Bürgers. In ähnlicher Form wurden auch die Lehrenden kontrolliert und durch Verordnungen beschränkt. Die Freiheit der Wissenschaft ging allmählich verloren, und so kam es, daß sich die ins Mittelalter überkommne allgemeine Bildung auf einer ziemlich tiefen Stufe befand.

Reifezeit

Roman von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

Der Winter geht still dahin. In Bärenburg ist eine Masernepidemie ausgebrochen, und die meisten Familien mit Kindern müssen sich vom Verkehr zurückziehen. Harald hat schon die Masern gehabt, wir sind also nicht betroffen; aber in seiner Klasse sind zwei Knaben an der Krankheit gestorben, und er hat mit auf den Friedhof gemußt und sie zu Grabe singen. Das macht ihm ein halb schauerliches Vergnügen, und er berichtet eingehend davon an seine drei Rolands.

Die drei kleinen Mädchen kommen noch immer mit großer Regelmäßigkeit, und da ich jetzt weiß, daß ich in Frau Rolands Augen nur meine Pflicht tue, wenn ich sie aufnehme, so löcke ich auch nicht gegen den Stachel. Es wäre dumm, wenn ichs täte, denn es sind drei gute Spielgefährten für Harald, der sich nur zu gern mit ihnen unterhält. Minchen müßte ja nun in die Schule, und ich frage sie jeden Tag, ob sie noch immer nicht lernen soll, aber ich erhalte immer die Antwort: Papa sagt, es ist noch nicht nötig. Ich werde schon klug genug.

Es ist wahr, Minchen lernt alles, was sie wissen soll, von Harald und von seinen Arbeiten. Eigentlich geht mich die Sache auch nichts an; aber ich sehe schon den Augenblick kommen, wo Frau Roland mir vorwirft, die Pflicht der Dankbarkeit verletzt zu haben, weil ich mich nicht um Minchens Schulpflicht bekümmerte.

Von Bodild habe ich nichts mehr gehört. Mit ihrem Manne steht es wieder nicht gut, und die geplante Fahrt meines Mannes nach Schloß Wieden muß unterbleiben. Es tut mir fast leid. Ich gönnte meinem Walter eine kleine Zerstreuung. Er arbeitet zu stark und kann es doch nicht vertragen. Neulich ist er ganz schachmatt von seinen Vorträgen heimgekehrt, und daß er mir fünfzehnhundert Mark mitbrachte, kann mich nicht für sein schlechtes Aussehn entschädigen. Aber er war selbst so froh, daß ich nichts zu sagen wagte. Vom letzten Jahre haben wir noch allerhand Rückstände zu bezahlen. Zehn Jahre außerordentlicher Professor zu sein, ist gerade keine Finanzspekulation. Dies abscheuliche Geld! Nun schreibe ich auch noch davon in meinem Tagebuch, und hier wollte ich eigentlich nicht immer von der Prosa des Lebens berichten.

Heute hat Harald zum erstenmal im Extemporale eine gute Zensur mitgebracht. Walters Freude war ganz rührend, und ich ärgerte mich über Harald, der ganz mürrisch bei der Sache war. Aber Kinder sind ja unberechenbar.

4

Wir sind jetzt in der Mitte vom Februar, und ich habe einen halb erstarrten Starmatz im Garten gefunden, den ich in ein Bauer gesetzt und zurechtgepflegt habe. Er hat sich eingebildet, den Frühling hier zu treffen, und nun muß er seinen Wagemut mit Gefangenschaft büßen. Aber wenn er wieder gesund ist, dann werde ich ihm die Freiheit wiedergeben.

Die drei Rolands haben viel Freude an dem Vogel, und Minchen hat mir gestern schon gute Ratschläge gegeben. Sie wollte ihm Umschläge verschreiben und etwas Medizin zum Schwitzen. Sie ist der geborne Arzt, und ich möchte wohl wissen, was aus ihr werden wird. Jetzt hat sie sich auch plötzlich entschlossen, in die Schule zu gehn, und sich bei einer Dame, die einen kleinen Kursus führt, selbständig angemeldet.

Mit der Schule ist es nun doch besser, Tante Anneli, sagte sie. Viel lernen werde ich wohl nicht, aber ich mag nicht immer von den Leuten in der Klinik gefragt werden, ob ich so wild aufwachsen will. Linchen und Stinchen können ja auch gut bei dir sein, Tante Anneli, denn sonst würde ich nicht solange von ihnen weggehn. Sie sollen nicht immer so allein in der Klinik sein.

Mir ist Minchen immer so lächerlich, daß ich sie reden und gewähren lasse. Aber Walter, dem ich diese Unterhaltung mitteilte, bestand darauf, daß ich zu Frau Roland ging, um mit ihr über ihre Kinder zu sprechen.

Es mag ganz gut sein, sagte er, daß du dich der Kinder annimmst, obgleich du nach meiner Ansicht nicht dazu verpflichtet bist, weil dich ihr Vater einmal vor Olims Zeiten aus dem Wasser gezogen hat. Geh, bitte, zu Frau Roland und sage ihr, daß du nicht immer auf Linchen und Stinchen acht geben kannst, wenn Minchen sich entschließt, in die Schule zu gehn.

So also bin ich wieder einmal den Schwanenweg gewandert. Es war an dem Tage, wo mein Starmatz seinen Käfig verlassen hatte und mit den Flügeln gegen die Fensterscheibe getaumelt war, sodaß ich die Scheibe schnell öffnete und den fremden Gast entweichen ließ. Er warf sein Köpfchen in die Höhe und stieß einen kleinen

Triumphschrei aus, der mir gut gefiel. Denn es klang darin der Sieg des Frühlings über den Winter.

Für den Schwanenweg schien auch der Lenz gekommen; in den Lüften klang es wie Vogelsang, und in den kleinen alten uud schiefen Häusern standen die Türen weit offen, sodaß die warme Luft einziehn konnte. In der Privatklinik roch es nach Jodoform und Krankheit; und als ich nach der Frau Doktor fragte, wurde ich in ein kahles Empfangszimmer geleitet, in das sehr bald eine dunkle, recht üppige Frau eintrat.

Frau Doktor hat Kopfschmerzen, sagte sie mit einer Stimme, die mir bekannt erschien. Kann ich die Bestellung ausrichten?

Zweifelnd sah ich in ein paar neugierige, dunkle Augen; ehe ich aber antworten konnte, lächelte mich das Wesen vertraulich an.

Ach, Sie werden mich doch kennen, Frau Professor! Ich bin ja Lona Hellmund. Wissen Sie nicht, wie ich damals bei Ihrem Onkel, dem Schriftsteller, in Luzern war, und wie wir damals lustig zusammen gewesen sind? Ja, die Zeit vergeht; ich bin nun schon zum zweitenmal Witwe, und Sie sind wohl sehr glücklich verheiratet; aber ich habe Sie gleich erkannt. Ach, die kleine Anneli! Ihr Onkel Willi hielt so viel von Ihnen, und es war schade, daß Sie damals die stolze Gräfin mitbrachten, die so viel Unruhe ins Haus brachte. Sie warf sich dem Doktor doch ziemlich dreist an den Kopf. Und der junge Baron von Falkenberg, Ihr Vetter, hat sich mir gegenüber auch nicht gut benommen. Denn das ist ganz gewiß, daß er mir die Ehe versprach, und daß er sein Versprechen nicht hielt. Aber so sind die vornehmen Herren! Sie machen die Mädchen unglücklich und fragen nicht danach. Hier schöpfte Lona Hellmund Atem, setzte sich mir gegenüber und sah mich an, als sollte ich ihr in die Arme fliegen. Aber ich saß unbeweglich.

Ich freue mich, daß es Ihnen gut geht, Frau — Frau —

Frau Päpke, schob sie ein.

Also Frau Päpke. Nun aber wünsche ich doch Frau Roland zu sprechen, fuhr ich fort. Es ist wegen ihrer kleinen Mädchen, und es wäre mir lieb, meine Frage selbst stellen zu können.

Frau Päpke bekam einen roten Kopf.

Ich sagte schon, daß Frau Doktor nicht sichtbar ist. Ich besorge alles für sie. Herr Doktor überläßt mir auch alles, und ich kann Ihnen sagen, daß wir viel zu tun haben. Die Klinik geht sehr gut, und Herr Doktor hat so viele Konsultationen von weit her, daß er sich schon einen Assistenten zugelegt hat.

Ich stand auf. Wenn ich Frau Roland nicht sprechen kann, dann werde ich ihr oder dem Herrn Doktor schreiben.

Lona Hellmund sah mich mit einem bösen Blick an; aber sie verließ doch das Zimmer, und nach einigen Augenblicken trat das blonde Röschen ein. Das arme blonde Röschen, mit einem zerzausten Kopf und ebenso wuschelig gekleidet wie ihre kleinen Mädchen.

Sie müssen mich entschuldigen, sagte sie weinerlich. Aber es geht mir nicht gut, und ich kann eigentlich keinen Besuch annehmen.

Ich erklärte ihr kurz den Grund meines Kommens, und sie hörte teilnahmslos zu.

Ja, Minchen muß wohl in die Schule, und wenn sie es will, dann wird sie es auch einrichten. Und wenn dann die Kleinen noch etwas früher zu Ihnen kommen können, dann soll es mir recht sein.

Frau Roland, ich würde mich gern der kleinen Mädchen annehmen, aber mein Mann findet es richtiger, daß wir uns einmal über den Fall aussprechen. Ich kann

nicht den ganzen Tag ihre Beaufsichtigung übernehmen, da ich doch auch andre Pflichten habe. Wenn sie Ihnen hier im Wege sind, wäre es dann nicht richtiger, Sie schickten sie in eine kleine Spielschule, wo sie gut untergebracht sind? Nachmittags können sie immer wieder zu mir kommen, nur nicht den ganzen Tag. Die Verantwortung möchte ich denn doch nicht übernehmen.

Ich sprach freundlich überredend. Die Frau mit dem verblühten Gesicht, mit den müden Augen tat mir leid; aber sie sah mich nicht sehr freundlich an.

So ist es, sagte sie weinerlich. Sie können sich von meinem Manne das Leben retten lassen; aber wenn Sie etwas für seine Kinder tun sollen, so ist es Ihnen gleich zu viel.

Was redest du da? fragte eine scharfe Stimme hinter ihr, und Fred Roland stand in der leise geöffneten Tür. Jetzt trat er vor und schüttelte mir die Hand.

Schon lange drängte es mich, Ihnen, gnädige Frau, zu sagen, wie ich mich Ihnen verpflichtet fühle, daß Sie meine Kinder so gütig aufgenommen habe. Nun freue ich mich, einmal zu hören, wie meine liebe Frau über den Fall denkt!

Seine Stimme klang messerscharf, und die arme Rosa sank in sich zusammen. Aber sie hatte den Eigensinn der Dummheit und machte von ihm Gebrauch.

Es ist doch wahr, daß du Frau Professor das Leben gerettet hast, und weshalb sollte sie sich nicht ein wenig um deine Kinder bekümmern? Sie hat doch die Zeit dazu, und Frau Päpke sagte auch, es ist keine Arbeit.

Fred wollte antworten, aber ich legte mich ins Mittel.

Von Arbeit ist keine Rede, nur von Verantwortung. Ich erlaubte mir eben den Vorschlag einer Spielschule für die Kleinen, jetzt wo Minchen sich zur Schule entschlossen hat.

Und ich erzählte hastig von einer kleinen behaglichen Spielschule, in der unser Harald auch das Stillsitzen gelernt hatte. Der Doktor hörte mir aufmerksam zu; aber seine Frau saß völlig anteillos dabei, und als ich mich verabschiedete, sagte sie nur: Ich dachte, das mit den Kindern würden Sie gern tun.

Fred Roland begleitete mich aus dem Hause und den Schwanenweg hinunter. Beim hellen Tagesschein schien sein Gesicht viel schärfer geworden, als es mir im Anfang des Winters vorgekommen war, und sobald wir allein waren, seufzte er ungeduldig auf.

Rechnen Sie mir die Taktlosigkeit meiner Frau nicht an: sie ist nervös und den ganzen Winter nicht gesund gewesen. Die Wirtschaft mit der Klinik steigt ihr über den Kopf, und doch brauchte sie sich um nichts zu kümmern: seitdem die Päpke hier ist, geht alles am Schnürchen. Aber es gibt Menschen, die sich das Leben schwer machen müssen, und zu ihnen gehört meine Frau. Dabei sollte sie sich freuen. Denn wenn meine Praxis so zunimmt, wie sie es in diesen Wintermonaten getan hat, dann können wir auch noch einmal in unsrer eignen Equipage den Schwanenweg hinunterfahren.

Und Fred Roland lächelte, wie in alten guten Jugendzeiten, als er mir sagte, wie gut er es seiner Mutter geben wollte.

Könnte Ihre Mutter nicht zu Ihnen ziehn und Ihrer Frau etwas helfen? fragte ich im Anschluß an diesen Gedanken.

Fred blieb stehn. Niemals! sagte er in einem Ton, der keine Antwort zuließ, und da ging ich denn schweigend neben ihm her.

Nach einem Augenblick begann er ruhiger zu sprechen.

Wundern Sie sich nicht über mich, Frau Anneli. Ein wenig anders, als Sie es wohl dachten, bin ich doch geworden. Das kommt davon, wenn man seine Schülerliebe heiratet und dann die Not des Lebens in jeder Form kennen lernt. In jeder

Form, Frau Anneli, und daß man nichts zu beißen und zu brechen hat, ist nicht so schlimm, als wenn man merkt, daß die Frau nichts von der Mutter des Mannes wissen will. Nachdem sie vorher mit heiligen Eiden geschworen hat, sie lieb und wert zu halten!

Es war kühl; aber Roland wischte sich die Stirn.

Nun seien Sie nicht böse, Frau Anneli, wenn Ihnen die kleinen Mädchen noch eine Zeit lang beschwerlich fallen. Mit der Zeit werde ich hoffentlich durchsetzen, daß ihnen ein Fräulein gehalten wird. Aber vorderhand kann ich es nicht einrichten.

Als ich Walter von meinem Besuch und von seiner gänzlichen Erfolglosigkeit erzählte, schüttelte er den Kopf. Aber er sagte nicht viel, und ich freue mich ein wenig im stillen, daß Linchen und Stinchen noch wie bisher zu mir kommen werden. Für Harald ist es außerdem gut, daß er ein Publikum hat, dem er seine Aufgaben vorsprechen kann; sein Arbeiten ist sehr ungleich; manchmal gibt es ein gutes Zeugnis, und dann wieder weiß er die einfachsten lateinischen Vokabeln nicht, sodaß ich manchmal nicht genau weiß, ob ich einen klugen oder einen dummen Sohn habe.

Es kommt schon immer mehr Frühling in die Welt. Ostern ist spät dieses Jahr, aber einigen Studenten ist schon der Wechsel ausgegangen, und sie haben ihr Bündel geschnürt. Walter wird nun bald seinen dritten und letzten Vortrag halten, und ich freue mich, wenn die Geschichte zu Ende ist. Er gehört eben nicht zu den Naturen, die viel Arbeit vertragen. Professor Müller sagte heute dasselbe. Er wollte Walter besuchen, traf ihn nicht und ließ sich bei mir melden.

Professor Müller ist der große Kritiker, der in vielen gelehrten Zeitungen über die Arbeiten seiner Kollegen schreibt und sie oft so zerzaust, daß kein gutes Haar an ihnen bleibt. Es gibt Leute, die da behaupten, der Professor könnte selbst kein eignes Werk zustande bringen und sei deshalb so bitter auf die, die das Schreiben verstehn. Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß ich vor Professor Müller eine rechte Angst habe. Er ist Junggeselle und ist gewohnt, von vielen Professorenfrauen verzogen und angebetet zu werden. Er hat ein kleines scharfes Fuchsgesicht und beständig blinzelnde Augen, die für meinen Geschmack einen falschen Blick haben. Heute war er sehr liebenswürdig, sagte mir etwas Schönes über mein Aussehn und fragte, weshalb wir uns so wenig sehn ließen. Ich erwiderte der Wahrheit gemäß, daß wir uns einschränken müßten, und daß mein Mann das Ausgehn auch nicht vertragen könnte.

Dann sollte der gestrenge Herr Sie allein gehn lassen, scherzte der Professor, worauf ich erwiderte, daß mein Mann das Gegenteil eines gestrengen Herrn wäre. Er läßt mir mehr Freiheit, als ich nötig habe! setzte ich hinzu, worauf mein Besucher etwas spöttisch lachte und meinte, daß eine hübsche Frau die Freiheit gut verwenden könnte.

Der Satz gefiel mir nicht, aber ich ließ ihn über mich ergehn. Ich hatte ja etwas Angst vor ihm. Er kam denn jetzt auch mit dem Wunsch heraus, der ihn wohl herbeigeführt hatte.

Sind Sie nicht sehr befreundet mit der Fürstin Monreal, gnädige Frau? Und könnten Sie mir vielleicht eine Einführung nach Schloß Wieden geben? Es sollen dort in dem Archiv einige alte Handschriften sein, in die ich wohl einen Blick tun möchte. Man sagt, daß der Fürst sehr eigen mit seinen Schätzen ist, sonst würde ich mich direkt an ihn wenden. Aber durch die Hand schöner Frauen geht solche Sache am besten.

Der Satz ärgerte mich von neuem.

Die Fürstin Monreal ist allerdings eine Pensionsgenossin von mir, und sie hat sich unsrer frühern Freundschaft sehr freundlich erinnert, aber ich kenne den Fürsten

fast gar nicht, während unser Geheimer Medizinalrat und Rektor ihn oft gesehn hat. Wäre es da nicht besser, Sie wendeten sich an diesen?

Professor Müller schüttelte den Kopf.

Man merkt, schöne Frau, daß Sie nichts von unsern Zeitströmungen wissen. Seitdem Fürst Monreal ein Patient von Doktor Roland geworden ist, hat sich die Freundschaft mit unserm gestrengen Rektor gelockert. Der Fürst hat ja sogar noch verschiedne hohe Herren an den neuen Eisenbart empfohlen, und die Goldne Gans, unser erstes Hotel, ist voll von Patienten, die den Roland konsultieren und auf ihn schwören. Wenn mein Gliederreißen nicht bald von selbst aufhört, dann werde ich auch einmal zu ihm gehn. Aber ich möchte den Geheimrat nicht an den Fürsten Monreal, diesen wunden Punkt, erinnern.

Ich will der Fürstin schreiben, sagte ich etwas widerwillig, und das Fuchsgesicht des Professors rötete sich.

Sie tuns nicht besonders gern, gnädige Frau?

Aufrichtig gestanden: nein! Aber ich will es versuchen.

Seine Augen blinzelten stark. Wenn Sie es nicht gern tun, will ich es natürlich nicht von Ihnen verlangen. Wie sollte ich? Es fällt mir niemals ein, andern Menschen ein Opfer aufzuerlegen. Ich habe Freunde genug, die zu glücklich sind, mir einen wenn auch nur geringfügigen Dienst zu erweisen.

Lassen Sie es mich nun einmal versuchen, begann ich mit dem unbehaglichen Gefühl, den Professor beleidigt zu haben. Aber er machte eine abweisende Handbewegung.

Wir wollen nicht mehr darüber reden, Frau Professor! Ihrem Manne gehts doch gut? Mir schien neulich, daß er angegriffen aussah. Ist es eigentlich wahr, daß er in Süddeutschland Vorträge hält? Er sollte sich nur nicht überanstrengen, denn seine Gesundheit scheint mir nicht die stärkste zu sein!

Sein Ton war gutmütig geworden, und ich fand es nett von ihm, daß er sich um meinen Mann sorgte. Ich sagte denn auch, daß diese Vorträge nicht nach meinem Geschmack wären, daß Walter aber das ihm dafür gebotne Geld nicht von der Hand weisen wollte. Unser Avancement war ja nicht schnell gewesen, und man brauchte Geld zum Leben. Ich sprach offner, als ich es sonst wohl tue. Aber ich wollte liebenswürdig gegen den Professor sein, und dann haben wir auch nichts zu verbergen. Weshalb soll ich nicht sagen, daß wir arm sind? Die andern Menschen prunken doch so gern mit ihrem Reichtum, mit ihren Reisen, mit allem, das sie sich erlauben können, dann kann ich doch berichten, daß unsre Glücksgüter nicht im Mammon bestehn, danach die Diebe graben und stehlen.

Professor Müller war sehr teilnehmend. Er schalt über die Regierung, die uns solange auf ausreichendes Gehalt hatte warten lassen, und er sprach seine Freude aus, daß Walter ein hübsches Sümmchen in diesem Winter verdiente. Dann fragte er nach dem Inhalt der Vorträge, und ob sie wohl einmal als Buch erscheinen sollten. Ich erwiderte, daß Walter allerdings die Absicht habe, die Vorträge herauszugeben, sobald sich ein guter Verleger fände, und als der Professor noch einmal nach dem Inhalt der Vorträge fragte, gab ich ihm den ersten, den mir Walter hatte abschreiben lassen. Er handelte von dem Kunstverständnis im alten Griechenland. Der Professor bat, das Manuskript mit nach Hause nehmen zu dürfen, sprach dann über eine bevorstehende Verlobung, und daß es noch immer Masern gäbe, und wir trennten uns in großer Artigkeit.

Als Walter nach Hause kam, hatte ich aber ein schlechtes Gewissen und erzählte ihm von meinem Besuch. Mein Mann stutzte etwas, daß ich dem Professor die Einführung in Schloß Wieden abgeschlagen hatte, fand es aber von meinem Standpunkt ganz richtig.

Der Professor kann sich selbst darum bemühen, meinte er. Er wird es dir allerdings übelnehmen, aber du mußt seinen Zorn tragen.

Ich mußte ihm deinen Vortrag geben, bekannte ich weiter, worüber mein Mann die Achseln zuckte.

Den wird er schwerlich lesen, liebes Kind. Er wird ihm zu ungelehrt, zu populär sein. Ich bin übrigens gebeten worden, auch im nächsten Winter in denselben Städten zu sprechen. Diesesmal werde ich die Römer aufs Korn nehmen.

So also will ich den Besuch des Herrn Professors schnell vergessen und mich nicht um seine etwaige Ungnade bekümmern.

* * *

Am letzten Sonntag aß Herr Külpe wieder bei uns. Er sah besser aus als im Vorwinter, und auch sein Rock scheint mir neu zu sein. Er sagte mir, daß er gern bei dem Lohndiener Dreher wohnte, und daß die Leute gut für ihn sorgten. Er wird Ostern Ordinarius für Quinta, und da ich auf Haralds Versetzung hoffe, so wird sein Lehrer ihn begleiten. Herr Külpe findet auch, daß Harald unregelmäßig arbeitet. Manchmal ist das Extemporale gut, dann wieder unter aller Kanone. Aber er rät davon ab, ihm Nachhilfestunden geben zulassen. Er soll sich ruhig allein helfen.

Walter ist Gott sei Dank so in Anspruch genommen, daß er nicht allzuviel an den Jungen denkt. Mir ist es eine Erleichterung, denn er würde sich nur unnütz aufregen, und das kann er nicht vertragen. Ich für meine Person halte es für kein Unglück, wenn Harald nicht so übermäßig viel lernt. Aber ich darf diesen Gedanken nicht laut werden lassen.

Der Junge selbst ist mir nicht mehr so verständlich wie früher. Er ist manchmal schlecht gelaunt und sagt dann nicht, was er hat. Walter sagt, daß man ihn gewähren lassen soll, mir aber tut das Herz weh, wenn ich denke, daß mein Junge sich schon jetzt innerlich von mir entfernt. Das ganze Leben ist doch ein langer Abschied.

Es ist ein Glück, daß die zwei kleinen Rolands nach wie vor jeden Nachmittag kommen und mit Harald spielen oder unsern Garten als den ihrigen betrachten und eifrig in ihm umhertoben. Allmählich wird es ja ein wenig warm, und überall regt es sich. Da zählen Linchen und Stinchen fast alle Knospen, deren es täglich mehr gibt, und in fast jedes Nest, das im Garten ist, haben sie einen Blick geworfen. Ich könnte mir den Garten ohne sie nicht mehr denken, und als eines Tags Minchen ganz früh kommt und erzählt, daß sie das Laufen zur Schule satt habe und lieber wieder mit ihren Schwestern spielen wolle, da hütete ich mich wohl, einen Widerspruch dagegen zu erheben. Nach meinen Erfahrungen im Hause Rolands lasse ich alles über mich ergehn. Nur Harald ist neidisch, daß Minchen wieder die Freiheit genießen darf.

Du wirst eingelocht, wenn du Schulen läufst, verkündet er ihr, worauf Minchen in ein triumphierendes Lachen ausbricht.

Ich hab ja ein Doktorattest, daß ich noch viel zu schwach zum Lernen bin! Papa hat es mir aufgeschrieben!

Und sie reckt ihre kleine gedrungne Gestalt und wiegt sich in den stämmigen Hüften.

Jungen müssen lernen! setzt sie hinzu und schreit in demselben Augenblick hell auf, denn Harald hat ihr einen derben Schlag gegeben. Leider ist mein Junge noch nicht sehr galant. Zum Glück kann sich Minchen ihrer Haut wehren, und es folgt eine Balgerei mit Friedensschluß. Mir ist Minchens Rückkehr sehr

recht. Sie achtet auf ihre kleinen Schwestern, und wenn sie kann, fängt sie schon an, mir zu helfen. Das Häusliche geht ihr gut von der Hand, und sie spricht nicht mehr soviel von Operationen und andern Schrecknissen. Doktor Roland hat sich eine Baracke im Garten bauen lassen, wo die Operationen gemacht werden. Da merken die Kinder nicht mehr soviel davon. Außerdem hat er noch ein zweites Haus für seine Patienten gemietet, und alles soll voll besetzt sein.

Was ich höre, erfahre ich von Minchen, die mir berichtet, was ich wissen will; aber im ganzen geht mich die Sache ja nichts an, ich freue mich nur, wenn es Fred Roland gut geht. Er hat es nötig.

* * *

Osterferien. Harald kam mit der Quintanermütze heim, und sein Vater war glücklich. Glücklicher als ich, die ich lieber wollte, daß mein Junge mich mit seinen strahlenden Augen fröhlicher anblickte, als er es tut. Das angestrengte Lernen ist doch nichts für alle Kinder, und ich beneide das dicke Minchen um ihr Attest von ihrem Vater, das ihr das Lernen vorläufig erläßt.

Heute gab es eine Überraschung. Als ich in meinem Garten pflanzte, stand Dolly Degen, vermählte Falkenberg, vor mir. Sie hat Zimmer in der Goldnen Gans, und sie und Lita sind in Doktor Rolands Behandlung.

Er ist der einzige, der meinen Zustand richtig erkannt hat, behauptete Dolly. Seit drei Wochen behandelt er mich schon brieflich, aber nun will er mich sehen. Und für Lita hat er mir eine ausgezeichnete Medizin verschrieben, die sie viel frischer gemacht hat. Wir wollen uns nun für einige Wochen unter seine Aufsicht begeben.

Wie hast du von Doktor Roland erfahren? erkundigte ich mich, und Dolly sah mich erstaunt an.

Weißt du denn nicht, daß er viele Patienten gerade unter den vornehmsten Familien hat? Monreals sind ja schon lange in seiner Behandlung, und die Gräfin Leonberg ist bei ihm wieder gesund geworden.

Und Dolly schnurrte eine Reihe klangvoller Namen herunter, deren Träger sich alle unter Rolands ärztliche Obhut gegeben hatten.

Etliche Amerikaner und Engländer sind auch dabei, setzte sie hinzu, und ich habe nur gehört, daß der Doktor großartig verdienen soll. Mein Bruder Max hat neulich den alten Baron Birkstein getroffen, der dem Roland Geld für dieses Unternehmen vorgestreckt hat. Der ist ganz selig gewesen und so stolz, daß Max meinte, dieses Interesse hätte einen tiefern Hintergrund. Von dem verstorbnen Sohn des Barons sagt man ja allerhand Sachen.

Ich freute mich über Dollys Erscheinen. Sie hat ja ihre Schwächen, und sie legt sehr viel Wert auf Vornehmheit und darauf, was ihre Standesgenossen sagen und tun; aber mit mir ist sie immer verwandtschaftlich gewesen, und wenn ich mich auch damals gewundert habe, mit wie großer Sicherheit sie meinen Vetter Bernd eingefangen hat, so hätte dieser in noch ganz andre Hände fallen können. Dabei denke ich an das Hausfräulein Onkel Willis, an Lona Hellmund, die jetzt Frau Päpke heißt, und die die Stütze von Doktor Roland ist. Es hätte doch nur wenig gefehlt, daß Bernd damals in Luzern an ihr hängen geblieben wäre.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 5. Juli 1908

(Zur Wahlrechtsfrage. Prozeß Eulenburg. Die mazedonische Frage. Persien.)

Wir nähern uns der Zeit, in der von innerpolitischen Ereignissen kaum noch zu berichten ist. Die Ministerien und hohen Reichsämter stehen verwaist, der Reichskanzler ist nach Norderney abgereist — wo freilich von wirklichem Ausruhen für ihn nicht die Rede ist, da ihm die Arbeit überall hin folgt —, und der Kaiser steht im Begriff, seine Nordlandsreise anzutreten. Aber gerade diese stillen Zeiten sind die Zeiten der Sammlung und Vorbereitung für neue Arbeit, und deshalb ruht der Streit um die großen politischen Fragen niemals ganz. Die im vorigen Monat vorgenommnen Neuwahlen zum preußischen Abgeordnetenhause sollten eigentlich zu einer gewaltigen Agitation für die preußische Wahlrechtsreform werden, aber es zeigte sich, daß diese Wahlparole nicht die gewünschte Wirkung hatte. Die Reformfreunde haben sich jedoch dadurch nicht abschrecken lassen, sondern nach den Wahlen die Propaganda für ihre Wünsche mit großem Eifer fortgesetzt. Besonders wird der schamlose Terrorismus, den die Sozialdemokratie in dem letzten Wahlkampfe ausgeübt hat, als Argument verwertet, um wenigstens die Einführung des geheimen Wahlrechts an Stelle des öffentlichen zu erreichen. Indessen so durchschlagend, wie dieser Beweisgrund auf den ersten Augenblick scheint, ist er in Wahrheit doch nicht. Wir wissen von den Reichstagswahlen her, daß der Terrorismus der Sozialdemokratie auch bei dem geheimen Wahlrecht Mittel und Wege findet, eine Kontrolle auszuüben. Die Abhängigkeitsverhältnisse jeder Art machen sich bei den Wahlen doch auf irgendeine Weise geltend, und daran wird schwer etwas zu ändern sein, weil es unmöglich ist, einen juristisch einwandfreien Nachweis zu führen, ob die Abgabe einer Wahlstimme, so wie es geschehen, aus persönlicher Überzeugung oder unter einem Druck von außen erfolgt ist. Selbst wenn es gelingt, bei der bevorstehenden Neubearbeitung des Strafgesetzbuchs für die Paragraphen 107 bis 109 eine schärfere Fassung zu finden, die die Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte besser schützt als bisher, wird man damit immer noch keine vollständige Gewähr für die Unabhängigkeit der Wähler haben. Daraus läßt sich nur die eine Folgerung ziehen, daß sich ein Wahlsystem, das im Interesse des Staats möglichst den unabhängigen Volkswillen zur Geltung bringen will, nicht darauf einlassen kann, nur die theoretische Gleichberechtigung der Staatsbürger in mechanischer Weise zu verwirklichen. Denn diese absolute Gleichberechtigung hat die wirkliche Unabhängigkeit der Staatsbürger zur Voraussetzung, und diese ist eben nicht vorhanden. Der Staat, bei dem sich die Mitwirkung des Volks an der Bestimmung seiner Geschicke früher als irgendwo anders und ganz allmählich aus den gegebnen gesellschaftlichen Verhältnissen entwickelt hat — nämlich England —, ist bisher trotz fortschreitender Demokratisierung seiner Staatseinrichtungen noch nicht dahin gelangt, allen seinen Bürgern unterschiedlos das allgemeine, gleiche Wahlrecht zu geben. Man muß das, beiläufig bemerkt, unsern guten deutschen Landsleuten immer wieder vor Augen halten, denn sie machen in der Regel, wenn ihnen in den liberalen Zeitungen von jenseits des Kanals vorgepredigt wird, was wir Deutschen in Sachen der politischen Freiheit doch für rückständige Gesellen sind, ein ganz gläubiges Gesicht dazu und sind wirklich geneigt, sich zu schämen, daß wir es noch nicht so weit gebracht haben wie das freie England. Wenn aber das allgemeine, gleiche Wahlrecht den Maßstab politischer Freiheit abgibt, dann müßte England sehr viel unfreier als Deutschland sein, und das werden wohl die Engländer selbst sehr energisch abstreiten. Sie wissen, daß dieses hohe und herrliche Gut nicht davon abhängt, daß der maßgebende Einfluß auf die Gesetzgebung des Staats in die Hand von Mehrheiten gelegt

wird, die lediglich durch das Urteil der Abhängigen und Unselbständigen zustande kommen.

Man kann ja freilich auch den Individualismus so weit treiben, daß man aus theoretischen Gründen für jeden Menschen gewisse gleiche Rechte fordert — die man etwa betrachtet wie die Luft zum Atmen —, gleichviel was dabei für die Allgemeinheit herauskommt. Man sieht dann freilich nicht ein, warum nicht eine Mehrheit von Narren und Idioten den Staat nach ihrer Weise einrichten oder eine Mehrheit von Verbrechern Raub und Mord legalisieren sollte. Denn die Idee des Staats und der Gesellschaft ist damit überhaupt verneint. Aber man soll bei einem solchen Individualismus wenigstens konsequent sein und seine Grundidee, die volle Gleichberechtigung und das Selbstbestimmungsrecht jedes einzelnen, wirklich gelten lassen. Nun machen wir die Erfahrung, daß gerade die Leute, die für das „Unrecht", das in dem preußischen Wahlsystem liegen soll, ihre Ausdrücke gar nicht stark genug wählen können, weil sie in ihm die Rechtsgleichheit und die volle Berücksichtigung des Volkswillens vermissen, daß eben diese Leute den Willen der Wähler mit demselben Zwang und denselben Druckmitteln zu vergewaltigen suchen, die sie ihren Gegnern und der herrschenden Staatsordnung vorwerfen. Nicht das Unrecht dieses Terrorismus, sondern seine Inkonsequenz und das in ihm liegende Eingeständnis der eignen Unwahrhaftigkeit sollte man recht gründlich ausnutzen, einmal durch Aufklärung über Wesen und Wirken der Sozialdemokratie, sodann durch entschiednes und rücksichtsloses Festhalten daran, daß der Schwerpunkt des Mitbestimmungsrechts an der Gesetzgebung des Staats bei den unabhängigen Bürgern, nicht bei den von Terrorismus und Verhetzung beeinflußten Massen zu liegen hat.

Es ist erst wenige Tage her, seit im österreichischen Reichsrat über die Wirkungen des allgemeinen Wahlrechts ein charakteristisches Wort fiel. Ein polnischer Abgeordneter bemerkte, das Deutschtum in Österreich habe seit der Wahlreform wesentlich abgenommen. Es ist gar keine Frage, daß der Einfluß des Deutschtums dadurch weiter zurückgedrängt worden ist. Die fremden Nationalitäten werden nun freilich der Meinung sein, daß das einen Gewinn bedeute, da sie nur an ihre eigne Macht denken. Aber es ist zweifellos, daß die Schwächung und Schädigung des Deutschtums für die politische Macht und das Kulturniveau des Gesamtstaats keinen Vorteil bedeutet. Und hat denn in den süddeutschen Staaten die Reform des Wahlrechts nach dem Muster des Reichstagswahlrechts gute Früchte getragen? Die Einzellandtage sind mehr als früher einer schwarz-roten Mehrheit ausgeliefert. Man wird es dem führenden deutschen Staat nicht verübeln können, wenn er sich durch solche Beispiele wenig ermutigt fühlt.

In der politisch stillen Zeit wirken andre Sensationen desto mehr. Die letzte Woche hat uns die Eröffnung des Meineidsprozesses gegen den Fürsten Eulenburg gebracht. Dadurch ist zwar die Aufmerksamkeit wieder auf den traurigen Fall gelenkt worden, aber es ist doch wenigstens dafür gesorgt, daß die häßlichen Eindrücke dieser Verhandlung nicht durch die Art, wie sie mit allen Einzelheiten an die Öffentlichkeit getragen worden sind, noch über das Geschehene und Unvermeidliche hinaus Unheil stiften. Die Ausschließung der Öffentlichkeit, die gleich nach dem Eintritt in die Verhandlungen im weitesten Umfange beschlossen wurde, ist in den Besprechungen der Presse viel angefochten worden. Man möchte im Gegenteil sagen, daß es die höchste Zeit war, sich auf den wahren Sinn der Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen zu besinnen. Die Öffentlichkeit ist mit Recht grundsätzlich eingeführt worden, um eine allgemeine Kontrolle der Rechtspflege zu ermöglichen, nicht aber um Dinge, über die im Interesse der bürgerlichen Gesellschaft und der guten Sitten ein Schleier gebreitet werden soll, zum Gegenstand unkontrollierbarer Betrachtung zu machen. Sie soll verhüten, daß Dinge verborgen werden, die im

allgemeinen Interesse bekannt werden sollen, aber sie soll nicht dem allgemeinen Interesse entgegenwirken, wenn dieses die Verborgenheit gewisser Dinge fordert. Es gab einen Zeitpunkt, wo allerdings ein öffentliches Interesse vorlag, zu wissen, wie weit die häßlichen Beschuldigungen, die öffentlich gegen angesehene und hochgestellte Personen erhoben worden waren, begründet waren. Diesem öffentlichen Interesse ist Genüge geschehen; was jetzt noch übrig bleibt, ist zwar im Interesse der Rechtspflege notwendig, aber für weitere Kreise bedeutungslos, soweit es in der Feststellung der Einzelheiten nur ein Wühlen im Schmutz bedeutet, das nur der niedrigsten Neugier und Sensationslust dient.

Der auswärtigen Lage gegenüber verharrt die politische Welt noch immer in einer gewissen Spannung, obwohl glücklicherweise von der Nervosität, die um die Zeit der Revaler Monarchenbegegnung herrschte, nicht mehr die Rede ist. Man erwartet noch immer die ersten offiziellen Schritte, mit denen England und Rußland ihre neuen Vorschläge zur Regelung der mazedonischen Frage den andern Mächten kundtun wollen. Die Angelegenheit wird nicht mit besondrer Eile betrieben, denn die Botschafter am Goldnen Horn sind zum Teil beurlaubt, und die ganze Sache will vorsichtig und bedächtig angefaßt sein. Auch forderten die Redaktion der Vorschläge und die Verständigung über den einzuschlagenden Weg viel Zeit und Überlegung. Denn man muß sich vergegenwärtigen, daß das englisch-russische Einvernehmen nicht auf einer natürlichen Interessengemeinschaft beruht, sodaß die Diplomaten eine leichte Aufgabe vorgefunden hätten, nachdem der Entschluß, Hand in Hand zu gehn, einmal gefaßt war. Dieses Einvernehmen ist vielmehr ein recht künstlicher Bau, der eine rauhe Behandlung nicht verträgt. Eine rasche Entwicklung der Frage ist also nicht zu erwarten. Das vermindert aber keineswegs die Schwierigkeiten, die sie auch für die andern Mächte, namentlich für uns birgt. Denn nachdem England einmal Rußland die Hand gereicht hat, um in Asien größere Sicherheiten zu erlangen, ist auch die traditionelle Politik Englands im nahen Orient vollständig fallen gelassen, und unter solchen Umständen wäre es wunderbar, wenn England, das doch hierbei nicht unbedeutende Opfer bringt und Schwierigkeiten in den Kauf nimmt, nicht die Lage nach allen Richtungen hin ausnutzen und sich Vorteile verschaffen wollte. Und da steht natürlich die Zurückdrängung der wirtschaftlichen Einflüsse, die im nahen Orient von Deutschland ausgehn, und des damit verbundnen politischen Prestiges in erster Reihe. Das ist scheinbar um so leichter zu erreichen, als wir keine politische Stellung im Orient haben, die wir direkt verteidigen, und auf die wir uns stützen könnten. England wird also vor allem versuchen, Österreich-Ungarns Interessen von den unsrigen loszulösen. Es ist vorderhand nur notwendig, auf diese Schwierigkeit, die unsrer Politik droht, hinzuweisen; was wir zu tun haben, um ihr zu begegnen und sie zu überwinden, entzieht sich vorerst der öffentlichen Erörterung.

Nur eins freilich darf nicht unerwähnt bleiben. Die landläufige Ansicht, daß England in der europäischen Politik alle Trümpfe in der Hand habe und sie nach Belieben ausspielen könne, während es für uns keinen Ausweg gebe, ist falsch. Für alle beteiligten Mächte gibt es noch sehr gefährliche Klippen zu umsegeln. Wir wissen nicht, ob die persischen Wirren nicht eines Tages eine zu starke Belastungsprobe für die englisch-russische Verständigung werden. Einstweilen drücken sich ja beide Mächte angesichts der Unruhen ostentativ die Hand und werden sich hüten, einen Dritten irgendein Zeichen gegenseitigen Mißtrauens bemerken zu lassen, aber sie werden sich trotzdem sagen müssen, daß sie vor der Welt schlecht abgeschnitten haben. Denn es muß doch einen wunderbaren Eindruck machen, wenn die erste Frucht des Friedens zwischen Bär und Walfisch nicht die erwartete Eröffnung des von beiden Seiten eifersüchtig bewachten Gebiets für die Kultur und die Interessen der zivilisierten Welt, sondern ein blutiger Bürgerkrieg mit unmenschlichen Metzeleien ist. Diese Greuel, gegen die vor drei Jahrzehnten die Bulgarian atrocities, in

unsern Tagen die Bluttaten der mazedonischen Banden und was sonst noch die englischen Liberalen zu leidenschaftlichen Anklagen veranlaßt hat, das reine Kinderspiel sind, geschehen innerhalb der russischen Einflußsphäre in Persien und unter dem Beirat der russischen Partei am Hofe des Schah, während der Herd der revolutionären Bewegung in der englischen Einflußsphäre liegt, und sich die überall verkündeten Prinzipien der englischen Politik in Übereinstimmung mit den Interessen des englischen Handels kaum mit der gewaltsamen Aufrechterhaltung des absolutistischen Regiments und der Mißwirtschaft in Persien vereinigen lassen. Das englisch-russische Abkommen hat also die grausamsten und nichtswürdigsten Menschenschlächtereien in dem Gebiet, über das man sich verständigt hat, nicht verhindert; dafür darf England, um die Rücksichten gegen Rußland nicht zu verletzen, lächelnd und mit verbindlicher Höflichkeit zusehen, wie Freiheit und Menschlichkeit mit Füßen getreten werden. Ob das auch wohl geschehen würde, wenn England in Persien freie Hand hätte? Wir glauben es nicht. Daß der englische Gesandte in Teheran den verfolgten persischen Revolutionären ein Asyl geboten hat, ist gewiß anzuerkennen, und wir wollen gern annehmen, daß er der andern Partei gegenüber ebenso gehandelt haben würde, wenn sie die unterliegende gewesen wäre. Aber der Gesamteindruck der Lage wird dadurch wohl schwerlich geändert werden. Selbst der größten Macht und dem größten diplomatischen Geschick fügen sich die Ereignisse nicht so willig.

Das kongolesische Graubuch. Die Veröffentlichung der von der belgischen Regierung mit Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika gepflogenen Verhandlungen über die Reformen im Kongostaate sind die dritte und vorletzte Etappe auf dem langen und mühsamen Wege zur schließlichen Annexion. Bei der ersten Etappe handelte es sich darum, im belgischen Parlament eine Majorität zu finden. Die zweite Etappe war die Tatsache, daß bei den legislativen Neuwahlen das Volk die Regierung nicht im Stiche ließ. Die dritte Etappe ist jetzt die Konstatierung der Tatsache, daß von internationaler Seite kein ernsthaftes Hindernis gegen das Annexionsprojekt besteht. Es war ein glücklicher Gedanke der drei interessierten Regierungen, ihren diplomatischen Schriftwechsel zu veröffentlichen, da sich aus ihm unzweifelhaft ergibt, daß man sich über die Hauptpunkte schon geeinigt hat. Übereinstimmung herrscht über den Wunsch, daß Belgien den Kongostaat annektiere, ferner darüber, daß Belgien allein die Annexionsfrage regle, und schließlich auch über das zukünftige Verwaltungsprogramm.

Am 23. Januar 1908 hat der britische Gesandte Sir Arthur Hardinge dem belgischen Minister des Äußern M. Davignon mitgeteilt, daß seine Regierung, „weit entfernt davon, die Annexion des Kongostaats zu mißbilligen, seit langer Zeit diese Annexion als das sicherste und natürlichste Mittel betrachtet habe, um zu einer Lösung der gegenwärtigen Schwierigkeiten zu gelangen und um ihren eignen Meinungsverschiedenheiten mit dem Kongostaat ein Ende zu setzen". Das Memorandum des amerikanischen Gesandten Mr. Wilson vom 7. April 1908 äußert sich in demselben Sinne, betont „die lange und traditionelle Freundschaft, die immer zwischen den beiden Nationen bestanden hat", und versichert, daß „die amerikanische Regierung glücklich ist, den Zeitpunkt der Annexion herankommen zu sehen".

Sir Arthur Hardinge erklärt in einer Note vom 30. März 1908 nochmals ausdrücklich, daß „die britische Regierung Wert darauf legt, eine streng reservierte Haltung zu beobachten und jede démarche zu vermeiden, die irgendwie als ein Eingriff gedeutet werden könnte in die absolute Freiheit Belgiens in bezug auf die zukünftige Verwaltung der innern kongolesischen Angelegenheiten". Und alle Noten und Memoranda der belgischen Regierung geben dem festen Willen Ausdruck, die Annexionsfrage zu regeln „in der vollen Ausübung der belgischen

Souveränität". Besonders interessant ist die Note M. Davignons vom 4. März, die die Antwort auf die Angriffe im englischen Parlament war. Festen Tones wird darin erklärt, daß die Annexionsfrage lediglich verhandelt werden könne zwischen der belgischen und der kongolesischen Regierung und zwischen der belgischen Regierung und den Kammern, aber keinen Raum biete für die Vorstellungen einer fremden Macht.

Es erscheint auf den ersten Blick sonderbar, daß Großbritannien auch bei dieser Gelegenheit wieder so eifrig als Vorkämpferin der Humanität in fremden Ländern auftritt, und daß es hierbei von den Vereinigten Staaten bis zu einem gewissen Grade unterstützt wird, obwohl doch die eine Macht bis jetzt nicht die furchtbaren Hungersnöte in Indien, die andre nicht die Lynchjustiz an den Negern beseitigt hat, und ihnen deshalb füglich entgegengehalten werden könnte: charity begins at home — aber die englische sowohl als auch die amerikanische Regierung befinden sich hier in einer Zwangslage gegenüber ihren einheimischen Wählern, die sich nun einmal berufen fühlen, überall in der Welt ihre humanitären Ideen zur Geltung zu bringen. Schon aus diesem Grunde haben die Proteste der britischen und der amerikanischen Regierung bei der Kongofrage nicht die Bedeutung, die ihnen ein Teil der europäischen Presse beilegt, zumal da jetzt über die wichtigsten Punkte eine Einignng erreicht worden ist, und die belgische Regierung bestimmt erklärt hat, sich nach einer etwaigen Annexion des Kongo keiner der Verpflichtungen zu entziehen, die sie vom Kongostaat erben würde, noch denen, die sie selbst als Signatarmacht der Berliner und der Brüsseler Akte eingegangen sei.

Die Frage der Verbesserung des Loses der kongolesischen Eingebornen hat überdies, wie aus der Presse hervorgeht, in Belgien dieselbe Sorgfalt gefunden wie in England und in Amerika. Die öffentliche Meinung Belgiens ist erfüllt von der hohen zivilisatorischen Mission, die ihrem Lande in Afrika zuteil geworden ist, und die belgische Regierung hat erst kürzlich im Senat erklärt, daß sie bestrebt sein werde, allgemein den Gebrauch des baren Geldes einzuführen, die Handarbeit in gerechter Weise zu bezahlen, in allen Gebieten moderne Arbeitsmethoden einzuführen und die Neger, die zum Teil noch Nomaden sind, auf ihrem eignen Grund und Boden anzusiedeln, um dann ihre kommerziellen und industriellen Fähigkeiten auszubilden und ihnen alle Wohltaten der Zivilisation zuteil werden zu lassen.

Die belgische Regierung hat außerdem erklärt, daß nach der Annexion des Kongostaats alle Fremden dort volle Handelsfreiheit genießen und das Recht haben sollen, Grundeigentum zu erwerben, und daß den Missionen gewisse Terrains überwiesen werden sollen.

Es ist klar, daß nicht alle englischen Wünsche in Erfüllung gegangen sind, insbesondre ist an eine Teilung des Kongostaats nicht zu denken. Da sich aber alle andern Großmächte stillschweigend mit der Annexion des Kongostaats durch Belgien einverstanden erklärt haben, und da Belgien versprochen hat, die Hauptwünsche Amerikas und Englands zu erfüllen, so ist zu hoffen, daß bald die letzte Etappe folgen und durch das belgische Parlament die Annexion vollzogen wird.

Wir Deutschen haben jedenfalls alle Ursache, im Interesse unsrer afrikanischen Kolonien die hierauf zielenden Bestrebungen der belgischen Regierung wohlwollend zu unterstützen.

von Flöckher

Bansai! von Parabellum. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, 1908. VIII und 278 Seiten, Oktav. Unter diesem japanischen Hurraruf erscheint hier ein Seitenstück zu dem „Seestern" und zu der ältern „Schlacht bei Dorking". Wie diese den Engländern die Gefahr eines deutsch-russischen Angriffs vor Augen rückte, jener uns Deutschen einen Seekrieg mit England, so geht der Verfasser des Bansai, der vielleicht mit dem des „Seesterns" identisch ist, von der Überzeugung aus, daß der Konflikt zwischen den Vereinigten Staaten und Japan nicht nur unvermeidlich sei,

sondern schon in den nächsten Jahren ausbrechen werde, und daß es sich dabei um den Entscheidungskampf zwischen der weißen und der gelben Rasse, den Ariern und den Mongolen handle, zu dem der russisch-japanische Krieg nur die Einleitung gebildet habe. Das Ganze ist mit guter Sachkenntnis und lebhaftester Anschaulichkeit geschildert, wenngleich starke Unwahrscheinlichkeiten mit unterlaufen, und die Handlung spielt auf den verschiedensten Schauplätzen. Sie beginnt in Manila im Mai. Alles ist dort im tiefsten Frieden, das amerikanische Philippinengeschwader ist nach Mindanao ausgelaufen, im Hafen liegen nur ein paar alte Kanonenboote. Da wird plötzlich infolge eines „Seebebens", das ein einlaufender japanischer Dampfer meldet, die telegraphische Verbindung nach allen Richtungen unterbrochen und Manila von einem unsichtbar bleibenden japanischen Blockadegeschwader eingeschlossen, wovon erst ein deutscher Dampfer die Besatzung in Kenntnis setzt. Durch ein Torpedo des friedlichen japanischen Dampfers wird ein amerikanischer Monitor in der Bai gesprengt und damit der offne Kriegszustand erklärt, jener Dampfer allerdings dann zusammengeschossen, aber von den vier amerikanischen Kanonenbooten, die nun auslaufen, bleibt im Kampfe mit einem japanischen Blockadekreuzer nur eins übrig; ein Angriff erfolgt nicht, wohl aber bricht der Aufstand der Filipinos aus. In denselben Tagen wird vor Jokohama ein amerikanischer Passagierdampfer von einem japanischen Kreuzer als gute Prise gekapert; auf dem nordamerikanischen Festlande bemächtigen sich die Japaner, die seit Jahren als harmlose Ansiedler ins Land gekommen, aber militärisch organisiert sind, der großen quer durch den Kontinent laufenden Eisenbahnen durch Besetzung wichtiger Stationen, heben den Verkehr nach dem Osten auf, schneiden die pazifischen Staaten mit allen ihren Hilfsquellen ab, nehmen endlich Francisco, von wo eben das amerikanische Geschwader zu einem großen Flottenmanöver ausgelaufen ist, durch einen Handstreich mit Hilfe der ebenfalls militärisch organisierten im Chinesenviertel versteckten japanischen Einwandrer weg. Fortan ist es ihr Einfallstor, und binnen kürzester Zeit stehen 170000 Mann Japaner auf amerikanischem Boden, die Vorposten bis an die östlichen Abfälle des Felsengebirges vorgeschoben. Denn auch die Herrschaft über den Großen Ozean haben sie mit einem Schlage an sich gerissen; die „blaue" Flotte des Pazifikgeschwaders unter Admiral Sperry trifft völlig unvermutet statt auf die „gelbe" Flotte in der Nähe der Magdalenabai (Altkalifornien) bei schwerem Seegange auf sechs ihr weit überlegne Linienschiffe des Admirals Togo, wird, unvorbereitet, wie sie ist, plötzlich mit einem Hagel von Geschossen überschüttet, dem sie 11 Minuten lang nichts entgegensetzen kann, und wird, als sie endlich auch scharf zu feuern beginnt, trotz alles Heldenmutes binnen kurzer Zeit, da sie jenen Vorsprung nicht wieder einholen kann, völlig zusammengeschossen, sodaß alle ihre sechs Linienschiffe versinken. Die Schilderung dieser Seeschlacht, zu der offenbar die Schlacht von Tsuschima das Vorbild gegeben hat, ist eines der glänzendsten Kapitel des Buches, vergegenwärtigt packend die furchtbaren Schrecknisse des modernen Seekrieges, der gerade durch die hochentwickelte Vernichtungstechnik zu einer fürchterlichen Barbarei entartet. Auch die „gelbe" Flotte wird von Kamimura durch einen nächtlichen Torpedoangriff vernichtet, nur das Hospitalschiff Ontario entkommt mit etwa 500 Verwundeten, fällt aber auch in die Hände der Japaner. Andre Kapitel schildern den Eindruck, den diese Nachrichten in Newyork auf die Geschäftswelt und die Presse machen. Zunächst ist alles wie betäubt. Dann erwacht die amerikanische Tatkraft; die freilich viel zu kleine reguläre Armee, von der 15000 Mann auf den Philippinen, andre auf Kuba und in den abgeschnittnen oder verlornen Küstenposten am Pazifik stehen, wird mobilisiert und nach dem Westen geworfen, die Milizen aufgeboten und Freiwilligenregimenter gebildet, ganz wie 1861, aber es fehlt an allem, an Formationen für den Verpflegungs-, Sanitäts- und Transportdienst, ganz wie 1861; der Versuch, die kubanischen Truppen nach Texas heranzuziehen, wird kurz vor ihrer Landung in Corpus Christi von ein paar plötzlich im Atlantischen Ozean auftauchenden japanischen

Riesenlinienschiffen vom Typus der Dreadnought, die auf englischen Werften angeblich für brasilianische Rechnung gebaut worden sind, durch die Vernichtung der Transportflotte vereitelt, und die Schlacht an den „Blauen Bergen" bei Hilgard an der Northern Pacific Railway geht unter furchtbaren Verlusten im August gegen die Übermacht des japanischen Generals Nogi verloren. Aber während der Pause, die nun eintritt, erwacht das Gesamtgefühl der angelsächsischen Rasse in Kanada und Australien, und trotz des Widerstrebens der japanfreundlichen englischen Regierung kommen Freiwilligenregimenter von dort den bedrängten Amerikanern zu Hilfe; auch aus Deutschland treffen zahlreiche Offiziere ein. Charakteristisch und nur zu treffend ist, was Parabellum einen von ihnen einem Amerikaner auf dessen Frage, ob das deutsche Volk auf ihrer Seite stehe, antworten läßt: „Sie wissen, wie wenig das deutsche Volk innern Anteil nimmt an den Fragen der auswärtigen Politik. Sehen Sie doch unsern Reichstag an. Höchstens eine Woche lang im ganzen Jahre wird von dem geredet, was jenseits unsrer Grenzen liegt, zwanzig Wochen von Finanznot, Wahlrechtsfragen, Parteifragen und Sozialpolitik — als ob die Geschichte die Völker jetzt zu Ende sei — als ob der Staat nur noch eine Versicherungsanstalt im großen Stile sei" usf. Obwohl sich nun im Innern der großen Republik die unsichern Elemente des bunten Völkergemisches, Slawen, Italiener und Neger, auch die Sozialisten als höchst unzuverlässig zeigen, werden die japanischen Friedensbedingungen (japanische Garnisonen in den vier westlichsten Staaten und freie japanische Einwandrung dort) abgewiesen, die Rüstungen verdoppelt, der Kleinkrieg im Gebirge fortgesetzt, und endlich beginnt sich das Glück zu wenden. Am 4. Dezember faßt Admiral Dayton ein japanisches Geschwader, das an den englischen Falklandinseln Kohlen einnimmt, und bohrt nach einstündigem Gefecht alle fünf Schiffe in den Grund. Allerdings lähmen die von den Japanern angezettelten Aufstände in Indien und Indochina England und Frankreich, in Afrika gärt es allerorten, aber die amerikanische Armee, bis auf mehr als 300000 Mann verstärkt, geht im Felsengebirge zum Angriff auf die japanische Stellung bei Fort Brigder östlich von Granger an der Central Pacific Railway über. Diese Entscheidung erlebt der Leser nicht auf dem Schlachtfelde, sondern im Weißen Hause zu Washington bei dem Präsidenten. Die Schilderung, wie hier, mit unsäglicher Spannung erwartet, in der Nacht vom 8. zum 9. Februar die Depeschen von Fort Brigder eingehen, deren letzte den beginnenden Rückzug der Japaner, also den Sieg der Amerikaner meldet, gehört zu den wirkungsvollsten des ganzen Buchs. Mit den Worten „Nun ging es rasch vorwärts" schließt es; das Endergebnis wird damit nur angedeutet. Es ist am 24. Juni auch in Amerika ausgegeben worden, und noch vor dem Erscheinen sind die beiden ersten Auflagen (10000 Exemplare) schon vergriffen. Denn es ist ja dazu bestimmt, die Amerikaner aufmerksam zu machen auf die Mängel ihrer Rüstung, sie zu warnen vor der Zersplitterung ihrer Seestreitkräfte und vor allem vor den Japanern, deren Hinterlist in den schwärzesten Farben gemalt wird. Aber nicht ihr schreibt Parabellum die überraschenden Erfolge der Japaner zu, sondern dem stolzen Nationalgefühl und der straffen politisch-militärischen Zucht dieses merkwürdigen Volkes, das darin alle andern heute zu übertreffen scheint. *

Berichtigung. In der Besprechung der Straußbiographie von Theobald Ziegler im 26. Heft ist mir zu meinem großen Bedauern ein unangenehmes Versehen passiert. Ich habe S. 626 unten ein andres Buch von „Ziegler" erwähnt und daran die Bemerkung geknüpft, daß die Psyche eines Philosophieprofessors möglicherweise das Bewußtsein oder Gefühl ihrer Substantialität einbüßen könne. Herr Professor Dr. Theobald Ziegler macht mich nun darauf aufmerksam, daß dieses andre Buch nicht ihn, sondern Herrn Leopold Ziegler zum Verfasser hat, und daß demnach die aus diesem Buche gezognen Schlußfolgerungen auf ihn wenigstens nicht zutreffen.

Carl Jentsch

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 29 Ausgegeben am 16. Juli 1908

Inhalt

Seite

An den Wegen des Weltverkehrs. Von Hauptmann Otto Neuschler. 1. Der Suezkanal 101

Die Küstenverteidigung an der Ostsee 106

Landspekulanten und Bauernstand. Von Aug. Elvers . 116

Ein Briefwechsel von Lothar Bucher im Ruhestand. Mitgeteilt von Heinrich v. Poschinger. 2 120

Bilder aus der Grafschaft Glatz. Von Otto Kaemmel. 3. Das untere Bieletal. 4. Landeck 126

Reisezeit. Roman von Charlotte Niese. (Fortsetzung) . 133

Maßgebliches und Unmaßgebliches 141

Reichsspiegel. (Zur Reichsfinanzreform. — Die neue Krisis im Deutschen Flottenverein.) — Koloniale Rundschau.

50 Pf. das Heft.

Fr. Wilh. Grunow Leipzig.

6 Mark das Viertelj.

Germania

Versicherung auf den Todes-, Invaliditätsfall.

Aussteuer- und Leibrenten-Versicherung.

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

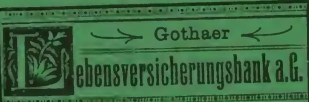
Versicherungsbestand Ende 1907:
780.1 Millionen Mark Kapital

Sicherheitsfonds Ende 1907:
341.2 Millionen Mark

Unverfallbarkeit. Weltpolice. Unanfechtbarkeit.

Dividende nach Plan B bis zu 79¾ % der einzelnen Prämie.

Unfall-Versicherung. Haftpflicht-Versicherung.



Versicherungsbestand Anfang April . .	960 000 000 Mk.
Bisher ausgezahl. Versicherungssummen:	519 000 000 „
Bisher gewährte Dividenden:	250 000 000 „

Sehr günstige Versicherungsbedingungen.

Unverfallbarkeit sofort, Unanfechtbarkeit und Weltpolice nach zwei Jahren.

Prospekte und Auskunft kostenfrei durch die Bank in Gotha oder deren Vertreter.

Deutsche Lebensversicherungs-Bank, Aktiengesellschaft

Kronprinzen-Ufer 18 **Berlin N.W.** Kronprinzen-Ufer 18

Vollständige Unanfechtbarkeit in einem Jahr; kulanteste Bedingungen: übernimmt Lebens-, Militärdienst-, Aussteuer- und Alters-Versicherungen.

Probeschachtel 5,00 Mk. excl. Porto.

„PRO PATRIA", 400 STCK. FRC. 22,40 MK
FEINE HAVANA-ST. FELIX-CIGARRE.
BEAMTE 2 MONATE ZIEL!

Garantie: Zurücknahme.

Illustrierte Preisliste über sämtliche Fabrikate gratis.

Holländisch. Pfeifentabak: [illegible] 10 Pfd. Grobschnitt 5, 7, 8 o. 10 Mk., 10 Pfd. Fe[illegible] 8, 9.50, 11 Mk. in Handtuch[illegible]beutel oder Pfd.-Paketen.

Orsoy 4 (holländ. Grenze)

Ketels & Hagemann, holländische Cigarren- und Tabakfabrik mit Dampfbetrieb

Ermahnung

Gebt Euren Mädeln und den Buben nur Poetko's Apfelsaft aus Guben.

Poetko's Apfelsaft ist flüssiges, frisches Obst. Alkoholfrei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder, Nervöse, Genesende. Versand in Kästen à 30 Fl. zu 40 Pf., Auslese zu 50 Pf pro Fl. exkl. Glas ab Guben. — Den Herren Aerzten Probeflaschen umsonst.

Wer nicht mag Abstinenzler sein
Der trinke Poetko's Apfelwein.

Hervorragendes Erzeugnis höchster Vollkommenheit. Von 35 L. aufwärts à 30 Pfg. Auslese à 50 Pf. pro L. exkl. Gebd. ab Guben. Poetko's Apfelsekt und Poetko's Beerenweine marschieren überall voran. Preisliste portofrei.

Ferd. Poetko, Guben 56 Größte Apfelsaftkelterei Deutschlands.

An den Wegen des Weltverkehrs

Von Hauptmann Otto Neuschler

1. Der Suezkanal

Die vielseitigen Fortschritte und Verbesserungen auf den Gebieten von Industrie und Technik, von Handel und Gewerbe, die uns die letzten Jahre in reicher Fülle gebracht haben, werden immer gefolgt von einer Vermehrung und Weiterausdehnung des Verkehrs sowohl im kleinen von Ort zu Ort, von Hand zu Hand, wie auch im großen von Weltteil zu Weltteil, von Weltmeer zu Weltmeer. Manche Straße des Weltverkehrs, die noch vor wenigen Jahren und Jahrzehnten als ein Wunder der Technik betrachtet wurde, genügt heute den Anforderungen des gesteigerten Verkehrs nicht mehr und fordert gebieterisch nach baldiger Erweiterung. Daneben entstehn immer neue Wege, die sich der Weltverkehr einrichtet, mit denen er ferne Länder, weit getrennte Weltteile verbindet, und auf denen ungeheure Entfernungen in früher nie für möglich erachteter Kürze der Zeit zurückgelegt werden.

Mehr und mehr beteiligt sich auch deutscher Fleiß und deutsche Tüchtigkeit auf diesen Gebieten. Bedeutende Bahnlinien sollen in absehbarer Zeit den Persischen Meerbusen und damit den Indischen Ozean mit dem Herzen Europas verbinden und so eine neue Straße des Weltverkehrs schaffen. Daneben ist man in Deutschland selbst daran, eine groß angelegte Verkehrsstraße, die sich nach wenigen Jahrzehnten nicht mehr als ausreichend erwiesen hat, zu vergrößern und den neuzeitlichen Anforderungen entsprechend zu erweitern. Der Nord- und Ostsee verbindende Kaiser-Wilhelm-Kanal wird einem nötigen Umbau unterzogen, durch den er befähigt werden soll, auch den allergrößten Fahrzeugen der Kriegs- und der Handelsmarine Durchlaß zu gewähren.

In ähnlicher Weise wie dieser deutsche Kanal genügt auch der vorwiegend unter britischem Einfluß stehende Suezkanal nicht mehr völlig den

Anforderungen, die der gesteigerte Weltverkehr heute an ihn stellt. Jedoch handelt es sich beim Suezkanal noch nicht um einen von den beteiligten Behörden schon festgesetzten und genehmigten Plan, wie ihn das Deutsche Reich für die Erweiterung des Kaiser-Wilhelm-Kanals aufgestellt hat. Es tauchen aber immer wieder Vorschläge zur Hebung des Verkehrs vom Mittelländischen nach dem Roten Meere auf.

So ging vor einiger Zeit das Gerücht durch die Presse, England, das ja keineswegs selbständiger Herr des Suezkanals ist, beabsichtige, auf englischem Einflußgebiet einen zweiten Kanal neben dem bisherigen Suezkanal zu bauen und die Genehmigung hierzu vom Khedive zu erwerben oder nötigenfalls mit Waffengewalt zu erzwingen.

Dieser Gedanke hat ohne Zweifel auf den ersten Blick etwas bestechendes. Ein neuer Kanal, mit britischem Kapital erbaut, auf britischem Boden, in britischer Verwaltung und vor allem unter britischen Kanonen würde England mit einem Schlage einen Weg nach seiner wertvollsten außereuropäischen Besitzung, nach Indien, schaffen und es unabhängig machen von den die Durchfahrt und die Benutzung des Suezkanals einschränkenden internationalen Bestimmungen und Verträgen. Sicher ein Plan, dessen Ausführung auch ein bedeutendes Opfer an Geld und Arbeit begreiflich machen würde.

Auf der andern Seite stehn diesem Gedanken doch auch recht schwerwiegende Bedenken entgegen. Zunächst ist der Verkehr im Suezkanal doch noch nicht derartig angewachsen, daß er an sich schon die Neuschaffung eines zweiten Kanals nötig machte. Und ein solcher Kanal würde mit den nötigen Hafen- und Schleusenanlagen am Ein- und Ausgang doch eine recht beträchtliche Summe kosten.

Wenn sich aber auch diese Summe ohne allzugroße Schwierigkeiten sicherstellen ließe, so sind doch wichtige politische Gründe gegen den Bau eines zweiten Kanals anzuführen. Schon der französischen Regierung, die an der Verwaltung und an der Benützung des alten Kanals stark beteiligt ist, kann es nicht zugemutet werden, daß sie einem Unternehmen zustimmen sollte, das geeignet ist, den Wert eines großen und wertvollen nationalen Werkes, das mit Recht der Stolz des französischen Volkes ist, herabzudrücken. Wollte aber die englische Regierung, selbst ohne die Zustimmung Frankreichs, die Genehmigung zum Bau eines solchen zweiten Kanals vom Khedive erzwingen, so würde sie sich den berechtigten Vorwurf zuziehen, sie nütze ihren zweifellos vorhandnen großen Einfluß in Ägypten nicht im Sinne einer ehrlichen Politik der „offnen Tür“, sondern zu völlig eigennützigen, selbstsüchtigen Zwecken aus. Die Ausführung dieses Planes würde einen tödlichen Schlag gegen das englisch-französische Abkommen des Jahres 1904 sein, das England freie Hand in Ägypten zugesichert hatte in dem festen Vertrauen auf die Erhaltung des status quo seitens Englands allen berechtigten Interessen Frankreichs gegenüber.

Kann also dieser Plan bei der gegenwärtigen politischen Lage in Europa zurzeit nicht für ausführbar erachtet werden, so sind doch wohl Verbesserungen auch an dieser Weltverkehrsstraße denkbar, die dem wachsenden Weltverkehr zugute kommen. Solche Vorschläge macht der englische Oberst A. M. Murray in seinem vor kurzem erschienenen Buche Imperial Outposts*), dem wir bei unsern Ausführungen folgen.

Bei den eigentümlichen Verhältnissen der ganzen Verwaltung des Suezkanals ist jedoch eine einschneidende Veränderung nicht leicht zu erreichen. In das durch den Suezkanal geschaffne eigenartige Monopol teilen sich die französische und die englische Regierung, und zwar diese dank dem genialen, von weitschauendem staatsmännischem Blick zeugenden Schachzug des Lords Beaconsfield, der im Jahre 1875 die Aktien des verschuldeten Khedive in der Höhe von insgesamt 82 Millionen Mark mit einem Schlag für die englische Regierung auffaufte. So ist heute britisches Kapital mit 632 Millionen Mark am Suezkanal beteiligt, denen aber mehr als das Doppelte an französischem Kapital, nämlich 1326 Millionen Mark, gegenüberstehn.

Der Verwaltungsrat des Suezkanals besteht aus zweiundzwanzig französischen und zehn englischen Direktoren; von den zuletzt genannten vertreten drei die englische Regierung, während sieben die Vertretung der englischen Reeder in Händen haben. Die französischen und die englischen Wünsche stehn einander jedoch vielfach feindlich gegenüber; während die französischen Direktoren darauf ausgehn, die Dividenden ihrer Aktionäre zu vergrößern, trachten die englischen danach, die Abgaben des Durchgangsverkehrs herabzusetzen. Annähernd zwei Drittel des Tonnengehalts, der den Suezkanal durchzieht, fahren unter britischer Flagge.**) Die britischen Reeder aber beklagen sich, daß sie für die Taschen derer, die den Kanal nicht benützen, hohe Abgaben

*) London, bei John Murray, 1907.

**) Benützung des Suezkanals seit seiner Eröffnung

	Zahl der durchgefahrnen Schiffe	Netto-Tonnengehalt	Anteil Großbritanniens am Tonnengehalt
1869	10	6576	95,6 Prozent
1870	486	436609	66,4 „
1890	3389	6890094	77,3 „
1896	3409	8560283	68,0 „
1897	2986	7899373	67,3 „
1898	3503	9238603	68,2 „
1899	3607	9895630	66,6 „
1900	3441	9738152	57,6 „
1901	3699	10823840	57,8 „
1902	3708	11248414	60,2 „
1903	3761	11907288	62,2 „
1904	4237	13401835	65,9 „
1905	4116	13134105	63,6 „
1906	3957	13445504	61,7 „

(Aus Whitakers Almanach 1908)

zahlen müssen, während die sich in der Minderzahl befindenden englischen Direktoren bei jedem Antrag auf Herabsetzung der Abgaben auf fast unüberwindlichen Widerstand stoßen. Ein entsprechender Ausgleich könnte wohl nur in der Weise geschaffen werden, daß den englischen Reedern aus den dem englischen Schatzamt aus den Suezkanaleinnahmen zufließenden Summen ein gewisser Anteil herausbezahlt würde. Im ganzen sind dem englischen Schatzamt seit dem Jahre 1875 nicht weniger als 200 Millionen Mark an Dividenden und Zinsen (also mehr als das Doppelte des damaligen Ankaufspreises der Kanalaktien) zugeflossen.

Ganz ohne Einfluß ist zwar die Tätigkeit der englischen Direktoren auch nicht geblieben. Der ursprüngliche Tarif betrug im Jahre 1870 10 Franken für die Tonne, wurde dann im Jahre 1874 auf 13 Franken erhöht und vom Jahre 1877 an je um 1/2 Frank im Jahre herabgesetzt, bis er schließlich auf 9 Franken bis zum Jahre 1893 blieb. In diesem Jahre entschloß sich der Verwaltungsrat in Anbetracht des dauernd wachsenden Verkehrs auf das nachdrückliche Verlangen der englischen Direktoren hin zu einer weitern Ermäßigung um 1/2 Frank. Im Jahre 1907 wurden dann vom 1. Januar an die Kosten für eine Tonne noch einmal um 75 Centimes herabgesetzt, sodaß heute die Abgabe 7 3/4 Franken für die Tonne beträgt. Eine weitere Zunahme des Verkehrs würde für die Zukunft nicht nur eine nochmalige Herabsetzung der Abgaben, sondern auch die Aufwendung beträchtlicher Mittel zum weitern Ausbau des Kanals ermöglichen.

Und darin, nicht im Bau eines zweiten Kanals sieht Oberst Murray das anzustrebende Ziel. Auf diesem Gebiete ist aber auch tatsächlich vom Direktorium gutes geleistet worden; diesem den Vorwurf der Rückständigkeit zu machen, wäre unberechtigt. Während der letzten beiden Jahrzehnte haben ununterbrochne Grabarbeiten im und am Kanal stattgefunden.

Im Jahre 1870 hatte der Kanal eine Tiefe von nur 7,9 Metern und eine untere Breite von 21,35 Metern. Im Jahre 1887/88 wurde er um 1/2 Meter vertieft und an der Bodenfläche nach und nach auf 32,9 Meter verbreitert. Zu derselben Zeit flachte man die Biegungen des Kanals ab, um die Durchfahrtsgeschwindigkeit der Schiffe zu erhöhen. In den Jahren 1898 bis 1904 wurden in Zwischenräumen von rund 5 Kilometern Ausweichestellen angelegt in einer Länge von 750 Metern bei einer Breite der Bodenfläche von 45 Metern. Auch wurde in derselben Zeit der Kanal in seiner ganzen Länge auf eine Tiefe von 9 Metern gebracht, sodaß im Jahre 1902 Schiffen mit einem Tiefgang von 7,9 Metern die Durchfahrt durch den Kanal gestattet werden konnte.

In dieser Weise wird seitdem weiter gearbeitet. Man beabsichtigt, die Tiefe des Kanals auf 9 1/2 Meter zu bringen und seine Sohle auf 39 Meter zu erweitern. Hierdurch würde sich die Durchfahrtsgeschwindigkeit der Schiffe von 9,6 auf 14,5 Kilometer in der Stunde steigern und die durchschnittliche Fahrtdauer durch den Kanal von 18 auf 12 Stunden vermindern lassen.

Schlachtschiffe vermögen zurzeit den Kanal zu durchfahren, nachdem sie ihre schweren Geschütze in Leichterschiffe verladen haben, und wenn sie erst beim Austritt aus dem Kanal Kohlen fassen. Hat der Kanal aber einmal eine Tiefe von 9 Metern, so können selbst Schiffe wie die Dreadnought den Kanal glatt durchfahren und ihre 30=Zentimetergeschütze an Bord behalten.

Von großer Bedeutung für die Zukunft wäre es, wenn sich das Direktorium zu der Ausgabe entschließen wollte, den Kanal in seiner ganzen Länge durch Verbindung der Ausweichestellen auf deren Breite zu erweitern und ihm so eine durchlaufende Breite von 90 Metern an der Oberfläche und von 45 Metern an der Kanalsohle zu geben. Auf diese Weise würde der Kanal gewissermaßen verdoppelt, und die Schiffe könnten ohne Zeitverlust aneinander vorbeifahren. Das Festmachen an einer Ausweichestelle bedeutet stets einen Aufenthalt von mindestens einer Stunde.

Man hat berechnet, daß ein derartiger Ausbau des Kanals die Gesamtsumme von 20 Millionen Mark nicht übersteigen würde. Eine solche Summe aber würde sich im Laufe der Zeiten sicher aufs beste verzinsen. Zudem aber würde ein solcher Ausbau des Kanals die Errichtung eines neuen Wasserwegs ein für allemal unnötig machen.

Eine dauernde Zunahme der Benutzung des Kanals im gleichen Verhältnis mit der jährlichen Vermehrung des Welthandels und der Schiffahrt steht ohne weiteres zu erwarten. Seit dem Eröffnungsjahre des Kanals, in dem sich die Einnahmen auf 44000 Mark beliefen, bis zum Jahre 1904, wo sie eine Summe von über 94 Millionen Mark erreichten, ist ein stetiger, gleichmäßiger Zuwachs des Verkehrs festzustellen. Besonders muß dabei darauf aufmerksam gemacht werden, daß jeder Verminderung der Verkehrsabgaben fast immer eine Zunahme der Einnahmen unmittelbar auf dem Fuße folgte.*)

Es ist anzunehmen, daß die hohe Bedeutung des Suezkanals für den Welthandel auch für die Zukunft erhalten bleiben wird, und daß der Kanal die Konkurrenz aller andern Verkehrsstraßen, was den Verkehr zwischen Europa und dem Osten anlangt, wird aushalten können. Oberst Murray hält sogar den Gedanken, die beabsichtigte Bahn durch Kleinasien und Mesopotamien zum Persischen Golf könne einen Teil des Verkehrs aus dem Suezkanal abziehen, mit Ausnahme der für lokale Märkte bestimmten Güter für unwahr=

*) Die Einnahmen aus dem Verkehr durch den Suezkanal hatten folgende Höhe:

1869	44431 Mark			1897	59,4	Millionen	Mark	1902	84,6	Millionen	Mark
1870	4,2	Millionen	Mark	1898	69,2	"	"	1903	84,5	"	"
1894	60,1	"	"	1899	74,4	"	"	1904	94,2	"	"
1895	63,2	"	"	1900	73,9	"	"	1905	93,0	"	"
1896	66,3	"	"	1901	81,9	"	"	1906	88,2	"	"

Die Dividenden wurden im Jahre 1906 in der Höhe von 141 Franken für gewöhnliche 500=Frankenaktien und in der Höhe von 117,65 Franken für die zinstragenden Aktien ausbezahlt.

(Aus Whitakers Almanach 1908)

scheinlich. Auch der Panamakanal wird nach seiner Vollendung dem Suezkanal keinen merklichen Abbruch tun. Der Weg von England nach Sydney ist um 870, nach Yokohama um 2580 und der nach Schanghai um 5400 Kilometer kürzer durch den Suez- als durch den Panamakanal. Nur der Verkehr der Vereinigten Staaten mit den Philippinen wird nach Fertigstellung des Panamakanals künftig nicht mehr durch den Suezkanal seinen Weg nehmen.

Sonst sind die Aussichten des Suezkanals auch für die fernere Zukunft durchaus günstig. Es bleibt nur zu wünschen, daß die Suezkanalgesellschaft erst ihre Geschäftsführung großzügiger und fortschrittlicher gestaltet, um mit der Weiterausdehnung und der Vergrößerung des Welthandels dauernd Schritt halten zu können.

Die Küstenverteidigung an der Ostsee

Bei der hohen Bedeutung der in Frage stehenden Interessen ist es nicht zu verwundern, daß in der Tagespresse die Verhandlungen über die am 22. April geschloßnen Verträge über die Nordsee und die Ostsee noch immer der Gegenstand lebhafter Erörterungen sind. Nicht zum wenigsten handelt es sich dabei um den Austausch militärischer Anschauungen, insbesondre was die Ostsee anlangt, die mit ihren zahlreichen Küstenbefestigungsanlagen benachbarter Staaten auch in Zukunft kein Mare clausum werden soll. Die norwegische, schwedische, dänische, deutsche und russische Küste kommen dafür in Betracht, wenn ja auch Norwegen durch den Integritätsvertrag mit England, Deutschland, Frankreich und Rußland nicht unmittelbar an dem Ostseeabkommen beteiligt ist; sie mögen hier einer kurzen Besprechung unterzogen werden, um das Verständnis für die in Betracht kommenden Fragen zu vervollständigen.

Vom strategischen und geographischen Standpunkt aus wird Norwegen durch das Kjölengebirge in folgende vier Abschnitte geteilt:

1. Der Abschnitt südlich vom Gebirge, der den südöstlichen Teil des Landes umfaßt, worin die Landeshauptstadt und die wichtigsten Armee- und Marinearsenale liegen; hier ist fast die Hälfte der Gesamtbevölkerung seßhaft.

2. Der Abschnitt westlich vom Gebirge oder der südliche und östliche Teil des Landes, der das Küstengebiet umfaßt, das sich von Langesund bis nach Christiansund ausdehnt. Hier liegen die meisten Seestädte, von denen aus die große norwegische Handelsflotte ihren Handel treibt; die Einwohnerzahl bildet den dritten Teil der Gesamtbevölkerung des Landes.

3. Der Abschnitt nördlich vom Gebirge oder der nördliche und westliche Teil des Landes, der als Mittelpunkt die wichtige Stadt Trondhjem und das

sie umgebende fruchtbare Land hat. Bewohnt wird dieser Abschnitt vom fünften Teil der Gesamtbevölkerung.

4. Der nördliche Abschnitt, der die Küste bis zur russischen Grenze einbegreift, wird vom zehnten Teil der Gesamtbevölkerung bewohnt, der sehr einträglichen Fischereihandel treibt.

Von den genannten vier Abschnitten ist der erste weitaus der wichtigste, denn hier ist der Hauptangriff eines Feindes gegen Norwegen am meisten zu fürchten. Infolgedessen hat man auch hier die Hauptmittel einer wirksamen Verteidigung zusammengefaßt. Das Gebiet westlich vom Gebirge ist dagegen mehr einer Blockade und feindlichen Landungsversuchen ausgesetzt; dasselbe gilt, wenn auch in beschränktem Maße, von den nördlich vom Gebirge liegenden Landstrichen. Was endlich den nördlichen Abschnitt anlangt, so liegt hier Gefahr für eine Besetzung durch den Gegner vor; auch ist dieser Teil des Landes seiner großen Ausdehnung wegen, und weil er nur schwach bevölkert ist, sehr schwer zu verteidigen. Hier hat aber die im Jahre 1902 fertiggestellte und im Sommer 1903 durch König Oskar von Schweden eröffnete Ofotenbahn, die bei Victoriahavn ausmündet, sehr viel geholfen und die Landesverteidigung im Norden zu weit höherm Ansehn gebracht.

Was den wichtigen Abschnitt südlich vom Gebirge des nähern anlangt, so umfaßt dessen Verteidigungsplan, der im Jahre 1899 von einer Sonderkommission ausgearbeitet und im Jahre 1901 von der Regierung und den Kammern angenommen worden ist, zwei Verteidigungslinien zum Schutz der Landeshauptstadt und ihrer Zugänge.

Die erste Verteidigungslinie beginnt bei Singelfjord und geht über Frederikshald und Orje nach Kongsvinger. Diese Linie soll mit permanenten Befestigungswerken ausgestattet werden und hauptsächlich die Mobilmachung der Armee decken.

Die zweite Verteidigungslinie soll von Moß aus über Raade nach Sarpsborg führen, soll sich dann nördlich den Glommen entlang wenden und bei Fetsund auslaufen. Auf dieser Linie sollen nur provisorische Werke zur Ausführung gelangen, und ihre Ausrüstung soll von der neu zu organisierenden mobilen Positionsartillerie gestellt werden; der rechte Flügel der Linie wird jenseits des Christianiafjords bei Drammen und Svelvik zu finden sein. Der ursprünglich von der Kommission entworfne Plan beabsichtigte, die Verteidigung noch weiter hinaus bis zu den Inseln Basto und Jelo vorzuschieben, wodurch noch das Arsenal von Carljohansvörn einen besondern Schutz erhalten haben würde. Da aber die finanziellen Verhältnisse Norwegens zurzeit nicht günstig liegen, so ist die Ausführung des zuletzt genannten Planes vorläufig aufgegeben worden.

Was nun die Küstenverteidigungsanlagen in dem hier besprochnen Abschnitt im einzelnen anlangt, so sind diese der Reihe nach die folgenden: a) die Werke an der Enge von Dröbak, b) die Werke bei Drammensfjord, c) die Werke

von Tonsbergfjord, d) die Werke von Frederikstad, e) die Werke von Frederikshald. Alle diese befestigten Anlagen sind in den letzten Jahren so modernisiert worden, daß es ein kühnes Wagnis für eine feindliche Flotte wäre, wollte sie hier eine Durchfahrt erzwingen.

Aus dem Studium der Militärgeographie Schwedens ergibt sich, daß das Land, seiner natürlichen Gestaltung nach, in drei Kriegstheater zu teilen ist:

a) in ein nördliches, das sich nach Süden zu fast bis zum Dalelven ausdehnt,

b) in ein südliches, das nördlich bis zum Venernsee und bis an die Höhen heranreicht, die der allgemeinen Richtung von Westen nach Osten folgend das Bassin der vier großen Seen Venern, Vettern, Hjemarn und Mälarn nach Süden zu abschließen,

c) in ein mittleres, worin die Landeshauptstadt Stockholm liegt, und das zugleich die fruchtbarsten und am meisten bevölkerten Provinzen Schwedens umfaßt. Infolge dieser Beschaffenheit ist das mittlere Kriegstheater weitaus das wichtigste, gegen das sich auch in erster Linie ein etwaiger feindlicher Angriff richten dürfte. Auf der andern Seite aber bildet dieser Mittelpunkt des Landes mit seinen zahlreichen natürlichen Hindernissen an Seen, Flüssen und dergleichen sowie mit seinen vielen ausgezeichneten Wegeverbindungen einen außerordentlich günstigen Abschnitt für eine zähe und nachdrückliche Verteidigung. Auch dürfte es einem Gegner nicht leicht werden, bei einem Angriff hier bis zur Landeshauptstadt vorzudringen. Diese Annahme findet ihre Begründung in dem Umstande, daß ein Angriff auf Schweden zu Lande nur von der finnländischen Grenze aus oder vom Meere aus nur mit Truppenlandungen im großen Stile unternommen werden kann.

Nun ist aber zu bedenken, daß eine Offensive, die an der finnländischen Grenze ihren Ausgangspunkt nehmen und sich gegen das mittlere Schweden richten würde, selbst für die gewaltigen russischen Heeresmassen mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden sein wird. Die Hilfsquellen der Verpflegung im nördlichen Schweden sind nämlich von ganz untergeordneter Bedeutung, die Bevölkerung ist nur dünn gesät und weit zerstreut, und nur wenige Wege durchziehn das Land; bis zum Ljusneelo gibt es sogar nur eine einzige brauchbare Heeresstraße, die sich aber so dicht an der Küste entlang zieht, daß zu ihrer Benutzung das Meer frei von feindlichen Schiffen sein muß.

Auch für große Landungsversuche ist der nördliche Kriegsschauplatz nicht sonderlich geeignet. Allerdings finden sich ja in seinem südlichsten Teile eine Anzahl guter Häfen und leidlicher Wegeverbindungen, aber das Gelände im Innern des Landes, das der Gegner von der Küste aus bis zum Mittelpunkte Schwedens zu durchschreiten hat, ist für eine Offensive keineswegs günstig. Dazu kommt, daß der Angreifer bei einem solchen Vorgehn fortgesetzt unter der Gefahr steht, von dem benachbarten Norwegen in der Flanke gefaßt zu werden.

Was die Möglichkeit großer Landungsversuche an andern Punkten der schwedischen Ostseeküste anlangt, so können die Abschnitte, an denen sich sogenannte „Skörgaards“*) finden, als durch sich selbst für hinreichend geschützt angesehn werden. Da sich ferner die offne Küste in keiner Weise für Truppenlandungsversuche eignet, so ist der Feind für derartige Unternehmungen allein auf die Häfen angewiesen. Die Mehrzahl dieser liegt jedoch so, daß der Angreifer von ihnen aus noch einen langen und beschwerlichen Marsch durch bedecktes Gelände und zahlreiche Defileen (insbesondre in den Provinzen Smaaland und Ostergotland) zurückzulegen hat, bevor er den Mittelpunkt Schwedens erreicht.

Ein Landungsversuch, der gegen die schwedische Küste vom Kattegatt aus unternommen werden sollte, würde, was die Ausbreitung und die weitere Verwendung der Truppen anlangt, in mancher Hinsicht in weit günstigerer Lage sein als in den vorgedachten Fällen. Denn hier sind nicht nur ausgezeichnete Häfen vorhanden, die sich zu Operationsbasen sehr gut eignen würden, sondern auch zahlreiche gut erhaltne Wegeverbindungen, die bis in das Herz Schwedens führen. Insbesondre kommt hierbei die Provinz Westergotland in Betracht. Allerdings ist gegenüber diesen Vorteilen zu berücksichtigen, daß der nördliche Teil dieser Provinz hinter dem Kanal von Göta, der selbst ein sehr schwer zu überwindendes Hindernis ist, die Verteidigung in hohem Maße begünstigt.

Als Schlußfolgerung aus der vorangegangnen Darstellung ergibt sich, daß sich die topographische Gestaltung Schwedens für eine hartnäckige Verteidigung des Landes in hohem Maße eignet, sobald es sich um einen Angriff gegen seine Selbständigkeit handelt. Es gehört aber nicht allzuviel Überlegung dazu, um sich Konflikte in Europa vorzustellen, die es Schweden außerordentlich schwer machen können, seine Neutralität in vollem Umfange innerhalb aller Grenzen seines Reichs aufrecht zu erhalten und zu wahren. In diesem Falle werden die Provinzen Norrland und Insel Gotland die am meisten exponierten Punkte sein.

Es war zu Anfang des letzten Jahrhunderts, zur Zeit der napoleonischen Kriege, als der Besitzstand Schwedens, so wie er es heute noch ist, durch die Abtretung Finnlands und durch die Vereinigung mit Norwegen geregelt wurde. Kurze Zeit darauf, im Jahre 1819, wurde durch eine Order König Karls des Vierzehnten eine Kommission ernannt, die den Auftrag erhielt, sich über das geeignetste System der Landesverteidigung auszusprechen. Zu jener Zeit waren an nachstehenden Plätzen Befestigungsanlagen vorhanden:

a) Kriegshäfen in Carlskrona, Stockholm und Göteborg (an den beiden zuletzt genannten Orten war nur die Front nach dem Meere zu befestigt),

b) an einigen an der Küste gelegnen Handelsstädten (mit Verteidigungsanlagen von geringer Bedeutung),

*) Darunter sind scharfe Abgrenzungen kleiner Inseln und Klippen zu verstehn, die sich in großer Zahl an der schwedischen Küste finden.

c) in Christianstad, im Innern des Landes, das die Operationsbasis für eine Armee bilden sollte, die sich gegen einen etwaigen Angriff gegen Dänemark zu wenden hätte.

Europa hatte eben erst erkannt, daß das alte Verteidigungssystem, das sogenannte Kordonsystem, das die Landesgrenzen mit einer großen Menge befestigter Plätze und Festungen umgab, die einen feindlichen Ansturm aushalten sollten, gegenüber den ungeheuer angewachsnen, auf der allgemeinen Wehrpflicht beruhenden Heeren nicht mehr widerstandsfähig genug sei. Die Folge davon war, daß das Kordonsystem allenthalben fallen gelassen und durch ein System zentraler Landesverteidigung ersetzt wurde. Den Kernpunkt dieses Systems bildete der Gedanke, daß eine Macht, die durch ihre numerische Schwäche auf die Defensive angewiesen sei, ihre Truppen im Innern des Landes konzentrieren müsse, da sie auf diese Weise eher in die Lage kommen würde, die Unterschiede der Zahl gegenüber einem überlegnen Gegner auszugleichen. Das zentrale Verteidigungssystem verlangt den Bau eines oder mehrerer fester Plätze im Innern des Landes, die als Depots oder als Operationsbasen für die aktive Armee dienen können. Im übrigen kann man sich aber bei dieser Art der Organisation der Landesverteidigung darauf beschränken, nur noch an einigen militärisch oder politisch wichtigen Plätzen fortifikatorische Werke anzulegen.

Ganz besonders gut paßt nun das System zentraler Verteidigung für die topographische Gestaltung Schwedens. Es wurde auch von der schon erwähnten Kommission in Vorschlag gebracht, und von ihr wurde zunächst der Punkt bezeichnet, wo später die Festung Carlsborg angelegt wurde, die sich als Zentralwaffenplatz so gut bewährt hat. Die Kommission empfahl weiter noch, die Kriegshäfen und einige Küstenverteidigungsplätze zu befestigen, um dadurch eine Anzahl gut geeigneter Flottenstützpunkte zu haben und zugleich in der Lage zu sein, die hinter diesen Operationsbasen gelegnen Handelsstädte gegen die Beschießung einer feindlichen Flotte zu schützen. Endlich schlug die Kommission auch noch vor, Christianstad als Depotplatz und als Basis für eine im südlichen Schweden operierende Armee beizubehalten.

Diese Vorschläge fanden die Zustimmung des Königs, und es konnte darum alsbald mit der Ausführung der fraglichen Arbeiten begonnen werden.

Dreiviertel Jahrhunderte sind seitdem verflossen, aber trotzdem in diesem Zeitraum eine ganze Anzahl neu befestigter Plätze in Schweden entstanden ist, und vorhandne Festungen wesentlich an militärischem Werte gewonnen haben, sind doch die verschiednen Kommissionen, die im Laufe der Zeit berufen wurden, um sich über den Stand der Landesverteidigung zu äußern, derselben Ansicht geblieben wie die Kommission vom Jahre 1819 und haben deren Vorschläge durchaus gebilligt. Zu denselben Resultaten ist auch die letzte im Jahre 1897 ernannte Kommission gelangt, die in ihrem Bericht vom 25. Juli 1898 fortifikatorische Anlagen an nachstehenden Punkten empfahl:

a) in Carlsborg als Hauptdepot und Zentralstützpunkt, b) in Carlskrona und Stockholm (Kriegshäfen), c) in Göteborg und Faröfund (Flottenzufluchts-

stätten), d) in Boden (Depot und Operationsbasis gegen die am meisten exponierte Front), e) in Tinksstäde auf der Insel Gotland (Reduit).

(Die Befestigungen von Stockholm und Göteborg sollten so angelegt werden, daß sie auch das Stadtinnere gegen eine Beschießung einer feindlichen Flotte schützen könnten.)

Wie schon bemerkt worden ist, hat auch heute noch das System zentraler Landesverteidigung seinen vollen Wert. Nur die Front Schwedens, die zu schützen ist, hat sich geändert, denn nicht der Süden, sondern der Nordosten ist einem feindlichen Angriff am ehesten ausgesetzt. Auch hat die Lage der Insel Gotland einige Sondermaßregeln notwendig gemacht.

Die zuletzt genannte Kommission vom Jahre 1897 setzte sich aus Offizieren der Landarmee und der Flotte sowie aus Mitgliedern der beiden Kammern zusammen. Die Vorschläge dieser Herren sowie auch die Ansichten einiger andrer zu den Beratungen noch hinzugezogner Militärautoritäten bildeten nun die Grundlage zu der neuen Landesverteidigungsorganisation für Schweden, die im Jahre 1899 durch den Kriegs- und Marineminister der Kammer zur Begutachtung vorgelegt wurde. Die Kosten für die Ausführung dieser Pläne, die sich auf zehn Jahre verteilen sollten, wurden auf 24 Millionen Kronen berechnet und sollten in folgender Weise auf die einzelnen Plätze verteilt werden:

für	Carlsborg	2600000	Kronen
„	Carlskrona	5500000	„
„	Stockholm	3400000	„
„	Göteborg	2700000	„
„	Farösund	400000	„
„	Boden	8700000	„
„	Tingsstäde	600000	„

Diese Kredite wurden auch von der Kammer bewilligt und von ihnen vom Jahre 1899 bis zum Vorjahre die Summe von je 3 Millionen Kronen zur Zahlung angewiesen.

Dänemark besaß früher mehrere Festungen, von denen die Landeshauptstadt und die im Herzogtum Holstein gelegne Stadt Rendsburg die größten waren. Dazu kamen noch eine ganze Menge Batterien und befestigter Werke von mehr oder weniger Bedeutung, die längs der Küste angelegt und während des preußisch-dänischen Krieges im Jahre 1848 noch vorhanden waren. Von alledem sind heute nur noch die Befestigungen von Kopenhagen vorhanden.

Nach der Meeresseite zu umfassen diese Werke eine doppelte Fortlinie und mehrere Batterien; außerdem gehören zur Verteidigung noch eine Anzahl weitauseinanderliegender unterseeischer Minen.

Die innere Verteidigungslinie umfaßt:

a) Das im Jahre 1881 erbaute Fort Kalkbrönderi mit einer Bestückung von 32,5-Zentimeter-Geschützen und einigen Schnellfeuerkanonen.

b) Das Fort Trekroner, das gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts erbaut, seitdem aber mehrmals modernisiert und neu bestückt worden ist. Die Armierung bilden einige 29-Zentimeter-, 24-Zentimeter- und 17-Zentimeter-Geschütze sowie einige Schnellfeuerkanonen.

c) Die Batterie Lunetten, die mit 29-Zentimeter-Mörsern und einigen Schnellfeuergeschützen armiert ist.

d) Das im Jahre 1863 erbaute Mellernfort, das mit 35,5-Zentimeter- und 24-Zentimeter-Geschützen und einigen Schnellfeuerkanonen ausgerüstet ist.

e) Das Fort Provesten, das im Jahre 1863 erbaut worden und mit 29-Zentimeter- und 17-Zentimeter-Geschützen sowie mit einigen Schnellfeuerkanonen armiert ist.

Zur äußern Verteidigungslinie gehören:

a) Die Batterie Hoidore, die aus dem Jahre 1892 stammt und mit 17-Zentimeter-Geschützen ausgerüstet ist.

b) Das im Jahre 1897 erbaute Fort Charlottenlund, das mit 35,5-Zentimeter- und 15-Zentimeter-Geschützen und einigen Schnellfeuerkanonen ausgerüstet ist.

c) Das in den Jahren 1890 bis 1894 erbaute Fort Middelgrund, dessen Armierung sich aus einer sehr großen Zahl von 30,5-Zentimeter- und 17-Zentimeter-Geschützen sowie von Schnellfeuerkanonen zusammensetzt.

d) Das im Jahre 1897 erbaute Fort Kastrup, das mit 30,5-Zentimeter- und 15-Zentimeter-Geschützen sowie mit Schnellfeuerkanonen armiert ist.

Die Forts und Batterien sind teils in Erde, teils in Beton ausgeführt und sind außerdem meist mit mehreren elektrischen Scheinwerfern versehen.

Wenn man sich die Gestaltung der deutschen Ostseeküsten ansieht, so muß man zu dem Schlusse kommen, daß ein Angriff auf sie von der Seeseite her wenig Aussicht auf Erfolg haben wird, ganz abgesehen von der starken Flotte, die sich Deutschland innerhalb der letzten Jahre herangezogen hat, und die erst geschlagen sein müßte, bevor man die Küsten ernsthaft angreifen könnte.

Was nun im besondern einen direkten Angriff der Küste durch eine Flotte anlangt, so würde dieser ein wenn nicht unmögliches, so doch außerordentlich schwieriges Unternehmen sein, weil, mit Ausnahme des Kieler Kriegshafens, der durch fortifikatorische Anlagen sehr gut geschützt ist, alle Küstenplätze, die für einen Angriff überhaupt in Betracht kommen können, nicht unmittelbar am Meeresufer liegen. Vielmehr liegen diese Plätze an Flüssen und Innenmeeren, deren Schiffahrtsverhältnisse allein einem Angreifer große Schwierigkeiten bieten, ganz abgesehen davon, daß die Mündungen überall durch befestigte Werke gesperrt sind.

Auch für Landungsversuche sind die Küsten, die eine Ausdehnung von rund 950 Kilometern haben, im allgemeinen nicht sehr geeignet. So ist zum Beispiel von der russischen Grenze bis zur Odermündung nur ein einziger,

für eine große Transportflotte benutzbarer Ankerplatz vorhanden, nämlich das hinter der Landzunge von Hela gelegne Putziger Wiek. Freilich finden sich ja im westlichen Teile der Ostsee mehrere Stellen, die anscheinend Truppenlandungen begünstigen, wie zum Beispiel die Insel Rügen, die man in frühern Zeiten oft für solche Unternehmungen benutzt hat, ferner die Bucht bei Wismar und die Neustadter Bucht, sowie mehrere Einbuchtungen in der Provinz Schleswig. Aber an allen diesen Plätzen, das Putziger Wiek inbegriffen, wird sich ein Landungskorps nur unter wenig günstigen Verhältnissen entwickeln können, und zwar erstens, weil jeder nur einigermaßen wichtige Küstenort mehr oder weniger befestigt ist, und weil andrerseits die Wegeverbindungen und der Nachrichtendienst so eingerichtet sind, daß sich die für den Küstenschutz bestimmten Truppen schnellstens an den vom Feinde bedrohten Punkten versammeln können. Zur leichtern Verbreitung von Meldungen und Nachrichten sind die hierzu dienenden längs der Küste zahlreich aufgestellten Semaphoren in drei Abschnitte eingeteilt, an deren Spitze je ein inaktiver Seeoffizier steht. Weitere Angaben verbieten sich aus Rücksichten der Landesverteidigung.

Die Anstrengungen Rußlands, ans Meer zu gelangen, haben der Politik der Zaren jahrhundertelang ihren charakteristischen Stempel aufgedrückt. Auf Grund dieser Tatsache erscheint es auch von einigem Interesse, den Weg der Entwicklung zu verfolgen, den das russische Hafensystem gegangen ist, wobei jedoch in den nachfolgenden Auslassungen nur die Häfen im Norden des europäischen Rußlands zur Sprache kommen können, da diese allein in den Rahmen dieses Aufsatzes hineingehören.

Lange Jahre stieß Rußland nur im Norden an das Meer, an das sogenannte Arktische Meer, und der geringe Handelsverkehr, der damals diese mangelhafte Straße einschlagen mußte, konzentrierte sich im wesentlichen auf das Weiße Meer, das jedoch nur während der Monate Juni bis Oktober eisfrei ist. Im Jahre 1553 errichteten nun englische Kaufleute eine Handelsfiliale an der Stelle, wo dreißig Jahre später, im Jahre 1584, die Stadt Archangelsk gegründet wurde. Diese Stadt, die in den nächsten hundertundzwanzig Jahren der einzige Kriegshafen Rußlands war, wurde alsbald befestigt, und ebenso wurden hier die ersten Kriegsschiffe gebaut, über die die russische Marine damals verfügte.

Als aber zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts der Zar Peter der Große die schwedischen Provinzen Ingermanland und Estland in Besitz nahm, begann er fast zugleich (im Jahre 1703) mit dem Bau von St. Petersburg und mit den Befestigungen von Kronstadt, die die Landeshauptstadt schützen und eine Operationsbasis für eine russische Ostseeflotte bilden sollten. Später wurden ebenfalls auf Befehl des Zaren neue Häfen in Reval und Baltischport begonnen, aber keine dieser Anlagen wurde während seiner Regierungszeit vollendet, und nach seinem Tode wurden die Arbeiten lange Zeit unterbrochen.

Schon im Jahre 1720 war Archangelsk als Kriegshafen aufgegeben worden, und das Wenige, was man in Baltischport geschaffen hatte, wurde im Jahre 1790 von den Schweden zerstört. In Reval wurden die Arbeiten im Jahre 1803 wieder aufgenommen, und in den folgenden Jahren wurde der Hafen vergrößert und fortifikatorisch verstärkt; dasselbe geschah zu derselben Zeit mit dem Hafen von Helsingfors in Finnland, der, im Schutze der Festung Sweaborg gelegen, im Jahre 1810 aus schwedischem Besitz an Rußland überging.

Auf diese Weise besaß also Rußland damals im Finnischen Meerbusen die drei Kriegshäfen Kronstadt, Reval und Sweaborg. Aber der militärische Wert dieser drei Häfen war sehr gering, und um diesem Mangel abzuhelfen, befahl Kaiser Nikolaus der Erste im Jahre 1829 die Befestigung der Reede von Lumpar auf den Alandinseln an der Enge des Bomarsundes. Die hier begonnenen Arbeiten schritten jedoch so langsam vorwärts, daß sie bei Ausbruch des Krimkrieges nur halb vollendet waren. Und das, was fertig war, wurde durch den gemeinsamen Angriff der Verbündeten zu Wasser und zu Lande im August 1854 zerstört.

Schon als sich im Jahre 1852 die Beziehungen zwischen England und Frankreich mehr und mehr zugespitzt hatten, war in Rußland eine Militärkommission ernannt worden, die ihre Ansicht über die Verteidigung der Ostseeküsten zu Papier bringen sollte. Auf den Vorschlag dieser Kommission wurden alsdann die Befestigungen von Kronstadt, Reval und Dünamünde (Riga) durch mehrere permanente Werke verstärkt, während zugleich provisorische Befestigungsanlagen in Abo, Kymen, Wiborg, Frederikshavn, Narva und an mehreren andern Orten angelegt wurden. Die damals für offensive Maßnahmen noch viel zu schwache Flotte sollte nur die Verteidigung von Kronstadt, Sweaborg und Dünamünde unterstützen.

Als aber im Jahre 1854 die Verbündeten eine Flotte von sechzig Kriegsschiffen nach der Ostsee entsandten, wurden die aufgezählten Verteidigungsmaßnahmen für nicht ausreichend zum Schutze der weitausgedehnten Küsten befunden. Da aber augenblicklich nichts andres geschehen konnte, beließ Rußland, obgleich doch die Krim der Hauptkriegsschauplatz war, und hier die Entscheidung des ganzen Feldzuges zu erwarten stand, während des ganzen Krieges eine Armee von 300000 Mann mit 400 Kanonen in den Ostseeprovinzen.

In den Jahren 1854 bis 1855 unternahm die Flotte der Verbündeten wiederholt Rekognoszierungen gegen Kronstadt. Aber während hier die Befestigungen als stark genug erkannt wurden und ausreichend Widerstand leisteten, wurden die Werke auf den Alandinseln, wie wir oben schon kurz erwähnt haben, im Jahre 1854 zerstört. Das Jahr darauf wurde ein Angriff auf Sweaborg unternommen und dieser Hafen vom 8. bis 11. August bombardiert. Zwar richtete die Beschießung an den Befestigungen ziemlich

bedeutenden Schaden an, doch hatten diese Beschädigungen nicht den Fall des Platzes zur Folge.

Der Krimkrieg hatte aber Rußland hinreichend die Augen geöffnet über die Mängel seiner Befestigungsanlagen an den Küsten der Ostsee. Bald nach Friedensschluß wurde darum eine Kommission zur Beratung aller einschlägigen Fragen berufen und ihr auch aufgetragen, sich über die günstigste Anlage eines Hauptkriegshafens gutachtlich zu äußern.

Die Folge der angestellten Untersuchung war der Vorschlag, eine neue weiter nach vorwärts gelegne und eisfreie Operationsbasis für die Flotte in Baltischport anzulegen. Der Kriegshafen Reval sollte dann aufgegeben werden, während Kronstadt stärker befestigt und Sweaborg als Zufluchtshafen für die Kanonenbootsflottillen beibehalten werden sollte.

Trotz des außerordentlich klaren Berichts, den die Kommission einreichte, und der im Jahre 1856 die Zustimmung des Zaren fand, geschah in Baltischport nichts. Vielfach wurde als Grund für dieses unerklärliche Zögern der Regierung angegeben, daß die Kosten, die für die Ausführung dieser Arbeiten notwendig wären, zu hoch seien, vielleicht aber fürchtete man auch, Anlagen von solcher Ausdehnung zu einer Zeit anzuordnen, wo man über die Entwicklung der Kriegsflotten andrer Mächte wie über wichtige Befestigungsfragen noch vollständig im Dunkeln tappte. Indes verstrich die Zeit, und das benachbarte Deutschland wuchs zu einer Großmacht heran, während sich zugleich seine Flotte in der Ostsee entwickelte und die Häfen in Kiel und in Danzig entstanden. Unter solchen Umständen rührte man sich auch in Rußland; es wurden die Häfen Kronstadt, Sweaborg und Dünamünde allmählich stärker befestigt, und es lag weiter die Absicht vor, die in Baltischport vorgeschobene gelegne Operationsbasis durch Libau, das sich zu einem großen Ausfuhrhafen entwickelt hatte, oder durch Windau zu ersetzen. Der Ausbruch des Krieges mit der Türkei unterbrach jedoch für lange Zeit die Ausführung der zuletzt genannten Projekte. Erst lange nach Beendigung dieses Krieges und als sich unter der Regierung Kaiser Alexanders des Dritten die russischen Finanzen wesentlich gebessert hatten, wurde die Frage der Küstenbefestigungen wieder aufgenommen und von neuem geprüft.

Zu dieser Zeit war es auch, als Deutschland mit dem Bau des Kaiser-Wilhelm-Kanals seine Seekräfte teilte, worin Rußland eine Verminderung der ihr von dieser Seite drohenden Gefahr zu erkennen glaubte. Dagegen wuchsen die Besorgnisse Rußlands nach andrer Richtung, indem im Winter 1885 befürchtet wurde, eine englische Flotte werde infolge der mit England wegen Afghanistan entstandnen Differenzen in der Ostsee erscheinen, gegen die die russische Flotte, durch die Eisverhältnisse in Kronstadt festgehalten, nicht aktionsbereit sei.

Im Jahre 1890 wurde deshalb der Entschluß gefaßt, Libau zu einem großen Kriegshafen auszubauen, und schon im Juni desselben Jahres begann

man mit den hierzu notwendigen Arbeiten. Diese sind erst im Jahre 1906 zum Abschluß gelangt, sodaß die Pressenachrichten wenig Glauben verdienen, die russische Regierung beabsichtige Libau als Kriegshafen aufzugeben.

In den letzten Jahren ist viel die Rede davon gewesen, auch aus Windau einen Kriegshafen zu machen, sobald Libau ganz fertig sein werde.

Noch an einem andern Punkt seines weiten Besitztums hat sich Rußland vor nicht langer Zeit einen neuen Hafen zu verschaffen gewußt, und zwar im Norden in Alexandrowsk an der Katharinenbucht, nahe bei der norwegischen Grenze. Da dieser Hafen, der Nähe des Golfstromes wegen, das ganze Jahr über eisfrei ist, und da zudem die Verbindung von hier aus nach dem Innern Rußlands durch den Bau der Bahn Wologda–Archangelsk mit der Zeit außerordentlich verbessert worden ist, so kann hier nach und nach für den Norden des russischen Reichs ein Handelsplatz von großer Bedeutung entstehn. Der Hafen wurde 15. Juni 1899 eingeweiht und soll demnächst auch noch befestigt werden.

Im August desselben Jahres (1890) besetzte Rußland auch die ein wenig weiter nördlich gelegne Insel Bjorneo (Bäreninsel), um zu verhindern, daß sich hier irgendeine andre Macht festsetzte, und dann Alexandrowsk.

Es ist, bevor das Ostseeabkommen veröffentlicht wurde, und auch noch hinterher vielfach die Rede davon gewesen, daß Rußland die Aufhebung der Klausel des Pariser Vertrages anstrebe und danach eine Neubefestigung der Alandinseln in Erwägung ziehn werde. Augenscheinlich sind das aber nur Vermutungen gewesen, wenigstens hat der russische Minister des Auswärtigen, Iswolski, in der Duma erklärt, daß sich Rußland nicht mit derartigen Plänen trüge.

Landspekulanten und Bauernstand

Von Aug. Elvers

Gleich nach dem siegreichen Kriege von 1870/71, als die Spekulation und das Gründungsfieber, auf die französischen Milliarden pochend, ihre Orgien feierten, verlegten Unternehmer, die einen mühelosen Gewinn wohl zu schätzen wußten, das Feld ihrer Tätigkeit auf das platte Land. In gut bevölkerten, wohlhabenden Gegenden kauften sie Landstellen auf, teils gegen bar, teils auf Vorkaufsrecht, und parzellierten diese. An geistigen Getränken wurde auf den in den Abendstunden im Wirtshause abgehaltnen Verkaufsterminen nicht gespart, und wenn die Köpfe dann recht erhitzt waren, wenn die „rechte Stimmung“ aufgekommen, wenn ein jeder der Käufer bei der Ehre seines Geldbeutels gepackt war, wenn

keiner sich überbieten lassen wollte, dann erfolgte Gebot auf Gebot, und die Parzellanten hielten eine reiche Ernte. Denn die einfache Unterschrift des Käufers galt auch ohne notarielle Beglaubigung damals noch vor Gericht, und oftmals soll es vorgekommen sein, daß der Ersteher von Grundstücken, wenn er am andern Morgen mit schwerem Kopf erwachte, erst Umfrage halten mußte, um zu erfahren, um wie viele und welche Morgen, und um welchen Preis er seinen Besitz vergrößert habe.

Aber diese Art, Geschäfte zu machen, hielt nicht lange an. Käufer und Verkäufer wurden mißtrauisch, und da die Parzellanten bald mit Resten, auch mit ganzen Objekten „sitzen“ blieben, so schlief das Parzellierungsgeschäft nach kurzer Dauer ebenso schnell wieder ein, wie es entstanden war.

Viele, viele Jahre vergingen, ohne daß man von neuen Parzellierungen auf dem platten Lande hörte; erst die Maßnahmen der Regierung zur Sicherstellung des Deutschtums in den Ostmarken brachte den ältern Leuten die Parzellierungszeit der siebziger Jahre wieder in die Erinnerung. Und als dann die Gründung neuer Rentengüter von der Regierung, nachdem sie vor einem Vierteljahrhundert die Ablösung der Erbpacht, des Kanons, in Schleswig-Holstein angeordnet hatte, auch hier in die Wege geleitet worden war, begann sich auch die Spekulation wieder auf die hohen und mühelosen Gewinne zu besinnen, die einst die Parzellierung der Landgüter eingetragen hatte. Und ein besonders geeignetes Gebiet für solche Unternehmungen schien ihr der an und zwischen den Bahnlinien Altona—Kiel und Altona—Kaltenkirchen liegende Landstrich von Hamburg-Altona bis Wrist zu sein, dessen Bewohner sich infolge ihres Fleißes und des günstigen Absatzgebiets, das die nahen Großstädte bieten, einer reellen Wohlhabenheit erfreuen.

Gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts traten die ersten Parzellierungsversuche hervor, und da sie, trotz der erschwerenden Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs, von großen Erfolgen begleitet waren, mehrte sich die Zahl der Parzellanten schnell, und überall in den Dörfern hörte man bald von neuen Parzellierungen. Und da das Geschäft weiter gut ging, und da enorme Summen bei der Zerschlagung der Landgüter verdient wurden, ist es schon so weit gekommen, daß die Parzellierungswut, um nicht zu sagen Parzellierungsseuche, keine Grenzen mehr zu kennen scheint. Ganz Unbeteiligte suchen nach Objekten, die sich vielleicht für die Parzellierung eignen möchten, und bieten sie den Parzellanten an, um sich einen leichten Verdienst durch die Provision des Verkäufers zu sichern. Und da die Parzellanten fast immer gute, meistenteils ganz außergewöhnlich gute Geschäfte machen — 30 bis 40 Prozent des Anlagekapitals sollen vorkommen und in wenigen Wochen verdient sein —, so wird denn immer weiter lustig darauf losparzelliert. Drei, vier, fünf Anzeigen bevorstehender Parzellierungen findet man zuweilen in derselben Ausgabe des Lokalblattes, und es kommt vor, daß zuweilen mehrere verschiedne Landstellen an aufeinanderfolgenden Tagen in derselben oder in angrenzenden

Gemeinden parzelliert werden, und — von seltnen Fällen abgesehen — fast immer mit dem größten Erfolg. Mag das Landareal des eignen Hofes auch noch so groß sein, auf den Parzellierungsterminen kaufen die meisten Besitzer doch noch Land dazu, teils um sich zu arrondieren, teils aus Landhunger. Und bequem wird ihnen der Ankauf auch gemacht. Nur ein Teil der Kaufsumme, etwa ein Viertel, braucht ausbezahlt zu werden, der Rest wird ihnen von den Parzellanten, die gewöhnlich Geldgeber hinter sich haben, langfristig gestundet.

Die Parzellierungstermine haben sich schon zu einer Art Volksfest herausgebildet, das jedermann aus der Umgegend besuchen muß, und da wird denn auch lustig darauflos geboten. Und wird hier und da einmal die Ansicht laut, daß die Preise viel zu hoch hinaufgetrieben würden, daß sich das in den neuerworbnen Landstücken angelegte Kapital unmöglich verzinsen könne, dann heißt es gewöhnlich: „Wir haben unsre Landstellen billig von unsern Eltern bekommen; wenn wir bei dem Zukauf nun auch viel zu hohe Preise zahlen, so macht das nichts aus; die Stelle als solche wird dadurch nicht zu hoch belastet und kann es tragen.“ Und dann wird darauflos geboten, und die Parzellanten erlangen Preise, die im gewöhnlichen Verkehr nicht zu erreichen sind. Unter diesen Umständen ist es schon dahin gekommen, daß für den Morgen das Doppelte und mehr des Preises bezahlt wird, der vor fünf Jahren noch als sehr hoch galt.

Wird nun durch solchen Zukauf um hohen Preis die Gesamtlandstelle auch nicht zu übermäßig belastet — falls sie wenig mit Hypotheken beschwert ist —, so kommt hier doch ein andrer Punkt in Betracht, der nicht unbeachtet bleiben darf.

Ihre alten Landstellen bewirtschaften die Besitzer meistenteils mit ihren eignen Kindern, höchstens mit noch einem gemieteten Knecht, Mädchen oder Jungen. Und für das Gespann ist gerade genügend Beschäftigung vorhanden. Durch den Zukauf tritt nun häufig der Fall ein, daß noch weitere Arbeitskräfte eingestellt werden müssen, deren Kraft nicht voll ausgenutzt werden kann, weil dafür das vergrößerte Areal wieder nicht groß genug ist. Der Knecht bekommt aber schon 400 Mark und mehr an Lohn, und Mädchen für Landarbeit sind oft nicht einmal für teures Geld zu haben, da die jungen Leute gleich nach der Konfirmation in die nahe Großstadt streben. Es ist dieses ein Punkt, der nicht übersehen werden sollte.

Und ein weiterer Übelstand von besonders tiefeingreifender Bedeutung ist: bisher erbte ein Sohn die Landstelle, die übrigen Söhne und Töchter heirateten in andre Landfamilien oder führten der Stadt frisches Blut zu, während auch manche Söhne die Militärlaufbahn ergriffen. Der Mittelpunkt aber, der die Familie zusammenhielt, die Wurzel der Kraft des alten ehrenfesten Bauernstammes war und blieb der Erbhof. Dieses wird nun ganz anders, denn durch das Parzellieren wird der Grundbesitz mobilisiert, wird

zum Spekulationsobjekt. Mancher Bauer, dessen Vorfahren seit undenklicher Zeit fest auf der Scholle gesessen, und der nie daran gedacht haben würde, das Erbe seiner Väter zu veräußern, läßt sich durch das hohe Angebot der Parzellanten zum Verkauf bewegen, um sich dann zur Ruhe zu setzen, oder läßt sich dazu verleiten, selber Landgeschäfte zu machen, um an dem hohen Gewinn, den der Güterhandel augenblicklich bringt, teilzunehmen. Seine Kinder werden dann, da der alte Besitz, an dem sie hingen, veräußert worden ist, landflüchtig.

Und nun die andre Seite. Stirbt der Eigentümer eines um teuern Preis vergrößerten Besitzes, der ohne diesen Zukauf eine Kapitalabfindung für die übrigen Kinder hinterlassen haben würde, dann wird es, falls inzwischen wieder „schlechtere" Zeiten eingetreten sein sollten, dem Erben kaum oder nur unter schwerer Belastung des Erbes möglich sein, die Geschwister abzufinden. Unter schwerer Schuldenlast seufzend, fehlt ihm das in der Landwirtschaft heutigentags mehr als je zuvor so nötige Betriebskapital. Acker, Wiesen und Viehstapel bekommen nicht ihr Recht; es wird eine „Kröpelwirtschaft", wie der landläufige Ausdruck lautet, und einige schlechte Jahre genügen dann, den Besitzer von seinem Grundstück zu treiben und aus dem selbständigen Bauern einen Proletarier zu machen. So rächen sich dann die Sünden der Väter an den Kindern.

Und eine weitere Erscheinung dieser Spekulationsparzellierungen ist, daß dadurch nur sehr wenig Stellen für freie Arbeiter entstehn. Die größern Besitzer kaufen fast immer das zur Verteilung kommende Areal vollständig auf. So in einer Gemeinde fast den dritten Teil des Gesamtgemeindeareals, das dort zur Aufteilung gekommen ist. Und das in einer Gemeinde nicht allzu entfernt von und mit guten Verbindungen nach Hamburg-Altona, wo Dienstboten und freie Arbeitskräfte oft nicht zu haben sind, wo auf den Gütern der Umgegend schon mit Landfremden gewirtschaftet wird. Auf den Parzellierungsterminen werden die Landstücke eben zu sehr in die Höhe getrieben und für den „kleinen Mann" zu teuer, sodaß er nicht daran denken kann, sich eine eigne Heimat zu gründen. Auch ist es für den Parzellanten ja weit bequemer und vorteilhafter, große Landstücke zu verkaufen als kleine. Die weitern Folgen ergeben sich hieraus von selber.

In Bayern scheint man ähnliche Erfahrungen zu machen. Die Frankfurter Zeitung berichtet darüber folgendermaßen: Der bayrische Minister des Innern hat an den bayrischen Landwirtschaftsrat einen Erlaß gerichtet, worin es heißt, es bestehe Grund zur Annahme, daß bäuerliche Landwirte vielfach Grundstücke, insbesondre bei Güterzertrümmerungen und Übernahme von Anwesen, zu unverhältnismäßig hohen Preisen erwerben, wodurch die Rentabilität der Anwesen wesentlich beeinträchtigt und sehr oft eine unverhältnismäßig hohe Verschuldung herbeigeführt werde. Der Landwirtschaftsrat soll erwägen, ob nicht, wenigstens zunächst, durch Belehrung der

bäuerlichen Bevölkerung geholfen werden könne. Das Ministerium des Innern stellt Maßnahmen zur Eindämmung gewerbsmäßiger Güterzertrümmerung in Aussicht und erwägt, ob nicht durch Ausgestaltung des bäuerlichen Erbrechts auf eine wirtschaftlichere Gestaltung der Übernahmepreise hinzuwirken wäre.

Ein Briefwechsel von Lothar Bucher im Ruhestand

Mitgeteilt von Heinrich v. Poschinger

2

Berlin, Lützowstraße 39, den 24. Januar 1887. Geheimrat Lothar Bucher an Frau von Kusserow:

Verehrte Freundin,

Sie wollen wissen, wie ich auf das Pseudonym Bogislaw*) gekommen bin. Als ich noch für die „Nationalzeitung" schrieb, pflegte ich nach englischer Sitte zum heiligen Abend eine Weihnachtsgeschichte, Christmas Carol, zu liefern. Die eine, 1861 oder 62 geschrieben, gab ein Stück Selbstbiographie, in der ich mich Bogislaw nannte in Erinnerung an meine pommersche Heimat, deren Herzoge diesen Namen durch viele Generationen getragen hatten. Ich habe mir geschworen, das einzige noch vorhandene Exemplar nicht aus den Händen zu geben, weil eine andere solche Erzählung mir einmal entliehen und nicht zurückgegeben worden ist. Aber wenn Sie dies Stück Dichtung und Wahrheit lesen wollen, so bringe ich es einmal nach Hamburg.

Da Sie bei Autographen nicht nur auf die Schriftzüge, sondern auch auf den Inhalt sehen, so wird Ihnen auch der anliegende Brief von Eckardt**) willkommen sein. Die Aussicht, auf der Ebene von Karthago — Puttkamer schreibt vielleicht Kartago — zu botanisieren, hat etwas sehr verlockendes. Wollen Sie nicht mit Charlottchen dahin gehen? Ich komme mit.

Für Ihre häuslichen Sorgen habe ich das vollste Mitgefühl; ich weiß aus eigener Erfahrung, welchen Verdruß einem schlechte Dienstboten machen können.

Während des kalten Wetters ging es mir gut, so gut, daß ich mich einmal als Eisonkel von Grete Begas auf den neuen See begab; seit dem Tauwetter habe ich einiges Zwacken.

Den „Kladderadatsch" schicke ich, weil er antifreisinnig geworden ist. Herzliche Grüße. Immer der Ihrige Bucher.

Berlin, Lützowstraße 39, den 21. Februar 1887. Geheimrat Lothar Bucher an Frau von Kusserow:

Verehrte Gönnerin,

Da Ihnen mein Vorschlag, nach Tunis zu gehen, nicht gefallen hat, so habe ich mich nach einer anderen Zuflucht umgesehen vor den Hexenschüssen und dem Reißen in der Hand, womit ich seit Wochen geplagt bin. Der Entschluß, auf eine Zeitlang auszuwandern, ist mir nicht leicht geworden. Ich muß eine Arbeit unter-

*) Bucher veröffentlichte unter diesem Namen mehrere historische Aufsätze in der Deutschen Revue.

**) Der deutsche Konsul in Tunis.

brechen, die sich nur hier machen läßt und habe auf die verheißenen Ostertage in Hamburg zu verzichten. Auch sträubt sich etwas dagegen, der schweren Krisis gleichsam aus dem Wege zu gehen; indessen ich kann ja nichts ändern und nichts helfen. Auch die Wahl des Ortes hat mir Kopfbrechen gemacht. Von der Riviera habe ich die Nachricht, daß rauhe Winde wehen; in Rom friert man notorisch mehr als in Berlin; in Neapel ist der März ein Regenmonat; an den italienischen Seen ist es um diese Jahreszeit immer kalt; in Venedig feucht. Ein alter Freund aus Ungarn — Sie haben ein Autograph von ihm — der Italien genau kennt, besuchte mich vor einigen Tagen und bezeichnete Pisa als den einzigen Winteraufenthalt in Italien. Ich war aber doch so vorsichtig, ein klimatologisches Werk nachzusehen und fand, daß die Temperatur allerdings hoch und konstant, daß aber jeder dritte Tag ein voller Regentag ist; also auch nichts für einen Rheumatiker. So bin ich denn auf Clarens zurückgekommen, wo ich den letzten ungewöhnlich strengen Winter ohne jede Beschwerde verlebt habe und werde mein Ränzel zum 1. März fertig machen. Hoffentlich kann ich Ihnen bald etwas aus meiner Botanisiertrommel schicken. Wahrscheinlich gehe ich wieder in das Hotel Roy, weil dort keine Deutschen, abgesehen von der Familie Hakin, die immer schon im Januar wieder abzieht, zu verkehren pflegen. Am angenehmsten ist es natürlich, deutsche Freunde zu Hausgenossen zu haben; aber die deutschen Fremden finde ich weniger bequem als die Ausländer. Vielleicht finde ich auch die Engländer vom vorigen Jahre noch.

Mit herzlichen Grüßen an alle und den besten Wünschen der Ihrige Bucher.

Clarens, Hotel Roy, den 17. April 1887. Geheimrat Lothar Bucher an Frau von Kusserow:

Verehrte Freundin,

Ich habe mir ja gesagt, daß man in Clarens häufiger nach Hamburg denkt als umgekehrt; bin ich doch in der Fremde und dazu umgeben von Gegenständen, auf denen in meiner Erinnerung geschrieben steht Kußerow z. B. auf dem für einen reisenden Hagestolz unschätzbaren Nähzeug. Aber nachgerade war ich doch besorgt geworden, fürchtete Krankheiten oder andere Tribulationen und hatte mir vorgenommen, auf dem nächsten Gange in die Berge Stiefmütterchen für Stina zu suchen, um auf diese Weise vielleicht eine Nachricht aus Hamburg heraus zu locken. Ihr lieber Brief vom 13. hat nun meine Besorgnis nur zu sehr bestätigt. Welche schwere Zeit Sie gehabt haben mögen! und wie sehr Ihnen etwas von dem Leben not thun würde, das ich hier führe, einem Leben, in welchem man sich nach dem umzusehen hat, was einen beschäftigt, interessiert, amüsiert, meinetwegen ärgert. Freilich könnte ich Ihnen nicht raten, hier Erholung zu suchen; das Klima, um dessen willen man doch hierher kommt, ist diesmal so nichtswürdig, wie man sich's nur denken kann. Erst acht Tage Nebel; dann ein einziger klarer und warmer Tag; dann acht Tage Schnee; dann wieder ein warmer Tag, der mit einem furchtbaren Gewitter endete und acht Tage Regen nach sich zog; dann Stürme, die sogar in diesen geschützten Winkel drangen, so daß das Schiff nicht anlegen konnte und mehrere Passagiere seekrank wurden; dann wieder Regen. Heute könnte man zufrieden sein, wenn man sich vorstellte, daß wir den 17. Januar anstatt des 17. April schrieben; ein schöner Wintertag, das Thermometer auf $+ 5^{0}$ Centigrade. Auch in dem Hotel ist es unbehaglich; vorigen Winter waren wir höchstens 20, jetzt sind wir 60, meistens Flüchtlinge von der Riviera.*) Man fühlt sich wie an Bord

*) Aus Anlaß des Erdbebens, das am letzten Faschingstag des Jahres 1887 die Riviera heimsuchte.

eines großen Dampfers; die Flure sind gefüllt mit enormen Koffern, ladies' boxes, of course mit Kinderbadewannen, Wiegen und weiß Gott welchem Geschirr. In dem Zimmer nebenan schreit ein baby, nach dem Dialekt der Wärterin, welche sich einmal bei mir entschuldigte, ein hanseatisches — also eine Erinnerung mehr an Hamburg. Unter allen den Menschen aber nichts Umgängliches; ich bin auf eine englische Familie angewiesen, die ich vom vorigen Jahre her kenne, und einen Amerikaner. Von langen Märschen in die Berge, die mir vorigen Winter so wohl thaten, ist bisher wenig die Rede gewesen. Zu botanisieren giebt es auch nichts; die Blumen kommen aus Italien. Doch habe ich für die Schachtel, die ich heute absende, einige blaue Gentianen und eine seltene (die behaarte) Anemone erwischt, die auf den hiesigen Bergen wachsen. Sie werden in der Sonne aufschließen; die anderen Blumen bleiben besser im Schatten. Ich möchte die Sendung gern größer machen, aber wenn die Schachtel so schnell wie ein Brief gehen soll, so darf sie nicht über $^1/_2$ Pfund wiegen.

Ich rechne unter den obwaltenden Umständen auf keine Antwort; lesen Sie meine Briefe wie meine Zeitungsartikel.

Mit den herzlichsten Wünschen für den armen, geplagten Patienten Immer der Ihrige Bucher.

P. S. Ich bleibe bis Mitte Mai.

Berlin, Lützowstraße 39, den 7. Juni 1887. Geheimrat Lothar Bucher an Herrn von Kusserow:

Lieber Freund,

Beschäftigt, Bücher, deren ich nicht mehr bedarf, zum Verkauf auszusondern, stoße ich auf einige, die ich lieber in Ihrer Bibliothek als bei dem Antiquar sehen möchte (folgt der Name einer Anzahl englischer Bücher). Ich werde sie morgen absenden und wünschte, sie könnten Ihnen ebensoviel Vergnügen machen wie mir Wagners Botanik, die ich von Ihnen habe — was aber nicht wahrscheinlich ist.

Über Hamburg bin ich durch Springer so ziemlich im Laufenden erhalten worden und habe mit Bedauern erfahren, daß Ihre Frau wieder geknetet wird, hoffentlich mit dem guten Erfolge, den diese Behandlung bei mir gehabt hat, und daß Sie nach Karlsbad müssen.

Von mir habe ich wenig zu sagen. Meine Rechnung, dieses Jahr zweimal den Frühling zu genießen, erwies sich als trügerisch; ich bin beidemal darum geprellt worden. Am Genfer See war das Wetter so schlecht, wie man es sich nur denken kann. In der Nacht vom 13. zum 14. Mai schneite es in der Nähe von Glion, wo ich mich zuletzt aufhielt, nicht nur auf den Bergspitzen, sondern tief in die Thäler hinein, so daß ich in einer Stunde den Schnee erreichen konnte. Hier fand ich Mitte Mai ähnliches Wetter, und seit einigen Tagen haben wir nicht Frühjahr, sondern gleich den Sommer. Indessen habe ich mich doch viel im Freien bewegt und immer wohl befunden. Abends spielte ich mit englischen Bekannten vom vorigen Jahre Whist und lernte allerlei Feinheiten, dabei konnte ich mir aber auch ernste Bücher verschaffen und habe einiges geschrieben, was gelegentlich gedruckt werden soll.

Der Fürst,*) den ich einmal gesehen habe, ist seiner Gesichtsschmerzen los, war guter Laune und geht nächstens nach Friedrichsruh.

Schöne Grüße an meine Stiefmutter Stine und ihre Geschwister. Der Ihrige Bucher.

---

*) Bismarck.

Laubbach, den 27. Juli.*) Geheimrat Lothar Bucher an Frau von Kusserow:

Verehrte Gönnerin,

Von der Erlaubniß, in Bassenheim einen Besuch abzustatten habe ich noch keinen Gebrauch gemacht, weil ich doch nicht gern ungelegen kommen möchte; ich bitte Sie vielmehr mir einen Tag bezeichnen zu wollen. Sonntags, Montags, Mittwochs, Donnerstags bin ich am Nachmittage Thürfrei, alle übrige Zeit ist mit mannigfachen Mißhandlungen ausgefüllt, denen ich mich aber willig unterwerfe, weil ich immer mehr einsehe, daß ich recht gethan habe der Verlockung von Schöneck zu widerstehen. Es ist doch außer den Händen noch allerlei in Ordnung zu bringen, ehe ich mich wieder wie sonst auf dem Pilatus und dem Gorner Grat umhertreiben kann; der Weg auf den Aichkopf, den ich vorgestern gemacht habe, war doch noch recht ungewohnte Arbeit. Aber es geht jeden Tag besser.

Die Gesellschaft besteht wieder zum großen Theil aus Holländern, mit denen ich mich trotz des Lachsfanges gut vertrage. Eine ist eben von der sonderbaren Krankheit des Veitstanzes geheilt worden und hat sich sofort in den Strudel von Baden-Baden gestürzt und tanzt jetzt wahrscheinlich Polka. Eine andere, die voriges Jahr selbst im Zimmer nicht ohne Unterstützung gehen konnte, macht jetzt Landpartien mit und sportet jeden Tag.

Nun verzeihen Sie diese abscheuliche Schrift, das Product erstens einer abscheulichen Feder und zweitens der noch abscheulicheren Finger-Massage. Wie immer Ihr ergebener Bucher.

Berlin, Lützowstraße 39, den 23. September 1887. Geheimrat Lothar Bucher an Frau von Kusserow:

Meine verehrte Freundin,

Ich habe erst jetzt erfahren, wie schlecht es Ihnen ergangen ist und mache mir schwere Vorwürfe über den Ton, in welchem ich Ihnen zuletzt geschrieben habe. Während der letzten Jahre sind im Kreise meiner Bekannten mehrere Beinbrüche vorgekommen und glatt verlaufen. Frau N. in der Rauchstraße, die Ihnen wahrscheinlich bekannt ist, fiel während der Kanalisirungsarbeiten in einen Graben, brach das Bein und war nach einigen Wochen wieder auf dem Platze. Die sehr schwerfällige Schwiegermutter von Reinhold Begas fiel vor meinen Augen beim Überschreiten einer Gosse, brach das Bein und war doch auch bald wieder sichtbar. Ich rechnete, es würde mit Ihnen ebenso gehen, nahm die Sache nicht von der bedauerlichen Seite, welche sie ja auch unter den günstigsten Verhältnissen hat, und glaubte Sie längst in Bassenheim, während Sie noch in Bern an das Krankenlager und sogar an ein Schmerzenslager gebannt sind. Seitdem ich das erfahren sind meine Gedanken in herzlichster Theilnahme oft genug bei Ihnen Beiden.

Zu melden weiß ich wenig. Schlözer war hier und setzte mir zu, im Oktober auf 14 Tage nach Rom zu kommen. Ich werde mich aber schwerlich dazu entschließen, weil ich am 4. k. M. meinen Umzug zu machen und mich in die neue Wohnung einzuleben habe, auch in der Bibliothek etwas arbeiten möchte, ehe die Tage zu kurz werden. Schlözer wird immer jünger und heiterer; Radowitz aber, der auch hier war, ist seit dem Typhus zum Erschrecken gealtert. Tonsur, Näherung der Nase an das Kinn, die Gesichtshaut stramm über die Knochen gespannt, kurz ein ganz anderes Gesicht, keine Ähnlichkeit mehr mit dem Vater. Leute, die sich auf Diagnose verstehen wollen, halten ihn für sehr krank.

*) Anscheinend das Jahr 1887.

Die Hansemannsche Familie findet sich allmählig wieder zusammen. Von Gustav, dem Wiesbaden besser gethan hat als mir, habe ich eben eine Einladung zu Sonntag erhalten. Tante Emma ist auch zurück. Frau Emmchen geht aus und hat schon Neigung zum Kneipen geäußert. Der Frau von Dankelmann bekommt der Ehestand vortrefflich, sie wird blühend, runder und ihr Haar dunkler — was mich sehr interessiren würde, wenn ich Mediziner wäre. Das Haar ist entschieden nicht künstlich gefärbt und hat jetzt doch die Schattierung von Frau Schmidt, welche Letztere in Schlesien umherlaviert. Frau Marx hat die Verwegenheit, drei Treppen hoch zu ziehen.

Ihrem Gatten schicke ich eine Kleinigkeit als Lectüre und als Beweis, daß ich nicht ganz müßig gehe. Das Manuskript hatte ich schon im Mai an die Redaktion gesandt; da man mich solange auf den Abdruck warten ließ und so schlecht korrigiert hat, so werde ich auf das nächste Manuskript auch lange warten lassen.

Also mit dem herzlichen Wunsche baldiger Genesung der Ihrige Bucher.

Berlin, Derfflinger-Straße 22, den 25. Dezember 1887. Geheimrat Lothar Bucher an Herrn von Kusserow:

Lieber Kußerow,

Es ist rührend, daß Sie ein Auge für meine kleine Leselampe gehabt, in dem Geschenkbuch Ihrer guten Frau nachgeschlagen und bei allen Ihren Sorgen, Geschäften und Besorgungen Sich Zeit genommen haben mich zu bescheren! Die gewissenhafte Comtoirdame von Heßler weigerte sich, den Namen des Geschenkgebers zu verraten und gestand endlich nur soviel, daß der Auftrag von Hamburg gekommen sei. Eine stärkere Lampe mit Blender hatte ich mir selbst zu Weihnachten schenken wollen, aber den Ankauf noch nicht ausgeführt, weil die Läden in den vergangenen Tagen so überfüllt waren. Ich hätte schwerlich eine so gute Wahl getroffen. Ihre Lampe, bei der ich schreibe, wirft ein starkes Licht auf den Tisch, schützt durch den Blender die Augen und erfüllt zugleich das Zimmer mit freundlicher Helle, in welche die tyroler Gestalten der Porzellanglocke anmutend hineinschauen. Herzlichen Dank! Ich brauche nicht zu sagen, wie oft ich gestern Abend nach Hamburg und an das vorige Jahr gedacht und wie ich die Lücke mit empfunden habe, auf welcher Ihre und der Ihrigen Blicke sich begegnet haben.*) Möge das neue Jahr, ich will nicht sagen, glücklich sein, aber Ihren Kummer mildern!

In herzlicher Freundschaft Bucher.

Berlin, Derfflinger-Straße 22, den 26. Dezember 1888. Geheimrat Lothar Bucher an Herrn von Kusserow:

Lieber Freund,

Der scharfe Blick der künftigen Hausfrauen hat wohl gefunden, daß mein Teppich verschossen sei: Ich kann das nicht leugnen und wenn ich auf Damenbesuch gerechnet hätte, so würde ich längst einen neuen angeschafft haben trotz meiner Anhänglichkeit an Sachen, die mir lange gedient haben. Jetzt haben Sie mich auf so liebenswürdige Weise genötigt, mit der Gewöhnung zu brechen und den alten Teppich in das Zimmer der Haushälterin zu relegieren, die natürlich sehr glücklich darüber ist. Ihr gutes Frauchen hat offenbar eine Notiz über Hester gemacht, aber unterlassen nachzutragen, daß ich sie einmal gebeten habe, mich nicht so reich mit

*) Die erste Gemahlin Kusserows war inzwischen gestorben.

Fleisch zu nähren, sondern mir lieber statt der Kiste einen thorner Pfefferkuchen zu schenken, was sie auch in den letzten Jahren ihres Hierseins gethan hat. Bitte, lassen Sie es dabei, falls ich noch eine Weihnacht erlebe und Sie mir wieder eine Festfreude machen wollen. Mit meinem herzlichen Danke an Sie habe ich noch einen besondern an meine mütterliche Freundin zu verbinden für das zweckmäßige Tischchen, in welches sie wohl selbst die Blumen gemalt hat.

Meine Hand ist schlimmer geworden, in der That schlimmer als je. Nach Schweningers Vorschrift habe ich des Nachts ein Pflaster zu tragen, am Tage ein langes und langweiliges Sandbad zu nehmen, Gymnastik zu machen, mir selbst eine Massage zu verabreichen und außerdem im Freien Bewegung zu machen. Der Tag verzettelt sich so, daß ich nicht weiß, wo er bleibt.

Ich habe mich herzlich gefreut, daß die Feierlichkeit in Hamburg Ihnen die längst fällige Anerkennung eingetragen hat und wünsche, daß Sie im Jahre 1889 mehr Ruhe haben mögen; interessant genug wird es im Westen werden. Also Prosit Neujahr!

In herzlicher Ergebenheit Bucher.

Laubbach, den 6. August.*) Geheimrat Lothar Bucher an Kusserow:

Lieber Freund,

In einem Gespräch über englische und französische Romane äußerte neulich hier ein sachverständiger Mann, die zweiten Flitterwochen brauchten nicht solange zu dauern wie die ersten. In der Voraussetzung, daß das richtig ist, will ich nicht länger zögern, ein Lebenszeichen zu geben. Werden Sie nicht einmal den Rittersturz besuchen? und würde ich Ihnen an irgend einem Tage recht kommen? Wenn ich des Morgens eine, allerdings sehr anstrengende Gymnastik überstanden habe, so bin ich für den Tag frei. Der Ihrige Bucher.

Friedrichsruh, Mittwoch.**) Geheimrat Lothar Bucher an Frau von Kusserow:

Verehrte Gönnerin,

Wo ich stecke, hat Ihnen schon der Poststempel verrathen, und daß ich die Gelegenheit gern benützte, auf einen Tag nach Hamburg zu rutschen, brauche ich nicht zu sagen. Aber ich kann nicht wissen, ob nicht Ihre Gesundheit, häusliche Zustände, Reisen oder welche andern Umstände dagegen sprechen und bitte dringend, nicht Ihrer freundschaftlichen Gesinnung das Übergewicht zu lassen. Ich bin seit gestern Mittag hier und werde vor morgen Abend oder übermorgen früh wol nicht losgelassen werden. Also bitte nur eine Zeile, Ja oder Nein; im ersteren Falle telegraphire ich meine Ankunft. Mit herzlichen Grüßen der Ihrige Bucher.

Friedrichsruh, den 2. April 1892. Geheimrat Lothar Bucher an Kusserow:

Lieber Kußerow,

Die Fürstin, die sich gern Korrespondenz abhalst, sagte mir eben bei Tische, wenn ich an Sie schreibe, möchte ich doch ausrichten, daß sie für die Blumen und die wunderbaren Gurken sehr dankbar sei — was hiermit geschieht. Was hier publice vorgeht, erfahren Sie durch die Zeitungen, meines Erachtens nur zuviel davon; und über das Private schreibe ich nicht gern, aus verschiedenen Gründen. Den Ausschnitt aus dem „Hamburger Fremdenblatt“, früher sehr übel, habe ich

*) Der Zusammenhang ergibt die Jahreszahl 1890.
**) Das Datum fehlt.

Seiner Durchlaucht vorgelegt mit der Erwähnung, daß Sie denselben geschickt hätten. Über meine Gesundheit kann ich nicht klagen, wenn auch das feuchte Wetter zu Anfang der Woche mir in die Schreibepfote gefahren ist. Wann ich hier loskommen werde, ist noch nicht abzusehen; doch werde ich mir jedenfalls im Mai einige Ferien machen.

Herzliche Grüße an alles, was Ihnen anverwandt und unterthan ist, wie es in dem Kirchengebet heißt. Der Ihrige Bucher.

Bilder aus der Grafschaft Glatz

Von Otto Kaemmel

3. Das untere Bieletal

Für den ganzen deutschen Nordosten nahm in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Riesengebirge ungefähr die Stellung ein wie heute für Deutschland überhaupt die Alpen. Diese selbst waren damals für den Norddeutschen und vollends für den Nordostdeutschen schwer erreichbar und wurden noch wenig besucht. Als im Sommer 1833 ein sächsischer Gymnasialrektor die weite Reise nach Wien wagte mit Paßförmlichkeiten, die ungefähr den heutigen russischen entsprechen, da fiel es ihm gar nicht ein, etwa bis zum nahen Semmering vorzudringen, und noch in meiner Jugend war eine Reise aus „Ostelbien“ in die Schweiz ein außergewöhnliches Unternehmen, das Erstaunen erregte; wenn man ein Hochgebirge besuchen wollte, so ging man selbstverständlich in das ja halbalpine Riesengebirge. Das ist heute gründlich anders geworden. Heute wird in jedem Sommer Tirol und Oberbayern von Norddeutschen, vor allem von Sachsen geradezu überschwemmt, sodaß dort oft alle Gemütlichkeit völlig aufhört. Aber wenn man etwa in Leipzig die Absicht äußert, man wolle nach Schlesien, so begegnet man leicht verwunderten Blicken und Fragen, da man es ja bis München kaum viel weiter habe. Auch der preußische Hof suchte vor einem halben Jahrhundert gern sein schlesisches Gebirge auf, wo er eine Reihe anmutiger Sommersitze besaß. Jetzt sind sie wenig beachtet; an die Stelle des Riesengebirges ist Norwegen getreten, und schon der alte Kaiser Wilhelm ging, wenn er ein Bad aufsuchte, was ja ganz regelmäßig geschah, nach Ems und nach Gastein. Denn auch die zahlreichen schlesischen Bäder, die längs des Sudetenzuges liegen, finden nicht mehr die allgemeine Beachtung wie früher, und das ist wirklich schade; denn reizend in Wald und Gebirge sind sie eingebettet, Flinsberg, Warmbrunn, Salzbrunn, Charlottenbrunn und die Heilquellen der Grafschaft Glatz: Reinerz, Kudowa, Langenau, Landeck u. a. m. Nicht daß ihr Besuch abgenommen hätte, er ist im Gegenteil gestiegen, wie denn auch sehr viel für die Verbesserung der Einrichtungen geschehen ist, aber er ist lokaler geworden und geht nicht zum wenigsten von dem benachbarten russischen Polen aus, gewinnt dadurch einen internationalen Charakter. Sonst ist er wesentlich schlesisch, und wenn wir jene „östlichen“ Elemente leicht mit einem gewissen Mißtrauen betrachten, weil wir

in einer uns gegenüber westeuropäischen Völkern nicht eignen Überhebung gern meinen, da drüben finge die Barbarei an — die man übrigens den Polen gar nicht ansieht — und ganz vergessen, daß es unsre Aufgabe wäre, unsre Kulturüberlegenheit dort zur anziehenden und gewinnenden Geltung zu bringen, so ist das spezifisch schlesische „Milieu" höchst behaglich; denn die Schlesier sind im allgemeinen „nette Leute", freundlich, umgänglich, höflich, duldsam, in ihren Ansprüchen nicht übertrieben, voll Heimatliebe für ihre große schöne Provinz, die geographisch, wirtschaftlich, national, kirchlich und sozial ein Abbild ganz Deutschlands ist und in manchen Perioden der deutschen Geschichte eine entscheidende Rolle gespielt hat, aber ohne eine Spur von dem törichten Partikularismus, der das eigne Ländle immer für das beste hält, sondern von warmer Anhänglichkeit an den preußischen Staat und gute Deutsche.

Eines der entlegensten, aber vielleicht das lieblichste aller schlesischen Bäder und zugleich eine Stätte voll Erinnerungen an eine große Zeit ist Landeck. Die ganze deutsche Waldpracht der Sudeten, die dem Harz oder dem Thüringer Walde nichts nachgibt, hüllt es ein, und vom großen Weltverkehr wird es nicht berührt, denn keine Durchgangsstraße führt vorbei; während Langenau an dem wichtigen Schienenwege liegt, der von Breslau über Glatz und Mittelwalde nach Brünn und Wien führt, endet das Tal der Biele mit seinen Verzweigungen am Hohen Schneeberge, dessen abgeplattetes kahles Haupt aus dunkeln Waldmassen emporragt und die Gegend weithin beherrscht. Und an diesem Tale ist nichts slawisch als der Name des schönen Bergflusses, der weißschäumend (bjely = weiß) es durchzieht; das Tal selbst ist erst von den Deutschen der Kultur erschlossen worden, ist deutscher Kolonial- und Volksboden, wie der ganze weite Landstrich diesseits und jenseits des Gebirges. In der breiten Talsohle zwischen fruchtbaren Wiesen und Feldern, umrahmt von sanften Waldhöhen, ziehen sich die langgestreckten deutschen Reihendörfer in fast ununterbrochner stundenlanger Folge dahin: stattliche Bauernhöfe fränkischer Anlage, mit schmucken Blumengärtchen unter breitwipfligen Linden, dazwischen die kleinen Ansiedlungen der Häusler und gewöhnlich in der Nähe der Kirche ein Schloß mit Park, oder wenn das Dorf besonders groß ist, mehrere dieser für Schlesien charakteristischen Adelssitze, zuweilen im modernen Aufputz, häufiger in den schlichten Formen des Klassizismns. Gelegentlich steht etwas abseits von der Straße in herrschaftlicher Zurückgezogenheit ein umfänglicher, besonders großer Hof, der doch kein Schloß ist; das ist dann der alte Sitz eines der „Freirichter" des Glatzer Landes. Denn als die Herren des böhmischen Adels, die hier einst herrschten, seit dem dreizehnten Jahrhundert deutsche Bauern ins Land riefen, um den Waldboden zu roden, da vertrauten sie die Gründung eines neuen Dorfes einem Unternehmer, einem Lokator an, der die Ansiedler als freie Männer warb, ihnen ihre großen fränkischen Waldhufen vom Hofe nach der Flurgrenze zumaß, für sich selbst ein größeres Gut erhielt und auf diesem die Schankgerechtigkeit, Gerichts- und Polizeigewalt im Namen des Grundherrn erblich ausübte.

Diese „Freirichter" des Glatzer Landes bildeten eine Art bäuerlicher Aristokratie, schlossen sich mit den ähnlich gestellten Erbvögten der Städte zu einem Verbande zusammen, dessen Rechte zuerst 1337 vom Landesherrn bestätigt wurden, erlangten schließlich die Standschaft im Glatzer Landtage und traten hier und da, besonders wenn sie Lehngüter erwarben, auch zum Adel über, worauf sie sich dann nach ihren Dörfern nannten. Umgekehrt erwarben auch Adel und Städte Richtergüter, aber der Stand erhielt sich, und die

Dörfer tragen noch die Namen ihrer Begründer, wie so häufig im kolonialen Deutschland.

Da liegt gleich am breiten offnen Eingange des Bieletals von Glatz aus das große Eisersdorf (Isenrichesdorf), das drei Herrschaften gehört und ein prächtiges neues Schloß (des Herrn von Löbbecke) in moderner Renaissance besitzt; weiter hinauf folgt das langgestreckte Ullersdorf (Ulrichsdorf) mit seinen Adelshöfen, dem Ober- und Niederhof, die den Grafen Oppersdorf und Magnis gehören. Die jetzigen Grafen von Magnis sind eins von den landfremden Geschlechtern, die im Dienste der Habsburger heraufkamen und durch kaiserliche Gunst in deren deutschen Ländern Grundbesitz erwarben, besonders während des Dreißigjährigen Krieges, der den einheimischen Adel zum großen Teil entwurzelte und aus der Heimat trieb. Schon unter Karl dem Fünften hatte sich Franz von Magnis aus Mailand hervorgetan; hundert Jahre später wurde sein gleichnamiger Nachkomme, der sich während des großen Krieges als Diplomat und Soldat ausgezeichnet hatte, von Kaiser Ferdinand dem Zweiten 1636 zum Reichsgrafen erhoben. Durch ausgedehnten Grundbesitz in Mähren und in der Grafschaft Glatz verwuchs das immer gut katholische Geschlecht fest mit dem Lande und ging mit Schlesien 1742 unter preußische Herrschaft über. Aber wie sich ganz Schlesien dieser sehr bald ehrlich und eifrig anschloß, so auch die Grafen Magnis, obwohl ihr Grundbesitz zum Teil in Mähren lag und liegt. Ihr schlesischer Hauptsitz wurde eben Ullersdorf. Hier baute Graf Alexander, der es 1794 kaufte, das obere Schloß dicht an der rauschenden Biele, inmitten eines Gartens, ein einfaches einstöckiges Herrenhaus mit einem turmartigen Aufbau an der dem Flusse zugewandten Schmalseite, dessen schmucklose Front in der Mitte durch einen flachen klassizistischen Giebel über vier Halbpilastern unterbrochen wird; ein älteres Tor aus der Barockzeit bildet gegenüber dem Mittelbau den Eingang zum Garten, rechts steht eine Pietà aus derselben Zeit. Die ausgedehnten Wirtschaftsgebäude zur Linken mit der stattlichen Wohnung des Güterdirektors, der wie überall bei den schlesischen Magnaten ein gar großer Herr ist und auch die mährischen Güter (Straßnitz und Prerau) verwaltet, verhüllen dichte Strauch- und Baumgruppen. In der Nähe des Schlosses erhebt sich, wie gewöhnlich in diesen Dörfern, die in ihrer Grundlage uralte, schon 1384 erwähnte große Kirche, in ihrem jetzigen Bestande ein Neubau im gotischen Stil, im Innern farbig dekoriert, in der Apsis mit zwei Freskobildern aus dem Leben Johannes des Täufers, im Querschiff mit zwei reichen Altären zwischen Marmorsäulen geschmückt, Stiftungen der Gutsherrschaft. Hier hat einst als Pfarrer Joseph Kögler gewirkt, der Gründer der glatzischen Geschichtsforschung (gestorben 1817). Die Bevölkerung ist, wie überall in der Grafschaft, in ihrer Masse katholisch, doch gibt es seit 1882 auch ein evangelisches Schul- und Bethaus. Auf dem an die Kirche anstoßenden Friedhofe hat sich die Patronatsherrschaft auch ihre schöne romanische Grabkapelle aus farbigem Marmor errichtet, von deren Portal ein Engel in Bronze über dem Spruche „Friede sei mit Euch“ herabgrüßt. Zahlreiche stattliche Grabmale verraten den Wohlstand des Ortes, über den, wie so häufig in Schlesien, die adliche Grundherrschaft einen Schimmer höherer Kultur verbreitet, den man hier kaum erwartet, und der sich auch in dem großen, ganz städtischen Gasthofe nahe dem Schlosse ausspricht. Daß diese Familien ihrem Volke vorangingen, wo es galt, dafür zeugen charakteristische Denkmäler, die ebenfalls auf Alexander Magnis zurückgehn. In dem nicht ausgedehnten, aber durch herrliche alte Bäume und einen dunkeln stillen Teich mit gelben

Seerosen ausgezeichneten Schloßpark, zu dem jenseits der Straße ein eiserner Steg über die Biele führt, erhebt sich eine Art von offner Tempelhalle mit der Front dem Haupteingange zugekehrt: über vier ionischen Säulen und dem leichten Gebälk, das sie tragen, zeigt ein weißes Flachrelief auf rotem Grunde in der Mitte einen runden Altar mit einem L, von rechts und links je sechs auf ihn zuschreitende Gestalten, die Gefäße und Schmuckkästchen, darunter eine Schale mit acht goldnen Kugeln, darbringen, das Ganze eine Huldigung für die Königin Luise. Auch das mit zarten Farben ausgemalte Innere der länglich viereckigen Halle scheint die Idee des Opfers zu symbolisieren: zwei brennende Dreifüße an jeder der drei Wände mit einer griechischen Lampe darüber. Denn Graf Magnis, ein warmherziger Patriot, stand durch seine Vermählung mit einer Schwester (Luise) des Grafen Friedrich Wilhelm von Götzen, des heldenmütigen Verteidigers von Glatz 1806/07, die ihm die Herrschaft Eckersdorf (zwei Stunden nördlich von Glatz) zubrachte, mit diesen Kreisen in Verbindung und brachte, wie so viele Mitglieder des schlesischen Adels, große Opfer für die Sache des Vaterlandes. Auch noch ein andres Denkmal hat er der Königin errichtet. Auf der grünen „Au", zu der vom Herrenhause aus eine Allee alter Linden führt, erhebt sich auf einem Marmorsockel über vier Kanonenkugeln ein 25 Meter hoher, gußeiserner Obelisk, das erste große Gußwerk aus der oberschlesischen Eisenhütte von Malapane, in der Sonne glitzernd von kristallinischem Gefunkel. Er erinnert an den Besuch der Königin in der Zeit, wo sie auf der Höhe des Glücks zu stehn schien, am 22. August 1800 und wurde am 10. März 1802, ihrem Geburtstage, eingeweiht. Die Inschrift auf dem Sockel redet in dem etwas sentimentalen Tone der Zeit den Obelisken gewissermaßen an: „Denkmal ihrer Gegenwart, trotze der Zeit, und zeuge von unserer Freude bey künftigen Geschlechtern. Das Andenken ihrer Tugenden geht mit unseren Geistern zur Unsterblichkeit über. Erz und Marmor vergehen, die Liebe ist ewig." Aber die darin ausgesprochne Gesinnung war echt. So anspruchslos diese Denkmale sind, sie zeugen von einer uns innerlich recht fern gerückten Zeit, die besaß, was wir entbehren: sie hatte ihre festen sittlichen und künstlerischen Ideale und glaubte an sie.

Mit Ullersdorf, der größten Siedlung des untern Bieletals, hängt der nächste Ort, Kunzendorf, unmittelbar zusammen. Auch hier ragt aus den dichten Wipfeln eines großen, nur etwas verwilderten Parks über der Biele das langgestreckte Ziegeldach eines ansehnlichen Herrenhauses hervor, das seine Front mit einem viereckigen Turm in der Mitte nach der entgegengesetzten Seite dem Hofe zukehrt; nicht weit davon erhebt sich auch hier die Kirche auf felsigem Ufer des Flusses. Ihr Ursprung reicht bis in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zurück, denn die Pfarre Kunzendorf wird schon 1269 erwähnt. Das große Dorf gehörte mehreren Herrschaften und wechselte nicht selten seine Besitzer. An die jetzigen Eigentümer, die Grafen von Chamaré, kam es durch eine Verschwägerung von den Grafen von Schlabrendorf. Im Sommer 1813, als die königliche Familie während des Waffenstillstandes in Landeck verweilte, bewohnten die königlichen Prinzen Schloß Kunzendorf, und hier wurde am 3. August auch der Geburtstag des Königs Friedrich Wilhelm gefeiert.

Die schöne, von stattlichen Ahornbäumen beschattete Straße läßt das nächste Dorf Raiersdorf (alt Reichardsdorf), das schon 1384 eine selbständige Pfarre bildete, weit links am Fuße des Hutberges liegen. Indem sie sich aus den Häusern herauswindet, steigt sie langsam an und gewährt einen freien

Überblick über die anmutige Landschaft, die sich rasch zu größerer Meereshöhe erhebt. Dunkel bewaldete Bergzüge begrenzen den Blick im Osten und Südosten, und am südöstlichen Horizont steigt der Hohe Schneeberg auf. Heutzutage ist die Straße wenig belebt, denn die Eisenbahn, die ihr im ganzen parallel läuft, aber sie oft auch schneidet, hat seit 1897 den größten Teil des Verkehrs an sich gezogen. Nette Stationsgebäude in einem dem Gebirgscharakter der Gegend angemeßnen einfachen Stile ermöglichen die Benutzung für jedes Dorf. Eine Industrie aber haben sie bis jetzt nicht ins Tal gezogen; nur in Eisersdorf besteht eine große Spinnerei; sonst sieht man keine qualmenden Fabrikessen, nur Kalköfen, runde oder viereckige, turmartige Steinbauten an einem Höhenrande, die aber jetzt nach der Erschöpfung des leicht zugänglichen Materials meist nicht mehr im Betriebe sind. Im ganzen ist der alte rein landwirtschaftliche Charakter des Bieletals bis heute zum Glück erhalten geblieben.

4. Landeck

Eine lange Reihe von Wagen verkündet dem Ankömmling auf dem Bahnhofe Landeck die Nähe eines vielbesuchten und belebten Ortes. Dieser selbst ist hier nicht sichtbar; denn die Stadt Landeck liegt etwas tiefer, und noch weiter zurück, schon von Waldbergen umschlossen, etwa zwei Kilometer vom Bahnhofe das Bad Landeck. Die üblichen Berge von Gepäck werden ab- und aufgeladen, dann rasseln die leichten Wagen in dichter Folge staubaufwirbelnd die Straße einwärts. Landeck ist der Typus einer schlesischen Kleinstadt, am linken Ufer der rauschenden, hier ziemlich breiten Biele in regelmäßiger Anlage um den großen viereckigen „Ring" gruppiert, mitten darauf das auffallend stattliche Rathaus in moderner Renaissance, mit einem Turm, davor eine barocke Mariensäule, die Häuser teilweise unter barocken Giebeln mit gewölbten Laubengängen dem Platze zugekehrt, in der Nähe die große Pfarrkirche. Alles das sieht viel jünger aus, als Landeck tatsächlich ist, jedenfalls eine Gründung des dreizehnten Jahrhunderts, denn die Stadt tritt schon 1325 hervor, die Pfarre 1336, und 1357 bestätigte ihr der Landesherr, Herzog Bolko von Münsterberg, einer der Piasten, alle Rechte und Privilegien, die Stadt hatte also die übliche selbständige Gemeindeverwaltung. Der Dreißigjährige Krieg spielte ihr übel mit; ein Bauernaufstand in der Umgegend mußte 1622 von kaiserlichen Truppen niedergeschlagen werden, und 1645 und 1647 plünderten auch hier schwedische Kriegsvölker. Schließlich zerstörte eine Feuersbrunst 1739, also kurz vor dem Ende der österreichischen Herrschaft, den größten Teil der Stadt und mit dem Rathause auch das Archiv. Aber die Gunst der Lage brachte sie immer wieder empor. Denn sie liegt an der Stelle, wo die Biele aus dem Gebirge heraustritt und scharf nach Westen umbiegt; hier sammelte sich also der Verkehr aus dem ganzen obern wald- und ehemals auch erzreichen Gebiete des Flusses, und mehrere Paßübergänge führten von jeher über das hohe Grenzgebirge nach Schlesien hinein, die Biele und ihr felsiges Bett auf einer malerischen, altersgrauen hochaufsteigenden Steinbrücke überschreitend, auf der der böhmische Brückenheilige Johannes Nepomuk steht. Aber die Hauptquelle ihres Wohlstandes wurde der große Waldbesitz im Osten der Stadt, der „Landecker Forst", den die Stadt um 1500 von den Landesherren gegen einen geringen Jahreszins erwarb, eine Fläche von 865 Hektar, und da sie später noch manches hinzukaufte, so verfügt sie heute über einen höchst wertvollen Grundbesitz von etwa 1000 Hektar.

Dieser prächtige Hochwald ist eine der wichtigsten Grundlagen für das Aufblühen des Bades Landeck, das ebenfalls der Stadt gehört. Die Straße führt zunächst dicht an der Biele hin, vorüber an der neuerbauten kleinen evangelischen Kirche am östlichen Ende der Stadt, die mit dem reizenden grünumsponnenen Pfarrhause und dem Friedhofe dazwischen unter hohen Bäumen ein anmutiges Idyll darbietet. Dann teilt sie sich. Der eine Zweig überschreitet auf der „Schlösselbrücke" die Biele und führt nach dem eigentlichen alten Badeort Landeck, der zur Rechten bildet den Zugang zu dem neuen dazu gehörenden reizenden Villenorte Ober-Talheim. Am rechten Ufer des Flusses steigen die Anlagen des Badeortes auf rasch sich erhebendem Gelände auf, unten die Hauptstraße längs seines Ufers, dann der Kurplatz mit dem neuen Kurhause, darüber eine zweite parallel laufende Straße. Man kann die verschiednen Bauperioden gewissermaßen ablesen. Natürlich hat sich die ganze Anlage an die alkalischen, schwefelwasserstoffhaltigen Quellen angeschlossen, die hier in einer Wärme von 20 bis 28,5 Grad Celsius mit bläulich-grünem klarem Wasser aus den Gneisspalten des Felsengrundes reichlich emporquellen. Manche sind wohl schon im Mittelalter benutzt worden, nachweislich am frühesten die Georgenquelle, die oberste, über der alten Straßenbrücke, die hier den eigentlichen Kurort mit Ober-Talheim verbindet und die Biele weiter aufwärts führt. Ihren Namen erhielt sie nach dem Herzog Georg von Münsterberg (1498 bis 1501); ursprünglich im Privatbesitz, ging sie 1572 durch Kauf an die Stadt Landeck über. Der jetzige schlichte Bau hat seine Gestalt in der klassizistischen Blütezeit von Landeck erhalten. Aus der Barockzeit stammt die hoch darüber liegende kleine Rundkapelle zu St. Georg unter dem schattigen Laubdach alter Linden. Wesentlich später, 1622, wurde eine zweite Heilquelle weiter abwärts am Ausgange des Seitentales entdeckt, das hier von rechts in die Biele mündet, die „Marienquelle". Seit 1637 war sie Eigentum des Grundherrn von Ober-Talheim, Sigismund von Hoffmann, der 1678 hier eine Badeanstalt baute, an der Biele dicht an der Brücke das sogenannte Schlössel (jetzt Gasthof) und darüber die Kapelle zu Unser Lieben Frauen von Einsiedeln, die barocke Marienkapelle, die heute aus dichtem Baumwerk hervorlugt. Sein Enkel Leopold verkaufte 1735 das Marienbad, 1736 das Rittergut Ober-Talheim an die Stadt Landeck. Heute ist von jenem alten Bau nichts mehr übrig; über der Marienquelle erhebt sich seit 1880 ein imposanter Bau, das schöne Werk des Architekten Völkel aus Neiße: in der Mitte über dem Schwimmbassin eine hohe Kuppel, von der vier Kreuzarme ausgehn, zwischen ihnen im weitern Kreise die Räume für die Badezellen und Gastwohnungen, alles in geschmackvoller Renaissance mit reichlicher Verwendung des schlesischen Marmors, der besonders den innern kreisrunden Mittelraum zur schönsten Wirkung bringt. Aus dem alten Bau ist nur noch die Wanne übrig, die Friedrich der Große 1765 benutzte. In der Nähe sind später noch mehrere andre Quellen entdeckt und im Steinbade gegenüber dem Marienbade zusammengefaßt worden, das 1847 bis 1849 erbaut und auch für Moorbäder eingerichtet worden ist. Mit einer anmutigen Bogenhalle öffnet es sich nach schattigen Anlagen. Etwas früher, 1842, ist die einfache aus Holz errichtete Albrechtshalle hinter der Georgenkapelle als Wandelbahn entstanden. Wenige Schritte von diesen ältern Bädern erhebt sich an der Straße nach Jauernig als jüngste Anlage das Militärkurhaus von 1865.

Zwischen diesen Badehäusern und in ihrer unmittelbaren Nähe hat sich der alte Kurort in mehrern parallelen Straßen und einigen Quergassen auf

ansteigendem Terrain angesiedelt. An der obersten liegen die ältesten Gasthöfe und Logierhäuser: beim Steinbade die Krone, eine alte Anlage um einen großen Hof mit offnen Holzgalerien, die Hintergebäude noch unter grauem Schindeldach, gegenüber das jüngere Deutsche Haus, weiterhin das Haus Kaiser Alexander, ein ansehnliches echt klassizistisches Gebäude mit den heute wieder beliebten dicken Girlanden über Türen und Fenstern, endlich das schlichte Königshaus unter breitem Dache nach Schweizerart, beide gewissermaßen historische Denkmäler, denn in diesem wohnte Friedrich Wilhelm der Dritte vom 2. Juli bis 17. August 1813, jenes erinnert an die Zeit preußisch-russischer Bundesgenossenschaft und an Kaiser Alexanders Anwesenheit, der am 2. August jenes ereignisreichen Jahres hier eintraf. Aus derselben Zeit stammen in der Nähe des Georgenbades der Weiße Löwe, der Anker u. a. Gasthöfe mit von alters her gebräuchlichen Namen. Auch das alte Kurhaus, der sogenannte Luisensaal, ist damals erbaut worden, ein langgestrecktes einfaches Gebäude ohne alle äußere Architektur und völlig schmucklos, ein Erdgeschoß, ein einziges Stockwerk und darüber noch ein zweites niedrigeres mit kleinen Fenstern, die aber beide demselben Innenraume, dem eigentlichen Luisensaal angehören, davor eine hölzerne Veranda. Zu diesem Hause hat Königin Luise den Grundstein gelegt, als sie im August 1800 hier verweilte, nachdem sie das Riesengebirge besucht und die Schneekoppe bestiegen hatte, wo sie sich „erhoben über die Erde, Gott näher" fühlte. Es ist, als ob man die Königin im lang herabfließenden schlichten Gewande in diesen einfachen Räumen wandeln sähe; so sehr entsprach die damalige Mode dieser schmucklosen Architektur, die nur die Schönheit einfacher Linienführung kannte und von dem Prunk des Barockstils nichts mehr wissen wollte. Es ist derselbe Eindruck, den wir im Goethehause zu Weimar haben; so simpel und anspruchslos wie dieser Dichterfürst wohnt heute kein Dichterling mehr, und das alte Kurhaus der Königin Luise ist jetzt ein unscheinbares Anhängsel des neuen stolzen Kurhauses, das sich im rechten Winkel daranschließt und die ganze östliche Langseite des Kurplatzes einnimmt mit ausgedehnten Gesellschaftsräumen und Lesezimmern und einer luftigen breiten Veranda längs der ganzen Front. Eine Bronzebüste des Kaisers Wilhelm darunter in der Mitte bezeichnet die Zeit seiner Entstehung. Die tiefer gelegne Häuserreihe gegenüber an der andern Langseite des Kurplatzes bietet Kauflustigen in zahllosen Buden alles, was das Herz begehrt: neben Badebedürfnissen und dem üblichen Allerweltstand von Andenken, Postkarten, Bildern u. dgl. die Erzeugnisse der Glashütten, der Porzellanfabrikation, der Leinwand- und Spitzenindustrie Schlesiens. Es sind meist Filialen von Breslauer Geschäften, die hier ihre Waren feilbieten.

Auch das ist ein Erzeugnis der neuern Zeit. Diese hat dem Kurorte überhaupt eine ganz andre Gestalt gegeben; ein neues Landeck hat sich um den alten Kern angesetzt. An den Höhen empor bis zum Bergwalde hinauf klimmen zahlreiche moderne Villen und Logierhäuser, von Gärten umgeben, und gegenüber jenseits der Biele auf dem rechten Ufer ist auf dem Grunde des alten Dorfes Talheim seit dem Ende der siebziger Jahre im Anschluß an die Wasserkuranstalt Talheim (1878) eine ganze schmucke Villenkolonie entstanden, die sich immer mehr ausbreitet. Daß man in Landeck auch auf zahlreiche „östliche" Besucher rechnet, zeigen schon die Namen einzelner Häuser: Villa Ostrowicz, Villa Pologne, Villa Osada, und auch jüdischer Zuzug wird erwartet: die Aurora wird Interessenten durch das Wort koscher empfohlen, und die „Villa Goldstücker" verheißt „rituelle Küche". Die Lesehalle des Kur-

hauses bietet auch polnische Zeitungen, das Slowo, den Dziennik Poznanski, und die kleine Buchhandlung an der Brücke legt mit Vorliebe revolutionäre russische Literatur aus. In der Tat hört man während des Augusts auf den Promenaden und auf dem Kurplatze ebensoviel polnisch und russisch sprechen wie deutsch.

So findet sich eine stark internationale Gesellschaft auf dem Kurplatz im Schatten der mächtigen alten Waldbäume zusammen, die ihm charakteristisch sind, offenbar Reste des Waldes, der einst hier gestanden hat, nicht erst später hier angepflanzt: hundertjährige hohe Ahornbäume, Fichten, Tannen, eine ganze Allee von hochstämmigen Lärchen. Wenn die Kurmusik spielt, abwechselnd nachmittags und abends, oder gar das beliebte Musikchor der wackern schlesischen Füsiliere Nr. 38 Graf Moltke aus Glatz, dann entfaltet sich hier ein buntes Gewimmel: elegante duftige Sommertoiletten, Hüte von oft abenteuerlichen Gestalten bei Weiblein und Männlein, dazwischen die Uniformen des deutschen Heeres und besonders des sechsten Armeekorps, Kadetten aus Wahlstatt mit den gelben Achselklappen, aber auch grauröckige „Afrikaner" mit gebräunten, oft leidenden Zügen, die zur Kur hier sind und nicht zum Vergnügen, wie offenbar so viele andre Leute. Das alles flaniert in buntem Strome auf dem Hauptwege zwischen den Tischen hin und her, den Klängen der Musik lauschend, plaudernd, lachend, „flirtend", beobachtend, sorglos, seelenvergnügt. Am frühen Morgen sammelt sich das wirklich die Kur benutzende Publikum in den schönen Anlagen hinter dem Marienbade um den Musikpavillon und genießt hier zugleich von diesem etwas erhöhten Terrain aus anmutige Ausblicke in die Umgegend hinaus: auf das Städtchen Landeck inmitten der freundlichen, blühenden Landschaft, auf die langgestreckten Bergzüge dahinter, auf den Hohen Schneeberg und nach der andern Seite auf das östliche Grenzgebirge nach Schlesien hin, zu dem eine prächtige Straße in langen Kehren emporsteigt.

(Schluß folgt)

Reifezeit

Roman von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

Jetzt sind acht Tage verstrichen, daß Dolly in der Goldnen Gans wohnt, und sie kennt Bärenburg besser, als ich es jemals gekannt habe, und wundert sich, daß ich dieses und jenes nicht weiß. Sie weiß, daß die medizinische Fakultät hier sehr aufgeregt über Doktor Roland und über seine neuen Heilmethoden ist, und sie hat in Erfahrung gebracht, daß der Geheime Medizinalrat im Ministerium war, um Roland von hier wegzubringen. Aber der Minister hatte schon selbst zweimal an Roland geschrieben und wird nächstens auf einige Wochen in der Goldnen Gans wohnen. Dolly weiß noch viel mehr, und sie unterhält sich hier ausgezeichnet. Sie hat schon auf Schloß Wieden einen Besuch gemacht und hat von dort allerlei Neuigkeiten mitgebracht, die sie mir sehr gern erzählen

möchte. Aber mein Sinn ist in diesen Tagen nicht sehr nach Klatsch und ähnlichen Dingen.

Vorgestern wurde mir unter Kreuzband eine Zeitung aus Süddeutschland geschickt, deren Namen ich nicht einmal kenne. Ich legte sie neben mich, weil ich gerade meinem Manne Tee bereitete, und dieser griff danach und las einen rot angestrichnen Satz. Und dann wurde er totenblaß und ging leise aus dem Zimmer. Mir war seine Verstörtheit noch nicht klar geworden. Ich faltete das Blatt auseinander und las einen überaus hämischen Angriff auf Walter. Es handelte sich um die Vorträge, die er in den verschiednen Städten Süddeutschlands gehalten hatte, und die der ungenannte Artikelschreiber für unwissenschaftlich und für ein elendes Machwerk erklärte. Es ist eine bedauerliche Erscheinung der Jetztzeit, so ungefähr lautete der Schluß, daß es Universitätslehrer gibt, die die hehre Wissenschaft zum niedern Broterwerb herabwürdigen. Herr Professor Weinberg soll mit diesen Vorträgen ein sehr gutes „Geschäft" machen. Da er in schlechten Vermögensverhältnissen sein soll, wollen wir ihm den Beutel mit Geld gönnen, aber wir wollen doch zugleich den Wunsch daran schließen, daß er seine kümmerliche Weisheit auch nicht noch als Buch auf den Markt wirft.

Ich ging in Walters Zimmer. Da saß er in seinem Arbeitsstuhl vorm Fenster und sah in den dunkelnden Garten. Von draußen kam eine regenschwere, laue Luft herein, und im Busch jubelte die Nachtigall, über die wir uns schon gestern gefreut hatten.

Ich legte ihm die Hand auf die Schulter. Walter, du wirst dich nicht um den abscheulichen Angriff bekümmern? Er kommt von Professor Müller, und ich trage die Schuld. Ich hätte ihn zur Fürstin Monreal bringen sollen und ihm nicht alles sagen dürfen, was er wissen wollte. Aber ich ahnte nicht, daß es so gemeine Menschen gibt.

Walter antwortete nicht gleich. Dann sagte er ruhig:

Ich will versuchen, mich nicht zu ärgern, und du darfst es auch nicht tun. Aber es ist ein Angriff, den ich eigentlich zurückweisen muß.

Die ganze Nacht hat mein Mann dann am Schreibtisch gesessen und hat an einer Erwiderung gearbeitet, und gegen Morgen habe ich ihn dann ohnmächtig gefunden. Dann schickte ich zu Doktor Roland, der gleich gekommen ist.

Der Professor hat ein schwaches Herz! sagte er mir nach einer genauen Untersuchung. Er darf sich nicht überanstrengen, und er darf keinen Ärger haben. Lassen Sie ihn ruhig dahinleben, ohne Arbeit, mit viel Ruhe. Dann wird es schon wieder gut werden.

Soll er reisen? fragte ich, und Roland schüttelte den Kopf.

Ich bin nicht fürs Reisen; höchstens für einen stillen Landaufenthalt, wo er nichts zu tun hat und möglichst allein ist.

Dolly kam bei dieser Unterredung hinzu und bot Falkenhorst als Erholungsstätte an. Walter hatte Neigung dazu; er kennt Falkenhorst gut von früher her, und er hat immer viel von Bernd gehalten. Die beiden Herren werden gut miteinander auskommen und sich nicht im Wege sein. Dolly war von diesem Plan begeistert und auch davon, daß ich hier bleiben muß. Denn Haralds Schule beginnt wieder in den nächsten Tagen, und ich kann ihn doch nicht allein hier lassen.

Doktor Roland sagt, daß diese Herzschwäche über kurz oder lang doch gekommen wäre. Ich brauche also den Professor Müller mit seinem abscheulichen Artikel nicht allein für dieses Unheil haftbar zu machen. Aber ich tue es doch.

* * *

Es ist jetzt Ende Mai, und die Welt ist sehr schön geworden. Wir sitzen die meiste Zeit im Garten, und Dolly ist entzückt von unsrer Gegend. Sie ist frischer, als ich sie seit Jahren gesehen habe, und auch Lita ist ein ganz nettes kleines Mädchen geworden. Sie wird aber auch hier in die Schule genommen. Minchen stellt sie als Aufsicht für ihre kleinen Schwestern an und teilt Püffe aus, wenn Lita nicht parieren will. Die älteste kleine Roland ist herrschsüchtig, und ihr Vater freut sich schon auf die Zeit, wenn sie ihm die Leitung der Klinik abnehmen kann.

Vorher sollten Sie Minchen aber etwas Ordentliches lernen lassen, meinte ich, und er lacht unbekümmert:

Vor acht Jahren soll sie mir nicht mit den Weisheiten verdorben werden. Dann kann sie noch genug lernen.

Es mag sein, daß er Recht hat; im übrigen hat Minchen schon lange von selbst lesen gelernt und durch Harald eine ganze Menge Dinge in sich aufgenommen, die andre Kinder erst viel später wissen. Ich will mich auch nicht mit dem Doktor streiten. Ich bin ihm dankbar; er hat Walter eine ausgezeichnete Medizin gegeben, sodaß dieser schreibt, er fühlte sich wohler als seit vielen Jahren. Er ist seit drei Wochen auf Falkenhorst, und der Aufenthalt bekommt ihm ausgezeichnet. Doch ich muß über den Ausdruck grübeln, daß Walter sagt, daß er sich seit vielen Jahren nicht so wohl gefühlt habe wie jetzt. Wir sind doch Mann und Frau, und ich habe immer gemeint, daß Walter sich im ganzen wohl befände. Ich muß schlecht auf ihn acht gegeben haben. Dolly tröstet mich bei diesem Gedanken.

Ich weiß niemals, ob Bernd sich wohl befindet oder nicht. Männer sind komisch. Wenn ihnen der kleine Finger weh tut, dann machen sie viel Wesens davon und das ganze Haus ungemütlich; aber wenn ihnen etwas Ernsthaftes fehlt, dann wird es einem erst gesagt, wenn es beinahe zu spät ist. Nur wenn sie ewig kränkeln, dann hat man ewige Not. Ich denke an Bodild Monreal, die ja nicht aus dem Pflegen herauskommt. Ich bin neulich mal dagewesen, da habe ich den Fürsten nicht gesehen und Bodild nur einen Augenblick. Sie sah sehr schlecht aus und müßte vielleicht etwas für sich tun. Aber wenn der Mann krank ist, dann bleibt keine Zeit für die Frau.

Ich freue mich immer, wenn Dolly kommt, und auch wenn sie geht. Denn dann habe ich die Empfindung, daß ich ihr nun lange genug zugehört habe. Sie kommt auch nicht alle Tage, schickt aber Lita mit großer Regelmäßigkeit. Und da sich die Kleine in die Rolands gefunden hat und meinen Harald sehr liebt, so strahlt sie schon übers ganze Gesicht, wenn sie in unsern Garten tritt.

Harald macht mir Sorge. Herr Külpe ist nicht unzufrieden mit ihm, aber er hat noch über ihn dasselbe Urteil. Seine Leistungen sind ungleichmäßig, manchmal gut, und dann wieder schlecht. Besonders das Lateinische wird ihm zuzeiten so schwer, daß es den Anschein hat, als könnte er keine Vokabel. Und dann macht er in der Klasse ganz erträgliche Extemporalien.

Vor einigen Tagen erhielt ich einen Brief von der Frau Bäckermeisterin. Sie ist um Weihnachten krank gewesen, deshalb hat sie solange mit dem Dank für das Muttergottesbild warten müssen. Und hat sich doch so über alle Maßen gefreut. Die Muttergottes hat sie auch wieder gesund gemacht, zusammen mit der großen Freude, daß ich sie nicht vergessen hätte. Und sie hoffte, daß wir alle in Gesundheit lebten und im nächsten Jahre wiederkehren möchten. Der Brief war nicht ganz richtig geschrieben. Aber Harald und ich freuten uns sehr über das Lebenszeichen von der guten Frau. Mein Junge konnte sich den Brief nicht

oft genug vorlesen lassen. Am liebsten wäre er gleich wieder nach Virneburg gefahren, und er versicherte, daß er zu den Sommerferien hinreisen müßte.

Ich kann auch allein hinfahren, Mutterlieb, versicherte er. Ich fahre bis Köln und dann geht es auf der Eisenbahn weiter. Ach ich hab es mir wohl gemerkt, und warum kann ich nicht allein reisen? Ich bin ein großer Junge.

Was willst du allein in Virneburg? erkundigte ich mich, und Harald richtete seine Augen in die Ferne.

Dann will ich allein in die Berge gehn und darüber nachdenken, wie viele Menschen hier schon gegangen sind. Und sie haben alle ihre Mühe gehabt und alle ihre Schmerzen. Und nun sind sie tot und brauchen sich nicht mehr zu fürchten.

Du hast es doch auch nicht nötig, dich zu fürchten, Harald.

Mein Junge sprach weiter:

In den Bergen ist es besser als hier, Mutterlieb. Da braucht man keine Arbeiten zü machen und immerzu an Aufgaben zu denken und ob man auch zu spät in die Schule kommt.

Aber Harald! Möchtest du wirklich nichts lernen und immer dumm bleiben? Bist du so träge, daß du dir gar keine Mühe geben magst? Denke doch daran, wie fleißig dein Vater gewesen ist, und du willst ihm keine Freude machen?

Papa soll ja ziemlich unwissenschaftlich arbeiten, murmelte mein Junge. Albert Köhler, der Sohn vom Historiker — Ich ließ ihn nicht ausreden. Man soll seine Kinder nicht im Zorn strafen; aber ich habe Harald die erste Ohrfeige seines Lebens von Mutterhand gegeben.

5

Der Sommer ist in diesem Jahre ganz besonders reizend. Unser ganzer Garten steht voll Rosen, und die Obstbäume haben so reich geblüht wie noch nie. Minchen Roland freut sich auf die Äpfel, die sie bei uns pflücken will, und Lita Falkenberg verspricht ihr noch ganz besondre Sorten, wenn sie mit ihr nach Falkenhorst kommen will. Die beiden kleinen Mädchen sind sehr gute Freundinnen geworden, und Linchen und Stinchen spielen weiter ihre Rolle als Statisten. Sie lachen, wenn die größern Mädchen lachen, und verhalten sich in ehrerbietigem Schweigen, wenn sie merken, daß es von ihnen erwartet wird. Ich könnte schon nicht mehr ohne die kleine Rolandsgesellschaft sein, und es ist mir sehr recht, daß ich noch immer bei ihnen die Schuld der Dankbarkeit abtragen muß, obgleich es mir natürlich leid tut, daß Frau Roland seit einigen Wochen zu Bett liegt und vorläufig wohl nicht wieder aufstehn wird.

Der arme Fred! Zu ihm strömen die Menschen, weil sie in ihm einen Zauberer vermuten, und er kann seine eigne Frau nicht wieder gesund machen. Allerdings sagt man, daß sie nicht gesund werden will. Dolly erzählt mir dies „man sagt". Sie sitzt in der Goldnen Gans umringt von Pilgern, die Doktor Roland konsultieren wollen, und jeder weiß etwas andres. Mir ist es wie ein Wunder, daß Rolands Name so schnell bekannt geworden ist, und daß es so viel Krankheit in der Welt gibt. Die Goldne Gans ist um diese Zeit des Jahres noch nie so voll gewesen, und sie beginnt schon ihre Gäste in Privathäuser auszuquartieren. Dolly wird täglich wohler und schwört auf den neuen Doktor, und so wie ihr, so ergeht es vielen andern. In einigen ausländischen Zeitungen soll auch schon auf Bärenburg als den Aufenthalt von Doktor Roland hingewiesen werden, und wenn dieser Zuspruch so weiter geht, wird Fred Roland sicherlich bald mit seinem eignen Wagen fahren können. Inzwischen geht das Leben an der Universität weiter; für meinen Walter hat ein Außerordentlicher die Vorlesungen

übernommen, und ich freue mich, daß mein Mann wirklich einmal ausspannt. Die Nachrichten von ihm lauten gut; er fährt täglich mit Bernd spazieren, und neulich sind sie zusammen in meiner kleinen Stadt gewesen. In derselben, in der ich bei Onkel Willi auf dem Schloß wohnte, und wo ich endlich auf dem Eise einbrach und von Fred Roland gerettet wurde. In der Nacht träume ich noch manchmal von meinen dortigen Erlebnissen. Im Schloß wohnte ebenfalls ein altes Fräulein, das ehemals Tänzerin gewesen war, und das mir nach seinem Tode eine Summe Geldes schenkte, die in einem alten Bilderbuch verwahrt war. Die Bilderbücher habe ich noch; aber das Geld habe ich nicht behalten dürfen. Schade darum. Aber vielleicht hätte ich es längst ausgegeben.

Ja, das Semester ist in vollem Gange. Die Studenten singen bei Tag und Nacht von den Bergen herunter, und an meinem Garten geht manchmal Professor Müller vorüber. Er grüßt immer sehr höflich, und ich danke kühl. Walter will sich nicht nach einem Verleger für seine Vorträge umsehen; wäre nicht der abscheuliche Angriff auf ihn erfolgt, würde sich wohl einer von selbst gefunden haben. Aber der Angriff ist in verschiednen Zeitungen nachgedruckt worden, und nun haben die Buchhändler Angst. Man kann es ihnen nicht verdenken, und ich möchte nicht, daß Walter nach Erscheinen seiner Arbeiten wieder so schmählich heruntergezerrt würde; aber die Einnahmequelle, auf die er für dieses Buch gerechnet hat, wird nicht sprudeln. Und alles, weil es Herrn Professor Müller einmal so gefallen hat. Was die Leute sonst hier von der Geschichte sagen, weiß ich nicht. Seitdem die Magnifika weiß, daß ich die kleinen Rolands so viel bei mir im Hause habe, ist sie eine Schattierung steifer gegen mich geworden und sieht mich manchmal nicht, wenn ich ihr auf der Straße begegne. Aber als ich gestern mit Bodild vor der Goldnen Gans gerade über eine lustige Bemerkung meiner Freundin lachte, kam die Frau Geheimrat vorüber, machte ihren Knicks vor der Fürstin, sagte einige sehr liebenswürdige Worte und konnte nicht umhin, auch mich einer Beachtung zu würdigen. Da sagte sie, daß die ganze Universität meinem Manne eine baldige Genesung wünsche, und daß er den gänzlich ungerechtfertigten Angriff niemals schwer nehmen dürfte.

Was schwatzte sie da? fragte Bodild, die zum erstenmal seit Monaten von ihrem Schloß herunterkam und so ausgelassen war wie in ihren besten Backfischjahren. Einen Augenblick besann ich mich und erzählte ihr dann mein Erlebnis mit Professor Müller.

Weshalb schicktest du ihn nicht zu mir? fragte sie.

Ich wollte nicht aufdringlich erscheinen, und er ist außerdem ein unangenehmer Mensch.

Bodild zuckte die Achseln. Anneli, du bist noch gerade so schnurrig wie Anno dazumal! Du hast dich meines Wissens niemals an mich herangedrängt; im Gegenteil, du bist immer fast zu zurückhaltend gewesen. Und dann hast du noch einen Fehler: du bist zu aufrichtig für diese arge Welt. Die Menschen wollen nun einmal nicht immer die nackte Wahrheit erfahren, sondern ein wenig umschmeichelt werden. Kann ich diesen vorzüglichen Müller nicht einmal kennen lernen? So ein gemeiner Kerl ist doch ganz sehenswert! Lad uns doch einmal zusammen ein!

Aber Bodild, ich werde doch nicht den Herrn einladen, der meinem Manne solchen schweren Schaden zugefügt hat. Und dann soll ich ihm auch noch die Ehre erweisen, daß er deine Bekanntschaft macht?

Werde nicht so böse, Anneli! Man merkt, daß du niemals bei Hofe gewesen bist und deinen ärgsten Feinden vergiftete Zuckerplätzchen gegeben hast. Na,

wenn du nicht willst, dann muß es so gut sein; ich wollte dir nur einen Vorschlag machen.

Bodild kam auch gleich auf andre Gedanken, denn Dolly, auf die wir beide warteten, erschien jetzt vom Schwanenweg her. Sie hatte zweimal wöchentlich Konsultation bei ihrem Arzt, und heute war einer dieser großen Tage gewesen.

Sie war erregt und nicht so respektvoll gegen Bodild, wie ich es von ihr erwartet hatte.

Anneli, warum hast du mir das nicht gesagt? Ich bin fast in Ohnmacht gefallen, so habe ich mich erschrocken! Ach die guten alten Zeiten! Man wird doch gerührt, wenn man ihrer gedenkt! Du auch, Bodild, und dein Mann braucht von der alten Geschichte natürlich nichts zu erfahren. Aber daß Anneli nichts gesagt hat!

Was ist da? rief ich ungeduldig. Ich habe wirklich nichts zu erzählen, das euch in Aufregung versetzen könnte.

So weißt du nicht, daß dein Onkel, der bekannte Schriftsteller Willi Pankow, in Rolands Klinik angelangt ist und sich schon in die Kur begeben hat? Miß Mason, unsre ehemalige Engländerin aus dem Pensionat Clairon, die wohl nachher seine Haushälterin geworden ist, begleitet ihn. Ich habe sie gleich erkannt. Sie ist natürlich nicht jünger geworden, aber noch merkwürdig gut konserviert. Ich kam mir vor wie ein Schulkind, als ich ihre Stimme hörte. Sage nur, wie kommen die hierher? Wohnte dein Onkel nicht noch in Luzern?

Gewiß! Ich selbst war nicht wenig überrascht. Onkel Willi hat noch immer sein Landhaus in Luzern, und von dort her habe ich seinen letzten Brief erhalten. Allerdings schreiben wir uns nicht sehr häufig. Er lebt still für sich hin und mag nicht gern an die Außenwelt erinnert werden.

Nun, jetzt hat er sich in die Außenwelt begeben. Zwei Zimmer hat er mit Miß Mason in der Klinik bezogen, und Doktor Roland war förmlich etwas aufgeregt. Er kennt doch auch deinen Onkel von früher her, und es ist ihm natürlich interessant, ihn zu behandeln. Ich möchte wohl wissen, wie der alte Herr auf Bärenburg und auf Roland gekommen ist.

Wahrscheinlich durch Lona Hellmund, sagte ich nach kurzem Nachdenken.

Durch wen? Dollys Stimme klang sehr scharf, aber ich achtete nicht darauf.

Weißt du denn nicht, daß Frau Päpke, die Wirtschafterin der Klinik, ehemals Lona Hellmund hieß? Sie hat sich mir gleich zu erkennen gegeben, und ich kann mir denken, daß sie noch immer etwas in Verbindung mit Onkel Willi steht. Er hatte sie damals ganz gern, und ...

Dolly unterbrach mich. Anneli, wie konntest du mir diese entsetzliche Tatsache verschweigen? Lona Hellmund hier; die infam kokette Person, die sich so schamlos hinter Bernd hermachte? Ich werde sofort die Stadt verlassen!

Dollys Stimme schlug fast um, und sie mußte sich auf einen der Stühle setzen, die vor dem Gasthof standen. Bodild und ich suchten sie zu beruhigen, aber sie weinte schon.

Ach Gott, ich soll mich hier erholen, und nun erfahre ich solche Nachricht! Wer kann denn denken, daß diese Person noch lebt und meinen Frieden stört? Bernd wollte mich gerade auf einige Tage besuchen, aber nun darf er natürlich nicht kommen.

Bodild und ich hatten mit Dolly spazieren gehn wollen; aber sie erklärte jetzt, daß sie sich hinlegen müßte. Da gingen wir also allein, und Bodild begleitete mich in unser Haus. Sie hatte heute frei, wie sie sagte; ihr Mann hatte den Besuch eines alten Freundes und konnte sie entbehren.

Was war es nur noch mit Lona Hellmund? fragte Bodild, als wir allein durch die Straßen wanderten.

Ach, ganz und gar bringe ich die Geschichte auch nicht mehr zusammen. Aber entsinnst du dich nicht, daß diese Lona im Hause meines Onkels in Luzern war? Sie erzählte uns noch so viele Liebesgeschichten. Dann, als mein Vetter Bernd mit seinem Mentor, Doktor Weinberg, kam, fing sie den guten Jungen gleich ein und wollte ihn heiraten. Es gelang ihr nicht; die Schlinge war denn doch zu grob gedreht; aber Bernd kam doch einigermaßen in heißes Wasser, und —

Ich weiß jetzt. Er hätte sich beinah erschossen, wenn du nicht dazwischen gekommen wärst!

So schlimm wäre es vielleicht nicht mit ihm geworden, entgegnete ich lachend, aber jedenfalls war die Geschichte etwas aufregend, und als ich Lona Hellmund und ihre frechen Augen wiedersah, ärgerte ich mich. Daß aber Dolly sich so angestellt hat, finde ich töricht. Sie ist ihres Mannes ganz sicher. Der wird nicht in Lona Päpkes Netze fallen.

Wir standen vor unserm Hause, und Bodild sah nachdenklich auf den kleinen einfachen Bau und unsern grünen Garten.

Dolly wird sich schon beruhigen, sagte sie dann. Sie spielte sich schon früher gern auf. Und vielleicht ist die Rolle, die sie in diesem kleinen Lustspiel übernahm, nicht ganz klar gewesen. Aber es sind tempi passati, die man besser ruhen läßt. Ich für meine Person — sie atmete kurz auf. Lache mich nicht aus, Anneli, aber ich glaube, daß ich deinem Onkel nicht begegnen kann. Ich schäme mich nicht gerade so sehr, daß ich ihm meine Backfischliebe damals an den Kopf warf. Manfred, dem ich die ganze Geschichte einmal erzählt habe, hat sich darüber amüsiert. Er sagt, mit Backfischen passieren noch ganz andre Geschichten. Nein, das ist es nicht, was mich abhält, deinen Onkel zu begrüßen. Aber ich fürchte mich vor seinem Alter, und daß ich Mitleid für ihn empfinden könnte. Und daß ich dann mich selbst und meine große Liebe von damals lächerlich finden müßte. Nein, ich will ihn lieber nicht sehen.

Wie du willst. Auf diese Worte konnte ich nicht viel entgegnen, jedermann hat seine eignen Empfindungen, und andre sollen nicht daran herumzerren. Wir hatten jetzt andres zu reden. Harald kam uns entgegen, und sein Gefolge, die Rolands, waren auch schon da. Denn es war die nachmittägliche Kaffeestunde, die sich die kleinen Mädchen nicht gern entgehn ließen.

Bodild sprach lange mit Harald, sah in seine schimmernden Augen und ließ sich von seiner Schule berichten. Er stand da freimütig Rede und Antwort, und sie lachte einigemale über ihn. Besonders, als er erklärte, nie in seinem Leben Professor werden zu wollen.

Weshalb nicht? fragte die Fürstin.

Da muß man ewig lernen, hat niemals Ruhe vor den Büchern, und nachher ist man dann doch nicht gelehrt genug.

Bodild warf mir einen Blick zu, der ihr Einverständnis mit seinen Worten ausdrückte. Und dann setzte sie eine kleine Ermahnung hinzu, wie sie es wohl für ihre Pflicht hielt.

Werde nur gut und brav wie deine Mutter! Ich glaube, daß sie niemals eine Unwahrheit gesagt hat.

Wechselte mein Junge die Farbe, oder bildete ich es mir ein? Jedenfalls versuchte ich ein andres Thema und ließ Minchen vortreten, die schon lange darauf brannte, mit Bodild zu plaudern.

Den Herrn Fürsten habe ich schon oft gesehen, wenn er bei Papa ist! sagte sie wichtig. Frau Päpke kennt ihn auch. Er gibt ihr manchmal ein Fünfmarkstück, wenn er nicht solange in der Sprechstunde warten will. Sie sagt, er ist ein guter alter Kerl, und er kann noch lange leben!

Ich hatte diesen Redestrom nicht dämmen können. Wenn Minchen einmal dran ist, dann läßt sie sich nicht unterbrechen. Bodild ließ nicht merken, daß sie unangenehm berührt war, und fragte nach Minchens Mutter.

Die liegt jetzt den ganzen Tag im Bett. Papa hat ihr schon viel Medizin verschrieben, aber es hilft alles nichts. Nun meint Frau Päpke, Mama sollte nur lange verreisen. Sie sagt, der arme Doktor Roland, der müßte eine ganz andre Frau haben!

Der Kaffee kam, und ich ließ Linchen und Stinchen, die zwei Trabanten, zu Worte kommen. Sie sind nicht gewohnt, daß sie jemals etwas sagen dürfen, aber da Harald gestern einen jungen Hund geschenkt erhalten hat, so konnten wir hierüber reden. Haralds Hunde sind mir immer schrecklich, weil sie immer gleich sterben. Andre Hunde werden doch groß; aber seine Pfleglinge überleben niemals die Staupe, und wenn sie es tun, werden sie von irgendeinem Studentenhunde totgebissen.

Aber es nützt nichts; wir müssen immer wieder einen Hund haben, und ich hänge mein Herz an ihn, um seinen kleinen Leib bald im Garten zu begraben.

Bodild lachte über mich und meine Klagen und ließ sich von Harald berichten, daß ich einmal einen Hund gehabt hätte, dessen Name Cäsar war, und der grausam an Brandwunden zugrunde ging. Harald kann die Geschichte mit einem gewissen Wohlgefallen erzählen; er ist ein Junge und hat keine Nerven. Aber ich suche nicht hinzuhören. Meine alten Kinderschmerzen tun manchmal noch weh.

Der Fürst war auch in der Stadt und holte nach einiger Zeit seine Gemahlin mit dem Wagen ab. Er stieg auf einige Minuten aus, nahm von mir eine Tasse Kaffee, sagte mir einige freundliche Worte und lud mich dringend ein, doch mit Harald auf einige Tage nach Schloß Wieden zu kommen.

Wir sind ein wenig auf der Abreise! setzte er hinzu. Doktor Roland will mich vorläufig entlassen. Und dann muß ich nach meinem Besitz in Thüringen sehen.

Ich sah, wie Bodild große Augen machte; aber sie sagte nichts. Der Entschluß des Fürsten schien ihr neu zu sein. Ich aber mußte an Onkel Willi denken. Der Fürst will ihm doch aus dem Wege gehn.

Noch einmal gingen wir allein durch unser Gärtchen und plauderten von allen möglichen Dingen, bis sich der Fürst von mir verabschiedete, seine Einladung noch einmal wiederholte und dann in den Wagen stieg. Gerade in dem Augenblick, wo Professor Müller um die Ecke bog und sah, wie Bodild mich in die Arme schloß.

Auf weitere gute Freundschaft! sagte sie mit ihrer warmen, kräftigen Stimme, grüßte noch einmal, und dann zogen die Pferde an.

Harald lehnte sich neben mich. Das ist eine nette Fürstin! meinte er wohlwollend, und Minchen gab ihren Senf dazu.

Sehr nett, und ihr grünes Kleid war auch sehr hübsch, und sie hatte eine grüne Feder. Tante Anneli, welche Vögel haben so große, grüne Federn!?

Ich antwortete nicht, denn Professor Müller lüftete den Hut vor mir bis auf die Erde und fragte mich nach der Gesundheit meines Mannes.

Wir bedauern alle so sehr, daß er in diesem Semester nicht lesen kann! Was ist es doch nur gewesen, daß er so plötzlich zusammenbrach?

Ich hob die Schultern. Es ist vieles zusammengekommen, Herr Professor, viele Arbeit, und dann noch ein großer Verdruß. Allerdings sollte er sich nichts

aus einem hämischen Anonymus machen, der ihn in einer unbekannten Zeitung angriff; aber wenn die Nerven überreizt sind, kommt der Becher schnell zum Überlaufen.

Der Professor sah mich mit seinen blinzelnden Augen an.

Wie recht haben Sie, schöne Frau, daß man sich nicht um einen anonymen Angriff grämen soll. Man tut es eigentlich auch nur, wenn man sich getroffen fühlt, und dieser Fall ist hier ja ganz ausgeschlossen. War diese Dame nicht die Fürstin Monreal mit ihrem Gemahl?

Ich bejahte kurz, und Herr Müller blieb noch neben mir stehn.

Die Fürstin ist wirklich eine vornehme Erscheinung. Nicht gerade hübsch, aber voll von Rasse. Dem alten Fürsten sieht man nicht an, daß er ein so wertvolles Archiv besitzt.

Ich weiß nicht, wie mir plötzlich der Gedanke an die vergifteten Zuckerplätzchen kam, von denen Bodild sagte, daß man sie seinen Widersachern geben müßte. Aber ich zwang mich zu einem halbwegs freundlichen Lächeln.

Die Fürstin möchte Sie gern kennen lernen, Herr Professor. Sie fragte mich, ob ich Sie beide nicht zusammen einladen wollte. Das kann ich nicht gut, aber wenn Sie Ihren Besuch auf Schloß Wieden machen wollen, müssen Sie sich beeilen. Die Herrschaften werden sehr bald wegreisen.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 12. Juli 1908

(Zur Reichsfinanzreform. Die neue Krisis im Deutschen Flottenverein.)

Wir erwähnten schon in der letzten Betrachtung, daß die Zeit, die jetzt herannaht, nur äußerlich eine Zeit der Stille und der Ereignislosigkeit auf innerpolitischem Gebiete ist. In Wahrheit ist es eine Zeit der Vorbereitung der Mobilmachung und des Aufmarsches für den parlamentarischen Winterfeldzug. In diesem aber steht uns ein großer Entscheidungskampf bevor, der Kampf um die Reichsfinanzreform. Er muß diesmal zu einem guten Ende geführt werden, denn das Wort, das man in politischen Waffengängen so oft hört, ohne daß es gerade besonders ernst genommen wird, nämlich die Redewendung: „So wie bisher kann es nicht weitergehn!" — dieses Wort ist hier im allerbittersten Ernst zu verstehn.

Die Gefahr, die vor allem überwunden werden muß, ist die, daß der Ernst dieser Lage nicht überall in vollem Umfange erkannt wird. Die Regelung der Finanzfrage steht in engem Zusammenhange mit der sozialen Frage und in der auswärtigen Politik mit dem Ansehen des Reichs. Denn die Behandlung der Steuerfragen ist die beste Gelegenheit, sozialen Unfrieden zu stiften, und das Ausland hofft, wie wir schon neulich erwähnten, daß sich aus unsern Finanznöten, von denen man sich außerhalb der Reichsgrenzen eine ganz falsche Vorstellung macht, über kurz oder lang der Zusammenbruch unsrer gefürchteten militärischen Macht und eine dauernde Schwächung des deutschen Wettbewerbs im Welthandel ergeben werde. Deshalb müssen wir auf dem Gebiete der Finanzen endlich zu klaren, festgeregelten Zuständen kommen.

Man möchte freilich erstaunt fragen: Ist es denn überhaupt möglich, daß ein Politiker die ernste Bedeutung dieser Frage verkennt und die Gesundung unsrer

Finanzwirtschaft zu gering einschätzt? Leider kann die Antwort auf diese Frage nicht so befriedigend lauten, wie es zu wünschen wäre. Wenn sich auch der Parteigeist auf vielen Gebieten vor der Macht der gesunden, instinktiven Erkenntnis der vaterländischen Gesamtinteressen zurückziehen muß — die Fragen des Geldbeutels betrachtet er doch noch immer als seine Domäne. Und im Vertrauen auf diese leidige Erfahrung wird auch jetzt der frivole Versuch erneuert, die Entscheidung über die Reichsfinanzreform zu einem Handelsobjekt der Parteien zu machen. Zwar die Blockparteien im ganzen muß man von diesem Vorwurf freisprechen. Sie werden natürlich die finanzpolitischen Grundsätze ihres Parteiprogramms nicht ohne weiteres verleugnen, sondern sie so weit als möglich zu verwirklichen streben. Darin eine Verletzung der Grundsätze der Blockpolitik zu sehen, würde ganz ungerechtfertigt sein. Verhängnisvoll für das Schicksal der Reform könnte es nur werden, wenn die Bestrebungen des Demokratischen Vereins, wie sich die Barthgruppe nennt, in freisinnigen Kreisen so weit Boden gewinnen, daß die Partei sich dem übeln Rat zuneigt, der ihr von dieser Seite gegeben wird, nämlich die Reform des preußischen Wahlrechts als Kaufpreis für die Zustimmung zu den Vorschlägen des Finanzreformprojekts zu verlangen. Die Zeiten ändern sich! Der Kunstausdruck „Kuhhandel“ für diese Art von politischen Geschäften ist einst von Freisinnigen geprägt worden, um damit ihre schärfste grundsätzliche Verurteilung dieser Methode auszudrücken. Jetzt sind es die Leute, die sich selbst für die Verkörperung des einzig echten, gesinnungstüchtigen und prinzipienfesten Liberalismus halten, von denen die Empfehlung eines besonders frivolen politischen Kuhhandels ausgeht. Ein würdiges Seitenstück zu dem Wahlterrorismus der Sozialdemokratie, die früher die Unmoralität der Wahlbeeinflussungen gar nicht leidenschaftlich genug brandmarken konnte. Auch im demokratischen Lager heiligt der Zweck die Mittel.

Die Hindernisse, die sonst der Verständigung der Parteien über die Reichsfinanzreform entgegenstehn, sind zum größten Teil erst durch die Gewohnheiten des Parteikampfes aufgetürmt worden. Die Einigung würde verhältnismäßig leicht sein, wenn die Herrschaft der so oft wiederholten Schlagworte nicht den Rückzug erschwerte. Die Liberalen haben sich auf die Gegnerschaft gegen eine weitere Ausnutzung der Verbrauchssteuern festgelegt, die Konservativen auf ihre Gegnerschaft gegen die Ausgestaltung der Erbschaftssteuer. Aber vielleicht liegt gerade darin, daß zwei Projekte zur Erörterung stehn, von denen jedes seine Gegner auf einer andern Seite hat, die Möglichkeit der Verständigung. Viel schlimmer wäre es, wenn der ganze Reformplan entweder die Rechte oder die Linke gegen sich hätte. Die Einzelheiten der Reform stehn zwar noch nicht fest, und die Regierung ist begreiflicherweise nicht geneigt, ihre Absichten der Öffentlichkeit zu unterbreiten, ehe die Sache nicht im Bundesrat vollständig ins reine gebracht worden ist. Aber es ist doch ein offnes Geheimnis, daß der Ausbau der Erbschaftssteuer und eine Neugestaltung gewisser Verbrauchssteuern gleichzeitig in Frage kommen müssen. Ist das der Fall, dann kann nur etwas zustande kommen, wenn die Konservativen in dem einen, die Liberalen in dem andern Punkte nachgeben. Das ist kein „Kuhhandel“, der eine gar nicht zur Sache gehörige Frage, wie das Wahlrecht eines Bundesstaats, in die Erörterung hineinzieht, sondern ein reinliches Kompromiß, wie es in der Gesetzgebungsarbeit des modernen Staates natürlich und notwendig ist. Es ist nur in den seltensten Fällen möglich, daß eine Partei eine Forderung ihres Programms in vollem Umfange verwirklichen kann. Daher bedeutet das Nachgeben bei der Beratung einer Gesetzvorlage praktisch gar nicht so viel, wie den Wählern in Zeitungen und politischen Versammlungen künstlich eingeredet wird. Wenn aber dieses Nachgeben in einem Punkte direkt mit einem Erfolg der Parteiprinzipien in

einem andern Punkte verbunden ist, dann müssen bei verständigen Politikern die Bedenken schwinden, die sonst vielleicht vom Standpunkt der politischen Moral und der Prinzipientreue erhoben werden könnten.

Eine weitere Frage würde sein, ob nicht durch die Gestaltung der Reform im einzelnen dieses durch die Umstände ohnehin gebotne Kompromiß noch erleichtert werden könnte. Die Gegnerschaft der Konservativen gegen die Erbschaftssteuer gründete sich auf grundsätzliche und praktische Bedenken. Die grundsätzlichen Bedenken werden allerdings wohl zu überwinden sein. Man hat nämlich gemeint, daß es sich zwar rechtfertigen lasse, wenn der Staat in gewissen Fällen bei dem Übergang eines Vermögens aus einer Hand in die andre eine gewisse Quote beanspruche, daß aber eine Verallgemeinerung dieses Rechts durch seine Ausdehnung auf alle Fälle des regelrechten Erbgangs nichts andres bedeute als eine grundsätzliche Beschränkung des Eigentumsrechts. Deshalb enthalte die Begründung einer allgemeinen, auch auf Deszendenten ausgedehnten Erbschaftssteuer eine Anerkennung einer sozialistischen Staatsanschauung. Das mag ja auch richtig sein, aber wir fürchten, daß wir bei Annahme dieser Ansicht aus dem sozialistischen Staat gar nicht mehr herauskönnen. Wenn das Sozialismus ist, so stecken wir schon bis über die Ohren darin, und es kann uns recht gleichgiltig sein, ob uns noch ein kleines Stück Sozialismus mehr beschert wird. Warum eine Einkommensteuer weniger sozialistisch sein soll als eine Erbschaftssteuer, ist schlechterdings nicht einzusehen. Wir glauben daher, daß diese theoretischen, grundsätzlichen Bedenken nur vorgeschoben werden, um gewisse praktische Befürchtungen wirtschaftlicher Art noch etwas mehr zu unterstreichen. Diese Befürchtungen beruhen wohl im wesentlichen darauf, daß eine mechanisch gehende, halbe, nicht genügend durchdachte Erbschaftssteuer den Immobilienbesitz härter trifft als das bewegliche Kapital, und daß diese Wirkung den Konservativen vorzugsweise unsympathisch ist, wird leicht zu verstehn sein. Hier wird also die Arbeit des Gesetzgebers im besondern einzusetzen haben, um die Erbschaftssteuer so zu gestalten, daß solche Härten ausgeglichen werden, und damit könnten sich auch die Liberalen einverstanden erklären, ohne sich etwas zu vergeben. Denn dafür erreichen sie etwas, was ihren eignen Forderungen entspricht, nämlich daß der Schwerpunkt der Reichseinnahmen nicht mehr ausschließlich in den Verbrauchssteuern und den Beiträgen der Einzelstaaten liegt, sondern das Vermögen der Reichsangehörigen unmittelbar für den Finanzbedarf des Reichs herangezogen wird. Denn wie auch die Doktorfrage entschieden werden mag, ob die Erbschaftssteuer zu den direkten oder indirekten Steuern gehört, sie ist zweifellos eine Vermögenssteuer. Daß sie nur die Vermögen trifft, die infolge Todesfalls in eine andre Hand übergehn, macht sie weniger lästig als die periodisch zu erhebende Vermögenssteuer im engern Sinne, ändert aber an ihrem Charakter nichts. Und das kann in liberalen Augen doch nur als Vorzug gelten.

Daß eine Neuregelung der Verbrauchssteuern den andern Teil des Programms bilden muß, ist unvermeidlich. Dieser Einsicht werden sich die Liberalen auch als grundsätzliche Gegner der indirekten Besteuerung des Massenverbrauchs nicht verschließen können. Das Schlagwort von der Verteuerung der notwendigen Lebensmittel wird in diesem politischen Kampfe wieder eine große Rolle spielen, und der Begriff des Notwendigen wird dabei auch auf Besteuerungsobjekte ausgedehnt, die zwar als Gegenstände des gewohnheitsmäßigen Massenverbrauchs nahezu unentbehrlich geworden sind, aber doch nicht zu den eigentlichen Lebensbedürfnissen gerechnet werden können. Man wird aber daran festhalten müssen, daß die Besteuerung von Verbrauchsartikeln wie Bier, Tabak und Branntwein als Einnahmequelle gar nicht zu entbehren ist. Es kann also auch hier nur darauf ankommen, für diese Steuern

eine Form zu finden, die gewisse Abstufungen gestattet, sodaß der Luxus und der reichliche Verbrauch des Wohlhabenden mehr getroffen wird als der zwar ebenfalls nicht direkt notwendige, aber einem Bedürfnis nahekommende Verbrauch des ärmern Mannes. Aus den Verbrauchssteuern der genannten Art lassen sich sehr wohl höhere Erträge ziehen, ohne daß von einer ungerechten Belastung der ärmern Klassen die Rede zu sein braucht.

Neuerdings ist die öffentliche Meinung wieder mit einer neuen Krisis im Deutschen Flottenverein beschäftigt. Die Hoffnung, der wir hier vor einigen Wochen Ausdruck gaben, daß die Danziger Verständigung ein dauernder Friede sein werde, hat sich nicht erfüllt. Fürst Salm wollte sich nach den gemachten Erfahrungen zur Annahme des Präsidiums nicht eher entschließen, als bis er eine gewisse Sicherheit dafür erhielt, daß ihm die Führung der Geschäfte im Sinne der Danziger Resolution nicht durch Quertreibereien erschwert würde. Es war zu fürchten, daß es politischen Ränkespinnern, die den Verein gern unter bestimmte Parteieinflüsse bringen möchten, wiederum gelingen könnte, das Ohr fürstlicher Protektoren des Vereins zu gewinnen und so auch an einer Stelle ihren Willen durchzusetzen, der gegenüber das Präsidium unter allen Umständen machtlos ist. Fürst Salm wollte also nicht eher annehmen, bis er die ihm zugesicherte Audienz beim Kaiser erhalten und dessen Willensmeinung gehört hatte. Darüber verging einige Zeit, und sie wurde gründlich von denen ausgenutzt, die ihre Sonderwünsche in Danzig nicht genügend befriedigt sahen. Noch ehe die Entscheidung gefallen war, veranstaltete der bayrische Landesverband eine Delegiertenversammlung, wobei die scheinbar loyale Zurückhaltung, die die Bayern in Danzig beobachtet hatten, eine seltsame Beleuchtung erfuhr. Die Erwartung, die einige Optimisten gehegt hatten, daß nach dem Friedensschluß jetzt auch die alten bayrischen Führer freiwillig zurücktreten würden, um die Erinnerung an den Zwist zu begraben, so wie das alte Präsidium, obwohl es die Mehrheit hinter sich hatte, die Personen der Sache geopfert hatte — diese Erwartung wurde getäuscht. Die Bayern behielten ihre alten Führer, die den ganzen Streit entfesselt hatten und genug Beweise hatten, daß die Mehrheit der Vereinsmitglieder im Reiche ihnen das entschiedenste Mißtrauen entgegenbrachte. Aber nicht genug damit! Einer dieser Führer, Regierungsrat von Braun, erklärte in der Versammlung öffentlich, daß die Bayern den Fürsten Salm für eine ungeeignete Persönlichkeit hielten und seiner Wahl nur zugestimmt hätten, weil sie erwarteten, daß er die Wahl nicht annehmen werde. Als ferner in der Versammlung auf die Danziger Resolution hingewiesen wurde, erklärte Herr von Braun mit bemerkenswertem Zynismus, daß Resolutionen keine bindende Bedeutung hätten. Das war also der offne Friedensbruch, ein offnes Bekenntnis zur Illoyalität. Da nun überdies Fürst Salm in der Audienz beim Kaiser die erbetne Zusicherung — sie soll in der Bitte um Immediatvortrag der Flottenvereinssachen bestanden haben — nicht erhielt, so lehnte er die Wahl zum Präsidenten des Vereins ab. Diese Entscheidung, die nun dem Danziger Frieden jede Bedeutung nahm und den vollen Sieg der bayrischen Minderheit bedeutete, beantworteten viele Ortsgruppen und auch einige größere Verbände mit dem Austritt aus dem Verein. Eine neue Krisis war da.

Einstweilen scheint es, als ob das vertrauenswürdige Auftreten des neuen Präsidenten, des Großadmirals von Köster, sie beschwören werde. Er hat bei Annahme des Präsidiums die bestimmte Erklärung abgegeben, daß er die Geschäfte im Sinne der Danziger Resolution leiten und die Unabhängigkeit des Vereins nach allen Seiten wahren werde. Daraufhin haben verschiedne Landes- und Provinzialverbände, die sich schon mit dem Gedanken des Austritts aus dem Verein getragen hatten, ihr Verbleiben im Verein beschlossen. Wenn sich daran auch der Wunsch und die Hoffnung knüpfen läßt, daß die Einigkeit vielleicht erhalten bleibt,

so ist doch leider nicht zu leugnen, daß die Sicherheit, zu einem dauernden Frieden, zu einem wirklichen Abschluß der Krisis gelangt zu sein, in diesem Augenblick noch nicht gegeben ist. Denn der Massenaustritt ist nur durch die Überzeugung verhütet worden, daß der alte Kurs im Flottenverein beibehalten werden soll. Da aber in Bayern noch dieselben Männer an der Spitze sind, die das Festhalten an diesem alten Kurs immer und immer wieder zum Anlaß friedenstörender Schritte genommen haben, so ist nicht zu erwarten, daß die Bayern Ruhe halten, wenn das neue Präsidium ernstlich im Sinne der Bekundungen des Großadmirals von Köster handeln will. Eine Weile nach dem Tage von Danzig konnte man wohl glauben, daß die bayrische Minderheit, nachdem sie den Sturz des frühern Präsidiums der Mehrheit abgetrotzt hatte, ihren Terrorismus fallen lassen würde. Aber dieses Vertrauen ist seitdem erschüttert worden, und inzwischen ist auch in vielen Kreisen des Flottenvereins der Zorn gegen diesen Minderheitsterrorismus so sehr gestiegen, daß neue Forderungen von bayrischer Seite eine Spaltung im Verein zur notwendigen Folge haben müßten. So bedauerlich eine solche Spaltung wäre, so wäre sie doch immer noch einem Zustand vorzuziehen, der die Gesamtheit der Vereinsmitglieder zwänge, ihre Tätigkeit nach den Wünschen der Bayern einzurichten. Das würde aus zwei Gründen verhängnisvoll sein.

Der erste dieser Gründe bezieht sich auf die Stellung Bayerns zum Deutschen Reich. Wir sind über die Zeiten hinaus, in denen noch eine ernstliche Besorgnis aufkommen konnte, die Festigkeit des Reichsbaues könne irgendwie erschüttert, die Existenz des Reichs in Frage gestellt werden. Je weniger wir daran zu denken brauchen, desto unbefangner können wir den bundesstaatlichen Charakter des Reichs aufrechterhalten und den Einzelstaaten ihr Recht lassen. So finden wir es sehr natürlich, daß dem zweitgrößten deutschen Bundesstaat eine möglichst weitgehende Berücksichtigung zuteil wird, weil es der Entwicklung unsers nationalen Lebens nicht zuträglich sein würde, wenn in dem größten deutschen Staate südlich der Mainlinie das Gefühl Platz griffe, daß dieses große deutsche Gebiet nicht in seiner geschichtlich berechtigten Bedeutung erkannt und unter Wahrung der gesetzlichen Formen rücksichtslos majorisiert und ausgeschaltet würde. Jeder verständige Deutsche wird deshalb nach dem uns von Bismarck gegebnen Beispiel damit einverstanden sein, daß sich namentlich Preußen hütet, gerade Bayern gegenüber ohne Not sein natürliches Übergewicht als größter und führender Staat im Reiche geltend zu machen. Es schadet auch gar nichts, wenn in solchen Fragen, wo jeder einzelne Bundesstaat als Ganzes seine Stimme in die Wagschale zu legen hat, durch die Courtoisie Preußens das bayrische Gewicht im Rate der deutschen Stämme etwas schwerer wiegt, als es im Grunde gerechtfertigt ist. Preußen kann das vertragen und erwartet dafür auch keinen Dank aus dem Lager jener Bajuwaren, denen es Lebensbedürfnis ist, auf Preußen zu schimpfen. Aber ein gewisses Gegengewicht muß doch vorhanden sein. Es muß wenigstens einige Dinge geben, in denen das deutsche Volk nicht nur geistig und kulturell, sondern auch politisch eine Einheit darstellt, und die in dieses Gebiet fallenden Fragen müssen einheitlich behandelt werden. Eine solche Angelegenheit ist in erster Linie die deutsche Flotte. Es ist absolut unerfindlich, was der Staat Bayern für Sonderinteressen in Flottenfragen haben kann, außer dem einzigen, daß die bayrische Bevölkerung ein Bruchteil des deutschen Volks ist. Und wenn in diesem Volke das Bedürfnis entsteht, in freier Vereinstätigkeit das Verständnis für die deutsche Seemacht zu fördern, so liegt auch nicht ein Atom von einer moralischen Berechtigung für die bayrische Forderung vor, daß das ganze deutsche Volk nach der Pfeife der bayrischen Minderheit tanzen soll. Es kann vor allen Dingen auch nicht im bayrischen Interesse liegen, daß sich im ganzen Reiche eine gewisse Entrüstung gegen Bayern ansammelt, und daß der An=

spruch der Bayern, in allem und jedem eigne Wege zu gehn und über das sachlich berechtigte Maß hinaus berücksichtigt zu werden, einem Unwillen begegnet, der sich auch auf die Fragen überträgt, in denen die Reservatstellung Bayerns bisher berechtigt erschien. Wenn die bayrischen Treibereien im Flottenverein fortdauern, wird damit eine jetzt noch mühsam zurückgedrängte Stimmung gefördert, die im nationalen Interesse tief bedauerlich ist. Nicht die Festigkeit des Reichs, wohl aber das Vertrauen der besten nationalen Kreise wird erschüttert, wenn der Eindruck bestätigt erscheint, daß Richtungen, die in der Reichspolitik glücklich zurückgedrängt sind, gleichwohl ihren Willen durchsetzen, wenn es ihnen gelingt, in dem Gewande bayrischer Wünsche — womöglich unter Benutzung dynastischer Empfindlichkeiten — wieder zu erscheinen.

Ein zweiter Grund, weshalb wir den Sieg der Bayern im Flottenverein bedauern, ist die Beobachtung, daß die politische Betätigung des deutschen Volks in der Regel nur die Wahl kennt zwischen Indolenz und Nörgelei. Der Deutsche betätigt sich politisch entweder gar nicht oder negativ. Hat er einen Führer, dem er Vertrauen schenkt, und mit dem er einverstanden ist, so läßt er sich führen, legt die Hände in den Schoß und schlummert ein. Ist das Gegenteil der Fall, so verfällt er in eine allgemeine Stimmung der Unzufriedenheit und betreibt eine gefühlsmäßige, unfruchtbare Opposition, die den Charakter der unpraktischen Prinzipienreiterei oder der lächerlichen Nörgelei und Besserwisserei annimmt. Wenn unsre innerpolitischen Zustände im Auslande so leicht zu diskreditieren sind, wenn unsre Regierung nach außen hin autokratischer erscheint, als sie es in Wahrheit ist, wenn man im Auslande jedes nicht oppositionelle deutsche Urteil in politischen Dingen für abhängig, von der Regierung befohlen hält, so liegt das im wesentlichen daran, daß jede politische Bewegung, die bei uns aus freier Zustimmung die Regierung in ihren nationalen Aufgaben unterstützt, sich ängstlich zurückhält und ihre Übereinstimmung mit der Regierung bis zu einem Grade markiert, der die Zweifel an ihrer Unabhängigkeit mindestens erklärlich macht. Der Flottenverein war die erste Organisation, die auf dem besten Wege war, weite Kreise des deutschen Volks nicht in der Negation, sondern zu freier, selbständiger Arbeit an einer großen nationalen Aufgabe zusammenzufassen. Das war nicht nur an sich nützlich, sondern auch als Beispiel wertvoll; man konnte darin den Anfang einer wirklichen politischen Erziehung des deutschen Volks sehen. Diese verheißungsvollen Anfänge sind durch Machenschaften einer Partei, die es verstanden hat, ihren Anteil an der Sache geschickt zu verbergen und dafür behördliche Rechthaberei und dynastische Empfindlichkeit auf ihre Seite zu bringen, schwer bedroht, wenn es nicht gelingt, den Kurs des Flottenvereins von der bayrischen Minderheit unabhängig zu erhalten. Die Besorgnis, daß das freie Schalten der Kräfte im Flottenverein ein Regiment von Heißspornen herbeiführen werde, ist nur dann begründet, wenn die Regierung es dauernd verabsäumt, zu einer solchen nationalen Bewegung das rechte Verhältnis zu gewinnen, das heißt den Strom selbst gewähren zu lassen, aber das Nötige zu tun, um das Wasser dieses Stroms im gegebnen Augenblick auf ihre Mühlen leiten zu können. Wir hoffen, man wird mit dem Flottenverein trotz allen Hindernissen doch noch dahin kommen.

Koloniale Rundschau

Berlin, 12. Juli 1908

Dernburgs Fahrt nach Südwest ist nach wie vor im Augenblick das Wichtigste, was die kolonialen Gemüter bewegt. Allerdings sorgt der Staatssekretär dafür, daß die Gemütsbewegung nicht zu heftig wird. Er schweigt sich gründlich aus, und da er diesmal die Berichterstatter zu Hause gelassen hat, so erfährt man

rein gar nichts von interessanten Gesprächen, bedeutsamen Reden. Dernburg hat von seinen ostafrikanischen Erfahrungen in dieser Beziehung genug, was man ihm nicht verdenken kann. Es ist ja auch für uns nicht übermäßig wichtig, was in Britisch-Südafrika bei Frühstück und Diner an Liebenswürdigkeiten ausgetauscht worden ist. Der Besuch auf englischem Boden diente ja mehr der persönlichen Information Dernburgs, die Beziehungen zwischen den deutschen und englischen Kolonien aber werden anderswo geregelt. Wichtiger wird die Reise für uns, sobald der Staatssekretär deutschen Boden betritt, was in diesen Tagen von Prieska aus über Upington in Ukamas, der deutschen Grenzstation, geschehen wird. Denn die Fragen, in denen Dernburg in Ostafrika einen von dem der Mehrheit der kolonialen Kreise abweichenden Standpunkt eingenommen hat, sind für Südwest beinahe noch in höherm Maße Lebensfragen als in Ostafrika. Ich meine die Eingebornenfrage und die Besiedlungsfrage. Vernünftigerweise wollen die südwestafrikanischen Ansiedler deswegen dem Staatssekretär nicht voreingenommen gegenübertreten. Diese Auffassung der Sachlage, die zunächst in einer Farmerversammlung zum Ausdruck kam, ist recht verständig und spricht für die politische Reife unsrer Landsleute drüben. Wie diese im übrigen über die Eingebornenfrage denken, und daß sie keineswegs aus ihrem Herzen eine Mördergrube machen, geht daraus hervor, daß in jener Versammlung unter Zustimmung der Beteiligten betont wurde, daß es immer noch Zeit sei, Stellung zu nehmen, falls Dernburg dieselbe Eingebornenpolitik für Südwestafrika einleiten wolle wie für Ostafrika. Wonach zu richten! Es wird wohl auch nicht zu schlimm kommen, denn Dernburg wird schließlich selbst einsehen, daß er mit seiner Ausnahmeauffassung nicht durchdringen wird, sondern sich nach den Anschauungen des deutschen Volks zu richten hat. Und diese entsprechen einem gemäßigten, durch natürliches Gerechtigkeitsgefühl und Kulturbewußtsein geläuterten Herrenstandpunkt. Und was die Besiedlungsfrage anlangt, so wird wohl Dernburg deutlich genug herausgefühlt haben, daß Südwest nach unserm Volksempfinden in erster Linie dem unternehmenden deutschen Mann eine neue Heimat werden soll, nicht ausschließlich ein Arbeitsfeld für kapitalistische Unternehmungen. Und es sollte in dieser Richtung nicht gespart werden. Wo ein tüchtiger Ansiedler aus Mangel an Kapital nicht weiter kommen kann oder den zweifellos kommenden ungünstigen Übergangsjahren nicht gewachsen ist, da soll das Mutterland einspringen und darum von vornherein dafür sorgen, daß für solche Zwecke ein Fonds da ist, um Kreditvereinigungen der Ansiedler ins Leben zu rufen oder um sie in schweren Jahren über Wasser zu halten. Mit einigen hunderttausend Mark, erst recht mit wenigen Millionen, wie sie bei uns alljährlich für weit überflüssigere Dinge ausgegeben werden, ist da viel zu machen. Und was bedeuten diese verhältnismäßig kleinen Opfer gegenüber dem dauernden Gewinn für unser Volkstum? Es wäre denn doch etwas armselig, wenn wir nicht verstünden, unsern eignen Kolonien die weltbekannten kolonisatorischen Fähigkeiten des Deutschen, denen viele Länder der Erde ihren Wohlstand verdanken, dienstbar zu machen und diese Fähigkeiten endlich einmal unter deutscher Flagge betätigen zu lassen.

Eine gute Probe haben wir ja schon in unsrer südwestafrikanischen Kolonie. Unsre Landsleute können sich mit ihren Leistungen sehen lassen, und an Gemeinsinn, politischem und wirtschaftlichem Verständnis fehlt es ihnen keineswegs. Das haben sie bewiesen, indem sie ohne Murren die aus der Selbstverwaltung erwachsenden Lasten auf sich nahmen, die in Anbetracht der durch den Aufstand geschaffnen ungesunden Verhältnisse recht empfindlich sind. Darauf muß Bedacht genommen und jede weitere Belastung vermieden werden, bis die nächsten Jahre überwunden und wieder normale Verhältnisse in der Kolonie eingekehrt sind.

Bei dieser Gelegenheit und im Zusammenhang damit noch ein paar Worte über die vielbesprochne deutsch-englische Interessengemeinschaft in Südafrika. Wir haben schon wiederholt betont, daß eine solche Interessengemeinschaft sich zunächst auf wirtschaftliches Gebiet und das Gebiet der Eingebornenpolitik erstreckt. Eine solche Interessengemeinschaft ist aber auch die Grundlage einer gesunden politischen Entwicklung in Südafrika. Wie lebhaft die Unabhängigkeitsbestrebungen der englischen Kolonie Südafrikas sind, ist nur zu bekannt. Die treibende Kraft ist dabei das überwiegende burisch-holländische Element der Bevölkerung, das auch in unsrer Kolonie heute noch einen recht beträchtlichen Teil der Bevölkerung ausmacht, notorisch den am schwersten lenkbaren. Das ist beizeiten zu beachten. Für unsre Kolonie werden die Zeiten nicht ausbleiben, wo sich das gemeinsame Interesse mit dem übrigen Südafrika auf wirtschaftlichem Gebiet und damit das Anschlußbedürfnis lebhaft geltend machen wird. In einer rein oder vorwiegend deutschen Kolonie wird das nicht viel schaden. Denn das stärkste Band bilden schließlich Volkstum und Sprache. Aber die Klugheit wie die Liebe zu unserm jungen Deutschland jenseits des Meeres gebietet uns, dieser Entwicklung entgegenzukommen, indem wir jetzt schon eine Interessengemeinschaft auf wirtschaftlichem Gebiete anbahnen, um zu verhindern, daß sich ein politisches Anschlußbedürfnis eines Tages geltend macht. In London wird man dies nicht minder beachten müssen, denn diese Taktik ist das beste Mittel zur Dämpfung allzu lebhafter Unabhängigkeitsbestrebungen. Das Interesse des Mutterlandes läßt sich deswegen doch einigermaßen wahren. Voraussetzung muß für uns sein, daß in allen Teilen von Deutsch-Südwest das Deutschtum das Übergewicht hat, daß sich nirgends etwa burische Bezirke bilden, namentlich nicht im Süden, kurz und gut, daß unsre Kolonie deutsch ist in ihrem innersten Wesen. Sonst sind solche Experimente gefährlich. Dernburg wird gewiß sein Augenmerk darauf richten.

Von besonderm Interesse gerade für unsre südwestafrikanische Kolonie ist übrigens die Deutsche Ansiedlerschule, die in Hohenheim in Württemberg im Anschluß an die dortige landwirtschaftliche Hochschule ins Leben gerufen werden soll. Wenn man an die besondern kolonisatorischen Fähigkeiten der Schwaben denkt, so verdient das Unternehmen entschieden Beachtung. Es soll die alte Kolonialschule in Witzenhausen ergänzen, indem es vorzugsweise Kleinsiedlern, Handwerkern, Technikern in ein- bis anderthalbjährigem Lehrgang die für die Kolonien notwendige Vorbildung geben will. Zur Verwirklichung des Gedankens hat sich ein Verein in Stuttgart gebildet, der natürlich der Unterstützung durch Zeichnung von Beiträgen bedarf. Wem die Besiedlung der Kolonien durch deutsche Auswandrer am Herzen liegt, der tut ein gutes Werk, wenn er sich an der Verwirklichung dieses Unternehmens beteiligt.

Zum Schluß sei noch eines alten Kolonialpioniers gedacht, der jetzt nach zwanzigjähriger Tätigkeit in den deutschen Kolonien in den Ruhestand tritt. Wir meinen Jesko von Puttkamer, den bisherigen Gouverneur von Kamerun. Wie bei allen andern Kolonialskandalen so ist auch beim Fall Puttkamer sozusagen nichts herausgekommen als eine nicht geringe Blamage für die, die ihn angerührt haben. Kleine Entgleisungen berechtigen nicht dazu, einen verdienten, im schweren Kolonialdienst ergrauten Mann seiner Verdienste zu berauben. Puttkamer ist und bleibt der Mann, der den Grund gelegt hat zu einer erfreulichen Entwicklung unsrer Kolonie Kamerun. Man kann ihm nur wünschen, daß sein otium cum dignitate recht lange dauern und er noch die Früchte seiner Lebensarbeit erleben möge. Sine ira et studio betrachtet ist Puttkamer das Urbild des deutschen Kolonialpioniers.

Rudolf Wagner

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 30 Ausgegeben am 23. Juli 1908

Inhalt

Seite

Die adlichen und die bürgerlichen Offizierkorps . . . 149

Schiemanns Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus dem Ersten 152

Der Panbabylonismus und die Bibel. Von Carl Jentsch. 163

Ein neuer Band Goethe-Briefe. Von Hans Gerhard Gräf. (Schluß) 173

Bilder aus der Grafschaft Glatz. Von Otto Kaemmel. 4. Landeck. 5. In alten Bergrevieren. 6. Ein geistlicher Herrensitz. 179

Reisezeit. Roman von Charlotte Niese. (Fortsetzung) . 186

Maßgebliches und Unmaßgebliches. 192

Reichsspiegel. (Die mazedonische Frage und die Weltlage). — Der Einfluß der Konjunkturschwankungen auf das Steuersystem. — Mangel an Nationalbewußtsein.

Fr. Wilh. Grunow Leipzig.

6 Mark. das Viertelj.

Ermahnung

Gebt Euren Mädeln und den Buben nur Poetko's Apfelsaft aus Guben.

Poetko's Apfelsaft ist flüssiges, frisches Obst. Alkoholfrei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder, Nervöse, Genesende. Versand in Kästen à 30 Fl. zu 40 Pf., Auslese zu 50 Pf. pro Fl. exkl. Glas ab Guben. — Den Herren Aerzten Probeflaschen umsonst.

**Wer nicht mag Abstinenzler sein
Der trinke Poetko's Apfelwein.**

Hervorragendes Erzeugnis höchster Vollkommenheit. Von 35 L. aufwärts à 30 Pfg. Auslese à 50 Pf. pro L. exkl. Gebd. ab Guben. Poetko's Apfelsekt und Poetko's Beerenweine marschieren überall voran. Preisliste postfrei.

Ferd. Poetko, Guben 56 Größte Apfelsaftkelterei Deutschlands.

Die adlichen und die bürgerlichen Offizierkorps

Unter den Vorzügen, denen die deutsche Armee ihre Erfolge von 1866 und von 1870/71 verdankte, nahm die einheitliche Geschlossenheit des Offizierkorps nicht den letzten Platz ein. In der österreichischen wie in der französischen Armee gab es zwei scharf abgesonderte Bestandteile, von denen der eine aus dem Unteroffizierstande hervorgegangen war. Für den andern war weniger die Zugehörigkeit zu den obern gesellschaftlichen Schichten als eine höhere Bildung nötig. Nicht nur zwischen diesen beiden Klassen klaffte ein tiefer Spalt, selbst innerhalb der zweiten fehlte infolge der verschiedenartigen Herkunft jeder innere Zusammenhalt. Der Begriff der Kameradschaft blieb daher, sogar trotz des vertraulichen „Dus“ unter den gleichen Dienstgraden in Österreich, ziemlich tot. Nach dem Dienst ging jeder Offizier seine eignen Wege.

Den diametralen Gegensatz hierzu bildete die damalige preußische Armee. Zu der gleichen Bildungsstufe gesellte sich ein eng gezogner, hauptsächlich auf den Adel und das höhere Beamtentum beschränkter Kreis des Offiziersersatzes. Nur die Spezialwaffen fielen etwas aus diesem Rahmen heraus. Auch die Armeereorganisation von 1859 hatte keine namhafte Bresche gelegt. Einen Unterschied zwischen den einzelnen Regimentern und Waffengattungen machte höchstens die damals noch unbedeutende Abstufung in der Wohlhabenheit. Ein festes Band der Kameradschaft umschlang deshalb nicht nur den einzelnen Truppenteil, sondern die ganze Armee. Aber diese Kameradschaft wurde für den Feldzug von kaum geahnter Tragweite. Die Friedenserziehung kannte in Preußen wie anderwärts nur den Buchstabengehorsam. Wenn nun hier allein die Fessel gesprengt wurde, wenn jeder Offizier von oben bis unten mit unwiderstehlicher Gewalt aus dem innersten Herzen heraus — oft mit schweren Gewissensbedenken gegen den Wortlaut des erhaltnen Befehls — dem bedrängten Kameraden zu Hilfe eilte, so lag die Triebkraft in der Kameradschaft. Diese

hat bei der Erziehung zur Selbständigkeit als der reifsten Frucht der Feldzugserfahrungen Gevatter gestanden.

Die politische Entwicklung seit der Gründung des Deutschen Reichs zwang zu stetigen Vergrößerungen der Heeresmacht. Die bisherigen Quellen des Offiziersersatzes versiegten. Zur Deckung des gesteigerten Bedarfs den Spuren des geschlagnen Gegners durch Heranziehung des Unteroffizierstandes zu folgen, wäre widersinnig gewesen. Der beständige Fortschritt in den Kriegswissenschaften drängte zudem auf eine Erhöhung statt auf eine Herabsetzung der allgemeinen wie der fachwissenschaftlichen Bildung. Der einzig gangbare Weg bestand also in der Verbreiterung der Zufuhr. Der alte Offiziersersatz hatte die Feuerprobe bestanden, nichts war deshalb natürlicher, als daß die Erschließung neuer Bezugsquellen zunächst als ein zwar unvermeidliches, aber nach Kräften einzudämmendes Übel angesehn wurde. Ihren vollen Zufluß brachte erst die weitsichtige Kabinettsorder Wilhelms des Zweiten, die die Offizierslaufbahn allen Schichten der Bevölkerung eröffnete.

Unzweifelhaft ändert sich hierdurch die Zusammensetzung des Offizierkorps im Laufe der Jahre vollständig. Damit erhält die Frage, ob der neue Strom in das richtige Bett geleitet worden ist, eine ausschlaggebende Bedeutung.

Die Beschränkung des Berufs auf bestimmte Gesellschaftsklassen, die Vererbung von Vater auf Sohn hat den Vorteil angeborner Befähigung und die Kehrseite des Festhaltens am Althergebrachten, der Standesvorurteile und des Kastengeistes. Frisches Blut wiegt dagegen die Notwendigkeit eingehenderer Erziehung und Schulung durch fehlende Voreingenommenheit und Empfänglichkeit für Neuerungen auf. Die Verschmelzung beider Bestandteile dahin, daß jeder die eignen Mängel abstreift und die Vorzüge des andern aufnimmt, muß natürlich das Offizierkorps auf die höchste Stufe der Leistungsfähigkeit bringen. Gelingt dieser Durchdringungsprozeß nicht, so liegt die Gefahr der Doppelteiligkeit vor, die unsern einstmaligen Gegnern so verhängnisvoll wurde, mag auch der Riß wegen der Gleichheit der Bildung nicht so klaffend auseinanderspalten.

Für die zutreffende sehr schwierige Beurteilung, ob die Zusammenschweißung gelungen ist, gibt es für Außenstehende nur einen Anhalt. Der tonangebende Vertreter des ehemaligen Offiziersersatzes ist der Adel. Ihn richtig verwerten heißt heutzutage ihn richtig verteilen. Statt dessen aber hat, wie ein Blick in die Rangliste ergibt, eine Zusammenballung stattgefunden. Die Garde hat bei der Infanterie, Kavallerie und Feldartillerie die vormalige geringe Anzahl bürgerlicher Offiziere gänzlich abgestoßen. Immerhin mögen hier die höfischen Verhältnisse und die geschichtliche Überlieferung ein gewichtiges Wort mitgesprochen haben. Die bezeichnende Erscheinung findet sich in den Provinzialarmeekorps. Hier stehn selbst bei der vom Adel bevorzugten Waffe, der Kavallerie, Regimenter, auf die der Adel ausschließlich die Hand gelegt hat, ganz bürgerlichen schroff gegenüber. Bei der Infanterie und der Feldartillerie hat sich

dagegen der Adel auch über die Anziehungskraft der kleinen Fürstenhöfe hinaus auf einige wenige Regimenter zurückgezogen. Die Zahl der wirklich gemischten Offizierkorps kommt bei diesen beiden Waffengattungen zur Kennzeichnung des Bildes kaum in Betracht.

Selbst der einseitige Adelsstandpunkt kann diese Einpferchung oder, wenn man will, Bevorzugung nicht für einen Standesvorteil halten. Der Grundsatz der Inzucht hat sich am letzten Ende noch immer gegen seine Träger gewandt. Das Zusammenleben der adlichen Offiziere unter sich mag ja behaglicher und bequemer sein. Aber der Adel kann heutigestags seine geschichtliche Bedeutung nur aufrecht erhalten, wenn er unter Hintansetzung jeglichen Sondervorteils seine Kräfte rückhaltlos in den Dienst des Gemeinwohls stellt. Noblesse oblige. In der geschloßnen Absonderung verpufft er nutzlos die militärischen Eigenschaften, durch die er sich zum Mitbeteiligten an der Größe der deutschen Armee gemacht hat. Nach zugegangnen Mitteilungen soll sich einmal ein verdienter bürgerlicher General dahin geäußert haben: „Die militärischen Verdienste des preußischen Adels verdienen gewiß die in der Garde liegende Bevorzugung. Sollte sich aber unter uns nicht wenigstens ein Dutzend befinden, das der gleichen Auszeichnung für seine Söhne würdig wäre?“ Nur eine Verkennung der menschlichen Eigenschaften kann dieser Absonderung die Wirkung absprechen, daß sich die adlichen Offizierkorps für eine von oben herab beabsichtigte Elite halten müßten. Kein Beruf weist eine engere Gemeinschaft auf als der Offizierberuf, in ihm ist also die Gefahr der Ansteckung am größten. Mit dem Abschluß des Adels geht auch eine Scheidung der einzelnen Waffengattungen Hand in Hand. Das Ende vom Liede ist eine doppelte Abstufung. In ihrem kameradschaftlichen Verkehr sondern sich einmal die Waffengattungen und dann noch innerhalb dieses Rahmens die einzelnen Regimenter voneinander ab — beides jedenfalls in weit höherm Maße als zur Zeit der letzten großen Kriege.

Nun muß auf das nachdrücklichste hervorgehoben werden, daß diese Gegensätze einen Unterschied in den Friedensleistungen in keiner Weise hervorgerufen haben. Der Erfolg im Kriege aber hängt bekanntlich nicht bloß von ihnen, sondern hauptsächlich von dem innern Wert einer Armee ab. Der Grad der Friedensausbildung bedingt ihn, aber erschöpft ihn noch lange nicht. Gegenseitige Überhebung, selbst nur in der Beschränkung auf die jüngern Kreise, kann auf den Geist im Offizierkorps nur nachteilig einwirken. Die Ausfechtung des Straußes kann füglich in Friedenszeiten den Beteiligten überlassen werden. Gefährlich wird nur die Beeinträchtigung der Waffenbrüderschaft im Feldzuge, wenn der unwiderstehliche Trieb, das eigne Leben für den bedrängten Kameraden in die Schanze zu schlagen, angefressen werden sollte, dann freilich in der verhängnisvollsten, den Ausgang des Krieges entscheidenden Weise.

Daß das Band der Kameradschaft bis zu diesem Grade gelockert werden kann, haben die Eifersüchteleien der Generale Napoleons des Dritten gezeigt. Noch liegt diese Gefahr bei uns in weiter Ferne, noch ist die Kameradschaft

das unerreicht höchste Gut der deutschen Armee. Sie kennt freilich die Schwierigkeiten der Nachbarstaaten nicht. Zusammengekittet durch die ruhmvolle jüngste Vergangenheit fehlt ihr der österreichisch-ungarische Nationalitätenstreit oder der politische Gegensatz von Kaiser-, Königtum und Republik in Frankreich. Den leitenden Stellen aber kann das volle Zutrauen entgegengebracht werden, daß sie zur gegebnen Stunde das richtige Heilmittel anwenden werden.

Weimar — von Sommerfeld

Schiemanns Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus dem Ersten

Der erste Band der russischen Geschichte, mit der Professor Schiemann unsre historische Literatur so wesentlich bereichert, hat sich rasch einen angesehenen Platz erobert. Er hat das Bild Alexanders des Ersten, des sentimentalen, stets unter dem Bewußtsein, sich von der Mitschuld an der Ermordung seines Vaters nicht völlig freisprechen zu können, leidenden, bei aller Beglückungsabsicht doch tyrannischen Monarchen wesentlich verschärft und auch das Vierteljahrhundert seiner Regierung lichtvoll behandelt. Der Zar nahm Anläufe, Rußland enger mit der Entwicklung Westeuropas zu verbinden. Zweimal ließ er eine Verfassung für das Stammland ausarbeiten; Polen erhielt sogar eine wirkliche Verfassung mit Volksvertretung. Doch konnte er das Völkerglück, das er erstrebte, auf seinem Wege nicht erzwingen. Wenn auch die noch ohne alle Aufklärung, ohne alle Fühlung mit dem politischen Leben hinvegetierende bäuerliche Masse kaum irgendwie berührt wurde, so verdarb es Alexander gerade mit den Kreisen, auf die er sich am ersten hätte stützen müssen: dem Offizierstande, dem Adel, der Intelligenz, ja auch mit dem gemeinen Soldaten. Die Militärkolonien sollten die Mannschaften zu intelligenten, arbeitsamen, ordnungsliebenden, nüchternen Bauern erziehn; sie waren nichts als Sklavenwirtschaften, der Aufenthalt darin eine Hölle, auch den an ihrer Spitze stehenden Offizieren eine Qual. Eben die Offiziere waren am meisten dem freiheitlichen Geiste zugänglich gewesen. Sie waren im Napoleonischen Kriege nach Deutschland und Frankreich gekommen, die Literatur des Westens hatte ihren Sinn beeinflußt, deutsche und französische Erzieher hatten den Grund für eine neue Weltanschauung gelegt. Es war ein Verhängnis für Rußland, daß zwischen dem Monarchen und diesen vorwärtsstrebenden Kräften jegliche Gelegenheit zu geistigem Austausch abgeschnitten war. Kein Parlament, keine Presse. Der Autokrat thronte unnahbar, umgeben von einer Mauer von Höflingen und Bureaukraten, deren Korruption er selber aufs tiefste verachtete. So fehlte ihm auch der Glaube, daß aus seinem eignen Volke etwas Gutes für die Regierung kommen könne.

Schon unter ihm hatte sich die Militärverschwörung der Pestel, Murawiew, Tolstoi usw. gebildet, die man sehr bald unter dem Namen der Dekabristen kennen lernte, weil im Dezember 1825 (Dekaber = Dezember) der Ausbruch erfolgte. Diese Männer hatten allerdings den Staat umwälzen wollen. Eine Revolution im französischen Sinne, die Herstellung einer Republik lag ihren Absichten ganz fern. Sie waren gewissenhaft, religiös. Sie waren noch nicht mit sich im reinen, ob sie Alexander zugunsten seines Bruders Konstantin auf den Thron bringen oder einen Monarchen aus nicht dynastischem Geschlecht einsetzen müßten, als der allenfalls der im Kaukasus kommandierende General Jermolow in Frage kam. Die Vorbereitungen waren überhaupt noch lange nicht beendet, als unerwartet die Nachricht vom Tode Alexanders fern am Ufer des Asowschen Meeres nach Petersburg kam. Hier war die Lage der Dinge heikel. Der kinderlose Monarch hatte ein heimliches Testament hinterlassen, daß nicht sein nur zwei Jahre jüngrer Bruder Konstantin die Regierung übernehmen solle, sondern sein neunzehn Jahre jüngrer Halbbruder, der nur neunundzwanzigjährige Großfürst Nikolaus. Auch Konstantin war kinderlos; seine erste Ehe mit einer preußischen Prinzessin war geschieden, als zweite Gemahlin stand eine polnische Gräfin an seiner Seite. Die Ausschließung vom Thron hatte die volle Zustimmung Konstantins gefunden, auch Nikolaus hatte eingewilligt. Dennoch, als die plötzliche Todesnachricht kam, wurde noch ein wunderliches Schauspiel aufgeführt. Nikolaus selbst huldigte seinem ältern Bruder und veranlaßte, daß der Reichsrat sowie die Petersburger Garnison ebenfalls den Huldigungseid schworen. Er wußte recht wohl, daß Konstantin die Krone nicht annehmen wollte und konnte, und in der Tat kam schon wenige Tage darauf die Nachricht von dem in Warschau als Gouverneur weilenden Konstantin, daß er von dem Anerbieten des jüngern Bruders nichts wissen wolle; das Testament sei giltig und maßgebend. Nikolaus war nun in einer peinlichen Lage. Er mußte das Testament bekannt geben und zugleich eine neue Vereidigung auf seinen eignen Namen anordnen, obgleich er sich dadurch, daß er selbst geschworen hatte, des Rechtes, einen neuen Eid zu fordern und andre vom ersten zu entbinden, begeben hatte.

Man hat das Verhalten der beiden Brüder den Großmutsstreit genannt. Aber stets hat man auch gesagt, daß viel Schauspielerei dabei sei. Schiemann hat den letzten Schleier gehoben. Nikolaus wußte sehr wohl von der Unzufriedenheit im Heere. Er wußte, daß er selber sehr unbeliebt war, weil er auf seine Weise ebenfalls den soldatischen Drill bis zur Quälerei von Mannschaften und Offizieren trieb. Er wußte, daß man Konstantin wollte. Russische Kaiser haben oft mit Militär- und Palastrevolutionen zu tun gehabt; Nikolaus fürchtete einen Aufstand. Darum wollte er erst der Form nach Konstantin zur Regierung kommen lassen; dieser sollte nach Petersburg reisen und hier feierlich auf die ihm zugefallne Krone verzichten. Dann hätte er den Verschwörern in einem ganz andern Lichte gegenüber gestanden. Das mißglückte, weil sich

Konstantin dazu nicht hergeben wollte. Nikolaus hatte die Stimmung der Petersburger Garnison richtig eingeschätzt. Kaum wurde bekannt, daß nun der neue Eid gefordert werden sollte, so traten auch schon einzelne Regimenter meuternderweise in Reih und Glied. Wären die Leiter des Aufstandes vorbereitet gewesen, oder hätte ein einziger genial die Gelegenheit auszunützen verstanden, so hätten sie mit der Bewältigung der noch ganz unbefestigten Regierung ein leichtes Spiel gehabt. Denn auch diese handelte mit aller erdenklichen Kopflosigkeit. Beinahe ein ganzer Tag verstrich ohne entscheidendes Handeln. Endlich am Abend fühlte sich Nikolaus stark genug, die Meuterer zusammenschießen zu lassen. Das ging nun leicht genug. Auch des wenige Tage später im Süden zum Ausbruch kommenden Aufstandes wurde man leicht Herr. Die Verschwornen wurden sämtlich gefaßt und erlitten schwere Strafen, einige den Tod, andre Verbannung nach Sibirien.

Dieses Erlebnis machte den tiefsten Eindruck auf den jungen Kaiser. Er verhehlte sich nicht, daß ernste Mißstände vorliegen mußten, die eine solche Verschwörung zeitigen könnten. Er ließ auch von den Beschwerden der Dekabristen eine sorgfältige Aufstellung machen. Ja er verhörte sie manchmal selber. In den Klagen der Pestel und Genossen erkennt man mit Staunen noch im wesentlichen das Porträt des heutigen Rußland wieder. Dabei war der Kaiser nicht von Haus aus reformfeindlich, im Gegenteil, er setzte selber Arbeitskraft und Eifer daran, um die Zustände seines Reichs zu bessern. Aber im Laufe der Beschäftigung damit kam er doch immer mehr wieder auf die despotische Methode zurück. Anstatt den Dingen zu gewähren, sich nach den in ihnen selbst liegenden Keimen zu entwickeln, setzte er mit Zwang ein und befestigte damit über Rußland die Herrschaft des Fluches, unter dem es solange gestanden hatte und noch solange stehn sollte: das gewalttätige, bestechliche, korrupte, dem Volke nicht verantwortliche, dem eben nicht allsehenden Auge des Monarchen nicht ausgesetzte Beamtentum. Rußlands Geduld ist groß. Es hat dieses Übel noch fast achtzig Jahre nach dem Beginn der Regierung des Kaisers Nikolaus ertragen. Unglaublich hat es wirtschaftlich, geistig, sittlich und zuletzt auch in seiner Wehrkraft darunter gelitten. Und wenn jetzt auch die Revolution zu parlamentarischen Formen geführt hat, so ist das Land doch noch weit davon, die Schäden des nikolaitischen Regiments überwunden zu haben und zu einer neuzeitlichen Teilnahme des Volks an der Staatsverwaltung zu gelangen.

Die drei Hauptmittel, mit denen der junge Zar sein Volk gewaltsam so gestalten wollte, wie es ihm gut schien, waren die Zensur, die Geheimpolizei der „dritten Abteilung" und die strengste Schurigelung des ganzen Erziehungswesens. Das ganze geistige Leben sollte seine Gestaltung von dem Willen des Autokraten empfangen. Das Volk sollte lesen, was er billigte, sollte seine Kinder so erziehn lassen, wie er es vorschrieb — schon äußerlich kündigte sich das durch die Uniformierung von Lehrenden und Lernenden an —, und endlich sollte die Geheimpolizei nicht nur alle Vorgänge, selbst alle Gesinnungen dem

allmächtigen Regiment offenbar machen, sie erhielt auch die Machtvollkommenheit, sofort ohne Richterspruch lenkend und strafend einzuwirken. Die Gewalt erstreckte sich dahin, daß harmlose Untertanen auf bloßen Verdacht hin plötzlich lebenslänglich nach Sibirien verbannt werden konnten. Aus diesem erschreckenden Mißtrauen des Selbstherrschers gegen sein Volk ist dann das Rußland des Nihilismus und des Terrorismus hervorgegangen, dem ein Alexander der Zweite hat zum Opfer fallen müssen, und das noch jetzt aller Augenblicke blutigrot beleuchtet wird.

Ausländische Beobachter täuschten sich nicht über die üble Lage, in der sich das Haupt des mächtigen russischen Reichs beim Thronwechsel befand. Der Adjutant des zur Beglückwünschung seines Schwagers nach Petersburg gesandten Prinzen Wilhelm von Preußen, Leopold von Gerlach, verzeichnet den wilden Fremden- und speziell Deutschenhaß der Gesellschaft, der sich sogar gegen das Kaiserhaus richte. „In welcher schwankenden Lage befindet sich der arme Kaiser mit seiner glühenden Kaiserkrone auf dem Kopfe, von Verrätern umgeben; nicht alle Übeltäter seien in der Festung, hat jemand neulich dem General Thile gesagt, einige von ihnen sind alle Tage mit uns im Vorzimmer des Kaisers, und er hat die Beweise dafür in Händen." Ein andermal vergleicht er die Stellung Nikolaus mit der eines Mannes, der auf einer dünnen hohen Säule stehe, an der jeder Unzufriedne rüttle, „um entweder den Herrn von oben herabzustürzen und einen andern hinaufzusetzen, oder wie das jetzt hat geschehen sollen, die Säule selbst und für immer über den Haufen zu werfen". „Die kaiserliche Familie, schreibt der hannoversche Gesandte von Reden, ist gleichsam von aller Gesellschaft sequestriert, sie sieht, von den Garden beschützt, nur was zum innern Kreis der Familie gehört. Das Palais ist wie eine belagerte Festung von Truppen umringt, stets erwartet man neue Unruhen. Die Festung und die Gefängnisse sind voll Gefangner, deren Zahl täglich zunimmt." In der Stadt kursierte das Gerücht, daß im Kellerraum der Isaakskirche ein Faß voll Pulver gefunden sei, offenbar um die kaiserliche Familie in die Luft zu sprengen; und die Vorsichtsmaßregeln, die von dem Mißtrauen des Kaisers gegen die eignen Truppen zeugten, fielen allgemein auf. Auch machte sich die Medisance der Petersburger Gesellschaft allen Maßregeln des neuen Kaisers gegenüber geltend, was ja bei der Sorge und der Erbitterung begreiflich ist, die die zahlreichen Verhaftungen in den Kreisen, die zur „Gesellschaft" gehörten, hervorgerufen hatten.

Diesen düstern Schatten gegenüber fehlt es nicht an hellen Lichtseiten, die dem Zartum mitunter zu einer Art Hegemonie in Europa verholfen haben, namentlich während der Regierung Nikolaus des Ersten und Alexanders des Dritten. In außerordentlichem Glanze war Rußland aus den Napoleonischen Kriegen hervorgegangen. Es schien der wahre Hort der monarchischen Staatsverfassungen gegen die Revolution zu sein; es war der Eckstein der Heiligen Allianz. Schon damals erkannte man die lockenden Aussichten Rußlands auf

die Erbschaft des kranken Mannes. Doch fühlte sich noch Alexander so sehr als die Säule der bestehenden Zustände, daß er den aufständischen Griechen seine Hilfe rundweg abschlug. Die Gewalttätigkeit der Türken schuf den Griechen wieder Freunde in den europäischen Mächten, aber alle diese Dinge verliefen im Zickzack. Die europäische Diplomatie erging sich in verworrenen Intrigen. Die Heilige Allianz fiel auseinander, Rußland näherte sich England, lehnte aber immer noch die Unabhängigkeit Griechenlands ab, die England am Schluß von Cannings kurzem Ministerpräsidium anstrebte. Als die Griechen „das Kleinod ihrer Freiheit, Unabhängigkeit und politische Existenz unter den unumschränkten Schutz Großbritanniens stellten“ (am 1. August 1825), mußte Alexander fürchten, daß England den größten Nutzen aus dem Zusammenbruch des osmanischen Reichs ziehn werde, und nahm eine bestimmtere Haltung an. Er wollte russische Differenzen mit der Pforte allein lösen, die griechische Frage dagegen mit Hilfe Englands, jedoch sollte die Bildung eines griechischen Einheitsstaates ausgeschlossen bleiben. Am 18. August erklärte der Zar den Großmächten, etwaige äußerste Schritte gegen die Türkei allein tun zu wollen. Er befand sich in der Tat am Rande eines Krieges, als er sich nach dem Süden begab, und als er am 1. Dezember abberufen wurde.

König Friedrich Wilhelm der Dritte, der Schwiegervater des neuen Zaren Nikolaus, hatte von dem Testament Alexanders geheime Kenntnis gehabt und war durch den „Großmutsstreit“ unliebsam berührt. Desto größer war seine Freude, als bald darauf die Nachricht kam, daß es doch bei dem Testament sein Bewenden behalte. Umgekehrt war die Stimmung in Wien. Dort waren alle Sympathien für Konstantin. Gleich Metternich war auch er von Verachtung für die Griechen erfüllt; gleich ihm war er Gegner jeglicher Umsturzbestrebungen und Freund der Erhaltung der Türkei. Metternich wußte nichts von dem Testament und wollte schon einen Erzherzog zur Begrüßung des vermeintlichen Kaisers Konstantin nach Petersburg schicken, als er die verblüffende Nachricht von dem Wechsel der Dinge erhielt. Nikolaus kannte diese Gesinnung sehr wohl; er hatte obendrein einen Span mit dem österreichischen Gesandten. Metternich hielt es daher für ratsam, jenen Erzherzog nun doch abzusenden, wenn auch mit Glückwünschen an eine ganz andre Adresse. Zugleich aber sandte der alte Fuchs eine zweite Mission an den Großfürsten Konstantin nach Warschau, und zwar, wie man fälschlich annahm, um diesen österreichischer Unterstützung zu versichern, falls er dennoch die Regierung übernehmen wolle. Immerhin suchte Österreich doch auf diesem Umwege den jungen Zaren zu beeinflussen, der Versuch kam aber übel an, denn Konstantin teilte alles loyal dem Bruder mit, und dieser faßte einen starken Widerwillen gegen Österreich, der ihn lange beherrscht hat.

Ganz besonders schloß sich Nikolaus an Frankreich an. Gleich nach der ersten Audienz, die er dem diplomatischen Korps erteilte, nahm er den französischen Botschafter La Ferronais unter den Arm und führte ihn in sein

Kabinett und sprach sich eine Stunde lang in einem intimen Gespräch mit ihm aus. Er erging sich in persönlichen Gefühlsergüssen für den Botschafter, besprach dann den soeben niedergeworfnen Dekabristenaufstand und verweilte eingehend bei dem Verhältnis zwischen ihm und Konstantin. „Ich durfte keine Rechte auf den Thron geltend machen. Ich rufe den Himmel zum Zeugen und schwöre es Ihnen bei meiner Ehre, daß ich nur die Stimme meines Gewissens gehört und nur die Empfindungen zu Rate gezogen habe, die stets in meiner Seele leben werden.“ Die Sympathien für Karl den Zehnten und seinen Gesandten haben stets auf die Politik eingewirkt.

Ganz anders ging es mit England. Canning sandte keinen geringern als seinen Ministerkollegen, den berühmten Wellington nach Petersburg, um Nikolaus zur Thronbesteigung zu beglückwünschen. Sein wahrer Zweck war, Rußland vollständig von der Heiligen Allianz zu trennen und es unter Benutzung der griechischen Frage in die Gefolgschaft der englischen Politik zu führen. Wellington solle entweder die englische Intervention in die Wirren mit der Türkei oder eine gemeinsame englisch-russische Intervention in die griechische Frage anbieten; damit nicht der Kaiser die türkische Ablehnung zu einem Kriegsgrund aufbausche, müsse man vorher der Zustimmung der Pforte sicher sein. Einen Krieg, der nicht die griechische Frage betreffe, werde England als aus Ehrgeiz und Eroberungslust unternommen ansehen. Eine geheime Verständigung mit Rußland hatte für England den doppelten Zweck, Rußland zu zügeln und die Ausschreitungen der Türken gegen die Griechen zu hindern. Wellington sollte nach Cannings Auftrag erklären, daß England weder darauf ausgehe, das Territorium der jonischen Inseln zu vergrößern noch seinen politischen Einfluß zu steigern.

Kaiser Nikolaus trat in das politische Duell mit Wellington ein und führte es mit Geschicklichkeit durch. Er war entschlossen, die russisch-türkischen Differenzen allein zu regeln. Die Türkei werde nachgeben; wenn nicht, so fürchtete er auch einen Krieg nicht. Er ordnete sogleich die Ausarbeitung von Kriegsplänen an. Nikolaus selbst schreibt: „Seit Donnerstag (2. März) ist Wellington hier, sehr alt und zusammengefallen. Gleich bei seiner ersten Zusammenkunft sagte er mir u. a., er sei ausdrücklich von seiner Regierung beauftragt, mir Vorschläge zu machen, damit wir — England und Rußland — zu zweien die griechische Sache ordnen. Ich spielte den Überraschten (Nikolaus war von seinem Londoner Botschafter gut unterrichtet worden), ließ ihn reden und sagte darauf, ich könne, was er vorbringe, nur als etwas völlig neues ansehen.“ Er werde mit der Türkei allein fertig werden. „Bei alledem handle es sich nicht um die Griechen; solange das Reich bestünde, seien sie für mich rebellische Untertanen.“ Der weitere sehr merkwürdige Gang der Verhandlungen, so sagt Schiemann, ist nun der gewesen, daß Wellington Schritt für Schritt über seine Instruktionen hinaus zu Konzessionen gedrängt wurde. Sein Versuch, Nesselrode (den Vizekanzler und Leiter der auswärtigen

Politik) gegen den Kaiser auszuspielen, mißglückte völlig, im Zaren selbst aber fand er einen ihm in den Künsten der Diplomatie weit überlegnen Gegner. Das angeborne Talent Nikolaus machte sich gerade auf diesem Gebiet geltend, und vor der Erhabenheit seiner Prinzipien prallten alle Angriffe und Überredungskünste des alten Herzogs ab. Vergebens bat er, die Absendung des Ultimatums an die Pforte aufzugeben oder doch wenigstens den Wortlaut abzuschwächen. Der Kaiser bestand auf seinem guten Recht der Pforte gegenüber und versicherte, daß er nichts andres wollte, als dieses Recht zur Geltung zu bringen. Um das zu erreichen aber müsse er drohen; wirke das nicht, so werde er die Donaufürstentümer besetzen, aber nichts liege ihm ferner, als sich auch nur ein türkisches Dorf anzueignen. Schon am 10. März hatte Wellington so viel Boden verloren, daß er die Berechtigung der russischen Forderungen in betreff der Donaufürstentümer, aus denen die türkischen Truppen zurückzuziehen seien, und in betreff der Befreiung gefangner serbischer Deputierten zugeben mußte. Dabei ängstigte ihn der Kaiser durch das phantastische Bild, das er von seiner ungeheuern militärischen Überlegenheit entwarf. Die Russen haben den Sieger von Waterloo einen ganzen Monat mit Verhandlungen hingehalten, ihm schließlich aber nichts gewährt als einen Scheinerfolg. Man verständigte sich über ein nichtssagendes Protokoll. Wellingtons Versuch, die auf Nichterfüllung des Friedens von Bukarest gegründeten russischen Beschwerden als nichtexistent beiseite zu schieben, war vollständig mißglückt. Die von ihm verweigerten „guten Dienste“ Englands, um die Pforte zum Nachgeben zu bewegen, mußte England im eigensten Interesse freiwillig leisten, wenn anders es einen Krieg verhindern wollte. Wellington kehrte in gedrückter Stimmung zurück.

Es dauerte jedoch noch zwei Jahre bis zum Ausbruch des russisch-türkischen Krieges, eine Zeit, die mit langen widerspruchsvollen Verhandlungen ausgefüllt wurde. Jenes Protokoll, das Wellington am 4. April 1826 in Petersburg vereinbart hatte, führte allgemach doch zu einer Verständigung zwischen Rußland, England und Frankreich, wobei sich Rußland jedoch immer freie Hand wahrte. Die Türken fuhren fort, in Griechenland und auf den Inseln zu wüten und drängten auch Nikolaus dadurch allmählich mehr auf die Seite der Griechen. Am 6. Juli 1827 schlossen die drei Mächte eine förmliche Tripelallianz, wodurch auch die Pforte zunächst etwas eingeschüchtert wurde. Die Verbündeten erklären in dem Vertrage, die Selbstverwaltung Griechenlands unter Oberherrlichkeit der Pforte erzwingen zu wollen, ohne darum ihre friedlichen Beziehungen zur Türkei abzubrechen. Zu diesem Zweck sollte eine alliierte Flotte alle türkisch-ägyptischen Schiffssendungen von Menschen und Waffen abschneiden und so Ibrahim Pascha, den siegreichen aber barbarischen Ägypter, zum Rückzug aus Morea zwingen. Ob sich das ohne Anwendung von Gewalt erreichen lasse, mußte zweifelhaft erscheinen. Canning gewährte seinem Admiral „einen gewissen Spielraum“. Der Zweifel

war vollauf berechtigt. Seit Mai 1827 lag eine türkische Flotte in Navarino (an der messenischen Küste). Am 7. September traf dort eine neue ägyptische Flotte ein. Admiral Codrington, der Befehlshaber der Verbündeten, hatte das zu verhindern versäumt, hatte seine Flotte aber am 20. September auch in den Hafen von Navarino gelegt. Am 14. Oktober stießen endlich die Russen zu ihm. Nun drängten die verbündeten Admirale auf eine „schleunige und kategorische Antwort", daß die Greuel in Morea sofort aufhören sollten. Als die Antwort des Vertreters des abwesenden Ibrahim ungenügend ausfiel, nahmen die Verbündeten Schlachtordnung. Und nun waren die Türken auch noch so unbesonnen, die Feindseligkeiten zu eröffnen. Es war am 20. Oktober. Die ganze türkische Flotte wurde von den in Eintracht handelnden Engländern, Franzosen und Russen zusammengeschossen. Die ägyptisch-türkische Flotte war mit dem Tage von Navarino vernichtet.

Der leitende Geist dieser Zwangspolitik gegen die Türken, Canning, war schon am 8. August gestorben. Die englische Politik lenkte alsbald, und vollends als der Herzog von Wellington ihre Führung übernahm, in andre Bahnen. Man wollte die Hilfe für die Griechen nicht weiter treiben, als mit der Erhaltung der Türkei als ansehnlicher Macht vereinbar war. Die Hohe Pforte erschwerte diesen Standpunkt sehr, denn Sultan Mahmud war rasend über den „völkerrechtswidrigen Akt" eines Angriffs im tiefen Frieden. Auch das englische Ministerium war keineswegs erfreut, es untersuchte sogar, ob es nicht Admiral Codrington den Prozeß machen könne. Je mehr nun ein Krieg mit Rußland allein drohte, desto mehr mußte sich doch die Pforte mit England abfinden.

Kaiser Nikolaus fühlte sich um diese Zeit sehr gehoben. Er hatte einen Krieg mit Persien auszufechten, und hier ging alles nach Wunsch. Paskiewitsch erreichte schon 1827 glänzende Erfolge und 1828 einen durchgreifenden Frieden, der den Russen einen großen Teil Transkaukasiens und die Herrschaft auf dem Kaspischen Meer sicherte. Der Kaiser drängte nun auch in der türkischen Sache vorwärts. Während England den Griechen helfen wollte, soweit es mit der Schonung der Türkei vereinbar war, wollte Nikolaus den Griechen, die er als Rebellen ansah, nicht helfen, aber die Türken demütigen und zur Erfüllung übernommner Verpflichtungen zwingen. Gegen Eroberungsgelüste verwahrte er sich nachdrücklich. Die griechische Sache war 1827 stark zurückgegangen, trotz Navarino. Das Wellington so unerwünschte und von Metternich aufrichtig beklagte Ereignis gereichte ihnen nicht zum Nutzen. Die Pforte wütete um so mehr gegen sie. Sie vertrieb die als Zivilpersonen weilenden Engländer, Franzosen und Russen aus ihren Gebieten und erließ einen feierlichen Aufruf an die Gläubigen zur Verteidigung ihrer Religion und ihrer Existenz. Die Gesandten der drei Mächte reisten ab. Nikolaus traf alle Anstalten zum Kriege; seine Verbündeten, auch England, konnten sich den Folgen ihrer bisherigen Schritte nicht entziehen und übten wenigstens

einen Druck auf die Pforte aus Dem Zaren hinderlich in den Weg treten konnten sie deshalb nicht. Einen solchen Versuch auf diplomatischem Felde machte Metternich, aber vergebens.

Das Schiemannsche Buch verweilt nun eingehend bei den beiden russischen Balkanfeldzügen von 1828 und 1829. Lichtvoll bringt es die militärischen Vorgänge und die allgemeinen Zustände der Heeresverwaltung, auch das immer unglückliche, völlig verfehlte persönliche Eingreifen des Zaren zur Darstellung. Die Streitkräfte waren zu ungenügend bemessen, als daß sie die in der Verteidigung mit beispielloser Tapferkeit kämpfenden Türken leicht hätten überwältigen können. Die ganze Verwaltung, das Verpflegungs-, das Medizinalwesen lagen unglaublich im argen. Als sich die Armee in Bewegung setzte, stellte sich heraus, daß man das Salz vergessen hatte, und auch an Fleisch fehlte es bald. Nikolaus dachte, den militärischen Spaziergang nach Konstantinopel mit einem Edelmutsdrama zu erledigen. Ein Haufen türkischer Gefangner wurde ohne Lösegeld zurückgesandt, damit sie von der Großmut, Macht und Herrlichkeit, dem Reichtum des Zaren erzählten. Sie gingen nach Silistria und leisteten bei der Verteidigung dieser Donaufestung außerordentliche Dienste. Weitere Erfolge hatte der auffallende Schritt nicht. Das Vordringen war anfänglich unaufhaltsam. Schon am 20. Juli 1828 erreichte die Armee Schumla im Balkan, wo ein langer Widerstand große Enttäuschung bringen sollte. Die Russen schritten zu regelmäßiger Belagerung. Die Besatzung der in zu großer Zahl und in zu großer Nähe vom Feinde angelegten Redouten schwächte den Bestand der Bataillone; die Kavallerie, deren Pferde schon schlaff wurden, mußte sich Furage aus großer Entfernung holen; jeder Transport forderte militärische Deckung, und die ungemein rührige und vorzüglich berittene türkische Kavallerie brachte durch Auffangen der russischen Kuriere, durch Plünderung der Transporte, Überfälle der an Redouten und Trancheen arbeitenden Soldaten den Russen die empfindlichsten Verluste bei. Dazu kam, daß die Krankheiten in immer bedenklicherm Maße zunahmen und die Transportochsen zu Hunderten fielen, sodaß die regelmäßige Verproviantierung des russischen Lagers in Frage gestellt wurde. „Mit einem Worte, als wir daran gingen, Schumla zu belagern, boten wir vielmehr selbst das Bild eines belagerten Platzes", schreibt Benckendorf, der Vertraute des Zaren. — Schumla hat sich in den beiden Feldzügen, 1828 und 1829, behauptet.

Nikolaus verlor bald die Geduld. Schon am 23. August ritt er unmutig auf Varna zu in den Wald hinein. „Unter nicht geringen Fährlichkeiten, so schreibt Schiemann, wurde das Ufer des Schwarzen Meeres erreicht." Die aus der Seefestung ausgefallnen Türken hatten hier soeben den Russen ernstlich zu schaffen gemacht. „So lief das Abenteuer des Kaisers, denn so ist dieser Ritt zu beurteilen, noch glücklich ab. Zeugt es von einem persönlichen Mut, so doch nicht minder von unbesonnener Unterschätzung wirklicher

Gefahren. Er schien zu vergessen, daß er in Feindesland sei. Andrerseits aber scheute er vor Unternehmungen zurück, die einen Erfolg versprachen, sobald ihm die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit großer Opfer an Menschenleben vor die Seele traten. Als ihm Menschikow vorschlug, mit Hilfe der aus Anaga angelangten Truppen und unter Beistand der Flotte Varna im Sturm zu nehmen, lehnte er ab. Die Festung werde in spätestens acht Tagen kapitulieren, man solle zu einer regelrechten Belagerung schreiten. Dann besichtigte er die Flotte und segelte nach Odessa ab, auch der ganze Stab der Diplomaten, Hofleute, Beamten und fremden Bevollmächtigten folgte ihm nach. Mit ihnen zogen die Intrigen der europäischen Politik."

Wir können diesen hier natürlich ebensowenig folgen wie den militärischen Operationen. Es kamen manche Hiobsposten, die zu geringe Truppenmacht übte ihre Wirkungen aus. Die Pest begann fürchterlich zu wüten. Nikolaus kehrte von Odessa nach dem belagerten Varna zurück und mußte sich überzeugen, daß die Aussicht, der Festung Herr zu werden, dahinschwand. Vielmehr sammelten sich in der Nähe überlegne Türkenmassen, um sie zu entsetzen. Der Kaiser befahl dem Prinzen Wittgenstein, mit ganz ungenügenden Kräften gegen die letzteren vorzugehn. Es gab eine blutige Niederlage, die Nikolaus tief verstimmte. Eine zweite erlitt Prinz Eugen von Württemberg. Obendrein mußte Diebitsch die Belagerung Schumlas aufgeben. Hätten die Russen soviel Mut in der Offensive gehabt wie in der Verteidigung, die Sache hätte für die Türken übel ablaufen können. Nikolaus befahl endlich einen Sturm auf Varna, gab aber plötzlich Befehl, ihn abzubrechen, weil er das viele Blutvergießen nicht ansehen konnte. „Er bedachte nicht, daß jeder Tag, den seine Truppen länger vor Varna lagen, die Hospitäler füllte, und daß die Opfer, die er durch seine langsame und schlecht vorbereitete Kriegführung den Dämonen der Pest und ihren Begleitern, Fieber, Dysenterie, Skorbut zuführte, viel zahlreicher waren als alles, was Schwert und Geschoß niedergestreckt hatten." Dem Verrat eines türkischen Offiziers hatte man schließlich Varna zu verdanken, sodaß der Kaiser doch einen einzigen greifbaren Erfolg hatte, als er endlich heimkehrte.

Ihm war „das roh gewaltsam' Handwerk" des Krieges gründlich verleidet. Der blutige Feldzug blieb weit davon, ihn zum Triumphator zu machen. Seine Truppen mußten nördlich von der Donau Winterquartiere nehmen. „Aber in welchem Zustande! Ermattet und entmutigt, fast völlig abgestumpft; denn es gibt einen Grad von Unglück, bei dem schließlich Denk- und Empfindungsvermögen versagen. Das Schlimmste war das Fehlen fast jeder ärztlichen Hilfe und der unerhörte Zustand der Feldlazarette und Spitäler. ... In Jassy trafen zum Beispiel Mitte November aus Silistria 500 Kranke und Verwundete ein, die nur von einem Feldscher begleitet wurden, darunter Soldaten, die vor vierzehn Tagen amputiert waren und noch ihren ersten Verband trugen, während andre überhaupt noch nicht verbunden waren."

Für das nächste Jahr betraute Nikolaus den General Diebitsch mit dem Oberkommando. Er selbst blieb in Petersburg und machte dann einen fruchtlosen Versuch, durch seine Krönung in Warschau das Polentum zu gewinnen. Von Diebitschs Feldzug im Jahre 1829 nur wenige Worte. Nach trefflichem Plan drangen die Russen rasch vor, schlugen mehrfach die Türken und ließen Schumla liegen. Der Balkanübergang gelang glänzend. Am 20. August war Diebitsch in Adrianopel, freilich in einem gefährlichen Zustande. Seine Truppen hatten starke Verluste gehabt, er verbarg sorgsam seine Schwäche. Hätten die Türken noch Schneid gehabt, sie hätten ihn mit seinen 12200 Infanteristen, 4500 Pferden und 100 Geschützen leicht vernichten können. Aber auch bei ihnen waren Dämonen eingezogen. Der Sultan erwartete jeden Augenblick einen Aufstand in Konstantinopel und suchte ihm durch zahlreiche geheime Hinrichtungen zuvorzukommen. Seine Widerstandskraft war gebrochen. Fremde Diplomaten, unter denen sich der preußische General von Müffling, der das Vertrauen des Zaren genoß, glänzend hervortat, bewirkten die Verständigung. Am 14. September kam der Friede von Adrianopel zustande, der Diebitsch aus seiner gefährlichen Lage befreite. Rußland begnügte sich mit dem Gewinn der Donaumündung und einiger Kleinigkeiten in Armenien, wo Paskiewitsch siegreich gewesen war.

Der erste Abschnitt der Regierung des neuen Zaren dauerte noch bis zum Sommer 1830. Mit der Julirevolution fand er seinen Abschluß. Es war keine glanzvolle Epoche. Das nikolaitische Regiment, das die Mitte des Jahrhunderts beherrschen und in Rußland bis ins neue Jahrhundert hinein dauern sollte, ja das in seinen Grundmauern noch heute besteht, hatte Wurzel geschlagen. Von einem gedeihlichen Wachstum des Gemeinwesens konnte nur sprechen, wer mit der Niederhaltung der Revolution das Wesentlichste für geleistet hält. Die war allerdings gelungen, aber im Balkenwerk des Staates und der Gesellschaft fraß das kalte Feuer um sich: Zurückhaltung der Geistesbildung, Korruption, unkontrollierte Gewalttat, Unzufriedenheit der Intelligenz. Das Rußland des Kaisers Nikolaus war auch das, das uns Turgenjew und Dostojewski schildern, es war das Rußland Alexander Herzens und Bakunins, aus dem das Rußland des Krimkrieges, der Polenaufstände, des Kaisermordes, des Nihilismus, der Niederlage gegen Japan hervorging, das Rußland, dem nichts mehr übrig blieb als der Versuch mit parlamentarischen Einrichtungen. Und diese sind noch nichts weniger als geglückt.

Nach einer Richtung fällt aus dem Schiemannschen Buche ein günstiges Licht auf Kaiser Nikolaus. Ein tyrannischer Wüterich, der Freude an dem Mißbrauch seiner Macht hat, war er nicht. Sein Wille war gut, so sehr er auch in seinen Handlungen fehlgriff.

Der Panbabylonismus und die Bibel

Im einundzwanzigsten Heft der Grenzboten hat Rudolf Stübe die Forderung begeisterter Assyriologen bekämpft, es solle die altorientalische Geschichte in den höhern Unterricht aufgenommen werden. Wenn mit diesem Unterricht ein kurzer Abriß der Haupttatsachen und eine Schilderung der Kulturzustände gemeint ist, gehört er allerdings in den Schulplan, und ich war der Meinung, das würde den Schülern heute schon geboten; auf der höhern Bürgerschule, die ich bis zu meinem dreizehnten Jahre besuchte, wurden uns, lange vor der vollständigen Entzifferung der Keilschrift, alle die hübschen altorientalischen Geschichten erzählt, die Herodot und andre Griechen berichten. Aber an eine so ausführliche Behandlung, wie sie der griechisch-römischen Geschichte zuteil wird, ist schon wegen der Unsicherheit der heutigen Ergebnisse der Assyriologie vorläufig nicht zu denken. Diese Unsicherheit entspringt aus der Schwierigkeit der Entzifferung der verschiednen Schriftarten und Sprachen, von der die darüber handelnden Abschnitte des unten genannten Buches einen Begriff geben.*) Es gibt eine Bilderschrift (von der etwa 12000 Zeichen bekannt sind), eine Silben- und eine Lautschrift, verschiedne Entwicklungsstufen dieser Schriftarten, die Schreibweise von oben nach unten und von rechts nach links und die wagerechte von links nach rechts. (Von dem phantasievollen Gobineau erzählt man, er habe eine Inschrift von oben nach unten, von unten nach oben, von rechts nach links, von links nach rechts und in der Diagonale gelesen und immer denselben Sinn herausbekommen.) Und es gibt Inschriften in sumero-akkadischer, in babylonisch-assyrischer und in persischer Sprache. Es handelt sich also keineswegs bloß, wie bei den Unsicherheiten in der griechisch-römischen Geschichte, um widersprechende Angaben und um Lücken der Berichterstattung, sondern um Zweifel an der richtigen Entzifferung und Deutung; und dazu kommt noch der Umstand, daß die Entzifferungs- und Deutungskunst auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis von Männern beschränkt ist, deren Werke also nicht gleich denen über griechisch-römische Geschichte unter der Kontrolle der ganzen Gelehrtenwelt, ja des ganzen gebildeten Publikums stehen. Es kann sich also leicht ereignen, daß die Deutungen von vorgefaßten Lieblingsmeinungen und von Wünschen beeinflußt werden, wenn solche jenen kleinen Kreis beherrschen.

*) Babylonien und Assyrien nach ihrer alten Geschichte und Kultur dargestellt von E. v. Starck. Marburg a. L., Adolf Ebel, 1907.

Daß aber dieses der Fall sei, daß manche Assyriologen der verzeihliche Wunsch beseele, alles, was wertvoll ist im Altertume, den geliebten Babyloniern zuzuschreiben und ihnen zum Ruhme namentlich das Alte Testament herabzusetzen, haben in dem Babel-Bibelstreite nicht bloß christliche und jüdische Theologen behauptet. Ein Nestor der Assyriologie, der einige Zeit darauf verstorbne Julius Oppert in Paris, schrieb damals in der Wiener Zeit: gegen Theologen, die die Bibel in ihrer heutigen Form für ein Diktat des lieben Herrgotts halten, habe Delitzsch freilich leichtes Spiel; aber alle seine Ableitungen biblischer Angaben, Ideen und Erzählungen aus Babylon seien falsch (er zeigt das kurz im einzelnen), und der ganze Beweis des chaldäischen Ursprungs der jüdischen Kultur bestehe in Schlüssen wie dem folgenden: die Chaldäer hatten die Nasen mitten im Gesicht, die Juden auch, also stammen die Nasen der Juden aus Babylon. Außer den Theologen und Rabbinern wehren sich auch die Ägyptologen gegen die Sucht, alles und jedes aus Babylon abzuleiten, und wie bedeutend unter den Assyriologen selbst die Meinungsverschiedenheiten noch sind, kann auch der Laie aus den angeführten Äußerungen Opperts und aus kleinen Streitschriften ersehen wie „Die Panbabylonisten, der alte Orient und die ägyptische Religion“ von Alfred Jeremias und „Die jüngsten Kämpfe wider den Panbabylonismus“ von Hugo Winkler. Es wird also noch geraume Zeit dauern, bis die Ergebnisse der Assyriologie in dem Grade gesichert sind, daß ernstlich erwogen werden kann, in welchem Umfange sie in den Mittelschulen berücksichtigt werden sollen.

Uns interessiert zunächst der Ausgang des Babel-Bibelstreits. Daß die babylonischen Urkunden an religiösem und sittlichem Werte hinter den biblischen weit zurückstehn, das konnte schon gleich anfangs nach den von den Assyriologen selbst in populären Schriften veröffentlichten Texten keinem Unbefangnen zweifelhaft sein, aber das Buch von Starck kommt uns mit neuen Begründungen unsers Urteils zu Hilfe. Nicht dadurch, daß der Verfasser die Assyriologen ingrimmig bekämpft. Im Gegenteil! Sein orthodoxer Eifer und die Manier seiner Polemik erregen Bedenken gegen das Buch. Nicht bloß Assyriologen, sondern auch manche unbefangne Leser werden es gleich nach den ersten Seiten als ein keiner Beachtung würdiges Produkt des Vorurteils beiseite legen. Starcks Manier macht die Darstellung sogar vielfach unverständlich; anstatt seine Ansicht oder die Tatsachen, die er mitteilen will, schlicht auszusprechen, kleidet er sie vielfach in eine sarkastische Abfertigung der Gegner. Und was den orthodoxen Standpunkt betrifft, so wird sich der heutigen Ethnologie und Werken wie Wundts Völkerpsychologie gegenüber die Ansicht des Verfassers, daß den ersten Menschen die theistische Religion geoffenbart worden, die polytheistische Naturreligion Abfall von der Uroffenbarung sei, kaum aufrecht erhalten lassen. Die biblische Geschichte vom Paradiese und ihre chronologische Verknüpfung mit der Geschichte Abrahams, der die erste, gerade durch die Assyriologie jedem Zweifel entrückte geschichtliche Persönlichkeit der Bibel ist (wie auch Oppert

anerkennt), für etwas andres als für eine sinnvolle Allegorie anzusehen (der damit verknüpften Geschichte der vorsintflutlichen Patriarchen können immerhin sichere Traditionen zugrunde gelegen haben), verbietet schon das geologisch nachgewiesne hohe Alter des Menschengeschlechts, das Zehntausende von Jahren vor dem Anfangspunkte der biblischen Chronologie auch schon in Europa gelebt hat. (Diese falsche biblische Chronologie ist nach Oppert das einzige, was die Verfasser des Pentateuchs wirklich den Chaldäern entlehnt haben.) Auch kann kein moderner Mensch den Gott, der in der Abendkühle im Garten lustwandelt — so hoch erhaben über alle babylonischen Götzenscheusale und so rührend schön und uns liebwert er als Bild ist —, historisch nehmen. Eine Entwicklungslehre, die auf den göttlichen Ursprung der Welt und des Menschen verzichtet, die alles geistige Leben für ein Seifenblasenlichtspiel in wunderbarerweise bewußt gewordnen Atomgruppierungen hält, und die das Höchste von geistigem Leben, das wir kennen, die ehrwürdigen Gestalten der Bibel und ihre Lehren und Wirkungen, mit geflissentlicher Gehässigkeit herabsetzt, lehnen wir mit derselben Entschiedenheit ab wie Starck. Aber zwischen dieser materialistischen Theorie, die auch viele Assyriologen angesteckt zu haben scheint, und dem orthodoxen Offenbarungs- und Inspirationsglauben gibt es noch eine dritte Ansicht, die vielerlei Schattierungen zuläßt. Die, zu der sich der Kaiser in seinem Briefe an den Admiral Hollmann bekannt hat, ist ungefähr auch die unsre. Die Welt ist selbstverständlich eine Schöpfung Gottes; der Schöpfer bleibt seiner Welt als Lenker nahe, so nahe, daß man ihn immanent nennen darf, und er lenkt natürlich vor allem das Denken, Sinnen, Trachten und Schicksal der Geschöpfe, die von sämtlichen uns bekannten die höchsten, und um derenwillen die übrigen vorhanden sind. Die Lenkung geschieht in einem weitern, dem weltgeschichtlichen, und in einem engern Kreise, den die Theologie den Kreis der Offenbarung oder Erlösung oder Heilswirkung nennt. Die Offenbarung geschieht aber nicht, wie sich naive Menschen und Geschlechter vorstellen, durch körperliche Erscheinungen und Ansprachen Gottes und seiner Engel, sondern nicht anders als die sonstige Leitung: durch Fügung der äußerlichen Schicksale und durch innerliche, psychologische Einwirkung, die beide zusammen den von Gott zu Lehrern und Leitern der Menschheit erwählten Menschen die wichtigsten religiösen und sittlichen Wahrheiten offenbar machen. Solche innerliche, psychologische Offenbarung steht durchaus im Einklang mit der halbpantheistischen Weltansicht, die Goethe in den berühmten Spruch: „Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße“, gekleidet hat, und wird durch die Erfahrungen großer und heiliger Menschen bestätigt. Wenn Gott das Spiel der Atome so lenkt, daß ein Teil von ihnen gezwungen wird, zu organischen Gebilden zusammenzutreten, und diesen Gebilden die Kraft verleiht, allen in sie eintretenden Atomen die Bahn für ihre Bewegung und den Ort für ihr Verweilen anzuweisen, ähnlich wie es die Felsen, die einen Wasserfall bilden, mit allen in ihre Höhlung eintretenden Wassermassen tun; wenn

Gott die Gedanken, Wünsche und Bestrebungen der Menschen so leitet, daß bestimmte politische Gebilde entstehn, die bestimmte Aufgaben im Interesse der Gesamtmenschheit zu lösen haben, warum soll er da nicht auch einzelnen Geistern religiöse Gedanken inspirieren können, die das diesseitige Kulturleben des Menschen vollenden und ihn für ein jenseitiges höheres Leben vorbereiten, nicht ein ganzes Volk für diesen Zweck benutzen können? Im Babylonien Hammurabis und auch, darf man schließen, bei den mit diesem in Verkehr stehenden semitischen Nomadenstämmen war die Intelligenz hoch genug entwickelt, daß ein Abraham den reinsten und höchsten Gottesbegriff fassen konnte, ohne daß seine psychologische Entwicklung durch ein Wunder im groben Sinne des Wortes unterbrochen oder beschleunigt oder sonstwie gestört worden wäre, gerade so wie reichliche anderthalbtausend Jahre später Plato und zweitausend Jahre später Jesus Gott als reinen Geist erkannt haben. Wenn man will, kann man auch die griechische Philosophie eine göttliche Offenbarung nennen, und nicht bloß sie, sondern auch die griechische Kunst und Realwissenschaft, die heutige Wissenschaft, überhaupt das gesamte Geistesleben der Menschheit, in dem sich Gott ja tatsächlich offenbart, wie denn die Kirche nach des Apostels Vorgang (Römer 1, 20) diese natürliche Offenbarung als die unentbehrliche Grundlage der sogenannten übernatürlichen ausdrücklich anerkennt — einem vernunftlosen Wesen, einem Tier, kann die Trinität so wenig offenbart, mitgeteilt werden wie der pythagoreische Lehrsatz. Wenn wir nun auch an eine im dogmatischen Sinn übernatürliche Offenbarung nicht glauben, so halten wir uns dennoch für berechtigt, von der allgemeinen, in der natürlichen Entwicklung der vernünftigen Anlage bestehenden Offenbarung eine Offenbarung im engern Sinne zu unterscheiden, die durch eine Jahrtausende umfassende Reihe von planvollen Veranstaltungen die Menschheit über Gott und unser Verhältnis zu ihm in einer weit vollkommenern und wirksamern Weise aufgeklärt hat, als es durch Plato geschehen ist. Als Uroffenbarung wäre bei dieser Auffassung die dem ersten Menschen verliehene Vernunft zu bezeichnen.

Also nicht im Orthodoxismus Starcks liegt die Hilfe, die er uns leistet, sondern lediglich in der sehr reichlichen Materialiensammlung seines Buches. Wir überzeugen uns beim Lesen, daß wir mit Abraham den geschichtlichen Boden betreten, wenn auch die weitern biblischen Erzählungen bis zur Königszeit, die den Historiographen amtliche Annalen als Unterlage schafft, vielfach mit Volkssagen vermischt und ausgeschmückt sind. Sehr glaublich wird die Auswanderung Tharahs, des Vaters Abrahams, aus Chaldäa durch den Umstand, daß der nomadisierende Teil der eingewanderten Semiten in dem wohlkultivierten Babylonien bei zunehmender Bevölkerung keine Weiden mehr für seine Herden fand, wahrscheinlich auch als ein unbequemes Element von der seßhaften Bevölkerung hinausgedrängt wurde. Durch Inschriften bezeugt sind die Anführer des Heeres, das nach dem vierzehnten Kapitel der Genesis Abraham und seine Bundesgenossen besiegt haben. Amraphel ist Hammurabi,

Kedorlaomor von Elam ist Kedurlagamar, der in der Tat König von Elam und Hammurabis Lehnsmann war, Arioch von Ellasar ist Eriaku von Larsa, und Thideal ist Tudghula, König der Goim. Die Vulgata hat das Gojim der Bibel mit gentium übersetzt, und Luther schreibt dem jüdischen und urkirchlichen Sprachgebrauch gemäß König der Heiden; es hat aber nach den Inschriften ein Volk gegeben, das Goim hieß. Ein Zug aus der Geschichte Hagars findet seine Erklärung in den Gesetzen Hammurabis. 1. Mose 16 wird erzählt, Sarah habe sich bei ihrem Gatten darüber beschwert, daß sie von der Magd, nachdem diese schwanger geworden sei, verachtet werde; Abraham aber habe geantwortet: „Siehe, deine Magd ist unter deiner Gewalt; tue mit ihr, wie dirs gefällt." Da nun, heißt es weiter, „Sarah sie demütigen wollte, floh sie vor ihr". Das 146. der Gesetze Hammurabis lautet: „Wenn jemand eine Frau nimmt, und diese ihrem Manne eine Magd zur Gattin gibt, und die Magd ihm Kinder gebiert, dann aber diese Magd sich ihrer Herrin gleichstellt, weil sie Kinder geboren hat, so soll ihre Herrin sie nicht für Geld verkaufen. Das Sklavenmal soll sie ihr einritzen und sie unter ihre Mägde rechnen." Das Demütigen, bemerkt Starck, bedeutet also das Einritzen des Sklavenzeichens. Von der Zeit des Jesaja an lassen sich die alttestamentlichen und die Keilschriftenangaben aneinander gegenseitig kontrollieren. Für die Einnahme Samarias, schreibt Starck, stehe das Jahr 722 nach beiden Quellen fest. „Wenn aber einmal die Rechnungen auf beiden Seiten nicht bei der ersten Probe übereinstimmen wollen, so ist es geraten, nicht ohne weiteres dem Alten Testament die Schuld zuzumessen, sondern lieber daran zu denken, daß Angaben der Bibel, die man schon verworfen hatte, sich nachträglich mehr als einmal als richtig erwiesen haben, und daß die Keilschriften bei der Stellung der Hofliteraten, die sie anfertigten, in mancher Beziehung unzuverlässig — sein müssen."

Daß die babylonischen Weltschöpfungslegenden auch schon nach den bis jetzt unter dem Publikum verbreiteten Texten die Stellung neben oder gar über den ersten Kapiteln der Genesis, die man ihnen anweisen möchte, nicht verdienen, ist oft auch in den Grenzboten gesagt worden. Auch Oppert hat den großen Unterschied hervorgehoben. „In der Bibel ist Gott vor der Erschaffung der Welt da, in Chaldäa ist er der leere Raum, der Abgrund, das Chaos, aus dem die Götter nacheinander entstehn." Dazu kommt, daß von einigen Assyriologen, wie Starck Seite 231 andeutet, zugestutzte Texte verbreitet worden sind, die das Publikum irre führen. Das Hauptverdienst Starcks setze ich darein, daß er eine Menge Texte aus der von Schrader herausgegebnen Keilinschriftlichen Bibliothek mitteilt. Leider vermindert er sein Verdienst wieder dadurch, daß er nur einzelne Stücke im Wortlaut gibt, gerade in den beiden wichtigsten Sagen aber den Text mit seinen Glossen verflicht und stellenweise den Inhalt des Originals mit eignen Worten wiedergibt, ohne deutlich erkennbar zu machen, wo der wortgetreue Text in die Inhaltsangabe über-

geht. Wir drucken die Anfänge der beiden Sagen ab, so wie sie bei Starck lauten, nebst einigen von seinen Glossen.

In der Urzeit, als die Himmel oben noch keine Namen erhalten hatten, d. h. noch nicht entstanden waren, und die Erde unten noch nicht war und noch keine Götter waren, da wurde der Abgrund der Wasser ihr Erzeuger. Apsu, der Himmelsozean, und Tiamat, der Erdozean, verbanden sich miteinander (ehelich), daß die Götter alle geboren wurden. Ihre Wasser waren an einen Ort gesammelt, aber Schilf war noch nicht erschienen, das Kraut des Feldes noch nicht gewachsen. Erst später wurden große Götter gebildet. Zuerst gingen Lachmu und Lachamu aus der Verbindung der beiden Ozeane hervor; doch bald mehrte sich ihre Zahl, indem Ansar und Kisar, Ea und Anu gebildet wurden. Da sprach Apsu, der Himmelsozean, zu Tiamat, dem Erdozean: „Eilends will ich sie verwirren und ihren Weg verderben." Zu diesem Kampf der alten Götter gegen die neuen Götter, der das Thema des Epos darstellt [das man unberechtigterweise die chaldäische Genesis genannt hat; viel näher liegt der Vergleich mit dem Kampf der olympischen Götter gegen die Titanen] ist Tiamat alsobald bereit: „Eilends wollen wir gegen sie ziehn." Beide Ozeane werden von Mummu, dem Sohne Apsus, unterstützt. Aber Tiamat, die Mutter des Nordens, raste und fluchte, machte unwiderstehliche Waffen, gebar ganze elf Ungeheuer, nämlich Riesenschlangen mit spitzen Zähnen und giftgefüllten Leibern, Molche, Fischmenschen, Widder usw. . . . Kingu, eins der erstgebornen Kinder der Tiamat, soll dieser Schar von Ungeheuern als Befehlshaber vorangehn. Sie sagt zu ihm: „Deinen Zauber habe ich gesprochen, ich habe dich groß gemacht und mit der Herrschaft über die Götter belehnt. Du sollst der größte sein, du mein lieber Buhle." Darauf befestigt sie die Schicksalstafeln an seiner Brust, damit jeder Befehl, der aus seinem Munde gehe, feststehe." Als Ansar von Tiamats Aufruhr hörte, schlug er an seine Scham und biß seine Lippen und sprach zu Anu, seinem Sohne: „Auf, mein Sohn, beginne den Kampf. Du wirst Apsu bezwingen, und ich will Tiamat entgegentreten." Als aber Anu der Tiamat ins Auge gesehen hatte, kehrte er ohne Kampf zu Ansar zurück. Dieser forderte nun Marduk zum Kampfe auf. Hier, wo Marduk als ein deus ex machina auftritt, scheint eine kleine Unterbrechung des Berichts gerechtfertigt. Man erfährt nicht, woher dieser Marduk kommt. Erst später wird er Anus Sohn genannt. Von ihm aus wird das ganze Epos zu verstehen sein. Es ist abgefaßt, um ihn unter die Götter und über die Götter zu erheben. [Das Epos spiegelt also den Kampf der Städte und Staaten gegeneinander, deren Repräsentanten die Lokal- und die Staatsgötter sind.] Die astrologische Deutung ist als die spätere anzusehen. Wo hätten auch die Sternkundigen am Himmel das Vorbild dieser Kampfgeschichte sehen können? [Der Schluß des Epos lautet:] Marduk bewältige Tiamat bis zum Alter der Tage. Fünfzig Namen gaben ihm die Götter. Davon erzähle der Vater und lehre sie den Sohn. Er möge sich freuen über Marduk, den Herrn der Götter, daß er sein Land gedeihen lasse, ihm selbst es wohlergehe. Daß die Gebote Eas gelehrt, von Weisen und Klugen bedacht werden. Denn beständig ist das Wort Marduks, des Herrn der Götter. [Marduk hatte den Rumpf der besiegten Tiamat gespalten, aus der Haut der einen Hälfte die Himmelsdecke gemacht und im Himmel ein Gebäude errichtet als Wohnung für die drei großen Götter Anu, Bel und Ea, die nun nebst andern Göttern Sterne und Sternbilder bedeuten und den Monaten vorstehen.] Also diesem blutigen Kriegsliede soll der biblische Schöpfungsbericht entnommen sein? [Über die Schöpfung des Menschen wird im Enumaepos berichtet:] Als Marduk die Rede der Götter hörte, da nahm er sich in den Sinn, Kunstreiches zu schaffen. Er öffnete seinen Mund und sprach zu Ea, was er in seinem

Innern ersann, (ihm) mitteilend: „Blut will ich nehmen und Bein will ich (bilden), will hinstellen den Menschen; der Mensch möge (leben); will erschaffen den Menschen, daß er bewohne (die Erde); auferlegt sei (ihm) der Dienst der Götter, die wohnen (in ihren) Götterkammern.“ [Der Anfang des Epos von Gilgamis und Istar lautet:] In der Einsamkeit, fern von den Wohnungen andrer Menschen, lebte Eabani, das Abbild Anus, ein Geschöpf Arurus, am ganzen Leibe behaart. Er frißt Kraut mit den Gazellen, geht mit dem Vieh zur Tränke, tummelt sich im Wasser mit den Fischen. Niemand beschränkt oder belästigt den weisen Menschen in dem glücklichen Zustande dieser Freiheit, bis der Jäger Zaidu ihm begegnete. Der beschwerte sich bei Anu über Eabanis Übergriffe: er fülle seine Fanggruben aus und nehme seine Netze weg. Anu der Weise gibt auf solche Beschwerde dem Jäger den Rat, er solle ein Freudenmädchen mitnehmen. Die soll ihr Gewand ablegen und den Gewaltigen anlocken. So geschieht es. Sechs Tage und sieben Nächte leben die beiden zusammen. Dann spricht die Dirne zu ihm: „Schön bist du, Eabani. Wie ein Gott bist du. Ich will dich nach Erech führen, wo Gilgamis über die Männer gewaltig ist.“ In dieser ekeln Ausgeburt einer heidnischen Phantasie sieht ein evangelischer Gelehrter unsrer Tage eine „naive Erzählung, in der eine gewisse Ideenverwandtschaft mit dem biblischen Bericht (mit welchem?) vorliege“.

Als einzige Entschuldigung für eine solche Verirrung läßt Starck nur gelten, daß der Herr eben einen zugestutzten und gefärbten Text benutzt habe. Liest man die Sagen in der Form, wie sie Starck darbietet, so kann in der Tat kein Mensch bei gesunden Sinnen daran denken, die erhabnen, einfachen Erzählungen der Bibel, vollendete Kunstwerke im Lapidarstil, die tiefe Wahrheit enthaltenden Dichtungen eines von Gott inspirierten Genies (oder mehrerer solcher) aus dem chaldäischen Wust ableiten zu wollen. Etwas anders steht es um einen in sumero-akkadischer Sprache abgefaßten, also sehr alten Text, der den Inhalt der biblischen Geschichte vom Sündenfall kurz wiederzugeben scheint: „In Sünde kamen die beiden — die ersten Menschen — überein. Das Gebot war im Garten Gottes gegeben. Vom Asambaum aßen sie und brachen ihn entzwei. Seinen Stiel zerstörten sie, den süßen Saft, der dem Leibe schadet, tranken sie. Groß ist ihre Sünde. Sich selbst erhoben sie. Dem Marduk, ihrem Erlöser, überwies der Gott Sar ihr Geschick.“ Hier haben wir, meint Starck, „sozusagen die erste Übertragung der alten [die Uroffenbarung fortpflanzenden] Überlieferung in das neue Heidentum“. Nach meiner Auffassung ist darin ein Niederschlag der die wirkliche Uroffenbarung, die Vernunft, auf dem religiös-sittlichen Gebiet entwickelnden Tätigkeit; einer Tätigkeit, die nicht die Babylonier, sondern die wieder ausgewanderten Semiten, und zwar insbesondre Abraham und seine Nachkommen fortgesetzt haben. Daß stammverwandte Völker ihre Verwandtschaft auch in Form und Inhalt ihrer Dichtungen bezeugen müssen, ist ja selbstverständlich, und so kann es nicht überraschen, die Baumsymbolik bei den Juden wie bei den Babyloniern zu finden. Aber gerade im religiös-sittlichen Gebiete sind die Ähnlichkeiten spärlich und schwach. Während die jüdische Intelligenz, wie wir nach heutigem Sprachgebrauch ihre Propheten nennen dürfen, alle ihre Kräfte ausschließlich in der Reinigung und Vollendung des Gottesbegriffs und in dem Bemühen um

einen diesem Begriff entsprechenden Kultus, um die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, d. h. durch ein sittliches Leben, erschöpfte, haben sich die Babylonier mit aller Macht auf die Fortbildung der Zivilisation, der materiellen, technischen Kultur geworfen, das religiös-sittliche Leben aber verwildern und versumpfen lassen. Zu den deutlichen Anklängen an die israelitische Religion gehören die Bußpsalmen und solche Aufzählungen von Sünden, wie sie die römische Kirche in ihren Beichtspiegeln zur Gewissenserforschung empfiehlt. Abgesehen nun davon, daß es „einen schlechten literarischen Geschmack“ verrät, diese Bußpsalmen und andre babylonische Psalmen an Wert denen der Bibel gleichzustellen, erkennt man aus ihnen, daß die babylonische Sittlichkeit rein legaler Art war, und daß die Gewissensbisse bloß aus der Furcht vor dem Gott oder der Göttin entsprangen, deren Zorn man durch Übertretung ihrer Gebote erregt haben konnte. Rituelle Verfehlungen werden den sittlichen durchaus gleich gesetzt; man ängstigt sich, weil man unwissenderweise etwas Verbotnes gegessen, auf einen Greuel getreten haben könne; man nennt in den Sühngebeten bald diesen, bald jenen Gott an erster Stelle, um nur ja keinen zu beleidigen, und man versäumt es nicht, auch den unbekannten Gott anzuflehen, den man beleidigt haben könnte. (Eine Psalmenprobe! Zu Istar, „dem Freudenmädchen unter den Göttern“, betet man: „Der Herr, der große Berg, der Gott Bel, möge dein Gemüt besänftigen. O Istar, Herrin des Himmels, möge dein Herz sich beruhigen. Gebieterin, Herrin des Himmels, möge dein Gemüt sich erfreuen. Gebieterin, Herrin von Eanna, möge dein Herz sich beruhigen. Gebieterin, Herrin des Bodens von Urugga, möge dein Gemüt sich erfreuen“ und so fort mit immer neuen Titeln.) Der wüsten Phantastik der Mythen entsprach der wüste Aberglaube, mit dem man alle Übel auf dämonische Einwirkungen zurückführte und durch Beschwörungen und Zaubermittel zu bannen suchte. Der Hexenwahn samt Scheiterhaufen hat hier seinen Ursprung, was jedoch, wie schon bei einer andern Gelegenheit bemerkt wurde, den europäischen Christen insofern zur Beschämung gereicht, als ihre ersten Lehrer im Aberglauben nicht die Hexe selbst, sondern statt ihrer bloß eine Strohpuppe zu verbrennen pflegten. Das mosaische Gesetz und die Propheten haben alle Arten von Aberglauben, insbesondre Zauberei, Wahrsagerei, Totenbeschwörungen strengstens verboten und wo immer und so weit immer ihr Einfluß reichte, aus dem Volksleben ausgetilgt. Es gehört zu den Beweisen für die Zuverlässigkeit der biblischen Autoren, daß Jesaja (z. B. 8, 19) das Flüstern der Zauberer erwähnt; das war nach den babylonischen Urkunden rituelle Vorschrift. Bekannt ist ja, wie auch eine der wertvollsten Schöpfungen der Chaldäer, die Astronomie, dem Aberglauben dienstbar gemacht worden ist. Das Vorhersagen aus den Gestirnen und das Horoskopstellen waren gewinnbringende Tätigkeiten. Der Astronom stieg auf die Stufe des ebenfalls gut bezahlten Traumdeuters hinab. Die Wissenschaft wurde nach Starck „fast nur im astrologischen Interesse“, des Gelderwerbs und der Herrschsucht wegen,

betrieben: der Sterndeuter hatte den König in der Hand, da dieser kaum wagen durfte, gegen den Willen der Gestirne, der Götter, etwas zu unternehmen. Das mag für die spätere Zeit richtig sein; im Anfange wird wohl, wie in Ägypten, das ökonomische Interesse zur Beobachtung der Gestirne getrieben haben. Im übrigen wird die „Sittlichkeit" der chaldäischen Religion genügend durch die bekannten Tatsachen charakterisiert, daß Prostitution und grausame Menschenopfer am Euphrat und Tigris wie in Phönizien wesentliche Bestandteile des Kultus, und daß die Assyrier Meister in raffinierter Grausamkeit, im lebendig Schinden, Pfählen und ähnlichen Künsten waren. Von der Humanität, die das Deuteronomium und die Propheten hoch über die Ethik aller vorchristlichen Völker, die Griechen nicht ausgenommen, erhebt (ich habe sie im zweiten Teil meiner „Wandlungen" S. 211 ff. charakterisiert), findet sich natürlich bei diesen Völkern keine Spur, obwohl die Gesetze Hammurabis einen reich ausgebildeten und gesicherten Rechtszustand bekunden. Alles in allem genommen bleibt es dabei: die Keilinschriften haben das Buch der Bücher nicht entthront, sondern sein Ansehen erhöht. Zur Empfehlung des Buches von Starck sei noch bemerkt, daß es auch eine ausführliche Topographie der beiden Reiche, des babylonischen und des assyrischen, enthält (ein Verzeichnis der Städte, Angabe ihrer Lage und Beschreibung der bekanntern) sowie Verzeichnisse der den Babyloniern und Assyriern bekannten Tiere, Pflanzen, Steine, Arzneistoffe und ein sehr vollständiges Personen- und Sachregister.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich das Buch eines Amateurexegeten erwähnen, dessen Erklärung der ersten Kapitel der Genesis jeden andern als einen national-israelitischen Ursprung dieser aus symbolistischer Spekulation und Stammesüberlieferungen gemischten Dichtung ausschließt. Der im Mai 1907 verstorbne Dresdner Rechtsanwalt a. D. und Standesbeamte Moritz Engel, „mehr als vierzig Jahre hindurch ein treuer Leser der Grenzboten", wie sein Sohn mir schreibt, hat sich im Jahre 1855 dem Bibelstudium zugewandt und nach Erlernung der hebräischen Sprache von 1872 an die Bibel zum Gegenstande selbständiger und fachmäßiger Forschungen gemacht. Deren Frucht ist ein Buch, dessen Drucklegung er nicht erlebte. Sein Sohn hat es (bei Wilhelm Baensch in Dresden 1907) mit zwei Karten herausgegeben unter dem Titel: Wirklichkeit und Dichtung. Aufschlüsse über 1. Mose 2 bis 4; 6, 1 bis 14; 9, 18 bis 27; 11 und 12, 1 bis 6. Dem Vorwort hat Professor Dr. Paul Hohlfeld eine Empfehlung beigefügt, in der es heißt: Der Verfasser, der freilich nicht Fachmann war, „vereinigte in seltener Weise Tiefsinn und Scharfsinn, philosophische Schulung und reiches geschichtliches, erdkundliches und sprachliches Wissen. Mögen die Fachgelehrten, was hier über die zwei symbolischen Bäume des Paradieses, über die Völkertafel usw. behauptet und nachgewiesen wird, unbefangen prüfen, das etwa Irrige widerlegen und berichtigen, das Neue und zugleich ewig Wahre aber freudig und dankbar anerkennen und aufnehmen."

Ich versuche das Hauptergebnis der Forschungen Engels über die ersten vier Kapitel der Genesis in Kürze mitzuteilen. Diese Kapitel bestehn aus drei Dichtungen: einer ältern, einige Verse des zweiten Kapitels und das vierte Kapitel umfassenden, und zwei jüngern: der Schöpfungsgeschichte des ersten Kapitels, die Engel nicht untersucht, und der Geschichte vom Sündenfall, die in die älteste Erzählung eingeschoben und hineingearbeitet ist. Die älteste, etwa in Salomos Zeit entstandne Dichtung erzählt den Ursprung, nicht des Menschengeschlechts, sondern des auserwählten Volkes. Eden ist eine geographisch genau zu bestimmende Landschaft: „ein breiter Talgrund von mehr als achtzig Stunden Länge, der von der östlichen Hauranebene bis zum Dschof in Nordarabien allmählich ansteigt“. Die vier Flüsse sind nicht, wie eine unsinnige Exegese herausgefunden hat, die Quellen des Euphrat, Tigris, Nil und Ganges, sondern Quellbäche, die von den Talrändern in die inmitten des Tales liegende Oase, in den dem Adam zur Wohnung angewiesnen Garten, hinabströmen und ihn bewässern. Die Kerubim mit dem Flammenschwert östlich von Eden, die — nach Engel nicht dem Adam, sondern — dem Kain den Rückweg nach Eden versperren, sind feuerspeiende Vulkane. Adam bleibt nach dieser ersten Erzählung bis an sein Lebensende in Eden. Die eingeschobne symbolische Dichtung stammt aus der doppelt bösen Zeit des götzendienerischen Königs Manasse und der assyrischen Einfälle. Sie ist eine Theodicee, die die Gottlosigkeit der Menschen und das geplagte Dasein der Weiber und der in ihrer Lage den heutigen Fellachen ähnlichen jüdischen Bauern erklären soll, ohne Gott dafür verantwortlich zu machen. Ihr Verfasser oder ihre Verfasserin, Engel vermutet, daß es die Prophetin Hulda (2. Könige 22, 14) gewesen sei, ist unter den Mitgliedern eines Geheimbunds zu suchen, der aus Jüngern des Jesaja bestand, der auch das Deuteronomium geschaffen, und der dann unter dem frommen Könige Josias mit seinen Schöpfungen offen hervortreten konnte. Die Dichtung hat einen exoterischen und einen esoterischen Sinn. Der exoterische ist folgender: Gott hatte nicht mehr als zwei Menschen haben wollen, die in kindlicher Unschuld und in Gehorsam gegen ihn in ungetrübtem Glück ewig leben sollten. Mit dem Guten und dem Schlimmen, das sie nicht kennen lernen sollten, sind das Süße und das Bittere, die Wollust und der Tod gemeint. Vermehrten sich die Menschen, dann wurde für sie wie für alle andern organischen Wesen der Tod eine Notwendigkeit, mußte jedes Geschlecht dem seiner Nachkommen Platz machen. Ein Dämon nun verlockte sie dazu, das Süße zu kosten, weil er durch die Vermehrung der Menschen seinen Machtbereich auszudehnen gedachte. Ihn verflucht Gott; die Menschen hat er nicht verflucht, sondern ihnen nur die natürlichen Folgen der von ihnen gewählten Daseinsweise, des Kinderzeugens, Gebärens und der Menschenanhäufung, verkündigt. Die Bäume sind lediglich Symbole, an wirkliche Bäume ist nicht zu denken. Nach der esoterischen Deutung ist mit dem Baum der Erkenntnis der Sternhimmel gemeint, aus dem die Chaldäer weissagten. „In

der hebräischen Sprache bedeutet das Wort nachasch sowohl Schlange als auch Wahrsagung." Gutes und Böses erkennen bedeutet hier klug sein, die Zukunft vorauswissen, ein Stück göttlicher Allwissenheit erlangen zu dem Zweck, sich in allen Dingen das Glück, das Gelingen zu sichern. Der Dichter will die Sterndeuterei als einen Weg zum Götzendienste verpönen. Dieser führt durch seine bekannte Beschaffenheit auch zur Unsittlichkeit, aber daß die Menschen durch den Genuß der verbotnen Frucht zur Unterscheidung des sittlich Guten vom sittlich Bösen gelangt seien, ist nicht die Meinung des Dichters oder der Dichterin. Wir werden niemals genau erfahren, was dieser oder diese eigentlich gemeint und beabsichtigt hat; doch gerade in ihrer Vieldeutigkeit ist die schöne Dichtung ein Schatz für sinnige Gemüter und grübelnde Geister, und die neue Deutung, die Engel sehr glaubhaft zu machen verstanden hat, wird vielen Genuß bereiten.

Carl Jentsch

Ein neuer Band Goethe-Briefe

Von Hans Gerhard Gräf

(Schluß)

Von auswärtigen Besuchern ist neben den schon genannten Nord- und Nordwestdeutschen noch eine hervorragende süddeutsche, richtiger österreichische Persönlichkeit zu nennen: der Dichter Franz Grillparzer. Grillparzer, damals 35 Jahre alt, hielt sich vom 29. September bis zum 3. Oktober 1826 in Weimar auf. Über ihn schreibt Goethe unter dem 11. Oktober an Zelter: „Grillparzer ist ein angenehmer wohlgefälliger Mann; ein angebornes poetisches Talent darf man ihm wohl zuschreiben; wohin es langt und wie es ausreicht, will ich nicht sagen. Daß er in unserem freien Leben etwas gedrückt erschien, ist natürlich."

Dieses „freie" weimarische Leben war nun allerdings nicht der Grund von Grillparzers Gedrücktheit. Er selbst nennt in seinen Lebenserinnerungen mit der ihm eignen Wahrheitsliebe und Bescheidenheit die wirklichen Gründe seiner „Furcht" vor Goethe.

„Diese Furcht, schreibt Grillparzer, bestand aus mehreren Elementen. Einmal schien mir in dem ganzen Bereich meines Wissens nichts, was würdig gewesen wäre, Goethen gegenüber vorgebracht zu werden. Dann habe ich meine eigenen Arbeiten erst später im Vergleich mit den Zeitgenossen schätzen gelernt; im Abstande von dem Frühergewesenen, namentlich hier in der Vaterstadt der deutschen Poesie, kamen sie mir höchst roh und unbedeutend vor. Endlich habe ich schon gesagt, daß ich Wien mit dem Gefühle eines gänzlichen Versiegens meines poetischen Talentes verlassen hatte, welches Gefühl sich in

Weimar bis zur eigentlichen Niedergedrücktheit vermehrte. Goethen aber Klagelieder vorzusingen und von ihm durch nichts verbürgte Tröstungen entgegenzunehmen, schien mir doch gar zu erbärmlich.

In diesem Unsinn war übrigens doch auch ein Körnchen Sinn. Goethes damalige Abneigung gegen alles Heftige und Gewaltsame war mir bekannt. Nun war ich aber der Meinung, daß Ruhe und Gemessenheit nur demjenigen anstehe, der im Stande ist, einen so ungeheueren Gehalt hineinzulegen, als Goethe in der »Iphigenie« und im »Tasso« gethan hat. Zugleich meinte ich, daß jeder die Eigenschaften in's Spiel bringen müsse, in denen er seine Stärke hat. Das waren nun bei mir damals warme Empfindung und starke Phantasie. Die Gründe einer solchen Abweichung von seinen Ansichten ihm selbst gegenüber zu vertheidigen, fühlte ich mich, auf meinem damaligen Standpuncte der unbefangenen Anschauung, viel zu schwach; seine Darlegung aber mit einer geheuchelten Billigung oder einem lügenhaften Stillschweigen hinzunehmen, dazu hatte ich vor ihm viel zu viel Ehrfurcht."

Über seinen Verkehr mit Goethe schreibt Grillparzer an Katharina Fröhlich: „Der alte Goethe war von einer Liebenswürdigkeit, wie seine Umgebungen seit Jahren sich nicht erinnern, ihn gesehen zu haben. Ich speiste bei ihm und mußte eine zweite Einladung leider darum ablehnen, weil ich bereits versagt war. Er hat einen Maler [Schmeller] bei sich, der ihm die Menschen, die ihn vorzüglich interessiren, zeichnen muß; mir widerfuhr eine gleiche Ehre. Leider habe ich ihn zum Danke für all die Güte tüchtig ennuyirt, denn mich befiel jedesmal eine solche Rührung, wenn ich ihn sah, daß ich beinahe meiner nicht Herr war und alle Mühe hatte, nicht in Thränen auszubrechen. Einmal geschah es auch trotz alles Widerstrebens, als mich der alte Mann an der Hand faßte, in's Eßzimmer führte und mit einem herzlichen Drucke an seine Seite hinsetzte. Die Wirkung, die er auf mich hervorbrachte, war halb wie ein Vater, halb wie ein König."

3

Nach der Betrachtung von Goethes dichterischer und schriftstellerischer Tätigkeit während dieser Epoche und seiner Beziehungen nach außen werfen wir zum Schluß noch einen kurzen Blick auf das wichtigste Verhältnis in Weimar selbst, auf Goethes Beziehung zu seinem Fürsten, dem Großherzog Karl August, der, wie schon erwähnt, unter den Adressaten des neuen Briefbandes weitaus die erste Stelle einnimmt.

Unerschütterlich hatte der Bund zwischen dem Fürsten und dem Dichter, der zugleich der erste Staatsdiener war, sich bewährt, durch alle Stürme der Zeit hindurch, während eines halben Jahrhunderts. Dieser Tatsache hatte der Großherzog sichtbaren, wahrhaft fürstlichen Ausdruck gegeben durch die goldne Jubiläumsmedaille zum 7. November 1825; sie zeigt auf der einen Seite Goethes Bildnis, auf der andern das Doppelbildnis Karl Augusts

und seiner Gemahlin, mit der lapidaren Inschrift Carl August und Luise — Goethen — zum VII. Novbr. MDCCCXXV. Der beauftragte Künstler, Brandt in Berlin, hatte freilich wegen der ihm allzu kurz bemessenen Zeit zunächst ein Werk geliefert, das wenig Beifall fand. „Da sehe ich ja wie ein Stier aus", soll Goethe beim ersten Anblick ausgerufen haben. Brandt unternahm, nach längern Beratungen, an denen sich auch der Bildhauer Rauch beteiligte, eine neue Ausführung, die zu allgemeiner Zufriedenheit gelang; die Vollendung zog sich aber bis weit in das Jahr 1826 hinein. Unter dem 7. November 1826, also genau ein Jahr nach dem fünfzigjährigen Jubiläum, findet sich in Goethes Tagebuch der Vermerk: „Jahrestag meiner Ankunft in Weimar. Serenissimus sendeten die wohlgelungene Medaille mit gnädigstem Handschreiben." Dieses, vom selben Tage datierte „gnädigste Handschreiben" Serenissimi (man findet es in der Ausgabe des Briefwechsels gedruckt) schließt mit den Worten: „Unter uns bleibe es immer beim Alten. Amen." Goethes Antwort, bisher nicht bekannt, in unserm Bande zum erstenmal veröffentlicht, lautet:

„Ew. Königlichen Hoheit

schon vor einem Jahre mir zugedachte, ganz unschätzbare Gabe hat sich im Verlauf dieser Zeit durch Höchst Ihro ununterbrochene Theilnahme und Einwirkung zu einem trefflichen Kunstwerk gesteigert. Jeder Beschauer, der den ästhetischen Sinn nunmehr völlig befriedigt sieht, fühlt auch zugleich den sittlichen erhöht, indem Absicht und Ausführung mit einander völlig übereinstimmen.

Was ich, auf den sich dieses schöne Werk unmittelbar bezieht, hiebei empfinden müsse, ist Höchst Denenselben nicht unbewußt. Gefühl, Sinn und Gedanke bleiben an den Pflichten freudig geheftet, die für mich seit so vielen Jahren immer wohlthätiger geworden sind."

Gewiß ist es die Nachwirkung des überwältigenden Eindrucks der bei seinem fünfzigjährigen Jubiläum ihm zuteil gewordnen Ehrungen, der Goethen jetzt zu dem rührenden Bekenntnis nötigt, das sich in einem bisher unbekannten Schreiben an Adolph Wagner findet, als dieser ihm sein Werk Il Parnaso Italiano mit der Widmung Al Principe de' Poeti, Goethe übersendet: „Es begegnet mir seit einiger Zeit so viel Gutes, daß, wenn ich nicht eine redliche Selbstkenntniß, welche uns immer auf die Überzeugung unserer Mängel zurückführt, mir von jeher als Leitfaden festgehalten hätte, ich nun befürchten müßte, aus dem wahren und reinen Kreise, den Gott und die Natur mir vorschreiben wollen, irrend herauszuweichen."

Eine für Karl August wichtige Angelegenheit kam, durch Goethe gefördert, während der ersten Monate, die unser Briefband umfaßt, zum glücklichen Abschluß; es ist die nach des trefflichen Rehbein frühzeitigem Tode notwendig gewordne Wahl und Anstellung eines neuen Leibarztes. Doktor Karl Vogel, dem wir das inhaltreiche Buch „Goethe in amtlichen Verhältnissen" und wert-

volle Mitteilungen über Goethes letzte Krankheit verdanken, trat im Januar 1826 in seinen neuen Wirkungskreis ein und fand sogleich Gelegenheit, sich bei der Behandlung von Goethes Halsleiden dem Dichter von der menschlichen und wissenschaftlichen Seite zu empfehlen. Goethe berichtet darüber in einem bisher ungedruckten Briefe an den Großherzog vom 12. Juli:

„Vor allen Dingen aber habe von Rath Vogel zu melden, dessen Persönlichkeit mir und andern gar wohl gefällt. Er ist klar, offen, heiter, sich selbst deutlich und wird es dadurch auch bald andern. Sein Handwerk versteht er aus dem Grunde, seine Ansichten sind schnell und bestimmt, so auch seine Anordnungen; in seinem ganzen Thun und Lassen ist eine Art von preußischer Entschiedenheit, aber keine Spur von Anmaßlichem, Affectirtem, viel weniger Zurückhaltendem und heimlich Sinnendem.

Ich habe ihn diese wenige Tage her mehrfältig prüfen können; er assistirte dem Verband meiner Halswunde, wobei mir sein Urtheil, Rath und Zeugniß sehr zur Beruhigung diente; auch würde sie sich schon geschlossen haben, wenn man es nicht für besser achtete, sie noch ein wenig offen zu halten.

Meine diätetischen Gebräuche hab' ich ihm gleichfalls vorgelegt, da er denn mein Kreuzbrunnenmaaß schon auf die Hälfte reduzirt hat und mich nach und nach ganz davon entwöhnen möchte. Wir wollen sachte verfahren.

Übrigens leb' ich der Hoffnung, daß Ew. Königlichen Hoheit Prüfung ihm gleichfalls zu Gunsten ausfallen werde.

Gar manches Capitel hab' ich mit ihm durchgesprochen; besonders auch traut er sich in medicinischer Polizei etwas zu und erweist sich durchaus seinen Empfehlungen gemäß."

Karl August befand sich zur Zeit in Wilhelmsthal und hielt dort militärische Übungen ab. Hierauf spielt Goethe am Schluß des eben genannten Briefes an, indem er schreibt: „Und so fahren wir fort im Genuß der friedlichen Tage zu verweilen, indessen Ew. Königliche Hoheit ein Bild des Krieges in Berg und Thälern hervorzaubern."

Über diesen Krieg im Frieden findet sich in einem kürzlich erschienenen, viel Neues bietenden und überaus lesenswerten Büchlein: „Briefe an Fritz von Stein, herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Rohmann" (Inselverlag zu Leipzig, 1907) eine interessante Bemerkung. Karl von Stein auf Kochberg, dessen Briefe sich durch originelle Ausdrucksweise und kernigen Humor auszeichnen, schreibt an seinen Bruder Fritz von Stein unter dem 18. Juli 1826: „Der Großherzog hält Revue über die Conscribirten und hat seine Armée in der Nähe von Wilhelmsthal versammelt; und damit sie bivaquiren lernen nach und nach, weil's kein stehend Heer ist, sondern aus der Arbeit genommene junge Leute, so hat er ihnen Zelte machen lassen, aber nur für 5000 Thaler, weil die Kammerrevenuen ein Deficit von jährlich 50,000 Thalern leiden, durch die banquerouten Pächter. Um selbst aber bessere Aufsicht führen zu können von Wilhelmsthal aus, hat der gute alte Herr aus der Sparkasse in Weimar

zu der Reise, sagt man, 25,000 Thaler geborgt. Die Mutter, welche in der Sparkasse, sagt sie, 150 Thaler hat und etwas ängstlich ist, hat darauf gleich beschlossen, das Geld zu kündigen, da die Pächter sich nicht zu erholen scheinen. Was das Bivaquiren betrifft, so wird es wohl noch gelernt werden. Es sind 19 gestorben, und die andern haben die Ruhr für's Vaterland, ist aber nicht so schlimm, sondern sind nur ein paar verrückt geworden. Goethe kann ein Gedicht drauf machen; wenn ich wieder nach Weimar komme, will ich ihn benachrichtigen, daß er mich mit aufführt, denn ich habe 3 Pr. Thaler mit zu dem Manöver gegeben."

Goethe hat nun, soviel ich weiß, kein Gedicht auf dieses Manöver und auf die an der Ruhr erkrankten Vaterlandsverteidiger gemacht. Wohl aber müssen wir hier eines Goethischen Gedichts aus dieser Epoche und dessen Veranlassung erwähnen. Karl Augusts zweiter Sohn, der Herzog Bernhard, kehrte im Juli 1826 von seiner großen Reise nach Nordamerika zurück; aus diesem Anlaß veranstaltete die Loge Anna Amalia zu Weimar am 15. September eine Feier, für die Goethe ein frisches Lied dichtete, das in den schönen Worten ausklingt:

Die Erde wird durch Liebe frei,
Durch Taten wird sie groß.

Herzog Bernhard hatte seine Erlebnisse und Erfahrungen auf dieser über ein Jahr dauernden Reise in einem ausführlichen Tagebuch aufgezeichnet; die Lektüre dieser Blätter bereitete Goethen viele lehrreiche und unterhaltende Stunden. Eingehend berichtet er darüber in einem bisher ungedruckten Briefe an Karl August unter dem 20. Juli:

„Ew. Königlichen Hoheit

verehrteste Frau Gemahlin, welcher angelegentlichst empfohlen zu sein wünsche, hat die Gnade gehabt, mir die Reisebeschreibung des Herzogs Bernhard, welche dankbarlichst anbei zurückerfolgt, zu gar erfreulichem Durchlesen vor einiger Zeit mitzutheilen. Was ich auch hier wieder bewunderte, war die Strategie, womit der Zug unternommen und ausgeführt wurde; es ist kein zufälliger Schritt und also auch kein unnützer. Der Reisende erscheint durchaus im Gleichgewicht; alle seine Eigenschaften begleiten sich geschwisterlich, und wer ihn nicht kennte, müßte gar eigen herumrathen. Man sieht einen überall willkommenen Welt- und Lebemann, einen wohlunterrichteten geprüften Militär, einen Theilnehmenden an Staats- und bürgerlichen Einrichtungen, bei Gastmahlen und Tänzen an seinem Platz, gegen Frauen-Anmuth nicht unempfindlich. Ferner sehen wir ihn bei öffentlichen Gelegenheiten beredt aus dem Stegreife, in der Conversation unterhaltend, mit Anstand frei gesinnt, seiner Würde sich bewußt und die Vortheile seines hohen Standes zu einem leichtern und rascheren Leben benutzend.

Dabei entzieht er sich keiner Unbequemlichkeit, er weiß vielmehr, besonders auf der Reise, die geselligen oft beschwerlichen Fahrten zu Leben und Unter-

richt zu benutzen. In Philadelphia verließ ich ihn an dem wichtigen Jahrstage von Penns Ankunft an jenem waldigen Ufer, wo nun zwischen zwei Gewässern eine merkwürdige reiche Stadt bewohnbar ist.

Diese durch aufmerksames Lesen abgenöthigte Charakteristik möge verziehen sein, da sie mit treuem redlichem Sinn aus dem Ganzen entsprungen ist.

Nun aber füge bescheiden eine Bitte hinzu: in der ersten Abtheilung, welche gegenwärtig unter Geh. Legations-Raths v. Conta Aufsicht abgeschrieben wird, findet sich eine Stelle, deren Copie mir erbitten möchte.

Auf dem Wege zwischen Boston und Albany findet der Reisende eine wunderliche Colonie, Abart von den Quäkers, die sich Schäkers nennen, im Cölibate leben, in ihren religiosen Zusammenkünften auf die Einwirkung des Geistes harren, ihren Cultus aber mit einem fratzenhaften Tanze vollenden und abschließen. Diese Stelle wünschte ich, als ganz etwas Neues und Unerhörtes, den Freunden und Sammlern kirchengeschichtlicher Verrücktheiten gar zu gern [zu] überliefern."

Das ist die schon erwähnte „Unvernunft", aus der sich Goethe wieder in das „Vernünftige" rettet, indem er sich Wert und Würde der neuen Bürgerschule zu Weimar vergegenwärtigt.

Noch manches Bedeutende wäre aus dem neuen Briefbande hervorzuheben, so vor allem das bisher Ungedruckte über die nach Goethes Ausdruck „bedenkliche" Angelegenheit der Niederlegung von Schillers Schädel in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar und die mit ihr verbundne Feier, der Schillers Sohn Ernst und Goethes Sohn beiwohnten; das Mitgeteilte jedoch dürfte genügen, um einen Begriff von der Reichhaltigkeit auch dieses neuen Bandes von Goethebriefen zu geben.

Ein Brief, auch er bisher unbekannt, ist an Charles Sterling gerichtet, den Freund Lord Byrons. Ein Band Tragödien Lord Byrons, den dieser schon 1821, drei Jahre vor seinem Tode, Goethen mit eigenhändiger Widmung bestimmt hatte, gelangte seltsam genug, durch sonderbare Schicksale aufgehalten, erst jetzt in Goethes Hand. Er, der soeben seiner Verehrung für den genialen Briten im Euphorion seiner „Helena" ein wundersames und großartiges Denkmal gesetzt hatte, empfing das posthume Geschenk mit tiefster Rührung; er las die in dem Bande enthaltnen Dichtungen, darunter den ihm von Byron gewidmeten „Sardanapal", aber- und abermals, und nicht zu allen Stunden mochte der Trostgesang des Klagechors in der „Helena" des Dichters Schmerz um den großen Verlust besänftigen:

Doch erfrischet neue Lieder,
Steht nicht länger tief gebeugt:
Denn der Boden zeugt sie wieder,
Wie von je er sie gezeugt.

An Sterling schreibt Goethe jetzt: „Wie schmerzlich wir den Verlust unseres verehrten wie bewunderten Lord Byron empfinden, wird ein treues

Mitgefühl Ihnen selbst aussprechen. Jetzt nun gar, wo der Ort, den er in Griechenland zuerst betreten [Missolonghi], zu Grunde gegangen und vielleicht sogar das Haus zerstört ist, das der werthe Mann bewohnte."

Den Schluß des Briefes an Sterling bildet ein frommer Wunsch, mit dem auch wir schließen wollen: „Möge es uns Überbliebenen so wohl gehen, als die Zeiten, in die wir gekommen sind, und das menschliche Geschick, das über uns alle waltet, nur immer erlauben will."

Bilder aus der Grafschaft Glatz

Von Otto Kaemmel

4. Landeck

(Schluß)

Wer diesem Badgetriebe entgehn will, ist nach wenigen Schritten im einsamen Hochwald. Wie Landeck ganz eingehüllt ist von dem Grün der Gärten und Parks, von Linden- und Rosenduft durchweht, von munterm Bache durchflossen, so erhebt sich auf drei Seiten das Waldgebirge von etwa 450 bis nahezu an 1000 Metern Höhe, und überall quillt und rauscht es dort von lebendigem Wasser, das in kleinen und größern Rinnen der Biele zuströmt, alles mit üppigem Pflanzenwuchs erfüllend. Das ist der Sudetenwald, den Eichendorff, der geborne Schlesier, bei seinem vielgesungnen Liede im Auge hat: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben"; an Thüringen oder den Harz hat er dabei nicht gedacht. Unmittelbar unter der Georgenkapelle führt ein Wiesental in langsamer Steigung zwischen den Abhängen des Waldgebirges aufwärts. Ein klarer Bach bildet einen Teich, auf dem bunte Kähne zu einer harmlosen Wasserfahrt einladen. Keine Viertelstunde weiter breitet sich zwischen uralten Tannen eine Lichtung aus. Dort liegt eine Molkerei, die aber auch andre Getränke verschenkt, und im Schatten der hohen Bäume der „Waldtempel", auch er ein Denkmal einer vergangnen Naturschwärmerei: ein tempelartiger Bau mit einer Vorhalle von vier hölzernen ionischen Säulen unter einem griechischen Giebel; in dessen Felde prangt der springende weiße Löwe auf rotem Grunde, das böhmische Wappentier; in der Vorhalle über der Eingangstür zu der Halle selbst stehn die etwas sentimentalen Verse:

Hier, wo durch dichtes Laub die Sonne sich verzehret,
Der allerwärmste Tag in kühle Nacht sich kehret,
Hier sucht der Menschen Freund, betäubt vom Stadtgewühle,
Erholung für den Geist und für das Herz Gefühle,
Und hier bekennt er frey, daß ohne Prunk und Pracht
Vergnügen nur allein den Menschen glücklich macht.

So sang ein schlesischer Poet zur Zeit von Goethes italienischer Reise gewiß ganz im Sinne des Erbauers, und der war 1786 kein geringerer als jener Graf Hoym, der allmächtige „dirigierende Minister" von Schlesien (seit 1770), der sich 1806 so haltlos und kopflos benahm, aber durchaus der Bildung und

dem Geschmacke der Zeit huldigte. Ein paar Jahre später, im Sommer 1790, brachte auch sein König Friedrich Wilhelm der Zweite der modischen Naturschwärmerei seinen Tribut, indem er die Heuscheuer erstieg. In dem bescheidnen Raume dieses „Waldtempels", der kaum so groß ist wie ein ansehnliches Zimmer und durch Bogenfenster erhellt wird, hat am 2. August 1813, wie drinnen eine spätere Inschrift auf einer schwarzen, einfach umrahmten Tafel meldet, „unser unvergeßlicher König Friedrich Wilhelm der Dritte den zu früh verklärten Kaiser Alexander von Rußland" bewirtet, einen Tag vor seinem Geburtstage, eine Woche vor dem Ablaufe des Waffenstillstandes (10. August), als auch in die Stille dieses Waldtales die ungeheure Aufregung, die einer großen Entscheidung vorauszugehn pflegt, gedrungen war. Aber recht haben die klappernden Alexandriner des Grafen Hoym noch heute: es ist immer kühl und schattig unter diesen mächtigen Bäumen, deren Wurzeln der murmelnde Waldbach netzt, und an warmen Nachmittagen sammeln sich hier Hunderte von Gästen aus Landeck, an Sonntagen auch aus Glatz; dann spielt mitunter die Kurmusik, ein Springbrunnen, von der neuen städtischen Hochquellenwasserleitung gespeist, treibt seine glitzernde rauschende Wassersäule hoch empor. Gelegentlich hält hier eine Abteilung der Glatzer Garnison auf einem Übungsmarsche kühle Rast, dann herrscht ein paar Stunden buntes militärisches Leben, und die rauschenden Klänge der Regimentskapelle schmettern durch den Waldfrieden wie zu der Zeit, wo hier das königliche Hauptquartier stand. Ernste kriegerische Ereignisse hat Landeck seitdem nicht mehr erlebt; nur am 26. Juni 1866 kam eine Brigade des sechsten Armeekorps von Patschkau her über Jauernig nach Glatz marschierend hier durch.

Ein ganzes Netz von trefflich angelegten und unterhaltnen Wegen führt in den Hochwald hinauf; stundenlang kann man hier wandern, ohne einen Menschen anzutreffen, und immer wieder erfreuen reizende Blicke auf eine grüne Waldblöße, ein tief eingesenktes Tal, eine ragende Höhe, bald in hellem Sonnenlicht, bald in tiefem Schatten. Zu geringerer Höhe erhebt sich die Südseite dieses Landecker Forstes, zu größerer die Nord- und Ostseite. Gruppen von mächtigen Granitblöcken, mauerartig geschichtet wie auf dem Kamm des Riesengebirges, ragen hier und da auf dem Hochplateau auf und gewähren zuweilen eine anmutige Fernsicht auf das obere Bieletal und das fernere Waldgebirge bis zum Schneeberge, so im Süden der hohe Achillesfelsen und eine weniger ausgedehnte der Schollenstein. Den hat der General von Grawert, der in der Nähe angesessen war, im Jahre 1812 Befehlshaber des preußischen Hilfskorps gegen Rußland, vorher (seit 1807) Generalgouverneur von Schlesien, der wegen körperlichen Leidens den Feldzug von 1813 nicht mitmachen konnte, zu einer Art Denkmal dieses Feldzuges gestaltet. Auf dem Gipfel des Felsens steht ein hohes, hölzernes Kreuz, darunter auf einer Marmortafel die Worte: In hoc signo vinces 18. Oktober 1813 und in vergoldeten Messingbuchstaben auf Holz die Zeilen, die in den hervorgehobnen Buchstaben mit einem Anagramm dieselbe Jahreszahl wiedergeben: BorussIa hoC sIgno VInCens fortes eoDeM ornat peCtore. Denn Grawert war ein wissenschaftlich hochgebildeter Offizier, und der eben aufsteigende Neuhumanismus liebte wieder diese gelehrten Spielereien. Mächtiger sind die sonst sehr ähnlichen Felsgruppen auf dem höhern nördlichen Kamme, dem Dreiecker, die zum Teil von unten sichtbar sind; die schönste Aussicht aber gewährt der Ringelstein im Osten, denn von hier gesehn erhebt sich der Schneeberg in voller Höhe über dem tief eingeschnittnen obern Bieletal und den ihm vorliegenden niedrigern Bergzügen, inmitten einer prachtvollen Waldlandschaft, aus der nur selten eine menschliche Wohnung hervorschaut.

In etwa derselben Höhe (774 Meter) liegen auf einem nach drei Seiten steil abfallenden schmalen Rücken, im Walde völlig versteckt, die Reste einer ansehnlichen Burg, aus Bruchsteinen roh gemauert ohne irgendwelche künstlerische Zutat. Das ist Karpenstein, der älteste Herrensitz dieser Gegend, um 1300 gegründet, bestimmt, den Gebirgsübergang nach Schlesien (über Waldeck) zu beherrschen, zugleich Mittelpunkt einer großen Lehnsherrschaft, die etwa dem Bezirke des Amtsgerichts Landeck entsprach, also den ganzen Südosten des Glatzer Landes umfaßte. Das böhmische Geschlecht der Glubosz, das sie bis gegen 1350 innehatte, hat vermutlich die ersten deutschen Kolonisten in diese entlegnen Waldtäler der obern Biele und ihrer Zuflüsse gezogen. Dann wechselten die Besitzer mehrfach; zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts waren es die Kruszina. Als diese sich mit den umliegenden Herren und der Stadt Landeck in eine Fehde verwickelten, wurde der Karpenstein 1443 erobert und zerstört, wie es zu dieser Zeit des aufstrebenden deutschen Bürgertums in den Randlandschaften Böhmens so oft geschehn ist, und die große Lehnsherrschaft zerfiel. Ihren nächsten Teil, den Landecker Forst, erwarb um 1500 Landeck; eine deutsche Stadtgemeinde wurde die Erbin des böhmischen Herrengeschlechts, in diesen Landschaften ein typischer Vorgang. Tief unten zu Füßen der alten Burg in einem von Waldbergen eingeschloßnen Hochtale, das sich nordwärts längs der Grenze hinzieht, werden die zerstreuten Höfe des Dorfes Karpenstein sichtbar, hier und da unter einer uralten Linde niedrige Blockhäuser unter grauen Schindeldächern. In tiefer Einsamkeit breiten sich die Wiesen und Felder aus, auf denen das spärliche Getreide noch im August der Reife entgegenharrt. Aber der Landbriefträger fehlt auch hier nicht und vermittelt die Verbindung mit der Kulturwelt.

Gegenüber dem Landecker Forst auf der Westseite der Biele und dicht bei Landeck erhebt sich ein langgestreckter, bewaldeter Hügel, der alte Galgenberg, der jetzt in Bismarckkoppe umgetauft ist. Von seinem nördlichen Vorsprunge bietet er den schönsten Blick auf den tief unter ihm liegenden Kurort und seine nächste Umgebung, von einer Felsgruppe am Südende, dem Moltkefelsen, eine weite Aussicht über das ganze Gebiet der obern Biele und ihrer Seitentäler bis zum Schneeberg hin, ein Waldrücken über dem andern, dazwischen die hellen Linien der Straßen und die langen Dörfer, halb in Grün versteckt. Es ist ein Kulturgebiet für sich, das sich dort öffnet und das vorübergehend belebter war als heute.

5. In alten Bergrevieren

Eine prächtige Waldstraße führt von Landeck an der Biele aufwärts vorüber an mehrern Schneidemühlen und am „Germanenbade", einer Kaltwasserheilstalt, in idyllischer Lage mitten im herrlichsten Hochwald, vielbesucht von Heilbedürftigen jeder Art, nach Olbersdorf. Hier öffnet sich das Land, Wald und Berge treten zurück, Felder und Wiesen bedecken die breiten Talsohlen, ausgedehnte Reihendörfer: Olbersdorf, Schreckendorf, Seitenberg, Gompersdorf, Gersdorf strecken ihre Hufen zu beiden Seiten der Straßen bis zur Höhe hinauf, wo auf die Bergwiesen der dunkle Nadelwald folgt, der die Grenzscheide zwischen den Fluren bildet; dahinter steigt in größerer Nähe zur Linken das einsame Bielegebirge auf, das Quellgebiet der Biele, die aus der Weißen und der Schwarzen Biele — die Bedeutung des slawischen Namens ist eben vergessen — zusammenrinnend bei Seitenberg scharf aus der ostwestlichen Richtung nordwärts umbiegt; in größerer Ferne zeigt sich der Schneeberg. Hier ist jetzt die größte Grundherrschaft die der Familie des Prinzen Albrecht von

Preußen, der Seitenberg und Schreckendorf und das Bielegebirge gehören, als Erbschaft der Prinzessin Marianne der Niederlande (1838), alte Freirichterdörfer aus dem vierzehnten Jahrhundert: die Kirche von Schreckendorf bestand schon 1337. Was eine solche kapitalkräftige, wohlwollende und umsichtige Herrschaft für die Gegend bedeutet, sieht man hier wieder: prächtige Straßen führen durch die Forsten des Bielegebirges, die Eisenbahn reicht bis Seitenberg, hier bestehn eine große Holzschleiferei, Zündhölzchenfabrik und Marmorbrüche, sodaß man sogar in manchem Bauernhause Fliesen und Schwellen aus Marmor trifft, und Schloß Kamenz, der schönste Herrensitz Schlesiens, seinen Marmorschmuck von hier bezogen hat; daneben qualmen die Schornsteine einer Glasfabrik, der Oranienhütte. Diese moderne Industrie ist nur die Nachfolgerin einer ältern. Schon zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bestand ein Eisenwerk in Seitenberg, 1606 ein solches hier und in Schreckendorf, doch gingen sie im Dreißigjährigen Kriege zugrunde. Gegen dessen Ende, 1643, wurde der Betrieb wieder aufgenommen; als er nicht mehr lohnte, wurde 1864 der Schreckendorfer Hochofen ausgeblasen und dafür die Oranienhütte gegründet So hat Seitenberg zum Teil ein mehr städtisches Aussehn gewonnen, und ansehnliche Gasthöfe zeugen von einem regern Verkehr. Hier liegt auch das herrschaftliche „Schloß", ein sehr einfaches Gebäude, aber umgeben von einem schönen Park und etwas abseits von einem ausgedehnten Wirtschaftshofe, schräg gegenüber malerisch auf einem isolierten Hügel die alte Onofriuskapelle zwischen mächtigen Linden; hier geht zur Rechten die Straße nach dem Puhupasse (950 Meter), über den man steil nach dem halbalpinen Wölfelsgrunde hinabsteigt oder auf den Schneeberg gelangt. Hier trifft die Mohre, von Süden herabkommend, mit der Biele zusammen. Der Bach ist so stark, daß man daran gegangen ist, etwas oberhalb einen ansehnlichen Stauweiher anzulegen, der den unregelmäßigen Abfluß des Gebirgswassers regulieren und elektrische Kraft liefern soll. Über die Talsohle führt die Straße durch offnes Land geradeswegs südwärts nach einer der jüngsten Gründungen dieser Gegend, Wilhelmstal, in 560 Meter Seehöhe, dem „Grunde". Es ist eine kleine Bergstadt in einem flachen, sich nach Norden öffnenden Gebirgskessel aus der Blütezeit des böhmischen Bergbaus im sechzehnten Jahrhundert, namentlich unter Rudolf dem Zweiten, der der Grafschaft Glatz 1578 eine neue Bergordnung gab. Sein oberster Münzmeister für Böhmen, Wilhelm Freiherr von Oppersdorf, legte 1581 den Ort an, der 1582 ein Bergamt, 1584 ein Wappen und das Marktrecht für zwei Jahrmärkte und einen Wochenmarkt erhielt. Noch 1729 verlieh Karl der Sechste dem Stadtrat die Obergerichte. Aber der Kampf gegen das hier und in der ganzen Umgegend wie so oft in den Bergorten um sich greifende Luthertum, der zu gewaltsamer Rekatholisierung führte (in Wilhelmstal 1623), schädigte den Bergbau schwer, und der Erzreichtum erschöpfte sich. Ein großer Brand verwüstete 1824, ein Hochwasser 1829 das sinkende Wilhelmstal, bis es endlich, auf wenige hundert Einwohner (kaum 600) herabgekommen, 1891 rechtlich in ein Dorf verwandelt wurde.

Heute ist es sozusagen eine lebendige Ruine, deren Anlage noch die Hoffnungen des Gründers verrät. In der Mitte breitet sich auf ansteigendem Terrain ein riesiger, viereckiger Ring, berechnet auf einen großen Verkehr, aber heute fast ganz eine ungepflegte Rasenfläche, auf die die dunkeln Waldhöhen des Bielegebirges still hereinschauen. Mitten darauf steht, umgeben von vier Laternen und einigen Linden, der Schutzheilige Böhmens, Nepomuk. Spitzgieblige, schindelgedeckte Häuser ringsum, darunter eine Schmiede, in der der Hammer klingt, eine „Spezerei-, Tabak- und Zigarrenhandlung", eine „Schnittwarenhandlung", ein kleines Gasthaus „zum Blauen Hirsch", davor ein paar Eschen, aber es hat wenig

Verkehr. Es ist noch Mittag und totenstill. Eine Frau sitzt unter braunem Tongeschirr in der Nähe des heiligen Nepomuk, aber niemand kauft; ein Wagen, mit Rinde beladen, fährt vorüber, schläfrig und verstaubt harrt der klapprige Postomnibus der Fahrgäste nach Seitenberg, das einzige Verkehrsmittel Wilhelmstals mit der Kulturwelt, dann und wann gehn barfüßige, blonde Kinder vorbei, spielen und rufen einander zu in unverfälschtem schlesischen Dialekt. An der obern Seite zeigt sich das ebenfalls schindelgedeckte Pfarrhaus. Ein paar kurze Gassen mit ähnlichen Häusern und einigen kleinen Läden gruppieren sich um den Ring. Höher als der Ring liegt die Kirche, die anfangs dem heiligen Bartholomäus geweiht war, bei einem Neubau 1672 dem heiligen Joseph zugeeignet wurde, ein auf weit größere Verhältnisse berechneter, äußerlich gotischer Bau, aber mit einem Tonnengewölbe gedeckt. Daran schließt sich der stille Friedhof. Die Einwohnerschaft der alten Bergstadt sieht, wie es scheint, mit geringen Hoffnungen auf die Zukunft. Der Wirt zum Stern dicht bei der Kirche, der etwas mehr Vertrauen einflößte als der Blaue Hirsch und einen trinkbaren herben weißen Ungarwein darbot, bemüht, nach Kräften seinen einzigen Gast zu unterhalten, klagte, der Bergbau sei längst erloschen, Industrie gebe es nicht, die Eisenbahn reiche nicht bis hierher, „die Kleinen bleiben sich selbst überlassen". Lichtblicke waren für ihn offenbar das vor kurzem begangne fünfundzwanzigjährige Stiftungsfest der Feuerwehr und die bevorstehende Kirmes des nächsten Sonntags. Der Pfarrer habe es gut; wenn er die Messe gelesen habe, sei er für den Tag fertig. Es lag etwas wie müde Resignation über dem Manne.

Ob der auch hier beginnende Fremdenverkehr dem Orte aufhelfen könnte? Der Wald ist allerdings etwas weit entfernt, und stärkere Anziehungskraft übt der Klessengrund. Dahin führt eine gute, hochliegende Straße, die kaum 2 Kilometer vor Wilhelmstal beim Mohrhof, einem großen Vorwerke, an einem marmornen Wegpfeiler abgeht und durch das kleine Mohrau den Eingang des Grundes erreicht. Auch diese Ansiedlung verdankt erst dem Bergbau auf Silber und Magneteisenstein ihre Entstehung gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts; denn hier findet der Ackerbau bei der hohen Lage (650 Meter) weder das Klima noch den Raum. Deshalb gibt es hier nur kleinere Höfe, dafür verarbeiten zahlreiche Schneidemühlen, von der Kraft des rauschenden Bergbachs getrieben, den Holzreichtum des Gebirges, eine durchaus bodenständige Industrie. Allmählich wird das anfangs noch ziemlich weite und sonnige Tal enger, die dunkelbewaldeten Bergwände rücken zusammen, die Wiesen verschwinden, die Häuser werden seltner, und in tiefer Waldeinsamkeit taucht ein ganz ansehnlicher Gasthof „Kaisersruh" auf, der von Sommerfrischlern viel besucht wird. Denn hier läuft eine der Hauptzugangsstraßen nach dem Schneeberge, die bei der Kolonie Neu-Klessengrund den am weitesten vorgeschobnen Posten erreicht.

6. Ein geistlicher Herrensitz

Die katholische Konfession der großen Mehrheit im Glatzer Lande, die Kreuze an den Straßen, die Nepomukstandbilder auf Brücken und Plätzen bis auf die Festung Glatz hinauf, das alles deutet auf den alten Zusammenhang der Grafschaft mit Böhmen, der in der kirchlichen Zugehörigkeit des Ländchens zum Erzbistum Prag noch heute fortbesteht. Allerdings verwaltet ein Großdechant von Habelschwerdt aus die kirchlichen Angelegenheiten ziemlich selbständig, aber der Name des Erzbischofs steht unter jeder kirchlichen Verordnung, und er selbst ist auch schon gelegentlich im Lande erschienen. Umgekehrt steht das österreichische Schlesien noch heute unter dem Fürstbistum Breslau. Ein Austausch dieser Diözesenteile erscheint somit leicht als eine natürliche Sache, und doch hätte sie

ihre großen, nicht bloß äußern Schwierigkeiten. Der reiche Grundbesitz des Fürstbistums Breslau liegt auf österreichischem Boden, ein Rest des Fürstentums Neiße, das seit etwa 1290 dem Fürstbistum gehörte und in seinem preußischen Teile erst 1810 in der schwersten Notzeit des Staats eingezogen wurde, während ihm der österreichische Anteil erhalten blieb; hier ist der Mittelpunkt seiner Verwaltung in Freiwaldau, hier hat der Fürstbischof noch heute seine Sommerresidenz auf Schloß Johannisberg über Jauernig.

Das ist das Ziel eines landschaftlich lohnenden und interessanten Ausflugs von Landeck aus. Die aussichtsreiche schöne Straße steigt in großen Windungen vom Bieletal nach dem Kamme des Reichensteiner Gebirges, des Grenzgebirges, aufwärts. Immer tiefer sinkt das waldumkränzte Landeck, das von hier das anmutigste Bild darbietet, immer höher heben sich die Bergzüge heraus, die bis zum Schneeberge seinen Hintergrund bilden; tief unten bleiben rechts und links die grünen Matten der Täler, aus denen zur Linken die farbigen Ziegeldächer des Dorfes Leuthen heraufschimmern. Hoch oben, etwa 700 Meter, liegt an der Straße das einsame Bergschlössel mit dem Zollamt, unterhalb eines Hügels zur Rechten, der den Namen „die Festung" trägt und wirklich zur Beherrschung der Straße vortrefflich geeignet war. Im heißen Sommer mag sich hier kühle Sommerfrische halten lassen; im harten Winter liegt die kleine Ansiedlung, die letzte auf dieser Strecke diesseits der Grenze, oft wochenlang im tiefen Schnee vergraben und von allem Verkehr abgeschnitten, denn dann ist die ganze Straße unpassierbar. Kurz nach dem Bergschlössel ist die Paßhöhe und damit die Grenze erreicht. In langen Kehren zieht sich die Straße auf dem hier waldlosen Abhange hinunter; tief unten liegt ganz im Grün versteckt das große Dorf Krautenwalde um den spitzen Turm seiner schönen neuen gotischen Kirche. Die Höfe und Häuser, Blockhäuser unter Schindeldächern, erscheinen dürftiger und schlechter gehalten als auf der andern Seite; doch zeigen ein „Marienhaus" und ein „Schweizerhaus", daß auch hier Sommerfrischler nisten. Dem raschen Bache folgend tritt die Straße in ein enges Gebirgstal zwischen steilen Berglehnen und dunkelm hochstämmigem Nadelwald; von rechts mündet der schöne Krebsgrund, durch den ein andrer Paßübergang über Waldeck nach Karpenstein und Landeck führt; dann öffnet sich das Land, einzelne Häuser, eine Mühle, ein hohes Schloß auf einem waldigen Bergrücken werden sichtbar; die westliche Vorstadt von Jauernig beginnt, etwa vier Gehstunden von Landeck.

Es ist eine alte Ansiedlung schon slawischen Ursprungs. Der Name (von javoru, Ahornbaum) kommt im Nordosten nicht selten vor, bezog sich aber ursprünglich nur auf das Dorf; die Stadt ist sicherlich deutschen Ursprungs und bildet eine lange Straße mit ein paar kurzen Nebengassen vom Fuße des Gebirges bis an die nahe Grenze, entbehrt aber nicht des schlesischen „Ringes", an dem auch ein paar größere Gasthöfe liegen. Zwischen den kleinen Giebelhäusern in Barockformen stehn manche stattliche Gebäude herrschaftlichen Ansehens; hier und da zeigt sich das fürstbischöfliche Wappen mit dem Kardinalshut darüber, aber häufig unterbricht das wohltuende Grün der Gärten die Gleichmäßigkeit der städtischen Gassen. Stattlich erhebt sich die eintürmige Kirche, ein dreischiffiger Barockbau von 1723, und an einem kleinen grünen Platze an der Zedlitzstraße erinnert die Bronzebüste des Dichters Joseph Christian von Zedlitz, der hier 1790 geboren wurde, seiner ganzen Natur nach ein echter Altösterreicher, an den Anteil, den auch dieses Stück Schlesiens an der deutschen Literatur gehabt hat; auch Eichendorff hat sich gelegentlich hier aufgehalten, und der hochbegabte Komponist Karl Ditters (von Dittersdorf) erhob hier als Kapellmeister des geistvollen, aber auch sehr lebenslustigen Fürstbischofs Grafen Philipp Gotthard von Schaffgotsch

aus dem bekannten schlesischen Magnatengeschlecht (1748 bis 1795), der seit 1766 meist hier residierte, hier auch starb, das kleine Jauernig zu einem anerkannten musikalischen Zentrum für Schlesien (1769 bis 1795).

Also fiel auch auf dieses weltentlegne Städtchen durch eine Hofhaltung ein Schimmer höherer Kultur, wie so oft in Schlesien. Der Sitz dieser Hofhaltung war das Schloß Johannisberg über der Stadt, das in seinem Namen noch die Erinnerung an seinen Begründer und damit an eine reiche Zeit schlesischer Kultur bewahrt, wie sie aus schmuckvollen Renaissancebauten in Breslau, Liegnitz, Brieg u. a. noch zur Gegenwart spricht. Johann der Fünfte Graf Thurzo, geboren 1464, der Sohn eines Adelsgeschlechts in der nordungarischen Zips, das durch Bergbau emporgekommen war, wurde 1502 zum Koadjutor, 1506 zum Fürstbischof gewählt. In Italien gebildet, ein Anhänger der Renaissance und der von ihr in Deutschland ausgehenden Erneuerung des Schulwesens — er hat der nachmals berühmten Schule von Goldberg ein Privileg gegeben —, begünstigte er die „Reuchlinisten" und stand mit Erasmus im Briefwechsel; ja er nahm Interesse an den Anfängen Luthers und sandte im Sommer 1520 einen seiner Günstlinge zur Fortsetzung seiner Studien nach Wittenberg, starb aber 1521. Luther hat ihn den besten aller Bischöfe genannt. Mild, freigebig und prachtliebend erbaute er 1509 das Schloß Johannisberg. Auf bequemen Wegen und Treppen steigt man die Höhe hinan. Der ausgedehnte, hohe, äußerlich ganz schlichte Bau, über den ein niedriger Glocken- und Uhrturm hervorragt, ist sichtlich auf eine große Hofhaltung berechnet. Im Hofe zeigt die Tür das Wappen des Begründers mit der Jahreszahl 1509. Der Fürstbischof Kardinal Kopp war anwesend, das Innere deshalb leider unzugänglich. Aber der herrliche Park, der es umgibt und den ganz flachen ins Land nach Süden, nach dem Gebirge zu verlaufenden vorspringenden Höhenrücken bedeckt, ist jederzeit geöffnet; nur ein schöner, dicht unter dem Schlosse gelegner Ziergarten ist abgesperrt. So kann sich jeder im Schatten mächtiger Bäume und an weiten Wiesenflächen ergehen, und er hat dabei den Blick bald nach dem Städtchen tief unten und auf das weite oberschlesische Flachland nach der Neiße hin, bald nach dem Waldgebirge im Westen und auf die langen Züge des Mährischen Gesenkes, des Altvatergebirges, das Schlesien von Mähren trennt. Dort marschierten einst in den Schlesischen Kriegen die preußischen wie die österreichischen Kolonnen, denn was man von hier übersieht, ist ein hart bestrittnes Grenzland. Die 1742 festgestellte Grenze aber ist niemals wieder verrückt worden, Johannisberg selbst ist immer österreichisch geblieben. Für die Fürstbischöfe von Breslau hat das seine besondre Bedeutung gehabt. Graf Schaffgotsch fand hier eine Zuflucht, als er bei Friedrich dem Großen, seinem frühern Gönner, in Ungnade gefallen war, weil er im Siebenjährigen Kriege Hinneigung zu Österreich gezeigt hatte, und während des „Kulturkampfes" sein damaliger Nachfolger, außerhalb der preußischen Grenze, aber ohne seine Diözese verlassen zu müssen.

Überall, auch in entlegnen und bescheidnen Gegenden, bietet der deutsche Boden unendlich viel des Interessanten und Schönen, doppelt für den, der durch die Gegenwart hindurch die Vergangenheit zu schauen und den innigen Zusammenhang zwischen der geschichtlichen Entwicklung und der Natur zu erkennen vermag. Nur muß man ohne Voreingenommenheit und ohne Vorurteile sehen wollen.

Reifezeit

Roman von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

Professor Müller ging mit einem so strahlenden Lächeln von mir, daß ich mich wunderte und zugleich schämte. Wunderte, daß ein so kluger Mann soviel Wert auf die Nichtigkeiten des Lebens legt, und ich schämte mich, ihm ein süßes Plätzchen gegeben zu haben, das ganz gewiß nicht giftig war. Was wollte ich eigentlich? Ich wußte es nicht und freute mich, an andre Dinge denken zu müssen.

Erstens hatte Harald die Neuigkeit für mich, daß sich Herr Külpe verlobt hätte. Mit einem jungen Mädchen aus einem Sattlerladen, und die Hochzeit sollte vielleicht sehr bald sein. Ich freute mich für Herrn Külpe, aber ich wunderte mich über den Jungen, der die Nachricht so ernst nahm.

Mutterlieb, wird er dann nicht mehr bei Drehers wohnen?

Ich weiß nicht, Harald, das ist doch auch einerlei.

Bei Drehers ist es sehr nett, murmelte mein Sohn.

Nun, dann bleibt er vielleicht auch mit seiner jungen Frau bei Drehers wohnen.

Eine so billige Wohnung bekommt er nicht wieder, und Frau Dreher paßt so gut auf seine Sachen. Er schließt gar nichts ab, und wenn Frau Dreher nicht acht gäbe, könnten die Diebe kommen.

Ich hoffe nicht, daß du noch immer soviel bei Drehers bist! sagte ich etwas scharf. Denn ich mag den Anton Dreher nicht, der mit Harald in einer Klasse sitzt. Harald sagte etwas Unverständliches, und dann öffnete sich die Tür, und vor mir stand mein guter Onkel Willi, der mich eine Zeit lang durch meine Kindheit geleitet hat, bis der innere Ruf an ihn erging, ein großer Schriftsteller zu werden. Da verließ er mich; wir haben aber immer miteinander in Verbindung gestanden, und in meine Backfischjahre fiel die Zeit, wo sich Bodild zum Sterben in ihn verliebte.

Onkel Willi ist ein kleiner, zarter Herr, mit schneeweißem Haar und sehr schönen Augen. Er ist ein wenig gebrechlich geworden, und er kann nur ganz langsam gehn, auch das Sprechen tut er sehr bedächtig; aber es ist mir eine Freude, ihn als lieben Gast bei mir sehen zu dürfen. Und Miß Mason, die in unsrer Pension eine etwas untergeordnete Rolle spielte, ist jetzt bei ihm Hausdame und scheint ihren Posten gut auszufüllen. Der Onkel gehört zu den Männern, die immer etwas bewundert werden müssen, und Miß Mason bewundert ihn über die Maßen. Sie war früher nicht allein. Die Frau Luise Bergheim, auch eine ehemalige Bekanntschaft von mir, wohnte bei meinem Onkel und führte ihm die Wirtschaft. Aber sie ist kürzlich gestorben, und das ist auch wohl der Grund, daß Onkel Willi Luzern verlassen hat.

Ich mag nicht, wenn die Menschen sterben! sagte er etwas kläglich, nachdem die erste Begrüßung vorüber war. Frau Bergheim war mit einemmal tot. Und

am Abend vorher hatte sie mir noch erzählt, wie gern sie lebte. Es ist schrecklich, wenn die Leute um mich sterben, und Luzern ist öde. Ich will meine kleine Villa verkaufen.

Wohin willst du denn ziehen, Onkel? fragte ich, und er sagte vor sich hin: Ich weiß noch nicht, wenn man alt wird, ist alles öde!

Aber die gute Miß Mason erzählte mir nachher, was er sich wünschte. Er möchte so gern wieder in sein altes Schloß, Miß Anneli. Dorthin, wo auch Sie gewohnt haben. War es nicht eine kleine Stadt, und auf dem Berge lag das Schloß? Nun, dorthin möchte er ziehen, und ich glaube wohl, daß er es erreicht. Ehemals hat er die Wohnung aufgegeben, weil er sich ein wenig mit der Regierung des Landes erzürnt hatte. Aber dort sind auch die Menschen andre geworden, und man ist dem Doktor nicht mehr böse. So habe ich wenigstens gehört.

Und Sie, Miß Mason, würden Sie mit meinem Onkel in das nordische Land ziehen?

Die alte Dame wischte sich die Augen.

Miß Anneli, ich habe mir ja gelobt, immer in der Schweiz zu bleiben, weil mein unvergeßlicher Bräutigam dort begraben liegt. Aber ich bin alt und heimatlos geworden. Wenn Ihr Onkel mich ferner haben will, dann ziehe ich natürlich mit ihm und hinterlasse in meinem Testament, daß ich in der Schweiz beerdigt werden will, wenn genug Mittel dasind. Und wenn es zu teuer sein sollte — well, dann wird mein John mich auch wohl finden, wenn ich von anderswoher komme. Man lernt sich bescheiden, Miß Anneli, und die Hauptsache ist, daß ich bei Ihrem Onkel bleiben darf.

Die gute Miß sprach ebensogut deutsch wie ich, aber sie sagte immer „Miß Anneli“, zu mir, was ich ganz rührend fand.

Es war übrigens so, wie ich es schon gedacht hatte. Lona Hellmund, jetzt Frau Päpke, hatte von Rolands Klinik eine so begeisterte Schilderung gemacht, daß Onkel Willi sein Bündel schnürte, um bei diesem Wundermann ganz gesund zu werden. Seine Krankheit scheint mir das Alter zu sein, und ob der Doktor ihn davon kurieren kann, ist mir zweifelhaft.

Miß Mason schüttelte den Kopf über den Betrieb in der Klinik.

Es sind furchtbar viel Kranke und nur zwei Assistenzärzte. Und nicht genug Pflegerinnen. Der Doktor Roland arbeitet bis tief in die Nacht und gibt sich rasende Mühe; aber er ist auch nur ein Mensch, und schlafen muß er doch auch, wenn nur wenige Stunden. Und jeden Tag ist seine Sprechstunde voller, wenigstens sagt dies Frau Päpke.

Die Päpke ist wohl eine große Stütze? fragte ich, und die alte Miß legte vorsichtig ihr Taschentuch zusammen.

Miß Anneli, als sie Lona Hellmund hieß, habe ich sie nicht gekannt. Ich erlebte ja nur im Kaffeegarten, daß sie sich von dem jungen Baron trennte und ihn dazu brachte, sich beinahe totzuschießen, wenn Sie nicht dazwischengekommen und auch beinahe tot geblieben wären. Nun, ich war immer sehr für die Liebe, und zuerst bin ich auch über Lona gerührt gewesen. Wie sie dann aber heiratete, und der Doktor ihr ein ansehnliches Hochzeitsgeschenk machen mußte, und wie sie dann zum zweitenmale in den Ehestand trat und wieder vom Doktor was haben wollte, und wie jetzt kein halbes Jahr vergeht, daß sie nicht dies und jenes vom Doktor erreichen will, da bin ich doch von ihr zurückgekommen, und daß sie so in der Klinik regiert, will mir auch nicht gefallen.

Ein weibliches Wesen muß dort aber doch wohl das Regiment führen, meinte ich; aber Miß Mason erwiderte nichts.

Wie war es behaglich, diese gute Seele wieder in der Nähe zu wissen! Ich bin in Bärenburg doch noch nicht heimisch geworden; obgleich ich alle Jahre meines Ehestandes hier verbracht habe. Wenn ich mir denke, daß Onkel Willi wieder in das alte Schloß oberhalb der kleinen Stadt zieht, dann kommt über mich die Sehnsucht der Kindertage. Ob die Stadt wohl noch gerade so ist wie damals, als ich durch ihre Gassen lief? Ob wohl noch der Laden da ist, wo ich die unbezahlten Schlittschuhe nahm, und arbeitet Frau Roland noch für die Honoratioren Hauben und Hüte? Ich möchte wohl auch einmal über den Schloßhof gehn und sehen, ob der alte Brunnengott noch dort steht. Er hatte ein lustiges Gesicht und hielt eine zerbrochne Muschel an die Lippen. Wenn ich zur alten Demoiselle Stahl lief, die ihre Zimmer am Schloßhof hatte, dann betrachtete ich den moosbewachsnen Jüngling und dachte darüber nach, wie lange er dort wohl stünde, und was er wohl schon erlebt hätte. Ja, die dumme Sehnsucht!

Weshalb muß man sich dorthin wünschen, wo man nicht sein kann?

* * *

Nun ist Onkel Willi schon fast vierzehn Tage hier, und die Kur scheint ihm gut zu bekommen. Fast jeden Tag besucht er mich und spricht mit mir in seiner alten träumerischen Art. Schreiben mag er nicht mehr, und die Leute, die seine Bücher einst so lobten, haben ihn alle vergessen. Manchmal tuts ihm leid; dann aber lächelt er darüber und freut sich auf seine Freiwohnung im Schloß. Denn es scheint wirklich dazu zu kommen, daß er dorthin kommt. Es bedarf nur noch der bekannten vielen Schreibereien, ohne die ein deutscher Staat nicht denkbar ist.

Von Walter gute Nachrichten. Er darf nur nicht schon wieder in die Arbeit; deshalb befiehlt Fred Roland, daß er auf Falkenhorst bleiben soll, was Dolly sehr befürwortet, denn obgleich sie sich über Lona Hellmunds Anwesenheit in der Klinik beruhigt hat, so will sie ihren Bernd doch nicht der Gefahr aussetzen, an seine Jugendtorheit erinnert zu werden.

Ich werde übrigens die Person im Auge behalten, sagte sie mir gestern. Sie mag sehr tüchtig sein, und es ist ja schrecklich, daß die Roland ewig im Bett liegt, aber die Wirtschafterin wird sich sicher mancherlei erlauben, was sie nicht darf.

Zu diesem Satz sagte sie nichts. Mir ist Frau Päpke sehr gleichgiltig, und ich finde es besser, gar nicht an sie zu denken.

Heute ist Minchens Geburtstag, und wir wollen das Fest mit einer solennen Schokolade feiern. Sie wird sieben Jahre alt, und eigentlich ist es unerhört, daß sie noch immer nicht regelmäßig lernt, aber ich werde mich nicht in die Rolandschen Angelegenheiten mischen.

* * *

Es sollte gestern ein nettes Fest werden. Harald, Lita, Minchen, Linchen und Stinchen saßen alle um den Tisch und pflegten sich an dem braunen Trank und den schönen Kuchen, die Dolly gestiftet hatte. Meine Cousine war nach Schloß Wieden gefahren und hatte mich überreden wollen, sie zu begleiten. In den nächsten Tagen wollten die Monreals abreisen. Aber ich hatte abgelehnt. Ich mochte Harald nicht allein zu Hause lassen. Dieser Dreherſche Junge schleicht sich dann immer hier herum, und der ist mir unheimlich. Auch wollte ich ja Minchens Wiegenfest feiern, und die kleine Gesellschaft war so lustig, daß ich mich nicht nach den vornehmen Leuten sehnte. Minchen hatte vor allem das große Wort. Sie schien es nicht verwunderlich zu finden, daß sie ihren Geburtstag hier und nicht bei ihren Eltern feierte. Sie berichtete triumphierend, daß ihr Papa sie ein gutes Ding genannt habe, das nur später brav etwas lernen sollte.

Und was sagte deine Mutter dir denn? fragte Lita, die manchmal ebenso neugierig ist wie ihre eigne Mutter.

Minchen biß in ihren Kuchen.

Mama sagt nie mehr viel. Sie liegt im Bett und sagt höchstens, daß sie es nicht mehr aushalten kann.

Aber Frau Päpke sagt doch gewiß etwas! beharrte Lita.

Sie sagte: Geh nur zu Anneli hin, die kann sich freuen, daß du ihr die Ehre erzeigst!

Harald wurde rot. Was, die Frau nennt meine Mutter bei ihrem Vornamen?

Ich wollte sagen, daß wir von etwas anderm sprechen wollten, aber Minchens schrille Stimme ließ sich nicht so leicht zum Schweigen bringen. Frau Päpke sagt immer Anneli, wenn sie von Tante Anneli spricht. Und sie sagt, daß Tante Anneli ein ganz armes kleines Mädchen gewesen ist, viel ärmer als eine von uns. Und sie könnte Gott danken, daß sie noch einen ordentlichen Mann gekriegt hätte, und sie wäre auch sonst gar nicht nett gewesen, und — —

Harald sprang auf sie zu und schlug sie mit der Faust ins Gesicht.

Wenn Frau Päpke noch mal was von meiner Mutter sagt, so sag ihr nur —

Sein Gesicht war weiß, und er stammelte vor Erregung.

Harald! Ich war so versteinert, daß ich jetzt erst zu Worte kam. Wie kannst du dich so benehmen?

Aber er tobte, wie ich ihn noch nie gesehen hatte.

Mutter, Minchen hat schon mal was Häßliches von dir gesagt, und ich will mir das nicht mehr gefallen lassen! Können sie nicht zu Hause bleiben in ihrer ekligen Klinik?

Eklige Klinik? Minchen heulte beinahe. Wenn du das nochmal sagst, dann sage ich — —

Zornig gebot ich Schweigen. Schämt ihr euch nicht, und ist dies eine Art, um Geburtstag zu feiern? Gleich versöhnt ihr euch wieder und bittet euch gegenseitig um Verzeihnng.

Aber beide Kinder sahen sich grollend und schweigend an. Beide waren zu sehr gekränkt; mein Junge in seiner Mutter, Minchen in ihrer Klinik. Die Versöhnung konnte noch nicht bald erfolgen.

Der Nachmittag war verdorben. Harald verließ sehr bald den Tisch, und Minchen mummelte schweigend an ihrem Kuchen. Es nützte nichts, daß die andern Kinder ein Gesellschaftsspiel begannen; die gedrückte Stimmung konnte nicht vertrieben werden, und bald zogen die kleinen Rolands von dannen. Mir war die Sache leid, und ich wollte Minchen zum Schluß ein freundliches Wort sagen; aber sie machte einen trotzigen Mund und sagte nur: Unsre Klinik ist nicht eklig.

Als die Kinder weg waren, fiel mir erst wieder ein, was Minchen über mich gesagt hatte, und ich spürte Neigung, Harald zu fragen, was Minchen denn sonst noch über mich wußte. Aber ich kam mir dann so klatschsüchtig vor, daß ich diese Absicht aufgab.

Als Dolly nachher kam, um ihre Lita abzuholen, erzählte ich lieber nichts, und meine Cousine würde auch kaum auf mich gehört haben. Auf Schloß Wieden war der Minister eines Nachbarlandes gewesen, und seine Unterhaltung hatte Dolly sehr begeistert.

Der Professor Müller war auch da, berichtete sie zum Schluß, und Bodild war sehr liebenswürdig mit ihm. Er schien sehr entzückt und läßt sich dir noch ganz besonders empfehlen.

6

Der Juli ist eingezogen und hat herrliches Wetter mitgebracht. Die Universität feiert Gartenfeste, und Rektors geben ihre letzte große Gesellschaft. Bald ist dann der Reigen verhallt, und eine andre Magnifika wird freundlich Huld verstreuen. Heute hat mich die noch Regierende wieder besucht. Auf ihrem Gartenfest soll ich erscheinen und ein Schäferkostüm anlegen. Es soll nämlich etwas Watteau gemacht werden, und meine Figur eignet sich so gut zu dieser Verkleidung. Die Magnifika bittet sehr artig, ich aber zögere. Nach Schäferspiel ist mir nicht zumute.

Sie haben doch gute Nachrichten von Ihrem Mann? fragte die Geheimrätin.

Gott sei Dank, ja!

Na also. Dann dürfen Sie ja mit gutem Gewissen vergnügt sein. Übrigens hat mir Müller erzählt, daß man in Süddeutschland sehr eingenommen von den Vorträgen Ihres Gemahls ist, und daß der häßliche Angriff auf die Intrige eines Gymnasiallehrers zurückzuführen ist. Diese Herren sind ja leider oft eifersüchtig. Also, nicht wahr, Sie werden mir keinen Korb geben?

Halb widerstrebend sagte ich zu, und mein Besuch plauderte von andern Dingen. Von Onkel Willis Ankunft bei Roland hatte sie auch gehört, und es interessierte sie plötzlich, daß der Doktor mein Onkel war.

Früher habe ich so für ihn geschwärmt, daß es mir fast leid tat, zu hören, er sei noch am Leben.

Armer Onkel! dachte ich, aber die Dame plauderte weiter.

Hören Sie sonst etwas von der Klinik? Sie ist ja übervoll, und mein Mann meint, daß Roland kolossal verdienen müsse. Aber in dem schnellen Erfolg liegt wohl eine große Gefahr. Und dann die Sache mit der Haushälterin — sie stockte und wurde verlegen.

Ich will nicht klatschen. Es mag ja auch alles übertrieben sein. Doch die arme Frau kann einem leid tun. Trotz ihrer großen Unbedeutendheit.

Die Geheimrätin ging. Ich aber hatte eine ganze Weile einen häßlichen Geschmack im Munde. Armer Fred! Wohin gerätst du?

Die Kleinen waren nicht hier seit Minchens verhängnisvollem Geburtstage. Ich hatte mich absichtlich nicht um sie bekümmert; weiß ich doch aus meiner Kinderzeit, daß auch in diesem Alter der Zorn erst vergehen muß. Außerdem — ich leugne es nicht — hat mich Minchens schrille Stimme doch gekränkt. Was habe ich Frau Päpke denn getan, daß sie mich vor den Kindern schlecht macht? Ich bin allerdings damals unglücklich gewesen, als Bernd sich mit ihr verlobte, und das war wohl mein Recht. Im übrigen entsinne ich mich nicht, sie beleidigt zu haben. Wäre doch Walter hier, damit ich mit ihm über die Sache sprechen könnte. Aber er hat mir erst eben geschrieben, daß der dortige Arzt ganz mit Rolands Ansicht übereinstimmte und ihn dringend vor der Rückkehr in die alltäglichen Verhältnisse warnte. Da darf ich also nicht selbstsüchtig sein und muß meine kleinen Sorgen allein tragen.

Ich habe es sonst gut. Onkel Willi kommt fast täglich, um mich zu besuchen. In der eigentlichen Klinik hat er kein Unterkommen gefunden und wohnt mit Miß Mason in einem Nachbarhause. An einigen Tagen wird er massiert und muß Bäder nehmen, dann erscheint er nicht, und Miß Mason kommt zu einem Plauderstündchen. Auch sie ist eingenommen von Roland und seiner sichern Diagnose; aber sie glaubt nicht, daß er Onkel Willi vom Alter befreien kann.

Das geht nicht mehr, Miß Anneli, sagte sie halb wehmütig. Gegen das Alter kann der junge Doktor gleichfalls nichts tun. Ich habe es auch Herrn Stahl gesagt. Das ist ein alter Herr, der ebenfalls wieder jung werden will. Aber ich fürchte, es gelingt ihm nicht.

Ich wollte bei diesem Namen nachfragen, aber es kam eine Verhinderung. Mein Schäferkostüm, das die kleine niedliche Schneiderin aus der Langen Gasse bringt. Sie ist eine Schwester von Herrn Külpes Braut, und daher haben wir allerhand Gesprächsstoff. Herr Külpe sieht bei seiner Heirat nicht auf Geld, sondern nur auf Liebe. Deswegen wird er mit seiner jungen Frau bei Drehers weiter wohnen, was Harald mit Befriedigung erfüllt. Wenn er nächste Ostern nach Quarta versetzt wird, hofft er, daß auch Herr Külpe Ordinarius dieser Klasse wird.

Diese kleine Schneiderin hat fürs Fest viel zu tun und hat sich schon eine Hilfe nehmen müssen.

Sie war schwer zu bekommen, setzte sie hinzu, und ganz passen tut sie mir auch nicht, aber was soll man tun, wenn die Arbeit drängt!

Wer ist denn diese Hilfe? frage ich, aber sie hat den Mund voll von Stecknadeln und kann nicht antworten. Da denke ich denn auch lieber an mein Schäferkostüm.

Dolly ist auf einige Tage verreist und hat mir Lita anvertraut. Sie und Harald sind sehr verträglich miteinander, und ich lasse der Kleinen einige Privatstunden geben, daß sie sich nicht langweilt.

Sie findet diesen Schutz gegen Langeweile sehr überflüssig, und ich eigentlich auch; denn mein Haus ist so still geworden. Die kleinen Rolands fehlen mir an allen Ecken, aber ich kann doch nicht hinter ihnen herlaufen und mich vielleicht von Frau Päpke schlecht behandeln lassen. Wo mögen sie nur stecken? Jetzt in dieser schönen Sommerzeit? Im Garten der Klinik steht ja die Operationsbaracke, da dürfen sie nicht sein, und sie hatten die Luft so nötig.

* * *

Heute erwartete ich meine Schneiderin vergebens. Sie ließ sich nicht einmal entschuldigen, und das Fest soll doch in zwei Tagen stattfinden. Ich ging in die Lange Gasse und wollte gerade in den Sattlerladen gehen, als ich Linchen Roland ganz allein begegnete. Sie sah verwahrlost aus, mehr als sonst, und sie wollte sich an mir vorüberdrängen. Aber ich faßte sie am Arm.

Was tust du hier, Linchen, und wo sind Minchen und Stinchen?

Die Kleine sah etwas trotzig zur Seite, aber als ich meine Frage wiederholte, kam die Antwort.

Ich darf nicht mehr mit dir sprechen.

Wer hat es verboten?

Das darf ich nicht sagen.

Linchen strebte schon weiter, und ich hatte Lust, sie ziehen zu lassen, aber dann fiel mir auf, daß sie rote Augen hatte und ganz fleckig im Gesicht war. Da fragte ich sie noch einmal nach ihren Schwestern, und sie gab den Widerstand auf und berichtete mir, daß sie drei jetzt immer in der Langen Gasse spielten. Dort wohnte ein kleines Mädchen, das in ihres Vaters Klinik gewesen war, und Frau Päpke hatte gesagt, da sollten sie nur hingehen. Minchen und Stinchen waren schon bei ihrer neuen Freundin, und sie hatte nur noch einige Bonbons geholt.

Ich stand noch vor dem Kinde, da kam meine Schneiderin aus dem Laden.

Ach Frau Professor, Sie müssen entschuldigen, daß ich nicht gekommen bin. Aber ich bin nicht fertig geworden. Meine Hilfe hat die Masern, und — sie stockte und sah Linchen Roland an.

Kind, du darfst heute nicht zu Petrine, die ist auch krank. Und hole nur deine beiden Schwestern von dort ab. Sie dürfen nicht mehr ins Haus.

Sie wandte sich kopfschüttelnd mir zu.

Ich kann es nicht begreifen. Da läßt der Herr Doktor Roland seine Kinder hier bei Leuten spielen, an denen wirklich nichts ist. Und noch dazu in einem kleinen engen Zimmer, und in dieser schönen Sommerzeit. Und die Masern sind aus dem Hause noch niemals weg gewesen.

Ich holte also Minchen und Stinchen Roland aus einem kleinen, sehr übelriechenden Hause, in dem sie in einem kleinen dumpfigen Loch auf der Erde saßen und mit einem im Bette liegenden Kinde spielten. Minchen sah mich schief an, als ich plötzlich erschien; aber sie wagte doch keinen Widerstand, und ich brachte sie alle drei auf die Straße und ermahnte sie, sich gleich bei ihrem Vater zu melden.

Papa hat doch keine Zeit, sagte Minchen trotzig. Der hat nie Zeit für uns; Mama sagt es auch.

Geht heute nur zu ihm und sagt von Tante Anneli, er sollte euch alle gleich ins Bett stecken. Nachher komme ich und frage, ob ihrs auch ausgerichtet habt.

Widerwillig gingen die drei kleinen Mädchen davon; aber sie gingen doch, und Fräulein Schilling, die Schneiderin, seufzte hinter ihnen her.

Ja, Frau Professor, mit dieser Nachbarschaft ist es hier nicht schön, und ich ärgere mich, daß ich die älteste Schwester zum Nähen hatte. Jetzt hat sie auch die Masern und läßt mich sitzen. Sie ist gar kein nettes Mädchen, und daß sie immer Frau Päpke in der Klinik besuchen darf, wundert uns alle. Aber Frau Päpke — sie stockte und sah mich fragend an — die Frau Doktor lebt doch noch, setzte sie leiser hinzu. Und man kann es doch von dem Herrn Doktor nicht glauben. Das Kostüm kriegen Sie aber morgen ganz gewiß, wenn ich auch die ganze Nacht darum aufsitzen soll.

Mir war unheimlich zumute, und ich ging eilig nach Hause. Jetzt ging ich lieber nicht in die Klinik und freute mich, wie am Abend die gute Miß Mason kam und meine Erkundigung für mich übernehmen wollte. Doktor Roland ist leider verreist; der Minister, der neulich bei Monreals war, hat ihn in die Residenz bestellt. Seine Diagnose soll wieder einmal den Ausschlag geben. Aber Frau Päpke muß sich doch auf ihre Pflicht besinnen.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel | Berlin, 19. Juli 1908

(Die mazedonische Frage und die Weltlage)

Professor Karl Lamprecht hat jüngst in einer politischen Ansprache gesagt, in Marokko und Mazedonien liege die Entscheidung über unsre Zukunft. Diese Äußerung, die in solcher Form übrigens nur nach ihrem Sinn, nicht nach ihrem Wortlaut wiedergegeben ist, hat einen lebhaften Widerhall gefunden und damit freilich auch die Proteste politischer Flaumacher hervorgerufen. Beanstanden kann man den Ausspruch aber nur auf Grund einer mißverständlichen Deutung, als ob in Marokko und Mazedonien deutsche Interessen in besonderm Maße direkt engagiert seien. Das würde natürlich eine Übertreibung sein, aber es kommt nicht auf die Bedeutung dieser Fragen an sich an, sondern darauf, was für eine Rolle sie als Mittel zum Zweck in der internationalen Politik spielen. Nichts konnte vor achtunddreißig Jahren dem deutschen Volke gleichgiltiger sein als die Frage, wer künftig auf dem spanischen

Thron sitzen solle, und doch gab diese Frage den Anlaß zu dem größten und bedeutungsvollsten Kriege, den die deutschen Stämme in neuerer Zeit gemeinsam geführt haben. Dies geschah, weil eben die französische Politik die Angelegenheit als Handhabe zur Demütigung Preußens und in ihm des deutschen Volks benutzen wollte. Und so kann jede Frage, auf die sich das Interesse der Mächte vorübergehend konzentriert, unter Umständen zu schweren Konflikten führen, wenn eine oder die andre der beteiligten Mächte ihr Ansehen und ihr Gesamtinteresse auf diese Weise am besten zu wahren oder wiederherzustellen glaubt. Die Marokkofrage und die mazedonische Frage können unter Umständen einzelne der entscheidenden Mächte in Versuchung führen, das bestehende politische Gleichgewicht zu verschieben, und die Art, wie wir solchen Unternehmungen gegenüber unsre Stellung zu wahren wissen, muß allerdings entscheidend für unsre nächste Zukunft werden.

Wir wollen heute auf die zum mindesten recht unklare Lage in Marokko mit den seltsamen Widersprüchen zwischen den Maßregeln der französischen Regierung und ihren Erklärungen und Versicherungen nicht eingehn. Dagegen ist es vielleicht an der Zeit, die mazedonischen Angelegenheiten einer nähern Betrachtung zu unterziehn. Als in den Tagen der Revaler Zusammenkunft bekannt wurde, daß sich England und Rußland über die mazedonische Frage verständigt hätten, wirkte dies in mancher Hinsicht alarmierend. Denn England hatte nicht lange vorher — wohl unter der Einwirkung von Einflüssen, die vom englischen Balkankomitee ausgingen — Vorschläge gemacht, die von den zwischen Rußland und Österreich-Ungarn vereinbarten Richtlinien recht erheblich abwichen. Die neue Verständigung zwischen Rußland und England mußte daher zunächst den Eindruck machen, als solle das sogenannte Mürzsteger Programm, die bisherige Grundlage des gemeinsamen Vorgehns von Österreich-Ungarn und Rußland, zerrissen werden und einer ganz neuen Balkanpolitik der europäischen Mächte Platz machen. Namentlich war die öffentliche Meinung in Österreich-Ungarn von der neuen Wendung der Dinge sehr unangenehm berührt.

In eingeweihten Kreisen sah man die Lage von Anfang an sehr viel kühler an. Man war eher geneigt, zu glauben, daß England seine Politik im nahen Orient mehr den russischen Wünschen angepaßt habe, als daß umgekehrt Rußland seine Interessen den frühern Vorschlägen Sir Edward Greys geopfert habe. Inzwischen verständigten sich England und Rußland weiter über die Form ihres gemeinsamen Vorgehens. Es waren dabei mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, und so einigte man sich zuletzt dahin, daß jede der beiden Mächte den Teil des Programms vertreten sollte, der ihre besondern Wünsche enthielt. England also legte seine Vorschläge vor, die zunächst nur die Unterdrückung des Bandenwesens in Mazedonien und der dadurch hervorgerufnen Wirren bezweckten. Die jedenfalls umfangreichern russischen Vorschläge sind noch nicht den andern Mächten unterbreitet worden, und deshalb ist es auch noch nicht möglich, über die englische Behandlung der mazedonischen Frage ein endgiltiges Urteil zu fällen. Immerhin hat es einen angenehmen Eindruck gemacht, daß die englische Politik ihre anfänglichen Wünsche hat fallen lassen und nichts gefordert hat, was nicht im Prinzip von sämtlichen Mächten und vor allem von der Pforte selbst angenommen werden könnte. Über Einzelfragen, die noch manche Schwierigkeiten in sich bergen, wird man sich verständigen können. England hat also von seiner Seite bis jetzt nichts getan, was die Einigkeit der Mächte einschließlich Österreich-Ungarns und Deutschlands zu stören brauchte. Aber es wird auch die russischen Vorschläge unterstützen, und noch weiß man nicht genau, wie weit diese gehn. Und deshalb ist die Lage, obwohl wahrscheinlich keine der beteiligten Mächte direkt friedenstörende Absichten hat, dennoch nicht ganz ungefährlich.

Das hängt vor allem mit der Eigenart der mazedonischen Verhältnisse selbst zusammen. Denn es handelt sich nicht um das Gebiet einer geschloßnen Nationalität, die, wie einst Serben und Bulgaren, nach Befreiung von einer drückenden Oberherrschaft strebt. Der Prozeß, durch den Serbien und Bulgarien allmählich aus dem Körper des osmanischen Reichs ausgelöst wurden, zeigte als treibendes Motiv den den Völkern innewohnenden Drang nach dem Selbstbestimmungsrecht. Mochten die unbeteiligten Mächte diesen Drang hoch oder gering einschätzen, mochten sie ihn billigen oder verwerfen, jedenfalls war ein Ziel da, über dessen Natur kein Zweifel sein konnte. Wenn die neuen Staaten, die durch die Abschüttlung des türkischen Jochs entstanden, nachher nicht den gehegten Erwartungen in der einen oder der andern Weise entsprachen, so ließ sich trotzdem nicht leugnen, daß das angestrebte Ziel der geschichtlichen Gerechtigkeit entsprach. Die Oberherrschaft des türkischen Padischahs, des Oberhauptes der sunnitischen Mohammedaner, über ein christliches Volk, das sich seiner nationalen Einheit bewußt geworden ist, hat etwas unnatürliches, und es war verständlich, daß die an den Schicksalen des nahen Orients interessierten Großmächte in den zur Lösung drängenden Streitfragen Gegner der Türkei waren.

Für die Führer der mazedonischen Bewegung lag es nahe, auf diese historischen Vorgänge gestützt, Europa in den Wahn zu versetzen, daß sich in Mazedonien dieselbe Entwicklung vollzöge wie in den schon von der Türkei völlig oder halb losgelösten Balkanländern. Eine solche Täuschung konnte freilich nicht überall und besonders nicht auf die Dauer glücken. Auf mazedonischem Boden haust eine bunte Mischung von allen möglichen Nationalitäten, neben christlichen Serben und Bulgaren andre Bestandteile derselben Nationen, die den mohammedanischen Glauben angenommen haben, ferner Griechen, Kutzowalachen, Albanesen und Türken. Die Gegensätze der Nationalitäten und Bekenntnisse sind so schroff, daß nur eine starke, über allen Parteien stehende Autorität eine Gewähr für die Aufrechterhaltung erträglicher Zustände im Lande bieten kann. Wenn man also ernstlich von humanen Gesichtspunkten, mit andern Worten von dem Wunsch ausgeht, eine feste gesetzliche Ordnung in Mazedonien herzustellen und unmenschliche Greueltaten an Leben und Eigentum aller Bewohner des Landes zu verhüten, so kann es nur einen Weg geben, nämlich die Stärkung der Autorität der Regierung, die schon von Rechts wegen die Gewalt besitzt, also der türkischen; denn jede aus der Bevölkerung selbst hervorgehende Gewalt muß in diesem Lande Partei sein.

Die deutsche Politik hat in dieser Frage von Anfang an auf dem soeben bezeichneten Standpunkt gestanden. Sie hat aus allgemein menschlichem Interesse und mit Rücksicht auf die wirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands im nahen Orient bei der Pforte freundschaftliche Vorstellungen in dem Sinne erhoben, der Sultan möge im eignen Interesse und aus eigner Initiative durch energische Maßnahmen den Landfrieden in Mazedonien wiederherstellen und durch Reformen künftigen Unruhen vorbeugen. Als sich Deutschland überzeugt hatte, daß Rußland und Österreich-Ungarn in Mürzsteg nichts vereinbart hatten, was die Autorität des Sultans in Mazedonien hätte verletzen können, sobald nur die türkische Regierung die nötigen Reformen ohne Vorbehalte und Hinterhalte selbst in die Hand nahm, hat unsre Politik ihren alten Grundsätzen gemäß den beiden nächstbeteiligten Mächten den Vortritt gelassen und sich begnügt, der Orientpolitik dieser beiden Mächte die Rückendeckung zu geben, zugleich aber auch in Konstantinopel selbst durch freundschaftlichen Rat auf ehrliche Durchführung geeigneter Reformen im Sinne des Mürzsteger Programms zu dringen.

Aber das dazu nötige Maß von Energie aufzuwenden, war die Pforte weder imstande noch willens, und so blieb auch die von den Mächten eingerichtete polizeiliche und administrative Kontrolle in Mazedonien völlig unwirksam. Denn in die

unerschöpflichen Streitigkeiten zwischen den verschiednen Bevölkerungselementen mischten sich schon längst, vielleicht sogar von Anfang an als treibendes Motiv die Begehrlichkeiten der benachbarten Balkanstaaten. Mazedonien, dessen slawische Bevölkerung aus Serben und Bulgaren gemischt ist — wobei übrigens das bulgarische Element das stärkere ist —, erscheint natürlich den großserbischen wie den großbulgarischen Träumen als begehrenswerter Besitz. Beide sehnen sich danach, ihr Gebiet bis zur Küste des Golfs von Saloniki zu erweitern, und in diesem Wettbewerb liegt ein weiterer Grund, weshalb die mazedonischen Slawen nie zur Einigkeit gelangen können, und die Zustände im Lande ein immer eiterndes Geschwür bleiben.

Das Eingreifen Englands und der erste Eindruck, als ob es in der Balkanpolitik Rußland von der Seite Österreich-Ungarns weglocken wolle, wirkten im ersten Augenblick darum so beruhigend, weil die ersten englischen Vorschläge offenbar von dem englischen Balkankomitee beeinflußt waren, dieses aber im Einverständnis mit den Serben und Bulgaren handelte und offen darauf ausging, eine Politik zu befürworten, deren letztes Ziel, kurz gesagt, die Beseitigung der Türkenherrschaft auf europäischem Boden überhaupt war. Daß dieses letzte Ziel in England sehr vielen Sympathien begegnet, ist für den Kenner der politischen Parteirichtung, die jetzt dort am Ruder ist, nicht gerade verwunderlich. Wenn Sir Edward Grey den Wünschen einer Gruppe, die für den Bestand der gegenwärtigen Regierung nicht ohne Bedeutung ist, in seiner Balkanpolitik nachgab, so wird ihm dieser Entschluß um so leichter geworden sein, als es der Richtung seiner allgemeinen Politik entsprach, sich Rußland so weit als möglich zu nähern. Und er mußte sich sagen, daß Rußland nach seiner ganzen Vergangenheit und den herrschenden volkstümlichen Vorstellungen durch eine Politik, die energisch für die Wünsche der Balkanvölker eintrat, keinesfalls zurückgeschreckt, sondern höchstens ermuntert werden konnte. In demselben Maße jedoch, als Rußland dem englischen Wunsche nach einer Verständigung und Beseitigung des frühern Gegensatzes entgegenkam, konnte auch England selbst in der Erhebung seiner eignen Forderungen zugunsten Mazedoniens bescheidner werden. England hat seinen größern politischen Zweck zunächst erreicht und sieht nun keinen Anlaß mehr, mit seinen Vorschlägen Beunruhigungen unter den europäischen Mächten zu erwecken und insbesondre Österreich-Ungarn mißtrauisch zu machen oder zurückzustoßen. Darin glauben wir die Erklärung für das maßvolle Vorgehn Englands in der mazedonischen Frage finden zu können. Wenn die russischen Vorschläge gleichfalls durch Maßhalten die Einigkeit der Mächte ermöglichen, wird sich aus dieser Frage vielleicht keine weitere Verwicklung ergeben.

Aber man erkennt schon aus diesen Ausführungen, wie weit die allgemeine europäische Politik in diese Sonderfrage hineinspielt. Und darin liegt der Grund für das besondre Interesse, das ihr gewidmet wird. Alle Mächte betrachten sie als einen Prüfstein für ihr Ansehen, für das Gewicht ihres Einflusses und für die Festigkeit ihrer Bündnisse; denn die Gestaltung der Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel kann schließlich keiner europäischen Großmacht ganz gleichgiltig sein.

Den regelmäßigen Lesern des Reichsspiegels ist bekannt, wie wir die englische Politik auffassen. Wir glauben nicht, daß sie von dem Gedanken ausgegangen ist, alle Mächte Europas zu einem großen Ring zur Niederhaltung Deutschlands zu vereinigen. Sie ist vielmehr aus einer nüchternen Betrachtung ihrer eignen Interessen heraus zu einem System der Bündnisse und Einverständnisse gelangt, weil die veränderte Weltlage, vor allem die jetzige Politik der Vereinigten Staaten von Amerika und das Emporsteigen Japans, das alte bewährte System, die europäischen Kontinentalmächte in Krieg oder Frieden untereinander zu beschäftigen und in Schach zu halten, während Großbritannien, durch keine Bündnisse beschwert, draußen im Weltmeer völlig freie Hand hatte, jetzt als

unwirksam und hochgefährlich erscheinen ließ. Aber die Furcht der Mächte, die England vorzugsweise brauchte, vor einer deutschen Hegemonie in Europa war so groß, daß die englischen Staatsmänner diese Furcht als taktisches Mittel, zu ihrem Ziel zu gelangen, gar nicht unbenutzt lassen konnten. Auch darf man ein andres Moment nicht unterschätzen, nämlich, daß ein gewisser „teutophober" Anstrich der englischen Politik den leitenden britischen Staatsmännern insofern die Arbeit erleichterte, als ihre Politik dadurch in vielen Kreisen, und zwar gerade in den sonst grundsätzlich oppositionellen, an Volkstümlichkeit gewann. Denn wir täuschen uns keineswegs darüber, daß einerseits die Wühlarbeit eines von internationalen Agenten und gewerbsmäßigen Deutschenfressern dauernd in Atem gehaltnen Teils der englischen Presse, andrerseits die durch mancherlei Eindrücke des Alltagslebens hervorgerufne und künstlich genährte Furcht der kleinen englischen Geschäftsleute und Arbeiter vor der deutschen Konkurrenz in dem sonst so duldsamen und phlegmatischen Durchschnittsengländer mit der Zeit ein Mißtrauen und ein Unbehagen gegen Deutschland großgezogen haben, das von der frühern naiven Selbstgefälligkeit und Unbekümmertheit seltsam absticht. Diese Tatsache ist gewiß für das, was wir soeben den „teutophoben Anstrich" der englischen Politik genannt haben, mitbestimmend. Wenn aber auf Grund dessen in unsrer deutschen Presse öfter behauptet wird, die wirtschaftliche Konkurrenz Deutschlands sei der Hauptgrund für die anscheinend deutschfeindliche Richtung der englischen Politik, so müssen wir freilich einschränkend dazu bemerken, daß sich die erwähnte Konkurrenzfurcht abgesehen von einigen systematisch in diesem Sinne bearbeiteten Kreisen auf die Stimmung beschränkt, die „den Mann auf der Straße" — wie man in England sagt — beherrscht. Die große englische Handelswelt, die Hochfinanz, die Welthäuser und alle maßgebenden und gründlicher unterrichteten Geschäftskreise benutzen wohl gelegentlich den Hinweis auf die deutschen wirtschaftlichen Erfolge als Beispiel und als stimulans, aber sie wissen im Grunde sehr wohl, daß die wirtschaftliche Weltstellung Englands in absehbarer Zeit gar nicht zu erschüttern ist, oder vielmehr, daß nur eins sie erschüttern könnte: ein Krieg mit Deutschland. Es ist anzunehmen, daß Sir Edward Gray und seine Leute — und zu ihnen gesellt sich die große Zahl der besonnenen und gebildeten Engländer, die nicht nur die Chancen eines unnötig heraufbeschwornen Weltkrieges richtig berechnen, sondern auch wirkliche Sympathien für deutsche Arbeit und deutsches Geistesleben hegen — die Meinungen und Interessen jener maßgebenden englischen Geschäftskreise eher berücksichtigen werden als die unklaren Befürchtungen andrer Leute. Aber als geschickte Staatsmänner kleiden sie ihre Gedanken in eine Form, die auch dem Mann auf der Straße einleuchtet.

Bekannt ist die Wirkung, die die neueste Bündnis- und Vertragspolitik Englands auf unsre öffentliche Meinung ausgeübt hat. Aber diese an sich ja sehr erklärliche Wirkung, die durch das Verhalten der französischen Presse bedeutend verschärft wurde, gab den englischen Politikern neue Argumente an die Hand, um besonders gegenüber Frankreich und Rußland die Vorteile der Verständigung mit England in ein helles Licht zu rücken. Man nimmt die „Nervosität" und die „Einkreisungsfurcht" Deutschlands zum Beweise, daß unsre Interessen in der Tat dahingingen, daß wir andre Völker unberechtigterweise hindern wollten, ihre Interessen wahrzunehmen und sich zu diesem Zwecke miteinander zu verbinden. Diese Vereinbarungen seien aber gerade notwendig geworden, weil man den Anspruch Deutschlands, alle Mächte, die nicht unbedingt seiner Führung folgten, isoliert zu halten, als unerträglichen Druck empfinde.

Gegen solche Auffassungen zu polemisieren, lohnt eigentlich nicht der Mühe, denn sie können vielmehr als lehrreiches Beispiel dienen, wie die Tatsachen auf der

Schaubühne der Weltgeschichte von jedem Volk im Spiegel der eignen Interessen und Stimmungen beobachtet werden. Einem Deutschen aber braucht man nicht ausdrücklich zu sagen, daß sich unsre Kritik der rings um uns geschlossenen Bündnisse nicht auf diese selbst, sondern auf die Überzeugungen gründet, daß alle Hoffnungen, die nur irgendwo mit der Schwächung, der Niederlage und der Zerstücklung Deutschlands rechnen, aus diesen Bündnissen Ermutigung schöpfen. Und wir können immerhin feststellen, daß wir für das Vorhandensein solcher Hoffnungen und ihren Zusammenhang mit der neuen englischen Bündnispolitik Beweise genug anführen können, während von der andern Seite für die Behauptung, Deutschland wolle durch Isolierung der Mächte einen unberechtigten Druck auf sie ausüben, kein einziger Tatsachenbeweis beigebracht werden kann. Denn in diesem Falle wäre unser Ziel durch eine aggressive Politik, zu der wir hundertfach die günstigste Gelegenheit gehabt haben, sehr viel leichter zu erreichen gewesen als durch die Friedenspolitik, die wir seit siebenunddreißig Jahren gewissenhaft durchgeführt haben.

Wir finden die soeben gekennzeichneten Ansichten über die Notwendigkeit der englischen Verständigungspolitik ohne Deutschland unter anderm in einem Aufsatz des neusten Heftes der Fortnightly Review, der übrigens seinen Standpunkt sehr geschickt und klar vertritt. Die Zeitschrift vertritt Kreise, die einem gewissen Mißtrauen gegen Deutschland stets sehr zugänglich gewesen sind; die Grundstimmung des Artikels verrät dementsprechend nicht allzu viel Wohlwollen. Aber die Behandlung der Frage des Einverständnisses zwischen Frankreich, England und Rußland ist in mancher andern Beziehung nicht weniger lehrreich. Es ist darin der Grundgedanke ausgeführt, daß nur die Ungeschicklichkeit, mit der das System Bismarcks — so nennt der englische Verfasser die Idee, daß sich Deutschland durch Isolierung der andern Mächte eine Hegemonie in Europa sichern solle — von seinen Nachfolgern fortgesetzt worden sei, die Schuld daran trage, wenn sich Deutschland jetzt seinerseits isoliert und benachteiligt fühle. Gewiß nicht ohne Absicht knüpft der Verfasser, der fast in jedem Abschnitt der Bewunderung für den eisernen Kanzler freien Lauf läßt, an einen Gedankengang an, der auch bei uns die politische Vorstellungswelt vieler Kreise beherrscht. Bismarcks Werk durch den nachfolgenden Kurs verpfuscht! Das hört man ja auch bei uns oft genug. Nur dürfen wir nicht übersehen, daß diese Anschauung die große Gefahr in sich birgt, sich in der berechtigten Verehrung des unvergeßlichen großen Kanzlers zu verlieren und darüber das wirklich Neue in den Pflichten und den Aufgaben der Zeit zu übersehen. Vielleicht ist es ganz gut, daß uns einmal ein Engländer, der uns offenbar nicht wohlwill, auf die Kehrseite dieser ihren Blick beständig rückwärts wendenden politischen Anschauungsweise zeigt. Indirekt wird in dem englischen Aufsatz ganz richtig zugegeben, daß das Deutsche Reich allerdings vor neuen Aufgaben stehe. Wenn übrigens ein Ausländer unter Berufung auf Bismarck beweisen will, wie notwendig es für die europäischen Mächte ist, Deutschland mißtrauisch zu beobachten, so ist es Zeit für uns, doppelte Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, daß wir uns den Aufgaben, die die neue Lage uns stellt, durchaus gewachsen zeigen.

Wir erkennen aber in dieser vorsichtigen, scheinbar auf deutsche Urteile selbst gestützten Bewertung der deutschen Politik von englischer Seite zugleich das Bestreben, den Bogen nicht zu überspannen. Allerdings ist die Tendenz der englischen Politik, zwar Deutschland im Rat der Mächte so weit wie möglich matt zu setzen, aber es nicht zu einer kriegerischen Verwicklung zu treiben. Der Verfasser sagt geradezu: Wenn Deutschland nicht den Frieden bricht, wird er überhaupt nicht gebrochen werden. Ob das in dieser scharfen Zuspitzung richtig ist, kann nur die Zukunft zeigen. Aber man wird dieses englische Urteil nicht ohne weiteres für unehrlich halten dürfen. Der englische Politiker von geschultem Urteil und

historischer Bildung weiß in der Tat die Bedeutung des Umstandes, daß im Herzen Europas jetzt eine festgefügte, kriegsbereite und doch friedfertige germanische Macht besteht, auch für England durchaus zu schätzen. England wird das Unbehagen unsrer östlichen und westlichen Nachbarn beuutzen, diese seinen Wünschen gefügig zu machen, aber es wird sich hüten, Frankreich und Rußland zu helfen, daß sie sich durch Zertrümmerung oder Schwächung der kontinentalen Zentralmacht selbst wieder zu gefährlichen und nicht mehr gefügigen Konkurrenten Englands auswachsen. Das wird auch auf die Behandlung der orientalischen Frage nicht ohne Einfluß sein. Vielleicht sind wir bald in der Lage, auch die Stellung Rußlands genauer zu übersehen.

Der Einfluß der Konjunkturschwankungen auf das Steuersystem. Wenn man die steuerpolitischen Diskussionen verfolgt, die bei der bevorstehenden Reichsfinanzreform in den letzten Monaten durch die deutsche Presse gegangen sind, so kann man sich der Befürchtung nicht ganz erwehren, daß sich der Widerstreit der Meinungen einseitig auf bestimmte Probleme zuspitzt und dabei eine Reihe andrer, für die Wiederherstellung unsrer Finanzen mindestens so wichtiger Tatsachen übersieht. Mit der Frage, ob direkte oder indirekte Steuern die Bevölkerung schwerer belasten, ist es wahrlich doch nicht getan, insbesondre für den, der die Situation vom Standpunkt der Gesamtheit aus betrachtet. Es genügt nämlich nicht, daß ein Staat hohe Einnahmen hat, sondern es ist weiter auch darauf zu achten, daß sich diese Einnahmen mit dem jeweiligen Staatsbedarf in einer gewissen Übereinstimmung befinden.

Die Staatsausgaben sind ja im allgemeinen dauernder Natur. Der Staatsbedarf in seinen wichtigsten Teilen — man denke nur an die Beamtenbesoldung — ist dauernd fixiert. Selbst die außerordentlichen Ausgaben bleiben im ganzen in einer Linie verhältnismäßiger Gleichmäßigkeit; sie zeigen entsprechend der organischen Entwicklung des Staats eine gewisse ständige Steigerung. Es kommt äußerst selten vor, daß ein Jahr einen grundsätzlich geringern Bedarf aufweist als das vorangegangne. Sind die Ausgaben aber regelmäßig, dauernd, so ist es vom Standpunkt des Staatshaushalts aus in hohem Maße wünschenswert, daß sich auch die Staatseinnahmen einer gewissen Stetigkeit, einer ruhigen Fortentwicklung erfreuen. Wie jeder Privathaushalt, so muß auch das Staatsbudget unter allen Umständen in Unordnung geraten, wenn einem Jahr mit hohen Einnahmen bei gleichbleibenden Ausgaben ein andres Jahr mit geringen Einnahmen folgt. So betrachtet erscheinen die einzelnen Einnahmequellen des Staats in ganz anderm Lichte, als wenn man sie nur prüft unter dem Gesichtspunkt der Steuerbelastung des einzelnen.

Interessant ist für diese Frage insbesondre der preußische Staatshaushalt. Zu einem ganz wesentlichen Teil beruht er auf Einnahmen, die ihrer Natur nach schwankend sind, nämlich auf den Überschüssen der Eisenbahn und sodann der staatlichen Einkommensteuer. Die Schwankungen dieser sind bisher nicht übermäßig in die Erscheinung getreten, weil sich Deutschland seit der Durchführung der Miquelschen Steuerreform im wesentlichen in einer Periode ständigen, nur kurz unterbrochnen wirtschaftlichen Aufschwungs befunden und daher auch die Einkommensteuer, bei der die Ungleichheiten durch die Zugrundelegung von drei Jahresdurchschnitten des Erwerbseinkommens ausgeglichen werden, eine fast ständig wachsende Tendenz gezeigt hat. Sollte einmal aber eine Depression wider Erwarten und Hoffen längere Zeit andauern, so würden sich auch in Preußen diese Nachteile einer ausschließlich auf dem Volkswohlstand basierten Einnahmequelle herausstellen.

Was für die Einkommensteuer nur zu befürchten ist, das ist bei den ein Drittel aller Einnahmen Preußens betragenden Überschüssen der Eisenbahn bereits

wiederholt und gerade jetzt Wirklichkeit geworden. Wenn die Eisenbahnen nicht zur Deckung des allgemeinen Staatsbedarfs jährlich über 200 Millionen beitrügen, so würde es in keiner Weise imstande sein, seinen Bedarf zu decken. Diese sind aber nun, wie die Erfahrungen insbesondre des letzten Jahres gezeigt haben, überaus schwankender Natur, weil sie von der jeweiligen wirtschaftlichen Konjunktur in hohem Maße abhängig sind. Es bedarf keiner besondern Hervorhebung, daß die starke Steigerung des Verkehrs, die Perioden wirtschaftlichen Aufschwunges mit sich bringen, ihren unmittelbaren Ausdruck in den Einnahmen aus den Eisenbahnen findet. Wenn nun umgekehrt durch ein Jahr wirtschaftlichen Rückgangs eine solche zweifellose Störung des Staatshaushalts eintritt, wie dies die lebhaften Erörterungen des preußischen Abgeordnetenhauses bei den letzten Etatsverhandlungen gezeigt haben, so ist dies ein Beweis, daß es sich jeder Staat zweimal überlegen muß, bevor er seine Finanzen ausschließlich auf derartige, von wirtschaftlichen Konjunkturen abhängige Einnahmequellen stellt.

Das Reich besitzt bekanntlich an solchen unmittelbar durch das Auf und Ab des wirtschaftlichen Lebens bedingten Einnahmen nur verhältnismäßig wenige. Man kann hierzu die Reichsstempelabgaben rechnen, da die Umsätze, von denen hier die Steuer erhoben wird, ihrerseits von der Intensität des Geschäftsverkehrs in wesentlichen Punkten abhängen. Die ganze Masse der übrigen Steuern und Zölle ist zwar nicht gänzlich unabhängig von den augenblicklichen wirtschaftlichen Verhältnissen, aber doch in weit höherm Maße feststehend oder durch andre Dinge beeinflußt als gerade Konjunkturen. Insbesondre sind die Getreidezölle ein interessantes Gegenstück zu den oben besprochnen Eisenbahnüberschüssen. Sie betrugen

im Jahre	1898	148	Millionen
„ „	1899	128	„
„ „	1901	159	„
„ „	1904	145	„
„ „	1905	181	„

Die Schwankungen sind aber natürlich nicht beeinflußt durch die Konjunktur, sondern ausschließlich durch die Ernte, die im Inland stattgefunden hat. Eine gute ergiebige Ernte drückt die Erträge der Getreidezölle hinunter; eine schlechte, unergiebige läßt sie emporschnellen. Das bedeutet keineswegs, daß sich die staatlichen Einnahmen und der Wohlstand der ländlichen Bevölkerung gegenseitig beeinflussen, denn eine ergiebige Ernte braucht ja noch keineswegs gute Preise mit sich zu bringen.

Dagegen weist die Einnahmeskala des Reichs eine Reihe andrer Posten auf, die von dem Gang der Konjunktur wie auch von den heimischen Produktionsverhältnissen in hohem Maße unabhängig sind, ja überhaupt von dem Auf und Ab des wirtschaftlichen Lebens fast unberührt erscheinen. Hierzu gehört vor allem die Tabaksteuer. Sie überschritt

im Jahrfünft 1890/95 nicht 11½ Millionen und sank auch nicht unter 10918000,
„ „ 1895/00 sind die Extreme: 10906000 und 12945000,
„ „ 1900/05 ist das Minimum 10952000, das Maximum 12296000,

also im ganzen sehr geringe Unterschiede.

Noch schärfer tritt die Stetigkeit bei der Salzsteuer hervor, die darum jedoch noch keineswegs als volkswirtschaftliches Ideal hingestellt werden soll. Hier übersteigen in dem angegebnen Zeitraum bei einem Gesamtertrag von 40 bis 54 Millionen die Schwankungen von Jahr zu Jahr fast niemals eine Million.

Auch die Brausteuer verhält sich äußerst gleichmäßig. Zwischen 1898 und 1905 steht das Minimum auf 29116000, das Maximum auf 31478000.

Mag man nun über die bezeichneten Steuern denken, wie man will, zweifellos dürfte sein, daß sie für den Staatshaushalt in hohem Grade nützlich erscheinen. Man wird solche Gesichtspunkte bei einer Neureglung unsers Reichsfinanzwesens nicht ganz außer acht lassen dürfen. Bei dem engen Zusammenhang, der durch das Medium der Matrikularbeiträge zwischen Reich und Einzelstaaten besteht, wird man entschieden Bedenken tragen müssen, die Vermehrung der Reichseinnahmen überwiegend auf Wegen zu suchen, die zu weiterer Abhängigkeit von den Konjunkturschwankungen führen. Liegt die Sache so, daß große Bundesstaaten mit eignen Eisenbahnen und ausgebildetem Steuersystem schon für die Ausgestaltung ihres Staatshaushalts in hohem Maße den Konjunkturschwankungen unterworfen sind, so muß es entschiedne Bedenken erwecken, nun auch das Reich noch in ähnlicher Weise durch Einführung direkter Reichseinkommen- und Vermögenssteuer von den Wellenbewegungen des Wirtschaftslebens abhängig zu machen. Man wird vielmehr auch aus diesem Grunde danach trachten müssen, die Einnahmenvergrößerung in einer Weise vorzunehmen, die eine Ständigkeit der Einnahmen und damit die Sicherung einer Balancierung des Etats bedeutet.

Von diesem Standpunkt erscheinen die eingangs erwähnten Gegensätze zwischen direkten und indirekten Steuern in einem ganz andern Lichte.

Um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen, sei nur noch darauf hingewiesen, daß die hier erörterte Frage der Abhängigkeit zwischen Staatsfinanzen und Konjunkturen in keiner Weise zu verwechseln ist mit der andern Frage, ob es sich empfiehlt, eine sogenannte bewegliche Steuer im Staatshaushalt einzusetzen. Dabei handelt es sich um die Möglichkeit, je nach dem Maß hinzukommender Ausgaben den Bedarf durch verschiedne Festsetzung der Steuersätze auszugleichen und nicht, wie bei den Eisenbahnüberschüssen, um ungewollte Schwankungen der Erträge. Man kann sich sehr wohl ein Steuersystem denken, bei dem die Einnahmen auf festen, von der Konjunktur nicht berührten Unterlagen beruhen und doch sogenannte bewegliche Steuern eingeführt werden.

Mangel an Nationalbewußtsein. Bei einem etwa zwanzig Minuten dauernden Gange durch die Stadt Leipzig gab ich mir die Mühe, die Damen- und Herrenstrohhüte zu zählen, die als Schmuck des Hutbandes eine aufgenähte kleine bunte Flagge trugen. Es waren im ganzen 38, darunter 35 Damen- und 3 Herrenhüte. Nun kann man ja über die Berechtigung eines bunten Fähnchens als Hutschmuck verschiedner Ansicht sein, gibt man diese Berechtigung aber zu, so sollte man doch zum wenigsten erwarten, daß deutsche Frauen, Mädchen und Männer die deutschen Farben trügen. Welche Flaggen waren jedoch vertreten? Eine — sage und schreibe eine! — deutsche, 2 japanische, 2 nichtssagende Phantasiefahnen, 14 englische und 19 amerikanische! Braucht man sich da noch zu wundern, wenn sich die Ausländer über unsre Lakaiengesinnung lustig machen? Aber der Deutsche scheint sich nur wohl zu fühlen, wenn er seine Erbärmlichkeit in allen nationalen Dingen recht offen zur Schau stellen kann, und die Hutfabrikanten wissen schon, weshalb sie dem deutschen Publikum Hutbänder mit englischen und amerikanischen Flaggen bieten. Ich möchte einmal den Engländer oder die Amerikanerin sehen, denen ihr Lieferant in London oder Newyork Hüte mit der deutschen Flagge vorzulegen sich erdreistete. Sie würden ihm schön heimleuchten. Aber der deutsche Michel samt Frau Gemahlin und Fräulein Tochter ist ja überglücklich, wenn er seine Nationalität verleugnen, beim Tennisspiel ein bißchen englisch radebrechen und — seinen Hut mit den Farben der Nation „schmücken“ kann, über die er noch vor ein paar Jahren in so töricht-taktloser Weise zu schimpfen für nötig hielt. Was uns fehlt, ist die nationale Kinderstube! J. R. H.

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

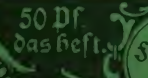
Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 31 Ausgegeben am 30. Juli 1908

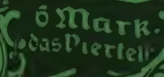
Inhalt

	Seite
Bismarck als preußischer Landtagsabgeordneter. Von Otto Tschirch. I.	201
Reiseeindrücke aus der Ostmark. I. Von G. Cleinow	208
Davidsohns Geschichte von Florenz	213
Die Bedeutung der Farben in der Tierwelt. Von J. P. Filskow	218
Szenische Ausstattung. Von Georg Stellanus. I. Der Vorhang	222
Reifezeit. Roman von Charlotte Niese. (Fortsetzung)	233
Maßgebliches und Unmaßgebliches	241

Reichsspiegel. (Die Reise des Präsidenten Fallières. — Die jungtürkische Bewegung und die Türkei als Verfassungsstaat. — Begegnung König Eduards mit Kaiser Wilhelm. — Lord Cromer. — Panslawistisches.) — Die indirekte Besteuerung in Deutschland, England, Frankreich und Amerika. — Zur Geschichte des preußischen Wahlrechts. — Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer. — Südbayern, Tirol und Salzburg.



Fr. Wilh. Grunow
Leipzig.



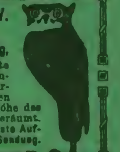
J. A. Henckels. Zwillingswerk in Solingen

fabriziert und empfiehlt: Messer und Gabeln für Küche und Haus — Messer für alle Gewerbe und Künste — Hirschfänger u. Jagdmesser — Scheren f. alle Zwecke.

Hauptniederlage: **BERLIN W.,** Leipzigerstraße 118.

Eigene VERKAUFS-Niederlagen: CÖLN a. Rh., Hohestraße 144 — DRESDEN, Wilsdrufferstraße 7 — FRANKFURT a. M., Roßmarkt 15 — HAMBURG, Große Johannisstraße 6 — WIEN I, Kärnthnerstraße 24.

Hermann Meusser, Berlin W. 35 b



Steglitzerstr. 58, Buchhandlung, ist bestrebt, durch solide, kulante und schnelle Bedienung ihren Kundenkreis zu erweitern. Zur Erleichterung der Anschaffung werden monatliche Teilzahlungen in der Höhe des zehnten Teiles d. Kaufpreises eingeräumt. — Vollständiges Lager. — Allerneueste Auflagen. — Katalog gratis — Portofreie Sendung.

Gothaer Lebensversicherungsbank a.G.

Versicherungsbestand Anfang April	960 000 000 Mk.
Bisher ausgezahl. Versicherungssummen	519 000 000 „
Bisher gewährte Dividenden:	250 000 000 „

Sehr günstige Versicherungsbedingungen.

Unverfallbarkeit sofort, Unanfechtbarkeit und Weltpolice nach zwei Jahren.

Prospekte und Auskunft kostenfrei durch die Bank in Gotha oder deren Vertreter.

Deutsche Lebensversicherungs-Bank, Aktiengesellschaft

Kronprinzen-Ufer 18 **Berlin N.W.** Kronprinzen-Ufer 18

Vollständige Unanfechtbarkeit in einem Jahr; kulanteste Bedingungen; übernimmt Lebens-, Militärdienst-, Aussteuer- und Alters-Versicherungen.

Flüssige **Somatose**

Hervorragendst. appetitanregend. u. nervenstärkend. **Kräftigungsmittel.**

Erhältlich in Apotheken und Droguerien.

Tenderings-Havana Spezialmarken

Yokohama	50 Stck	3 Mk.	25 Pfg.
Kaisercigarren	50 „	4 „	— „
Jan en Griet	50 „	5 „	— „
Hochofen I	50 „	8 „	25 „
Consul	50 „	4 „	50 „

Musterkiste Rheinland, je 3 Stck. vorstehender Sorten enthaltend, 8 Mk. 25 Pfg.

Tenderings lange Holländer.

Walküre	50 Stck	5 Mk.	25 Pfg.
Weltkraft	50 „	3 „	25 „
Brunhilde	50 „	4 „	75 „

Musterkiste Nr. 11, je 33 Stck. enth., 8 Mk.

sind aus den feinsten Tabaken hergestellt und von jedem Raucher bevorzugt.

Tenderings Rauchtabake Grobschnitt Nr. 2 Mk. 1,20; Nr. 3 Mk. 1,50 p. Pfd. finden bei jedem Pfeifenraucher vollen Beifall. — Versand an Herren, deren Stellung Bürgschaft bietet, ohne — sonst gegen Nachnahme. Allein echt zu beziehen von **Tenderings Cigarren- und Tabakfabriken, Gracy a. d. holl. Grenze.**

Trinkt nur

Burgeff Grün. Extra Cuvée. Jubiläums-Cuvée.

Aus echten Champagnerweinen.

Bismarck als preußischer Landtagsabgeordneter

Von Otto Tschirch

1. Bismarcks erste Wahl im Wahlkreise Brandenburg-Westhavelland am 5. Februar 1849

Zehn Jahre sind dahingegangen, seit der große Nationalheld im Sachsenwalde die Augen für immer schloß. Solange er lebte, hat seine gewaltige Kampfesnatur Parteiung erregt und erhalten, jetzt ist der Streit allmählich zum Stillstand gekommen, und es wird möglich, den ersten politischen Genius Deutschlands in rein historischem Lichte zu sehen. Da zeigt es sich immer deutlicher, daß der Mann, der der Gründer der deutschen Einheit, der Bezwinger tausendjährigen deutschen Haders wurde, mit seinem Denken und Fühlen tief in dem heimischen Boden der Mark wurzelt. In der Frühzeit seiner politischen Tätigkeit erscheint er unter den schwärmerischen Aposteln der deutschen Einheit als ein schroffer Preuße, der die deutschen Bestrebungen als windige Träume belächelt und unter den politischen Idealisten jener Zeit als ein unverstandner Realist, ein dreister Verteidiger des staatlichen Egoismus einherschreitet.

Will man den alten Bismarck richtig verstehn, so wird man nicht unterlassen dürfen, die Tage seiner ersten politischen Tätigkeit zu durchforschen, die Tage, wo er noch nicht in Frankfurt die Klinge mit den Diplomaten der Hofburg maß, sondern in der zweiten Kammer des preußischen Landtags als Vorkämpfer der alten preußischen Monarchie wirkte.

Seine Reden aus jener Zeit liegen längst gedruckt vor und geben uns ein klares Bild seiner damaligen politischen Anschauungen. Weniger bekannt ist die Geschichte seiner Wahlkandidatur und seiner Beziehungen zu dem märkischen Wahlkreise, der ihn dreimal in die zweite Kammer, einmal in das Volkshaus in Erfurt gewählt hat. Es ist mir gelungen, darüber manches neue Material an Briefen, Aufrufen, auch Bildern zusammenzubringen, das ich zum Teil schon an andrer Stelle veröffentlicht habe. Hier soll des jungen

Parlamentariers Verkehr mit seinem Wahlkreise geschildert werden in der Hoffnung, daß der innige Zusammenhang des größten Sohnes der märkischen Erde mit seinem heimischen Mutterboden daraus immer deutlicher werden wird.

Bekanntlich ist Bismarck eigentlich durch die Not der preußischen Monarchie 1848 auf den politischen Kampfplatz gerufen worden. Sein Auftreten im vereinigten Landtage schien nur eine vorübergehende Episode zu sein, die mit seiner Verheiratung ihren Abschluß fand. Schon damals hatte er sich furchtlos mit seinen streng konservativen Anschauungen dem Strome der öffentlichen Meinung entgegengeworfen, indem er das monarchische Prinzip als den Rechtsboden des preußischen Staats betonte und den christlichen Charakter des Staatswesens scharf hervorhob. Aber er gedachte wohl, in den Hafen still ländlichen Glücks zurückzukehren, als die Revolution ihn in ihre Strudel riß. Zwar den parlamentarischen Körperschaften jenes Jahres blieb er fern, nachdem er noch im April 1848 dem vereinigten Landtage angehört hatte. Strebte doch den auf Volkssouveränität gegründeten deutschen Verfassungsplänen des Frankfurter Parlaments sein streng preußisches Fühlen ganz und gar entgegen.

In die preußische Nationalversammlung gewählt zu werden, hatte er sich „aus Gewissenspflicht" bemüht, war aber in der demokratischen Hochflut nicht durchgedrungen. So verzehrte er sich in diesen stürmischen Tagen in leidenschaftlichen Versuchen, der königlichen Gewalt als Privatmann beizuspringen. Er versichert dem Herrscher in einem persönlichen Briefe seine unwandelbare Treue. Er läßt auf dem Turme von Schönhausen die Preußenfahne mit dem Eisernen Kreuz aufziehen, bewaffnet seine Bauern und sammelt das Landvolk der Umgegend, um dem Könige Hilfe zu bringen. Die entmutigten Generale sucht er zu einer rettenden Gewalttat aufzustacheln; dem König selbst, von dem er an den Hof gerufen wird, hält er schonungslos seine Schwäche vor. Er will die alte preußische Monarchie, die er leidenschaftlich verehrt, gegen König und Regierung durch seines Willens Wucht erretten. Die scheinbare Erfolglosigkeit seiner Bemühungen schreckt ihn nicht ab. Eifrig nimmt er teil an der Schöpfung einer konservativen Parteipresse und an der Tagung des „Junkerparlaments", eines Kongresses der durch die neue Gesetzgebung bedrohten Großgrundbesitzer.

Neue Erregung ergriff ihn, als sich im Herbst Friedrich Wilhelm der Vierte der immer dreister vordrängenden Nationalversammlung gegenüber dazu ermannte, ein Ministerium zu berufen, das energisch die Kronrechte verteidigen sollte.

Bismarck hatte den größten Anteil daran, daß der wackere Ministerpräsident Graf Brandenburg Gefährten gewann, die bereit waren, an seiner Seite auszuharren. Auch als dann der Umschwung herbeigeführt wurde, die Nationalversammlung nach Brandenburg verlegt, der Versuch einzelner Abgeordneter, in Berlin weiter zu tagen, scheiterte, Wrangel in die Hauptstadt einzog, die Bürgerwehr auflöste und den Belagerungszustand über Berlin

verhängte, war der Gutsherr von Schönhausen eifrig hinter dem Vorhange tätig, um dem Monarchen wieder entschiednen Willen einzuflößen und ihn dabei festzuhalten.

Als endlich das Ministerium eine Verfassung mit ziemlich weitgehenden freiheitlichen Zugeständnissen aufzwang und Neuwahlen anordnete, die zwar indirekt, aber geheim waren und nach dem Kopfzahlsystem vorgenommen wurden, kehrte Bismarck von der Hauptstadt nach Schönhausen zurück, unter den Eindrücken der Parlamentsauflösung von Ungeduld verzehrt, ein Kammermandat zu erhalten, um seine Meinungen auf der Tribüne zur Geltung bringen zu können. In seinem Heimatskreise war es ihm im Frühjahr nicht gelungen. Jetzt bot sich ihm im nachbarlichen Wahlkreise Brandenburg-Westhavelland-Zauch-Belzig eine günstige Aussicht.

Dieser Wahlkreis bietet im Sturmjahre 1848 recht eigentlich einen Mikrokosmus der revolutionären und der antirevolutionären Bewegungen Preußens. Der Freiheitsrausch, der von der Hauptstadt ausging und dort sich am heftigsten austobte, hat zunächst in Stadt und Land der Provinz ansteckend gewirkt. Am stärksten loderte die Flamme der revolutionären Begeisterung natürlich in den Städten: Brandenburg, Rathenow, aber auch in kleinern wie Belzig, Werder u. a. Von den stark herausfordernd auftretenden radikalen Elementen in der Stadt Brandenburg weiß ein altes Demokratenschmählied zu berichten, ohne daß sich doch bezeichnende Einzelheiten anführen ließen. Die Spalten der Tagesblätter füllten sich mit politischem Inhalt, für die Opfer der Berliner Barrikadenkämpfe wurde eifrig gesammelt, freiheitlich gesinnte Vereine wie der Konstitutionelle Klub und der Demokratische Verein entstanden. Ja Ende Mai kam es zu einem wilden Tumult aufgeregter Tuchmachergesellen, nach dem hauptsächlich bedrohten Meister „der Dähnesche Krieg" benannt, der mit Mühe von der Bürgerwehr gestillt wurde. Aber daneben bekundete doch die Bürgerschaft, abgekühlt durch empörende Vorgänge in der Hauptstadt wie den Zeughaussturm und andre Pöbelausschreitungen, bald nach den Märztagen offen ihren preußischen Patriotismus. Während es im Kreise Westhavelland vorkam, daß ein demokratischer Landpfarrer im Kirchengebet eigenmächtig den Namen des ihm verhaßten Prinzen von Preußen ausließ, sandte die Brandenburger Stadtbehörde und der Konstitutionelle Klub der Regierung ihren Dank für die Rückberufung des Prinzen aus England, und die Einwohner bereiteten dem Heimkehrenden am 7. Juni auf dem Bahnhofe einen festlichen Empfang. Und als der Brandenburger Handwerkerverein am 10. September in der gewaltigen Stärke von 1400 Köpfen nach Potsdam fuhr, zog er vor das Babelsberger Schloß, um dem Prinzen eine Huldigung zu bereiten, wurde von diesem und seinem Sohne freundlich empfangen, und es heißt sogar, die Prinzessin Augusta habe die Fahne des Vereins geküßt. Neben den liberal denkenden Vereinen bildete sich schon Ende April 1848 ein patriotischer, d. h. nach damaligem Sprachgebrauch ein

konservativ-monarchistischer Verein, der schon im Juli verschiedne gegen republikanische Bestrebungen gerichtete Flugschriften verbreitete.

Die gut preußische Gesinnung der Brandenburger Bürgerschaft, die sich neben und gegenüber der Begeisterung für die Einigung des deutschen Vaterlandes behauptete, tat sich in manchen Anzeichen kund. Ein Fest zu Ehren des neugewählten Reichsverwesers, des österreichischen Erzherzogs Johann, das von demokratischer Seite angeregt wurde, fand keinen Anklang. Dagegen vereinte die Rückkehr des Füsilierbataillons des zwanzigsten Regiments aus dem schleswig-holsteinischen Kriege alle Kreise und Parteien der Stadt Brandenburg, und jubelnd wurden die heimkehrenden Krieger von den Veteranen, der Bürgerwehr, den Schützengilden, den Innungen und dem Handwerkerverein mit seiner schwarzrotgoldnen Fahne eingeholt. Der Oberbürgermeister Ziegler hielt dabei eine feurige Ansprache, in der er im Namen der Bürgerschaft dem Königtum den Treuschwur erneute und die Fahne des Bataillons küßte. Bei dieser Stimmung der Mehrheit der Bürgerschaft verlor Ziegler, wie er selbst berichtet, ganz außerordentlich an Ansehen in der Stadt, als er sich, im Oktober 1848 im Kreise Zauch-Belzig durch die Bemühungen des Adels in die Nationalversammlung gewählt, der ihn in Ermanglung eines Parteigenossen auf den Schild erhob, ganz gegen seine bisher bekundete politische Richtung der Linken anschloß und dem Steuerverweigerungsbeschluß beitrat. Das Verhalten der Nationalversammlung und die Verlegung des Parlaments nach Brandenburg fanden geteilte Aufnahme in der Stadt. Während sich die Stadtverordnetenversammlung für das trotzige Parlament erklärte, nahmen der Magistrat, der Patriotische und der Kriegerverein eine entgegengesetzte Haltung ein. Die politischen Gegensätze spitzten sich immer mehr zu, und ein lebhafter Preßstreit entbrannte am Ende des Jahres in den beiden Blättern der Stadt.

In den kleinern Städten Rathenow, Belzig, Werder, Brück, Niemegk scheint die demokratische Stimmung lange vorgewogen zu haben, sodaß die konservative Werbetätigkeit vom Lande her dort heftigen Widerstand fand. Dagegen gelang es namentlich in der Zauche dem leidenschaftlichen Rittmeister Albert von Arnstedt in Groß-Kreuz, das Landvolk gegen die revolutionäre Bewegung in den Städten zu organisieren. Der hitzköpfige Ultra, von den Zeitgenossen „der tolle Arnstedt" genannt, der seine streng konservative Gesinnung mit urwüchsigen Kernflüchen und trotzigen Gegnern gegenüber wohl auch mit der Hetzpeitsche zur Geltung zu bringen suchte, wußte durch seinen royalistischen Feuereifer und seine volkstümliche Derbheit seine schwerfälligen havelländischen Bauern mit fortzureißen und gründete Anfang Juli in Lehnin einen patriotischen Verein, der bald hundert Dörfer und schon im August annähernd tausend Mitglieder umfaßte.*) Als dann im November 1848 das

*) Über v. Arnstedts Tätigkeit und seine Beziehungen zu Bismarck danke ich Herrn Dr. Friedrich Meusel, dem verdienstvollen Herausgeber der Erinnerungen Friedrichs von der Marwitz, reiche Mitteilungen aus dem Familienarchiv von Groß-Kreuz.

Gerücht nach der Zauche drang, der König sei selbst in Potsdam in persönlicher Gefahr und bedürfe des Beistands seines getreuen Landvolks, strömten bei Groß-Kreuz, Werder und im Havellande an tausend bewaffnete Bauern zusammen und zogen nach Potsdam, wo sie der König, der inzwischen seine Truppen um sich sah, mit Dank und Anerkennung entließ. Auch im Kreise Westhavelland nördlich von Brandenburg zeigte sich ähnliche Gesinnung. Die Dorfgemeinde Barnewitz ließ es sich nicht nehmen, Königs Geburtstag (am 15. Oktober) durch ein mächtiges Freudenfeuer zu begehn und machte diese vaterländische Absicht öffentlich im Kreisblatt bekannt, um Nachahmung zu wecken. In diesem Dorfe wurde auch eine Adresse der ländlichen Gemeinden in Westhavelland an den König beschlossen, die ihn der Treue der Bauern versicherte und sich entschieden auf die Seite der Regierung in ihrem Kampfe mit der Nationalversammlung stellte. Im Verfolge dieser Bewegung konstituierte sich der patriotische Verein des Westhavellands, der schon früher entstanden, aber wieder eingeschlafen war, am 14. Dezember 1848 in Friesack von neuem unter dem Vorsitz des Amtmanns Winterfeld zu Retzür, der nachher neben Bismarck zum Kammerabgeordneten gewählt wurde, und in Gegenwart einer Abordnung des Berliner Patriotischen Vereins.

Es ist klar, daß ein Mann von den feudalen Anschauungen Bismarcks wohl bei dem Landvolke des Wahlkreises Anklang finden, aber nicht ohne weiteres in der Stadt Brandenburg Boden fassen konnte. So stark die Ernüchterung, die Wiederbesinnung auf preußischen Patriotismus unter den Beamten, den alten Kriegern, den kleinen Bürgern sein mochte, so waren doch die Konservativen der Stadt in ihrer Mehrheit durchaus gemäßigt. Unter diesen Umständen war es für Bismarck sehr günstig, daß ihm gegenüber der schon genannte Oberbürgermeister Ziegler kandidierte, der sich in der Stadt durch rücksichtsloses Durchgreifen manche Feinde gemacht und neuerdings durch seinen jähen Gesinnungswechsel von absolutistischer Richtung zur entschiedensten Demokratie bei Rechts- und Linksstehenden allgemeine Verblüffung erregt hatte.

Die erste Anregung zu Bismarcks Wahlkandidatur in Brandenburg scheint die Anwesenheit der jungen Gattin des Brandenburger Strafanstaltsdirektors Barschall, Franziska geborne von Puttkamer, einer Cousine der Gattin Bismarcks, in Schönhausen gegeben zu haben. Ihr wollte der Bundestagsgesandte, wie er später im Scherz sagte, seine Karriere verdanken. Barschall war Vorsitzender des Patriotischen Vereins und trat, obwohl er selbst zu kandidieren gedachte, sogleich mit Feuereifer für den hochbegabten Verwandten ein, wie er auch Arnstedt für ihn gewann. Ins Gewicht fiel auch, daß der rührige Assessor Bindewald, ein Hauptkämpfer der konservativen Partei in seinem Heimatkreise Westhavelland, der selbst als Wahlbewerber für diesen Kreis in Aussicht genommen war, zugunsten des bessern Mannes verzichtete und für ihn eifrig wirkte.

In der Stadt Brandenburg tobte der Wahlkampf sehr heftig, heftiger als je vorher und nachher. Die demokratischen Bezirksvereine bezeichneten die oktroyierte Verfassung als eine Scheinkonstitution und verlangten die Vollendung der Volksherrschaft durch Verlegung der Regierungsgewalt in die Mehrheit der Kammer, also eine durchgreifende Umgestaltung der neuen preußischen Verfassung nach demokratischen Grundsätzen.

Die Konservativen dagegen fanden die Volksrechte durch die rettende Tat der Verfassungsverleihung genügend gewährleistet, erklärten es für die dringendste Aufgabe des Augenblicks, ein starkes und geachtetes Königtum zu erhalten, und brandmarkten demgemäß den Steuerverweigerungsbeschluß der Nationalversammlung, an dem sich der Kandidat der Gegenpartei Ziegler beteiligt hatte. Es ist nicht unmöglich, daß sich Bismarck selbst an dem Federstreite jener Wochen beteiligt hat. Wenigstens begegnen uns in den Lokalblättern wiederholt kleine Artikel mit —k unterzeichnet, die in rücksichtsloser Parteigängerweise die Gegner als verkappte Republikaner zu entlarven versuchen. Die letzten acht Tage vor der Wahl hielt sich der Gutsherr von Schönhausen in Brandenburg auf, um seine Angelegenheit persönlich zu betreiben. Er wohnte in der Strafanstalt bei Barschall und schrieb von dort „an Franziskas Tischchen" an seine Gattin sehnsüchtige Briefe. Um ihn war ein lebhaftes Treiben; Boten und Briefe kamen und gingen, und er selbst sprach wiederholt, um sich den Wahlmännern vorzustellen. Von einer dieser Versammlungen wird erzählt, daß Bismarck keinen Frack zur Verfügung gehabt und sich deshalb einen solchen von einem Gesinnungsgenossen, wie es heißt, dem Bürgermeister Brandt, einem persönlichen Gegner Zieglers, geborgt habe. Seine demokratischen Gegner pflegten das gut bezeugte Geschichtchen später als Beweis dafür zu erzählen, wie ärmlich es damals noch um den verhaßten Junker bestellt gewesen sei. Das ist natürlich eine vom Parteigeist aufgebrachte Fabel; denn die Zeit war schon längst vorüber, wo Bismarck in wirklich beschränkten Vermögensverhältnissen lebte.

In vielen Lebensbeschreibungen des Fürsten wird den Rathenower Wahlmännern das Verdienst zugeschrieben, bei dieser Wahl für Bismarck den Ausschlag gegeben zu haben. Das erweist sich bei näherer Untersuchung als unrichtig. Die Wahlmänner der Stadt Rathenow standen damals noch unter dem Einfluß eines demokratischen Bürgermeisters und haben nachweislich gegen Bismarck gestimmt. Eine hübsche Wahlgeschichte, bei der Rathenow die eben angedeutete rühmliche Rolle spielt, bezieht sich vielmehr auf die zweite Wahl Bismarcks, die im Juli 1849 stattfand.

Der Vorabend der Wahl war ein Sonntag, an dem die große Mehrzahl der Wahlmänner nach dem Wahlort Brandenburg kam, und 137 sich von ihnen für Bismarck erklärten. Er hatte trotz mancher innerer Bedenken für Anerkennung der Verfassung gesprochen und im übrigen verheißen, er werde die Krone gegen die Anarchie verteidigen. Er erklärte sich für Gleichheit vor dem Gesetz, aber gegen Abschaffung des Adels, für gleiche Verteilung der Steuern

nach dem Vermögen, soweit möglich, gegen Verminderung des stehenden Heeres und für strengere Preß- und Vereinsgesetze. Trotz dieses recht konservativen Programms hatte er auch die Gemäßigten unter Konservativen und Liberalen für sich gewonnen; so stark war vor allem der Wunsch, das Königtum gegen den demokratischen Ansturm zu stärken, so groß war die Abneigung gegen seinen Gegner, den Oberbürgermeister Ziegler, dessen politisches Verhalten den meisten als zweideutig erschien.

Mit einer knappen Majorität von 9 Stimmen errang Bismarck neben dem Amtmann Winterfeld den Sieg. Von 290 Stimmen erhielt er 161, von denen aber 7 ungiltig waren, weil nur sein Zuname darauf stand. In Brandenburg selbst war nur eine allerdings bedeutende Minderheit, 33 von 68 Wahlmännern, für ihn eingetreten. Der Erfolg wurde durch ein Verbrüderungsmahl der siegreichen Parteien von 400 Personen gefeiert, wo die vaterländische Begeisterung, die sich in preußischen Vaterlandsliedern erging, Adel, Bürger und Bauern in der Freude darüber vereinigte, daß die Demokratie eine Schlappe erlitten habe, und der preußischen Krone ein Vorkämpfer im Parlament gewonnen sei.

In der Tat standen sich in diesem Wahlkampfe zwischen Bismarck und Ziegler zwei entgegengesetzte Typen politischer Auffassung gegenüber, die noch lange die Geschichte Preußens beherrscht haben.

Bismarck der erfolgreiche Schildhalter des Königtums, dem es gelingt, durch seine geniale Politik ein neues Zeitalter der Monarchie heraufzuführen, und dessen gigantische Herrschernatur doch nicht immer die Fesseln getragen hat, die ihm die Pflicht als Kronvasall auferlegte; ihm gegenüber der ehemalige Oberbürgermeister der Kurstadt, ein leidenschaftlicher Anhänger der demokratischen Parlamentsherrschaft, der infolge seines Anteils am Steuerverweigerungsbeschlusse zu Festungshaft verurteilt und seines Amts entsetzt, ein Opfer seiner politischen Tätigkeit geworden ist und so es gesühnt hat, daß ihn in einer verhängnisvollen Stunde der politische Ehrgeiz fortriß.

Beide sind Söhne der Mark, und in Bismarcks Briefen wie in Zieglers Novellen findet sich neben glänzenden Geistesblitzen das tiefe Naturgefühl für das niederdeutsche Flachland mit Sand und Sumpf, mit Kiefernheide und blauen Seenspiegeln. Der eine ein Sproß des trotzig selbständigen Landadels, der doch seine politische Stellung erst gewinnt als einflußreicher Vasall der Krone, der andre ein Vertreter des aufstrebenden Bürgerstandes, genährt mit dem Geisteserbe politisch mündiger Völker. Beide haben durstig am Borne deutscher und fremder Bildung gesogen. Während Bismarck aber seiner Seele Gleichgewicht erst durch die Versenkung in kindlich frommen Glauben gefunden hat, glaubt Ziegler seines Geistes Freiheit nur wahren zu können, wenn er sich an den Ideen der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts nährt und hat mit dem Freisinn jener Zeit auch ihre Frivolität eingesogen.

Beide sind stolze Preußen. Bismarck wird von Weinkrämpfen geschüttelt, wenn er den Staat seiner Liebe bedroht sieht. In Ziegler aber lebt bei aller

Opposition gegen die absolute Krone in Zeiten der Gefahr ein starkes nationales Empfinden, wie er 1866 in Breslau rief: Das Herz der Demokratie ist allemal da, wo die Fahnen des Landes wehen. Jeder hat freilich ein grundverschiednes Ideal von Preußens Zukunft: der eine will die alte feudal=monarchisch=militaristische Staatsordnung im ganzen erhalten in der Überzeugung, daß die Rolle dieser Elemente noch nicht ausgespielt ist. Der andre sieht das Erbe Preußens vor allem in den Idealen der protestantischen Geistesfreiheit, Toleranz und Humanität, wie sie ihm der Philosoph von Sanssouci zu verkörpern schien. So standen hier wie vor alters die beiden Gegensätze einander gegenüber, in deren Wechselwirkung und Ausgleichung nun einmal der Inhalt der preußischen Geschichte beschlossen erscheint.

Reiseeindrücke aus der Ostmark

1

Die preußische Ansiedlungskommission hat einen neuen Präsidenten erhalten. Wie üblich bei solchen Anlässen hat die Presse die Gelegenheit benutzt, die bisherige Tätigkeit der Ansiedlungskommission einer scharfen Kritik zu unterziehen und neue Wünsche an den neuen Mann zu richten. Leider hat diesmal die Kritik eine Form angenommen, wie sie der Sache nicht nur nicht förderlich sondern schädlich ist. Ein heute vorliegender Artikel des Dziennik Poznański (Nr. 148), der auch durch das Krakauer Stantschikenblatt Czas (Nr. 152) übernommen wurde, bedankt sich förmlich bei den Blättern für die Offenheit, mit der sie angebliche Intrigen innerhalb der verantwortlichen und interessierten Kreise enthüllen. Die öffentliche Meinung beschäftigt sich somit wieder eingehender mit der Polenfrage. Auch der „Fall“ Bernhard hat die Gemüter wieder lebhafter auf das Ostmarkenproblem gelenkt, und die Kölnische Volkszeitung jubelt über den vermeintlichen Zusammenbruch des Hakatismus. Unter solchen Verhältnissen ist es vielleicht an der Zeit, Eindrücke aus der Provinz Posen wiederzugeben, die ich in der allerjüngsten Zeit nach einem längern Aufenthalt in Rußland gewonnen habe. Es sind Eindrücke eines Laien, dem ein günstiges Geschick gestattet hat, die Provinz Posen unter Führung von Ansiedlungsspezialisten zu bereisen. Daneben war es mir vergönnt, mit einer großen Anzahl von leitenden Personen in der Provinz zwanglos zu verkehren und im Gespräch verschiedne Ansichten über die preußische Ansiedlungspolitik zu hören. Da es Männer aus allen politischen Lagern sowie aus verschiednen sozialen Schichten waren, Beamte, Parlamentarier, Konservative und Freisinnige, mit denen ich zu sprechen Gelegenheit hatte, habe ich in den

vierzehn Tagen meines Aufenthalts in der Provinz vieles erfragt und erlauscht, was man sonst nicht hört. Meine Ausbeute erscheint mir um so reicher, als Posen mir eine zweite Heimat ist, die ich vor etwa zwölf Jahren verlassen hatte. Dadurch sind mir viele Vergleichspunkte geläufig zwischen dem, was war, und dem, was ist. Im Hinblick auf das Gesagte bitte ich meine Leser, die nachfolgenden Ausführungen nicht als feststehende und abgeschlossene Ansichten über die vielen gestreiften Fragen aufzunehmen, sondern mehr als die Wiedergabe dessen, was ich gehört habe, und was mir beim Hören durch den Kopf ging.

Das Hauptquartier aller sich in der Ostmark befehdenden Richtungen und Prinzipien ist die Stadt Posen. Dicht am Bahnhof fällt dem Ankömmling der Riesenbau des neuen Schlosses auf. Beim Anblick dieses gewaltigen Steinhaufens mit den kleinen Fenstern und dem dicken, kurzen Turm kann man sich eines gewissen Druckgefühls nicht erwehren. Der Bau lastet förmlich auf seiner Umgebung — auf den Menschen ebenso wie auf der Stadt. Er wirkt wie ein Symbol der Macht, die sich bewußt ist, daß die ihr übertragne Arbeit hart an die Grenzen ihres Könnens führt. Deshalb das Finstere, Unbeugsame, Entschlossene und Starre. Das Posener Kaiserschloß könnte somit das Symbol der Arbeit sein, die gegenwärtig geleistet wird, aber nicht des Ziels, das erreicht werden soll. Denn das Ziel unsrer Ostmarkenpolitik ist Kultur, also Befreiung. Am Fuße der Burg wird fast ausschließlich polnisch gesprochen, und nicht tausend Schritt entfernt flattert auf dem schlanken Turm des Rathauses der polnische Adler. Im übrigen bietet Posen nichts Auffälliges, wenn wir nicht gerade die besonders große Zahl der Baugerüste für deutsche und polnische öffentliche Bauten zum Auffälligen rechnen wollen. Posen ist eine zur Großstadt aufstrebende Provinzstadt mit einigen historischen Gebäuden und Winkeln, einer behaglichen Ungarweinstube, mehreren polnischen Kaffeehäusern und modernen Anlagen. Alles wird sorgfältig gepflegt, und man kann darum Posen eine leidlich schöne Stadt nennen. Wäre nicht die riesige Garnison, gäbe es nicht so unendlich viele Behörden und den politischen Streit, so könnte Posen sogar gemütlich sein. Dann aber wäre es ein andres Posen; denn nur durch die Behörden, die Garnison und die Politik ist Posen die interessante Stadt. Der Handel nimmt hierneben eine untergeordnete Stelle ein — es sei denn, daß er genossenschaftlich organisiert sei.

Doch wir verlassen die Stadt, um möglichst viel von dem zu sehen, was die Ansiedlungskommission in den letzten zwölf Jahren geschaffen hat. Wir durcheilen die Kreise Gnesen, Witkowo, Mogilno, Wreschen und Koschmin mit der Eisenbahn, in der Kleinbahn, im bequemen Landauer der Ansiedlungskommission und zu Pferde, geführt von Herren der Ansiedlungskommission und der Genossenschaftsverbände, aber auch von andern. Es ist in der Tat gewaltige Arbeit geleistet worden. Das lehrt uns die flüchtige Umschau

aus dem Fenster des Schnellzugs, davon überzeugen wir uns auf dem gemächlichen Ritt durch Siedlungen und Felder.

An einem Tage fuhren wir mehr als zehn Stunden durchs Land und durchmaßen eine Strecke von fast sechzig Kilometern, die ausschließlich durch neue deutsche Siedlungen führte. Überall deutscher für Jahrhunderte gesicherter Boden. Solches Bewußtsein gibt Berechtigung zu Stolz, aber es verleitet auch zu Überhebung und Selbstgefälligkeit. In diesem Zusammenhange mußte ich spät am Abend jenes Tages, als ich mein Tagebuch ergänzte, an Bernhard und sein Werk über „Das polnische Gemeinwesen im Preußischen Staat" denken. Wenn man so tagelang durch die Dörfer der Ansiedlungskommission fährt, vergißt man ganz, daß diese Dörfer nur einen kleinen Teil dessen ausmachen, was noch zu leisten ist, und daß wir erst am Anfange des Weges stehn, den der preußische Staat beschritten hat. Darum war Bernhards Arbeit auch so außerordentlich zeitgemäß und wertvoll, wenn sie auch im Auslande, besonders in Rußland, den Polen neue Sympathien erworben hat, die die Lösung des polnischen Problems in Preußen erschweren. Es war die allerhöchste Zeit, daß den deutschen Parteien endlich einmal gezeigt wurde, was und wieviel auf dem Spiele stand, und wieviel noch geleistet werden muß — auf wirtschaftlichem Gebiet, um die Wirkungen der Konjunkturen in den siebziger und achtziger Jahren wieder auszugleichen. Während meiner Fahrt durch die genannten Kreise und auch heute noch erscheint mir die Grundlage des Ostmarkenproblems in zwei Worten ausgedrückt wie folgt: In Ostelbien hat sich ein Wirtschaftstypus, der landwirtschaftliche Großbetrieb, nicht befähigt erwiesen, den gewaltigen durch unsre industrielle Entwicklung hervorgerufnen Fortschritten zu folgen. Diese Tatsache fand ihren Ausdruck in einem starken Abstrom von geistigen und körperlichen Arbeitskräften aus allen sozialen Schichten der Ostmark sowie von Geldmitteln, was wieder eine allmähliche Verkümmerung aller Teile der ostelbischen Wirtschaft zu Folge hatte.

Die preußische Staatsregierung suchte nun dem vorhandnen, kräftigern Wirtschaftstypus, dem bäuerlichen Kleinbetriebe, die Stellung zu verschaffen, die ihm wegen der einmal vorhandnen Lage gebührte, die einzunehmen ihn aber politische und soziale Vorurteile hinderten. Das konnte nur geschehn durch Aufteilung einer ganzen Zahl von großen Gütern, besonders der sich im Niedergang befindenden, und durch Ansetzung von Bauern aus andern, kultiviertern Gegenden. Daß bei diesen die wirtschaftstechnisch hochstehenden deutschen Bauern, die zur Auswandrung nach Amerika neigten, in Frage kommen und nicht die weiter zurückstehenden polnischen, erscheint so selbstverständlich, daß es einer Erläuterung hierzu nicht bedarf. In Posen und Westpreußen hat die Ansiedlungskommission, in Pommern haben private Parzellationsgesellschaften und in Ostpreußen die Generalkommission wie auch neuerdings die Landschaft die gedachte Aufgabe zur Durchführung übernommen. Ebenso wie die Deutschen haben auch die Polen mit der Parzellierung begonnen, aber von vornherein

größere Ergebnisse erreicht als jene. Die Polen sind zur Besiedlung unsers Ostens, rein vom Standpunkte der Bevölkerungszunahme aus betrachtet, geeigneter als die Deutschen. Sie stehn mit ihren Ansprüchen wenig höher als das Niveau, auf dem sich die Ostmark vor zwanzig Jahren befand. Das Ziel ihres Strebens in wirtschaftlicher Beziehung liegt näher an dem, was heute schon vorhanden ist, als das, das die Deutschen erreichen wollen und müssen. Sie brauchen infolgedessen weniger Mittel, geistige, körperliche, materielle anzuwenden, um das Land auf ihr Kulturniveau zu heben, als ihrer der deutsche Bauer oder der Staat bedarf, um das Land auf die Höhe der mitteldeutschen Provinzen zu bringen. Dieser Unterschied zwischen den Ansprüchen ist es vor allen Dingen, was den Polen den Kampf um den Boden erleichtert, was ihnen auch gestattet, ihre Kapitalien rationeller zu verwerten,*) als es die Ansiedlungskommission, eben weil sie von vornherein auf eine höhere Stufe hinzustreben hat, tun kann. Den Polen ist nun dieser sehr bald bemerkte Vorsprung in den Kopf gestiegen, und in einer ihre geheimsten Absichten offenbarenden Siegesgewißheit suchten sie schon die ersten unbedeutenden Erfolge im wirtschaftlichen Wettlauf politisch zu verwerten. Sie suchten sich politisch entsprechend der Neuordnung der Dinge zu organisieren und entsprechende politische Forderungen aller Art zu stellen. Das geschah zu einer Zeit, als im Zartum die liga narodowa entstand, als in Galizien die freie „polnische Wirtschaft" die bedenklichsten Krisen im Lande heraufbeschwor, deren Folgen gerade eben in der scheußlichen Ermordung des Statthalters von Galizien, Andreas Potocki, erschütternden Ausdruck fanden.

Das Verhalten der Polen selbst, ihre schon im Jahre 1882 zum Angriff neigende Stimmung waren es, die die Regierung darauf aufmerksam machten, wie hinter der wirtschaftlichen Gefahr die nationale Gefahr lauerte, und sie war einsichtig genug, das neue ihr von den Polen herangeschaffte Argument zur politischen Durchführung ihrer wirtschaftlichen Reformabsichten zu verwenden. Freilich, das muß zugegeben werden, geschickt ist die Regierung in dieser Frage nicht vorgegangen. Die Polen haben nun keine Mühe und keine Lüge gescheut, die Fiktion zu schaffen und zu erhalten, als sei die deutsche Ostmarkenpolitik ausschließlich und in allererster Linie inauguriert worden, um die „loyale" polnische Bevölkerung von ihrer Scholle zu treiben — als seien die Polen die Angegriffnen.

Wie sich die einzelnen wirtschaftlichen Momente in der Ostmark entwickelten, habe ich kürzlich in der Leipziger Illustrierten Zeitung**) eingehend dargestellt. Hier möchte ich nur auf einige der auffallendsten Friktionen hinweisen, die sich aus der Ansiedlungspolitik ganz natürlicherweise ergeben haben, und die unter dem Übersehn der Tatsache, daß sich die Ostmark in einem Übergangsstadium

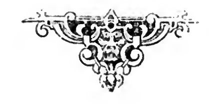
*) Vgl. Bernhard, wo er über Verzinsung und Verwertung der Sparkassengelder spricht.

**) Zahlreiche Photographien veranschaulichen in dem Artikel, wie es früher in der Provinz aussah und was die Ansiedlungskommission schon jetzt aus vielen Orten gemacht hat.

befindet, zumeist zum Ausgangspunkt von Angriffen gegen die Ansiedlungskommission und gegen unsre Ostmarkenpolitik gemacht werden.

Aus der Verquickung nationaler und wirtschaftlicher Fragen hat sich ergeben, daß sich die Ansiedlungskommission auch gegenwärtig nach Schaffung des Enteignungsgesetzes den Polen gegenüber im Nachteil befindet. Verschiedne Gründe, die auf dem Gebiete der Gesetzgebung und der Organisation liegen, lassen sich jedoch weit leichter beseitigen, als meist geglaubt wird. Anders steht es mit den innern Gründen, die aus der Psyche der Ostmarkenverhältnisse hervorgehn. Sie können nur durch stetige, unverdrossene und konsequente, ja rücksichtslose Arbeit im Laufe vieler Jahre gehoben werden, aber sie lassen sich beseitigen. Diese innern Gründe sind folgende: Die Ansiedlungskommission hat als Werkzeug einer weitgehenden Wirtschaftsreform alle Deutschen der Ostmark mit wenig Ausnahmen gegen sich, die sich durch die Tätigkeit der genannten Behörde in ihrer wirtschaftlichen Weiterentwicklung momentan bedroht fühlen. Zu diesen Deutschen gehört der gesamte Handels- und Handwerkerstand in den Städten, deren bisherige Verbindungen mit dem platten Lande nach Auflösung der Großbetriebe notwendigerweise aufgelöst werden müssen. Weiter sind Gegner des rationellen Ansiedlungswerkes ein großer Teil der wohlhabendern deutschen Gutsbesitzer und schließlich die politische Verwaltungsorganisation der Ostmark. Alle diese direkten und indirekten, bewußten und unbewußten Widerstände werden nun nicht paralysiert durch ein genugsam geschultes soziales Empfinden, das das Deutschtum anleiten würde, sich der Notwendigkeit zu fügen, das es zwingen würde, sich den neuen Forderungen mit seinen wirtschaftlichen Absichten und Plänen anzupassen. Außerdem fehlt es der Ansiedlungskommission an einem sorgfältig durchgebildeten Nachrichten- und Propagandaapparat, über den jede modern organisierte Privatfirma verfügt. Alles das aber steht den Polen zur Verfügung, dazu kommt die Hilfe durch die heimliche und offne Opposition der Deutschen. Die polnische Gesellschaft, die nur das Ziel kennt, sich für immer in der Ostmark festzusetzen, ist in ihrem wirtschaftlichen und politischen Kampf weit leichter beweglich als die Ansiedlungskommission, weil jene von keiner staatlichen Organisation beschwert wird wie die Ansiedlungsbehörde. Ferner bilden die Polen eine festgefügte Phalanx, während der Ansiedlungsbehörde tausend Vorurteile und Befürchtungen aus der deutschen Gesellschaft gegenüberstehn, wo doch ihr Werk nur dann durchführbar ist, wenn sie es, getragen durch das Wollen eines geeinten Volkes, in Angriff nimmt!

Zuckmantel, Anfang Juli 1908 G. Cleinow



Davidsohns Geschichte von Florenz

Von diesem bei E. S. Mittler und Sohn in Berlin erschienenen, großartig angelegten Werke liegen uns drei neue Bände vor. Der erste darstellende Band (Zweiter Band: Guelfen und Ghibellinen. Erster Teil: Staufische Kämpfe. 621 Seiten, 13 Mark) umfaßt die Zeit von Ottos des Vierten Kaiserkrönung 1209 bis auf das Jahr nach Manfreds Fall in der Schlacht bei Benevent 1267; der zweite (Zweiter Band: Guelfen und Ghibellinen. Zweiter Teil: Die Guelfenherrschaft und der Sieg des Volkes. 634 Seiten, 13 Mark) geht von 1267 bis 1297. Der Urkundenband (Forschungen zur Geschichte von Florenz. Vierter Teil: Dreizehntes und vierzehntes Jahrhundert. 616 Seiten, 15 Mark) reicht etwa bis 1330.

Um von dem in diesem Urkundenbande aus Staats- und Kirchenarchiven und aus nur an Ort und Stelle erreichbaren seltnen Druckwerken zusammengebrachten Reichtum eine äußerliche Vorstellung zu geben, müßte man schon die Titel der mehr als fünfzig Abschnitte ausschreiben, nach denen der Stoff geordnet ist: Ereignisse der politischen Geschichte, Listen von Beamten, Baugeschichte der Kirchen, Klöster, Staatsgebäude, Mauern, Brücken usw. Gleich bewundernswert ist die streng exakte und zugleich für den Leser bequeme Redaktion. Knappe, möglichst wörtliche Urkundenauszüge, von lichtvollen Erläuterungen durchzogen, ermöglichen uns in ihrer streng chronologischen Anordnung jedesmal einen schnellen Überblick und ein selbständiges Urteil über die tatsächlichen Grundlagen, auf denen der historische Aufbau des darstellenden Bandes ruht. Für einen Leser von historischem Sinn kann es kaum einen gewähltern Genuß geben, als wenn er diese unmittelbare Frische der hundert und aber hundert Äußerungen aus Urkundenmund auf sich wirken läßt, er fühlt etwas vom Pulsschlag der Zeit und verkehrt in Gedanken mit ihren Menschen, als wären es seine Bekannten. Der wissenschaftliche Leser wird diese Art, den Stoff sprechen zu lassen, einer kunstvollen modernen Schilderung vorziehen, und bei besonders interessanten Kapiteln wird der Wert dieser Methode jedem ohne weiters einleuchten. So bei der Baugeschichte der beiden Mönchskirchen Santa Maria Novella und Santa Croce. Oder bei der Geschichte des Palazzo Vecchio, wo der Verfasser zum erstenmal eine Erklärung dafür bringt, warum dieses Staatsgebäude diesen Namen bekommen hat, da doch der Palazzo del Podestà der ältere war. Oder in dem Abschnitt über die

Entstehung der Guelfen- und der Ghibellinenpartei in Florenz Ostern 1216, wo er den Beweis bringt, daß wirkliche Geschichte ist, was bisher meist als eine novellistisch ausgeschmückte Episode von rein lokaler Bedeutung angesehen wurde. Hierbei wird auch der ausführliche Nachweis allgemein interessieren, daß die beiden Parteien erst allmählich zu ihrer aus der Geschichte bekannten politischen Stellung gekommen sind. Ursprünglich standen die Guelfen auf der Seite Ottos des Vierten, waren also kaiserlich und gegen die Kirche, wogegen der Papst den Ghibellinen Friedrich den Zweiten beschützte. Erst während der Regierung Friedrichs zogen die mit diesem entzweiten Päpste die Guelfen zu sich herüber, und nun stand die Ghibellinenpartei gegen die Kirche. Und daß sich dies alles in Toskana abspielte, und nicht etwa in der Lombardei, die doch auch Reichsland war, oder in Unteritalien, das Friedrich als Erbland gehörte, macht es verständlich, daß die beiden Parteien nur in Florenz ihren Ursprung haben konnten. Unzählige kleine, für die Italiener unendlich charakteristische Züge kann man beim bloßen Blättern in diesem Urkundenband auflesen. So wenn die Frau eines Anstifters zur Blutrache zehn Jahre später in einer Privaturkunde mit dem Vornamen „Laß mich nicht dran denken" (Nonmenerecorda) erscheint. Oder wenn die Florentiner eine Promenade vor der Stadt anlegen und von deren Benutzung allerlei widerwärtig anzusehendes Volk ausschließen, auch die Blinden, bis auf solche, „denen die Ghibellinen die Augen ausgestochen haben", die dürfen umhergeführt werden.

Der erste darstellende Band umfaßt mit seinen über 600 Seiten kaum sechzig Jahre. Die Darstellung ist also sehr ausführlich. Sie führt oft in kürzern und längern Abschnitten in die Geschichte der andern italienischen Städte hinüber, sie bringt zu jeder Persönlichkeit da, wo diese zuerst auftritt, die mit Sorgfalt gesammelten biographischen Antezedenzien, sie gibt, streng synchronistisch oder annalistisch, Großes und Kleines nebeneinander, unterbricht die einzelnen Abschnitte oder Etappen der politischen Hauptereignisse durch lokale Episoden, baugeschichtliche Daten, kulturgeschichtliche Einzelheiten usw., deren Notwendigkeit an der betreffenden Stelle oder deren Bedeutung für das Ganze nicht immer einleuchten will. Diese von dem Verfasser gewollte Gruppierung fordert höchst aufmerksame Leser, häufiges Zurückschlagen, auch wohl vorläufiges Überschlagen und späteres Nachholen einzelner Stücke, was sich namentlich bei den detailreichen Verwicklungen der Verfassungsgeschichte bemerklich macht; kein zweites Staatswesen hat wohl eine so komplizierte und zugleich wandelbare Verfassung gehabt wie die Republik am Arno. Zur Andeutung des Inhalts mögen die Überschriften der sieben Kapitel hierher gesetzt werden: Die Spaltung der Bürgerschaft. Der Kampf um die Vorherrschaft in Toskana. Franziskaner und Dominikaner. Äußere Erfolge und beginnender Bürgerkrieg. Pandulf von Fasanella, König Enzio und Friedrich von Antiochien. Das siegreiche Volk. Das ghibellinische Florenz.

Zwei große Gruppen von Ideen und Ereignissen werden den weitern Leserkreis mächtig anziehen. Die eine hat ihren Mittelpunkt in dem Kampf der Stände. Die zwei Adelsparteien bekriegen sich so lange, bis die eine am Boden liegt, und die andre auch nicht mehr kräftig genug ist, um den Ansturm des nachdrängenden Bürgertums aufzuhalten. Sie hassen sich so grimmig, daß sie sich lieber einem fremden Herrn unterwerfen und mit dessen Hilfe ihr Werk des Hasses und der Rache fortsetzen bis zur eignen Erschöpfung, als daß sie sich mit ihren Stadtgenossen in gegenseitigem Nachgeben vereinigten, um nach außen hin selbständig zu bleiben. Denn das ist immer die sichere Folge des Parteikampfes, die sie so und so oft an sich und an andern Städten erlebt haben: ein Stärkerer kommt und frißt sie beide. Der Stärkere ist in diesem zweiten Bande Karl von Anjou. Später wird es die eigne Bürgerschaft sein und das niedre Volk, das aber dann dieses Kriegespielen mit auswärtigen Machthabern so lange fortsetzt, bis sich die Republik allmählich beinahe in ein Fürstentum umgewandelt hat. Und dabei führen die Menschen und die Parteien beständig die Freiheit im Munde, und sie glauben auch daran und meinen, für sie zu kämpfen. In Wirklichkeit gesehen aber und ohne Selbsttäuschung geht der Kampf um die Macht, den Einfluß in der Stadt. Und die so handeln, sind sehr kluge Menschen, wohl die geistig fortgeschrittensten im ganzen damaligen Europa. Weil man das ununterbrochne Dreinschlagen mit den Waffen nicht aushalten würde, braucht man theoretische Zwischenspiele, worin man sich feierlich und stilvoll darüber verständigt, an welchen Punkten der Streit hält, bis es wieder losgehn kann: das sind die Verfassungsänderungen, durch die von Zeit zu Zeit die Machtanteile neu geregelt, die politischen Rechte anders verteilt werden. Mit ängstlicher, mißtrauischer Sorgfalt wird von der überlegnen Partei alles so zugeschnitten, daß der andre Teil nur ja nicht zu viel bekommt, und zwar sind es immer nur die politischen Machtmittel, um die man streitet; das Wirtschaftliche spielt eine viel geringere Rolle als in unsern Zeiten. Die Gegner schädigen zwar einander auch materiell, vernichten gegenseitig Haus und Habe, aber das ist das Zerstörungswerk der Rachsucht und der brutalen Kriegführung, nicht die systematische Regulierung der wirtschaftlichen Kräfte als Grundlagen der Macht. Zu solchen langsam wirkenden Maßnahmen läßt man sich nicht die Zeit; der einseitig politisch gerichtete Instinkt verlangt handgreifliche Erfolge. An diesem kurzsichtigen Übereifer des Parteikrieges hat sich Florenz schließlich verblutet. Der Verfasser wird nicht ganz dieser Meinung sein, aber es scheint, daß die neuere Forschung in der Anspannung der wirtschaftlichen Triebfedern der politischen Geschichte doch des Guten ein wenig zuviel tut.

Noch mehr werden sich unsre Leser von den Abschnitten des Buches angezogen und geradezu ergriffen fühlen, in denen der Verfasser den Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum während der Regierungszeit Friedrichs des Zweiten mit der ganzen Kunst seiner Detailmalerei lebensvoll an uns vorüber-

ziehen läßt. Es ist das alte und immer wieder gesungne Lied, das Hauptthema unsrer mittelalterlichen Kaisergeschichte traurigen Andenkens, dessen Grundzüge wir aus dem Unterricht und aus Büchern kennen und nicht vergessen werden. Aber hier kommt uns alles wieder neu und frisch vor, wie von gestern, so nahe werden wir an den Schauplatz der Dinge hinangebracht. Wir sehen einen hochbegabten Kaiser, der zugleich tatkräftig und beweglich ist, und der vor seinen Vorgängern auch das noch voraus hat, daß er die Italiener und das Papsttum gründlich kennt, weil er selbst ein halber Italiener ist. Er hat auch kluge Berater, und andrerseits sind es nicht gerade hervorragend kluge Männer, die während seiner Regierungszeit die Tiara tragen. Aber sie haben eine fest vorgezeichnete Marschroute, an der die Persönlichkeit des einzelnen Papstes gar nichts ändert. Der Papst kann äußerlich alles verlieren, aus Rom vertrieben werden, in der kleinsten Provinzstadt sitzen; er wird alles wiederbekommen, wenn er nur abwartet und nicht nachgibt, und was er nicht mehr erlebt, das erlebt einer seiner Nachfolger. Das war schon damals so wie jetzt; ich erinnere mich, welchen Eindruck 1871 ein Wort von Pius dem Neunten auf die Menschen machte: Non possumus. Auf solche Probe könnte es doch die weltliche Macht niemals ankommen lassen, und hierin lag die Schwäche des Kaisers. Innozenz der Dritte hatte Friedrich beschützt, solange dieser nach des Papstes Willen tat. Gregor der Neunte zog zuerst die florentinischen Guelfen auf die Seite der Kirche, das war ein namhafter Erfolg, aber er würde nicht ausgereicht haben, um des Kaisers Macht zu brechen. Innozenz der Vierte, der als Kardinal mit Friedrich befreundet gewesen war, tat einen noch wichtigern Zug: er ließ zu Hause alles im Stich, floh nach Frankreich und operierte von dort aus weiter. Er überlebte Friedrich noch um vier Jahre, aber das Aufgehen seiner Saat, die Verbindung Frankreichs mit dem Papsttum, erlebte er nicht mehr. Danach kommen zwei Franzosen nacheinander auf dem Thron Petri, des Königs von Frankreich Bruder Karl von Anjou wird Inhaber der weltlichen Macht in Neapel und Toskana, und alle Guelfen in den Städten, namentlich in Florenz, laufen ihm zu; das genügt, um sämtlichen Staufern den Hals zu brechen.

Seit der Zeit hat die den Italienern im Blute liegende Franzosenfreundschaft immer wieder ihre Wirkungen geäußert, und andrerseits mögen wir Deutschen es anstellen, wie wir wollen: wir sind und bleiben ihnen von Herzen widerwärtig. Diesen letzten Zug kann man in ihrer Literatur bis hoch hinauf verfolgen. Das seltne und karge Lob auf einen Deutschen klingt immer wie aus abwägendem Kaufmannsmunde: So und soviel ist mir der Mann wert — während das französische Wesen in allen Tonarten besungen wird. Und das bleibt bei aller Mißhandlung von französischer Seite, von den Tagen der Sizilischen Vesper an bis auf die Zeit des ersten Napoleon, immer dasselbe. Ebenso ist und bleibt das Papsttum immer zunächst eine

romanische Potenz (wie Ranke sagen würde), und jeder Papst, er mag heißen, wie er will, wird immer zu allererst ein Gegner des deutschen Wesens sein. Man kommt sich trivial vor, das noch mit Betonung auszusprechen, so selbstverständlich ist es, aber unser freisinniger Protestantismus hält sich ja davor die Augen zu. Einer glaubt mit seiner überlegnen Bibelkritik die katholische Kirche schon beinahe überwunden zu haben, ein andrer spinnt seine Hoffnungen noch weiter aus den Sommerfäden einer dürftigen Los von Rom-Bewegung; der dritte hat eine Ferienreise nach Rom gemacht und meint nun die Kurie bis auf den Grund zu durchschauen; der vierte hat vielleicht eine Tante in Venedig, und die hat ihm haarklein anvertraut, wie Pius der Zehnte, der ehemalige Patriarch, denkt und was von ihm zu erwarten sei, und so gehn die Torheiten fröhlich weiter. Angesichts dessen darf man wirklich sagen, das Buch von Davidsohn hat in den Abschnitten, die über die neun Päpste von 1198 bis 1276 handeln (also vom Beginn des welfisch-staufischen Konflikts bis auf Rudolf von Habsburg), eine geradezu aktuelle Bedeutung. Es bewährt sich darin der uralte Satz, daß die Geschichtschreibung die Lehrmeisterin für die Zukunft sein soll. Möchten sich nur auch recht viele zur Belehrung einfinden!

Der zweite darstellende Band beschäftigt sich mit den innern Parteikämpfen, die auf Konradins Enthauptung, während der Reichsverweserschaft Karls von Anjou, folgten, aus denen eine neue Verfassung der Stadt hervorging. Diese trat 1282 in Kraft und legte den Grund zu der Herrschaft des in Zünften organisierten Volkes, die nach dem Aufstande des Giano della Bella 1292 weiter ausgestaltet wurde. Die Darstellung kann nicht so spannend sein wie in dem frühern Bande, weil die großen dramatischen Momente fehlen, dafür erhalten wir ein bis in die kleinsten Züge durchgeführtes Bild der florentinischen Verfassungsgeschichte, das früheste Beispiel seit der Zeit des Altertums in der europäischen Staatenwelt, wie sich eine Stadtrepublik aus der Adelsoligarchie zur Demokratie weiterentwickelt. Sorgfältige Register über beide Bände stellen dem Leser das Material für jede einzelne Frage zu bequemer Verfügung.

Von der Kunst, die Florenz vorzugsweise berühmt gemacht hat, wird in diesen Bänden noch nicht viel gehandelt, wir befinden uns ja noch in der Zeit vor Giotto und Dante; immerhin erhalten wir, außer den schon erwähnten baugeschichtlichen Regesten, interessante und wichtige Mitteilungen über die Mosaiken im Baptisterium, über die unteritalische Herkunft des Niccolò Pisano, über ein Lilienwappen von der Hand des Giovanni Pisano in einem Stadttor, über die von kirchlichen Gesangvereinen (Laudesi) gestifteten Bilder der von musizierenden Engeln umgebnen Madonna. Dazu kommen zahlreiche kleinere Winke und freundliche Beihilfen für die Kunsthistorie, „die ja allerdings eine liebenswürdige Mittelstellung zwischen der Phantasiewelt und der ernsten Wissenschaft einnimmt“ (Urkundenband 472). Das ist jedenfalls sehr rücksichtsvoll und schonend ausgedrückt, denn leider darf man ohne Über-

treibung sagen, daß, bei aller an sich gewiß erfreulichen Zunahme des Kunstinteresses im großen Publikum, die Beschäftigung mit der Kunst, weil sie sich vortrefflich mit der Halbbildung zu vertragen scheint, immer mehr unter die Analphabeten gerät. Wo sie ja auch hergekommen ist, wird mancher denken, denn von Haus aus war ja die alte Kirchenmalerei in der Tat für Leute bestimmt, die nicht lesen konnten oder mochten, sodaß wir nichts dagegen einzuwenden wüßten, wenn sich auch die heutigen Interessenten mit dieser bescheidnen Position zufriedengeben möchten. Es gibt aber auch weniger anspruchslose Menschen, und für die wird es eine Genugtuung sein, wieder einmal ein Buch von streng wissenschaftlichem Charakter, worin von Gegenständen der Kunst die Rede ist, in Händen zu haben. Bei dieser Gelegenheit möge hier am Schluß ein glücklich geprägtes Wort stehn, womit kürzlich im sächsischen Landtage der Finanzminister, dem zugleich die Kunstsammlungen unterstehn, auf allerlei Anremplungen antwortete: „Auf keinem andern Felde kann eben der Mangel an Wissen so leicht verborgen werden wie in Angelegenheiten der Kunst.“ Treffend und wahr und um seiner dogmatischen Klarheit willen wert, behalten zu werden!

Die Bedeutung der Farben in der Tierwelt

Von J. P. Filskow in Eckernförde

Bei einer Umfrage darüber, ob in der Pflanzen- oder in der Tierwelt die größte Farbenpracht herrsche, würden unstreitig die meisten Antworten zugunsten der Pflanzenwelt ausfallen. Solche Urteile können jedoch nur bei oberflächlicher Beobachtung zustande kommen; wer aber überall in der Tierwelt genaue Umschau hält, gelangt zu einem gegenteiligen Ergebnis. Freilich ist eine übergroße Zahl von Tieren unscheinbar gefärbt. Welcher blendenden Farbenpracht begegnen wir dafür bei unendlich vielen andern Tieren! Es sei nur an das metallisch glänzende Gefieder der Kolibris, der Papageien, der Fasanen und andrer buntfarbiger Vögel erinnert, ferner an die schillernden Farben der Schlangen und vor allem der Insekten, dann an den ungemein großen Farbenreichtum, der unter den Tieren des Meeres herrscht, und endlich an die Buntscheckigkeit und grelle Färbung unsrer einheimischen und der tropischen Säugetiere.

Daß diese vielgestaltigen Farben in der Tierwelt ebensowohl ihren besondern Zweck haben, wie dies in der Pflanzenwelt der Fall ist, und nicht etwas Zufälliges sind, dürfte wohl einleuchtend sein. Während aber das in der Pflanzenwelt am meisten verbreitete Grün einen rein physiologischen Zweck,

nämlich Herstellung organischer oder der zum Leben der Pflanzen notwendigen Nährstoffe aus unorganischen Stoffen hat und die lebhaftern Farben der Pflanzen durchweg im Dienste der Arterhaltung stehn, haben die Farben der Tiere ganz andre Bedeutung. Sie hängen nämlich aufs innigste mit der Selbsterhaltung (Sicherung) der Tiere und in gewissen Fällen auch mit der Arterhaltung zusammen und gehören somit zu den Lebensbedingungen in der Tierwelt.

Die große Mannigfaltigkeit in der Färbung weist darauf hin, daß der Nutzen, den ein Tier von seiner Farbe hat, verschieden sein muß. So kann sie beispielsweise dem Wärmebedürfnis dienen. Bekanntlich nehmen dunkle Gegenstände bedeutend mehr Wärmestrahlen auf als helle. Darum werden Tiere mit düsterer Färbung von den Sonnenstrahlen schneller und leichter erwärmt als solche von lichter Färbung. Es ist somit erklärlich, daß wärmebedürftige Tiere auf kalten Bergeshöhen dunkler gefärbt sind als in der Ebene, was man an verschiednen Säugetieren, Vögeln, Eidechsen und Schmetterlingen beobachten kann. Aus demselben Grunde kleiden sich viele Tiere der höhern Breiten in düstere Farben, während die Tiere der Tropengebiete ein buntes und leuchtendes Kleid tragen. Wo Ausnahmen vorkommen, wird die Färbung durch ein andres Bedürfnis bestimmt. Nehmen dunkle Gegenstände mehr Wärmestrahlen als helle auf, so strahlen diese umgekehrt weniger Wärme als jene aus. Darum sind viele warmblütige Tiere der Polargebiete und der Hochgebirge meist hell oder völlig weiß gefärbt, eine Färbung, die freilich auch in andrer Weise für die Tiere von Bedeutung sein kann. Mit dem Wärmeschutz hängt vielfach auch der Farbenwechsel mancher Tiere zusammen, die, wie Wiesel, Wölfe, Füchse, Eichhörnchen und andre mehr, während der kalten Jahreszeit heller als im Sommer gefärbt sind.

In gewissen Fällen dienen die Farben der Tiere den Artgenossen als Erkennungszeichen, als Signale. Solche findet man besonders bei Tieren der höhern Klassen, die in Herden, Rudeln oder Scharen gesellig zusammenleben, wie man dies an vielen Säugetieren und Vögeln beobachten kann. Es handelt sich hier durchweg um schwache oder wenig wehrhafte Tiere, die Genossenschaften bilden, um durch vereinte Kräfte und Beobachtungsvermögen sich gegen Überfälle zu sichern. Haben sich vielleicht einige der Mitglieder vom Trupp entfernt oder verirrt, dann ist es für sie von großer Bedeutung, daß sie aus größerer Entfernung, zumal in der Dunkelheit, im Walde, im Gebüsch usw., an auffallenden, weithin leuchtenden „Vereinszeichen" oder „Signalflaggen" die Stellung der Artgenossen auffinden können. Besonders zweckdienlich sind solche Kennzeichen, wenn ein Trupp die Flucht ergreift, weil dann die einzelnen Mitglieder leichter dem Führer folgen können. Deshalb sind die Signalzeichen gewöhnlich am Hinterende des Körpers oder so angebracht, daß sie von hintenher wahrgenommen werden können. Als solche Signalzeichen sind anzusehen der weiße Schwanz des Hasen, die sogenannte „Blume", und der weiße,

leuchtende „Spiegel“ der Rehe. Derlei auffallende Merkzeichen, die als Signale für versprengte und verirrte Artgenossen gelten, tragen besonders reichhaltig die in großen Herden lebenden Antilopen und Gazellen Afrikas, und zwar entweder als weiße Flecken oder gestreifte Zeichnungen am hintern Körperende oder an den Flanken oder gar am hochgetragnen Kopfe. Auch gesellig lebende Vögel weisen solche Signalzeichnungen auf, nämlich scharf sich abhebende Farbenzeichnungen am Grunde der Hand- und Armschwingen und an der Spitze der Schwungfedern, Signale, die aber besonders sichtbar werden, wenn die Fittiche sich entfalten, also während des Fluges, das heißt unter den Umständen, da die Signalfarben für die Artgenossen am wertvollsten sind.

Als Erkennungszeichen kann man auch die vielgestaltigen Schmuck- oder Putzfarben ansehen, die jedoch nicht der Sicherung dienen, sondern dem geschlechtlichen Interesse, und die deshalb auch als Geschlechtsfarben zu bezeichnen sind. Durchweg sind es die Männchen vieler Tiergattungen, die durch prachtvolle Zeichnungen, leuchtenden, prunkenden oder schillernden Schmuck sofort auffallen, während die Weibchen Kleider von dunkeln und unscheinbaren Farben anlegen. Diese Farbenabweichungen der Geschlechter finden wir besonders bei den Tagschmetterlingen stark ausgeprägt. Mit ihnen wetteifern die Vögel. Wir erinnern nur an die Schmuckfarben der männlichen Mitglieder der Hühner, der Enten, der Buchfinken, der Pirole, der Kanarienvögel, der Kolibris, der Paradiesvögel usw. Auch bei gewissen Fischen (Stichling, Bitterling, Forelle), Reptilien (verschiednen Eidechsen) und Amphibien (Kammmolch) kommen Geschlechtsfarben vor, dagegen bei den übrigen Tierklassen weniger oder überhaupt nicht. Es handelt sich also in der Hauptsache um Tiere mit starker Ortsbewegung. Bei ihnen ist es für die Männchen notwendig, durch besondern Schmuck oder Putz die Weibchen auf sich aufmerksam zu machen und deren Zuneigung bei der Werbung zu gewinnen. Der Kampf um das Weib ist nämlich in den erwähnten Tierklassen groß, weil durchweg die Männchen zahlreicher sind als die Weibchen. Daß dieses bei den Vögeln wirklich der Fall ist, wird jeder Vogel- und Geflügelzüchter bestätigen. Bei Fischen überwiegen die Männchen noch mehr, und bei Tagschmetterlingen kommen sogar sechzig bis hundert Männchen auf ein Weibchen. Hieraus ergibt sich wohl, daß bei der Werbung um das Weibchen nur das Männchen den Sieg davonträgt, das durch seinen Schmuck am meisten Eindruck und Erregung hervorruft. Darum ist es auch erklärlich, daß sich viele Männchen namentlich zur Paarungs- und Brutzeit am schönsten schmücken, ihr sogenanntes Hochzeitskleid anlegen.

Andre lebhafte Zeichnungen und auffallende Farben sind dagegen Warn-, Schreck- oder Trutzfarben. So nennt man die weithin leuchtenden und grellen Farben vieler Tiere, weil deren Träger gewissermaßen den Feinden hierdurch warnend und trutzend zurufen: „Rühret mich nicht an!“ Die mit Warnfarben ausgestatteten Tiere sind nämlich mit gewissen Waffen, wie Stacheln (Bienen,

Wespen) oder Dornen (einige Raupen), ausgerüstet, oder sie sind giftig (Schlangen, Feuerkröte, Feuersalamander), oder sie sondern einen übelriechenden, ekelhaften Saft ab (Marienkäferchen, Ölkäfer, verschiedne Schmetterlinge nebst ihren Raupen, Wegschnecken). Trotzdem daß solche Tiere vielen Räubern als willkommner Leckerbissen gelten, hüten sich diese doch vor dem Angriff, weil sie wissen, daß der Genuß Verletzung, Ekel oder gar den Tod zur Folge haben würde. Sie lassen sich darum durch die auffallende Farbe warnen und abschrecken.

Eine weit wichtigere Rolle im Kampf ums Dasein spielt die sympathische Färbung. Hierunter versteht man die genaue Übereinstimmung der Körperfarbe mit der Umgebung. Dieses Anpassen eines Tieres an die Färbung seines Aufenthaltsortes hat den Zweck, sich unkennbar und unbemerkbar zu machen, und ist einerseits für Beutetiere zum Schutze, andrerseits für Räuber zum Beschleichen und für den Überfall notwendig. Deshalb unterscheidet man Schutz- und Deckfarben.

Hiermit hängt die Farbenanpassung der Polartiere an das Weiß der Umgebung zusammen. Die meisten Säugetiere und Vögel der Polargebiete sind nämlich nahezu oder rein weiß, und zwar sowohl Verfolger als auch die Beutetiere, wie Eisbär, Eisfuchs, Polarhase, Schneehuhn, Schneeeule, Schneeammer. Auch die Tiere der Wüste sind durchweg sympathisch gefärbt, das heißt sie sind sandgelb oder gelbbraun oder mit allerlei Mischfarben versehen, die genau mit der Färbung des Wohngebiets übereinstimmen, und dies ist der Fall sowohl bei Räubern als auch bei Beutetieren, wie Löwen, Kamelen, Giraffen, Antilopen, Schlangen, Eidechsen, zahlreichen Vögeln und Insekten. Viele niedere Tiere im Meere sind farblos und völlig durchsichtig oder haben höchstens einen Stich ins Bläuliche oder Grünliche, wodurch diese Glas- oder Kristalltiere geradezu unsichtbar werden, solange sie sich in der kristallartigen Umgebung befinden. Die bei uns auf dem Felde lebenden Tiere tragen ein erdfarbnes Kleid, wie Hase, Wiesel, Rebhuhn, Lerche. Die sich in grüner Umgebung aufhaltenden Tiere besitzen eine grüne Farbe, so die grüne Eidechse, der grüne Wasserfrosch, der Laubfrosch, das grüne Heupferd. Die Sumpf- und Röhrichtbewohner sind durchweg dunkelbraun oder schmutziggelb gefärbt und tragen häufig an der Oberseite Längs- und Querbinden von rötlicher oder rostgelber Farbe, wodurch völlige Übereinstimmung mit der unklaren Färbung der Umgebung erreicht wird. Das ist der Fall bei der Sumpfschnepfe, der Rohrdommel, der Sumpfschildkröte. Die Moor- und Heidebewohner, wie Kreuzottern, Blindschleichen und Heidelerchen, sind durchweg braun oder grau in Farbe, während die Waldtiere rotbraunes oder graubraunes Kleid tragen, wie Eichhörnchen, Reh und Baummarder. Wasserbewohner, die in der Nähe der Oberfläche leben, sind silberweiß (Hering), die sich am Grunde aufhalten dagegen dunkel (Aal, Scholle). Vielfach sind Tiere, die im Dickicht und in dichten Waldungen vorkommen, gestreift oder gefleckt, weil durch solche Zeichnung

ihr Körperkleid mit der Färbung der Umgebung geradezu verwächst, wie dies bei Tigern, Leoparden und Jaguaren der Fall ist.

Am häufigsten kommt die Schutzfärbung in der Insektenwelt vor. So entdeckt man nicht leicht grüne und gestreifte Raupen auf grünen oder braunen Blättern, ferner blaue Schmetterlinge auf blauen Blüten, bunte auf bunten Blüten usw.

Mit dem Schutzbedürfnis hängt es auch zusammen, daß schwache und wehrlose Tiere die Färbung wehrhafter, giftiger oder ekelerregender Tiere annehmen, so verschiedne Bockkäfer, Fliegen und Schmetterlinge die Farben der Bienen und Wespen, die Blindschleiche die Farbe der Kreuzotter usw.

Auf Grund der bisherigen Ausführungen ist es erklärlich, daß viele Tiere ihre Farbe ändern, wenn sie den Wohnort wechseln und eine andre Farbenumgebung erhalten. Dieses beobachtet man häufig an Fröschen, Schlangen, Weißfischen, Schollen, am Chamäleon usw. Aus denselben Gründen wechseln die Tiere ihre Farbe mit der Jahreszeit und den Entwicklungsstufen.

Leider ist die Wissenschaft nicht in der Lage, eine völlig ausreichende Antwort auf die Frage nach der Entstehung der verschiednen tierischen Färbungen zu geben. Nur soviel steht fest, daß die Färbung an gewisse Farbstoffe in den Gewebezellen der Tiere gebunden ist und durch Licht, Wärme, Feuchtigkeit und Nahrung, überhaupt durch Umgebung und Lebensweise verursacht wird. Auch mögen wohl nur die Tiere im Laufe der Zeit durch die sogenannte natürliche Auslese oder Zuchtwahl übrig geblieben sein, die sich in ihrer Färbung den Verhältnissen angepaßt haben.

Szenische Ausstattung

Von Georg Stellanus

1. Der Vorhang

Da hier nur von wirklichen Bühnen die Rede sein wird, wirklich in dem Sinne, daß sie sich mit Tageskram und Halbschürigem nichts zu schaffen machen, so kann man nicht sagen, daß sie den Zuwachs an Publikum, der ihnen in den letzten Jahren zuteil geworden ist, einer zahlreichern Beteiligung der Volksklassen zu verdanken hätten, die man vor fünfzig Jahren ebenso unüberlegter- wie übermütigerweise als „Hottig“ zu bezeichnen pflegte. Was zu dem damaligen Publikum hinzugekommen ist und die zahlreicher und geräumiger gewordnen Theater zum großen Teil füllt oder doch nach den Wünschen der Verwaltungen füllen sollte, sind gutgekleidete Zuschauer, die sich für gebildet halten, es aber nur halb, in nicht allzu seltnen Fällen so gut wie gar nicht sind. Halb oder

völlig ungebildet insonderheit auch was den Geschmack anlangt, aber bemittelt, an gutes Leben gewöhnt und in ihrer den höhern geistigen Genuß und das Verständnis für das Einfache, Wahre, Edle in der Kunst ausschließenden Oberflächlichkeit vornehmlich nach Neuem, Seltnem, Schwierigem, Kostbarem und Blendendem Verlangen tragend.

Die Frage, ob die Bühne für die Verrohung des Publikums verantwortlich zu machen sei, oder ob das Publikum mehr zur Verrohung der Bühne beigetragen habe, wird bekanntlich verschieden beantwortet. Sub judice lis est. Mir ist es immer so vorgekommen, als habe das Publikum die Intendanten und Direktoren mehr auf dem Gewissen als diese das Publikum. Es ist eben auch hier die alte Leier, daß der Kunde das bekommt, was er sucht: ganz kann sich ein Bühnenleiter, und wenn er von der Bilanz der Tageskasse noch so unabhängig gestellt wäre, der Verpflichtung nicht entziehen, dem Publikum zu bieten, wonach sich dessen Herz sehnt. In der ganzen Welt ist das Angebot auf die Dauer von der Nachfrage abhängig: wenn es ihm umgekehrt ab und zu gelingt, sie hervorzurufen, so ist dies eine Ausnahme und künstlich herbeigeführte Erscheinung von kurzer Dauer.

Nicht Aristophanes hat den Geschmack des atheniſchen Demos verseucht: nein, dieser schon verseuchte Geschmack hat die Aristophanische Muse erzeugt. Die überaus heikle Frage, welchen Einfluß — ich werfe hier ganz heterogene Elemente zusammen — Meyerbeer, Spontini, Wagner, Strauß, Ibsen, Sudermann, Hauptmann auf den musikalischen oder literarischen Geschmack der Massen gehabt haben, und wie weit sie nur die Blüten eines schon entwickelten Baumes waren, kann ich glücklicherweise völlig unberührt lassen: denn es soll sich hier nicht darum handeln, was dem Publikum an Stücken, Opern, Schauspielern und Sängern geboten werden, sondern vielmehr darum, wie, in welcher äußern Ausstattung sich das Gebotne zeigen soll.

Um zunächst noch ein paar Worte über den Geschmack der weitaus größern Hälfte des Publikums zu sagen, so zeigen sich dessen Mängel besonders oft darin, daß man Nebensächlichem große Beachtung schenkt, weil man für die Hauptsache nicht genug Verständnis und nicht genug warmes Gefühl hat. Ich habe Wachtels Virtuosität auf der Peitsche und die von Frau Sigrid Arnoldson auf der Trommel nie unterschätzt und gebe unumwunden zu, daß auch diese Fertigkeiten, bei künstlerisch feinfühlender und — diskreter Verwendung, der Rolle und damit der Oper zugute gekommen wären, wenn — ja wenn der verehrte Janhagel, der natürlich ebensogut in den Logen des ersten Ranges wie im Paradiese zu finden war, durch seinen ungemessenen Beifall nicht zu verstehn gegeben hätte, daß ihm die Sicherheit der Peitschenführung, das crescendo und decrescendo des Trommelwirbels erstaunlicher und bewunderungswerter erschien als Musik, Stimmenliebreiz und Gesangskunst. Mit andern Worten, wenn er nicht in seiner Verblendung die Bühne zum Zirkus und zum Variétépodium gemacht hätte. Für diese in

unheimlicher Weise an Jahrmarktspublikum erinnernde Geschmacklosigkeit waren offenbar weder die Theaterleitungen noch die Künstler verantwortlich, sondern einzig und allein die, die sich nicht einmal auf die Höhe harmloser, wenngleich sehr melodiöser Spielopern wie des Postillons und der Regimentstochter schwingen konnten und daraus auch nicht das mindeste Hehl machen zu müssen glaubten. Man wurde unwillkürlich an den braven Bauern erinnert, der vor der Sixtinischen Madonna, nach längerer hingebender Betrachtung, in den bewundernden Ausruf ausgebrochen war: Nee, der Rahmen!

Aber die Geschmacklosigkeit geht unter Umständen noch weiter, sie schenkt ihre besondre Bewunderung nicht bloß Nebensachen, die, wenn als solche behandelt, der künstlerischen Wirkung keinen Abbruch tun, sie findet auch an Dingen Gefallen, über die der Regisseur, wenn er ehrlich und ein Mann von Geschmack ist, erröten muß. So habe ich in einer deutschen Stadt, die von einem unsrer größten Geister mit der ville-lumière verglichen worden ist, einen Vorgang miterlebt, der von dem, was das Publikum in seiner natürlichen Wildheit mitunter zu leisten vermag, ein recht bezeichnendes Beispiel war. Am Schlusse des vierten Aufzugs der Piccolomini hatte sich der Darsteller Illos in der Auffassung dessen, was Schiller mit den Worten: „fluchend und scheltend“ gemeint habe, so vergriffen, daß er sich — man verzeihe den Ausdruck — tierisches Gebrüll ausstoßend aus dem Saale tragen ließ. Ich scheue mich fast, es niederzuschreiben, dieser „Abgang“ wurde, statt, wie es sich gehört hätte, mit eisigem Schweigen, mit einer dreifachen Salve von Applaus begrüßt, über deren jede der Feldmarschall durch erneutes Gebrüll quittierte. Für ganz unschuldig an diesem bedauerlichen Auftritt konnte man freilich die Regie nicht ansehen, aber zu einem skandalösen, bei dem sich Schiller, wie man sich auszudrücken pflegt, im Grabe herumgedreht haben muß, hatte ihn erst das Publikum gemacht.

Oder soll an den Beifallssturm erinnert werden, den das hohe C eines damit begabten Manrico in der Schlußcabaletta des vierten Akts stride la vampa hervorzurufen pflegt, und der selten ruht, bis sich der zur Entsetzung von Castelor und zur Befreiung seiner Mutter fortstürzende Troubadour noch anders besinnt, und trotz der offenbaren Gefahr im Verzuge, in seiner gottbegnadigten Kehle nach einem zweiten hohen C sucht, es findet und mit kriegerischer Bravour zum besten gibt. Ich leugne nicht, daß mich der in der Höhe des Affekts ausgeführte und an das sprichwörtliche „aus der Haut fahren“ erinnernde salto mortale beim erstenmal rum jedesmal, ich möchte sagen körperlich, weit mehr elektrisiert als ähnliche im Zirkus, aber so völlig vermag ich doch die durch Ruiz' Meldung auch mir klar gewordne äußerst kritische Situation nicht zu vergessen, daß mir nicht jedes Säumen und nun gar erst die Rückkehr des Helden samt da capo-„Darbietung“ äußerst peinlich sein sollte. Hier könnte ein rechtzeitiges Fallen des Vorhangs der Zerstörung jeder Illusion auf dem Höhepunkte der Handlung vorbeugen, und bei allem,

was dann an Hervorrufen und Lorbeerbombardement vor sich ginge, hätte der Zuschauer die Beruhigung, daß der wirkliche Manrico spornstreichs nach Castelor unterwegs ist und nur aus Gefälligkeit für das Publikum an seiner Stelle eine lächelnde, die Hand aufs Herz legende und dienernde, ihm täuschend ähnliche Marionette dagelassen hat.

Man sieht, die Bühnenleitung würde leicht auf Abwege geraten, wenn sie sich in solchen Dingen beim Publikum Rats erholen wollte, und das würde sie ebenfalls, wenn sie sich bei der szenischen Ausstattung durch dessen Geschmack bestimmen lassen wollte. Hier ist sie obendrein vom Publikum weit unabhängiger als bei der Wahl dessen, was sie vorführt: denn während sie oft mit Erzeugnissen, die dem bessern, reifern Geschmack der Minderheit willkommen wären, halbleere Häuser haben würde, macht es der Menge nichts aus, wenn ihr statt unverstandner, auf falschen Anschauungen beruhender Ausstattungen wirklich gediegne, von künstlerischen Grundsätzen ausgehende geboten werden. Wenn nur die Ausstattung im übrigen glänzend und phantasieanregend ist: und daß sie, neben andern Vorzügen, auch diesen haben soll, wird uns, glaube ich, im Laufe der Besprechung als eins der ersten prinzipiellen Erfordernisse einleuchten.

Was auf dem Theater geschieht, beruht auf einer stillschweigenden Vereinbarung zwischen Bühne und Publikum. Für ihre höhern Zwecke, die uns hier nicht beschäftigen, kommt es der Bühne darauf an, dem Publikum eine Art von möglichst verschönerter und veredelter halber Wirklichkeit vorzutäuschen, und das Publikum seinerseits erklärt sich nicht nur einverstanden, diese Pseudowirklichkeit vorübergehend für bare Münze zu nehmen, es geht weiter: es bescheidet sich, alles das nicht zu sehen und zu hören, was mit dieser Scheinwirklichkeit von der ersten bis zur letzten Minute der Aufführung im grellsten Widerspruche steht.

Es ist denkbar, es ist zu allen Zeiten geschehen und geschieht bei sogenannten Salonvorstellungen in kleinen Liebhaberkreisen noch heute, daß man den Raum, in dem sich die Darsteller bewegen, nur abgrenzt und keinerlei Versuch macht, ihn künstlich in den angenommnen Ort der Handlung, Saal, Garten, Wald, Einöde, Gebirge zu verwandeln. Die Darsteller sind zwar durch Kostüme, Schminke, Perücken und alles, was dazu gehört, möglichst ihrer Persönlichkeit entkleidet und den von ihnen übernommnen Rollen gemäß mit einer fremden angetan, sie mögen uns auch, wenn schauspielerisch begabt, völlig vergessen machen, daß ihr Zorn, ihre Eifersucht, ihre Liebe, ihre Gespräche, Kümmernisse und Kabalen ebensowenig echt sind wie ihr Teint, ihre Locken und ihre Nasen: ein Versuch dagegen, uns zu verbergen, daß die Sache nicht da, wo sie spielen soll, sondern in dem weiß und goldnen Salon der Gräfin Strapazzi vor sich geht, wird nicht gemacht. Die exotischen Gewächse und die Gobelins, die zur Abgrenzung der Bühne und zur Herstellung von Kulissen und eines den Raum nach hinten abschließenden Behanges dienen, sollen das,

was man absichtlich und um sich Unbequemlichkeiten zu ersparen fehlen läßt, nur markieren. Ein Vorhang ist in solchen Fällen entbehrlich: wenn die Zuschauer, von denen der Direktor im Vorspiele zum Faust so hübsch sagt:

Sie sitzen schon mit hohen Augenbraunen
Gelassen da und möchten gern erstaunen,

soweit sind, geht es los, und wenn es alle ist, wird die Bühne wieder zu einem Teile des weiß-goldnen Salons, höchstens, daß etwa hinter einem der Gobelins — ganz alte Gobelins sind besonders verschwiegen, weil sie sich schon längst über gar nichts mehr wundern und aufregen — Pierrot die reizende Colombine aus dem Stegreif noch einmal küßt, oder daß ihr Harlekin ein Briefchen zusteckt, das, fürchte ich, mit der Intrige des eben aufgeführten Singspiels nicht das mindeste zu tun hat.

Wie ganz anders, wenn wir im Hochgefühl der uns für den Abend zum unumschränkten Herrn eines gepolsterten Klappsitzes machenden Billettnummer Platz genommen haben vor dem gewaltigen Vorhang, der sich wegheben und uns Einblick geben soll in eine andre Welt, damit wir in und mit ihr einige Stunden selbstvergeßnen Mitempfindens und befriedigenden Schauens verleben können.

Zu welchen Meisterstücken ladet so ein Haupt- oder Zwischenvorhang den Dekorationsmaler ein, wenn er nicht nur Routine, sondern auch Phantasie und schaffende Begabung hat!

Der Zwischenvorhang ist ja freilich am schönsten, wenn er sich in weiser Beschränkung begnügt, nichts andres vorzustellen als eine gewaltige reiche Draperie, aber welche mannigfachen Möglichkeiten sind auch in dieser Beschränkung dem Künstler geboten. Er mache uns glauben, die uns die Bühne verhüllende Wand sei ein tiefroter, reich mit Gold gestickter, mit breiten Goldborten, schweren Goldfransen, Torsaden und Quasten, dem prächtigsten, was die Kunst des Posamentiers aus Gold- und Seidenfaden herstellen kann, geschmückter samtner Behang, dessen schwerer vornehmer Faltenwurf uns ein Material vortäuscht, wie es kaiserliche Hofhaltungen nicht reicher und kostbarer beschaffen könnten, oder etwas ähnliches in einfarbigem kirschrotem, reich broschiertem Seidendamast mit gleichfarbigen, von Seiden- und Atlasglanz strotzenden Posamenten.

Mit völlig Neuem, wobei es gelten möchte, etwas Apartes, Originelles, noch nicht Dagewesenes zu schaffen, ist hier der Künstler selten glücklich, denn der Eindruck, den solche weithergeholte Veranstaltungen hervorrufen, ist mehr der des Geplagten, Künstlichen, als des Künstlerischen. Geraffte Drapierungen namentlich, unter denen ein andersfarbiger, glatt oder in geraden Falten herabfallender Behang sichtbar wird, berühren uns peinlich, so oft die beiden verschiedenfarbigen und in ganz verschiedner Drapierung dargestellten Stoffe zu gleicher Zeit, und als wären sie aufeinander geleimt, zu Anfang eines

Aktes aufgezogen werden. Man würde erwarten, zuerst werde der hintere Vorhang aufsteigen, und der vordere geraffte werde ihm erst folgen, nachdem er der Schnuren, die ihn fesseln, ledig, in voller Freiheit dem Gesetze der Schwere habe folgen können, aber da ja alles nur gemalt ist, so verbleibt der geraffte Vorhang, wie der gerollte Mantel des Feldwebels, in den alten Falten, und die ganze Bescherung wird nicht wie übereinander drapierte Stoffe, sondern wie eine starre, bemalte Wand — etwas andres ist es ja auch nicht — in die Höhe gezogen. Die goldne Regel, daß man beim Zuschauer nicht ohne Not eine Illusion erwecken soll, von der man weiß, daß man sie im nächsten Augenblick zerstören wird, gilt auch hier: an Fällen, in denen man dies notgedrungen tut, fehlt es bei der Bühne so wenig, daß man sie nicht geflissentlich vermehren sollte.

Wenn ein Sardanapal, dem Millionen zur Verfügung stünden, und der bereit wäre, sie für dergleichen zu verschwenden, auf den Gedanken käme, einen solchen die Bühne abschließenden Vorhang wirklich aus Samt oder Goldbrokat herstellen und so einrichten zu lassen, daß er, in der Mitte geteilt, mit der einen Hälfte nach rechts, mit der andern nach links aufgezogen würde, was ja an sich, wenn nicht gewichtige Zweckmäßigkeitsgründe dagegen sprächen, das wünschenswerteste, weil dem Auge wohlgefälligste Verfahren wäre, so müßte er vor allen Dingen Stoffe herstellen lassen, für die Vorderseite sowohl als für das Futter, die ungleich mehr Körper und Konsistenz hätten als die von den Fabrikanten für Kleider und Behänge auf den Markt gebrachten, denn die besten Lyoner Samte und die solidesten Goldbrokate, von denen man doch zu rühmen pflegt, daß sie von selber stehn, würden in den gewaltigen Maßen, die ein Bühnenvorhang erheischt, „spirrlich", ärmlich und lottrig erscheinen. Schon die Riesenposamente — man denke nur an zentnerschwere, mannslange Goldfransen — würden sie so straffziehen, daß von einem reichen, malerischen Faltenwurf überhaupt nicht die Rede sein könnte. Ich habe einmal bei einer winzigen Liebhaberbühne, für die der aus zwei Hälften bestehende, doppelt gefütterte Vorhang stark genug war, etwas derartiges gesehen und muß allerdings bekennen, daß dieser wirkliche Vorhang alle nur vorgetäuschten sehr in den Schatten stellte. Der bei jedem Auf- und Zuziehen sich verändernde Faltenwurf gab prächtige Effekte, die bei der Schönheit des Stoffes und des Besatzes von um so größerm Reiz waren, weil das Auge durchaus in echtem Material schwelgte. Aber wie gesagt, wo es sich um größere Dimensionen handelt, ist so etwas leider selten ausführbar.*) Man denke nur: wenn man sich auch über die unverhältnismäßig hohen Kosten der ersten Anschaffung wegsetzen wollte, was würden in einem Jahre der Theaterstaub und die Abnutzung, der wear and tear, wie der Engländer

*) Anmerkung der Redaktion: In der letzten Zeit haben übrigens Theater schon Versuche mit dem Plüschvorhang gemacht.

sagt, aus einem solchen Krönungsmantel von verdreißig- ja verfünfzigfachter Größe machen, ganz abgesehen davon, daß die am Boden hinschleppenden Fransen aus den feuergefährlichsten Kollisionen mit den Beleuchtungskörpern der Rampe nicht herauskommen würden. Wir werden uns also, wenn wir auch später einmal das große Portemonnaie in der Tasche haben sollten, mit dem begnügen müssen, was uns die Kunst des Malers an gediegner Pracht vorzuspiegeln vermag. Nur ein einziger schüchterner Ausblick auf jene schwerlich je zur Verwirklichung kommende Eventualität sei noch gestattet. Wie reizend würde sich das Auseinandergleiten der beiden Vorhangshälften machen im Falle — eines Hervorrufs. Der mit der Handhabung der Sache betraute Maschinist, der natürlich feinstes Kunstverständnis mit eingehender Kenntnis vom Geschmacke des lokalen Publikums vereinigen müßte, würde für die Illo- und Manricomarionette nur eine mannsbreite Spalte öffnen, nach dem Schluß-sextett im zweiten Akte des Don Juan schon eine breitere Bahn und nach einer Märchenapotheose oder einem Kinderballett — alles!

Zu blauen, gelben, lilaen und hellgrünen Zwischenvorhängen ist nicht zu raten, da sie auf den Teint der im Zuschauerraum anwesenden Schönheiten unerfreuliche Reflexe werfen würden. Auch moosgrüner Samt, der zu Dukatengold den feinsten Kontrast gibt und dem vom Schauen ermüdeten Auge wohltuende Erquickung gewähren würde, wird um desselben Grundes willen besser vermieden.

Wenn der Umstand, daß wir in manchen Dingen den Zeitgenossen der Marquise Pompadour und der Du Barry voraus sind, Künstler der Gegenwart und vor allem die jüngsten Verehrer modernster Götzen in den Wahn gewiegt hat, daß wir diesem vergangnen Jahrhundert auch an Geschmack für Farbe und Linie in der Ausschmückung von Innenräumen überlegen sind, so ist das menschlich wie so mancher andrer Irrtum. Tatsache ist, daß wir aus Prinzipienreiterei auf diesem Gebiete Tag für Tag tiefer in den Sumpf hoffnungsloser Steifheit und Leere versinken würden, wenn uns nicht ab und zu ein Rückblick auf jene geschmackvollern Tage, ein beherzter Griff nach deren Reichtümern zu Hilfe käme. Daß die Zusammenstellung von rotem Stoff mit Weiß und Gold, sei es, daß dabei Stuck, weißer Lack auf Holz oder Marmor Verwendung finde, für Festräume, mit Ausnahme von Speisesälen, das einzig Richtige, weil zugleich Prächtige, Warme, Erheiternde und Feine ist, darüber waren sich die Dekorateure des achtzehnten Jahrhunderts völlig klar, und niemand, der sich in der Welt umgesehen hat, wird behaupten wollen, daß dieses Rot, Weiß, Gold in ihren Schöpfungen ein ermüdendes Einerlei herbeigeführt hätte: ihre Begabung zeigte ihnen vielmehr Mittel und Wege, wie man, ohne in der Hauptsache von diesem Farbendreiklange abzugehn, immer neue, unerwartete und gefällige, künstlerisch befriedigende Effekte erreichen könne. Wenn sie in Nebendingen auf Abwege geraten sind, so hat sie, was die Hauptsache ist, das Festhalten an diesen drei Hauptfarben, zu

denen unter Umständen bunter Marmor, Gemaltes oder Gewebtes mit bildlicher Darstellung und der prismatische Glanz geschliffnen Kristalls hinzukam, vor der Gefahr bewahrt, der die neuern so oft erlegen sind, Ernstes und Bedrückendes da zu schaffen, wo Heiteres und Erhebendes am Platze war. Diese Bemerkung gehört zwar eigentlich nur insofern hierher, als sich daran die Behauptung, daß der rote Zwischenvorhang das einzig Richtige sei, anschließt, aber im Vorübergehen mag doch etwas allgemeiner bemerkt werden, daß die Experimente, die man bei Ausschmückung von Zuschauerräumen mit andern Farben, namentlich auch mit Grün gemacht hat, soweit mir bekannt, in keinem Falle den gehegten Erwartungen entsprochen haben, und namentlich da, wo der Hauptvorhang etwas dunkel gehalten ist, immer einen düstern Eindruck machen, dem weder durch den Glanz der Beleuchtung noch durch die bunte Pracht eines zu einem Festspiel versammelten Auditoriums abgeholfen werden kann.

Weit größer als beim Zwischenvorhang ist der Spielraum, den der Hauptvorhang der Phantasie des Malers bietet. Aber auch hier zieht sich der gute Geschmack gewisse Grenzen, von denen der Wagemut des zuversichtlichen Naturburschen nichts weiß. So ist es offenbar falsch, aus dem Hauptvorhang einen Prospekt zu machen, wie dies zum Beispiel der Künstler getan hat, von dessen Pinsel der Vorhang der Comédie Française herrührt. Er zeigt uns eine Säulenhalle, in der auf schlanken Sockeln die Büsten der Männer stehn, deren Genie und Talent sich um das französische Theater verdient gemacht haben. An sich ist ja in einem Theater der Gedanke einer solchen Ehrenhalle durchaus berechtigt, nur eignet sich der Vorwurf nicht für einen Vorhang.

Aus verschiednen Gründen. Einmal will man da, wo ein Vorhang hingehört, keinen Prospekt sehen, dann wird das allabendliche Aufsteigen einer Säulenhalle nebst Marmorstufen, Fliesen und Podesten auf die Dauer als naturwidriger Vorgang ermüdend, und endlich hat eine Galerie von Hermen, auch wenn man ein aufrichtiger Bewundrer der durch sie gefeierten ist, für die Phantasie wenig Anregendes. Man würde sich den Anblick dieser vorgespiegelten Ruhmeshalle zur Not viermal im Jahre, an den Geburtstagen Racines, Corneilles, Molières und Beaumarchais' gefallen lassen, aber Abend für Abend — brrr! War doch ein Spaßvogel sogar so weit gegangen, das Zuspätkommen so vieler Besucher der Comédie durch den Wunsch zu erklären, den sie hätten, sich den Anblick dieser stereotypen Himmelfahrt — assomption — zu ersparen.

Vor allen Dingen muß die bewegliche Wand, durch die uns vor dem Anfang der Vorstellung der Anblick der Bühne entzogen wird, so behandelt, so geschmückt sein, daß wir auch wirklich einen Vorhang vor uns zu haben glauben, und hiernächst muß das Vorgestellte möglichst mannigfaltig und darauf berechnet sein, unsre Phantasie in anmutiger Weise anzuregen und zu beschäftigen. Man soll sich an einem Hauptvorhang sobald nicht satt sehen können. Wenn der Künstler darauf ausgegangen ist, dem Zuschauer einen gewaltigen, in dekorativer Weise möglichst reich gegliederten Gobelin vorzutäuschen, so

wird — Geschmack, leichte helle Farbe, Harmonie der Töne und glückliche Wahl des Vorwurfs für das Mittelstück vorausgesetzt — meist der erwünschte künstlerische Effekt erreicht worden sein. Die Gefahr im Mittelfeld ist zu große Körperlichkeit des Vorgestellten, wie sie der Gobelin bei dem sichern Geschmack virtuoser, mit feinstem Gefühl prüfender Spezialisten zu vermeiden versteht, ohne darum blaß, flach, matt oder grau zu erscheinen. Ihr von Generation auf Generation vererbtes Empfinden für den kleinsten Bruchteil einer Nuance erreicht Deutlichkeit, Schmelz, entzückendsten Farbenreiz, bezaubernde silberne Lufttöne und duftigste Fernen, ohne je im Vordergrunde durch eine zu plastische Darstellung den Reiz des gewebten Bildes zu zerstören. Wem der Auftrag, den Hauptvorhang einer großen Bühne herzustellen, erteilt worden ist, der schule zuvor sein Auge an diesen Wundern der Webekunst; wenn er sich bei der Ausführung immer vergegenwärtigt, daß er keinen körperlichen Vorgang darstellen, kein historisches oder mythologisches Bild malen darf, weil es sich hier nicht um einen Ausschnitt aus dem mit Licht und Luft erfüllten unbegrenzten Raum, sondern um das Mittelfeld eines Vorhangs, mithin eines Gewebes handelt, und daß er unser Auge durch den Anblick eines reichen Teppichs erfreuen soll, auf dem das Dargestellte heller, leichter, duftiger, dekorativer erscheint als die Wirklichkeit, weil wir uns im Märchenlande, im Zauberreich der schöpferischen Phantasie befinden, dem wird ganz von selbst die richtige Vortragsweise gelingen.

Setzen wir beispielsweise voraus, der Künstler habe die Raumeinteilung so getroffen, daß inmitten der von ihm angebrachten Kanten und Nebenfelder für das Mittelfeld ein Rechteck im ungefähren Verhältnis von $4^1/_2$ (Höhe) zu 5 (Breite) offen geblieben ist, so kann er — er mag nun den Olymp, den Triumph der Galatea, eine dionysische Festfeier oder sonst einen figurenreichen, allegorischen Vorgang zu schildern unternommen haben — in der Farbengebung und Behandlung nicht fehlen, wenn er dessen eingedenk bleibt, daß es sich um die Darstellung eines Vorhangs, eines Stoffes handelt, und daß er den Zuschauer nicht um den Eindruck eines gewebten Bildes bringen darf. Gelänge es ihm, uns einen wirklichen Vorgang vorzutäuschen, so würde sich dieser Erfolg seiner die Natur unverkürzt wiedergebenden Kunst rächen, sobald der so als Prospekt behandelte Vorhang in die Höhe ginge. Aha, würde jedermann sagen, der vorgebliche Vorhang war also nur eine bemalte Wand, so etwas, wie es im kleinen vor fünfzig Jahren auf Kaffeebrettern zu sehen war. Ist der Künstler dagegen mit richtigem Verständnis innerhalb der Wirkung geblieben, die ein gewebtes Bild auf unser Auge übt, so ist uns — es wäre denn, daß das Wissen in einem Theaterbesucher die Fähigkeit, sich täuschen zu lassen, völlig ertötet hätte — wenigstens diese eine Enttäuschung erspart: was sich vor unsern Augen weghebt und uns den Ort der Handlung, dessen Anblick uns bisher entzogen war, zu betrachten erlaubt, bleibt, was es für unser Auge gewesen ist, ein Vorhang, dessen Wiedererscheinen am Ende des Stückes wir

mit Vertrauen begrüßen können, während wir andernfalls aus dem hybriden Kunstwerk, halb Stoff, halb gemalter Wirklichkeitsausschnitt nichts Rechtes zu machen wissen.

Da die zu schmückende Fläche an Ausdehnung der der gewaltigsten Fresken gleichzukommen, ja sie in vielen Fällen zu übertreffen pflegt, so liegt eins auf der Hand: der dargestellte Vorgang muß derart sein, daß er einen möglichst großen Figurenreichtum erheischt oder doch zuläßt. Allegorien, der Mythologie und der Märchenwelt entnommne Vorwürfe werden besonders am Platze sein. Alles, was den Olymp und den Parnaß, die blauen Wogen und die Unterwelt, was Wald und Heide, Höhen und Täler je bewohnt haben soll, ist auf einem solchen Mittelfeld willkommen, sobald nur durch die Mannigfaltigkeit der Gestalten die Einheit der Idee nicht beeinträchtigt wird. In den Lüften dürfen geflügelte und nicht geflügelte Knaben in der halsbrecherischsten Haltung mit der Bewegungsfreiheit des Zeppelinschen Lenkbaren wetteifern, während auf festem Grund und Boden Dinge vor sich gehen, von denen wir die wenigsten mit Amoretten oder sonstigen im Äther schwebenden Putten in Beziehung zu bringen pflegen. Der Allegorie geschieht mit der Einheit der Idee Genüge, an der Zusammenwürfelung von Jahrhunderten und Ländern, von Trachten und Hautfarben, von gewappneten Rittern und tätowierten Indianern, von vermummten Mönchen und ebenso unvermummten weiblichen Schönheiten, von arkadischen Schäfern und „läppischen, ja täppischen" Pulcinellen nimmt sie keinen Anstoß.

Auch gar zu leicht und auf den ersten Blick verständlich braucht sie nicht zu sein. Wenn es uns auch erst ganz allmählich klar wird, warum hier die Schönheit die Leidenschaften entfesselt, da die Weisheit sie mäßigt, warum hier die Phantasie die verschämt ihrem Brunnen entstiegne Wahrheit mit königlichem Schmucke bekleidet, da der Klang der Hirtenflöte den Tanz der Grazien beflügelt, so hat das nichts zu sagen. Wer pünktlich, das heißt eine Viertelstunde zu früh im Theater eintrifft, hat vollauf Zeit, solche allegorische Nüsse zu knacken. Und kommt er schließlich durch eignes Nachdenken oder durch eine ihm gegebne kunstverständige Auskunft hinter das, was gemeint ist, so ist die Freude, nunmehr das zu verstehn, was er anfänglich nur als reizende Fata Morgana bewunderte, um so größer.

Ich weiß mich augenblicklich nicht zu erinnern, wo es war, daß ich in einem solchen Mittelfelde des Hauptvorhangs die Darstellung einer Dionysosfeier zu bewundern Gelegenheit hatte. Schon der Einfall, dem Zuschauer auf solche Weise die Wiege der theatralischen Kunst in Erinnerung zu bringen, scheint mir besonders glücklich. Auch die Ausführung war reizend. Kanten, Nebenfelder und Zwickel waren mit Trophäen, Symbolen, Blumengewinden und mit allem, was auf das Theater Bezug hat, reich geschmückt, und das Mittelfeld, so bunt und so vielgestaltig es war, so entzückend leicht und fein wirkte es in der Farbe, und vorstellen wollte es nur, was es vorstellen sollte: ein gewebtes Bild.

Der Mittelpunkt der Handlung war der Altar, von dem das heilige Feuer leichte Rauchwolken emporsandte, zwischen denen neugierig und teilnehmend vom Olymp herbeigeeilte kleine Liebesgötter mit Blumen und Fackeln umhergaukelten oder die bekannten, nie fehlenden Pfeile abzuschießen ihre Freude hatten. Und an ungepanzerten Herzen, die ihre Jagdlust reizen konnten, schien es um den Altar herum nicht zu fehlen. Mit Pantherfellen bekleidete und mit Weinlaub bekränzte Verehrerinnen und Verehrer des großen Sorgenbrechers in mänadischem Tanz die Thyrsusstäbe schwingend: rechts und links die sich beifällig gebärdende Menge: und unmittelbar vor dem Altar in langen weißen Gewändern, Eichenkränze auf dem Haupt die Opferpriester, weiterhin eine Schar musizierender Jünglinge, ihnen zur Seite der in hieratischer Ruhe verharrende Chor und — ob das für eine dionysische Feier die herkömmlichen Opfertiere waren, bleibe dahingestellt — herrliche mit Rosen bekränzte weiße Stiere, die mit salbungsvoller Gelassenheit den Todesstoß von dem auf goldner Schale blitzenden Eisen zu erwarten schienen.

Bellinis Norma stand auf dem Zettel. Einen der Losen sah ich ganz deutlich den goldnen Pfeil abdrücken auf eine der jungen Tempeldienerinnen, die sich in züchtigem langwallenden weißen Gewande mit einer blinkenden Kanne dem Altar näherte. Wie hätte einem vor einem so reichen, in allen seinen Teilen so anregenden Bilde die Zeit des Wartens lang werden können: schon ehe die ersten Takte der Ouverture durch den Saal klangen, war man in der rechten Weihe- und Feierstimmung.

Wäre das — die Frage liegt nahe — auch der Fall gewesen, wenn man, statt sich an diesem heitern Spiele der Phantasie zu erfreuen, eine Viertelstunde auf eine das Äußere des Theatergebäudes darstellende Ansicht zu stieren gehabt hätte? Das Ganze am Ende gar als Abendeffekt gedacht, das Haus erleuchtet, die Gaskandelaber des Platzes brennend, willkommne Zuschauerströme sich den Eingängen zuwälzend? Damit man ja bis zum Aufgang des Vorhangs der einen umgebenden Wirklichkeit unvergessen bleibe: wie man die Fahrt mit Hilfe eines Taxameters zurückgelegt, an der Kasse bescheiden sein Begehren vorgebracht, in der Garderobe eine Blechmarke empfangen habe und nun in dem von dem Geheimen Baurate Stilowsky so herrlich errichteten Gebäude auf Grund einer willig geleisteten Barzahlung sitzen dürfe, wie die übrige den Raum füllende Menge ein botmäßiger, der Autorität der Intendantur, der Gendarmerie, der Feuerwehr, der Schließer und vor allem des Reglements unterworfner Schaugast?

Und doch muß man für eine solche Vedute noch dankbar sein, wenn man sich vergegenwärtigt, wozu von einer mehr praktisch als künstlerisch gearteten Bühnenleitung ein Vorhang benutzt werden kann. Welcher Theaterbesucher, fragt man sich, mag, statt das Adreßbuch zu Rate zu ziehen, beim Direktor angefragt haben, welche Quellen er ihm behufs Erlangung billigen, eleganten und wohlsitzenden Schuhwerks, preiswürdiger Brautroben und tadellosen

Dominikanerbräus zu empfehlen in der Lage sei? Oder sollte die Direktion etwaigen Wünschen in dieser Richtung „kulanterweise“ vorgegriffen und „um einem längst gefühlten Bedürfnis“ abzuhelfen den wie eine Harlekinsjacke in allen Farben des Regenbogens gewürfelten Vorhang zu einem wüsten Sammelsurium disparater Reklamen gemacht haben, damit dieser schreckliche Anblick das entsetzte Publikum in jeder Zwischenaktspause Mann für Mann dem Büfett zuscheuche? Wie lange wird es dauern, bis den Hauptvorhang statt Apolls und der Musen die Preisliste des Theatertraiteurs schmücken wird: belegte Semmel mit Schweinebraten dreißig Pfennige, ditto mit Käse...

Doch genug! Man soll den Teufel nicht an die Wand malen.

Reifezeit

Roman von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

Vierzehn Tage lang nicht geschrieben. Zu dumm, daß ich die Masern bekommen mußte! Sie fingen an, als ich mein Schäferkostüm zum letztenmale anprobierte. Kaum konnte ich mich noch in mein Bett schleppen, dann kam Fieber, begleitet von heftigen Kopfschmerzen, sodaß ich wohl einige Tage für mich hingelegen habe, ohne viel von mir zu wissen. Jetzt fühle ich mich viel besser, und der Doktor sagt, daß ich mich freuen soll, so leicht davongekommen zu sein. Einige Fälle wären viel schwerer verlaufen. Eigentlich wunderte ich mich, daß Doktor Roland mich nicht behandelte. Aber Walter sagte, daß er ihn nicht hätte bemühen wollen. Walter ist nämlich wieder da. Dolly hat ihn gleich kommen lassen, während sie mit Lita und Harald nach Falkenhorst gegangen ist. Diese Vorsicht war meiner Ansicht nach überflüssig; aber Walter sagt, daß er mit Dollys Handlungsweise ganz einverstanden wäre. Er ist viel frischer und heiterer geworden, sitzt an meinem Bett und erzählt mir von Falkenhorst. Von dem lieben alten Gut, auf dem ich einen Teil meines Lebens verbracht habe, und das ich so gern lange besuchen möchte. Lieber beinahe möchte ich allerdings einmal wieder auf das alte Schloß, wo ich mit Onkel Willi wohnte. Onkel Willi hat die Erlaubnis erhalten, seine alte Wohnung zu beziehen; in einem gnädigen Schreiben ist ihm dieser Bescheid geworden, und Miß Mason sagt, daß er sehr, sehr glücklich wäre. Die gute alte Engländerin darf mich jetzt wieder auf ein Weilchen besuchen. Onkel Willi hats erlaubt, wenn sie hinterher eine Stunde spazierengehen und die zweite Stunde nicht mit ihm sprechen will. Er ist ein wenig bange vor Krankheit, der gute Onkel, und man solls ihm nicht verdenken. In seinen Jahren muß man die Gesundheit doppelt hoch halten.

Es ist still im Hause. Walter liebäugelt schon wieder mit seinem Schreibtisch und hat neue Pläne für nächsten Winter. Die Vorträge werden doch als Buch erscheinen. Es hat sich ein Verleger gemeldet, der ganz gute Bedingungen gemacht

und sich auf Professor Müller berufen hat, der versprochen habe, eine gute Kritik zu schreiben. Also ist er es doch vielleicht nicht gewesen, der hinter dem Angriff steckte. Walter ist ganz glücklich bei diesem Gedanken. Er entschließt sich schwer, Böses von andern zu glauben, sodaß ich ihm nicht widersprechen mag. Ich bin übrigens noch etwas müde, und der Doktor will nichts von Aufstehen wissen. Er sagt, Masern bei Erwachsnen seien nicht ganz ungefährlich. Ich muß also Geduld haben und mich freuen, daß ich ein wenig mit Bleistift schreiben darf.

Die Fenster stehen offen, und ich fühle den Hauch der warmen Luft. Das tut wohl, und auch der feine Blumenduft aus dem Garten macht mir Freude. Es war doch schade, daß ich mein Schäferinnenkostüm nicht trug, und daß niemand kommt, mir von dem Verlauf des Festes zu berichten. Aber ich darf noch nichts hören, was mich erregen könnte. Die Magnifika hat mir ein Körbchen mit Frühobst geschickt und gute Besserung wünschen lassen. Bald ist sie nicht mehr die Magnifika und wird eine gewöhnliche Professorenfrau; aber sie hat ihr Amt gut ausgefüllt. Wenn ich einmal Magnifika werde, will ich gerade so huldvoll sein wie sie.

Ach, Anneli, du wirst schwach im Kopf! Zum Rektor werden wir nie reich genug sein, und wenn wir einmal soviel Geld erworben haben, dann machts keine Freude mehr, den ersten Platz in der Universität einzunehmen.

Heute läuten die Glocken den ganzen Tag. Im Sommer tuns sies sonst selten. Da hat niemand Lust, krank zu sein oder gar zu sterben. Ich höre auch lieber die Studenten singen, und am Abend tun sie mir den Gefallen und singen vor meinen Fenstern die schönsten Lieder. Von Liebe und vom Abschied, von allen den Dingen, die ein Student in Lieder kleidet, wenn sein Beutel leer ist, und er nach Hause reisen muß.

Das Haus ist still. Walter hat beschlossen, Harald nicht vor den Ferien wiederkommen zu lassen, und es ist wohl gut so, nur daß mir mein Junge fehlt. Die kleinen Rolands scheinen noch immer zu grollen, oder die Päpke hält sie von mir fern. Die abscheuliche Person! Wenn ich wieder ganz gesund bin, dann will ich doch noch einmal zu Frau Roland gehen. Vielleicht könnte ich ihr einen Rat geben. An Fred selbst kommt man ja nicht mehr heran. Es ist schade; aber er will natürlich seinen Weg in großer Eile machen.

Onkel Willi hat sich entschlossen, mich zu besuchen. Ich konnte ihm schon entgegengehen, und er versicherte, daß ich mich nicht verändert hätte, was ihn zu beruhigen schien. Er setzte sich dann mir gegenüber und begann von seinen neuen Plänen zu berichten.

Also ich ziehe wieder aufs Schloß, und du mußt mich einmal dort besuchen. Herr Stahl will auch kommen. Weißt du, wer der Herr ist? Ein Verwandter von der alten Demoiselle Stahl, die ehemals im Schloß wohnte, und die von zwei schrecklichen Neffen beerbt wurde. Du wirst dich der Geschichte nicht mehr entsinnen, denn du warst damals noch sehr jung; aber man war damals recht entrüstet über die große Pietätlosigkeit der zwei Erben, die sich auch noch erzürnten. Nun, der eine dieser Herren lebt noch und hat es zu einem beträchtlichen Vermögen gebracht. Er scheint auch sein damaliges Betragen zu bedauern und hat mich gefragt, ob er dich einmal später besuchen dürfe. Er möchte dich etwas fragen.

Ich gab natürlich meine Erlaubnis, und mein Onkel plauderte weiter. Dieser Herr Stahl wird auch von Roland behandelt und spürt wie ich merkliche Besserung. Ja, dieser Roland ist ein großes Talent; möchte er nur nicht denken, daß es immer so weiter geht. Der Rückschlag wird jetzt schon kommen, obgleich er doch keine Schuld an der traurigen Geschichte hatte, er war zuerst ja gar nicht hier, und als sie ihn herriefen, war es zu spät.

Welche Geschichte meinst du? fragte ich, aber da stand Walter neben Onkel Willi und schob ihn sachte hinaus.

Anneli muß unbedingt Ruhe haben! sagte er mit einer ungewohnt scharfen Stimme.

Aber ich faßte nach seiner Hand.

Walter, was ist es? Um Gottes willen! Harald — ich wurde ganz unsinnig vor Angst — wenn du nicht sprichst —

Da schob er mich auf mein Ruhebett.

Harald ist ganz gesund, und du brauchst dir seinetwegen keine Sorgen zu machen. Es ist nur — schließlich mußt du es doch auch erfahren, und es wird dich schmerzen, wie es uns alle schmerzt —

Was ist es? fragte ich noch einmal, und er strich über mein Haar.

Minchen und Linchen Roland sind beide an den Masern gestorben.

Ich lag ganz still. Minchen und Linchen Roland. Sie gehörten mir nicht; ich kannte sie noch nicht lange, eigentlich sollten sie mir fremd sein, und ihre Mutter war immer wenig nett gegen mich gewesen. Aber, aber — ich glaube, daß ich laut geschrien habe.

Als ich die Augen aufschlug, lag ich im Bett, und Fred Roland saß neben mir.

Frau Anneli, was machen Sie? Ich wollte gerade vorsprechen, um mich einmal nach Ihrem Befinden zu erkundigen, da sagt mir Ihr Mann, daß Sie ohnmächtig geworden sind. Solche Geschichten müssen Sie vermeiden.

Er sprach gleichmütig, und ich betrachtete ihn mit einer gewissen Verwunderung. Hatte er wirklich zwei seiner lieben kleinen Mädchen verloren und konnte sein wie sonst?

Er schien meine Gedanken zu erraten, denn er nahm sich, wie mit einem Ruck, zusammen.

Ja, Frau Anneli, ich habe meinen Tribut den Göttern zahlen müssen. Ich weiß, daß Sie mitempfinden, und deshalb bin ich auch zu Ihnen gekommen. Sie haben die kleinen Dinger lieb gehabt und sind gut mit ihnen gewesen. Besser als ihr eigner Vater. Ich ärgerte mich eigentlich, daß es alle drei Mädchen waren, und ich nannte sie Minchen, Linchen und Stinchen, weil ich alle andern Namen zu großartig für diese kleinen unschönen Dinger fand. Aber wenn dann zwei von ihnen sich auf einmal allein auf die große Reise machen, und niemand ihnen mehr helfen kann, und wenn man plötzlich weiß, daß man stolz auf sie gewesen ist, und daß nun alles zu spät ist —

Fred Roland war heiser geworden und legte seine schlanken Hände zusammen.

Minchen hat in den letzten Stunden immer von Ihnen gesprochen, Frau Anneli. Sie sagte, sie wäre unartig gewesen, und wollte es nicht wieder tun. Und sie hätte es auch nicht ernst gemeint, was sie gesagt hätte. Ich weiß nicht, welcher Art die kleine Differenz zwischen Ihnen gewesen ist, ich weiß ja nichts von meinen Kindern; aber meine Kleine hat sich in ihren letzten Lebensstunden mit ihrer Bürde gequält, und ich mußte ihr versprechen, die Bestellung an Sie zu übernehmen. Er schwieg und sah mit trocknen Augen vor sich hin. Als er meine bittern Tränen sah, legte er die Hand auf meine.

Sie sind glücklich, Frau Anneli, Sie dürfen weinen. Ich aber, ich muß fast lachen; lachen über den Doktor Eisenbart, zu dem die Leute gelaufen kommen, damit er sie gesund macht. Er gibt sich auch redliche Mühe; versucht alles, opfert seinen Schlaf, seine Gesundheit. Und dann muß er die eignen Menschenblumen,

die in seinem Garten wuchsen, hinwelken sehen und kann nichts, absolut nichts machen.

Sein Gesicht verzog sich so schmerzlich, daß ich mich aufrichtete.

Fred, lassen Sie Ihre Mutter kommen. Sie wird allein Sie trösten können.

Er setzte zum Sprechen an, aber seine Lippen zitterten so stark, daß ich ihn kaum verstehn konnte.

Nein, sagte er mit schwerer Zunge, nein, sie ist mir zu gut für die Klinik, für die neugierigen Leute, für — er hielt inne, denn im Nebenzimmer klang eine scharfe Stimme, und Walter winkte Fred, daß er nach draußen kommen möge. Er ging ohne Abschied, und als Walter nachher zu mir trat, hatte er ein verstörtes Gesicht.

Was war mit Roland? fragte ich, und mein guter Mann versuchte eine ausweichende Antwort zu geben. Aber er kann so schlecht lügen und um den Brei herumgehn.

Frau Päpke war hier, sagte er zögernd. Roland mußte eilig nach Hause kommen; seine Frau ist plötzlich aus ihrem Zimmer verschwunden, und niemand ahnt, wo sie geblieben ist.

Es ist wie ein Wunder, daß ich gesund werde; aber am andern Tage kann ich das Bett schon verlassen und darf Miß Masons Besuch empfangen. Die gute alte Dame zitterte am ganzen Leibe und erklärte weinend, daß der Aufenthalt in dieser Klinik sehr aufregend wäre.

Miß Anneli, was sagen Sie doch zu dieser Geschichte? Ach, die Päpke ist an allem schuld. Sie hat der armen Frau eingebildet, daß sie sterbenskrank wäre, damit sie immer im Bett bleiben sollte, und nun ist sie natürlich wirklich krank geworden. Schon vor Kummer über den Tod der kleinen Mädchen. Und vielleicht hat ihr auch jemand gesagt, daß Frau Päpke auf ihren Tod wartete, um ihren Mann zu heiraten. Die Menschen sind ja oft so böse, Miß Anneli. In der Klinik wird rasend geklatscht, und gestern sind schon zehn Personen abgereist.

Ich versuchte, die gute Miß zu trösten, obgleich mir schlecht genug zumute war; man muß eben den Ereignissen ihren Lauf lassen.

Am Abend desselben Tages wurde die blonde Rosa schon wiedergefunden. Sie hatte sich auf ein Schienengeleise werfen wollen, war aber noch nicht dazu gekommen. Roland zog einen Universitätsprofessor zu Rate, und dieser verordnete eine Nervenheilanstalt.

Den Schluß der Geschichte berichtete mir der alte Herr Stahl. Auch ein Patient von Doktor Roland, der jetzt ebenfalls von Abreisen spricht. Er ist ein etwas verrunzelter Herr und ein Neffe der alten Demoiselle Stahl, die gegen mich, als ich Kind war, sehr liebevoll war. Als sie starb, vermachte sie mir Bilderbücher und auch eine Summes Geldes, die ich niemals erhalten habe. Ich glaube, daß die Erben das Vermächtnis anfochten, und daß mein Onkel Faikenberg sofort für mich auf die Erbschaft verzichtete. Herr Stahl ist nun einer der Erben gewesen, und es scheint mir fast, als hätte er Lust, mir das Geld zu geben. Wenigstens erzählt er sehr umständlich, wie er damals in Geldverlegenheit gewesen sei und es erst im Alter zu etwas gebracht habe. Aber ich gehe nicht auf seine Berichte ein. Wir könnten wohl Geld gebrauchen, aber es ist besser, frei zu sein und arm. Von Herrn Stahl will ich mir nichts schenken lassen.

Herr Stahl schien die Absicht zu merken und wurde nicht verstimmt, sondern sehr mitteilsam. Er berichtete sehr ausführlich über seine Gesundheit, und daß er zweimal die Masern gehabt hätte. Und daß Frau Päpke sich nicht um die kranken kleinen Töchter des Doktors gekümmert hätte, bis es zu spät gewesen sei.

Diese Frau kann ich nicht leiden, setzte der alte Herr hinzu, und wie mir, so geht es vielen Patienten. Besonders denen, die ihr kein Trinkgeld geben. Ja, wenn der Doktor alles wüßte, er würde sie wohl aus dem Hause werfen. Aber er weiß es nicht, und sie ist sehr süß mit ihm.

Als mich Herr Stahl verlassen hatte, ging ich in unserm Garten hin und her und sah den Weg entlang, den die kleinen Rolands so oft gelaufen waren. Nun werden Minchen und Stinchen niemals mehr kommen und ihre Geschichten erzählen, und Minchen hat gut daran getan, sich nicht mit Lernen die Kinderzeit zu verderben.

Ich setzte mich in meine Rosenlaube und atmete den feinen Duft ein. Hier hat die arme kleine Rosa gesessen und viele Rosenblätter abgerissen; nun ist sie selbst ein armes, verwehtes Blatt, das keine Lücke hinterläßt. Und sie war Freds Schülerliebe, und ich habe sie damals beneidet.

Hinter der Hecke klangen Stimmen.

Ach ja, hier wohnt Frau Professor Weinberg. Ich habe sie noch als Anneli Pankow gekannt. Sie war hochmütig und verwöhnt, obgleich sie zu beidem keinen Grund hatte. Sie ist von ganz armer Herkunft, und wenn Herr Doktor Roland sie nicht aus dem Wasser gezogen hätte, dann würde sie nicht so stolz durch die Straßen wandern. Und undankbar ist sie auch; sie wollte sich nicht einmal ein wenig der kleinen Mädchen annehmen, obgleich sie doch nichts zu tun hat. Frau Doktor hat sich genug darüber gewundert, und vielleicht ist sie deswegen nachher so krank geworden, obgleich ich sie treu genug gepflegt habe. Ja, Herr Professor, ich bin treu, ich habe es schon oft bewiesen. Meine zwei verstorbnen Männer sagten es auch —

Ich glaube es Ihnen, sagte eine lachende Stimme, und es war mir, als hörte ich einen Kuß. Vorsichtig lugte ich durch die Hecke. War das Professor Müller, der neben Frau Päpke ging? Aber ich vermochte nicht, sein Gesicht zu sehen.

Als ich wieder ins Haus trat, war Herr Külpe da gewesen, um mich zu sprechen, und das Dienstmädchen hatte geglaubt, daß ich ausgegangen wäre. Es tat mir leid, ihn verfehlt zu haben, aber ich konnte mir nicht denken, was er eigentlich von mir wollte. Seitdem er verlobt ist, hat er nicht mehr bei uns gegessen, ich habe gehört, daß er jetzt zwei Anzüge hat und allmählich in bessere Verhältnisse kommen wird. Ich hoffe, daß er dann auch von den Drehers wegziehen wird; den Anton Dreher kann ich nicht leiden.

Ich habe heute an die alte Frau Roland geschrieben. Sie wird sich meiner kaum noch entsinnen, vielleicht aber weiß sie noch, daß ihr Sohn mir einst das Leben rettete, und daß ich ihm dafür ewige Dankbarkeit schulde. Wenn man weiter zieht auf der Lebensstraße, dann weiß man allerdings nicht, ob es nicht besser ist, jung zu sterben und aller Sorge und Pein aus dem Wege zu gehn. Aber dieser Gedanke ist wohl eine Feigheit, und man muß tapfer sein, solange einem die Sonne scheint.

Die Sonne scheint warm in diesen Tagen. Eine rechte August- und Feriensonne, bei deren Schein Bärenburg langsam einschläft. Der Student ist verschwunden, der Professor hat auch sein Bündel geschnürt, und nur einige Nachzügler, zu denen wir gehören, wissen noch nicht, was sie tun sollen. Von Falkenhorst ist eine dringende Einladung gekommen, und Harald schreibt von dort her zufriedne Briefe. Aber Walter möchte noch etwas arbeiten, seine neuen Vorträge beschäftigen ihn, und die ersten bedürfen der Korrektur. Professor Müller hat ihm geschrieben und ihn sehr liebenswürdig auf einige Irrtümer aufmerksam gemacht. Dieser

Herr ist von den Monreals aufgefordert worden, einige Wochen auf ihrem Schloß in Thüringen zuzubringen. Es gibt dort noch mehr Schätze im Archiv, die der Prüfung warten. Ich habe von Bodild keinen Abschied nehmen können, der Masern wegen, und sie ist niemals eine große Briefschreiberin gewesen. So weiß ich also nicht, was sie mit dem Professor Müller vorhat. Gibt sie ihm ein vergiftetes Zuckerplätzchen, oder hat sie ihre Äußerung ganz vergessen? Ich glaube es. Vornehme Leute haben oft ein schlechtes Gedächtnis.

Heute war ich mit Walter lange spazieren. Das Wetter war herrlich, und der Wald, der sonst widerhallt von Gesang und Gelächter der Studenten, einsam und leer. Als wir langsam durch die hohen Stämme wanderten und das leise zitterige Licht der Sonnenstrahlen mit den Augen verfolgten, erzählte ich Walter, daß ich an die alte Frau Roland geschrieben und sie gebeten hätte, mich auf einige Tage zu besuchen.

Ich mußte es tun, setzte ich hinzu. Eigentlich soll man sich niemals in die Angelegenheiten andrer mischen; ich weiß es wohl. Aber in diesem Fall, wo Roland seinem Verderben entgegenzugehn scheint, muß ich mich wirklich des Umstandes entsinnen, daß er mich einst aus dem Wasser zog. Jetzt sitzt er bis an den Hals darin, und niemand ist da, der ihm die Hand zur Hilfe reicht.

Ich hatte mich in Eifer geredet, und mein Mann lächelte ein wenig. Doch der Tod der kleinen Mädchen hat ihn selbst so sehr erschüttert, daß er geneigt ist, mir manchen schnellen Entschluß zu verzeihen. Er ist ja immer gut gegen mich, manchmal gewiß zu gut.

Hat Frau Roland nicht Hüte und Mützen verfertigt? fragte er, und ich bejahte. Allerdings, sie hat ihren Jungen mit ihrer Hände Arbeit durchgebracht, und zwar ganz allein. Sie ist nie verheiratet gewesen, und Freds Vater hat sie sitzen lassen.

Und wer war dieser Vater?

Ich weiß es nicht; das ist jetzt ja auch einerlei.

Die Geschichte ist eigentlich nichts für dich, Anneli. Besonders die Einladung — Mein guter Mann machte ein klägliches Gesicht, und ich empfand Mitleid mit seiner Hilflosigkeit.

Walterchen, im ganzen stimme ich dir bei. Es ist natürlich nichts für eine Professorenfrau, wenn sie Besuch erhält von jemand, die nicht ihres Standes ist, und die sich dazu eines Vergehens gegen die allgemein geltenden Auffassungen schuldig gemacht hat. Aber muß man nicht von Fall zu Fall entscheiden, und willst du nicht daran denken, daß diese Frau immer sehr gut gegen mich war, als ich klein und oft so schrecklich einsam war? Und darf ich ihr nicht eine kleine Freundlichkeit erweisen? Sieh einmal, sie hat ihren Sohn solange nicht gesehen, und ihre Schwiegertochter ist nie nett gegen sie gewesen. Die kleinen Enkelinnen sind gestorben, ohne daß sie die jemals gesehen hat, und Frau Rosa ist jetzt im Sanatorium. Ist das nicht hart? Und sie hat ihren Sohn so über alle Maßen geliebt und für ihn gesorgt und manche Demütigung geschluckt; ist es da nicht ein Verlangen der Gerechtigkeit, wenn ich sie bitte, sich die Arbeit ihres Sohnes einmal aus der Nähe zu betrachten? Fred muß sich doch auch freuen, seine Mutter wiederzusehen, und in der Klinik braucht man nicht zu erfahren, wer mich besucht.

Ich hatte mich in Eifer geredet, und Walter sagte nichts mehr. Wenn er es getan hätte, würde ich noch gesagt haben, daß wir, die wir glücklich sind, die Verpflichtung haben, andern von unserm Glück mitzuteilen. Aber ich kam nicht mehr dazu.

Als wir heimkehrten, war Herr Külpe wieder dagewesen. Was wollte er nur? Ich fragte es ziemlich ungeduldig, und Walter versprach mir, gleich am nächsten Morgen zu ihm zu gehn und ihn nach seinem Begehr zu fragen.

7

Am andern Morgen kam Walter nicht zu seinem Besuch bei Herrn Külpe, und ich erhielt ein Telegramm von der alten Frau Roland, daß sie meine gütige Einladung, auf einige Tage zu mir zu kommen, mit herzlichem Dank annehmen würde. Habe ich recht gehandelt, oder mische ich mich in Angelegenheiten, die mich nichts angehn? Zum Nachdenken hatte ich keine Zeit. Onkel Willi erschien mit seiner Miß Mason, um Abschied zu nehmen. Er zieht schon in den nächsten Tagen auf sein Schloß, freut sich wie ein Kind auf die bekannten Stätten und lud mich dringend ein, ihn zu besuchen. Heute wollte er mit mir eine Ausfahrt nach einer alten Ruine machen, von der er viel gehört hat, und die ungefähr eine Tagesfahrt von hier entfernt liegt. Ich hatte immer Lust, einmal das alte Gemäuer zu sehen, bin aber niemals dazu gekommen, und Walter riet mir sehr zu, die Einladung anzunehmen.

Der Tag war herrlich. Als wir im Wagen saßen, und Onkel Willi in seiner mir so gut bekannten träumerischen Art zu sprechen begann, da konnte ich mir einbilden, noch ganz jung zu sein. Und war ich es nicht? Walter spricht manchmal davon, daß der Herbst für ihn kommt; er fängt auch an, grau zu werden. Aber in mir spüre ich noch den Sommer, besonders an einem Tage wie heute, wo die ganze Welt in Sonnenglanz getaucht liegt.

Die Ruine war schön. Altes Gemäuer, alte Bäume, die im Schloßhof stehn. Hier ist auch noch ein alter, leerer Brunnen, und wenn man in ihn blickt, soll man ganz, ganz unten sein Schicksal sehen. Ich habe nichts gesehen.

Es war spät, als wir heimkehrten, und ich von dem Onkel vor unsrer Tür abgesetzt wurde. Walter erwartete mich an der Haustür, und es fiel mir auf, daß seine Stimme nicht so herzlich klang wie sonst. Er war auch sehr blaß.

Was hast du? fragte ich, als wir zusammen im Eßzimmer standen, wo mir das Mädchen Brot und Milch hingestellt hatte.

Er machte eine abwehrende Bewegung.

Laß das Fragen. Morgen will ich dir berichten, daß ich einen Verdruß gehabt habe.

In diesem Augenblick klingelte es an der Haustür, und der Bote brachte eine Depesche. Ich riß sie auf; denn Depeschen machen mich immer erregt.

Ist Harald bei euch? Seit heute früh suchen wir ihn vergebens. Ich starrte noch auf die Worte, als mir Walter das Blatt aus der Hand nahm und es ebenfalls las.

Ich fürchtete es schon, sagte er für sich.

Was ist geschehen?

Meine Stimme klang mir selbst fremd, und als Walter meine Hand faßte, entzog ich sie ihm. Da drückte er mich sachte in einen Stuhl.

Es ist geschehen, daß sich Harald im Verein mit seinem Schulkameraden Dreher seit einem Jahre wohl schon die Aufgaben, die er haben sollte, vor allem die Extemporale, von Herrn Külpes Schreibtisch genommen und niemals ordentlich gearbeitet, sondern eigentlich nur abgeschrieben hat. In den letzten Tagen ist die Geschichte herausgekommen, und zwar durch Dreher, der schließlich mit einem Schlüssel an des Lehrers Pult gegangen ist. Herr Külpe ist gleich bei dir gewesen,

um dir die Sache zu berichten; er hat dich zweimal nicht getroffen. Heute nachmittag war ich bei ihm, und er berichtete mir alles. Er ist sehr niedergeschlagen, weil er sich selbst beschuldigt, nicht immer alle seine Papiere verschlossen zu haben, und weil er hätte merken müssen, daß die Drehers ihn deswegen so billig im Hause hatten, weil sie auf diese Art hofften, ihren Jungen durch die Klassen zu bringen. Als ob er sein ganzes Leben nur abzuschreiben brauchte!

Walter sprach ganz ruhig. Dabei hielt er meine Hand und streichelte sie leise.

Du sollst es dir nicht so schwer zu Herzen nehmen, Anneli. Harald ist verführt worden, und ich selbst schreibe mir einen großen Teil der Schuld zu. Ich habe zuviel Wert darauf gelegt, daß er im Lateinischen vorwärts käme, und ihn auch wohl einmal angefahren, wenn er es nicht tat. Wir müssen versuchen —

Ich unterbrach ihn. Harald hat mich ein ganzes Jahr belogen, mein eigner Junge, dem ich immer sagte, daß ich die Lügner verachtete. Er konnte das übers Herz bringen?

Walter nahm das Telegramm und hielt es mir unter die Augen.

Dreher wird ihn benachrichtigt haben, daß alles entdeckt ist. Wohin ist er gelaufen?

Ja, wohin war mein Junge, mein Stolz und meine Freude, der Lügner und Betrüger, gelaufen? Ich schrie laut und wäre hingefallen, wenn mich Walter nicht gehalten hätte. Das war das Ende dieses Tages.

Aber der Tag ist doch noch barmherziger als die Nacht mit ihren raunenden Stimmen. Ich wanderte ruhelos durch die Räume meines Hauses und horchte auf den Wind, der die Bäume rauschen machte. Hin und wieder flatterte ein Vogel vom Nest, oder ein Käuzchen klagte leise. Ich horchte auf alles, und dann stieg die Kindheit vor mir auf. Ich erlebte noch einmal die Nacht, wo meine Kindheitsgenossin Christel von mir ging, um nie wieder zu kommen. Sie hatte Torheiten begangen, und sie fürchtete die Strafe, sodaß sie den Tod suchte und fand. An ihrem Grabkreuz hatte ich gestanden und hatte gebetet: Lieber Jesu, bleib bei mir, sei du meines Lebens Zier. Steh mir bei im Erdenleide bis zur ew'gen Himmelsfreude.

Ich faltete die Hände und flüsterte die Worte vor mich hin. Lange, lange hatte ich ihrer nicht gedacht. Ach, man vergißt so vieles.

Eine warme, kleine Zunge leckte mir plötzlich die Hand, und ein dicker kleiner Körper drückte sich neben mich. Es war Haralds Hund, der in der Küche sein Dasein fristet. In aller dieser Zeit habe ich ihn kaum gesehen und nicht an ihn gedacht. Nun ist er plötzlich da, und ich nehme ihn auf den Schoß und horche weiter auf die raunenden Stimmen.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 26. Juli 1908

(Die Reise des Präsidenten Fallières. Die jungtürkische Bewegung und die Türkei als Verfassungsstaat. Begegnung König Eduards mit Kaiser Wilhelm. Lord Cromer. Panslawistisches.)

Man ist nachgerade daran gewöhnt, daß die persönlichen Begegnungen der Monarchen, Staatsoberhäupter und leitenden Staatsmänner lange Zeit vorher zu den ausschweifendsten Phantasien und Kombinationen benutzt werden. Natürlich hält der nachfolgende Verlauf der Ereignisse nicht immer, was diese Kombinationen zu versprechen schienen. Aber darum bleiben die erwähnten persönlichen Begegnungen doch bedeutungsvoll als ein ganz der modernen Zeit angepaßtes politisches Verständigungsmittel. Gegenwärtig ist das Oberhaupt der französischen Republik auf einer solchen politischen Besuchsreise begriffen. Nachdem Präsident Fallières in diesem Jahre seinen offiziellen Besuch in London abgestattet hatte, lag es im Sinne der französischen Politik nahe, daß er auch in St. Petersburg erschien. Und da eine Reise des französischen Staatspräsidenten nach Rußland wegen der geographischen Unbequemlichkeit, die durch die Lage des Deutschen Reichs gegeben ist, notwendig zur See erfolgen muß, so konnte ein Besuch bei den nordischen Höfen, deren drei Throne in den letzten Jahren neu besetzt worden sind, sehr einfach damit verbunden werden. Wir haben natürlich keine Veranlassung, über die Reise des Präsidenten Fallières irgendwelche Beklemmungen zu empfinden, da sie an der bestehenden Lage schwerlich etwas ändern wird. Daß sie von deutschfeindlichen Kreisen zur Stimmungsmache benutzt wird, ist beinahe selbstverständlich. Weniger selbstverständlich ist, wie plump das manchmal angefangen wird. So zog ein polnisches Blatt eine Parallele zwischen Frankreich und Dänemark als zwei Länder, die beide durch einen unglücklichen Krieg wertvolle Grenzprovinzen verloren hätten und so durch gemeinsame Trauer und gemeinsamen Haß verbunden seien. Sehr angenehme Empfindungen wird die Art dieses Vergleichs zwischen der Großmacht Frankreich und dem kleinen nordischen Staat in Frankreich selbst schwerlich hervorrufen, wenn man davon Kenntnis erhalten sollte. Die französischen Blätter sind in ihrer Mehrzahl vernünftig genug, die Reise ihres Präsidenten einfach als ein Symptom der friedlichen Gesinnung Frankreichs und seines Vertrauens in die Weltlage zu kennzeichnen. In diese Betrachtungen mischt sich mitunter der Ausdruck einer heimlichen Erwartung, die man andeuten, aber doch um keinen Preis eigentlich eingestehn will. Man denkt nämlich daran, daß die Hohenzollern, die deutsche Kaiserjacht, die den Kaiser von seiner Nordlandfahrt heimwärts und dann wieder das Kaiserpaar nach Stockholm führt, dieselben Gewässer zu passieren hat, durch die auch Fallières den Kurs nimmt. Wie leicht könnte es da eine Begegnung geben, ein Ereignis von einer gewissen pikanten Merkwürdigkeit, gleichsam vom Zufall herbeigeführt und doch nicht ganz der Absichtlichkeit entbehrend, so ganz dem sonderbaren Verhältnis entsprechend, das hinter dem offiziellen Haß Frankreichs gegen den Enkel des Siegers von Sedan doch die heimliche Liebe für die die gallische Phantasie seltsam lockende Persönlichkeit des deutschen Herrschers hervorblicken läßt. Der Kaiser hat ja auch das manövrierende englische Geschwader auf seiner Fahrt nach Norden unvermutet getroffen; wer weiß, was sich noch weiter ereignen kann! In Deutschland freilich urteilt man sehr kühl und skeptisch über diese jedenfalls von unsrer Seite nicht beabsichtigte Möglichkeit. Ja es würde sich wohl bei einer Umfrage herausstellen, daß die Mehrheit

der deutschen Bevölkerung eine Begegnung des Kaisers mit dem Präsidenten nicht wünscht, gewiß nicht aus Feindseligkeit gegen Frankreich, sondern weil Proben und Erfahrungen genügsam bewiesen haben, daß alle Versuche, die französisch-deutschen Beziehungen über den Charakter kühler Korrektheit hinauszuführen, verfrüht sind, und es darum besser ist, durch solche Vorgänge, wie es ein persönliches Zusammentreffen der Staatsoberhäupter sein würde, keine Irrtümer herbeizuführen, die vielleicht die Ursache unangenehmer Rückschläge werden könnten. Man muß die Früchte reifen lassen; künstlich nachhelfen kann man da nur wenig.

Wir haben in unsrer letzten Betrachtung die mazedonische Frage soweit beleuchtet, als sie in Beziehung zu der Gesamtpolitik der europäischen Großmächte, insbesondre Englands steht. Noch nicht erwähnt hatten wir die ziemlich unerwartet einsetzende jungtürkische Bewegung, die sich inzwischen zu großer Bedeutung entfaltet hat. Und schon ist eine der merkwürdigsten Wirkungen eingetreten, an deren Möglichkeit noch vor wenigen Tagen niemand gedacht hat, nämlich der Entschluß des Sultans, die seit einunddreißig Jahren nicht mehr beachtete Verfassung wiederherzustellen.

Daß sich bei dem Versuch, die Autonomie Mazedoniens von der Pforte zu ertrotzen, das türkische Selbstgefühl stärker als früher regen würde, war zu erwarten. Als nun die ersten Nachrichten kamen, daß in Mazedonien und Albanien unter den Truppen Unruhen ausgebrochen seien, daß höhere Offiziere von jüngern Untergebnen ermordet worden seien, und daß die Bewegung den Charakter einer jungtürkischen Verschwörung zeige, da schien die Auffassung berechtigt, daß die Einmischung der europäischen Mächte und der beständig auf die Entschließungen des Sultans geübte Druck die unmittelbare Ursache der Erbitterung sei. Das ist gewiß auch richtig, aber es kommen weitere Ursachen einer tiefgehenden Unzufriedenheit und Erbitterung hinzu, die in innerpolitischen Verhältnissen zu suchen sind. Das alte Übel der türkischen Zivil- und Militärverwaltung, das in der unregelmäßigen Soldauszahlung zum Ausdruck kommt, wird in neuerer Zeit immer schärfer empfunden, weil es den türkischen Beamten und Offizieren durch ihre häufigere und nähere Berührung mit Ausländern deutlicher bewußt wird. Man kann es ihnen nachfühlen, daß sie anfangen, diese Verhältnisse als unwürdig zu empfinden. Und dabei wissen und erfahren sie zur Genüge, wie an andern Stellen und zu andern Zwecken öffentliche Gelder geradezu verschleudert werden. Noch drückender empfinden sie das Spitzelwesen, dem sie ausgeliefert, von dem sie überall umgeben sind. Dabei sind sie aber durchaus keine Revolutionäre; sie sind ihrem Glauben und dem Sultan treu ergeben.

Was bei dieser ganzen Bewegung am meisten überraschte, das waren die Anzeichen, die auf eine lange, systematische Vorbereitung schließen ließen. Zuerst glaubte man wohl noch, daß es sich nur um wenige Unzufriedne handle, die den Augenblick zum Losschlagen für gekommen hielten. Nach wenigen Tagen war kein Zweifel mehr, daß eine weitgehende Übereinstimmung bis in die Kreise der höhern Offiziere hinein herrschte, daß es nicht vereinzelte Meutereien waren, sondern daß die mazedonischen und albanischen Armeekorps mit ihren Forderungen politischer Reformen bittern Ernst machten.

Das war alles vorbereitet und im Werke gewesen, ohne daß die Späherorganisation, deren Fäden im Yildiz Kiosk zusammenlaufen, eine Ahnung davon hatte, geschweige denn daß die verantwortlichen Behörden etwas davon erfahren und den Sultan unterrichtet hatten. Auf diese Erfahrung war — so scheint es — Sultan Abdul Hamid denn doch nicht gefaßt, und man kann es sich wohl denken, daß er einen tiefen Eindruck davon empfing. Die nächste Folge war die Entlassung

des Großwesirs Farid Pascha, dem der Padischah das Vorgefallne wohl um so schärfer anrechnen mochte, als Farid selbst Albanese ist. Der neue Großwesir Said Pascha — man hat ihn zum Unterschied von andern türkischen Staatsmännern gleichen Namens immer den „kleinen Said", Kütschük Said, genannt — wurde wahrscheinlich vom Sultan, dessen Vertrauen er nicht immer besessen hat, deshalb gewählt, weil ihm der Ruf der Reformfreundlichkeit und eines gewissen Anglophilentums vorausging. Kütschük Said hatte in dem ersten türkischen Parlament, das bald nach der Thronbesteigung Abdul Hamids 1876 unter dem Einfluß Midhat Paschas berufen und nach wenigen Monaten wieder heimgeschickt worden war, dem Senat angehört; er galt als einer der Mitarbeiter an der damaligen Verfassung. Damit bereitete der Sultan die Ankündigung vor, die wenige Tage nach dem Wechsel im Großwesirat folgte: die Einberufung eines neuen Parlaments, vorläufig anscheinend auf Grund derselben Verfassung, die niemals förmlich aufgehoben wurde, aber doch seit einunddreißig Jahren in der Versenkung verschwunden ist.

Wie wird dieser bedeutsame Schritt weiter verlaufen, und was für Folgen wird er haben? Die Frage ist jetzt natürlich noch nicht endgiltig zu beantworten. Aber dieser Entschluß des Sultans zeigt jedenfalls, wie ernst er die Lage auffaßt, wie er von der Überzeugung durchdrungen sein muß, daß sein bisheriges System völlig versagt hat, und daß etwas Besondres und Entscheidendes geschehen muß, um seine Autorität bei der Armee und das Vertrauen zwischen dem Hause der Osmanen und den besten Elementen der türkischen Nation wiederherzustellen. Und in dieser Erkenntnis hat der staatskluge und erfahrne Herrscher nicht einen Augenblick gezögert, sofort ganze Arbeit zu machen und den Übergang zur konstitutionellen Staatsform zu verkünden. Er weiß freilich auch, daß es den Jungtürken auf die Verfassung selbst eigentlich gar nicht so sehr ankommt, wenn unter Festhaltung der nationalen Rechte der Türken und der Integrität des Reichs das Vertrauen auf die Abstellung der schlimmsten Mißbräuche befestigt wird. Denn die Jungtürken wollen als entschiedne Mohammedaner und getreue Untertanen des Sultans die aus dieser Stellung folgenden rechtlichen Grundanschauungen nicht erschüttert sehen; sehr schwer jedoch ist das Recht des Korans mit den Rechtsgrundlagen des modernen Verfassungsstaates in Einklang zu bringen. Man steht also noch vor manchem Fragezeichen.

Näher geht uns freilich die Frage an, ob die Stellung der Mächte durch den Entschluß des Sultans eine Änderung erleidet. Einstweilen wird das nicht der Fall sein. Wenn die ersten Nachrichten über die jungtürkische Bewegung den Gedanken an eine europäische Intervention auftauchen ließen, so zeigte sich auch sehr bald die allgemeine Abneigung gegen einen solchen Versuch. Seit aber die Einberufung eines türkischen Parlaments bekannt geworden ist, denkt erst recht niemand daran, sich in diese Fragen einzumischen.

Das wirkt natürlich auch auf die allgemeine Lage beruhigend, und die gleiche Wirkung darf man von der am 11. August in Homburg stattfindenden Zusammenkunft König Eduards mit Kaiser Wilhelm erwarten. Diese Begegnung wird hoffentlich dazu beitragen, daß die in letzter Zeit wieder gelegentlich bemerkbare allgemeine Spannung in der europäischen Lage nachläßt. Vorläufig wird dadurch eine ganze Reihe von Kombinationen, die von Gegnern unsers Reichs angestellt worden waren, Lügen gestraft.

Erst in der letzten Woche hatte ein Vorgang im britischen Oberhause in einem Teil unsrer Presse und an der Berliner Börse eine Auslegung gefunden, die von hochgradiger Nervosität zeugte. Wir meinen die kriegerischen Befürchtungen, die

von Lord Cromer angeblich ausgesprochen worden sein sollen. Lord Cromer schwebt uns immer noch vor als der Mann, der in Ägypten eine der schwierigsten Aufgaben, die der Staatskunst und Kulturarbeit gestellt werden konnten, ruhmvoll und glänzend gelöst hat. So hat man den Worten, die er jetzt als Mitglied des Oberhauses gesprochen hat, unwillkürlich ein Gewicht beigelegt, das sie nicht haben. Auch konnte die Deutung, die man ihnen gegeben hat, nur dadurch möglich werden, daß man sie aus ihrem Zusammenhange riß. Lord Cromer hielt es für nötig, darauf aufmerksam zu machen, daß sich der Staat in einer Zeit und einer Weltlage, die an allen möglichen Spannungen reich ist und die Möglichkeit eines Weltkriegs nicht ausschließt, nicht finanziell festlegen und sich nicht der Verfügung über bedeutende Mittel begeben dürfe. Das ist eine Mahnung, die uns Deutschen so selbstverständlich erscheint, daß, wenn sie aus dem Munde eines deutschen Politikers kommt, wir kaum darauf achten und uns höchstens wundern, wenn ausländische Stimmen darüber Unruhe verraten. Als uns jetzt die gleiche selbstverständliche Mahnung, aus ihrem Zusammenhange gelöst, von einem englischen Staatsmann berichtet wurde, glaubte man sie nicht anders deuten zu können als durch die Annahme, Lord Cromer habe eine kriegerische Verwicklung in Aussicht stellen wollen. Erst hinterher merkte man, daß man einen Gedanken aus dem Nebensatz in den Hauptsatz gestellt hatte. Die allgemeine Behauptung, daß ein Großstaat immer daran denken müsse, wie leicht sich in unsrer Zeit in kurzer Frist ein Zusammenstoß verschiedner Interessen und damit ein kriegerischer Konflikt ergeben kann, wird bei uns am allerwenigsten beanstandet werden können. Es fragt sich nur, zu welchem Zweck und in welchem Zusammenhange dieser Gedanke ausgesprochen wird. Das war in diesem Falle einfach genug. Im britischen Oberhause wurde der Gesetzentwurf über die Altersversorgung beraten, und Lord Cromer war, wie gerade in England viele der alten grundsätzlichen Freihandelsfreunde, der Meinung, daß die soziale Fürsorge dieser Art über kurz oder lang zum Schutzzollsystem führen müsse. Und da er weiter glaubt, daß das Schutzzollsystem die Möglichkeiten internationaler Konflikte vermehrt, während die vom Staat übernommnen neuen Fürsorgepflichten große Kapitalien festlegen, so glaubte er von seinem politischen Standpunkt aus die Warnung aussprechen zu müssen, der Staat solle die Möglichkeit, im Fall eines baldigen Krieges auch die Mittel zur Verfügung zu haben, nicht aus dem Auge verlieren. Daraus den Gedanken abzuleiten, Lord Cromer habe zum Kriege mit Deutschland treiben wollen, liegt nicht die geringste Veranlassung vor.

Feindselige Treibereien gegen Deutschland gruppieren sich um andre Mittelpunkte. Besonders rührig ist in diesem Punkte die slawische Welt. Zwar hat der allslawische Kongreß, der kürzlich in Prag tagte, ebenso wie die vorangehende Versammlung in St. Petersburg, betont, daß die slawische Gemeinschaft nur eine geistige und kulturelle, keine politische sei, aber das wirklich einigende Prinzip dieser Bewegung ist lediglich die Feindschaft gegen das Deutschtum, und diese findet ihren Ausdruck doch zuletzt auf politischem Gebiete. Alles übrige ist mehr oder weniger Verbrämung und Maske. Eine positive politische Verbrüderung aller Slawen ist allerdings eine Utopie. Unter den Südslawen vertragen sich Serben und Bulgaren nur schlecht, und bei dem Greifen nach der mazedonischen Beute fehlte schon vor einigen Tagen nicht viel daran, daß sich die beiden „Brüdernationen“ gegenseitig an die Kehle sprangen. In Galizien werden die Ruthenen von den Polen geknechtet, und ob die Harmonie zwischen Polen und Tschechen allen Stürmen gewachsen ist, erscheint mindestens zweifelhaft. Was aber Polen und Russen anlangt, so sind die polenfreundlichen Anwandlungen der russischen Fortschrittler nur

ein schlechter und ungenügender Beweis für den Ausgleich der so weit auseinanderklaffenden Interessen. Der Dziennik Poznanski leitete kürzlich einen Abschnitt seiner Betrachtungen über den Prager Kongreß mit den Worten ein: „Die Frage der slawischen Solidarität ist in erster Linie eine polnisch-russische Frage. Solange Rußland die Polen drangsaliert, ihnen jede Bewegungsfreiheit hemmt und ihnen den Weg zur nationalen und kulturellen Entwicklung versperrt, kann offenbar von Verständigung unter den Slawen nicht die Rede sein."

Die Brüderlichkeit, die in diesen Sätzen zum Ausdruck kommt, ist nicht sehr groß. Aber man darf nicht vergessen, daß der Haß ein noch besserer Kitt ist als die Liebe, und dasselbe Blatt, das das soeben angeführte Bekenntnis über die polnisch-russischen Beziehungen niederschrieb, pries erst vor kurzem das neuerwachte Interesse für den Panslawismus als den Beginn einer Bewegung für die über kurz oder lang bevorstehende weltgeschichtliche Auseinandersetzung zwischen Deutschtum und Slawentum. Man wird deshalb dieser Bewegung die größte Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

Die indirekte Besteuerung in Deutschland, England, Frankreich und Amerika. Der Vorwärts hat dieser Tage an der Hand der von zwei englischen Gelbbüchern veröffentlichten Daten über deutsche und englische Arbeiterbudgets wiederum Gelegenheit zu finden geglaubt, sich über die elende Lage der deutschen Arbeiterschaft entrüsten zu dürfen. Diese Gelbbücher sind nun mittlerweile von der englischen Regierung selbst wieder aus dem Verkehr gezogen worden, weil sich die darin veröffentlichten Angaben als zu unzuverlässig erwiesen haben. Es ist in der Tat eine eigne Sache mit diesen sogenannten Haushaltungsbudgets, es ist da willkürlichen Verallgemeinerungen Tür und Tor geöffnet. Wirklich einwandfreie Vergleiche über die Lage der Massen ermöglicht zurzeit nur die Steuer- und Konsumstatistik. Und gerade da ist in den letzten Wochen eine äußerst wertvolle englische Arbeit erschienen, die die Gelehrten des Vorwärts allerdings übersehen haben. Diese Arbeit ist betitelt:

S. Rosenbaum, Food Taxation in the United Kingdom, France, Germany and the United States. (Journal of the Royal Statistical Society, Vol. LXXI, Part 2. 30th June 1908, pg. 319—380.)

Rosenbaum untersucht in sehr sorgfältiger Weise den Ertrag der Zölle auf Kolonialwaren, Zucker, Tabak und Nahrungsmittel sowie die innere Besteuerung von Getränken, Tabak und Nahrungsmitteln für die Jahre 1870, 1875, 1880, 1885, 1890, 1895, 1900, 1901 bis 1906 getrennt für das Vereinigte Königreich, Frankreich, Deutschland und die Vereinigten Staaten. Seine Hauptergebnisse hat er auf Seite 358 zusammengefaßt. Danach betrug die Prokopfbelastung in Pfund Sterling oder in Mark:

	Vereinigtes Königreich		Frankreich		Deutschland		Vereinigte Staaten	
	Pfund Sterling	Mark	Pfund Sterling	Mark	Pfund Sterling	Mark	Pfund Sterling	Mark
1870	1,31	26,72	0,63	12,85	—	—	0,97	19,17
1875	1,35	27,54	1,05	21,42	0,30	6,12	0,74	15,10
1880	1,22	24,88	1,17	23,86	0,37	7,54	0,73	14,90
1885	1,25	25,50	1,15	23,46	0,53	10,82	0,70	14,28
1890	1.22	24,88	1,23	25,09	0,70	14,28	0,77	15,71
1895	1,24	25,30	1,28	26,12	0,62	12,65	0,57	11,63
1900	1,42	28,79	1,34	27,33	0,73	14,89	0,95	19,38
1903	1,61	32,84	1,28	26,11	0,73	14,89	0,88	17,95
1906	1,50	30,60	1,27	25,90	0,78	15,91	0,88	17,95

Eine weitere Übersicht (S. 360) weist den Steuerertrag aus Nahrungsstoffen und Kolonialwaren, Getränken und Tabak nach. Die Prokopfrate stellt sich da folgendermaßen dar:

1906

	Nahrungsstoffe und Kolonialwaren	Getränke	Tabak
	Mark pro Kopf	Mark pro Kopf	Mark pro Kopf
England	6,65	17,75	6,32
Frankreich	8,36	9,58	7,75
Deutsches Reich	10,00	4,48	1,43
Vereinigte Staaten . . .	3,47	10,81	3,67

Die Geringfügigkeit der Belastung von Getränken als: Bier, Wein, Branntwein und von Tabak in Deutschland gegenüber der in den andern verglichnen Staaten leuchtet ohne weiteres ein.

Man könnte nun einwenden, daß vielleicht der Branntwein-, Bier- und Tabakkonsum in Deutschland infolge der „elenden Lage" der Volksmassen ein sehr geringer ist. Dies ist nicht der Fall. Der Deutsche konsumiert vielmehr um 60 Prozent mehr Branntwein als der Engländer oder Amerikaner; in Deutschland beträgt die Prokopfrate an absolutem Alkohol 4 Liter, in England und Amerika je 2,3 bis 2,4. Auch der Bierkonsum ist in Deutschland nur um ein geringes niedriger als in England (hier 115 bis 120, in England etwa 125 Liter), aber um ein Drittel höher als in Amerika. In Frankreich spielt freilich der erhöhte Weingenuß eine große Rolle; der Franzose hat den höchsten Alkoholkonsum. Was den Tabakkonsum anlangt, so beträgt dieser in England nur 2 Pfund englisch = 0,9 Kilogramm auf den Kopf, in Frankreich 1,1 bis 1,2 Kilogramm, in Deutschland dagegen 1,7 Kilogramm!

Yves Guyot hat in einer Diskussion zu dem Bericht von Rosenbaum bemerkt, daß man in Frankreich die Belastung der Konsumenten infolge der Nahrungsmittelzölle höher veranschlagen müsse. Man müsse annehmen, daß etwa 70 Millionen Meterzentner Weizen in den innern Verkehr übergehn, woraus sich eine Belastung von 350 Millionen Franken ergebe. Desgleichen würde durch die Fleisch- und Viehzölle eine Belastung von etwa 150 Millionen hervorgebracht. Insgesamt müsse man also noch mit 500 Millionen Franken Mehrbelastung rechnen, woraus sich etwa 13 Franken auf den Kopf der Bevölkerung ergeben.

Wenn man die Guyotsche Berechnung auf Deutschland überträgt, dürfte, weil in Deutschland der Roggenkonsum den Konsum von Weizen um das Doppelte übertrifft, und der Roggen um etwa 10 Prozent geringer belastet ist, mit einer Mehrbelastung von höchstens 10 Mark auf den Kopf, die durch die Nahrungsmittelzölle verursacht werden, gerechnet werden können.

Die Minderbelastung der deutschen Bevölkerung gegenüber der englischen und der französischen ist also immerhin recht beträchtlich. Sie würde England gegenüber immer noch 4,7 Mark auf den Kopf der Bevölkerung, Frankreich gegenüber 10,60 Mark betragen.

In bezug auf die Union scheint allerdings eine Mehrbelastung vorzuliegen; allein es ist zu beachten, daß die Verteuerung des Zuckers für den innern Konsum durch die Steuern nicht voll erfaßt wird. Die gesamte Zuckersteuer hat in der Union im Jahre 1906 52,6 Millionen Dollars betragen, während die Gesamtverteuerung durch den Zoll (der im Inlande produzierte Zucker zahlt keine Steuer, desgleichen ist der Zoll für eingeführten kubanischen Zucker recht mäßig) auf 128 Millionen zu rechnen ist. Konsumiert worden sind in der Union im Jahre 1906 2,86 Millionen Tonnen Zucker. Rechnet man die Belastungsmöglichkeit zu 2 Cents für das Pfund (= dem Zollsatze für eingeführten Rübenzucker), so sind das 128 Millionen Dollar. Es würde sich also in Wirklichkeit eine Mehrbelastung von 3,67 Mark

auf den Kopf der Bevölkerung der Union herausrechnen lassen gegenüber den Angaben von Rosenbaum. Desgleichen sind von Rosenbaum die außerordentlich hohen Lizenzen, die die Getränkeverkäufer in Amerika bezahlen müssen, nur zu einem kleinen Teil erfaßt: sie betragen nicht $1^1/_2$ Millionen Pfund Sterling jährlich (S. 353), sondern etwa 11 bis $11^1/_2$ Millionen. Die Getränkelizenzabgaben erhöhen somit die Belastung des Amerikaners um weitere $2^1/_2$ Mark, sonstige Lizenzen (die 1902 etwa 19,8 Millionen Dollar einbrachten), um 1 Mark. Die Gesamtbelastung der Getränke und Nahrungsmittel des Amerikaners stellt sich also ebenfalls auf über 25 Mark, d. h. auf den Betrag, den man für Deutschland im ungünstigsten Falle, bei recht hoher Einschätzung der Wirkung der Getreide- und Fleischzölle, finden könnte.

Zur Geschichte des preußischen Wahlrechts. Der frühere nationalsoziale Abgeordnete von Gerlach hat in seiner Schrift „Die Geschichte des preußischen Wahlrechts" (Berlin, Buchverlag der „Hilfe", 1908) vielerlei Material aus den Parlamentsberichten und andern Quellen zusammengetragen. Wenn wir den Fleiß, den er darauf verwandt hat, gern anerkennen und ihm für seine Sammlung dankbar sind, so müssen wir doch hervorheben, daß er eine geschichtliche Darstellung ganz und gar nicht geliefert hat. Es fehlt ihm durchaus an historischem Verständnis. Er beurteilt die Menschen nach seinem Maßstab und kanzelt sie ab, wenn sie andrer Meinung sind, während es doch die Aufgabe des Historikers ist, in erster Linie die Vergangenheit aus ihren Voraussetzungen zu verstehn. So berücksichtigt Gerlach nicht, daß der klassische Liberalismus von dem unbedingt gleichen Wahlrecht nichts wissen wollte, auch der geheimen Abstimmung nicht sonderlich geneigt war. In Gerlachs Augen sind die Liberalen, die dem von ihm gewünschten Wahlrecht widersprechen, Abtrünnige oder wenigstens charakterschwache Menschen (bezeichnend ist zum Beispiel die höhnische Art, mit der er [S. 95] Twesten behandelt, weil er Bedenken gegen das allgemeine und direkte Wahlrecht geäußert hat). Tatsächlich aber haben sie sich doch in vollkommner Übereinstimmung mit ihren Parteigrundsätzen befunden. Amüsant ist es, daß Gerlach im Vorwort erklärt, er habe nur eine kritische Materialiensammlung geben und seine eignen Ansichten in den Hintergrund treten lassen wollen. In Wahrheit drängt er diese keineswegs „in den Hintergrund", sondern hält sie uns, wie ja auch schon aus den erwähnten Urteilen über die angeblich abtrünnigen Liberalen hervorgeht, recht dicht vor die Nase. Den Kartellreichstag von 1887 zum Beispiel nennt er „berüchtigt" (S. 104), obwohl doch ein andrer Ausfall der Wahlen damals Deutschland in große Gefahr gebracht hätte, und obwohl dem Siege der Kartellparteien zweifellos auch — Herr von Gerlach selbst zugejubelt hat! Wenn aber nach seiner Meinung sein mit so schroffen Urteilen vollgestopftes Buch noch keine „eignen Ansichten" enthält, wie muß dann erst ein Buch aussehen, dem er mit Bewußtsein „eigne Ansichten" einfügt! B.

Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer von Dr. Robert Forrer. Mit 3000 Abbildungen. Berlin und Stuttgart, W. Spemann (1908). VIII und 940 Seiten Lexikonoktav. In diesem Werke hat der Verfasser (in Straßburg) auf Grund langjähriger Studien ein ungeheures Material in übersichtlicher Ordnung aufgehäuft, das das gesamte Altertum im weitesten Sinne, nicht nur die sogenannte Prähistorie, sondern auch den antiken Orient, soweit dessen Denkmäler zur Vergleichung in Betracht kommen, und auf der andern Seite die sich aus dem Altertum entwickelnde frühchristliche Kultur bis zur vollen Begründung der germanischen Herrschaft im Westen, dem Siege der Araber im Osten, also etwa bis 650 n. Chr. zusammenfaßt. Die innere Berechtigung dazu sieht er darin, daß in

den letzten, an Entdeckungen so überaus reichen Jahrzehnten die bisherigen Grenzen zwischen jenen lange getrennten Wissensgebieten gefallen sind, da man endlich dazu gelangt ist, die sogenannten prähistorischen Altertümer mit Hilfe der sicher datierten ägyptischen Denkmäler zeitlich einigermaßen zu fixieren. Ausreichende Literaturangaben sind den einzelnen wichtigern Artikeln (über 2000) beigefügt, vor allem aber eine Fülle von Abbildungen (im ganzen 3000), viele auf besondern Tafeln. Manche sind zu klein, aber das sind meist solche, die man anderwärts leicht in größerer Ausführung finden kann; die meisten erfüllen völlig ihren Zweck, viele werden hier zum erstenmal veröffentlicht. In Einzelheiten einzugehn, ist hier unmöglich; jede Stichprobe zeigt die volle Sachkunde des Verfassers. Hier und da wird sich ja auch eine Ausstellung machen lassen; so gibt der Artikel „Schiffe" von dem antiken Seewesen namentlich der griechischen Blütezeit mit ihren ausgebildeten Ruderschiffen keine genügende Vorstellung, und auch das Abbildungsmaterial ist hier unzureichend. Aber was will das sagen gegenüber dem unabsehbaren Reichtum an Mitteilungen, vor allem über die prähistorische Zeit! Das Verdienst dieser Riesenleistung, die der Verfasser ohne Mitarbeiter bewältigt hat, wird dadurch nicht im mindesten verringert, und den Zweck, dem Spezialforscher einen raschen und klaren Überblick über ihm ferner liegende Gebiete zu ermöglichen, hat er sicherlich erreicht. *

Südbayern, Tirol und Salzburg, Ober- und Nieder-Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 66 Karten, 12 Plänen und 8 Panoramen. 33. Auflage. Leipzig, Verlag von Karl Baedeker, 1908. Sobald die ersten Touristen in die Alpen schwirren und als Talschleicher oder Gipfelstürmer frische Lebenskräfte und Erholung von den Strapazen der Winterarbeit suchen, pflegt auch eine neue Auflage des Baedeker zu erscheinen. Die vorliegende ist wieder an Seitenzahl bedeutend gewachsen (664), trotzdem ist das Buch handlich und verhältnismäßig leicht, da der Verlag sehr dünnes aber doch festes Papier verwandt hat. Die neuen Gebirgsbahnen sind schon berücksichtigt worden; so finden wir die Tauernbahn von Gastein bis Spittal, die Bahn von Bruneck nach Taufers, die Rittnerbahn und Virglbahn bei Bozen, die Nonsbergbahn von Trient bis Malè und zur Mendel. Auch zahlreiche neugebaute Alpenvereinshütten sind in den Führer aufgenommen worden, z. B. das Hochalpenhaus im Karwendelgebirge, die Wormser Hütte am Kapelljoch im Montafon, die Brandenburger Hütte auf dem Kesselwandhoch in den Ötztaler Alpen mit dem Blick auf den gewaltigen Gepatschferner, die Egerer Hütte beim Seekofel in den südtiroler Dolomiten, die Westfalenhütte im Lisenser Tal in den Stubaier Alpen usw. Daß auch die neuen Alpenstraßen, z. B. die neue Dolomitenstraße, beschrieben sind, macht diese Ausgabe besonders wertvoll. Die Freunde des Baedeker würden es aber lebhaft begrüßen, wenn der Herausgeber dort schärfere Kritik übte, wo sie wirklich notwendig ist, vor allem bei vernachlässigten Wegen und bei ungenügenden oder irreführenden Bezeichnungen. Seit Jahren schon klagen die Touristen zum Beispiel über die verwahrlosten Zugänge zu einem der schönsten Aussichtspunkte, zur Hohen Salve; wir haben selbst den Aufstieg von Söll gemacht und müssen gestehn, daß hier wirklich eine Besserung dringend nötig wäre. Aber wer soll die Kosten tragen? Vielleicht erbarmt sich der Deutsch-österreichische Alpenverein einmal und nimmt sich der Hohen Salve etwas an. — Der Artikel in den Grenzboten „Bayrische Verkehrsmisere" hat gute Wirkungen gehabt; die darin gerügten Übelstände sind in dieser Reisesaison im wesentlichen abgestellt worden. Wir bitten unsre Leser, uns von den Reisen und Wanderungen ihre Erfahrungen und Beobachtungen über allgemeine Schäden mitzuteilen. Eine Notiz in den Grenzboten pflegt in den maßgebenden Kreisen eine ganz besondre Wirkung zu haben.

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 32 Ausgegeben am 6. August 1908

Inhalt

	Seite
Kanada und Frankreich. Von Johannes Tschiedel	249
Bismarck als preußischer Landtagsabgeordneter. Von Otto Tschirch. 2	254
Rudolf Eucken in Jena. Von Paul Meinhold	262
Menander in Lauchstedt. Von Karl Meister	272
Noordwijk aan Zee. Von Alfred Biese	280
Reifezeit. Roman von Charlotte Niese. (Schluß)	283
Maßgebliches und Unmaßgebliches	293

Reichsspiegel. (Der Stand der Strafprozeßreform. — Die Reichsfinanzreform und der „Kuhhandel". — Der Fall Schücking.) — Zur Elektrizitätssteuer. — Automobilfahren und sonstiges Fuhrwesen. — Pascal. — Chwolson und der Monistenbund

Germania

Versicherung auf den Todes-, Invaliditätsfall.

Aussteuer- und Leibrenten-Versicherung.

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

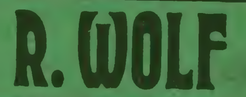
Versicherungsbestand Ende 1907: **780.1 Millionen Mark Kapital**

Sicherheitsfonds Ende 1907: **341.2 Millionen Mark**

Unverfallbarkeit. Weltpolice. Unanfechtbarkeit.

Dividende nach Plan B bis zu 79 ¹/₄ % der einzelnen Prämie.

Unfall-Versicherung. Haftpflicht-Versicherung.



Magdeburg-Buckau

Mailand 1906: Grand Prix

Berlin 1907: Goldene Medaille

Fahrbare und feststehende Sattdampf- und Patent-

Heißdampf-Lokomobilen

bis zu 800 Pferdestärken

Wirtschaftlichste Betriebsmaschinen der Neuzeit

„PERPLEX"

verbessertes Prismen-Binocle.

Unerreicht in optischer Leistung!

Unerreicht in optischer Leistung!

Vergr. 6, 8, 10, 12, 15, 18 mal

Man versäume nicht, sich „Perplex" bei Kauf eines neuen Glases zum Vergleich vorlegen zu lassen. Katalog 16 kostenlos durch alle optischen Geschäfte und durch

Optische Werke Cassel 16.

Karl Schütz & Co

Gesetzlich geschützt.

Trierischer Winzer-Verein A.-G.

TRIER

Vereinigung von Winzer-Genossenschaften und Winzern zum Vertrieb garantiert **naturreiner Weine** von der Mosel und Saar. Faß- und Flaschenweine von 70 Pfg. an. Ausführliche Preislisten zu Diensten. Lieferant vieler Offizier- und Zivil-Kasinos.

Filialen: Berlin SW. 68., Zimmerstraße 29. Leipzig, Löhrsplatz 2.

Seiler -Pianinos u. Flügel,

unübertroffen in Tonfülle u. Dauerhaftigkeit, prämiiert 22 mal. 37000 Stck. gefertigt ED. SEILER, Pianofortefabrik, G.m.b.H Liegnitz 5. Filiale: Berlin W., Schillstr. 9

Mahr's poröse Jungborn-Wäsche

ist die gesundeste und praktischste Leibwäsche für jede Jahreszeit und für alle Klimate. Bewährt [illegible] bleibt dauernd porös, unverwüstlich, elegant im Tragen, preiswert. Empfohlen von den bedeutendsten Hygienikern, preisgekrönt mit höchsten Auszeichnungen auf allen beschickten Ausstellungen.

Poröse Bettwäsche, poröse Reformkorsetts, poröse Herren-Anzugstoffe.

Erhältl. in all einschlägigen Geschäften. Wo nicht, senden Stoffmuster u. ill. Katalog Nr. [illegible] frei [illegible]

Mahr & Haake, Mechanische Weberei und Wäschefabrik, Hamburg 5.

Kanada und Frankreich

Von Dr. Johannes Tschiedel in Paris

Die Dreihundertjahrfeier von Quebecs Gründung erweckt in ganz Frankreich ein lebhaftes Echo. Nicht als ob die Beziehungen zwischen dem heutigen Kanada und Frankreich so überaus vortreffliche wären. Gewiß nicht. Man kann sogar sagen, daß sowohl die moralischen wie die materiellen, die geistigen wie die Handelsbeziehungen keineswegs ungetrübte sind. Aber die Fülle der Erinnerungen, die bei dieser Gelegenheit geweckt werden!

Schon 1534 war ein Franzose Jacques Cartier den Lorenzstrom hinaufgefahren und hatte das umliegende Land Nouvelle France getauft. Aber erst sehr viel später, im Jahre 1608, begann die systematische Eroberung und Kolonisierung des Landes durch die Franzosen. Es ist hier nicht meine Absicht, einen Abriß der kanadischen Geschichte zu geben. Nur darauf sei hingewiesen, daß zu den letzten Verteidigern des französischen Kanada gegen die Engländer der Marquis de Montcalm gehörte, der gegen den damals besten englischen General Wolfe 1759 die Schlacht von Quebec verlor. Wolfe selbst wurde tödlich verwundet. Aber während er schon die Fittiche des Todes über sich flattern spürte, kam ein Eilbote und kündete: General, die Franzosen fliehen! Und Wolfe darauf mit dem letzten Aufwand seiner schwindenden Kraft: Ich sterbe glücklich! Die Gegner waren einander wert. Das ist kein Zweifel. Aber werden bei den Festen diese heroischen Kämpfe gefeiert werden? Heute im Zeichen der Entente cordiale? Symbolische Bedeutung hat es sicher, daß zu den Schiffen der französischen Flotte, die zu den kanadischen Festen geeilt ist, der stattliche Kreuzer Montcalm gehört. Aber die bei den Festen anwesenden Franzosen werden ebenso sicher nicht vergnügt sein, wenn sie von neuem hören müssen, wie leichtherzig damals die französische Regierung ihre schöne Kolonie aufgab, während sie zugleich sehen können, wie treu und zähe die Nachkommen der französischen Kolonisten ihr altes Franzosentum bewahren.

Denn in der seit dem Pariser Vertrag von 1763 englischen Dominion of Canada bildet trotz der fabelhaften fremdländischen Einwandrung das französische Element heute immer noch ein Drittel. Es bewohnt hauptsächlich den Osten, dessen Hauptstadt immer noch Quebec ist, neben dem freilich Montreal in die Höhe ging wie Barcelona neben Madrid. Mit Zähigkeit verteidigen die französischen Kanadier, die hauptsächlich Ackerbauer sind, ihr Franzosentum und ihre Überlieferung. Sie haben ihre französische Tagespresse und Wochenschriften, in denen sich ein Französisch mit ungemein reizvollen Archaismen und in Frankreich längst vergessenen und überholten Provinzialismen breit macht. In Quebec erscheinen Soleil, Evènemeut, Le Passe Temps und Le Samedi, in Montreal Patrie, Presse, Le Journal und Le Canada.

Und wie sie schreiben, so singen sie. Welch eigentümliches Gefühl muß den heutigen Franzosen beschleichen, der Kanada bereist, wenn er hier die längst vergessenen Laute seiner eignen Vergangenheit im täglichen Verkehr heutiger Menschen hört. Wie wenn uns Deutschen plötzlich einer entgegenträte, der mittelhochdeutsch redete! In Kanada singt man die alten Lieder, die sich durch viele Jahrzehnte unentwegt erhielten, während sie in Frankreich längst andern Platz machten und hier nur noch im Gedächtnis der ältesten Großmütter von heute existieren! Man kann es begreifen, daß ein Franzose bis zu Tränen gerührt wird, wenn ihm bei einem Spaziergang irgendwo aus einem Hause ein Lied entgegenschallt, wie dieses:

Qu'avez-vous donc, la belle,
Qu'avez-vous à tant pleurer?

und die Antwort ertönt:

Le Galant s'est noyé
Sur le bord de l'île;
Le Galant s'est noyé
Sur le bord de l'eau,
Sur le bord du vaisseau.

Und der Anfang des fröhlich-spöttischen Hochzeitsliedchens, das allerdings auch noch in den entlegnen Gegenden der Normandie und der Bretagne, wenn auch nicht mehr in Paris, gesungen wird:

Vous souhaitons le bonjou (sic),
Madame la mariée,
A vous, à votre époux,
A tout' la compagnée (sic).

Ganz in die Melancholie der alten Volkslieder ist auch die Claire-Fontaine getaucht:

Chante, rossignol, chante,
Toi qui as le cœur gai;
Tu as le cœur à rire,
Moi je l'ai à pleurer.

J'ai perdu ma maîtresse,
Comment m'en consoler?
Pour une blanche rose
Que je lui refusai.

Je voudrais que la rose
Fût encore au rosier
Et que le rosier même
Fût à la mer jeté.

Doch wozu noch Beweise liefern. Ganz französisch Kanada ist voll schöner alter französischer Volkslieder, wie man sie im Stammland nur noch in den entlegensten Örtchen der savoyischen Alpen oder der Normandie findet.

Und wie sie singen, so sprechen sie! Ein Pariser von heute, der vor seinen kanadischen Stammesgenossen redet, erregt bei ihnen allgemeine Heiterkeit, wie der aufgeputzte Salontiroler Defreggers bei seinen bäurischen Vorbildern. Aber nicht nur das, es klafft überhaupt ein ungeheurer Riß zwischen dem heutigen Kanadier und dem heutigen Franzosen, besonders dem Pariser. Der Riß wurde aufgetan durch die große Revolution. Die Kanadier blieben vorrevolutionäre Franzosen mit den alten Idealen und Vorurteilen der französischen Königsperioden, und die Franzosen von heute sind alle mehr oder weniger, selbst die reaktionärsten, Kinder der Revolution, die ihren Geist völlig umgewandelt hat. So sprechen Kanadier und Franzosen heute immer noch mit archaistischer Patina oder in moderner Abschleifung dieselbe Sprache, aber sie verstehn sich nicht mehr. Die ganze Liebe, die die Kanadier für Frankreich zeigen, ist eine platonische, ist pietätvolle Verehrung für die eigne große Vergangenheit, während sie die heutigen Franzosen als ganz und gar entartete Vettern betrachten.

Daß bei den französischen Kanadiern, die heute noch ein Drittel der Bevölkerung bilden, die aber trotz ihrer Fruchtbarkeit in ferner oder naher Zukunft von den fremden Elementen vollkommen überwuchert und aufgesogen werden dürften, nicht der leiseste Wunsch einer politischen Rückkehr zum heutigen Frankreich besteht, ist ganz zweifellos. Ihre berufensten Vertreter haben darüber niemals das geringste Dunkel gebreitet. Vom ersten bis zum letzten unterschreiben alle französischen Kanadier die Formel Crémazies: Albion, notre foi, la France, notre cœur! Und wenn ein hochgestellter Kanadier auf einem Bankett kürzlich erklären konnte: „Unsre Seele ist französisch geblieben, weil wir stolz sind, die Franzosen Amerikas zu sein. Auf diesen Namen verzichten wir nicht. Wir halten an Frankreich mit allen Fibern unsers Herzens. Und wäre Frankreich die letzte der Nationen, so würden wir dennoch sagen: Wir gehören dir!", so ist das platonisch, und Wilfried Laurier hat alle seine Stammesgenossen hinter sich, wenn er den Franzosen in ihrem eignen Lande rundweg versicherte: „Wir bleiben der großen Nation treu, die uns die Freiheit brachte." Das ist England.

Weiter kann man sagen: Seitdem in Kanada der alte Rassenhaß vollkommen verschwunden ist, seitdem protestantische Anglo-Saxonen und katholische Franzosen einträchtig nebeneinander leben, fällt für diese ein weiterer Grund weg, einen Wechsel der politischen Zugehörigkeit zu wünschen. Die östlichen französischen Kanadier, denen man ihr enges und engherziges Familien- und Cliquenwesen vorwarf, und die früher die heftigsten Gegner der Einwandrung in den Westen waren, widersetzen sich nicht mehr, seit sie selbst erkannten, daß die Blüte des kanadischen Westens auch ihnen zugute kommt.

Und dann darf man nicht vergessen, daß ihnen das straff zentralisierende und infolgedessen auf der kolonialen Peripherie schwer lastende französische Verwaltungssystem ein Greuel ist. Sie würden mit den heutigen Franzosen einen Krieg aufs Messer führen, wenn sie französische Kolonie würden. Wie sollten sie auch mit dem modernen atheistischen Frankreich zusammengehn können, sie, die stockkatholisch und erzklerikal geblieben sind! Quebec war 1760 das unbestrittne Besitztum der Jesuiten. Und heute ist die ganze Provinz das Dorado des Katholizismus. Der Klerus ist ungeheuer reich und mächtig, weil er sich seine Dienste gut bezahlen läßt und nichts, selbst nicht die letzte Ölung für einen Sterbenden leistet, ehe das Geld im Kasten klingt. Heißt doch noch heute ein Gebet im kanadischen Katechismus:

Droits et dîmes tu payeras
A l'Eglise fidèlement!

Und zu den Zehnten kommen die unausgesetzten Sammlungen in der Gemeinde, die fabelhaftes Geld bringen. Die Hälfte der Stadt Montreal gehört heute den Sulpizianern. Und die andre Hälfte zahlt für sie die Steuern. Als vor einiger Zeit ein paar Laien doch die Kühnheit hatten, sich gegen diesen groben Mißbrauch zu stemmen und ihre Mitbürger gegen ihn aufzureizen, wurde ihnen von sieben Bischöfen sofort mit der Exkommunikation gedroht. Und der Emanzipationsversuch fiel kläglich ins Wasser. Mönche und Nonnen arbeiten ebenfalls eifrig im Weinberg des Herrn: die Häuser des in Frankreich berüchtigten „Guten Hirten" waschen und plätten, und die Trappisten fabrizieren Alkohol. Nach der Einführung der Waldeck-Rousseauschen Gesetze, die in Frankreich die Klöster aufhoben und die klerikalen Schulen schlossen, fanden ganze Schwärme von Mönchen und Nonnen liebevolle Aufnahme in Kanada. Überall fanden sie bereitwilliges Entgegenkommen, um Klöster zu gründen. Überall auch gründeten sie sofort Schulen, um sich die nächste Generation zu sichern, selbst in den allerkleinsten Dörfern, wo sie dann die einzigen Lehrer wurden und sogar sehr häufig die Kinder protestantischer englischer Kanadier in ihre Schule bekamen. So stemmt sich denn auch der kanadische Klerus mit Händen und Füßen gegen die französische Einwandrung. Denn aus dem gottlosen Frankreich von heute kann nur unheilvolles Gift für die frommen Kanadier kommen. Höchstens dulden sie noch die Bretonen, wenn sie recht verbohrt klerikal sind und außer ihrem Dialekt kaum ein bißchen Französisch radebrechen. Sonst aber sind ihnen die modernen Franzosen vom Teufel besessene Sträflinge. Und ihre Literatur erst! Musset und Renan sind verboten. Zola ist verpönt. Sogar Brunetière ist nicht einwandfrei. Und was die politischen Führer des heutigen Frankreichs betrifft, so sind Combes und Clemenceau die reinen Gottseibeiuns. Den jungen Seminaristen, die Europa besuchen, verbieten die kanadischen Erzbischöfe, die alle Macht in den Händen haben, sich in Frankreich, vor allem in Paris, aufzuhalten. Sie befehlen ihnen, stracks nach Rom zu fahren. Man

kann hinzufügen, daß die Pariser freidenkende Presse den klerikalen Kanadiern ihre freundlichen Gefühle für das moderne Frankreich mit Zinsen zurückgibt und ihrerseits die Franzosen vor der Auswandrung nach Kanada warnt. Und wenn auch die kanadische Wissenschaft durchaus französischen Ursprungs ist — denn die Ecole polytechnique von Montreal wurde von dem Franzosen Balète gegründet —, so bestehen doch zwischen dem heutigen Frankreich und den Kanadiern fast gar keine geistigen Wechselwirkungen.

Aber selbst die wirtschaftlichen Beziehungen sind nicht sehr erfreulich. Der kanadisch-französische Handel ist allerdings noch nicht alt. Man kann sagen, daß Kanada den Franzosen unter dem zweiten Kaiserreich so gut wie unbekannt war. Erst als nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs aus Kanada eine starke Sympathiekundgebung wie eine hochgehende Welle über den Ozean herüberkam, ward Neu-Frankreich den Franzosen sozusagen wieder enthüllt. Aber einigermaßen bedeutsame Handelsbeziehungen zwischen Kanada und Frankreich begannen trotzdem erst im Jahre 1900. Bis dahin mußten die zwischen beiden Ländern ausgetauschten Waren auf Umwegen über England oder Holland transportiert werden, da keine direkte Verbindung zwischen Frankreich und Kanada bestand. Und das war namentlich gegenüber den englischen Vorzugszöllen für den französisch-kanadischen Handel geradezu tödlich. Direkte Schiffahrtslinien wurden erst seit 1900 eingerichtet, und seitdem steigert sich der Handel. Denn wenn die Kanadier auch keinen Franzmann leiden können, so mögen sie ihre Luxuswaren doch gern. Immerhin bleibt selbst heute der Handel noch in bescheidnen Grenzen. Er beträgt knapp 50 Millionen, während sich das Gesamthandelsbudget Kanadas schon auf 3 Milliarden beläuft. Daran ist wesentlich die geschäftliche Kaltblütigkeit der Kanadier schuld, die durch keine sentimentalen Erwägungen beeinflußt wird. Und wenn die Pariser auch vom höhern Standpunkt der Rasse und Stammesverwandtschaft aus den Kanadiern manches verzeihn, selbst die Tatsache, daß die Bischöfe aus religiösen Gründen kanadischen Ärzten verbieten, sich an der Pariser Universität weiter zu bilden, so wollen sie doch vor einem nicht die Segel streichen, nämlich der rücksichtslosen Zähigkeit, mit der die Kanadier ihren geschäftlichen Vorteil zu wahren verstehn. Das hat sogar zu recht mißlichen handelspolitischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern geführt. So lange überhaupt der modus vivendi von 1893 bestand, war an eine wesentliche Besserung nicht zu denken, zumal als der darauf gepfropfte neue berühmte, vielleicht berüchtigte kanadische, haarspaltend spezialisierende Zolltarif die Lage nur noch verschlimmerte. Im vergangnen Jahre wurde aber doch nach langen und mühsamen Verhandlungen, bei denen die Kanadier zäh an ihren Vorteilen festhielten, unter persönlicher Mitarbeit und Anwesenheit zweier kanadischer Minister in Paris ein neues Handelsabkommen zustande gebracht, das eine neue Ära der französisch-kanadischen Handelspolitik heraufführen soll. Aber seit einer ganzen Reihe von Monaten liegt der Entwurf schon dem französischen Senat vor, der sich, weil nach seiner

Ansicht die französischen Interessen geopfert werden, sträubt, das Abkommen zu bestätigen und damit endgiltig einzuführen, da sich alle übrigen Instanzen bereits entschieden haben. Darob scheint nun in der Regierung der Dominion eine böse Erregung zu herrschen. Man verliert dort die Geduld und hat in diesen Tagen schon mit der Aufhebung des modus vivendi von 1893 gedroht, wie die Tagespresse meldete. Das wäre dann die erfreuliche Aussicht auf einen erbitterten Zollkrieg! Und zugleich eine sehr mißtönende Begleitmusik zu den dichterischen und sentimentalen Ergüssen über Stammesverwandtschaft zwischen Kanadiern und Franzosen, an denen es auf den Festen von Quebec nicht fehlen wird.

Bismarck als preußischer Landtagsabgeordneter

Von Otto Tschirch

2. Bismarcks Beziehungen zu seinem Wahlkreise von 1849 bis 1852

Der Sieg Bismarcks im Wahlkampfe vom Februar 1849 war wesentlich dadurch gewonnen worden, daß man es bis in die liberalen Kreise Brandenburgs für notwendig hielt, nach der Verleihung der Verfassung die Krone gegen weitere demokratische Angriffe zu schützen.

Der besiegte Wahlkandidat Ziegler wurde für seine Niederlage dadurch entschädigt, daß man ihn in Berlin wählte, und die Brandenburger Demokraten feierten diesen Erfolg durch einen Fackelzug. Im übrigen war die Linke sehr erbittert, daß ein Mitglied der äußersten Rechten der Sieger war, und nahm sogleich den planmäßigen Preßkampf gegen Bismarck auf. Indem die Bezirksvereine die Reden, die er im vereinigten Landtage gehalten hatte, und seine Abstimmungen nach den stenographischen Berichten veröffentlichten, suchten sie die liberalen und die gemäßigt konservativen Wähler von ihm abwendig zu machen, wie es scheint nicht ohne Erfolg. Mußte doch in der Tat eine genauere Kenntnis der bisherigen politischen Tätigkeit Bismarcks die Brandenburger Wähler davon überzeugen, daß sein Standpunkt ein extrem konservativer war und vielen liberalen Lieblingsmeinungen der Zeitgenossen direkt ins Gesicht schlug. Bismarck versäumte nicht, auf diese Veröffentlichungen der Brandenburger Bezirksvereine zu antworten. Er übersandte seinem politischen Kampfgenossen, dem Bürgermeister Brandt, eine Erwiderung, die am 3. März 1849 im Brandenburger Anzeiger erschien. Bismarck dankte darin dem Zentralausschuß der Bezirksvereine ironisch dafür, daß er sich bemüht habe, eine genauere Bekanntschaft zwischen den Wählern des Bezirks und ihm einzuleiten. Die vollständigste Öffentlichkeit aller seiner politischen Handlungen entspräche durchaus

seinen Wünschen. Er bestätigt und vervollständigt die Angaben des Artikels über seine Abstimmungen. Indem er dann mit freudiger Genugtuung davon Kenntnis nimmt, daß auch die Bezirksvereine das Vertrauen des Wahlkörpers anerkennten, das ihn zum Volksvertreter berufen habe, schließt er:

„Ich werde es mit Dank erkennen, wenn der Zentralausschuß, seinem Versprechen gemäß, fortfahren will, auf genaue Schilderung meiner politischen Vergangenheit ein engeres Verhältnis zwischen den Urwählern und mir zu begründen, und gebe mich der Hoffnung hin, daß die Bezirksvereine selbst bei dieser Gelegenheit die Überzeugung gewinnen werden, daß ich stets ohne Menschenfurcht öffentlich ausgesprochen habe, was ich glaubte, vor meinem Gewissen und meinen Wählern verantworten zu können, eine Richtung, in der ich mich auch jetzt mit Gottes Hilfe erhalten werde!"

Wenn der Abgeordnete hier vornehm und höflich, aber mit überlegner Ironie die Gegner abfertigt, so besteht doch kein Zweifel, daß die Demokratie in diesen Mitteilungen ein sehr wirksames Mittel gefunden hatte, die Beliebtheit Bismarcks in Brandenburg zu untergraben.

Verschärft wurde die Entfremdung zwischen dem Abgeordneten und einem Teil seiner Wähler durch seine Haltung in der deutschen Frage.

Bismarck hat ja nicht nur im Landtage vom Februar bis April 1849 gegen den Strom schwimmend die Ziele der Liberalen rücksichtslos bekämpft, sodaß man in ihm seit jener Zeit den verwegensten Vertreter des Junkertums sah, nein am ärgsten hat er doch die Gefühle der deutschnational gesinnten dadurch verletzt, daß er sich damals den Träumen entgegenstellte, die Einheit des deutschen Reichs könne von Preußens König durch Annahme der Frankfurter Verfassung hergestellt werden. Als am 21. April in der zweiten Kammer trotz der Ablehnung der deutschen Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm den Vierten der Antrag gestellt wurde, den König um Änderung seines Entschlusses und Anerkennung der von der deutschen Nationalversammlung vollendeten Reichsverfassung zu ersuchen, trat Bismarck diesem Antrage entschieden entgegen. Er meinte, Preußen solle lieber Preußen bleiben, als daß es von den Frankfurter Theoretikern Gesetze annähme, und begründete schließlich seine Ansicht durch ausdrückliche Berufung auf seine Eigenschaft als Abgeordneter der Stadt Brandenburg. Er sagte: „Ich habe als Abgeordneter die Ehre, die Kur- und Hauptstadt Brandenburg zu vertreten, welche dieser Provinz, der Grundlage und Wiege der preußischen Monarchie, den Namen gegeben hat, und fühle mich deshalb um so stärker verpflichtet, mich der Diskussion eines Antrags zu widersetzen, welcher darauf hinausgeht, das Staatsgebäude, welches Jahrhunderte des Ruhms und der Vaterlandsliebe aufgebaut haben, welches von Grund auf mit dem Blut unsrer Väter gekittet ist, zu untergraben und einstürzen zu lassen. Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches dem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden, und ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit

der Form dieser Verfassung gelingen werde." Es sind dies Worte, denen die spätern ergänzenden im September 1849 zur Seite zu stellen sind: „Wir alle wollen, daß der preußische Adler seine Fittiche von der Memel bis zum Donnersberge schützend und herrschend ausbreite, aber frei wollen wir ihn sehn, nicht gefesselt durch einen neuen Regensburger Reichstag und nicht gestutzt an den Flügeln von jener gleichmachenden Heckenschere aus Frankfurt."

Heute, wo wir eine tiefere Erkenntnis der damals miteinander ringenden Gegensätze gewonnen haben, vermögen wir den Gedankengang Bismarcks einigermaßen zu verstehen. Wenn die unitarisch empfindenden liberalen Politiker der Paulskirche, die Friedrich Wilhelm dem Vierten die Kaiserkrone anboten, allen Ernstes daran gedacht haben, Preußen zum Heile Deutschlands in seine Provinzen zu zerschlagen, ihm kein Sonderparlament zu gestatten, seine Regierung nach Frankfurt am Main übersiedeln zu lassen und den Schwerpunkt der Macht in das vom Volke gewählte Parlament zu verlegen,*) so können wir uns denken, daß sich der stolze Preuße Bismarck solchen Absichten mit aller Wucht entgegenwarf. Auch mag er mit weitem Blick den Augenblick für eine Einigung Deutschlands durch Preußen noch nicht für gekommen gehalten und diese Rolle einem siegreichen, nicht einem durch die Revolution geschwächten Hohenzollernstaat gewünscht haben. Aber die wackern Deutschen jener Zeit hörten aus jenen Worten nur verbissenen preußischen Partikularismus, fanden sich in ihren heiligsten Gefühlen gekränkt und stimmten dem edeln Rheinländer von Beckerath zu, der mit zornigem Kummer Bismarck Deutschlands verlornen Sohn nannte.

35 Brandenburger liberale Wahlmänner erließen in der Vossischen Zeitung vom 28. April eine Erklärung, die Stadt Brandenburg verdanke lediglich dem Umstande, daß sie in einem überwiegend ländlichen Wahlkreise gelegen sei, der Bismarck mit ganz knapper Mehrheit gewählt habe, die historische Merkwürdigkeit, von diesem Führer der äußersten Rechten vertreten zu werden. Die politischen Ansichten des Herrn von Bismarck seien keineswegs die der Mehrzahl der Brandenburger Bevölkerung; die 35 Unterzeichneten gehörten der volkstümlichen Partei an und hätten gegen Bismarck gestimmt. Die Zahl der Brandenburger Wahlmänner einschließlich des Doms betrage 68, sodaß also nur die Minderheit von höchstens 33 Wahlmännern für ihn eingetreten sei, und auch der Erwartung dieser Männer entspräche die Haltung des Abgeordneten vermutlich nicht. Wirklich erfolgte damals ein merklicher Umschwung der Stimmung unter den gemäßigt Liberalen und den Konservativen Brandenburgs gegen Bismarck. Als die zweite Kammer in jenen Tagen (April 1849) aufgelöst wurde, weil sie die Verlängerung des Belagerungszustandes in Berlin für ungesetzlich erklärt und die Anerkennung der deutschen Reichsverfassung gefordert hatte, und als nun

*) Vgl. die sehr lehrreichen Ausführungen Fr. Meineckes in seinem Buche: Weltbürgertum und Nationalstaat. München und Berlin, 1908. Seite 340 bis 433.

die Neuwahl mit einem veränderten Wahlsystem, dem jetzigen, nach drei Klassen und unter öffentlicher Stimmabgabe erfolgte, fand die Wiederwahl Bismarcks große Schwierigkeiten, obwohl doch die Veränderung des Wahlmodus ihm günstig sein mußte. Er wandte sich mit einem Flugblatte an seine Wähler, das in seiner einfachen volkstümlichen Sprache vor allem auf die Bauern berechnet war. Er erklärt die Auflösung der Kammer durch den König, wozu er nach der Verfassung das Recht habe, für geboten, weil die Zustände in der Kammer unhaltbar gewesen seien. Das Haus sei in zwei ziemlich gleiche Hälften, eine regierungsfreundliche und eine oppositionelle, gespalten gewesen, zwischen denen ein Dutzend Männer den Ausschlag gaben. Die Kammer habe nur geringe positive Arbeit geleistet, dagegen durch zahllose Interpellationen und siebzig zeitraubende namentliche Abstimmungen unendlich viel Zeit vergeudet. Auch die Erörterung der Frage, ob der König die deutsche Kaiserkrone annehmen solle, einer Frage, die zu entscheiden dem Herrscher allein zustünde, und die er zum Wohle seiner Preußen ablehnend entschieden habe, habe die Kammer in die Hand genommen, teilweise in ehrgeizigen Absichten. So sei man nicht dazu gekommen, die Not des Landes zu lindern, und es diene zum Wohle des Staats, wenn die Kammer aufgelöst würde, damit Männer gewählt werden könnten, die nicht darauf ausgingen, die Minister zu stürzen, um sich an ihre Stelle zu setzen, sondern den innern und äußern Frieden des Landes zu befördern trachteten.

In der Landbevölkerung fand dieser Rechenschaftsbericht willige Hörer. Aber in Brandenburg trat unter den bisherigen Anhängern Bismarcks eine Spaltung ein. Die gemäßigten konservativen und liberalen Elemente der Stadt schlossen sich zu einem Bürgerverein für konstitutionelle Wahlen zusammen, der das Wohl des ganzen Volks und die Erhaltung der konstitutionellen Grundfesten des Staats durch Besonnenheit auf ihre Fahne schrieb. Diese Gruppe stellte an Stelle von Bismarck den Geheimen Finanzrat Pochhammer als Kandidaten auf. Vergebens trat der Rittmeister von Loebell, der Vater des jetzigen Unterstaatssekretärs im Reichskanzleramt, warm für den bisherigen Abgeordneten ein. Er hob hervor, daß sich Bismarck als ein treuer Anhänger des konstitutionellen Königs und ein wohlmeinender Freund aller Stände bewiesen habe, und daß die Ehre der Patrioten erfordere, „diesen ehrenwerten, mutvollen, kräftigen, kenntnisreichen Mann wieder zu wählen, dem die Verhältnisse der Städte sowohl als des Landes genau bekannt seien“. Umsonst! In Brandenburg blieb nur der patriotische Verein unter Barschall Bismarck treu und wirkte für den Angegriffnen durch öffentliche Kundgebungen. Aber es gingen ihm doch fast alle Brandenburger Stimmen verloren, und er schrieb am 20. Juli seiner Gattin von dort, seine Wahl hier sei sehr unwahrscheinlich, da man, nachdem man die Roten unschädlich gemacht habe, nun um so mehr Sorge vor der Reaktion habe. Die Demokraten brächten die ärgsten Räubergeschichten über ihn unter die Bauern, schwärzten ihn als einen teuflischen Wüterich an, und

bei seinem Namen gehe den gläubigen Hörern ordentlich ein Gruseln von oben runter, als wenn man gleich ein paar altpreußische Fuchtelhiebe übergezogen erhalten sollte.

Da wurde die Stellungnahme der Rathenower Wahlmänner für Bismarck wichtig. Seit der ersten Wahl, die in Rathenow für ihn ungünstig ausgefallen war, hatte er dort sichtlich Boden gewonnen. Der Magistrat hatte sich an ihn gewandt, um durch seinen Einfluß der Stadt Vorteile zuzuwenden, und Bismarck benutzte dies, um nähere Beziehungen zur Gemeinde zu gewinnen. Vor der Wahl erschien er dann in Rathenow, wahrscheinlich am 21. Juli, und wußte die in Bölkes Gewächshause versammelten Wahlmänner durch eine schlichte und markige Wahlrede für sich zu gewinnen. Ein Zeitgenosse hat diese Wahlversammlung und ihre Nebenumstände sehr launig erzählt. Es entwickelt sich da zwischen dem Gutsherrn von Schönhausen und dem in Politik reisenden Holz- und Strohhändler Heidepriem aus Schollehne ein sehr ergötzliches Wortgefecht, in dem der politische Strohhändler natürlich den kürzern zieht. Die Wogen müssen aber damals in dem Städtchen sehr hoch gegangen sein, denn als Bismarck im offnen Wagen den Ort verließ, traf ein wohlgezielter Steinwurf aus der Mitte der wütenden Volksmenge seinen Arm, eine Verwundung, an die sich der alte Kämpe noch nach vielen Jahren erinnert hat. Jedenfalls kamen ihm aber die 22 Stimmen der Rathenower zugute. Am 28. Juli 1849 wurde Bismarck wieder mit knapper Majorität neben seinem Gegner Pochhammer gewählt. Nach den amtlichen Wahlakten des Ministeriums des Innern erhielt von 318 anwesenden Wahlmännern Bismarck bei der ersten Abstimmung 172 Stimmen, gegenüber 144 für Pochhammer abgegebnen, während bei der zweiten Abstimmung Pochhammer mit 208 Stimmen gegen 99 für Assessor Bindewald gezählte durchdrang.

Der König nahm an dem Wahlergebnis lebhaften Anteil. Als der Herrscher im Oktober 1849 nach Brandenburg kam, um die neunte Säkularfeier des Doms zu begehn und das 1848 zu den Sitzungen der Nationalversammlung benutzte Gotteshaus neu zu weihen, lud er den Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen zu dieser von großem Jubel des Volkes begleiteten Feier, und als bei dem Festmahle, zu dem auf des Königs Wunsch alle Schulzen und Pfarrer aus den Dörfern des Domstifts eingeladen worden waren, der Monarch auf die alte, getreue Kur- und Hauptstadt Brandenburg trank, stellte Bismarck der Königin die wackern Dorfschulzen vor, die sich um seine Wahl besonders verdient gemacht hatten.

Anfang 1850 wurden dann auch die Wahlen für das Volkshaus des deutschen (Unions-) Parlaments in Erfurt ausgeschrieben, wo der deutsche Unionsverfassungsentwurf beraten werden sollte, und Bismarck wurde in seinem alten Wahlbezirk, wie es scheint, ohne Schwierigkeit gewählt, obwohl gerade damals in der Jauche über revolutionäre Unruhen auf dem Lande geklagt wurde. Während aber die Verhandlungen in Erfurt, wie es scheint, keine

Veranlassung zur Verständigung zwischen dem Abgeordneten und seinen Wählern gegeben haben, hat der Tag von Olmütz einen lebhaften Meinungsaustausch des Einverständnisses zwischen Bismarck und den Politikern der Zauche und Westhavellands hervorgerufen.

Preußen hatte bekanntlich damals vor den Kriegsdrohungen Österreichs und Rußlands kapituliert, auf alle seine Unionspläne verzichtet und seine Truppen aus Hessen herausgezogen, die den Kurfürsten am Verfassungsbruch hatten hindern sollen. Für diese Politik des Ministeriums Manteuffel hat Bismarck im preußischen Landtage sehr im Gegensatze zu dem Prinzen von Preußen, dessen soldatischer Sinn den Rückzug aufs schmerzlichste empfand, seine berühmte Rede vom 3. Dezember 1850 gehalten, die man trotz ihrer glänzenden Anlage nur mit gemischten Gefühlen lesen wird. Der Mann, der uns später von Österreichs Bevormundung befreien sollte, rechtfertigt darin einen demütigenden Vertrag, den Habsburg seinem Könige aufgezwungen hat. Zwei Gesichtspunkte haben ihn offenbar geleitet. Er wußte aus dem Munde des Kriegsministers selbst, daß Preußen nicht ausreichend gerüstet war, um sogleich losschlagen zu können. Dann aber blendete ihn die heftige Abneigung gegen den deutschen Liberalismus und dessen Gefahr für das alte Preußen über das Bedenkliche einer Annäherung an den natürlichen Gegner Habsburg, dessen Übelwollen er noch nicht erfahren hatte. Jedenfalls war es keineswegs seine Absicht, ein endgiltiges Beugen Preußens vor Österreich zu befürworten. Er wies ausdrücklich auf die bevorstehenden freien Konferenzen hin, die über die zukünftige Gestaltung Deutschlands entscheiden sollten, und während deren Dauer nach seinem Wunsche das Schwert noch nicht in die Scheide gesteckt werden sollte. Daß Manteuffel in Olmütz schon das verhängnisvolle Zugeständnis der Entwaffnung gemacht hatte, wußte er noch nicht.

Da es sehr wichtig erschien, die Regierungspolitik im Lande zu rechtfertigen, die erst zur Mobilmachung und dann zu einem offensichtlichen Rückzuge geführt und natürlich im Lande große Aufregung hervorgerufen hatte, beschloß die konservative Partei, Bismarcks Rede in zwanzigtausend Exemplaren drucken und im Lande verbreiten zu lassen. Der Patriotische Verein der Zauche ergriff diese Veranlassung, dem Abgeordneten eine am 19. Januar 1850 beschlossene, von Arnstedt abgefaßte Adresse zu überreichen, in der ihm für die treue Vertretung der heiligsten Interessen des Volkes, insbesondre aber für die glorreiche Verteidigung der letzten Regierungsmaßregeln in der ewig denkwürdigen Rede vom 3. Dezember gedankt und der Wunsch ausgesprochen wird, es möge seinem Einflusse gelingen, aus der neuen Verfassung die revolutionären Eindringlinge, insbesondre die neue Gemeindeordnung zu beseitigen.

Wenn darin gesagt wird, daß er durch jene Rede dem Könige und dem preußischen Vaterlande den treusten Dienst erwiesen habe, so sind es offenbar die monarchisch-konservativen, die warm vaterländischen Töne der Rede, in denen er die einmütige anhängliche Stimmung der Wehrmänner bei der Mobil-

machung hervorhebt, die jenen vollen Widerklang in den Wählern der Zauche erzeugten, und die Freude über die Erhaltung des Friedens. Der Stolz auf ihren hervorragenden Vertreter hat das übrige getan. Eine tiefere Auffassung der politischen Lage wird man in diesen Kreisen natürlich nicht erwarten.

Die parlamentarische Tätigkeit Bismarcks fand ein frühes Ende durch seine Ernennung zum Bundestagsgesandten. Allerdings ließ er sich noch einmal als solcher von seinem Wahlkreise wiederwählen (am 13. Oktober 1851), weil die Regierung auf seine Vermittlung in der konservativen Partei nicht verzichten wollte.*) Aber seine Beziehungen zu den Wählern lockerten sich natürlich, da der Hauptschwerpunkt seiner Tätigkeit nunmehr im Bundestage lag. Es spricht sich dies in den interessanten noch unveröffentlichten Briefen Bismarcks aus, die Friedrich Meusel in dem Familienarchiv von Arnstedts in Groß-Kreuz aufgefunden hat und demnächst zu veröffentlichen gedenkt.

In diesen zahlreichen Briefen bemüht sich der Frankfurter Bundestagsgesandte, die steigende Empfindlichkeit seiner märkischen Wähler, die ihn in der Kammer und auch wohl im Wahlkreise vermissen, zu beschwichtigen. Er klagt über seine „Schirrmeisterexistenz", er habe im letzten Jahre über zweitausend Meilen zurückgelegt und müsse von seiner Frau fast ganz getrennt leben. Daneben erzählt er von seinen diplomatischen Erfahrungen in Frankfurt und Wien. Seine neue Auffassung von Österreichs Auftreten Preußen gegenüber faßt er in die klassischen Worte: „Die Österreicher führen eine Fähnrichspolitik. Schwarzenberg scheint sich sein Verhältnis zu uns etwa so zu denken wie das eines leicht angetrunknen Junkers vom Regiment Garde du Corps zu einem Nachtwächter, dessen äußersten Zorn man schließlich mit einiger bonhommie und 2 Taler bar besänftigt. So lange dieser arrogante Windbeutel an der Spitze von Österreich steht, laufen wir stets Gefahr, in die Stellung von 1850 zurückzufallen, wenn auch mit besserm Recht auf unsrer Seite als damals." Nun, es stand schon der rechte Mann an rechter Stelle, der ein zweites Olmütz verhindern konnte.

Im Herbst 1852 kam es zur Lösung des etwas unerquicklich gewordnen Verhältnisses. Als eine Neuwahl bevorstand, legte Arnstedt Bismarck die Frage vor, ob es ihm sein Amt möglich ließe, dauernd in der Kammer anwesend zu sein. Der Befragte, der wohl wußte, welchen Wert König und Regierung auf die Beibehaltung seines Mandats legten, bat das Ministerium um Bescheid hierüber, und da lange keine Entscheidung kam, verzögerte sich seine Antwort an die Wähler sehr, was schließlich große Ungeduld erregte. Aber ein offner Brief Bismarcks beruhigte endlich den Unmut. Der Abgeordnete sprach den Wunsch aus, nicht wiedergewählt zu werden, da man nicht zugleich

*) Er wurde mit 191 von 250 Stimmen gewählt.

Kammermitglied in Berlin und Bundesgesandter in Frankfurt sein könne, er hoffe aber trotzdem, das Vertrauen seiner bisherigen Wähler zu behalten. Diese Lösung entsprach der Auffassung der Märker durchaus. Der einsichtige Nachfolger Barschalls in der Leitung des Brandenburger Patriotischen Vereins, Professor Hornig, hielt auf Grund von direkten Auskünften Bismarck in Frankfurt für dringend notwendig, da er die geeignetste Persönlichkeit sei, die preußische Ehre gegen österreichische Anmaßung zu wahren. So schied man von dem bisherigen Vertreter in höchster Anerkennung seines Wertes und wählte zu seinem Nachfolger einen Vertrauten des Königs, den Geheimen Regierungsrat Markus Niebuhr.

Eine dauernde Erinnerung an diese Abgeordnetenzeit Bismarcks ist das lebensgroße Ölgemälde des großen Mannes, das die Stadt Brandenburg besitzt. Das Bild stellt den Schloßherrn von Schönhausen im Parke seines Gutes stehend dar. Im Hintergrunde ist Herrenhaus und Kirche von Schönhausen sichtbar. Bismarck steht im schwarzen Gesellschaftsrock aufrecht in ruhigem Selbstgefühl da. Der Kopf zeigt den blonden Vollbart, den der Landjunker in bewußter Auflehnung gegen die höfische Sitte trägt, etwas gelichtetes Haupthaar, darunter die mächtig gewölbte Stirn. Eindrucksvoll wirkt der sichre Blick der klaren blauen Augen. An die hohe Gestalt schmiegt sich eng die dänische Dogge Odin, aus deren Augen Klugheit und ruhige Zuverlässigkeit sprechen.*) Das Bild ist auf merkwürdige Art in den Besitz des Magistrats gekommen. Ein tüchtiger Porträtmaler, Moritz Berendt, hatte 1850 Bismarck in Schönhausen ohne erhaltne Bestellung gemalt. Es wurde dann auf Veranlassung des Künstlers eine Verlosung unter dem havelländischen Landadel veranstaltet, und die Gewinnerin schenkte 1854 das Kunstwerk dem Oberbürgermeister Brandt für die Stadt Brandenburg zur dauernden Erinnerung an die Wahl des „wahren Vaterlandsfreundes Otto von Bismarck" und den Anteil so vieler braver Bewohner der alten vaterländischen Stadt.

So ist also dieses bisher fast ganz unbekannte Bismarckbild ein denkwürdiges Zeugnis für die hohe Achtung, in der Otto von Bismarck schon damals bei seinen havelländischen Standesgenossen stand, und ein dauerndes Denkmal an den gemeinsamen Wahlkampf des Adels, der Bürger und der Bauern der Mittelmark für die Wiederherstellung der preußischen Monarchie im Jahre 1849.

*) Vgl. des Verfassers Aufsatz im Aprilheft 1908 von Westermanns Monatsheften.

Rudolf Eucken in Jena

Von Professor Dr. Paul Meinhold

Am 2. Februar war für Jena ein bedeutungsvoller Tag: das dreihundertfünfzigjährige Jubiläum der Universität, das freilich aus Gründen der Zweckmäßigkeit (wie auch seinerzeit das dreihundertjährige) erst in dieser Woche feierlich begangen worden ist, zugleich mit der Einweihung eines neuen Universitätsgebäudes. Die kleinen Universitäten haben für unser deutsches Vaterland und seine Geistesbildung eine große Bedeutung: sie sind Brennpunkte des geistigen Lebens und der Kultur; und das ist an der langen Zerrissenheit des Landes, der Kleinstaaterei und Ohnmacht auch eine Lichtseite, daß das geistige Leben nicht so zentralisiert und monopolisiert ist wie zum Beispiel in Frankreich. Berlin ist, Gott sei Dank! nicht Paris.

Von diesen kleinen Hochschulen hat aber jede wieder ihre Eigenart, ihren eigentümlichen Charakter. Das gilt von Jena in besonders hohem Maße, schon ihre Gründung zeigt das. Gegründet ist die Universität eigentlich am 19. März 1548 von dem unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen als ein neues Wittenberg, nachdem im Schmalkaldischen Kriege das alte mit Luthers Grab in der Schloßkirche in die Hand Karls des Fünften gefallen war. Am 19. März 1548 hielt hier der humanistische Poet Victorin Striegel, ein Schüler Melanchthons, in Gegenwart der drei Söhne des gefangnen Kurfürsten die Festrede: „Von den Ursachen, warum in diesen traurigen Zeiten und Aussichten, wo die Wiederhersteller und Verfasser der Religion noch in Gefangenschaft umhergeführt werden, gleichwohl auf die Errichtung einer Hochschule gedacht worden."

„So war gleich in der Gründung etwas Kühnes, Heroisches, Protestantisches",*) ein Idealismus wie 1809 bei der Gründung der Berliner Hochschule, der äußern Verlust an Land und Leuten durch innern Gewinn ersetzen wollte.

Doch das kaiserliche Privileg zog sich hin und wurde erst am 2. Februar 1558 nach Karls des Fünften Abdankung durch seinen Bruder Ferdinand den Ersten erlangt.

Jena wurde jetzt nach Luthers Tode im Gegensatz zu Wittenberg und Melanchthon die Stätte echten, streitbaren Luthertums, und nicht am wenigsten

*) Hase, Kirchengeschichte III, I, S. 213 f.

der Jenenser Flacius Illyricus, der Stamm- und Namensvater aller „Flätze“ oder „Flötze“, hat Melanchthon das verzweifelte Wort von der rabies theologorum ausgepreßt. Seitdem hat die thüringische Hochschule immer den Ruhm behauptet, ein Sitz freimütigen, unerschrocknen Wahrheitssinnes, Wahrheitsmutes und ernsten wissenschaftlichen Strebens zu sein.

Für uns freilich bedeutet Jena doch noch etwas andres: es ist nicht der Geruch der Gelehrsamkeit, der uns entgegenströmt, nicht die feuchtfröhliche Burschenlust, die die idyllische Landschaft durchbraust, die seinen Charakter ausmachen: es ist der Glanz einer reichen Vergangenheit, der Duft unsrer klassischen Poesie. Jena und Weimar sind unauflöslich verbunden mit den Namen unsrer beiden Dioskuren, mit Schiller und Goethe; und was Goethe von Weimar singt: „O Weimar, dir fiel ein besondres Los! Wie Bethlehem in Juda — klein und groß“, das gilt ebenso von der Schwesterstadt. Das fühlen wir auf Schritt und Tritt, ob wir nun im Geiste mit Schiller, da alle andern Auditorien zu klein sind, hinausstürmen in den großen Saal und seine gedankenreiche, von idealem Geiste getragne Antrittsvorlesung hören: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ oder in seinem Garten bei der Sternwarte in die Werkstätte des dramatischen Genius sehen und mit Wallenstein oder Seni auf den Turm steigen, oder ob wir mit Goethe und seinem Karl August eine fröhliche Spritztour von Weimar hierher machen:

Donnerstag nach Belvedere,
Freitag gehts nach Jena fort,
Denn das ist bei meiner Ehre
Doch ein allerliebster Ort —

oder endlich still und andächtig beobachten, wie schnell hier das Epos Hermann und Dorothea erwächst, und wie Goethe mit Tränen der Rührung, „mit feuchtverklärtem Blick“ dem Freunde die einzelnen Gesänge vorliest.

Doch genug:

Die Stätte, die ein edler Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder. —

Aber auch andre erlauchte Namen treten uns in Fülle entgegen, wenn wir im Geiste eine Wandrung durch die Stadt machen, zu der wir uns im Schwarzen Bären gestärkt haben, wo Luther als Junker Jörg auf seiner Rückkehr von der Wartburg nach Wittenberg die berühmte Unterredung mit den Schweizer Studenten hatte. Da sehen wir in den Gebrüdern Schlegel die Romantik, die damals hier ihr Zelt aufschlug und die beiden Dichterheroen erst anschwärmte, dann anpöbelte, bis diese sich in geharnischten Xenien Luft machten; da sind von Philosophen die den Romantikern am nächsten stehn: Schelling und Fichte, der sich hier eine törichte Anklage wegen Atheismus zuzog, und der später in Berlin seine bedeutende, auch persönliche Lehrtätigkeit fortsetzen sollte. Da ist auch Hegel, der fleischgewordne Gedanke. Wir

gedenken auch der Schlacht bei Jena und der deutschen Burschenschaft und Fritz Reuters, der noch im Alter in wehmütiger Erinnerung an die schöne Zeit den Pfarrer in Hanne Nüte sagen läßt:

Noch ein Wurd, min Sähn —
Ich würde doch nach Jena gehn,

und der am Fuße der Wartburg seine letzten Jahre verlebte.

Auch im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts hat die kleine Hochschule ihren guten Ruf gewahrt. Ich nenne nur den Philosophen Kuno Fischer, der durch Schenkel aus Heidelberg verdrängt, wo er später seine glänzende Laufbahn beenden sollte, hier in Jena eine Freistatt und einen Lehrstuhl fand. Da ist der alte Burschenschafter und spätere Nestor und Klassiker unter den Theologen Karl Hase, der Dogmatiker Lipsius, der am strengsten auf Kantischem Boden fußend alle Metaphysik aus der Theologie auskehren zu müssen meint und alles durch „innere Nötigungen" begründet. Doch wer zählt die Völker, nennt die Namen? Heute sind es besonders zwei Namen, die weit über Jenas Mauern bekannt sind, ja die, darf man wohl sagen, Weltruf haben: Ernst Haeckel und Rudolf Eucken, der Naturforscher und der Philosoph, beide nach Art und Arbeit Antipoden.

Hier der Naturforscher, bekannt auf seinem Gebiet, viel geliebt und verehrt von seinen Hörern und Schülern. Doch es treibt ihn hinaus über die Schranken seiner Fachwissenschaft, Lebensfragen will er beantworten, Welträtsel lösen. Aber da ist er mehr Dichter als Denker: leuchtend steht das Ziel vor seinen Augen, das er seinen Zuhörern vor die Seele malt, sie begeisternd und fortreißend, das Ziel, das er in gewaltigen Sätzen zu erstürmen meint. Da geht es auf ungeschultem, ungesatteltem Pferde, ohne Bügel und Zaumzeug über Hecken und Gräben! „Die Psychologie ist (ihm!) nur ein Teil der Physiologie." „Die Psyche nur ein Kollektivbegriff für die gesamten psychischen Funktionen des Plasma." „Die Seele ebenso eine physiologische Abstraktion wie der Begriff Stoffwechsel oder Zeugung." „Durch Assoziation der früheren isolierten oder lokalisierten Empfindungen entstehen Vorstellungen." „Bewußtsein ist eine physiologische Funktion des Gehirns. Die verwickelten Gehirnoperationen, die Bildung von zusammenhängenden Kettenschlüssen, die Abstraktion und Begriffsbildung, die Ergänzung des erkennenden Verstandes durch die plastische Tätigkeit der Phantasie, schließlich das Bewußtsein, das Denken und Philosophieren sind ebenso Funktionen der Ganglienzellen der Großhirnrinde wie die vorhergehenden einfachern Seelentätigkeiten. Alle zusammen vereinigen wir in dem höchsten Begriffe der Vernunft." In anmutigem Zirkeltanz wird uns wahrhaftig der Hylozoismus der vorsokratischen Naturphilosophen als Weisheit letzter Schluß angepriesen. Wenn aber Virchow, Du Bois-Reymond, Wundt ihre frühere, mehr materialistische Denkart eingeschränkt oder teilweise zurückgenommen haben, so weiß er das nicht anders zu erklären als durch senile Schrumpfung des

Gehirns! „Die Erfahrungen späterer Jahre führen vielfach nicht nur zur Bereicherung, sondern auch zur Trübung der Einsicht, und mit dem Greisenalter tritt allmähliche Rückbildung ebenso im Gehirn wie in andern Organen ein. Jedenfalls ist diese erkenntnistheoretische Metamorphose an sich eine lehrreiche psychologische Tatsache; denn sie beweist mit vielen andern Formen des »Gesinnungswechsels«, daß die höchsten Seelenfunktionen ebenso wesentlichen, individuellen Veränderungen im Laufe des Lebens unterliegen wie alle andern Lebenstätigkeiten."

Zu diesem Feuerkopf, der, schon ein Siebziger, noch mit jugendlicher Begeisterung in die Arena sprengt, der, ein Feind jedes religiösen Dogmas, doch naturwissenschaftlich so stark dogmatisch befangen ist wie nur ein streitbarer Theologe des sechzehnten Jahrhunderts, der ohne weiteres die Methode des Naturerkennens glaubt auf die Geisteswissenschaften übertragen und anwenden zu können, der jeder Metaphysik ihr Recht abspricht, „in der Überzeugung, daß die ersten Grundlagen aller Philosophie auf der Naturerkenntnis beruhen und durch denkende Erfahrung a posteriori entstanden sind", zu ihm bildet Rudolf Eucken in jeder Beziehung den Gegensatz. Er zeichnet sich von vornherein durch vornehme Ruhe und Sachlichkeit, ja durch wissenschaftliche Vorsicht aus, er wendet in zum Teil klassischer Sprache den Gedanken nach allen Seiten, um ja nicht eine Möglichkeit, ein Loch zu übersehen, einen Trugschluß durchgehn zu lassen. Er erkennt überall Wert und Notwendigkeit der Naturwissenschaften bereitwilligst an, ja betont sie stark; aber seine Lebensaufgabe ist gerade, die Selbständigkeit des Geisteslebens, des geistigen Geschehens zu sichern, eine selbständige, eigne Metaphysik zu schaffen, gegenüber den Naturwissenschaften auch Recht und Aufgabe der Geisteswissenschaften, besonders der Philosophie festzustellen und zu wahren. Was ihn interessiert, nein mehr, ihn immer aufs neue bewegt, ist das Lebensproblem, die Frage nach Wert, Zweck, Aufgabe des Lebens. Wie gewinnt mein persönliches, subjektives Empfinden, Fühlen, Handeln objektiven Wert? Wie kommt wirkliches, wahres Geschehen zustande? Jahrelang, als die Fluten des Naturalismus alles überschwemmten, hat der wackere Kämpfer ziemlich allein gestanden. „Wer so wie ich, schreibt er mir einmal, mitten im Kampfe und zugleich außerhalb der Parteien steht, dem ist eine derartige Bezeugung der Sympathie besonders wertvoll. Lassen Sie uns trotz aller Wirrnisse und Hemmnisse der Gegenwart an dem energischen Eintreten für einen Idealismus ethischer Art, für eine zugleich universale und feste Lebensanschauung getreulich festhalten."

Die Zeiten haben sich geändert, Gott sei Dank! Überall macht sich die Frage, das Bedürfnis nach Vertiefung des Lebens, der Ruf nach Befreiung und Ausbildung der Persönlichkeit, nach Weltauffassung geltend. Das ist nicht zum wenigsten Euckens Verdienst. „Wir dürfen uns freuen, kann er mitteilen, daß hier in Jena für die philosophischen und speziell auch für die

religionsphilosophischen Fragen ein äußerst lebhaftes Interesse ist" — und wieder: „Übrigens hat man doch den entschiedenen Eindruck des Vordringens eines substantiellen Idealismus, wenn auch nicht in den breiten Massen, so doch auf der Höhe der geistigen Arbeit. Auch zeigen ja die Bewegungen der Literatur ein rasch wachsendes Interesse für die Probleme der Lebensvertiefung. Außer Deutschland ist es namentlich England und auch Italien, wo meine speziellen Bestrebungen Anklang finden. . . . Für die Anfang des Jahres erschienenen »Grundlinien einer neuen Lebensanschauung« sind schon englische, schwedische, finnische Übersetzungen im Gange."

Es sind besonders die Völker des germanischen Kulturkreises, bei denen das Interesse für Euckens Bestrebungen in raschem Wachsen begriffen ist. W. R. Boyce Gibson (Dozent an der Londoner Universität) schrieb 1907 ein Buch Rudolf Euckens Philosophy of Life, die erste Auflage war in vier Monaten vergriffen, und es ist schon eine zweite erschienen.

In Deutschland selbst schließt sich an den Namen R. Eucken schon eine ganze, große Literatur. Hier sei besonders hingewiesen auf die von begeisterter Verehrung für den Denker getragne Schrift von Siebert: Rudolf Euckens Welt- und Lebensanschauung (Langensalza, Beyer, 1904) und auf H. Pöhlmann: Rudolf Euckens Theologie mit ihren philosophischen Grundlagen dargestellt (Berlin, Reuther und Reichard, 1903).

Es ist das schlichte und doch stolze Leben eines deutschen Gelehrten und Wahrheitsuchers, das Eucken führt: einfach und anspruchslos, und doch heimisch auf den Höhen des Geistes, der Menschheit, des Lebens.

Zuerst hat er sich den Weg gebahnt, die gangbaren philosophischen Begriffe kritisch auf ihren Wert und ihre Bedeutung betrachtet: „Geschichte der philosophischen Terminologie" 1879 und „Die Grundbegriffe der Gegenwart" 1878 (1904 neu aufgelegt unter dem Titel: „Geistige Strömungen der Gegenwart" 3. Auflage). Solche Begriffe gleichen Versteinerungen oder Kristallen: ein langer geistiger Prozeß ist darin zum Abschluß gekommen, hat feste Form und Prägung erlangt, und es ist von hohem bildenden Wert und Interesse, den umgekehrten Weg zu machen: sie aufzulösen, den geistigen Prozeß zu beobachten, das geistige Leben zu ergreifen, das sich schließlich darin festgelegt hat — oder vielmehr nicht festgelegt, denn sie selbst sind auch wieder dauernder Umbildung und Umdeutung unterworfen. Solche Begriffe sind: subjektiv — objektiv; Erfahrung; a priori — a posteriori: Entwicklung; Monismus — Dualismus; mechanisch — organisch; Gesetz; Idealismus — Realismus — Naturalismus; Persönlichkeit und Charakter; theoretisch — praktisch; Immanenz — Transzendenz usw.

In dem Buche „Die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und Tat der Menschheit" 1888 hat Eucken, nachdem er sich zuvor in den Prolegomena 1885 eine eigne Begriffswelt und Terminologie geschaffen und gesichert, den Grundgedanken seiner Lebensarbeit niederlegt. In eingehender,

noch heute sehr lesenswerter Darstellung gibt Eucken zunächst ein Bild und eine Kritik der beiden wichtigsten und verbreitetsten Systeme, des Intellektualismus und des Naturalismus. Beide sind zuletzt feindliche Brüder; der Intellektualismus gibt statt des Lebens ein System, ein engmaschiges Netz von Begriffen, das aber doch das Wasser des Lebens nicht aufzufangen imstande ist; der Naturalismus, der stolz den kleinen Menschen und seine Bedürfnisse als unwichtig beiseite drängt, gibt entweder statt des Gebändes unverarbeiteten Rohstoff, unbehauene Felsblöcke — dann hat er überhaupt keinen Anspruch auf den Namen Wissenschaft —, oder sofern er alles Geschehen und Werden unter unverbrüchliche Gesetze unterordnen will, beweist er gerade, was er widerlegen will, die selbständige, überlegne Geltung der Geisteswelt. Bei der Frage: Wie kommt wahres Geschehen zustande? stehn wir seit alters vor einem doppelten Problem: 1. Wie ist die Beziehung, das Verhältnis von Geist und Stoff? 2. Von Subjektiv und Objektiv: wie und wie weit haben und gewinnen persönliche Taten, Erlebnisse usw. absoluten, objektiven Wert?

Die rohe, unwissenschaftliche Denkart des Sensualismus, der meint, die Ereignisse halten durch die Tore der Sinne ihren Einzug und hinterlassen auf der bisher unbeschriebnen Tafel der Seele ihre Eindrücke, ist für uns seit Kant abgetan. Wir sind alle von Kants epochemachendem Lebenswerk abhängig — so oder so —, stehn auf seinen Schultern. Er hat durch seine „Kritik der reinen Vernunft" aber auch die scholastische Metaphysik, die die Kategorien und Begriffe unsers Denkens ohne weiteres auf eine gedachte, konstruierte Überwelt überträgt, als unzureichend und unmöglich dargelegt; er hat dafür in seiner „Kritik der praktischen Vernunft" die geistige Welt über die Welt des Denkens hinaus erweitert und in der Tatsache des Gewissens die Gewißheit einer geistig-sittlichen Welt gefunden. (Freilich behauptet der Naturalismus, das Gewissen selbst sei nicht primär, sondern abgeleitet, anerzogen; seine Aussagen sind es gewiß, aber die Tatsache des sittlichen Urteils?) Ein andrer Einwand ist von jeher gegen Kant erhoben worden gerade von Künstlern, so zum Beispiel von Schiller in dem bekannten Distichon:

Gerne dien ich den Freunden, doch tu ich es leider mit Neigung,
Darum wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Antwort:

Da ist kein anderer Rat, du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann tun, wie die Pflicht dir gebeut.

Bei aller Anerkennung der heroischen, geradezu antiken Auffassung der Pflicht, die Kant weit über alles persönliche Begehren und Wohlergehn erhebt, für die er unbedingte Geltung fordert — sie bleibt ein äußerliches, über den Menschen stehendes, unfaßbares, rein abstraktes Gesetz, zu dem wir keine innere — höchstens widerstrebende — Beziehung haben. Hier setzt Eucken ein. Für alle rein psychologischen Versuche, das heißt solche, die von den Geistes-

kräften des einzelnen Menschen ausgehn und darauf absolute Gewißheit gründen wollen, bleibt immer die Gefahr, daß persönliche, subjektive Überzeugung für objektive Gewißheit und Tatsächlichkeit genommen wird. Das ändert sich nur, wenn wir einen andern Standort wählen, anstatt des psychologischen, der zuletzt doch nur das Wie erklärt, den „noologischen", der uns Antwort gibt auf unsre eigentliche Frage nach dem Was, wenn wir von dem Einzelgeschehn, dem Einzelwesen übergehn zu einem geistigen Gesamtgeschehn, sie erweitern zu einer selbständigen Geisteswelt.

Das ist nun Euckens Fundamentalsatz: Ganz gewiß ist der Mensch auch zunächst Naturwesen; aber innerhalb dieser Natur, das ist doch Tatsache, hat sich eine Welt wahren Geisteslebens entwickelt, herausgebildet, sie setzt sich durch unter fortdauerndem Kampf und Widerstand, eine Welt wahrer Kultur und Sittlichkeit, die sich auf den Gebieten der Wissenschaft, des Rechts, des Staates, der Religion, des Vaterlandes usw. zeigt und an der wir auch teilhaben sollen und können, eine Welt, die viel wertvoller ist als unser eignes kleines Ich, das erst dadurch und so weit Wert gewinnt, als es an diesem allgemeinen Geistesgeschehn, an dem Aufbau dieser wahren, innern, ewigen Welt mithilft. Diese soll nicht, wie der alte Idealismus meinte, hinter und über unsrer Welt liegen, eine Welt der Hoffnung und der Zukunft, sondern gerade in dieser Welt, die durch freie Tat der Menschheit umgebildet werden soll zu einer rein ethischen. So ist tatsächlich jedes Tun, jede Entwicklung des einzelnen Menschen eine Tat der Gesamtheit, der Menschheit, ein Wachsen des Ethischen an sich. Und doch ist diese Geisteswelt nicht allein von uns und unsern Entschlüssen abhängig, sondern sie ist, Gott sei Dank, da, wir werden in sie hinein geboren, nicht wir allein haben sie aufzubauen und zu tragen, sie trägt uns und gibt unserm Leben Zweck, Inhalt, Wert. Eine stolze, hohe, aber auch schwere Aufgabe! Ein Leben voll sittlichen Ernstes und sittlicher Forderungen an den einzelnen, eine Religion des steten Kampfes, aber auch des Sieges. Es leuchtet ein, wie nahe diese Gedankenwelt dem Christentum steht, besonders in der durchgeistigten Form des Johannesevangeliums: „Daß der Mensch in den Stand echt geistigen Lebens gegenüber der eignen Schwäche und dem Widerstande einer unermeßlichen Welt gehoben wird, das ist das größte aller Wunder, aber es ist kein Mirakel, das nur von außen her an uns geschieht. Jene große Wendung trägt in sich das Wirken einer überlegnen Welt, die menschliche Tat ist hier von Grund aus und unmittelbar ein Werk der Gottheit. Wie das möglich sei, wie aus Gnade Freiheit, aus Abhängigkeit Selbsttätigkeit entspringen könne, das übersteigt als ein Urphänomen alle Erklärung, es hat als die Grundbedingung alles Geisteslebens einen durchaus axiomatischen Charakter. Das aber läßt sich dartun, daß es kein isoliertes Problem, sondern nur die höhere Stufe jenes allgemeinen Problems ist, wie aus den Zusammenhängen der Welt Einzelwesen seelischer Art, bewußte und fühlende Wesen, hervorgehn und ihr Leben als ein eignes im Gegensatz zu allem übrigen führen

können; wäre dies Problem glücklich gelöst, dann könnten wir an die Behandlung jenes andern gehn."

Auch Goethe, der ja gern als Kronzeuge für den Pantheismus zitiert wird — übrigens nicht mit Unrecht, aber wofür könnte man Goethe, diesen proteischen Geist, den Mikrokosmos, nicht anführen! —, schlägt in seinen spätern Jahren ähnliche Töne an:

Lange hab ich mich gesträubt,
Schließlich gab ich nach:
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach,
Und solang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und Werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde.

Im Jahre 1890 erschienen die „Lebensanschauungen der großen Denker" (1907 in 7. Auflage), ein klassisches Werk, zugleich von enormer Gelehrsamkeit, das des Verfassers Unbefangenheit und Fähigkeit zu objektiver Darstellung und Würdigung auch ihm fremder Geister glänzend bewies; so bringt er zum Beispiel dem großen Denker Augustin immer wieder lebhaftes Interesse entgegen. Eucken will hier nicht bis ins einzelne die philosophischen Systeme der Denker darstellen, sondern er prüft sie daraufhin, was sie über Zweck, Wert und Inhalt des Lebens, also über das Lebensproblem denken. Drei große „Syntagmen" findet er hier: 1. Die Lebensanschauungen des nationalen Griechentums, die eine unveränderliche Oberwelt, die Welt der Ideen, über der Welt der Erscheinungen annahmen. 2. Das ethisch-religiöse Lebensideal der Menschheit, die Welt des Christentums. 3. Das Kulturideal der Menschheit, die Neuzeit mit all ihren Wandlungen.

Im Jahre 1896 kam heraus „Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt" (1902 in 2. Auflage), 1901 sein epochemachendes Werk „Der Wahrheitsgehalt der Religion" (1905 die 2. Auflage). Unablässig ist Eucken seitdem bemüht, die Goldbarren auszumünzen, seine Gedankenwelt aufs neue zu prüfen, zu klären, zu vertiefen, nach allen Seiten zu durchdenken, auch zu popularisieren. Er selbst schreibt in edler Bescheidenheit: „Wir selbst fühlen uns durchaus als Suchende und wenden uns daher auch an Suchende; wir richten uns an die, welche mit uns die gegenwärtige Verflachung und Verflüchtigung des Geisteslebens als einen nicht länger erträglichen Notstand empfinden und die nicht davor zurückscheuen, auch in schroffem Widerspruch zur breiten Zeitoberfläche eine Erneuerung des Lebens zu suchen." (Wahrheitsgehalt der Religion, Vorrede, S. IV.)

Früher konnte es besonders weiblichen Lesern wegen der Terminologie zunächst etwas schwer fallen, sich in die ihnen fremde Gedankenwelt hineinzufinden. So klagte mir eine Freundin, eine hochgebildete Dame, über den Wahrheitsgehalt der Religion: „Eucken wurde mir sauer! Das sind Höhen, in denen

unsereins sich als Fremdling fühlt — soviel Mühe ich mir gab, ich fühlte doch mit Ärger und Betrübnis, daß ich den Stoff nicht beherrschen konnte. Stellenweise ja, mit Genuß, aber dann kamen Stellen, in denen mir der Faden entglitt, und ich nur ahnte! Was halfs, ich mußte zurück in die Niederung, mit sehnsüchtigem Blick nach den ragenden Gipfeln. Es müßte einem vieles leichter werden, wenn man den Staub von den Füßen schütteln könnte!" Das ist inzwischen anders geworden. Eucken hat selbst dafür gesorgt. Im Jahre 1907 erschienen zunächst „Die Hauptprobleme der Religionsphilosophie der Gegenwart." Drei Vorlesungen, die auf einem theologischen Ferienkursus in Jena am 23. und 24. Oktober gehalten wurden. I. Die seelische Begründung der Religion (besonders wichtig!). II. Religion und Geschichte. III. Das Wesen des Christentums. „Die Untersuchungen ruhen auf einer geschlossenen philosophischen Grundanschauung, aber sie sind möglichst einfach und anschaulich gehalten, und sie richten sich durchaus nicht bloß an gelehrte Kreise, sondern an alle Zeitgenossen, welche sich in den geistigen Wirren der Gegenwart mit dem Problem der Religion befassen, und welche bei der Behandlung dieses Problems eine Freiheit verlangen, die nicht flach, und eine Tiefe, die nicht starr werde." (Vorrede.) Sodann erschienen „Grundlinien einer neuen Lebensanschauung" (seiner Gattin und geistigen Genossin Irene gewidmet), in denen er seine Gedankenwelt nach allen Seiten entwickelt. Allen, die sich in seine Welt einleben wollen, ist dieses Buch ganz besonders zu empfehlen. Nachdem er in geradezu klassischer Weise die vorhandnen Lebensordnungen dargestellt hat, a) die ältern: die Lebensordnungen der Religion und des kosmischen Idealismus, b) die neuern: die naturalistische, die sozialistische und die Lebensordnung des künstlerischen Subjektivismus (eine höchst reizvolle Lektüre), gibt er darauf einen zusammenhängenden Überblick über die Gesamtlage der Gegenwart und den „Entwurf einer neuen Lebensordnung". Ich muß es mir leider versagen, hier genauer darauf einzugehn, eine kurze Angabe der Kapitel wird einen Begriff geben von dem reichen Inhalt. I. Die Hauptthese. 1. Der Mensch als Naturwesen. Das Hinauswachsen des Menschen über die Natur. Der innere Widerspruch des neuen Lebens. Das Selbständigwerden des Geisteslebens. Die Forderungen einer neuen Lebensordnung. Die Wandlung und Erhöhung des menschlichen Lebens. a) Ziele und Wege. b) Die Rettung der Freiheit. c) Die Ansätze selbständigen Geisteslebens. d) Die Überwindung der Vereinzelung. II. Die nähere Gestaltung unsers Geisteslebens. a) Wahrheit und Wirklichkeit. b) Mensch und Welt. c) Die Bewegung des menschlichen Geisteslebens. d) Aufsteigen eines neuen Lebenstypus. III. Das menschliche Geistesleben in Kampf und Überwindung. IV. Wendung zur Gegenwart: 1. Forderungen für das Gesamtbild des Lebens. a) Zum Charakter der Kultur. b) Zur Gliederung der Kulturarbeit. 2. Zur Gestaltung der einzelnen Gebiete: a) Religion, Moral, Erziehung und Unterricht. b) Wissenschaft und Philosophie. c) Kunst und Literatur. d) Zum gesellschaftlichen Leben. e) Zum Einzelleben.

Endlich seine neuste Schrift: „Der Sinn und Wert des Lebens.“ Leipzig, 1908. (162 Seiten, Preis 2,75 Mark.) Ich gebe statt einer Besprechung eine kurze Probe von dem Stil und dem Gedankengehalt. Nachdem er auf die Schäden und Gefahren der Zeit hingewiesen hat, fährt er fort (S. 77): „Hüten wir uns, von der eignen Zeit gering zu denken, weil sie sich so unfertig ausnimmt, so voller Widersprüche zeigt. Ist sie nicht zum guten Teil nur deshalb unfertig, weil sie mehr verlangt als andre Zeiten, und hat sie nicht namentlich deshalb so schwer an den Widersprüchen zu tragen, weil sie die Möglichkeiten des Lebens mit so glühendem Verlangen und so gewaltiger Energie durchlebt und auslebt? Welche Zeit hat so sehr den Kreis der Möglichkeiten durchmessen, wie die unsrige es tut? So wird sich sicherlich auch aus dem, was zunächst als bloße Begrenzung und Verneinung erscheint, schließlich ein Ja herausheben lassen.“ „Denn was ist es, was jene Begrenzung und Verneinung bewirkt? Es ist keine außer uns befindliche Macht, es ist unser eignes Leben, das jenen Abschluß zurückweist, der Widerstand liegt nicht draußen, sondern drinnen, und er ist damit eine Erweisung der Kraft; die Forderungen, welche keine Befriedigung fanden, wurden nicht von draußen gestellt, sondern sie steigen aus unserm eignen Wesen auf und zeigen zugleich die Richtung, die unser Streben einschlagen muß. Ja es kann sich keine unbefangne Betrachtung der Gegenwart dem Eindruck entziehen, daß hinter allen ihren Kämpfen ein gehaltvolleres Leben steht, das sich in ihnen sucht, ihnen Kraft und Leidenschaft einflößt, dann freilich unbefriedigt aus ihnen zurückkehren muß. Nur weil eine größere Tiefe sich in uns regt, aber nicht zur vollen Belebung kommt, sind wir in solche Unruhe und Unsicherheit geraten. Auch ein Zug zum Ganzen erscheint unverkennbar in der Energie, mit der die verschiednen Lebensgestaltungen einander bekämpfen; eine gewisse Überlegenheit erweisen wir schon dadurch, daß wir sie alle zu überschauen und gegeneinander abzuwägen vermögen.... So befinden wir uns heute unbestreitbar innerlich in einer höchst unfertigen Lage, in der Nein und Ja durcheinander gehn; eine neue Art strebt auf, aber sie vermag sich nicht zur Genüge durchzusetzen, in uns wirkt mehr, als unser Bewußtsein erfaßt, aber es ist noch nicht unser voller Besitz.“

„Versuche, solchem zerstörenden Widerspruch zu entgehn, gibt es in Hülle und Fülle, schließlich aber führen sie bei allen Umwegen immer auf das eine Dilemma zurück: entweder ist das, was an Eigentümlichem im Menschen aufstrebt, und was durch alle Mannigfaltigkeit seines Strebens hindurch das eine Ziel verfolgt, eine neue Welt gegenüber dem Menschen nicht nur, sondern gegenüber dem ganzen unmittelbaren Dasein aufzubauen, entweder ist dies alles Erzeugnis des bloßen Menschen und damit eine haltlose Illusion, oder es stammt aus einer tiefern Quelle als der Sondernatur des Menschen und erweist das Dasein einer solchen Quelle. Eine Selbständigkeit gegenüber dem Menschen kann es nur haben, wenn es nicht seiner besondern Art angehört, sondern wenn er in ihm die Teilnahme an einem Weltleben gewinnt, wenn es gegenüber

der Natur eine neue Stufe der Wirklichkeit einführt, die für unsern Gesichtskreis nur im Menschen zur Eröffnung kommt, die aber nicht aus ihm hervorgeht und daher auch nicht den Bedingungen seiner Natur unterliegt. Mit andern Worten: das Geistesleben im Menschen bricht zusammen, und alles Mühen darum ist ein Haschen nach Phantomen, wenn es hinter sich nicht eine geistige Welt hat, aus der es schöpft und die es vertritt. Daß die Anerkennung einer solchen selbständigen Tiefe des geistigen Lebens bei uns den Anblick des Menschen und der Welt wie auch die Aufgabe des Lebens aufs wesentlichste verändert, ja daß sie eine Umkehrung der gesamten vorgefundnen Lage bewirkt, wird näher darzulegen sein; dann ist auch zu prüfen, ob damit die Erhöhung des Menschen geboten wird, ohne die das Leben allen Sinn und Wert verliert." —

So sehen wir hier den reichen Ertrag einer gut angewandten Lebensarbeit: Eucken schüttelt mit freigiebiger Hand an dem Baume seines Lebens, und die Früchte fallen „gehäuft uns in den Schoß".

Möge dem edeln Manne noch recht lange seine körperliche und geistige Frische erhalten bleiben! Denn er hat uns noch viel zu sagen, und wir — wir haben ihn noch viel, sehr viel zu fragen!

Menander in Lauchstedt

Mancher griechische Schriftsteller, dessen Verlust wir jetzt beklagen, ist noch bis zum Anfang des siebenten Jahrhunderts n. Chr. gelesen worden, wo die antike Kultur in der Osthälfte des alten römischen Reiches durch den Einbruch der Araber einen schweren Stoß erhielt. Unter den vielen, die in der darauffolgenden Periode des politischen und geistigen Niedergangs vergessen und verloren worden sind, gibt es wenige, die die Nachwelt so schmerzlich vermißt hat, wie den berühmtesten Dichter der hellenistischen Zeit, Menander von Athen. Aber schon seit einigen Jahren konnte man hoffen, daß dieser Hauptvertreter der neuern attischen Komödie nicht auf immer untergegangen sei. In Ägypten sind in griechischen Gräbern und Kehrichthaufen, die man ausgegraben hat, zahlreiche Reste griechischer Bücher und Buchrollen gefunden worden, die uns schon manches bisher Verlorne wiedergeschenkt haben. Schon wiederholt waren unter diesen Funden größere und kleinere Bruchstücke von Komödien Menanders ans Tageslicht gekommen, die wenigstens zeigten, daß der Dichter einst in Ägypten viel gelesen worden ist, ja es ließen sich aus ihnen auch einzelne Szenen rekonstruieren. Aber alles frühere hat der neuste Fund in den Schatten gestellt. Bei französischen Ausgrabungen ist ein teilweise erhaltnes

Buch zutage gekommen, worin große Stücke von vier Komödien des Menander stehn, zusammen etwa 1500 Verse.

Carl Robert in Halle hat sich das Verdienst erworben, den kostbaren Fund durch eine Übersetzung in Versen,*) der er auch kurze Angaben über den vermutlichen Inhalt der verlornen Szenen beigegeben hat, Philologen und Nichtphilologen näher zu bringen. In dieser Übersetzung sind die beiden der neu gefundnen Komödien, von denen das meiste — etwa die Hälfte — erhalten ist, am 20. und 27. Juni in Lauchstedt aufgeführt worden, das erstemal vor geladnem Publikum. Am 11. Juli ist dann auf dringenden Wunsch noch eine zweite öffentliche Vorstellung gegeben worden. Robert selbst hatte zusammen mit andern die Leitung übernommen. So konnte man griechische klassische Stücke auf einer klassisch deutschen Bühne sehen, die ja vor kurzem wiederhergestellt und mit der Aufführung von Goethes Iphigenie eingeweiht worden ist.**)

Der Vorhang geht auf, wir sehen uns vor die Bühne von Oropos versetzt, eines Grenzstädtchens zwischen Attika und Böotien, dessen kleines, wohlerhaltnes Theater sehr geeignet ist, als Vorbild zu dienen. Der Beschauer sieht die Vorderseite eines Hauses mit einer von sechs dorischen Säulen getragnen Vorhalle, aus der man durch drei Türen in das Haus gelangen kann. Wir wissen, daß durch die drei Türen auf einfachste Weise drei Nachbarhäuser angedeutet sind, wir wissen auch, daß der rechte Seitenausgang der Bühne in die Stadt, der linke aufs Land führen soll. Die Handlung spielt, wie immer in der neuern attischen Komödie, auf der Straße.

Die Darsteller sind getreu nach antiken Mustern gekleidet und ausgestattet. Sogar in Haltung und Bewegung wissen sie sich nach ihren Vorbildern zu richten. Die Darstellungen von Komödienszenen in Handschriften, auf Wandbildern und Vasen scheinen in ihnen lebendig geworden zu sein. Die Masken, die die Schauspieler in Athen trugen, sind sehr geschickt durch Schminke wiedergegeben. Man erkennt die sachkundige Leitung des Archäologen.

Aber wie ist es möglich, die erhaltnen Szenen zu vollständigen Theaterstücken auszugestalten? Die Leiter der Aufführung haben einen sehr glücklichen Ausweg gefunden. Sie lassen die verlornen Teile pantomimisch darstellen, dazu spielt Klavier und Streichorchester Musikstücke, die Herr Dr. Abert aus zwei Orchestersuiten vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts ausgewählt und so eingerichtet hat, daß das Ende der einzelnen Szene auch durch einen musikalischen Abschluß hervorgehoben wird; der Charakter der Musik, bald feierlich, bald lebhaft, entspricht etwa dem Inhalt der Szene. So ist bei der

*) Szenen aus Menanders Komödien. Deutsch von Carl Robert. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1908. Gebunden 2 Mark 40 Pf.

**) Vgl. Grenzboten 1908, Nr. 26, S. 645 ff.

Aufführung der Schwerpunkt bei dem wirklich Erhaltnen geblieben und doch aus den Fragmenten etwas Ganzes geschaffen worden. Infolge der Gleichförmigkeit der Fabeln in der neuern Komödie, von der noch die Rede sein wird, ist die Rekonstruktion nicht so aussichtslos, wie es etwa bei einem modernen Drama der Fall sein würde. Daß natürlich auch so manches in den Ergänzungen problematisch ist, nimmt man für den Preis einer soweit möglich vollständigen Aufführung gern mit in Kauf. Die Hauptsache sind ja doch die echt menandrischen Szenen, und die allein bieten des Schönen genug. Betrachten wir gleich die prächtige unversehrt erhaltne Szene, die dem ersten Stück, dem „Schiedsspruch" (Epitrépontes), den Namen gegeben hat.

Zwei Männer, in Felle gekleidet, treten in heftigem Wortwechsel auf, doch einigen sie sich bald, ihre Sache dem alten Herrn Smikrines vorzutragen. Der ist zwar wenig geneigt, sich mit dem Gesindel im Wollenflaus einzulassen, aber die dem Athener angeborne Freude am Prozessieren und Judizieren siegt in ihm, und so fordert er mit dem Takt des erfahrnen Richters den von den beiden, der bisher geschwiegen hat, auf, den Streit zu berichten. Wir erfahren hieraus zugleich ein wichtiges Stück von der Vorgeschichte der Komödie.

Ich habe, so erzählt der Ziegenhirt Daos, ein ausgesetztes Kind gefunden, doch habe ich es nicht selbst behalten, sondern meinem jetzigen Gegner, dem Köhler Syriskos, auf seine dringenden Bitten überlassen. Den Schmuck des Kindes, der kaum etwas wert ist, habe ich behalten. Auf den macht jetzt Syriskos Anspruch. Ist das nicht unverschämt? Hätten wir beide zusammen das Kind gefunden, dann hätten wir doch billig den Fund geteilt, dem einen das Kind, dem andern der Schmuck. Nun bin ich gar der alleinige Finder und habe freiwillig ihm das Kind abgetreten. Und doch will Syriskos, der nichts gefunden hat, alles haben? Wenn er nicht zufrieden ist, mag er mir das Kind zurückgeben, dann geschieht keinem Unrecht.

Doch alles bekommen, zur Hälfte geschenkt, zur Hälft' ertrotzt,
Das geht doch nicht. Das hatt' ich zu sagen, ich bin zu End'.

Alles, was Daos erzählt hat, bestätigt Syriskos, den Fund, seine Bitten um das Kind. Und doch bestreitet er das Recht des Daos auf den Schmuck. Den reklamiert der Junge für sich — dabei läßt er sich das Wickelkind von seiner Frau, die dabei steht, auf den Arm legen —, und er, Syriskos, den Daos selbst zum Vormund eingesetzt hat, vertritt die Forderung. Daos ist gar nicht der Finder des Schmuckes:

Ist das ein Fund, wenn der Eigentümer daneben liegt?
Das heißt nicht „finden", sondern „schinden"!

Und nun wird der einfache Köhler pathetisch. Er erinnert an die Helden der Tragödie, an Pelias und Neleus, die einst wie dieses Kind ausgesetzt und von einem Hirten gefunden worden sind; in Niedrigkeit wuchsen sie auf,

bis ihre erhabne Herkunft ans Licht kam. Was wäre aus ihnen geworden, wenn ihre Pflegeväter Leute wie Daos gewesen wären! Darum wäre es auch eine Ungerechtigkeit, diesem das Kind zurückzugeben, der es doch jetzt nur haben wollte, um den Schmuck verschleudern zu können.

Der Zuschauer selber fühlt sich als Richter und spricht oder sucht im stillen das Urteil. Der Schiedsspruch des Smikrines drückt aus, was jeder denkt oder fühlt: Dem Kinde gehört der Schmuck, das Kind dem Syriskos, der dessen Eigentum verteidigt, nicht dem Daos, der es seines Eigentums berauben will. So muß dieser den Schmuck hergeben, freilich murrt er über das Urteil und ruft wenigstens dem Syriskos zu, er würde wohl aufpassen, daß er den Schmuck auch wirklich dem Kinde bewahrte.

An einem Ring, der sich unter den Schmucksachen befindet, wird dann im Verlauf des Stückes erkannt, daß das Kind von dem jungen Herrn des Syriskos und seiner Frau, der Tochter des Smikrines, eben jenes Schiedsrichters in dem Streite, stammt. Sie ist als Mädchen nicht allzulange vor der Hochzeit bei einem orgiastischen Feste von ihrem spätern Manne in der Trunkenheit vergewaltigt worden, ohne daß die beiden sich später wiedererkannt haben. Die Entdeckung des Kindes führt so zur Aufklärung und zur Versöhnung der durch Verrat und Verdacht entzweiten Gatten.

Die Fabel des andern Stückes, das nach der Hetäre des Demeas, eines ältern reichen Atheners, „Die Samierin" heißt, ist der des „Schiedsspruchs" sehr ähnlich. Ein vor der Hochzeit des Liebespaares gebornes Kind gibt den Anlaß zu der Verwicklung. Mit köstlichem Humor ist eine glücklich erhaltne Szene zwischen den beiden künftigen Schwiegervätern ausgeführt. Nikeratos, der Vater des Mädchens, ist bei der Entdeckung von dem Fehltritt seiner Tochter von rasender Wut gepackt worden. Ganz richtig ahnt er, daß der junge Moschion, der das Mädchen liebt, der Täter ist. Aber Demeas, der Vater des Moschion, der Typus des jovialen Atheners, bezwingt den Wütenden erst mit dem Stock, mit dem er ihn angegriffen hat, und dann erringt seine Überredungskunst einen glänzenden Sieg über den Gegner. Auch hier werden Sagen, die dem attischen Publikum aus Tragödien geläufig waren, komisch herangezogen. Am besten ists, ich führe das amüsante Stück wörtlich in Roberts Übersetzung an.

Nikeratos:

Demeas, du kränkst mich bitter, und du weißt doch ganz gewiß,
Wie sich alles hat begeben.

Demeas:

Freilich, also hör' mir zu,
Und dein Weib laß ganz in Ruhe.

Nikeratos (argwöhnisch):

Hat am Ende doch dein Sohn
Mich hineingelegt?

Demeas:

Ach Unsinn! Freilich nimmt er sie zur Frau,
Doch begeben hat sichs anders. Komm, wir bummeln auf und ab.

Nikeratos:

Bummeln?

Demeas:

Ja dich abzukühlen. — Sag, hast du im Trauerspiel
Nie gehört, daß Zeus als flüßges Gold durchs Dach geträufelt ist,
Um ein Mädchen zu beglücken, das dort eingeschlossen war?

Nikeratos:

Nun, und weiter?

Demeas:

Ei, man muß doch stets gefaßt auf alles sein.
(Er weist am Haus des Nikeratos in die Höhe.)
Sieh einmal dein Dach an! Wenn es regnet, regnets meistens durch.

Nikeratos (verdrießlich):

Das gehört doch nicht zur Sache.

Demeas:

Nicht zur Sache? Allerdings.
Heute Gold und morgen Regen. Ganz so, wie es Zeus beliebt.
Sieh, da haben wirs: Gewiß ists Zeus gewesen.

Nikeratos:

Halt' mich doch
Nicht zum Narren.

Demeas:

Gott behüte! Schlechter bist du keinesfalls
Als Akrisios*) ... Hat er dessen Kind beglückt, warum nicht deines?

Nikeratos:

Nein, zum Henker! Moschion wars. Der hat mir das eingebrockt.

Demeas:

Sei doch ruhig. Er nimmt zur Frau sie, doch ist er nicht schuld daran.
Nein, du kannst dich drauf verlassen, daß ein Gott dahintersteckt.
Ach, es gehn so viele Leute hier spazieren in der Stadt,
Die zu Vätern Götter haben! Warum regst du dich so auf?
Sieh einmal, da ist zum ersten Chairephon! In jedem Klub
Trifft man ihn; doch seinen Beitrag hat er niemals noch bezahlt.
Das erlaubt doch nur ein Gott sich. Meinst du nicht?

Nikeratos:

Nun meinethalb.
Warum soll ich mit dir streiten?

Demeas:

Sehr verständig, lieber Freund.
Weiter Androkles! Der lebt nun schon so viele Jahre lang,
Läuft und springt, Geschäfte macht er riesige; kein graues Haar
Sieht man noch auf seinem Scheitel. ...
— — — — — — — —
Siehst du wohl, daß das ein Gott ist? Also sei zufrieden jetzt.

---

*) Akrisios war der Vater der Danae.

Natürlich kommt zum Schluß die Hochzeit der jungen Leute zustande, und das Kind wird von dem Vater anerkannt.

Darin aber, daß Demeas anscheinend lebende Personen zu Beispielen nimmt, lebt ein Zug der alten attischen Komödie fort, die bei jeder Gelegenheit berühmte oder bekannte Zeitgenossen verspottete, zuweilen auch feierte, ja sie sogar mit ihrer Maske auf die Bühne brachte. Sonst hat freilich das bürgerliche Lustspiel Menanders wenig mit den phantastischen Schöpfungen der tollen Laune des Aristophanes gemeinsam. Die merkwürdige Tatsache, daß sich die attische Komödie in so kurzer Zeit vom fünften zum vierten Jahrhundert so gänzlich verwandelt hat, wird nur durch die völlig veränderte Stellung Athens verständlich.

Viel näher steht Menanders Komödie der Tragödie des Euripides. Nicht allein, daß die von ihm behandelten Sagen erwähnt, daß berühmte Partien seiner Tragödien zitiert werden, auch inhaltlich ist Euripides Vorbild gewesen. Die Szene zwischen dem Hirten und dem Köhler im „Schiedsspruch" entspricht ganz der Art des Euripides, der gern seine Dramen mit solchen Redeturnieren ausgestattet hat; ja noch mehr, die ganze Handlung ist, wie man bereits erkannt hat, einer Szene der euripideischen „Alope" nachgebildet. Auch in dieser verlornen Tragödie, deren Inhalt uns jedoch bekannt ist, hat ein Hirt das ausgesetzte Kind, das er gefunden hat, einem andern zur Erziehung übergeben, aber das Kleid des Kindes für sich behalten, auch hier geraten die beiden darüber in Streit und rufen die Entscheidung des Mannes an, der, wie sich nachher herausstellt, der Vater von der Mutter des Kindes ist.

Mit Euripides hat Menander auch die Neigung zum Reflektieren gemeinsam. Seine Sprüche praktischer Lebensweisheit, die er in die Reden seiner Personen eingeflochten hat, waren im Altertum berühmt und wurden viel zitiert, alphabetisch geordnete Sammlungen solcher Sentenzen sind das einzige, was uns die Byzantiner von Menander überliefert haben. Sogar der Apostel Paulus hat im 1. Korintherbrief, Kapitel 15, 33 den Spruch „Böse Geschwätze verderben gute Sitten" angeführt, der uns in der einen dieser Sammlungen überliefert und auch sonst als menandrisch bezeugt ist. Natürlich beweist dieser zum Sprichwort abgenutzte Vers nicht, daß der Apostel die betreffende Komödie selbst gelesen habe, geschweige denn, daß er mit Menander und der griechischen Literatur vertraut gewesen sei.

Wie bei Euripides sogar die Ammen philosophieren, so hat Menander im „Schiedsspruch" einen Sklaven Gedanken über das Weltregiment aussprechen lassen. Doch hat er diese Worte geschickt und nicht ohne komische Wirkung mit der Handlung in Zusammenhang gebracht; wir nehmen gar nicht daran Anstoß, daß die Weisheit aus Sklavenmund kommt. Der alte Smikrines will erbittert über den Lebenswandel seines Schwiegersohnes die Scheidung seiner Tochter durchsetzen und kommt vor dessen Haus, um ihre Mitgift zurückzuverlangen, Götter und Dämonen ruft er dabei zu Zeugen an, daß er ganz recht handelt. Da

sagt ihm der Sklave des jungen Ehemanns Onesimos, der ihm auf sein ungestümes Pochen geöffnet hat:

Glaubst du wirklich, Smikrines,
Die Götter hätten soviel Zeit, um Tag für Tag
Uns zuzumessen das Gute und Schlimme, und obendrein
Noch einem jeden einzeln?

Smikrines:

Ich versteh dich nicht.

Onesimos:

So will ichs deutlich erklären. Paß mal auf.
Es gibt auf dieser Welt — nun sagen wir einmal
So gegen tausend Städte, und in jeder Stadt
Sind dreißigtausend Menschen. Wie machens die Götter da,
Um uns zu segnen oder zu schinden, Stück für Stück?

Smikrines:

Da hast du recht; da hätten sie gar viel zu tun.

Onesimos:

Und also kümmern sie sich keinen Deut um uns?
So wirst du fragen. Nun, gewissermaßen doch.
Den Charakter haben uns die Götter eingepflanzt
Als Kommandanten. Wenn der schlecht behandelt wird,
Zerschindet er dich. Doch Heil und Segen bringt er dem,
Der ihn gut behandelt. Der Charakter ist unser Gott,
Die Quelle des Guten und des Bösen. Suche seine Gunst,
Und handle nicht töricht und unverständig: dann gehts dir gut.

Smikrines:

Und handelt mein Charakter, du verdammter Hund,
Jetzt unverständig?

Onesimos:

Er zerschindet dich ganz und gar.

Smikrines:

So eine Frechheit!

Onesimos:

Ist das eine gute Tat,
Deine Tochter wegzuholen von ihrem Ehemann?

Smikrines:

Gut ist es nicht, doch sittliche Notwendigkeit!

Onesimos:

Das Schlechte nennt der sittliche Notwendigkeit!
Ist das zu glauben? Wenn du in dein Verderben rennst,
Wer sonst ist schuld als dein Charakter? Aber jetzt
Hat dich der Zufall noch einmal gerettet. Drin
Triffst du Versöhnung, Fried' und Freud' und Einigkeit.
Das aber sag ich dir, daß ich nicht noch einmal
Dich straucheln seh! Für diesmal absolvier ich dich.
Jetzt geh hinein — und küss' deinen Enkel.

Der Enkel ist jenes ausgesetzte Kind, dem Smikrines selbst mit seinem Schiedsspruch die bei ihm gefundnen Schmucksachen zuerkannt und es dem redlichen Pflegevater erhalten hat.

Die Komödien Menanders wirken nicht wie die meisten Lustspiele der neuern Zeit durch ihren Stoff. Ich meine nicht deshalb, weil sie vielfach einen recht unerfreulichen Einblick in das attische Familienleben und die faulen Sittenzustände der damaligen Zeit geben, das mag wohl das zeitgenössische Publikum des Dichters weniger unangenehm empfunden haben als wir. Aber sie bieten stofflich wenig neues, ihre Fabeln sehn einander oft zum Verwechseln ähnlich und scheinen manchmal geradezu nach einer Schablone fabriziert. Den Personen ist mit der Maske, die sie tragen, in der Regel auch schon ihr Charakter aufgeprägt, und die Zahl dieser Masken oder Personen, über die der Dichter verfügt, ist recht beschränkt. Fester Bestand ist nicht nur das Liebespaar und der verschmitzte Diener, die sich ja auch in den Lustspielen der modernen Völker mit geringen Abwandlungen wiederholen, sondern auch die andern Personen kehren in den Komödien, in denen sie der Dichter verwandt hat, schlechthin als dieselben wieder: der Vater, die Ehefrau, der Parasit, der Koch, der Soldat. Denn Individuen, komplizierte Charaktere, wie es die Menschen nun einmal wirklich sind, kennt die Komödie Menanders ebensowenig wie die Plastik der klassischen Zeit Porträts. Wie die bildende Kunst des fünften und vierten Jahrhunderts stellt sie Typen dar, Typen der verschiednen Lebensalter, Geschlechter, Stände und Berufe und stattet sie in neuen Situationen und Verwicklungen mit neuen Zügen aus. Denn trotz der Ähnlichkeit der Fabeln und der Personen sind doch die Stücke Menanders, die wir jetzt im Urtext oder von alters her in den lateinischen Nachbildungen kennen, keine Wiederholungen voneinander. Mögen sie auch nach ähnlichem Grundriß und zum Teil auch mit denselben Bausteinen aufgeführt sein, so sind sie doch selbständige Schöpfungen, jede hat ihren eignen Reiz. Was im allgemeinen für die griechische Kunst überhaupt gilt, das trifft auf die neuere attische Komödie ganz besonders zu: ihr Wert liegt nicht im Was? sondern im Wie? nicht im Stoff, sondern in der Behandlung. Dadurch, daß sich die griechischen Künstler und Dichter immer wieder denselben Aufgaben — oft viele Generationen hindurch — zugewandt haben, sind sie zu ihrer Meisterschaft gelangt.

Menanders Einfluß auf die Mitwelt und Nachwelt ist sehr groß gewesen. Er selbst ging zwar in den Stürmen des Mittelalters unter, aber sein Schatten ist immer auf Erden geblieben. Zu allen Zeiten sind die sechs Komödien des Terenz, die bis auf eine Übersetzungen oder Bearbeitungen von menandrischen Originalen sind, bewundert und gelesen worden, im Mittelalter und im Beginn der Neuzeit noch viel mehr als heute, denn damals bildeten sie in den Schulen einen Hauptteil der lateinischen Lektüre. An Terenz und an dem seit der Renaissance wieder entdeckten Plautus hat sich dann das Lustspiel der Völker des modernen Europas gebildet. Menander und wenige andre Dichter der

neuern attischen Komödie sind es, deren Erben und Nachfolger Shakespeare und Molière, Holberg und Lessing geworden sind.*)

Freuen wir uns, daß wir jetzt den Ahnherrn des modernen Lustspiels wieder in ureignen Schöpfungen lesen und verstehn können. Denn natürlich, nur im Original läßt er sich ganz genießen. Seine wundervollen Verse, seine ungekünstelte und doch abwechslungsreiche Sprache, die jedem Gedanken den treffenden Ausdruck gibt, sind eben unübersetzbar. Viele Feinheiten des Originals verblassen in der Übersetzung oder werden vergröbert. Darum hat Carl Robert nach der Erstaufführung am 20. Juni seinem Publikum, das ihn nach der Vorstellung stürmisch hervorgerufen hatte, gesagt: „Lesen Sie ihn griechisch!" Mag man aber auch gerade von diesem Dichter sagen, daß auch eine gute Übersetzung der Rückseite des Teppichs gleicht, so ist doch in der Übersetzung lesen besser als gar nicht lesen.

Seien wir darum dem Gelehrten dankbar, der mit seiner deutschen Übertragung der neugefundnen Szenen die Bekanntschaft mit dem Dichter erleichtert oder ermöglicht. Ein besondres Glückslos aber haben die gezogen, die den neuen Menander in Lauchstedt gesehn haben. Bei jeder der drei Aufführungen war das hübsche Theater gefüllt bis auf den letzten Platz, und nicht nur von Fachleuten. Auch die Damen waren zahlreich vertreten. Jedesmal hat lebhafter Beifall den Darstellern und den Leitern der Aufführung gezeigt, daß ihre Mühe dankbare Zuschauer gefunden hat. Mir wird die Menanderaufführung in Lauchstedt in schöner Erinnerung bleiben.

Leipzig — Karl Meister

Noordwijk aan Zee

Cäsar Flaischlen hat ein wundersames Gedicht verfaßt: „Im Kahn". Träumend läßt sich im Nachen der Sänger von den Wellen schaukeln und wiegen und forttragen in die Ferne, den stillen, weißen Wolken zu, die den Horizont umschweben; immer mehr versinkt die Küste, alles wird zu blauem Glanz:

Selig lieg ich auf dem Rücken, horche auf die
Ammenlieder, die mir Wind und Wellen singen ...
Falte langsam meine Hände ... schließe lächelnd
Meine Augen und verträume in den Himmel
Wie ein Kind in stiller Wiege ...
Meine Mutter ist die Sonne ...
— — — — — — —
Meine Mutter ist die Sonne,
Und ich weiß, sie hat mich lieb!

Vor ein paar Jahren, als ich zuerst in dem holländischen Seebade Noordwijk weilte und das Leben in Poesie und Poesie sich in Leben wandelte, da

*) Vgl. von Reinhardstöttner, Spätere Bearbeitungen plautinischer Lustspiele. Leipzig, 1886.

umklang mich immer der Refrain: „Meine Mutter ist die Sonne ... und ich weiß, sie hat mich lieb!“ Und als ich heimgekehrt ihn Meister August Bungert rezitierte, da setzte er ihn sofort mit der ihm eignen Improvisationsgabe in Töne um, und nicht lange, nachdem ich ihm das ganze Gedicht abgeschrieben, sandte er mir die wundervolle Komposition (Op. 65, Nr. 7, Herzblut-Lieder Heft III, bei Leede in Leipzig).

Und als heuer am Pfingstsonntage die Mutter Sonne so hold lächelnd mich zu fragen schien, ob ich den Tag verträumen und versäumen wolle, anstatt ihn in seiner ganzen Schöne zu genießen, als sie immer dringender „mit Feuerliebe“ lockte, da — führte mich der Zug in wenigen Stunden über Köln und Leiden nach Noordwijk.

Als schlichtes Fischerdorf hatte dieses jahrhundertelang, eingebettet in seinen grünen Dünen, friedlich gelegen, wenn nicht Normannen auf ihren Raubzügen auch diesen verträumten Erdenwinkel aufspürten und ausplünderten. Erst vor weniger als zwei Jahrzehnten wurde der Strand, der an der Nordseeküste mit seinen romantischen Dünenhängen schier einzig dasteht, für das moderne Badeleben entdeckt. Doch bis heute hat es seinen traulichen, familienhaften, anheimelnden und vornehmen Charakter bewahrt, wenn auch neben dem vielgegliederten hochragenden Huis ter Duin ein Huis ter Zee und eine ganze Reihe von Villen entstanden sind, die teils Hoteldependenzen, teils Privatbesitz sind. Wer aus den lauten, lärmenden Badeplätzen der belgischen Küste (wie Ostende und Blankenberghe) oder der holländischen Küste selbst (wie Scheveningen) hierher kommt, den umweht der Hauch echter Natureinsamkeit und friedevoller Stille oder einer behaglichen Häuslichkeit, in der sich ein jeder frei, ohne viel Aufwand und Prunk, bewegen kann.

Und wie fesselnd ist diese holländische Landschaft zu allen Zeiten des Jahres! Wie ein Garten mit bunten Feldern, auf denen Hyazinthen, Tulpen, Narzissen, Krokus und andre Blumenzwiebeln für die Blumenfreunde der ganzen Welt gezogen werden, nimmt sich die Umgebung von Noordwijk-binnen aus, jenem schmuck inmitten von Lindenbäumen und grünen Büschen gelegnen Dorfe, das durch eine Dampfbahn mit dem Schwesterdorf Noordwijk aan Zee verbunden ist. Und nicht fern liegt das Dorf Rijnsburg, das in seinem Namen noch daran erinnert, daß hier vor anderthalb Jahrtausenden der Rhein seine Fluten ins Meer wälzte, während er jetzt nur noch eine schmale Rinne — einen Kilometer südlich — bei Kattwijk bildet und im übrigen in Sumpf und Sand und spärlichen Wasserarmen verblutet. In Rijnsburg war es auch, wo der große Flüchtling aus Amsterdam, der Philosoph Spinoza, ein Asyl fand, Brillen und Begriffe schleifend; und nicht fern davon ergrübelte Descartes sein cogito ergo sum. Und auch heute noch können Philosophen- und Poetenaugen mit Behagen und mit weihevoller Sammlung auf dieser Landschaft ruhen. Inmitten der welligen Dünenhänge, die mit Gräsern und kürzerm Buschwerk bewachsen sind, erhebt sich unfern von

Noordwijk-binnen ein Aussichtsturm mit weithin sichtbarer Spitze, das Koepeltje. Wer dort am stillen Juniabende im Mondenscheine gestanden, während Lerchentriller und Nachtigallenschlag ihn umklangen, der vergißt die Stunde nicht. Wie eine kuppenreiche Gebirgskette breitet sich in magischem Lichte die Dünenlandschaft um uns her, von ferne blitzen die Lichter vom Scheveninger Pier über das sich in dunkeln Schatten breitende Land herüber, näher glänzen die Lichter von Leiden, und wie ein Bild des Friedens liegt zu unsern Füßen das von Gärten und Buschwerk umrahmte Dorf; wie gespenstisch ragen auf dem Dünenrande die Hotels und die Villen, und zwischen ihnen schimmert hindurch das dämmrige Meer. Und dieses ist es doch vor allem, das auch hier unsre ganze Seele in seinen Zauberbann zieht. Wem jauchzt nicht das Herz, wenn sein Blick dahinschweift über die im Sonnenglanze daherziehenden, schaumgekrönten Wellen, wem schweifen nicht trunken Auge und Sinn ins Unermeßliche, wem füllt sich nicht das Innere mit Jubel und mit Andacht zugleich? Wer wünscht sich nicht Flügel, um sich mit den Wogen und mit den Wolken im blauen Raum zu verlieren? Wer spürt dann nicht den großen Zusammenklang, der das Menschenherz und das große, stolze Element in eins faßt? Wie ein Ein- und Ausatmen, wie ein Pochen des Pulses erscheint dieses Auf und Ab der Wogen in seiner regelmäßigen Bewegung. Und vom Sehnen und Verlangen ins Weite und Ferne oder von trotziger Kraft und freudigem Mute oder von neckischem Spiel und sich überstürzender Laune scheinen die Wassermassen zu reden, die sich unablässig vom dämmrigen Horizonte her in der breiten gewaltigen Fläche dahinwälzen und sich an dem Strande mit Gischt und Strudel brechen und in langhinzerfließendem Geriesel zerrinnen.

Und unablässig spricht das Meer in andern Farben und Tönen zu der empfänglichen Menschenseele. Gestern noch rollte der Donner hallend über die weite See, grollte der Sturm, bäumten sich die Wogen wie wilde Rosse und sprühte der Regen aus den tief herabhängenden dunkeln Wolken hernieder, und den ganzen Tag über walteten Zorn und Leidenschaft in den entfesselten Elementen, die ihre ganze Größe und Wildheit offenbarten. Und sie boten das erhabenste Schauspiel noch in der Nacht, wo über all den Graus in der Tiefe der silberne Vollmond aus den Wolkenvorhängen sein gespenstisches Licht warf. Aber heute strahlt wieder blau der Himmel und blaut das Meer, und mit blendend weißen Schaumkronen kommen die Wellen heran wie stolze Schwäne.

Und nun wird es Abend. Über einer Wolkenbank schwebt die Sonne, auf dem feuchten Strande spiegelt sich blendend ihr Bild, während sich eine goldne Brücke vom Strand zum Horizonte spannt. Dann verschwindet die Königin des Tages — da plötzlich hebt sich die Wolkenbank, und die rote Feuerkugel erstrahlt aufs neue dicht über dem Horizont, alles in Glut tauchend, und sinkt in majestätischer Ruhe hinab in die Fluten — doch noch

lange hängen zartrote Wölkchen wie Rosen inmitten des grünen und blauen Dunstes, der den abendlichen Himmel umspannt, und in mir klingen die Zeilen Meister Kellers wieder:

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein ...
Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt,
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt!

Und neue Tage in Glanz und Licht führte in mütterlicher Liebe das Gestirn über Noordwijk herauf, Junitage voll stählender Reinheit der Luft in der Frühe und voll sommerlicher Wärme um Mittag; wie herrlich war es da, sich nach erfrischendem Bade auf der Düne durchglühen zu lassen von der Sonne und am Spätnachmittage im Kahn sich schaukeln und wiegen zu lassen von Wellen und Winden — durch die wunderbare Ruhe der lichten Einsamkeit ... und zu träumen wie ein Kind in stiller Wiege ...

Meine Mutter ist die Sonne,
Und ich weiß, sie hat mich lieb.

Alfred Biese

Reifezeit

Roman von Charlotte Niese

(Schluß)

Früh am Morgen kam Bernd. Walter hatte ihm noch gestern spät telegraphiert, und er wollte uns melden, daß er schon in der ganzen Provinz nach Harald suchen ließe. Er war sehr erregt und sprach unausgesetzt. Nach seiner Ansicht konnte Harald nicht weit gelaufen sein und würde sicher bald wieder zum Vorschein kommen. Etwas Geld hatte er allerdings, neulich hatte er ihm einmal zwanzig Mark gegeben. Ob er Briefe erhalten habe? schon möglich, er war dem Briefboten jeden Morgen entgegengegangen. Niemand hatte sich darüber gewundert; er erhielt doch fast täglich Briefe von seinen Eltern. Ob er in der letzten Zeit still gewesen war? Bernd konnte es natürlich nicht sagen. Erwachsne Männer haben andres zu tun, als sich um die Stimmungen kleiner Knaben zu bekümmern. Während Bernd noch sprach, erhielt er ein Telegramm mit der Meldung, daß ein junger Arbeiter, den sein Gärtner beschäftigte, ebenfalls gesucht würde. Das war ein Abenteurer, von dem man nichts wußte, als daß er schon in aller Herren Ländern gewesen war. Mit ihm war Harald wahrscheinlich gegangen.

Herr Külpe kam und brachte Anton Dreher mit, den Anstifter des ganzen Elends und ein kleiner Junge mit blassem Gesicht und falschen Augen. Einer

von denen, die nur klug in der Sünde sind, und sonst dumm. Aus ihm war nichts mehr herauszubringen, als er schon gestanden hatte. Er und Harald hatten sich die fertigen Extemporale abgeschrieben und auch sonst versucht, sich durch allerhand Gaunereien das Lernen leicht zu machen. Es war mir auch, als könnten noch andre Knaben an der Geschichte beteiligt sein; aber ich hütete mich zu fragen. Die armen Mütter müssen zu sehr leiden. Herr Külpe sagte mir, daß die Familie Dreher nicht so sehr ergriffen von der Schlechtigkeit ihres Sohnes wäre. Nach ihrer Ansicht sind alle Mittel gut, sofern man es nur leicht zu etwas bringt, und der Junge gab ruhig zu, an Harald geschrieben zu haben, daß alles entdeckt wäre.

Und die Strafe? erkundigte ich mich bei Herrn Külpe mit trocknen Lippen. Der arme kleine Mensch wird blutrot und murmelt etwas von Relegation. Also wenn mein Junge noch lebt, dann darf er hier nicht mehr stolz sein Haupt erheben. Wenn er noch lebt. Ist es vielleicht nicht besser —

Ich zittere vor dem Gedanken, der mich durchzuckt, und ich flehe Gott an, mir zu verzeihen. Nein, ich will mein Kind suchen, will es an mein Herz nehmen und versuchen, mit ihm die Schmach zu tragen. Aber wo soll ich ihn suchen?

Daß eine Frau mit grauem Haar vor mir steht und leise mit mir spricht, merke ich nur ganz allmählich und dann auch nur halb im Traum. Es ist Frau Roland, die mir dankt, daß sie kommen durfte. Sie will sich nicht in das Haus ihres Sohnes drängen, der sich fern von ihr gehalten hat, aber sie hatte schon solange ihren Sohn zu sehen und vielleicht einige Worte mit ihm zu sprechen gewünscht. Sie klagt nicht, daß es so gekommen ist, und daß Fred kaum mehr ihr Sohn ist. Wenn die Kinder groß werden, dann gehn sie ihre eignen Wege, und sie hat es gewußt, daß sie immer bescheiden im Hintergrunde stehn müßte. Denn wenn man seinem stolzen Sohne nur den Mutternamen zu geben hat, und dann das Leben kommt mit seinen grausamen Fragen, wenn die Schwiegertochter sich schämt, dann ist es besser, allein zu bleiben und niemand beschwerlich zu fallen. Besonders wenn das Glück kommt, und der Sohn sich einen klingenden Namen macht, was soll er dann mit seiner Mutter, an der ein Makel klebt? Aber jetzt ist Frau Roland doch unruhig geworden, und dann ist auch in ihr stilles Stübchen das hämische Gerücht gedrungen, daß Doktor Eisenbart wohl andern helfen könnte, aber nicht seiner eignen Familie. Und dann kam meine Einladung.

Ich höre alles wie im Traum. Es gibt viele Mutterschmerzen, ich weiß es. Aber mein Schmerz ist doch der schlimmste. Dennoch horchte ich auf die leise Stimme, und sehe mich nach ihr um, als sie plötzlich schweigt. Im Nebenzimmer steht mein Mann und sieht mich traurig an. Er ist blaß, und ich müßte ihm ein gutes Wort sagen. Aber ich kann es nicht. Er soll mir meinen Jungen wiedergeben. Er hat ihn mir genommen. Was sollte er so viel lernen?

Bleiern vergehn die Stunden. Bernd hat sich mit so vielen Polizeibehörden in Verbindung gesetzt, daß er fast jede Stunde ein Telegramm erhält. Walter studiert Fahrpläne, läuft hier auf die Polizei, ohne etwas zu erreichen, und Dolly hat ebenfalls zweimal eine Depesche gesandt, einmal, daß eine Spur gefunden wäre, nach einer Stunde, daß sie falsch gewesen wäre.

Sie sagen mir, daß ich mich ruhig halten soll. So sitze ich also auf dem Sofa, halte Haralds Hund auf dem Schoß und wundre mich, noch zu leben. Und dann steht Frau Roland wieder vor mir, und an der Hand hält sie das kleine Stinchen, die Überlebende der drei. Stinchen hat ja nie viel gesprochen, und ich kenne sie kaum. Jetzt hat sie ein reines Gesicht und glattgekämmte Haare. Sie drückt sich an die Großmutter, und diese spricht ihr mit ihrer leisen Stimme zu.

Willst du Tante Anneli nicht sagen, was Minchen dir erzählte, als sie noch bei dir war? Was sagte sie, daß Harald wollte?

Einen Augenblick zögert die Kleine. Dann beginnt sie in ihrer langsamen Art zu sprechen.

Minchen sagte, Harald sagte, wenn es herauskäme, dann ginge er zur Frau Bäckermeisterin.

* * *

Ich bin noch mit dem Nachtzug nach Virneburg gefahren.

Es ist eine lange Fahrt. Vierzehn Stunden mit der Eisenbahn, und dann noch drei Stunden mit der Post. Walter wollte mir die Reise abnehmen, aber ich lehnte heftig ab. Es ist mein Junge, und ich will ihn mir wiederholen.

Es war spät am andern Nachmittag, als ich in Virneburg anlangte. Die Reise war heiß gewesen, und der Aufenthalt im Postwagen schrecklich. Jetzt lag eine Wolke von Staub und Hitze über der kleinen Stadt, und die Berge waren im Dunst; aber ich sah mich nicht um. Als ich ausgestiegen war, ging ich die enge Gasse hinunter, die ich zuletzt mit meinem Jungen gewandert war. Verträumt und in Erinnerungen schwelgend. Jetzt hatte mich die harte Wirklichkeit gepackt. Wer einen Sohn zu behüten hat, der darf nicht träumen.

Der Laden duftete nach dem warmen Brot, und ein dicker Mann schob die frischen Brötchen auf eine Platte. Ich kannte ihn nicht und fragte hastig nach der Frau Bäckermeisterin. Er sah mich ernsthaft an.

Sie ist gestern auf den Kirchhof gebracht worden. Ich bin der Schwager. Der Mann ist auch krank. Es ist das Typhusfieber.

Langsam ging ich die Gasse wieder hinunter. Die Abendglocken läuteten, und auf der Straße lachten die Kinder. Von den Bergen kam ein kühler Hauch und glitt mir ums Haupt. Der Kirchhof, das war das Ende von uns allen. Hatte ich es ganz vergessen? Und es war doch so gut, es zu wissen! Ruht man nicht still in der weichen Erde und hört wie im Traum über sich die Vögel singen? oder man sieht große Herrlichkeit, die sich auf Erden nicht verstehn, nicht beschreiben läßt? Und alles, was schwer war, ist leicht geworden. Daß man einst weinte, ist vergessen über der großen Freude.

Hoch ragte der Gekreuzigte über den Kirchhof. Er streckte seine Arme aus und lächelte sein ernsthaftes Lächeln. Denn es ist eine ernsthafte Sache um den Tod; ein Abschied von allem, was wir bis dahin liebten, und was wir armen Erdenmenschen kannten. Wir haben gepflanzt, gesät, wir haben die Sonne kennen gelernt und den Regen; jetzt reift die Frucht, sind wir bereit, geerntet zu werden?

Mit müden Füßen gehe ich weiter und will die Frau Bäckermeisterin besuchen, die jetzt so still und friedlich in der Erde ruht. Ich will ihr sagen, daß ich sie niemals vergessen werde, daß ich sie bitte, für mich an dem Throne zu beten, wo alle Tränen versiegen, die wir weinten. Ich will sie bitten, in ihrer Freude meiner zu gedenken, wie sie schon einmal gut gegen mich war. Aber bevor ich zu ihr gehe, schleiche ich mich auf den wilden kleinen Friedhof, auf dem Anneli und Harald Pankow ausruhen, wo die wilden Rosen ebenso reich blühen wie anderswo, wohin der Gekreuzigte ebenso milde lächelt wie über den Friedhof der Stolzen.

Die Pforte steht offen, und zwei Meisen flattern mit Gejubel vor mir her. Freuen sie sich, daß auch hierher ein Menschlein kommt, um seine Bürde niederzulegen bei den Toten? Oder wollen sie mir sagen, daß sie hier ebenso schön singen wollen wie auf dem Grabe der Frau Bäckermeisterin? Ich weiß es nicht, ich denke nichts mehr. Auf dem wilden Grabe meiner Eltern liegt ein Knabe im

tiefen Schlaf. Er ist verstaubt und schmutzig. Und er hat sein Gesicht in die hohen kühlen Kirchhofsgräser gesteckt. Aber ich kenne ihn doch; ich knie neben ihm nieder und lege seinen blonden Kopf in meinen Schoß. Bei den Toten habe ich den Lebenden wiedergefunden.

Und es ist mir, als hörte ich die Stimme der Frau Bäckermeisterin:

Der Herrgott und der Heiland nehmen alle Sünd weg!

* * *

Nun sind wir wieder daheim, und das Nachhausekommen ist nicht leicht. Weder für Harald noch für mich. Nach großem Leid ist das Leben doppelt nüchtern, und was man einst nicht spürte, tut heute weh. Ich muß noch oft mit Herrn Külpe verhandeln und wieder hören, daß Harald unehrlich war. Es ist schwer, auf die Straße zu gehen und bekannte Gesichter zu sehen. Ich war eine stolze Mutter, nun bin ich sein demütig geworden.

Walter hilft mir nicht viel. Er hat Korrekturen zu lesen, und ich sehe ihn wenig. Seine Vorträge kommen schnell heraus; der Verleger hat plötzlich Eile mit ihnen. Es ist ein Glück, daß Frau Roland hier ist; in ihrer ruhigen stillen Art waltet sie im Hause und weiß mit Harald so gütig zu sprechen, daß er seinen scheuen Ausdruck verliert. Über ihn ist ein Sturm dahingegangen, und sobald wird er seine Wanderung in die Eifel nicht vergessen. Der junge Arbeiter, der ihn zum Mitgehen verlockte, stahl ihm seine kleine Barschaft, daß er betteln mußte, um weiter zu kommen, und als er sich endlich bis zur Frau Bäckermeisterin hingequält hatte, kam ihm ihr Sarg entgegen.

Lebensschule, sagt Frau Roland, mit der ich von diesen Dingen spreche. Mit .hr kann ich reden, weil ich weiß, daß sie viele Schmerzen hatte und noch hat.

Lebensschule, wiederholte sie. Man lernt sie nie aus. Über ihr Gesicht geht ein ernsthaftes Lächeln, und ich muß daran denken, daß sie ihren Sohn nur flüchtig gesehen hat. Frau Päpke weiß sie von ihm fernzuhalten. Wie sie es anstellt, den Doktor so zu regieren, ist ihr Geheimnis; er soll sie in allen Stücken zu Rate ziehen. Er muß ja auch jemand haben, da ihm die Wirtschaft führt. Seine Praxis hat abgenommen, da bemüht er sich, das Verlorne wiederzugewinnen. Aber wer so schnell stieg, mit dem kann es auch schnell wieder bergab gehen, und in einigen wissenschaftlichen Zeitungen sollen scharfe Angriffe auf seine Heilmethode stehen. Die Magnifika hats mir berichtet. Sie ist nicht mehr besorgt über die Klinik am Schwanenweg. Die Menschen in Bärenburg haben viel Stoff zum Sprechen, auch wir liefern ihnen einigen; und als ich kürzlich Herrn Professor Müller begegnete, grüßte er mit einer Art Mitleid. In einer gelehrten Zeitschrift habe ich kürzlich gelesen, daß dieser bekannte Gelehrte eine alte, lange verlorne Handschrift wiedergefunden habe und sie nächstens herausgeben würde. Eine alte Handschrift. Hat er sie in dem Archiv des Fürsten Monreal gefunden, dann sollte er sich hüten. Bodild liebte immer Scherze, auch wenn sie etwas grausam waren.

Aber ich habe wenig Zeit, an solche Dinge zu denken. Onkel Willi ist abgereist, und Frau Lona Päpke erschien bei mir, um einiges zu bringen, das er vergessen hatte. Sie trug ein weißes Kleid, und ihre dunkeln Augen lächelten schadenfroh. Aber sie sagte mir, daß alle Leute großes Mitleid mit mir hätten. Es müßte auch schrecklich sein, wenn die Kinder sich so schlecht wie Harald benähmen. Die ganze Stadt spräche davon, und daß ich wohl nicht strenge genug gewesen wäre.

Ich erwiderte nichts, und Lona begann über die Rolandschen Kinder zu seufzen, die so früh hätten sterben müssen. Aber sie wären gut aufgehoben, und ihre Mutter wäre unheilbar krank. Und dann über die alte Frau Roland. Die ganze Stadt habe sich gewundert, daß ich sie bei mir aufgenommen hätte. Sie wäre nun einmal nicht

verheiratet gewesen, und die junge Frau Roland hätte sich immer ihrer geschämt, was man ihr nicht verdenken könnte. Ich wollte eine sehr scharfe Antwort geben, da ging die Tür auf, und Herr Professor Müller trat ein, der sich nach meinem Befinden erkundigen wollte. Aber er wartete die Antwort nicht ab und sah lächelnd in die herausfordernden Augen meiner Besucherin. Sie hatten sich allerlei zu erzählen, und Lona versteckte ihre Zunge voll Gift und träufelte etwas Honigseim darauf. Zusammen sind sie dann weggegangen, und ich hoffe, daß die Zwei sich für immer finden werden.

Die Schulferien gehen zu Ende. Man spricht davon, daß Herr Külpe strafversetzt werden soll, weil er so schlecht auf seine Arbeiten aufgepaßt hat, und heiraten wird er sobald nicht können. Daher kommt es, daß meine kleine Schneiderin, die mir kürzlich über den Weg lief, nicht recht wußte, ob sie freundlich wie sonst grüßen sollte. Sie ist so stolz auf die Verwandtschaft mit einem wirklichen Gymnasiallehrer gewesen; aber Hochmut kommt vor den Fall. Auch ich bin einmal stolz gewesen und liege jetzt zerschlagen am Boden.

Was mit Harald wird, wissen wir noch nicht. Wenn wir ihn vom hiesigen Gymnasium wegnehmen, soll von einer Relegation abgesehen werden. Ich kann noch nicht über die Sache sprechen, und Walter auch nicht. Schweigend gehen wir nebeneinander her, und jeder hat Furcht vor dem andern. Heute brachte mir Harald einen großen Strauß von reifen Brombeeren.

Mutterlieb, willst du sie nicht haben? Ich habe sie für dich gepflückt. Ernsthaft sah ich in sein Gesicht. Es ist klein und blaß geworden, und seine Augen haben ihren schimmernden Glanz verloren. Plötzlich faßt er mich um und bricht in Weinen aus.

Mutterlieb, willst du mich nie, niemals wieder etwas lieb haben? Ach, wenn ich doch tot wäre wie Minchen Roland!

Da hielt ich meinen Jungen in den Armen, weinte mit ihm und suchte ihn zu trösten. Er ist noch zu jung für die Feuer der Trübsal, und das Leid der Welt kann er nicht tragen. Am Abend habe ich wieder mit ihm gebetet. Liebster Jesu, bleib bei mir — ach, er ist nicht immer bei ihm geblieben.

Frau Roland rät, daß Harald auf das Gymnasium ihrer kleinen Stadt geschickt werde, derselben Stadt, durch deren Gassen ich leichten Herzens gelaufen bin, und wo Fred Roland seine ersten Erfolge errang. Mit Walter sprach ich noch nicht über den Gedanken; ich muß mich erst an ihn gewöhnen. Ich bewundre Frau Roland. Sie ist immer freundlich, fast heiter, sucht meinen Jungen auf fröhliche Gedanken zu bringen und muß doch selbst immer im Schatten stehen. Erst ist es die Schwiegertochter gewesen, die zwischen Fred und ihr stand, nun verdrängt Frau Päpke sie aus dem Herzen des Sohnes. Fred arbeitet wie wahnsinnig, um seine Klinik auf der Höhe zu halten, aber die Kranken werden immer weniger. Die Amerikaner sind abgereist, und die vornehmen Herrschaften gehn wieder zum Geheimen Medizinalrat, der laut über Überbürdung klagt. Fred hat allerhand Totengräber, die jetzt eifrig an der Arbeit sind. Sein Erfolg war zu groß, zu schnell, nun muß er ihn bezahlen, und daher kommt es auch wohl, daß er seine Mutter fast niemals besucht. Aber er schickt ihr das kleine Stinchen, und die arme Nachgebliebne hockt mit Harald zusammen, und beide trösten sich mit Frau Roland über den Umstand, daß die Welt nichts von ihnen wissen will.

* * *

Heute hat mich Bernd besucht. Er und Dolly wünschen dringend, daß wir alle nach Falkenhorst kommen. Harald soll einen Hauslehrer erhalten und nicht wieder auf das Gymnasium. Bernd ist rührend in seiner Güte, aber ich werde keinen Gebrauch davon machen. Harald muß sich in der Schule durcharbeiten; er

ist kein Junker, dem das Lernen leicht gemacht werden soll, sondern ein armer Professorensohn.

Anneli, sei nicht so schroff, sagte mein Vetter, nachdem ich seinen Vorschlag abgelehnt hatte. Ehemals warest du nicht so, sondern ließest mit dir reden. Man soll niemals übertreiben, auch in der Strenge nicht. Harald hat uns allen Sorgen gemacht, aber er ist noch ein Kind und wird sich ganz gewiß bessern. Denke doch, was ich für Dummheiten gemacht habe, als ich viel größer als Harald war! Dolly will mich ja kaum nach Bärenburg lassen, weil hier die gefährliche Lona Hellmund haust, die durchaus meine Frau werden wollte. Wenn ich daran noch denke, dann kann mir heiß und kalt werden.

Er wollte noch weiter sprechen, da ging die Haustür, und Fred Rolands Stimme fragte nach mir. Dann trat er ins Zimmer und sah weder nach rechts noch nach links.

Anneli, ist es wahr, daß ich einen schlechten Ruf habe? Daß die Leute über mich reden, als wäre ich ein Frauenverführer, und daß meine Klinik leer wird, weil niemand sich mehr mir anvertrauen will?

Ich war zu erstaunt, als daß ich gleich hätte antworten können, da trat er hart mit dem Fuß auf.

Anneli, Sie dürfen nicht schweigen. Wir sind zusammen Kinder gewesen, fröhlich und ohne Sorgen, und ich habe Ihnen auch einmal das Leben gerettet. Das war nichts Großes, und wenn Rosa Ihnen diese Rettung anschrieb wie ein Verdienst von mir, so ist sie damals wohl schon krank gewesen. Aber ich hoffe, daß Sie den Mut finden, mir die Wahrheit zu sagen.

Er merkte nicht, daß Bernd leise das Zimmer verließ, und daß seine Mutter eintrat: er sah nur in mein Gesicht. Und ich begann zu sprechen:

Ich will Ihnen die Wahrheit sagen, obgleich die Wahrheit nicht immer angenehm zu hören ist. Sie sind hierher gekommen, und der Erfolg hat Ihnen gelächelt. Da sind Sie schwindlig geworden und haben Ihre Kinder vergessen und auch Ihre Frau. Zum Nachdenken nahmen Sie sich keine Zeit: daher ist es gekommen, daß Lona Hellmund, verheiratete Päpke, bei Ihnen regierte. Aber ihre Regierung ist sehr schlecht gewesen.

Ich hielt einen Augenblick inne, da trat Fred wieder mit dem Fuß auf.

Weiter, Anneli Pankow!

Ich wurde zornig.

Weshalb haben Sie Ihre Mutter so vernachlässigt? Wer hat Ihnen solche Liebe gezeigt wie sie, und wie war es möglich, daß Sie sich ihrer zu schämen schienen?

Ich habe mich niemals ihrer geschämt, begann Fred, es war nur — er sah jetzt seine Mutter stehn, die ihn mit Augen voll Liebe betrachtete. Da stieß er einen Laut aus, der wie ein Schluchzen klang, und fiel in ihre geöffneten Arme. So also hat Fred Roland in der Trübsal seine Mutter wiedergefunden. Sie nahm ihn auf mit Freuden, und ich bin leise davongegangen.

Am Abend berichtete mir Bernd, was Fred in so starke Aufregung versetzt hatte. Mein Vetter hatte in der Goldnen Gans einen Bekannten getroffen, der ein Patient Doktor Rolands war, aber die Klinik verlassen hatte, weil das Benehmen der Päpke zu unverschämt geworden war. Sie hatte sich als Herrin gebärdet und Andeutungen gemacht, daß sich der Doktor von seiner kranken Frau scheiden lassen wolle, um sie zu heiraten. Dem Doktor war diese Äußerung sofort hinterbracht worden, und er hatte Frau Päpke zur Rede gestellt. Da war sie auch gegen ihn unverschämt geworden und hatte behauptet, daß er ihr schon lange die Ehe versprochen und ihren Ruf verdorben habe.

Er antwortete mit der Aufforderung, sein Haus zu verlassen, was sie auch tat, aber erst nachdem sie in eine Flut von Schmähungen ausgebrochen war, die das ganze Haus hörte. Von vielen Dingen hatte sie gesprochen, von den Kindern, die der Doktor hatte sterben lassen, von der Frau, die er verkehrt behandelt habe, von den Kranken, die alle verkommen wären, hätte sie sich ihrer nicht angenommen. Jetzt wohnte sie auch in der Goldnen Gans, und es gab Menschen, die in ihr ein armes, verfolgtes Weib sahen und über Doktor Roland sehr hart sprachen.

Mein Vetter war ganz erschüttert.

Anneli, wenn ich die geheiratet hätte! Welcher Gefahr bin ich entgangen!

Ich mußte lächeln. Die Gefahr war nicht so groß. Dein Vater lebte noch!

Bernd seufzte. Ach, wie sind die Eltern uns so bitter notwendig! Und dann verlassen sie uns doch und lassen uns mit dem Leben kämpfen. Fred kann sich glücklich schätzen, daß er seine Mutter noch hat. Im ganzen ist er doch auch ein guter Kerl. Etwas hochfahrend war er ja immer, und der großartige Erfolg, den er hier fand, hat ihn verwöhnt. Die Frau soll einmal so ungezogen gegen seine Mutter gewesen sein, als sie eben mit Fred verheiratet war; seit der Zeit hat der Sohn die Zwei nicht wieder zusammenbringen wollen. Es war vielleicht vorsichtig, aber doch verkehrt gehandelt. Die Mutter des Mannes muß seiner Frau heilig sein, und wer gegen dieses Gesetz verstößt, den ereilt immer die Strafe.

Bernd war sehr ernsthaft geworden, und ich freute mich an seinem ehrlichen Gesicht und an seinen guten Augen. Mit seinem Urteil über Fred wird er wohl recht haben. Das ist einer von denen, die nur langsam reifen. Aber dann werden sie sehr gut.

Frau Roland ist zu ihrem Sohn in der Klinik gezogen. Es gibt dort jetzt für sie eine Menge zu tun, und sie wird ihrem Sohn schon helfen, durchzukommen.

An diesem selben Tage erhielt ich einen Brief von Bodild. Sie schreibt von ihrem Schloß in Thüringen und ladet mich ein, sie zu besuchen. Du wirst dann auch vielleicht deinen Freund, Professor Müller treffen, schreibt sie unter anderm. Er und ich sind sehr befreundet. Du warst immer so brav, kleine, liebe Anneli! Ich aber schnarre wie der bekannte Romanpapagei: Rache ist süß! Wer meiner Anneli Schmerzen bereitet, der hat es mit mir zu tun!

Hieraus sehe ich, daß meine liebe Bodild dem Professor ein vergiftetes Zuckerplätzchen gegeben hat. Ist die Handschrift, die er herausgeben will, vielleicht gefälscht? Ich muß Walter fragen. Solche Rache wäre niemals nach seinem Geschmack.

* * *

Gestern schrieb ich so weit, da rief Walter nach mir, und ich ging zu ihm. An Walter habe ich in dieser Zeit so wenig gedacht; ich hatte zu viel mit mir und meinen Sorgen zu tun. Er war mir auch deswegen nicht böse und streckte mir jetzt lächelnd einen Brief entgegen.

Sieh! sagte er mit leuchtenden Augen, ließ mich aber nicht lesen und sprach hastig auf mich ein.

Der Brief ist von Theodor Mommsen, dem großen Philologen, der unser aller Meister ist. Er hat meine Vorträge gelesen und findet sie so gut, daß er sie lobend besprechen will. Ich habe ihm das Buch nicht geschickt, das würde ich niemals wagen. Er hat es von meinem Verleger erhalten, und was er sagt und tut, ist ganz aus sich selbst heraus.

Ach, Anneli, ich freue mich so sehr! Nun kann Professor Müller mir nichts mehr anhaben, und niemand wird meine Arbeit über die Achsel ansehen! Nun sollst du auch wieder heiter werden, Anneli, und nicht so ernsthafte Augen machen. Ich weiß, was dich quält, und auch ich habe schwer an Harald getragen, doch der Junge wird schon wieder ordentlich werden, und wir dürfen ihm nicht ewig zürnen.

Ich legte meine Wange an die seine.

Du hast recht, Walter, wir dürfen nicht ewig zürnen. Doch das Verzeihen ist einem geliebten Kinde gegenüber oft so schwer.

Walter streichelte meine Hand, und dann begann er wieder von seinem Buch zu sprechen und von der großen Freude, die so unerwartet zu ihm gekommen war, gerade wie damals das Böse.

Er hatte sich in seinen Arbeitsstuhl gesetzt, und ich stand neben ihm, horchte auf seine liebe Stimme und grämte mich leise, daß ich in dieser Zeit so wenig an meine Pflichten als Frau gedacht hatte. Aber es sollte besser werden. Nicht allein Harald sollte meine Gedanken ausfüllen: Walter war der erste in meinem Herzen und sollte es bleiben. Mein Mann sprach noch immer. Von allerhand Plänen, die er ausführen wollte, daß nun vielleicht auch ein Ruf an eine andre Universität käme, und daß es gut für uns sein würde, Bärenburg zu verlassen. Seine Augen glänzten fast überirdisch, und dann griff er nach meiner Hand.

Anneli, ich habe dich lieb!

Seine Stimme klang etwas belegt, und ich küßte ihn.

Ich liebe dich auch, Walter, du weißt es!

Da lachte er leise auf und senkte den Kopf auf die Seite. Ganz unvermerkt war er von mir in das Land gegangen, wo es keine Schmerzen, sondern nur Seligkeit geben soll.

Dieses habe ich ganz ruhig aufgeschrieben. Aber mein armes Herz ist dabei zu Stein geworden. Walter, du hast mich sehr allein gelassen.

8

Zweimal reiften schon wieder die Früchte, und die Luft ist angefüllt mit Korngeruch. Die Felder werden abgeerntet, und auf den Wegen, die zu der kleinen Stadt führen, schwanken die beladnen Wagen.

Ich stehe auf der Terrasse des alten Schlosses meiner Kindheit und sehe auf den weiten See unter mir, auf die Buchenwälder, die ihn umsäumen. Weiße Fäden schweben durch die Luft, und in der Luft schwatzen die frühen Wandervögel; aber die Sonne scheint noch warm, und Harald, der aus der Schule kommt, lacht schon von weitem. Das bedeutet, daß er eine gute Zensur heimbringt.

Ja, ich wohne in dem alten Schloß, in dem ich einen Teil meiner Kindheit verlebte, und unten liegt die kleine Stadt, durch deren Gassen ich meine Kindergedanken trug. Die Menschen sind sehr gut mit mir gewesen. Bodild hat es durchgesetzt, daß ich hier eine Freiwohnung erhalten habe, in der ich und mein Junge viel Raum haben. In meiner Kindheit lebte in den Zimmern die alte Demoiselle Stahl, die mir gut gesinnt war: damals ahnte ich nicht, daß ich einmal an ihrem Fenster sitzen und auf den lustigen Brunnengott blicken würde, der noch immer im Schloßhof steht. Aber es ist ein friedliches Nestchen, das ich mir bauen durfte, und wenn ich durch die Straßen der kleinen Stadt gehe, dann grüßen mich manche bekannte Gesichter. Und hin und wieder gehe ich zu Onkel Willi, der mit seiner Miß ebenfalls in seinen alten Räumen wohnt, und dann kommt es, daß ich frage: Onkel Willi, weißt du noch, wie dieses war und jenes?

Er nickt dann wohl und sagt ein bestätigendes Wort; aber am liebsten sitzt er ganz still und spinnt sich ein in seine Träume und fragt nicht danach, daß ihn die Menschen vergessen haben. Und eines Tages wird er aus seinen Träumen nicht wieder erwachen.

Ich aber versuche nicht immer zu träumen. Meine Zeit ist noch nicht gekommen, ich soll noch Frucht bringen, und eines Tages wird sie von mir gefordert werden.

Ich will arbeiten an Harald, und Bernd will mir seine kleine Tochter Lita geben, damit sie unter meiner Obhut aufwachse. Dolly ist in der letzten Zeit so viel krank gewesen, daß sie für Jahre nach dem Süden muß. So also wird Lita mein Kind, und ich will gut für sie sorgen.

Manchmal höre ich noch von Bärenburg. Die einstige Magnifika schreibt mir zuweilen, und von ihr weiß ich, daß Frau Päpke Herrn Professor Müller geheiratet hat. Er hat wohl nicht die Absicht gehabt, es zu tun, aber er rechnete nicht mit einer so willenstarken Persönlichkeit, wie Lona Hellmund es ist. Die Universität hat sich von ihm zurückgezogen, und er sucht nach einer Versetzung. Sein Buch über die alte Handschrift ist auch nicht erschienen; die Geheimrätin schrieb, daß allerlei über diese Handschrift geflüstert würde, die nicht echt gewesen sein sollte. Als ich dies las, mußte ich an meine Freundin Bodild denken, die nur mühsam auf meine Bitte einging, Professor Müller aufzuklären, daß er sich in der in ihrem Archiv gefundnen Handschrift geirrt habe. Sie hatte sich auf diese Rache gefreut; aber meine Bitte hat sie dann doch erfüllt. Ich weiß, daß Walter ganz meiner Ansicht sein würde. Walter haßte alles Unedle, und ich will werden wie er.

Frau Roland wohnt nicht mehr hier in der Stadt. Fred hat seine Klinik verkauft und ist mit seiner Mutter nach Paris gegangen; es heißt, daß er nächstens an eine größere Universität berufen werden würde. Denn seine große Bedeutung ist ihm unvergessen, und die Menschheit hat ihn nötig. Harald spricht manchmal von Stinchen und sehnt sich sogar nach ihr.

Weil sie eine Schwester von Minchen ist, möchte ich sie gern sehen, sagte er mir gestern. Mutterlieb, wenn Stinchen groß ist, kann ich sie vielleicht heiraten. Glaubst du, daß es Papa recht sein würde? Er spricht so viel von seinem Vater, und in seinen Gedanken ist er nicht tot, sondern lebt weiter. Der Geist seines Vaters wird ihn auch hoffentlich weiter schützen und seinen Charakter befestigen.

* *
*

Es ist ein stiller Herbsttag. Die Sonne liegt auf unserm alten Schloß, auf seinem Hofe, auf dem lachenden Triton. Ich sitze auf der verwitterten Brunnenschale und lese ein Schreiben, das ich heute erhalten habe. Der alte Herr Stahl ist gestorben und hat mir zwanzigtausend Mark vermacht. Zum Ersatz dafür, daß ich die Erbschaft, die mir seine Tante bestimmte, nicht erhalten durfte. Dieses Geld kommt mir sehr überraschend, aber es wird mein Witwenleben erleichtern und vielleicht für Harald die Wege bahnen. Unwillkürlich sehe ich nach den Fenstern, hinter denen ich als Kind die alte Demoiselle sitzen sah. Sie ist seit mehr als zwanzig Jahren tot, aber ihre Gedanken leben noch und haben Frucht getragen. Wenn ich einmal so alt sein werde, wird man das auch von mir sagen können?

Harald kam heim, ich hörte seine lachende Stimme, und dann rief er: Da sitzt sie!

Vor mir stand Fred Roland, der sein kleines Stinchen an der Hand führte. Sie trug ein schwarzes Kleid, aber ich achtete nicht darauf, sah nur in ihre Kinderaugen und freute mich, daß sie so groß geworden war.

Dann lief Harald mit ihr davon. Er hat wieder einen Hund und einen Vogel; er mußte alles zeigen.

Fred Roland setzte sich neben mich auf den Brunnenrund, und der Triton lächelte.

Wir sprachen von vielen Dingen. Er hat einen Ruf als ordentlicher Professor nach K. erhalten und wird ihn annehmen. Sein letztes Buch über eine neue Heilmethode hat ihm die Berufung eingetragen.

Nun wirds hoffentlich besser gehn, sagte er mit einem kurzem Atemzug, und wie ich in sein scharfgewordnes Gesicht sah, da wußte ich, daß auch für ihn die Zeit der Reise gekommen war.

Dann sagte er plötzlich: Meine arme Frau ist schon vor sechs Monaten gestorben.

Ich erwiderte nicht viel. Es war schwer, die richtigen Worte zu finden. Er machte auch eine abwehrende Handbewegung und nahm dann plötzlich den Hut vom Kopfe.

Anneli, Sie brauchen mir nicht zu kondolieren. Es mag hart klingen, aber meine erste Ehe ist eine Kette von Unglück gewesen. Ich trug natürlich die Schuld; fern sei es von mir, der Verstorbnen einen Vorwurf zu machen; aber ich kann mir denken, daß es nun alles mit mir besser wird. Besonders, wenn — er hielt inne und sah mich an. Anneli, ich habe Sie einst aus dem Wasser gezogen; wollen Sie jetzt auch mir das Leben retten? Wollen Sie nicht meine Frau werden?

Ich saß ganz still. Der Triton sah zu mir hin, und über das Schloß schwebten wieder die Wandervögel. Walter blickte ihnen immer nach, wenn sie in die Ferne zogen. Und dann begann ich vor mich hin zu sprechen:

Sie dürfen nicht zürnen, Fred, aber ich kann nicht die Ihre werden. Denn ich gehöre einem andern. Ich gehöre meinem Manne. Sie werden sagen, daß er tot ist, aber für mich ist er nicht tot: er lebt, und er ist immer um mich. Er ist mit mir so gut gewesen, Fred, so gut, und ich habe so viel an mich und an meine Gedanken und Sorgen gedacht und so selten an ihn. Er hat es mir nie übel genommen; er hat mich weiter geliebt, mit meinen Fehlern und Schwächen, und sein letztes Wort war für mich ein Wort der Liebe.

Sie sind noch so jung — murmelte Fred, und seine Stimme klang heiser.

Die Liebe fragt nicht nach Alter und Jugend, Fred; ich kann Walter niemals aufhören zu lieben, und meine Liebe soll immer größer werden. Sie soll nicht blaß werden mit den Jahren, und sie würde es vielleicht, wenn ich Ihnen folgte in ein andres buntes Leben.

Fred saß eine Zeit lang ohne zu sprechen, dann begann er von neuem. Einmal habe ich gedacht, geglaubt —

Ganz recht, einmal habe ich Sie sehr lieb gehabt, Fred; das war, als ich ein Kind war, und dann, als wir uns in Luzern trafen. Als ich Walter heiratete, empfand ich für ihn keine große Liebe. Wenigstens nicht die, von der in den Romanen geschrieben steht. Aber meine Liebe zu meinem Manne ist immer größer geworden, und jetzt, da er von mir gegangen ist —

Ich bemühte mich, meine Tränen zu verstecken, aber sie brachen hervor. Lassen Sie mir meine Liebe, Fred!

Da faßte er meine Hand, küßte sie und ist den Schloßberg hinunter gegangen, ganz langsam und in gebeugter Haltung, wie ein alter Mann. Aber ich weiß, daß er wieder aufrecht gehn und jung werden wird. Und eine Frau, die zu ihm paßt, wird mit ihm die Früchte seines Ruhmes ernten.

In der Ferne aber hörte ich Haralds lustige Stimme. Ja, mein Sohn, ich will bei dir bleiben, und auch bei dir sollen die Früchte reifen.

Im Schloßhof steht noch heute der Triton und lächelt sein lustiges Lächeln. Er hat schon vieles in seinem Leben gesehn und sieht jetzt dem Winter entgegen, dem Schnee und Regen, den Eiszapfen, den grauen Schwänen, die über sein Haupt dahinfliegen.

Aber nach dem Winter kommt wieder der Frühling, und wir werden seiner warten.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 2. August 1908

(Der Stand der Strafprozeßreform. Die Reichsfinanzreform und der „Kuhhandel". Der Fall Schücking.)

Mit Eifer werden jetzt, in der stillen Zeit des Jahres, schon die Aufgaben erörtert, die im kommenden Winter voraussichtlich die Volksvertretungen beschäftigen werden. Aber die Vorarbeiten der zu erwartenden Gesetzentwürfe sind noch nicht durchweg so weit gefördert, daß sie veröffentlicht werden können. Über die Grundzüge der Strafprozeßreform ist kürzlich in der Presse so viel mitgeteilt worden, daß man sich ein Bild davon machen kann. Es ist aber wohl nicht die Aufgabe dieser Betrachtungen, die geplante Reform an dieser Stelle eingehend zu besprechen. Erwähnt mag nur werden, daß nach der Veröffentlichung der ersten Mitteilungen über die jetzt ausgearbeiteten Pläne mit seltner Einmütigkeit anerkannt wurde, daß die Vorschläge in der Tat Verbesserungen seien, sich wenigstens in einer Richtung bewegten, die man als Fortschritt bezeichnen müsse, wenn natürlich auch manche Stimmen laut wurden, die in dem einen oder andern Punkte über das Maß dieses Fortschritts verschiedner Meinung waren. Die Frage der Zweckmäßigkeit der Berufung in Strafsachen ist ein alter Streitpunkt unter den Juristen. Aber die Wagschale hat sich jetzt so sehr nach der Seite der Neuerung geneigt, daß der Plan, diese Berufung einzuführen, fast allgemein Zustimmung gefunden hat. Auch die in Aussicht genommne Verstärkung des Laienelements bei der Rechtsprechung in Strafsachen wird gebilligt. Stärker werden wohl die Wünsche bei der Frage der Schwurgerichte auseinandergehn. Hier scheint in der Hauptsache alles beim alten bleiben zu sollen, und doch regt sich in vielen Kreisen eine sehr entschiedne Sehnsucht nach Reform. Die Schwierigkeit liegt wohl darin, daß um die Schwurgerichte, die einst in engem Zusammenhange mit unsern parlamentarischen Einrichtungen nach englischem Muster gebildet wurden, ein auf politischen Überlieferungen beruhender Nimbus schwebt, und daß jeder Versuch der Juristen, die Einrichtung nüchtern vom fachmännischen Standpunkt aus zu prüfen und zu verbessern, in weitern Kreisen auf ein gewisses Mißtrauen stößt. Vor längerer Zeit trug sich die Kommission, wie vielen erinnerlich sein wird, mit dem Gedanken, die Schwurgerichte durch verstärkte Schöffengerichte zu ersetzen. Man ist davon abgekommen, weil man sich wohl mit Recht sagte, daß bei dieser Frage gewisse Imponderabilien im Spiele seien. Die Sache würde ähnlich wirken, als wenn man den Vorschlag machte, eine Verfassung dahin abzuändern, daß man das Parlament durch eine Art von verstärktem Staatsrat ersetzte. Eine solche Einrichtung würde wahrscheinlich bessere Gesetze machen als die jetzigen Volksvertretungen; auch ließe sich wahrscheinlich auf irgendeine Art erreichen, daß in einem solchen Staatsrat die Meinung der verschiedensten Volkskreise in Wahrheit besser zur Geltung käme als jetzt. Dennoch würde man dergleichen allgemein als eine Rückkehr zum Absolutismus und als schlimmste Reaktion empfinden. Denn die öffentlichen Einrichtungen wirken nicht nur durch das, was sie geben und sind, sondern auch durch die Vorstellungen und Empfindungen, die sie durch psychologische und geschichtliche Zusammenhänge in der Volksseele erzeugen. Das darf auch bei der Beurteilung der Schwurgerichte nicht vergessen werden.

Noch mehr als die lange und sorgfältig vorbereitete Reform der Justizgesetze wirft die Reichsfinanzreform ihre Schatten voraus. Das allgemeine Verlangen geht dahin, recht bald über die zu erwartenden Vorschläge unterrichtet zu sein. Aber eine ganze Reihe von Gründen, die man als berechtigt anerkennen muß, haben die verbündeten Regierungen veranlaßt, sich gegenseitig zu verpflichten, einstweilen noch Stillschweigen zu beobachten, bis ein völlig durchgearbeiteter, von allen einzelstaatlichen

Regierungen gutgeheißner Entwurf der Öffentlichkeit vorgelegt werden kann. Um so lebhafter setzen jetzt die Plänkeleien der Parteien über die taktische Behandlung der bevorstehenden Vorlage ein. Und da ist es vor allem der von uns schon früher erwähnte Plan eines „Kuhhandels", der die Geister beschäftigt und in Erregung versetzt. Die Liberalen leben sich immer mehr in den Gedanken ein, als Gegengeschenk für ihre Mitwirkung bei der Reichsfinanzreform die Reform des preußischen Wahlrechts zu verlangen. Nicht nur in freisinnigen, auch in nationalliberalen Kreisen faßt dieser Gedanke Wurzel. Man weist darauf hin, daß eine solche Politik der Gaben und Gegengaben etwas ganz Gewöhnliches sei. Jede Partei habe dergleichen Handelsgeschäfte auf ihrem Konto. Warum sollten die Liberalen allein die Gunst der Lage nicht benutzen? Außerdem — so wird die Forderung weiter nicht ungeschickt begründet — bestehe doch wirklich ein innerer Zusammenhang zwischen den Wünschen der Reichspolitik und den Wünschen der Liberalen. Wenn die Regierung an die Opferwilligkeit des Volks für die Gesundung der Reichsfinanzen appelliere, so sei es doch wirklich nicht zu viel verlangt, wenn das Volk im Zusammenhang damit die Rechte zu erlangen wünsche, die ihm nach seiner Auffassung zu Unrecht in einem einzelnen deutschen Staat — und noch dazu dem größten und führenden — vorenthalten würden.

Wie gesagt, eine geschickte Begründung! Aber es läßt sich doch manches dagegen einwenden. Zunächst würde die Sache anders liegen, wenn in bezug auf das preußische Wahlrecht gegen das bestehende System ein bestimmter positiver Reformvorschlag aufgestellt würde. Bekanntlich ist das nicht der Fall. Einig sind die Gegner des bestehenden Wahlrechts nur in negativer Beziehung. Sie sagen: Das Wahlrecht taugt nichts, es muß anders werden. Aber an positiven Gegenvorschlägen liegt nicht einer, sondern liegen zwei vor, wenn man von geringern Meinungsverschiedenheiten absieht. Die Forderung der vorgeschrittnen Liberalen, das Reichstagswahlrecht auf Preußen zu übertragen, wird von den Nationalliberalen und sogar von einem Teil der Freisinnigen als undurchführbar erkannt; der vermittelnde Vorschlag beschränkt sich auf die Forderung einer Neueinteilung der Wahlkreise und Einführung der geheimen Wahl. Nun frage man sich ehrlich: Ist dieses Zurückgehen auf einen nach seinen Wirkungen voraussichtlich recht unbedeutenden Vermittlungsvorschlag so überzeugungskräftig für die Behauptung, die Bevölkerung des Königreichs Preußen sei so sehr gekränkt und eingeengt in ihren Grundrechten, daß die Nichtgewährung dieses Vorschlags dem ganzen deutschen Volk das Recht gebe, eine der wichtigsten Lebensfragen seiner Reichspolitik über den Haufen zu werfen? Das deutsche Volk besitzt durch sein Wahlrecht die Möglichkeit der Beeinflussung aller Fragen von nationaler Bedeutung in einem Umfange wie kein andres Volk der Welt. Da müßte es doch ein leichtes sein, die Störungen, die angeblich aus der Reformbedürftigkeit eines einzelstaatlichen Wahlrechts erwachsen, den Beteiligten so stark zum Bewußtsein zu bringen, daß eine starke Bewegung für Rechtserweiterungen positiven Inhalts zustande käme. Aber wo ist in Preußen eine solche Bewegung, die — natürlich abgesehen von den sozialdemokratisch beeinflußten und geführten Massen, die jede radikale Forderung grundsätzlich unterstützen, und wenn sie noch so blödsinnig ist — ein positives, ernstes Bedürfnis des geschlossen auftretenden Bürgertums bekundete? Dafür stellt man die kleine Flickarbeit am preußischen Wahlrecht, auf die man sich zur Not geeinigt hat, um gegenüber der Massenverhetzung nur gerade noch als volkstümlich und liberal konkurrieren zu können, mit großen Worten der größten und dringendsten Aufgabe entgegen, die der Reichspolitik zurzeit erwachsen ist.

Es ist übrigens nicht das einzige Kennzeichen der politischen Geschäfte, die man mit dem Ausdruck „Kuhhandel" zu brandmarken pflegt, daß die beiden Dinge, die man als Forderung und Gegenforderung aufzustellen pflegt, nichts miteinander

zu tun haben. An und für sich würde nichts dagegen zu sagen sein, wenn eine Partei die Zustimmung der Gegner zu einem Gesetz, das diese überhaupt nicht haben wollen, durch ein Zugeständnis in einer andern Sache erkauft, die ausschließlich eine Forderung der Gegenpartei ist. Es gibt Gesetze, die die Konservativen, andre, die die Liberalen überhaupt nicht wollen. Man einigt sich. Do ut des! Ein einfacher Vorgang! Aber liegt denn dieser Fall hier überhaupt vor? Die Regelung der Finanzfrage im Reiche ist eine dringende, ja die dringendste Aufgabe, an deren Lösung alle Parteien mitzuarbeiten haben, die den Staat und das Reich überhaupt wollen. Diese Aufgabe kann nur gelöst werden, wenn sich innerhalb der Frage selbst die Parteien gegenseitig Zugeständnisse machen und von ihren grundsätzlichen finanzpolitischen Meinungen an beiden Teilen etwas opfern. Man wird daher niemals von dem konservativen oder liberalen Charakter einer Reichsfinanzreform sprechen können, wenn das Ziel auch nur annähernd erreicht werden soll. Es kann auf diesem Gebiete nur etwas geleistet werden, wenn das Werk den Charakter eines Kompromisses erhält. Was manchem Gesetz als unvermeidliches Übel anhaftet, ist hier eine auf innern Gründen beruhende Notwendigkeit. Die Lösung dieser Aufgabe ist für alle bürgerlichen Parteien gleichmäßig die Erfüllung einer nationalen Pflicht. Es kann nicht davon die Rede sein, daß es sich hier um eine Forderung handelt, die etwa die Regierung, auf die Konservativen gestützt, erhebt, sodaß die Liberalen ein Recht hätten, für ihre Mitwirkung Bedingungen zu stellen. Wenn die Liberalen gleichwohl für ihre einfache Mitwirkung an der Erfüllung einer nationalen Pflicht einen besondern Vorteil auf Kosten ihrer Parteigegner fordern, also die Möglichkeit andeuten, daß die wichtigste Lebensfrage des Reichs ohne die Gewährung von Sondervorteilen an ihre Partei ungelöst bleibt, so ist das in nichts verschieden von der Haltung des Zentrums am 13. Dezember 1906. Es würde ein Lebensinteresse des Reichs dem Parteigeist geopfert werden, wenn sich die Regierung darauf einließe, und man ist berechtigt, ein solches Ansinnen als Vorschlag eines Kuhhandels der schlimmsten Sorte zu bezeichnen.

In solchen Zeiten sollte sich übrigens auch die Regierung hüten, ohne Not Verstimmungen zu schaffen. In der Sommerzeit, wo die größern Kämpfe ruhen, ist man ohnehin geneigt, einzelnen „Fällen", die die öffentliche Aufmerksamkeit erregen, größere Bedeutung beizulegen. In Husum ist dem Bürgermeister Dr. Schücking, der bissige Zeitungsartikel und Broschüren im Sinne der freisinnigen Volkspartei schrieb und sich bei einer Wahl als Kandidat dieser Partei aufstellen lassen wollte, durch den übereifrigen Regierungspräsidenten ein Disziplinarverfahren angekündigt worden. Zweifellos eine sehr unglückliche und überflüssige Maßnahme, die zunächst die Folge gehabt hat, daß den schriftstellerischen Leistungen des erwähnten Herrn eine Bedeutung gegeben worden ist, die sie schwerlich hatten. Denn sie sprachen nur mit wenig Geschmack und Takt und mit überflüssiger Schärfe aus, was in den Kreisen der freisinnigen Parteien ohnehin als wahr gilt, außerhalb dieser Kreise aber absolut nichts Überraschendes hat. Man hätte den Herrn also ruhig reden und schreiben lassen sollen, auch wenn er ein sogenannter „mittelbarer Staatsbeamter" war, wie man die vom Staat bestätigten Kommunalbeamten bezeichnet. Anders wenn man die Parteianschauungen als solche treffen wollte. Und so scheint es bei dem Regierungspräsidenten allerdings gewesen zu sein. Aber das stimmt nicht mit den Direktiven der Reichspolitik und war ein schwerer Fehler, der nicht vorkommen sollte. Denn die alte Methode, nach der sich jeder preußische politische Verwaltungsbeamte verpflichtet glaubt, im konservativen Sinne zu wirken und dem Liberalismus, besonders aber dem Freisinn, das Wasser abzugraben, ist allerdings unvereinbar mit der Blockpolitik, die zur Voraussetzung hat, nicht daß nun plötzlich trotz konservativer Mehrheiten liberale Gesetze gemacht werden, wohl aber, daß die Regierung bei unvermeidlichen Auseinandersetzungen

zwischen Konservativen und Liberalen völlige Neutralität bewahrt, die Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit der Parteien anerkennt, nach Möglichkeit ausgleichend wirkt und zur Unterstützung dieser Ausgleichung in die Verwaltung einen freiern Zug einführt, der mit der alten polizeistaatlichen Engherzigkeit einmal so gründlich aufräumt, wie es eines großen, modernen Staatswesens allein würdig ist. Insofern hat die Sache allerdings eine Bedeutung erlangt, die über den Einzelfall weit hinausgeht. Er hat in liberalen Kreisen mit Recht tief verstimmt und zu Betrachtungen über die Blockpolitik geführt, die besser vermieden worden wären. Hoffentlich macht ein festes Eingreifen des Ministers des Innern den ganzen Mißgriff rückgängig.

Zur Elektrizitätssteuer. Seit einigen Wochen erleben wir das merkwürdige Schauspiel, daß in einem Teil der süddeutschen Presse der Plan einer Elektrizitätssteuer dazu benutzt wird, die alten immer noch nicht erloschnen partikularistischen Gegensätze und Strebungen neu anzufachen. Blätter der bayrischen Sozialdemokratie und auch des bayrischen Zentrums verbreiten die wahnsinnige Idee, daß es sich bei der geplanten Elektrizitätssteuer um einen gemeinsamen Feldzug der preußischen Eisenbahnverwaltungen und des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats handelte. Zu unserm Erstaunen finden wir nun auch in einer liberalen Zeitschrift, dem „Fortschritt", einen Artikel des Grafen von Bothmer, eines bekannten jüngern nationalsozialen Politikers, der jenes Gerücht nicht nur wiedergibt, sondern auch als wahrscheinlich darzustellen versucht. Damit dürfte der Zeitpunkt gekommen sein, wo der Unsinn zum Unfug wird!

Man denke sich: bei einer Reichselektrizitätssteuer, die, wie es heißt, im Reichsschatzamt ausgearbeitet wird, soll es das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat durchgesetzt haben, eine angebliche bayrische Konkurrenz zu beseitigen. Eine wildere Idee ist wohl seit langem nicht in die Öffentlichkeit gebracht worden. Zunächst ist es eine völlig beliebige Behauptung, „daß das Kohlenkontor ein treuer Bundesgenosse des preußischen Finanzministeriums" sei. Die beiden stehn sich, soviel wir wissen, als Verkäufer und Käufer oder als Konkurrenten gegenüber, aber als Bundesgenossen, das ist neu — und selbst wenn sie Bundesgenossen wären, was hat dies mit dem Reichsschatzamt zu tun?! Aber mit den verfassungsrechtlichen Kenntnissen scheint es bei dem Grafen von Bothmer überhaupt nicht so weit her zu sein. So setzt er ganz munter die Fahrkartensteuer dem preußischen Eisenbahnminister auf Rechnung, obgleich sich dieser, wie bekannt, seinerzeit dem Reichstag gegenüber energisch dagegen gewehrt hat. Auf ähnlicher Höhe der Erkenntnis stehn seine Ausführungen über Betriebsmittelgemeinschaft und Reichseisenbahnen.

Sieht man sich gegenüber diesen Phantasiesprüngen nun einmal die Wirklichkeit an, wie ist es denn überhaupt mit der ganzen Elektrizitätssteuer gewesen? Seit vielen Jahren beklagt insbesondre die sozialdemokratische, aber auch die linksliberale Presse in allen Tönen die Ungerechtigkeit eines Petroleumzolls. Seit Jahren entrüstet man sich darüber, daß die Lampe des armen Mannes verteuert wird, während die luxuriöse Beleuchtung des Reichen frei bleibt. Nun ist es ein ganz ausgesprochner Zug unsrer modernen Steuergesetzgebung, soziale Abstufungen auch innerhalb der indirekten Steuern vorzunehmen. Es blieb deshalb die Möglichkeit, den Petroleumzoll aufzuheben, oder eine Steuer auf Gas- und Elektrizitätsbeleuchtung einzuführen. Den Petroleumzoll aufzuheben, ging finanziell nicht, da er durchschnittlich siebzig Millionen Mark einbringt, es blieb also nur die Lichtbesteuerung der wohlhabendern Schichten. Auch diese hat man nicht etwa im Reichsschatzamt erfunden, wie es denn überhaupt eine ziemlich merkwürdige Vorstellung ist, als ließen sich irgendwo durch Findigkeit neue Steuerquellen entdecken.

Vielmehr gibt es die jetzt so viel angegriffne Lichtsteuer, und zwar nicht nur außerhalb Deutschlands. Wenn sich die Gegner dieses Steuergedankens einmal entschlössen, die badische und württembergische Besteuerung durchzusehen, so würden sie voraussichtlich zu ihrer Überraschung finden, daß eine derartige Steuer als Gemeindeabgabe in den süddeutschen Nachbarländern schon vorhanden ist. Es kann denn auch kein vernünftiger Mensch bestreiten, daß, wenn man überhaupt Luxussteuern haben will — und hierüber sind doch im Prinzip gerade auch die Linksliberalen einig —, es dann kaum geeignetere Besteuerungsobjekte gibt als die elektrische Beleuchtung, mit der im Privatleben wie auf den Straßen ein in keinem andern europäischen Lande gekannter Luxus bei uns getrieben wird.

So ist der Gedanke einer Elektrizitätssteuer zu beurteilen. Ob es sich durchführen läßt, eine Steuer lediglich auf elektrisches Licht einzuführen, ohne dabei zugleich die Abgabe von Kraft mit einem jedenfalls nur geringen Satz zu treffen, darüber schwanken in der öffentlichen Diskussion die Ansichten der Sachverständigen. Aus dem Projekt aber einen bewußten Angriff auf die notwendigen Produktionsmittel der bayrischen Industrie zu machen, dazu gehört eine außerordentliche politische Kurzsichtigkeit.

Automobilfahren und sonstiges Fuhrwesen. Die Klagen über Störungen des Verkehrs durch die Automobile kommen nicht zur Ruhe. Es ist das eine Erscheinung, die seit Jahrzehnten, ja man kann sagen, seit Jahrhunderten immer bei Einführung neuer Beförderungsmittel eintrat. So schreibt die Norddeutsche Allgemeine Zeitung in ihrer Unterhaltungsbeilage vom 28. Dezember 1907 in einem Aufsatze „Aus der Geschichte der Vorurteile": Als vor sechs Jahrhunderten Roger Bacon, der Franziskanermönch, schrieb: „Wir werden imstande sein, Gefährte in unglaublicher Schnelligkeit ohne die Hilfe von Tieren anzutreiben" — da vergaß er hinzuzufügen: „Und jedes dieser Fahrzeuge wird anfangs zum Opfer des Vorurteils werden." Und so ist es auch geschehen. Schon im alten Rom begrüßte man die ersten vierrädrigen Wagen mit unverhohlnem Mißfallen, und ein kaiserliches Edikt verbot schließlich die Wagen im Bannkreis der Städte. Und einen ähnlichen Kampf begann im Jahre 1634 Karl der Erste, als in London die ersten Mietkutschen erschienen. 1635 kam die erste Proklamation gegen die Unzahl und unterschiedslose Benutzung der Kutschen um London und Westminster. „Indem die Mietskutschen auf den Straßen, so besagt diese Proklamation, nicht nur ein großes Mißbehagen Seiner Majestät, seiner edeln Gemahlin, der Königin, des Adels und andrer von Rang und Stand erregt haben, sondern auch die Straßen selbst so überfüllt werden und das Pflaster so beschädigt, daß der öffentliche Verkehr dadurch gehindert und gefährlich wird und die Preise von Heu und Futter usw. verteuert. Warum wir ausdrücklich befehlen und verbieten, daß keine Mietskutschen benutzt oder geduldet werden in London, Westminster und den Vororten, mit Ausnahme, daß sie zur Reise dienen für mindestens drei Meilen aus der Stadt." Das Parlament beschränkte später die Zahl der Mietskutschen und legte ihnen eine Steuer auf. Der erwähnte Aufsatz der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, dem ich diesen Auszug hier entnehme, enthält noch weitere Angaben, die sich auf Vorurteile gegen Einführung der Eisenbahnen beziehen. Ich kann über die Einführung der Eisenbahnen aus meiner eignen Erfahrung berichten, daß auch in Deutschland große Vorurteile herrschten. So behaupteten Ärzte in der Nähe von Nürnberg, wo bekanntlich die Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth als eine der ersten in Deutschland gebaut und in Betrieb gesetzt wurde, man müsse die ganze Bahnlänge von beiden Seiten mit einer Bretterwand besetzen, damit man das Vorübersausen der Bahnzüge nicht sehen könne; denn dieses schnelle Vorbeifliegen fester Gegenstände würde den zusehenden Menschen schädlich sein. Auch die

Bauern in Thüringen zum Beispiel schrieben die in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auftretende Kartoffelkrankheit dem auf den Äckern lagernden Lokomotivendampf zu, der giftig auf die Pflanzen wirke. Die Zahl von Eisenbahnunfällen regte die Menschheit damals ganz außerordentlich auf, bis statistisch nachgewiesen wurde, daß die Zahl der durch Unfälle mit Fuhrwerk und Pferden verursachten Todesfälle von Menschen nach Prozenten größer war als die durch die Eisenbahn verursachten.

Nun erschienen die Fahrräder. Da erhob sich derselbe Kampf pro und contra. Man glaubte, keine Straße und keinen Platz mehr überschreiten zu können, ohne in Lebensgefahr zu sein. Man hielt das Fahren mit Fahrrädern für einen völlig überflüssigen Sport. Daß das Fahrrad zu einem der schätzbarsten Fortbewegungsmittel für jedermann, insbesondre aber für Geschäftsleute, Arbeiter, Postbeamte usw. werden würde, daran dachten nur wenige Menschen. Man sprach nur von Unglücksfällen, die durch Stürzen, Anfahren u. dgl. mit dem Fahrrad vorkamen. Und in der Tat mußte man ja auch erst mit dem Fahrrad die Probezeit bestehen, bis man auf das jetzt allgemein eingeführte Zweirad kam und das ja allerdings sehr schnell fahrende große, hohe Einrad mit dem kleinen Stützrädchen gänzlich abschaffte. Die Vorteile, die das jetzt allgemein eingeführte Zweirad bietet, sind kaum aufzuzählen. Man sehe nur, wie es jetzt von allen Gesellschaftsklassen eifrig benutzt wird, und wie sich auf den Straßen Radfahrer frei unter Menschen, Fuhrwerken aller Art, elektrischen und sonstigen Straßenbahnwagen bewegen.

So werden wir auch mit den Automobilen freien Verkehr lernen. Daß das Automobil als das Fahrzeug der Zukunft angesehen werden muß, unterliegt keinem Zweifel. Man denke nur daran, mit welcher Schnelligkeit man Wege zurücklegen kann, welche Lasten es zu bewegen vermag, und welche Vorteile es bietet gegenüber der Verwendung von Pferden und sonstigen Zugtieren. Die Pferde sind teuer, und wer weiß nicht, wie schwer sich mancher Pferdebesitzer betroffen fühlt, wenn er morgens in den Stall kommt und ein Pferd unheilbar krank oder verendet im Stall liegend findet. Für das Kriegswesen hat das Automobil ganz hervorragenden Wert. Unsre Kaiser- und sonstigen Manöver der letzten Jahre haben das schon dargetan. Die höhern Stäbe sind durch Verwendung von Automobilen in der Lage, die oft recht großen Entfernungen, die sie zurückzulegen haben, von einem Flügel ihrer Gefechtslinie bis zum andern oder vom Ende langer Kolonnen bis an die Spitze in bedeutend kürzerer Zeit und mit geringerer eigner Anstrengung zu überwinden als selbst mit den besten Pferden. Bedenkt man ferner, wie sehr die endlosen Munitions-, Lebensmittel-, Sanitätskolonnen durch den Wegfall der Pferdebespannung verkürzt werden, wenn man diese Kolonnen mit Automobilen bewegt, so kann man über den Wert dieses neuen Transportmittels gar keine Zweifel mehr haben. Auch für den Ordonnanzdienst im Kriege und in den Manövern sind die automobilen und selbst die gewöhnlichen Fahrräder unschätzbar. Bekanntlich werden im Kriege, wenn Armeekorps längere Zeit ein Gebiet besetzt halten, von dem Quartiere des Generalkommandos aus nach den Quartieren der andern Kommandostellen Verbindungslinien angelegt, die man seither mit einzelnen Kavalleriepatrouillen besetzte, die stets einen Reiter bereit halten mußten, der die Befehle von einer Station zur andern möglichst schnell zu befördern hatte. Viele Pferde wurden dabei durch das stete Traben auf harter Straße unbrauchbar. Jetzt benutzt man automobile oder gewöhnliche Fahrräder, wodurch die Pferdeverluste wegfallen und die Schnelligkeit der Beförderung wesentlich zunimmt.

Daß die Zahl der durch Automobile verursachten Unfälle immerhin noch bedeutend ist, kann nicht geleugnet werden. Eine Zusammenstellung darüber gibt das Beiblatt zur Nr. 62 der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 21. März. Im Anschluß daran wird aber bemerkt, daß die bis jetzt noch ungenügende Ausbildung

der Chauffeure die meiste Schuld daran trägt, und daß die preußische sowie die Reichsregierung auf demselben Standpunkte stehen, sodaß die Einrichtung der ersten staatlich kontrollierten Chauffeurschulen baldigst erwartet werden darf. Im preußischen Abgeordnetenhause erwähnte am 23. Januar d. J. Minister Breitenbach, daß die Besserung im Automobilfahren eintreten werde, sobald Schulen für Fahrunterricht und eine staatliche Prüfung für jeden Automobilfahrer eingeführt seien. Außerdem haben sich die deutschen Automobilklubs schon dazu entschlossen, und die erste solche Schule, die amtlichen Charakter trägt, soll in baldiger Aussicht stehen. Ein tüchtiger, einwandfreier Chauffeurstand soll herangebildet werden. Italien besitzt schon eine Militärautomobilschule.

Wenn man den Automobilunfällen gegenüber täglich sieht und aus Zeitungsnachrichten entnimmt, welche Unfälle noch immer bei dem gewöhnlichen Fahren mit Pferden durch Kutscher und Kutscherinnen, namentlich durch Metzger- und Milchwagen vorkommen, so kann man auch hier betonen, wie die Einrichtung von Fahrschulen für Pferdewagen unbedingt notwendig ist. Das Fahren sollte polizeilich jedem Kutscher verboten sein, der nicht das Zeugnis von einer Fahrschule beibringen kann, daß er vollständig in der Pferdepflege, Beschirrung, Anspannen der Pferde und im Fahren ausgebildet ist. Ich habe schon in den Grenzboten von 1901, S. 212 die „Schäden und Mängel in unserm Fuhrwesen" ausführlich behandelt und beschränke mich deshalb hier, auf den genannten Aufsatz hinzuweisen. Ich schließe meine jetzigen Betrachtungen mit dem Satze, der sich bald bewahrheiten wird: „Das Automobil ist das Fahrzeug der Zukunft." C. v. H.

Pascal. Unser Urteil über Pascal zu begründen, haben wir schon ein paarmal Anlaß gehabt: ein edler Charakter, ein hochfliegender Geist, ein tief eindringender Denker, ein feiner Psycholog, ein Kämpfer gegen Heuchelei, Verflachung und Laxismus, aber zum Jugenderzieher, zum Führer des Volks nicht geeignet. Hauptsächlich ist er ein lohnendes Objekt für psychologische Analyse, und Psychologen, überhaupt ernste Denker werden ihre Freude haben an der „historischen Studie" vom Kandidaten Adolph Köster zu Marburg: Die Ethik Pascals. (Tübingen, J. C. B. Mohr, 1907.) Man erstaunt über die mit reichem Wissen gepaarte Reife des Urteils, wenn man aus einer Vorbemerkung erfährt, daß das Buch, einen kleinen Teil ausgenommen, drei Jahre vor dem Erscheinen geschrieben worden ist, als der Verfasser noch Student im fünften Semester war. Das Vorwort enthält eine äußerst glückliche Paralle zwischen Pascal und Kierkegaard. Nur einen Satz daraus! „Pascal — das ist Mißverständnis, Abbruch, Flucht, das ist stickige Klosterluft und Messeklingeln, das ist schwarzer Ernst und wildes Weinen. Kierkegaard — das ist geniehaftes Sehen und wahnsinnige Reflexion, das ist Spott, Ironie und unbändige Heiterkeit, das ist ein Leben in Schönheit, ein glanz- und grauenvolles Lachen, eine einsame Schwermut, aber auf der himmlischen Schwelle der Möglichkeiten." Köster weist nach — und darauf sei besonders die Aufmerksamkeit der Leser gelenkt —, daß Pascal in seinen ethischen Prinzipien ganz, in seiner Dogmatik beinah Protestant gewesen ist (nicht lutherischer, sondern calvinischer, erlauben wir uns zu bemerken), und zeigt, wie er trotzdem mit aufrichtiger Überzeugung als treuer Sohn der katholischen Kirche leben und sterben konnte. „Vor dem grauenhaften Anblick der kirchlichen Unsittlichkeit flüchtete er in das mystische Halbdunkel der Klosterkirche und betete hier das Allerheiligste an." Darin äußere sich der quietistische Zug seiner Ethik. „Theoretisch ist er konsequent, praktisch zaghaft. Es ist nichts Aktives, nichts Stürmendes, so gar nichts Lutherisches in seiner Ethik! Alles so leise, so zurückgezogen, so weltfremd! Allein sein Jesuitenkampf macht die Ausnahme! Aber auch hier kein konsequentes [vielmehr kein offnes] Drauflosgehen gegen Papst und Jesuiterei, sondern ein kluges Pfeilschießen aus dem Versteck heraus! Wie die Dunkelmännerbriefe!" Die Bedeutung

Pascals für unsre Zeit findet der Verfasser am Schluß darin, daß heute von der einen Seite der Strom des Historismus, von der andern der Strom des Mystizismus „den schmalen Steg des Sittlichen, der allein ans andre Ufer führt", hinwegzuschwemmen drohen, an den Pascal so eindringlich mahnt. — Die Provinzialbriefe hat (1907 bei Eugen Diederichs in Jena) E. Russel in deutscher Übersetzung unter dem Titel: „Blaise Pascal; Briefe gegen die Jesuiten" herausgegeben, mit einer vortrefflichen Einleitung von Max Christlieb. Das Buch wird reißend abgegangen sein, aber die meisten Leser werden sich enttäuscht fühlen, weil sie die Theologie, aus der sie das Pikante, die „Jesuitenmoral", die sie ohnehin schon zur Genüge aus den Zeitungen kennen, mühsam herausklauben müssen, ungenießbar gefunden haben werden.

Chwolson und der Monistenbund. Vor dreißig Jahren stand am Eingange der Münchner Au eine Warnungstafel (ob sie heute noch steht, weiß ich nicht), deren Inschrift wie der Demonstrationsgaul in Veterinärschulen dazu benutzt werden kann, ein halbes Dutzend Sprachdummheiten zu demonstrieren; sie lautete: „Das Betreten von Kindern und Erwachsnen ist auf dem Rasen ohne Erlaubnis des Aumeisters verboten." Dr. Heinrich Schmidt, der Generalsekretär des Deutschen Monistenbundes, schreibt in seiner Flugschrift „Monismus und Christentum": „Die Spektralanalyse wies nach, daß auch im fernsten Winkel des Weltraums, soweit dieser durchforscht werden konnte, kein Stoff sich fand, der nicht auf der Erde vorhanden war; damit war die kosmische Einheit der Natur begründet." Von diesem Satze zeigt nun Chwolson, daß er ein ebensolcher Demonstrationsgaul ist: jedes Glied eine Krankheit; eine tatsächliche Unrichtigkeit oder eine Sprachdummheit. Niemand versäume es, diesen Nachweis zu lesen; man genießt einen köstlichen Spaß und nebenbei eine nützliche Lektion in der Wissenschaft von der Spektralanalyse. Der St. Petersburger Physiker Chwolson hatte, wie wir im 1. Bande des Jahrgangs 1907 der Grenzboten erzählt haben, mit Herrn Haeckel eine Prüfung in der Physik angestellt und ihn durchfallen lassen. Haeckel hat in einer Broschüre geantwortet — mit Schimpfereien —, und Chwolson erwidert darauf in dem (bei Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig 1908 erschienenen) Schriftchen: Zwei Fragen an die Mitglieder des Deutschen Monistenbundes. Der zweite Teil der Broschüre ist eben dem klassischen Diktum des Herrn Dr. Heinrich Schmidt gewidmet.

C. J.

Mein Herr! Treiben Sie praktische Nationalpolitik

und berücksichtigen Sie, daß Deutschlands Machtstellung im wesentlichen bedingt ist durch die Wohlfahrt der deutschen Industrie. Geben Sie nur dann dem ausländischen Fabrikate den Vorzug, wenn es besser ist als das deutsche. Rauchen Sie Salem Aleikum-Cigaretten. Dieselben sind in Deutschland nach orientalischem System mittels sorgfältiger Handarbeit hergestellt und enthalten ausschließlich die geschätzten, milden, sehr bekömmlichen Tabake der besten Ernten des Orients. Dieses Erzeugnis bietet Ihnen vollwertigen Ersatz für die durch Zoll und Steuer erheblich verteuerten ausländischen Cigaretten. Keine Ausstattung, nur Qualität!

Preis:	Nr. 3	4	5	6	8	10
	3½	4	5	6	8	10 Pfg. das Stück.

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

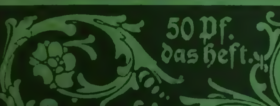
Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 33 Ausgegeben am 13. August 1908

Inhalt

	Seite
Zur Parteibildung	301
Reiseeindrücke aus der Ostmark. 2. Von G. Cleinow	310
Allerhand Monismen. Von Carl Jentsch	319
Das Zeppelinsche Luftschiff	330
Literarische Rundschau. Von Heinrich Spiero	337
Oberlehrer Hauk. Roman von Bernt Lie. 1	344
Maßgebliches und Unmaßgebliches	350

Reichsspiegel. (Graf Zeppelin. — Die Türkei und die europäische Lage) — Ein neues longolesisches Graubuch. — Das alte Jena. — Philosophia militans. — Vom Büchertisch.



Fr. Wilh. Grunow
Leipzig.

Denkende Leute
tragen als Unterkleider nur

netzgeknotete Jacken

Keine Erkältung mehr	Sie hüllen die Haut in eine Luftschicht ein und halten sie, da	Keine lästige Transpiration

Luft der schlechteste Wärmeleiter ist,

= gleichmässig warm =

Ausführung in Baumwolle, Chinagras, Wolle und Seide.
Getragen und empfohlen von erfahrenen Aerzten wie Geheimrat Prof. Dr. Kussmaul etc.
Zu haben in allen besseren Wäsche-Geschäften.
Adressen weisen eventuell gern nach die Erfinder und ältesten Fabrikanten luftdurchlässiger Unterkleidung

Billigstes und dauerhaftestes Unterkleid.	**Carl Mez & Söhne** Gegründet 1785 **Freiburg i. Baden**	Sicherste und natürlichste Abhärtung.

Gothaer
Lebensversicherungsbank a.G.

Versicherungsbestand Anfang April . . 960 000 000 Mk.
Bisher ausgezahl. Versicherungssummen: 519 000 000 „
Bisher gewährte Dividenden: . . . . 250 000 000 „

Sehr günstige Versicherungsbedingungen.

Unverfallbarkeit sofort, Unanfechtbarkeit und Weltpolice nach zwei Jahren.

Prospekte und Auskunft kostenfrei durch die Bank in Gotha oder deren Vertreter.

Deutsche Lebensversicherungs-Bank, Aktiengesellschaft

Kronprinzen-Ufer 18 **Berlin N.W.** Kronprinzen-Ufer 18

Vollständige Unanfechtbarkeit in einem Jahr; kulanteste Bedingungen: übernimmt Lebens-, Militärdienst-, Aussteuer- und Alters-Versicherungen.

Romane, Novellen, Gedichte, Dramen etc. prüft schnellstens u. bringt in wenigen Wochen in geschmackvoll. Ausstattung mit Erfolg heraus bei coulanten Zahlungsbedingungen in weitesten Kreisen bekannter Verlag. Zuschriften E. K. 56, BERLIN W. 110.

Flüssige
Somatose
Hervorragendst appetitanregend u. nervenstärkend.
Kräftigungsmittel.
Erhältlich in Apotheken und Droguerien.

Hermann Meusser, Berlin W. 35 b
Steglitzerstr. 58, Buchhandlung,
ist bestrebt, durch solide, kulante und schnelle Bedienung ihren Kundenkreis zu erweitern. Zur Erleichterung der Anschaffung werden monatliche Teilzahlungen in der Höhe des zehnten Teiles d. Kaufpreises eingeräumt. — Vollständiges Lager. — Allerneueste Auflagen. — Katalog gratis — Portofreie Sendung.

Zur Parteibildung

Unsre größern Parteien leiten ihren Ursprung aus Zeiten her, die weit vor der Reichsgründung zurückliegen. Man spricht dabei gern von einer konservativen und einer liberalen Weltanschauung, in den letzten Jahrzehnten war sogar oft auch schon von einer sozialdemokratischen Weltanschauung die Rede. Mit solchen großen Worten schießt man über das Ziel hinaus, und der praktische Politiker weiß wenig damit anzufangen. Parteiprogramme sind durchaus nicht unabänderlich, die Bedürfnisse, die das Leben des Volkes mit sich bringt, wirken auf sie ein, sonst wird das bisher lebendige Parteigebilde zum Stein, von dem sich die Anhänger abwenden, während er nur noch von den Parteipfaffen verehrt wird, bis diese aussterben. In der Prinzipientreue liegt demnach die Stärke der Parteien nicht, sondern in der Befähigung, sich der Befriedigung der realen Bedürfnisse des Volks anzupassen. Das hat gerade die Geschichte der freisinnigen Partei bewiesen, und Eugen Richter war doch wirklich ein Mann, dem es nicht an reicher Befähigung und festem ehrlichen Wollen fehlte. Weil ihn aber das liberale Parteiprinzip in die unfruchtbarste Opposition trieb, kam diese nur der Sozialdemokratie als Vorfrucht zugute, und die meisten freisinnigen Wahlkreise gingen einer nach dem andern an die Sozialdemokraten verloren. Parteiprogramme können wohl zeitweise große Schichten der Bevölkerung ergreifen, sodaß sie allerdings in gewissem Sinne förmlichen Weltanschauungen gleichen, aber sie sind es keineswegs. Als treffliches Beispiel dafür muß das in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entstandne Programm des deutschen Liberalismus gelten, das zur Zeit des preußischen Verfassungskonflikts nahezu das gesamte öffentliche Leben in Deutschland ergriffen hatte und doch in wenigen Monaten großer geschichtlicher Entscheidungen jede Bedeutung verlor. Mit der Gründung des Reichs und der Erkämpfung einer nationalen Volksvertretung auf breiter Grundlage waren die Programmpunkte erreicht, die die großen Volkskreise angezogen hatten, die Dogmen vom Freihandel, vom parlamentarischen Regimente usw.

wurden nicht als Volksbedürfnis empfunden. Solche Dogmen ruinieren die Parteien. Heute ist der Freihandel selbst in seinem Ausgangslande im Absterben begriffen, und König Eduard ist wenigstens in der äußern Politik Englands unstreitig der Leiter, dem das Parlament folgt. Wenn sich die Franzosen durch das parlamentarische System weiter Flotte und Armee untergraben wollen und dadurch schon in ein Abhängigkeitsverhältnis, anfangs zu Rußland, jetzt zu England, geraten sind, so werden wir uns das zur Lehre dienen lassen.

Seit dem Entstehen des Deutschen Reichs ist über ein Menschenalter verflossen, und es tritt jetzt eine neue Generation mit andrer Gesinnung und andern Interessen in den Vordergrund. Die frühere Generation war mit den lange erfolglos gebliebnen Bestrebungen von 1848 alt geworden, die neue fußt auf dem realen Boden der Ereignisse von 1866 bis 1871. Im vorigen Jahrhundert waren Konservatismus und Liberalismus die hauptsächlichsten Gegensätze, die sich auf dem weiten Gebiete der innern Entwicklung geltend machten, und der Widerstreit dieser beiden Richtungen hat den kulturpolitischen Anschauungen und Verhältnissen Deutschlands damals das Gepräge aufgedrückt. Diese Gegensätze schrieben sich ursprünglich auch von den Unterschieden zweier zeitlich getrennten Generationen her, von denen die konservative mehr in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, die liberale mehr in der zweiten Hälfte den Haupteinfluß ausübte. Das gilt mit geringen Abänderungen für ganz Deutschland, hier braucht aber der Kürze halber nur auf die allein entscheidende Entwicklung in Preußen hingewiesen zu werden. Die ganze preußische Staatsschöpfung hatte seit dem Großen Kurfürsten bis 1806 auf dem scharfen Zusammenfassen der Einzelnen zum Ganzen beruht, dem Recht und der Freiheit des Individuums war wenig Aufmerksamkeit zugewandt worden. Der ganze Staat glich der Potsdamer Wachtparade, über die das Ausland witzelte, mit der aber der Alte Fritz seine großen Schlachten schlug. Die Regeneration Preußens von 1808 bis 1871 erfolgte dann unter immer siegreicherm Vordringen liberaler Gedanken. Wie jedoch die preußische, jetzt deutsche Armee die alte friderizianische Disziplin bewahrt, aber auf dieser Grundlage sich jetzt die Ausbildung des einzelnen Mannes zum selbtätigen Feldsoldaten als Ziel gesetzt hat, so behielt auch der neue preußische Staat die gesunden Elemente der monarchischen Verwaltung, der Einheit, der Zentralisation, der Beamtenorganisation und der Heeresdisziplin bei, fügte aber einen ausgedehnten Schutz der Rechte des Einzelnen, eine große Summe persönlicher Freiheit und freier Bewegung, Selbstverwaltung und eine Verfassung hinzu, die an wirklich freiheitlichen Bestimmungen nicht hinter denen der liberalsten Staaten zurücksteht. Das hat noch größere Geltung für die Reichsverfassung, die sogar ein so liberales Wahlrecht hat und dieses so ehrlich und ohne Beeinflussung durchführt, wie das in keinem Lande der Erde der Fall ist. Denn gerade mit den modernen liberalen Einrichtungen

geht sonst überall der Regierungs- und Parteizwang sowie die Bestechung aller Art Hand in Hand. Die deutschen Verfassungen sind ehrliche Kompromisse zwischen der konservativen und der liberalen Zeitrichtung. Die zeitlichen Unterschiede des Entstehens beider Richtungen sind für die Gegenwart dadurch schon bedeutungslos geworden; beide stehn sich jetzt politisch und sozial gleichberechtigt gegenüber und arbeiten nebeneinander meist schon gemeinsamen Zielen entgegen. Ihre erfüllten Forderungen sind jetzt Gemeingut aller Parteien, darum haben sich die Konservativen und die Liberalen in ihrer frühern Bedeutung überlebt, und beide Parteien bewegen sich heute auf konstitutionellem Boden. Der große Kompromiß, die Reichsverfassung, steht heute schon längst außerhalb der Parteistreitigkeiten, die Liberalen haben ihr ehemaliges Verlangen nach dem parlamentarischen Regiment stillschweigend fallen lassen, und die Konservativen bedauern zwar noch die ihnen am wenigsten zusagende Einführung des allgemeinen Wahlrechts, aber an seine Beseitigung denken sie im Ernst nicht.

Jede politische Richtung hat ihre Zeit je nach den Umständen, unter denen sie in Wirkung tritt, und je nach dem Maße, worin sie wirkt. Nur Pfuscher vermeinen, mit einem Mittel alles heilen zu können, es gibt aber ebensowenig ein Allheilmittel für den Staat wie für den Leib. Es ist auch natürlich, daß sich jede politische Richtung, wie jede Kulturbewegung und selbst jeder Verwaltungsgrundsatz, über das ursprüngliche Ziel hinaus zu entwickeln sucht. Kein geistiges Streben ist aber unfehlbar, keine menschliche Einrichtung absolut, alle Begriffe sind relativ und setzen sich nur aus ihrem Verhältnis zueinander zusammen. Und darum gibt es auch weder eine konservative noch eine liberale Weltanschauung. Bismarck, der seine Staatskunst im Innern immer als eine Politik der Kompromisse bezeichnete, behielt praktisch stets eine Mittellinie im Auge, sie gipfelte in der Anwendung der verschiedensten Mittel, die er, unbeirrt durch Theorien, nach dem sachlichen Bedürfnisse wählte. Was man normal nennt, ist nur die Mittellinie, um die sich jeweilig die politischen Bestrebungen nach rechts und links gleich Pendelschwingungen bewegen. Bismarck genierte sich gar nicht, das dem großen liberalen Programm entstammende allgemeine Stimmrecht in die Reichsverfassung aufzunehmen, weil es seit 1848 eine praktische Bedeutung erlangt hatte, und er zögerte wieder keinen Augenblick, gegen das demselben Programm angehörende Spiel der freien Kräfte Stellung zu nehmen, als es notwendig geworden war. Man war infolge der liberalen Zeitströmung in den sechziger und siebziger Jahren zu weit nach dem Manchestertum abgeschwenkt, darum entsagte er in der Zollpolitik dem Freihandel, und in der sozialen Fürsorge gab er das laisser aller auf. Trotzdem läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß er den unter Berufung auf ihn heute von den Kathedersozialisten zur Theorie erhobnen Staatssozialismus nicht mitgemacht hätte, der die Rücksicht auf die tatsächlichen Erfordernisse des Staats außer Augen läßt und nur mit

Preisgebung der bürgerlichen Staatsordnung zu erreichen wäre. Bülow hat erklärt, auch die Politik der Mittellinie einhalten zu wollen, und wenn ihm das gelingt, wird er den Ruhm eines würdigen Nachfolgers Bismarcks erwerben. Darunter ist keineswegs eine automatenhafte Nachahmung des Altreichskanzlers zu verstehn, wie gewisse Bismarckverehrer immer empfehlend betonen. Bülow hat selbst treffend in der großen Rede nach seiner Genesung am 14. November 1906 darüber ausgeführt: „Die wahre Nachfolge eines Mannes wie Bismarck besteht eben nicht in sklavischer Nachahmung, sondern in der Fortbildung, selbst wenn diese hier und da zu einem Gegensatze führt. Und darum richte ich an alle, die es angeht, die Mahnung, es nicht zu machen wie Lots Weib, die, weil sie nur rückwärts sah, zur Salzsäule wurde."

Kurz vorher hatte er in derselben Rede in bezug auf Bismarck die ebenfalls zutreffende Bemerkung gemacht, „daß auch der größte Staatsmann ein Sohn seiner Zeit bleibt". Das gilt von den politischen Parteien in gleicher Weise, sie sind auch Kinder ihrer Zeit, und wenn sie nur rückwärts sehen, werden auch sie zu Salzsäulen. Parteien müssen sich wandeln nach den Aufgaben, die im Laufe der Zeit verschiedenartig an sie herantreten. Die neue Generation steht den politischen Fragen des Tages ganz anders gegenüber als die ältere aus der Zeit der konservativen und liberalen Kämpfe. Das Deutsche Reich und seine Verfassung sind ihr ein Gegebnes, das nach bald vierzigjährigem Bestand kein Streitobjekt, weder im Ganzen noch in seinen einzelnen Teilen, mehr ist. Für den Erfahrungssatz Macaulays: „Es gehört zur Natur der Parteien, ihre ursprünglichen Feindschaften weit fester zu bewahren als ihre ursprünglichen Grundsätze", hat sie kein Verständnis. Deutschland ist da, und seine Entwicklung weckte in ihr den Sinn für die äußere Politik und ein nationalpolitisches Selbstgefühl, das die Bedingung für unsre Lebensfähigkeit und die Weiterentwicklung der von der ältern Generation geschaffnen und überlieferten Grundlagen ist. Dieses nationale Selbstgefühl kann sich natürlich nur im Wettstreit mit andern Nationen, also in der Weltpolitik, betätigen. Die extensive Entwicklung unsrer Nationalität ist die eigentliche Wirkungssphäre der lebenden Generation und wird die Aufgaben unsrer innern Entwicklung über die bisherigen Errungenschaften hinaus führen und die meisten davon lösen. Es sind Aufgaben, die weit über die bisherigen Gegensätze von konservativ und liberal hinausgehn, für die die lebende Generation kein Interesse mehr hat. Weltfragen können nach solchen Parteistandpunkten gar nicht mehr beurteilt werden, und es fällt auch schon keinem Liberalen heute mehr ein, etwa wie Anno 1848 und 1863 für polnische Revolutionäre zu schwärmen, und keinem Konservativen, sich für den zarischen Absolutismus zu begeistern. Ähnliche Dinge gestattet sich höchstens noch die Sozialdemokratie in ihren exzessiven Elementen. Wie tief das Nationalempfinden trotz unsers Zeitungswirrwarrs schon Boden gefaßt hat, das haben

die letzten Reichstagswahlen bewiesen, wo das von den Blättern fast totgeschwiegne Südwestafrika eine Bewegung entfesselte, die dem nationalen Aufschwung bei den Septennatswahlen von 1887 nahezu gleichkam.

Bloß unter der Erkenntnis, daß die Gegensätze des Konservatismus und des Liberalismus überholt sind und zu erblassen beginnen, ist die Wendung in der innern Reichspolitik, das Zusammenarbeiten des sogenannten Blocks zu verstehn. Die neue Generation ist weder dem Konservatismus noch dem Liberalismus feind, sie erkennt vielmehr das in ihren Kämpfen errungne dankbar an, aber sie strebt in ihren eignen Zielen weit hinaus über diese Resultate. Als ihr erster und nach Lage der Sache weitschauendster Vertreter gilt Kaiser Wilhelm. Mit seinem denkwürdigen Ausspruche: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser" hat er der neuen Generation die richtige Bahn gewiesen, da sie unter dem Einflusse eines gewissen eroberungssüchtigen Kraftmeiertums auf gefährliche Abwege zu geraten drohte. Bülow warnte noch in seiner schon erwähnten Rede davor: „Für die praktische Politik kommt es noch mehr auf Klarheit des Kopfes als auf Wärme und Güte des Herzens an, und das Herz des Patrioten soll sich nicht zeigen in unterschiedslosem Räsonieren auf alle Fremden, Engländer und Russen, auf Amerikaner und Brasilianer, auf Italiener und Ungarn, und noch weniger in kühnen Zukunftsträumen, die die Erfüllung der Aufgaben der Gegenwart erschweren und überall Mißtrauen gegen uns erwecken." Seit wir mit dem bewußten Wollen zur See fahren, neben den andern Weltnationen einen Platz an der Sonne zu erringen und zu behaupten, ist die alte Parteigruppierung gegenstandslos geworden, die Geltung zur See hängt nicht von konservativen oder liberalen Grundsätzen ab. Daß es politische Interessen und Kulturaufgaben gibt, die weit über solche Gegensätze hinausgehn, ist dem jetzt lebenden Geschlechte schon zu geläufig, und die Parteien müssen sich danach richten. Jede neu entstehende Bewegung, jede sich entwickelnde Richtung wendet sich zuerst und am schärfsten gegen die Übelstände, unter denen sie ihre bisherige Entwicklung hat leiden sehen, und die sie deshalb für ganz besonders nachteilig hält. Darum hat bei den letzten Reichstagswahlen zunächst die Sozialdemokratie die Zeche bezahlen müssen. Den Deutschen, dem die neue Weltstellung seines Vaterlandes auf der Seele brennt, mußte das vaterlandslose Gebaren der sozialdemokratischen Führerschaft mit hellem Zorn erfüllen. Schon Wieland hat gesagt: „Ein großes Volk hat Leidenschaften vonnöten, um in die starke und anhaltende Bewegung gesetzt zu werden, welche zu seinem politischen Leben erfordert wird." Es muß darum als Beweis für die Befähigung Bülows zum Staatsmann gelten, daß er die im deutschen Volke längst vorhandne, noch zum Teil latente Leidenschaft für eine Weltpolitik klar erkannt und durch die Reichstagsauflösung entfesselt hat zum Besten des Vaterlandes und zu einer notwendigen Umgestaltung des sich im gegenstandslosen Hader um überständig gewordne Fragen verzehrenden Parteiwesens.

Wenn sich der Reichskanzler freilich nur nach den Zeitungen und den üblichen Parteiäußerungen gerichtet hätte, wäre er gar nicht auf den Gedanken gekommen. Durch diese Kundgebungen und das Treiben der in unsern Tagen zahlreicher als sonst auftretenden Thersitesnaturen konnte er nicht zu dem Appell an die gesunden Regungen der Volksseele veranlaßt werden. Dazu gehörte ein tieferer Einblick in die bleibende Wirkung, die der durch die Einigung Deutschlands geschaffne deutsche Welthandel, die Entfaltung der deutschen Industrie, die Ausbreitung der deutschen Geschäfte über den Erdball, das Wachstum des von einer stattlichen Flotte unter der schwarz-weiß-roten Flagge geschützten Überseeverkehrs im Gemüt des deutschen Volks hinterlassen hatte. Und die Antwort kam mit überraschender Deutlichkeit: Nichts ist uns zu schwer, nichts zu teuer, wenn es gilt, unsre nationale Persönlichkeit durchzusetzen. Die lebende Generation sieht auch in dem Reichstage nicht mehr das langersehnte Weihnachtsgeschenk für artige deutsche Kinder, die sich ausschließlich darüber zu freuen haben, sondern sie weiß, daß er nun vier Jahrzehnte dem Reichsbau angehört und sich nicht im selbstgefälligen Spiegel der Immunität bewundern darf, sondern nützliche Arbeit zu leisten hat. Sie fühlt sich auch vollkommen berechtigt zu einer Kritik, denn ihr sind schon in die Wiege politische Kenntnisse und Wahrheiten eingebunden worden, die unsern Eltern noch Gegenstände unklaren Ringens, noch Hoffnungen der Zukunft waren. Mit von Jahr zu Jahr abnehmendem Interesse war sie dem in den alten Formen des Konservatismus und Liberalismus dahinfließenden Redegeplätscher über das Budget gefolgt, an dem nicht ein Hundertstel geändert wurde und werden konnte, sowie über Vorlagen, bei denen es den nicht zu allernächst beteiligten ganz gleichgiltig war, ob sie eine Schattierung mehr nach der liberalen oder der konservativen Färbung erhielten.

Auch der ohrenbetäubende Lärm der Presse darüber regte niemand auf, höchstens ließen sich Leute, die nicht selbständig zu urteilen vermochten, dadurch verleiten, zur Sozialdemokratie überzulaufen. Mit wachsendem Unbehagen nahm man dagegen die kühle Haltung der Reichstagsparteien wahr, mit der sie die vom Kaiser mit eigner Arbeit und hoher Begeisterung geförderte Flotte behandelten, die kleinliche Knauserei in den Kolonialfragen, wo man einige Hunderttausende zu sparen vermeinte, während hinterher mehr Millionen und kostbare Opfer an Menschenleben dargebracht werden mußten, um die Unterlassungen wieder gut zu machen und die Ehre des deutschen Namens aufrecht zu erhalten. Das hatte böses Blut gemacht und das Nationalgefühl zu der Leidenschaft entflammt, an die der Reichskanzler zu appellieren verstand.

Nicht die Reden der Parlamentarier, sondern der deutsche Unternehmungsgeist, der zum Staunen der Völker und zum besondern Kummer der Briten den Weltmarkt erobert hat, der persönliche Wagemut, der auf eigne Rechnung und Gefahr die deutsche Handelsmacht geschaffen hat, sind der Stolz der heutigen Generation. Bis in die bescheidenste Bauernhütte dringt durch Chinakämpfer,

Westafrikaner und die heimgekehrten Mannschaften der Flotte die erfrischende Kunde, daß der deutsche Name hochgeehrt und gleichgeachtet neben den ersten Nationen der Welt gilt. Dagegen vermag die verärgerte Stimmung in ihren gewohnten Zirkeln gestörter Parteien und nach der hergebrachten Schablone betriebner Zeitungen nicht aufzukommen. Es ist ihnen vielmehr zu empfehlen, daß sie neuen Wein in die alten Schläuche tun. Sie werden den Kaiser, der der jetzigen Generation als Führer zur Kolonialmacht und Weltmacht gilt, weder mit beschwörenden Anrufen der „guten alten Zeit" Bismarcks, noch mit anscheinend ernst gemeinten konstitutionellen Bedenken, noch mit den platten Denkmalswitzen, noch gar mit dem neusten Feldzuge „im Interesse des Vaterlandes" gegen eine perverse Kamarilla im Auge der Bevölkerung in dieser Führerrolle herabzudrücken vermögen. Man kann höchstens den eifernden Tugendbolden wünschen, daß sie sich in dem Sumpfe der modernen übertriebnen Genußsucht ebenso rein erhalten haben mögen wie der Kaiser sich und sein Haus. Mit all diesem Krimskrams mag man vor politischen Kindern eine leichte Trübung hervorrufen, aber der große Strom der nationalen Leidenschaft hat sie schon geklärt und fließt mit unwiderstehlicher Majestät weiter. Wenn wir nicht als Nation im Laufe dieses oder des nächsten Jahrhunderts in einer andern Weltmacht untergehn wollen, muß Deutschland selbst Kolonial- und Weltmacht werden; davon ist die herangewachsne Generation überzeugt und auch bereit, die Opfer dafür zu bringen. Die Welt ist noch groß genug dafür, und wir brauchen deshalb niemand etwas mit Gewalt abzunehmen. Für die richtige gesunde Entwicklung unsers Volkstums, das ja begreiflicherweise in politischer Beziehung noch manche Schwächen zeigt, ist die Kolonial- und Weltpolitik dringend nötig. Den ersten heilsamen Einfluß haben wir ja gerade jetzt vor Augen: seit langen Jahren wieder einmal einen Reichstag, bei dem der nationale Gedanke den Ausschlag gibt! Aber erst in fernen Zonen und fremden Völkern gegenüber werden wir uns unsers Volkstums recht bewußt werden, im Wettbewerb mit andern Nationen uns selbst erkennen und lernen, unserm Leben in allem und jedem den Stempel deutschen Wesens aufzudrücken. Das ist es ja, was wir am Engländer, am Franzosen bewundern, während uns Deutschen außer unsrer Sprache und vielfach etwas militärischer Haltung die nationale Sonderheit gänzlich abgeht. Jene Völker haben sie sich im Weltverkehr anerzogen, das Träumen, Dichten, Studieren und Theoretisieren hatte unsrer Eigenart einen internationalen Anstrich verliehen.

Als Nation sind wir noch jung; in kurzer Zeit hoch aufgeschossen, befinden wir uns in einem Stadium der Entwicklung, das noch weit von innerer Festigung entfernt ist. Von jeher ist die geistige Kultur weniger aus Büchern als aus der durch Kolonisation und Seehandel erzeugten Annäherung und Vereinigung der Menschen, aus den dafür notwendigen Kenntnissen der Verhältnisse, aus der daraus gewonnenen Erweiterung des Wissens, der dadurch bewirkten Vervollkommnung des Staatswesens und angenehmern Gestaltung des Daseins

hervorgegangen. Die Geschichte der Menschheit zeigt ein ununterbrochnes Wachsen der Vertrautheit mit dem Meere, der Unterwerfung des Meeres und der angrenzenden Landgebiete unter Geist und Willenskraft des Menschen. Die volkswirtschaftliche Entwicklung unsers Großstaats hat auch uns auf die See geführt und gezwungen, Seemacht zu werden. Von der richtigen Erkenntnis und Wertschätzung der seewirtschaftlichen und kolonialpolitischen Machtmittel mußte das deutsche Volk erst durchdrungen werden, aber die heutige Generation begreift nicht mehr und unsre Nachkommen werden es erst recht nicht begreifen, daß es eine Meinung geben konnte, Flotte und Kolonien seien zur weitern Entwicklung des Reichs nicht nötig. Aus dieser Erkenntnis ergeben sich Konsequenzen, die wir nicht scheuen dürfen, und die namentlich von den Parteien und der Presse beherzigt werden müssen. Sie dürfen nicht übersehn, daß wir aus unsrer Kontinentalstellung zu Bismarcks Zeiten in die Weltstellung emporgerückt sind. Was sich damals für uns schickte, gilt heute nicht mehr für Deutschland. „Unsre Stellung würde heute gesicherter und leichter sein, als sie es in den achtziger Jahren war, wenn wir nicht die überseeische Politik inauguriert hätten", sagte der Reichskanzler in seiner mehrfach erwähnten Rede. „Die Aufgabe unsrer Generation ist es, gleichzeitig unsre europäische Stellung zu wahren, die die Grundlage unsrer Weltstellung ist, und unsre überseeischen Interessen so zu pflegen, eine besonnene und vernünftige, sich weise beschränkende Weltpolitik so zu führen, daß die Sicherheit des deutschen Volks nicht gefährdet und die Zukunft der Nation nicht beeinträchtigt wird. Gewiß ist die Erfüllung dieser Aufgabe nicht leicht." Darin ist die Hauptveränderung seit der Zeit Bismarcks ausgedrückt. Wären wir noch auf unsre Festlandsstellung beschränkt, so könnten wir, gestützt auf unsre jedem unsrer Nachbarn überlegne Armee, unter Umständen selbst eine gebietende Rolle in Europa spielen. Aber in unsrer überseeischen Stellung ist uns unser Heer nicht in gleichem Maße von direktem Nutzen, es kann uns bloß helfen, unsre nächsten Nachbarn davon abzuhalten, uns in unsern überseeischen Bestrebungen zu stören. Diese direkt zu schützen, ist allein die Flotte berufen, und da müssen wir uns eben nach der Decke strecken.

Über alle solche Dinge muß man sich klar sein, wenn man mit Ernst Weltpolitik treiben will. Das braucht uns aber nicht abzuhalten, unsre deutsche Flotte so zu gestalten, wie wir es wollen. „Warum sollen wir nicht ebensogut Schiffe bauen und uns eine Flotte halten dürfen wie andre Länder, wie Frankreich oder Rußland oder Japan oder Italien oder England selbst?" sagte ebenfalls Bülow. Um einige ärgerliche oder neidische englische Stimmen brauchen wir uns dabei nicht zu kümmern, ebensowenig wie englische staatsmännische Kreise den Behauptungen sozialdemokratischer deutscher Blätter, die deutsche Flotte werde gegen England gebaut, Wert beilegen. Selbst wenn englische Staatsmänner, um ihre Flottenpläne im Parlament durchzusetzen, für nützlich halten, auf die wachsende deutsche Flotte hinzuweisen, braucht uns das nicht zu beunruhigen. Hätten sie die Absicht, die deutsche Flotte zu zerstören,

so hätten sie längst eine kriegerische Gelegenheit dafür herbeiführen können. Sie sind aber davon überzeugt, daß die deutsche Flotte nicht dazu bestimmt ist, sich gegen England, sondern neben England zu behaupten, und sie sind in allen Parteilagern mit viel zu klarem weltpolitischem Weitblick ausgestattet, als daß sie versuchen sollten, eine Flotte zu vernichten, die in den bevorstehenden überseeischen Kämpfen um die Weltstellung Europas mehr zu leisten verspricht als die weiland russische. Haben wir eine gute Flotte, werden wir auch Freunde haben, ebenso wie unser Heer uns gute Freunde erhält. Alle Einkreisungspolitik ist nichts als eine Phantasmagorie der Zeitungen. In der Weltpolitik ist für eine europäische Einkreisungspolitik kein Raum mehr, und für England haben europäische Freunde mehr Wert als alle Freundschaft schlitzängiger und schlitzöhriger Asiaten. Wenn die Deutschen Weltpolitik treiben wollen, müssen sie sich auch gewöhnen, die Dinge mit weltpolitischen Augen anzusehn und nicht hinter jedem Monarchenbesuch eine Intrige aus den Zeiten der europäischen Kabinettspolitik zu suchen. Jede Annäherung zwischen zwei europäischen Mächten ist eine Bürgschaft mehr für das zukünftige Zusammenstehn Europas, dem heute nur noch die ungestillte Revanchelust der Franzosen widerstrebt. Sie wird aber noch mehr in sich zerfallen, als es bereits geschehn ist, je mehr man jenseits der Vogesen zu der Einsicht genötigt wird, daß England ebensowenig wie Rußland die für die Revanche fehlenden Bataillone stellen will, und daß Frankreich bei seiner abnehmenden jüngern Generation nicht einmal seine Marokkopolitik durchführen kann. Es vermag eben nicht, beliebig viele Tausende nach Afrika, wie Deutschland nach China und Südwestafrika, zu werfen, ohne daß der Rahmen der Armee angetastet wird.

Das sind alles Gesichtspunkte, die für die deutsche Weltpolitik von Bedeutung sind. Je mehr wir uns über solche Dinge klar werden, desto umsichtiger und vorsichtiger werden wir unsre Weltpolitik treiben, ohne Prahlerei, doch das Ziel fest im Auge. Dazu gehört aber noch eine wesentliche Umwandlung in unsern innern Verhältnissen. Ein vielversprechender Anfang dazu ist schon mit der letzten Reichstagswahl gemacht worden. Aber Rückfälle sind bei unserm Parteiwesen nicht ausgeschlossen, die abgelebten „Prinzipien“ rumoren noch immer. Man muß jedoch den Führern der Linksliberalen zugestehn, daß sie sich in die neue Lage mit einer noch großzügigern Auffassung hineingefunden haben als selbst die Nationalliberalen, die ihre gewohnte Kulturkampfpaukerei nicht lassen mögen. Man sollte doch endlich einmal wirklich liberal sein und jedermann nach seiner Fasson selig werden lassen, wie es schon unter dem aufgeklärten Absolutismus Friedrichs des Großen der Fall gewesen ist. Für die Abwehr wirklicher klerikaler Übergriffe wird schon die Regierung sorgen und hat es auch getan. Eine klerikale Reaktion ist überhaupt bei dem heutigen Stande der Bildung und dem Einfluß der Großstädte schlechthin unmöglich, und alles Gerede darüber ist einseitig und beschränkt. Nichts hat den Führern des Zentrums die Irreführung der Wähler bei den letzten Reichstagswahlen, als

handle es sich um den Beginn eines neuen Kulturkampfes, leichter gemacht als die Angriffe von liberaler, hauptsächlich nationalliberaler Seite. Daß man damit das Zentrum niemals überwinden wird, haben die Reichstagswahlen abermals bewiesen. Das Zentrum kann und wird nur geschwächt werden dadurch, daß es samt seinen Wählern fortwährend vor nationale Fragen gestellt wird, denn seine gebildeten Kreise sind mit der ganzen jetzigen Generation für die deutsche Überseepolitik eingenommen. Nur die gänzlich unangebrachten Rückfälle in die Kampfweise vergangner Tage haben die nationale Regung innerhalb des Zentrums noch nicht mächtiger werden lassen. Man lasse doch die alten Geschichten ruhen, denn auch die jetzige katholische Generation hat den nationalen Hauch der Überseepolitik verspürt. Das ist sogar bis weit in die sozialdemokratischen Reihen hinein der Fall. Weniger als der Wahlausfall selbst hat die Rücksicht auf die Stimmung großer Wählermassen Bebel und seine Getreuen bewogen, in den Kolonialfragen viel gemäßigter aufzutreten. Von dieser allgemeinen Volksstimmung sind noch große Fortschritte im nationalen Sinne zu erhoffen, wenn auch Rückschläge nicht ausbleiben werden. Hoffentlich versteht es aber die Reichsregierung, diese Stimmung zu benutzen und bei zukünftigen Wahlen die Lage so zu gestalten, daß der nationale Gesichtspunkt den Wählern klar in die Augen springt. In solchen Fällen hat das deutsche Volk noch immer, trotz des allgemeinen Wahlrechts, eine überraschende politische Reife bewiesen. -y-

Reiseeindrücke aus der Ostmark

2*)

Die stärkste Gegnerschaft gegen die Ansiedlungspolitik der Regierung findet sich in den Städten der Ostmark. Sie ist im Grunde genommen wirtschaftlicher Art, wenn auch rein politische Gründe mitspielen. Die Gegnerschaft ist um so gefährlicher, als ihr eine Menge Tatsachen zur Verfügung stehn, die geeignet sind, die gesamte Tätigkeit der Ansiedlungskommission nicht nur als verfehlt, sondern als direkt schädlich erscheinen zu lassen. So weisen besonders in den Städten viele Erscheinungen auf einen Rückgang des Deutschtums hin, und aus verschiednen Tatsachen könnte sogar gefolgert werden, die deutsche Sache sei dort verloren.

Die im Gebiet der Ansiedlungskommission liegenden Städte, die ältesten ebenso wie die jüngern, verdanken ihr Entstehn zum größten Teil, ihr Bestehn ausschließlich dem Handel mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen als Ausfuhrware und mit Bedarfsartikeln der Landbewohner als Einfuhrware. Der Verbrauch

*) Anfang in Nr. 31 der Grenzboten.

der Städte ist gering. Er steigt und fällt mit der Größe der Garnisonen und der Zahl der Behörden in ihnen. Hierzu tritt noch der Umstand, daß, von Hohensalza*) abgesehen, nirgends in Posen und Westpreußen Bodenschätze vorhanden sind, die, wie in Oberschlesien, eine industrielle Grundlage für das Aufblühn von Städten gewähren. Diese Tatsache muß unterstrichen werden, wenn wir verstehn wollen, warum die Städte des Ostens im Zeitalter der Industrie immer noch in vollkommner Abhängigkeit vom Lande geblieben sind. Infolgedessen können die Städte Posens und Westpreußens in absehbarer Zeit nicht Sammelplätze für große Volksmassen werden, die entsprechend ihrer Armut und Unbildung oder auch durch die Möglichkeit, sich straff zu organisieren, leicht zu revolutionären Erhebungen zu veranlassen wären. Die geringen Fortschritte der Sozialdemokratie in den genannten Provinzen bestätigen unsre Beobachtung. Daneben ist der Handel nicht sehr vielseitig, und der Mangel an Vielseitigkeit hat den Kaufmannsstand in der Ostmark entsprechend einseitiger und schwerer beweglich erhalten als im Westen. Hiermit soll nicht bestritten werden, daß es auch in der Ostmark außerordentlich umsichtige und weitschauende Handelsherren gibt. Aber solche Einzelerscheinungen stellen keine Charakteristik des ganzen Standes dar.

Bezüglich ihrer Abhängigkeit vom platten Lande und infolgedessen von der Ansiedlungspolitik können die Städte der Ostmark in zwei Gruppen geordnet werden: die an den Flußläufen Weichsel, Brahe, Warthe, Netze liegenden größern und die übrigen, kleinern Städte. Die erste Gruppe, zu der Danzig, Thorn, Bromberg gehören, werden von der Tätigkeit der Ansiedlungskommission weniger und zumeist nur indirekt betroffen durch den gesteigerten Zuzug aus dem polnischen Mittelstande und die Steigerung der Lebensmittelpreise. Der Handel in seiner Gesamtheit erleidet in ihnen nicht nur keine Einbuße, sondern ist gewachsen, aber den deutschen Kaufleuten ist eine kapitalkräftige polnische Konkurrenz entstanden. Die genannten Städte beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Holz-, Getreide-, Kleie-, Flachs- und Fellhandel aus Rußland. Danzig ist der nächste Seehafen für das Zartum Polen. Für die genannten Städte tritt die revolutionierende Bedeutung der Ansiedlungskommission auf wirtschaftlichem Gebiete, solange wir vom nationalen Punkte absehn, an die zweite Stelle.

Anders liegt die Sache mit den Städten, die ihren Wohlstand hauptsächlich oder gar ausschließlich ihrer landwirtschaftlichen Umgebung zu danken haben. Zu ihnen gehören neben vielen Kleinstädten auch Graudenz, Nakel und Posen. Die Rückwirkung der Tätigkeit der Ansiedlungskommission macht sich unter anderm dadurch bemerkbar, daß durch die Auflösung des Großgrundbesitzes ein alter, leicht auszubeutender Kundenkreis der Vieh-, Getreide-, Futter-, Maschinen- und Düngemittelhändler beseitigt wird. An die Stelle der wenigen Großgrund-

*) Die Industrie in Hohensalza ist überdies auf lange Jahre hinaus durch Überschwemmung der Salinen und Schächte in Frage gestellt.

besitzer treten zahlreiche Ansiedler oder Rentenbauern. Bot der Boden des Gutsbesitzers durch Eintragung von Hypotheken auf ihn genügende Sicherheit für weitgehende Warenkredite, so ist die Sicherheit des Rentengutsbesitzers beschränkt. Nicht etwa, daß der Rentengutsbesitzer weniger kreditwürdig wäre als der freie Gutsbesitzer — im Gegenteil er ist infolge der Klarheit seiner Vermögenslage bedeutend sichrer für jeden reellen Kredit als jener —, aber er eignet sich nicht in dem frühern Maße zur spekulativen Ausbeutung durch den Kreditgeber. Bei dem Zusammenbruch eines Ansiedlers wird es der Ansiedlungsbehörde nicht nur darauf ankommen dürfen, die eignen Einsätze zu retten, sie hat auch, zur eignen Kontrolle und um gegen ungerechtfertigte Vorwürfe gesichert zu sein, ein starkes Interesse daran, den Gründen jedes Zusammenbruchs nachzugehn. Es ist bekannt, daß nicht alle mit Landwirten abgeschlossenen Kreditgeschäfte eine solche Nachprüfung vertragen. Die natürliche Folge in der Beschränkung der spekulativen Kredithergabe ist aber die Beschränkung des Kredits für den Kaufmann selbst. Dies um so mehr, je ärmer ein Wirtschaftsgebiet an flüssigen Kapitalien und je geringer seine Mannigfaltigkeit in den Branchen ist. Der Kaufmann, der Warenrechnungen in Hypotheken umwandelt, erhält die Möglichkeit, seinen eignen Kredit mit Hilfe fremden Besitzes und fremder Arbeit zu heben und fortgesetzt je nach der Lage des Geldmarkts zu balancieren. Hierin wird der Kaufmann aus der Ostmark in dem Maße beschränkt, in dem sich das Rentengut als Wirtschaftstypus ausbreitet. Es ist nach Lage der Dinge selbstverständlich, daß in erster Linie das Heer der kleinen und der ganz kleinen Gewerbetreibenden in der Provinz getroffen wird. Hieraus erklärt sich ein bedeutender Teil des Widerspruchs, den die Ansiedlungspolitik des Staates in der ostmärkischen Kaufmannschaft findet. Für die Ausbreitung des Rentenguts sorgt nun die Ansiedlungskommission nicht allein. In dem Wunsche, verschuldete, aber irgendwie noch zu haltende Bauern wieder selbständig auf ihrem Besitz und von den Gläubigern unabhängig zu machen, ist in Posen die Deutsche Mittelstandskasse begründet worden. Sie „reguliert" verschuldete Höfe durch Umwandlung in Rentengüter. Bis zum 11. Juni d. J. haben 855 Regulierungen mit einem Areal von ungefähr 16320 Hektar durchgeführt werden können, während sich in Vorbereitung etwa 1200 Sachen mit mehr als 24000 Hektar befinden.*) Auch diese regulierten Bodenflächen sind somit dem freien Verkehr auf dem Güter- und Geldmarkt entzogen.

Neben den angedeuteten Beschränkungen im kaufmännischen Kredit gibt es aber auch noch eine direkte Konkurrenz, die dem alteingesessenen Handel der Ostmark im Anschluß an das Erscheinen der Ansiedlungskommission erstanden ist. Ich meine die beiden Raiffeisen-Genossenschaftsverbände Neuwied und Offenbach, insonderheit den Neuwieder Verband, der die Ausbreitung seiner

*) Es sei hierbei gestattet, darauf hinzuweisen, daß die „Regulierungen" in Posen die ersten praktisch durchgeführten Versuche zur Entschuldung von Grundstücken bedeuten.

Organisation streng nach den Bedürfnissen der Ansiedlungsbehörde, deren Kommissionär er ist, regelt. Der Neuwieder Genossenschaftsverband trachtet danach, überall, wo eine deutsche Siedlung entsteht, aus den Ansiedlern Ein- und Verkaufsvereine, dann Spar- und Vorschußkassen sowie Verwertungsgenossenschaften aller Art zu gründen. Die leitenden Kreise in der Ostmark, die diesen Teil des Genossenschaftswesens unterstützen, gingen dabei — so möchte ich annehmen — ungefähr von folgender Überlegung aus: Nachdem die großen Güter verschwunden sind, muß sich der Handel mehr als früher mit den Bauern beschäftigen. Er wird es um so lieber tun, je mehr Barmittel die Ansiedler mitbringen. Der ortsunkundige Ansiedler ist somit für den ortskundigen Maschinen-, Sämereien- und Viehhändler ein wertvolles Objekt zur Ausbeutung im besten kaufmännischen Sinne. Um das Ansiedlungswerk durch eine zuweitgehende Ausbeutung der Ansiedler nicht zu gefährden, muß dem Handel eine Konkurrenz an die Seite gestellt werden, die befähigt ist, ihre eignen Interessen mit denen der Bauern zu identifizieren. Dazu aber sind am besten die von philanthropischen und nationalen Ideen ausgehenden Genossenschaften geeignet. Ohne Zweifel bedeutet das Auftreten dieser kapitalkräftigen und geistig hochentwickelten Konkurrenz eine unangenehme Erscheinung für den alteingesessenen Handel. Aber sie war unvermeidlich, wenn das Siedlungswerk nicht von vornherein in Frage gestellt werden sollte. So glaube ich aus einer intimern Kenntnis der Verhältnisse heraus behaupten zu dürfen, daß zum Beispiel die Siedlungen Neu-Zedlitz, Orchheim und viele andre gegenwärtig nicht so glänzend dastehn würden, wenn die Ansiedler ohne genossenschaftliche Organisationen und ausschließlich auf die Verbindung mit dem städtischen Kaufmann angewiesen geblieben wären. Ich meine, nur wenige der Ansiedler, die heute über verhältnismäßig große Ersparnisse verfügen, wären alsdann materiell selbständig geblieben. Die einfachen Zusammenhänge zwischen diesen beiden Gedanken wird der Leser zweifellos selbst finden. Eine Begleiterscheinung der Genossenschaften ist nun, daß gewisse Teile der kleinen und ganz kleinen Kaufmannschaft aus dem Wirtschaftsleben ganzer Bezirke ausgeschaltet werden. Sie verlassen die Städte des Ostens. Das ist für Einzelne gewiß eine unangenehme, ja traurige Alternative. Ist nun aber diese Tatsache auch dem Deutschtum als solchem gefährlich? Bis in die höchsten Kreise der Beamtenschaft, bis tief in die Reihen der Konservativen hinein habe ich sie als gefährlich bezeichnen hören, während Kaufmannskreise und viele Liberale gerade an dieser Erscheinung den Zusammenbruch unsrer Ostmarkenpolitik zu deduzieren liebten. Sie zeigen zum Beispiel durchaus zutreffend für die Stadt X: Im Jahre 1900 Ansiedlung von 200 deutschen Familien und Erscheinen deutscher Genossenschaften; 1902 Zuzug von 3 polnischen Geschäftsleuten; 1903 Abzug von 6 Deutschen (evangelischen und mosaischen) Geschäftsleuten. 1904 Zuzug von 3 polnischen Handwerkern, Abzug von weitern 6 deutschen Kaufleuten. Ergebnis im Jahre 1908: abgezogen 50 deutsche Familien, zugezogen 10 polnische. Resultat: die Tätigkeit der Ansiedlungskommission polonisiert die Städte des Ostens. Quod

erat demonstrandum! Nun ist die Statistik, sobald sie von toten Dingen und Tieren zum Menschen übergeht, eine recht korrumpierte Dame, mit der man alle möglichen Dinge anstellen kann. Und das trifft auch für unsre Bevölkerungsstatistik in der Ostmark zu. Zunächst wird der Zuwachs von 200 deutschen Ansiedlern und der Abgang von mindestens 100 polnischen Landarbeitern, die mit der Aufteilung jedes Gutes ohne weiteres von selbst fortfallen, nicht beachtet. Ferner fällt es niemand ein, den Grund zu erforschen, warum in einer deutschen Gegend plötzlich drei polnische Kaufleute erscheinen und bestehn können. Gewöhnlich wird gesagt, jene Polen hätten billigern Kredit. Ich meine, das wäre Nebensache, solange die Deutschen bei ihnen nicht zu kaufen brauchten. Die Deutschen müssen aber bei Polen kaufen, weil die die bessere Ware, immer die neusten Modelle auf Lager haben und weit entgegenkommender sind als die Deutschen, die vielfach auf dem Standpunkt stehn, die Ansiedler, Offiziere, Beamten usw. müßten zu ihnen kommen. Dasselbe gilt von den Handwerkern. Mit einem Wort: die polnischen Kaufleute und Handwerker sind vielfach moderner und gewissenhafter. Schließlich aber fragt niemand danach, was das eigentlich für Leute sind, die der Ostmark, ihrer Heimat, so leichten Herzens den Rücken kehren. Zunächst entschließen sich zur Abwandrung am schnellsten solche Elemente, die nicht schon fest mit der Provinz verwachsen sind, die die Provinz vielmehr als Sprungbrett benutzen, um später in Berlin oder in westlich gelegnen Städten ihre kleinen Vermögen einschließlich der Hypotheken aus der Ostmark besser zu verwerten, als es in Wreschen oder Janowitz möglich ist. Es sind Elemente, die früher oder später der Ostmark doch den Rücken gekehrt hätten mit oder ohne dem Gelde der Ansiedler. Einen Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung findet der Leser, wenn er vergleicht, wieviel Personen mosaischen Glaubens in der Zeit von 1876 bis 1886 und wieviel von 1896 bis 1906 in Berlin zugezogen sind. Die Steigerung in der jüngsten Dekade ist nur wenig größer als die normale Steigerung. Die Abwandrung der Deutschen evangelischen und mosaischen Glaubens aus den Städten, wie sie sich gegenwärtig vollzieht, darf darum nicht tragisch genommen werden. Durch die Abwandrung eines großen Teils der bisherigen Städter, die ausschließlich mit polnischen Produzenten und Verbrauchern zu arbeiten verstehn, verschwinden lediglich solche Elemente aus der Provinz, die weder tatkräftig noch elastisch genug sind, die sich langsam vollziehende Neuordnung der Dinge im Sinne des deutschen Reichsinteresses für ihr eignes Fortkommen auszunutzen. Alle diese Leute kann die Ostmark sehr wohl vermissen. Sie und ihr Geschäftspatriotismus sind ein Hindernis für die deutsche Siedlungsarbeit. Sie dürfen darum auch nur mit der größten Vorsicht in die deutsch-polnische Bevölkerungsbilanz eingestellt werden. Die Städte werden im Laufe der Zeit ganz von selbst dort deutsch werden, wo das Land deutsch geworden ist, aber polnisch sein und bleiben, wo das Landvolk polnisch bleibt. Gehn jene unsichern Leute weg aus der Ostmark, dann geben sie den Raum frei für die überschüssigen Kräfte in den Ansiedlungs-

dörfern, die sich, ausgerüstet mit zahlreichen persönlichen Beziehungen zum Dorf, dem kaufmännischen Beruf in der neuen Heimat zuwenden wollen. Solche überschüssigen Kräfte beginnen sich schon jetzt in den ältern Siedlungen, die vor zwölf bis fünfzehn Jahren abgeschlossen waren, zu bilden. Für solche besonders beanlagten Individuen bieten die Genossenschaften aber selbst dort keine ernste Konkurrenz, wo sie sich fest mit dem Leben der einzelnen Gemeinden verbunden haben. Ein Beispiel für meine Behauptung bietet die Stadt Briesen in Westpreußen. Der Ort zeigt auch, wieviel Nutzen der westdeutsche Produzent aus der Neuordnung der Dinge im Osten ziehen kann. Wir sehen dort, daß eine weitgehende Siedlung im engen Zusammenhange mit einer energischen Politik der Genossenschaften eine Gewähr dafür bietet, daß auch die Landstädte in der Ostmark in absehbarer Zeit ganz von selbst deutsch werden müssen. Nur nicht die Geduld verlieren!

Freilich kann auch in dieser Beziehung des Guten zuviel getan werden. Man darf in der Genossenschaft nicht jene ideale Organisation sehen, der alle andern Interessen geopfert werden müssen. Ich meine, die Genossenschaften sind vorübergehende Einrichtungen, die nur die Aufgabe haben, eine neue Wirtschaftsbasis zu schaffen. Vielleicht schon nach einem Menschenalter werden hervorragende Individuen auf dieser Basis Handel, Wandel, Kultur weiter in die Höhe bringen, als es demokratische Vereinigungen tun können. Die Genossenschaften sind und bleiben Erwerbsunternehmen, wenn sie auch noch so scharf und uneigennützig nationale Interessen vertreten. Der gewerbliche Charakter der Genossenschaften zwingt sie zu einem gewissen Geschäftsegoismus, der leicht zu weit getrieben werden kann. So verzichten die Offenbacher auf jede Berücksichtigung der nationalen Sache, während die Neuwieder ausschließlich das Wohl des deutschen Ansiedlers im Auge haben. Hier müssen meines Erachtens die Ansiedlungsbehörde und die Regierung vermitteln, damit das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet werde. So ist Neuwied bestrebt, Maschinenkäufe, Dachreparaturen und vieles andre möglichst wohlfeil und gut für die Ansiedler herstellen zu lassen. Eine Folge ist, daß der Verband vorwiegend mit großen Firmen arbeitet, die häufig nicht im eigentlichen Ansiedlungsgebiet liegen. Durch diese Firmen wird aber der kleine deutsche Maschinenschlosser und Dachdeckermeister in der Provinz um sein Brot gebracht, und das Geld, an dem die Ostmark so arm ist, wird aus ihr herausgezogen. Aus verschiednen Gesprächen mit verantwortlichen Persönlichkeiten habe ich den Eindruck gewonnen, daß sie sich der eben angedeuteten Schwierigkeiten vollkommen bewußt sind und manche Entscheidung zu ungunsten der Genossenschaften getroffen haben, lediglich um das gesunde Deutschtum in den Städten zu schützen.

Weiter oben ist bemerkt worden, die größern Handelsstädte der Ostmark würden durch die Tätigkeit der Ansiedlungskommission nicht direkt berührt. Wie bekannt widerspricht eine solche Behauptung den fortgesetzten Klagen verschiedner Handelskammern in der Ostmark. Tatsächlich werden die Städte

Danzig, Graudenz, Thorn, Posen und noch einige kleinere sehr wohl durch die deutsche Besiedlung des Ostens in Mitleidenschaft gezogen, aber doch in ganz andrer Weise, als wie es bei den weiter oben behandelten kleinen Städten der Fall ist. Von den Wirkungen der Erhöhung der Güterpreise wollen wir an einer andern Stelle sprechen, uns hier nur Einzelerscheinungen zuwenden. So muß ohne weiteres zugegeben werden, daß der Getreidehandel en gros durch die genossenschaftliche Organisation im Zusammenhange mit Speicher- und Elevatorenbauten seit etwa fünfzehn Jahren auch andre Wege gefunden hat, als er vorher ging. Doch wenn auch das deutsche Siedlungswesen den Anstoß dazu gegeben haben mag, daß eine Änderung in den Handelswegen eingetreten ist, konnte diese Änderung doch nur lebensfähig werden, weil ein Bedürfnis dafür vorhanden war, und weil das Gesetz von der Freiheit des Handels und der Gewerbe jeder Person das Recht gibt, Handel auch dort zu treiben, wo es den zünftigen Kaufleuten unangenehm ist. In Posen erhält nun diese Frage noch einen ganz pikanten Anstrich. Die Handelskammern klagen ausschließlich über die Tätigkeit des Neuwieder Verbandes, nicht aber über die des Offenbacher und der polnischen Genossenschaften! Logischerweise müßten sie es tun. Denn ebenso wie die deutschen Genossenschaften den alteingesessenen Handel bedrohen, besteht noch eine viel schärfere Konkurrenz von seiten der polnischen genossenschaftlichen Unternehmungen, die weit rücksichtsloser die nationale Seite in den Vordergrund rücken als die deutschen. Diese Konkurrenz aber ignorieren die Kaufleute mit dem Hinweis, sie sei erst eine Folge der Ansiedlungspolitik. Wie haltlos die Behauptung ist, geht aus der Tatsache hervor, daß es in Posen schon um 1840 polnische politische Handwerkervereine, 1872 bis 1873 schon 14 ausschließlich polnische Genossenschaften gab, während die Deutschen erst um 1900 als Kampforganisation auf den Plan rückten! Zwischen beiden Konkurrenten besteht jedoch ein wichtiger Hauptunterschied, der das Verhalten unsrer Kaufmannschaft begreiflich macht. Die Polen suchen engen Anschluß an den alteingesessenen Handel und lassen ihn darum auch gern an ihren Gewinnen teilnehmen, solange dessen Kapitalien und rückwärtige Verbindungen mit Erfolg für sie auszunutzen sind. Das ist kaufmännisch gedacht und wird darum von den deutschen Kaufleuten auch als berechtigt anerkannt. Die national deutschen Kassen des Neuwieder Verbandes lassen dagegen andre Gründe in den Vordergrund treten, die im Rechenexempel des Kaufmanns kein Konto haben. Es sind also auch nicht ausschließlich kommerzielle Gründe, die sie zum Anschluß an den alteingesessenen Handel veranlassen oder davon abhalten. Die beharrliche Fürsprache der Handelskammern könnte bei einer schwächlichen Regierung sehr wohl dazu führen, daß der Handelsstand von der Konkurrenz der deutschen Genossenschaften befreit wird. Wir hoffen es nicht; denn eine solche Befreiung käme hauptsächlich den polnischen Genossenschaften zugute und würde sie stärken im Kampf gegen dieselbe deutsche Kaufmannschaft, die sich heute auf die Seite der Polen stellt. Ich meine, die Klagen der ostmärkischen Handels-

kammern bedürfen einer gründlichen Nachprüfung. Der Liberalismus der Polen in nationalen Fragen sollte unsern Kaufleuten ebenso bekannt sein wie ihr Philosemitismus. Es gibt vielleicht außer den Japanern kein Volk auf der Erde, das so unverhohlen den nationalen Egoismus predigt wie die Polen. Wie die deutsch-polnischen Beziehungen liegen, erscheint es ausgeschlossen, daß die Polen auch dann mit Deutschen und Juden zusammen arbeiten würden, wenn sie einmal geschäftlich die Oberhand bekommen sollten, und wenn es den Deutschen einfallen sollte, unter allen Umständen deutsche Kultur- und Reichsinteressen zu vertreten.

Der ostelbischen Kaufmannschaft geht patriotischer Sinn nicht ab. Oft genug hat sie ihn in schweren Stunden bezeugt. Darum geht es aber vorerst noch gar nicht. Denn nicht seinen nationalen Aufgaben will sich der Handelsstand entziehen. Wogegen sich der Kaufmann als Kapitalist und Unternehmer sträubt, das ist das genossenschaftliche Prinzip überhaupt, das sich infolge der aggressiven Haltung der Polen kräftiger in Posen entwickelt als in andern Provinzen. Es liegt in der Natur des Kaufmanns, daß er die versöhnliche Stimmung jeder Kampfstimmung vorzieht, wenn er nicht gern Partei ergreift, wo der Ausgang des Kampfes nach seiner Meinung ungewiß ist. Der Kaufmann in der Ostmark fühlt sich zwischen die beiden mächtigen Gegner, zwischen die deutschen und polnischen Genossenschaften geklemmt, deren Kampf zunächst um das Erbe des freien Kaufmannstandes geht.

Soweit ich selbst die Verhältnisse überschaue, möchte ich glauben, daß die Kaufleute in der Ostmark, die sich durch Raiffeisen in ihrer Existenz bedroht fühlen, das Mittel zur Abwehr versuchen sollten, das sonst überall von den Unternehmern angewandt wird: die Fusion, d. h. Anschluß an die ihnen gefährlichen deutschen Genossenschaften. Für den ersten Augenblick schiene das freilich wie ein großes Opfer, denn ein solcher Anschluß wäre gleichbedeutend mit Kriegserklärung an die polnischen Geschäftsleute, die in einzelnen Teilen des Landes nach Lage der Dinge noch für eine Reihe von Jahren die maßgebende Stelle einnehmen müssen. Es kann somit von den deutschen Kaufleuten nicht überall verlangt werden, daß sie ihre polnischen Beziehungen abbrechen. Aber sie brauchen darum die Polen auch nicht den Deutschen vorzuziehen. Sie sollen Vertrauen haben in die wirtschaftliche Reformarbeit, die nicht durch das Verhalten der Deutschen, sondern der Polen zu einer streng nationalen deutschen Sache geworden ist. Wenn wir Vertrauen haben in die Wirksamkeit der Tätigkeit der Ansiedlungskommission, dann können wir auch überzeugt sein, daß der Zeitpunkt nicht fern ist, wo es auch rein kommerziell für den Deutschen von Vorteil sein wird, offen auf die heute befehdete Seite zu treten. Jetzt in der Übergangszeit aber gilt es, sich den einzelnen Phasen des Kampfes anzupassen. Die dazu nötige Intelligenz besitzt der deutsche Kaufmann zweifellos. Das Tätigkeitsfeld in den Genossenschaften ist dabei so groß, daß auch hervorragend energische Persönlichkeiten Gelegenheit finden können, ihre geistigen und materiellen Kräfte vollkommen zu entwickeln.

Was nun die auffallende Stärkung des Polentums in den größern Städten der Ostmark wie Danzig, Graudenz, Thorn, Bromberg und Posen betrifft, so möchte ich hier nur an drei Gründe dafür erinnern: die Unterstützung der polnischen Finanzen durch die mit der Ostmarkenpolitik verbundnen Geldverhältnisse im allgemeinen, gefördert durch gleichzeitige Schwerfälligkeit des alteingesessenen Handels, natürliche und gesunde Gewinnsucht bei Deutschen und Juden und die Fähigkeit der Polen, sich in zwei Sprachen zu verständigen. Über die beiden ersten Punkte habe ich mich schon genügend verbreitet, über den dritten nur einige Worte. Die Polen sind durch ihre Sprachkenntnisse in den Stand gesetzt, direkt mit Warschau und Berlin zu arbeiten, unter Umgehung der nicht polonisierten Juden und Deutschen.*) In den großen Städten der Ostmark wird, so möchte ich glauben, der Kampf gegen das Vordringen der Polen schwerer sein als in den kleinen. Ja ich meine, es kann eine Zeit kommen, in der der gesamte Handel zwischen Rußland und Deutschland im Stromgebiet der Weichsel und der Warthe in polnischen Händen liegen wird. Ich lasse mich bei solcher Auffassung besonders durch meine Beobachtungen der Wirtschaftslage im Zartum Polen leiten (vgl. Die Zukunft Polens, Band I, Kapitel 9 bis 12**), die bestärkt werden durch das zielbewußte Streben der Polen, in und um Danzig festen Fuß zu fassen. Aber zu einer dauernden Besorgnis können solche Beobachtungen keinen Anlaß geben, solange die Besiedlung der Ostmark nach großen Grundsätzen und ohne Schwankungen erfolgt, und solange wir uns der mit dem Abzug der Polen vom Lande verbundnen Gefahr bewußt bleiben. Darum müssen wir dahin wirken, solche Zustände zu schaffen, daß bald auch deutsche Kräfte vom Lande in die Städte der Ostmark ziehn können. Sobald deutsche Kräfte vom flachen Lande in die Städte der Ostmark drängen, wird auch die Zeit kommen, wo der polnische Einfluß aus den Städten verschwinden muß. Das Herannahen dieser Zeit können die deutschen Kaufleute lutherischen und mosaischen Glaubens beschleunigen durch möglichst intensive Ausnutzung der ausgezeichneten Organisationen des Neuwieder Genossenschaftsverbandes, kann auch die preußische Regierung beschleunigen durch eine den Aufgaben möglichst fein angepaßte und tief ausgebildete Organisation des Ansiedlungsinstituts.

Zuckmantel, Anfang Juli 1908 **G. Cleinow**

*) Es vollzieht sich hier somit dasselbe, was auch in den großen Städten Rußlands beobachtet wird; dort verdrängen die polnischen Handelsgehilfen und Ingenieure aus dem Zartum die deutschen immer mehr, weil sie neben polnisch und russisch auch deutsch und französisch sprechen.

**) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1908.

Allerhand Monismen

Sechzig Vorträge, klagt uns ein Freund der Grenzboten, haben die Haeckelianer diesen Winter in Berlin gehalten, und nur der eine Reinke hat gegen sie gesprochen! Nun, Berlin ist nicht die Welt, und die Untersekundaner und die Backfische sind noch lange nicht die deutsche Intelligenz. Auf diese beiden Kategorien beschränkt sich nämlich nach Paulsens Ansicht das Publikum der „Welträtsel“ und der Sächelchen von Ellen Key. Natürlich muß man die Erwachsnen hinzurechnen, die auf der Untersekundanerstufe stehn geblieben sind. Wie die deutsche Intelligenz denkt (zu der nach einer bekannten fable convenue die wissenschaftlich gebildeten Christen beider Konfessionen, also auch wir Grenzbotenleute, nicht gehören), erfährt man aus dem von Drews*) herausgegebnen Bande: er und neun seiner Mitarbeiter zerschneiden das Tischtuch zwischen sich und dem Jenenser Unfehlbaren; der zehnte tut es offenbar nur darum nicht, weil ihm sein Thema keine Veranlassung darbot, sich zu äußern. Die Herren würden es selbstverständlich für eine Beleidigung halten, wenn man sie des Christentums oder auch nur des Theismus verdächtigte, dennoch bezeichnet ihr Buch eine Station auf dem Rückwege aus der Sonnenferne, in die der kometengleich schweifende deutsche Denkgeist geraten war, in die Sonnennähe. Den Reigen eröffnet der Herausgeber. Er kritisiert die verschiednen Monismen, die konstruiert werden können und wirklich konstruiert worden sind, je nachdem man den Stoff, die Kraft oder den Geist für das Alleinige nimmt, und je nachdem man diese drei hypothetischen Wesen miteinander und mit ihren Qualitäten und Wirkungen so oder anders in Beziehung setzt. Da Drews der Apostel Eduard von Hartmanns ist, wissen wir im voraus, daß er nach Widerlegung aller andern Spielarten, namentlich der Haeckelschen, bei des Meisters „konkretem Monismus des Unbewußten“ anlangen wird. Aber er ist kein Nachbeter, sondern ein selbständiger Wiedererzeuger und Fortbildner, und darum bereitet es Genuß, Hartmanns Lehre in dieser neuen Form zu vernehmen. Ein für allemal, sagt er sehr schön, müsse man „dem modischen Vorurteil entsagen, als ob eine wirkliche Lösung der sogenannten Welträtsel mit Hilfe naturwissenschaftlicher Erfahrung zustande zu bringen und eine einheitliche Weltanschauung

---

*) Der Monismus, dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter. Band I: Systematisches, herausgegeben von Arthur Drews. Jena, Eugen Diederichs, 1908. — Leben und Materie. Haeckels Welträtsel, kritisiert von Sir Oliver Lodge. Berlin, Karl Curtius, 1908.

nur auf naturwissenschaftlicher Grundlage möglich sei. Die Naturwissenschaft hat es immer nur mit der einen, der materiellen Seite der Wirklichkeit zu tun, deren mechanische Gesetzlichkeit sie aufdeckt. Sie überschreitet folglich ihre Grenzen, wenn sie auch die andre, die geistige Seite, in ihre Betrachtungen hineinzieht. Und sie verwickelt sich in unlösbare Schwierigkeiten und Widersprüche, wenn sie auch diese dem mechanischen Gesichtspunkte unterordnet." Er hebt eine Reihe solcher Widersprüche von Naturforschern, die sich sämtlich Monisten nennen, hervor und fährt fort: „Alle diese verschiednen Behauptungen werden lediglich durch das eine Wort »Monismus« zusammengehalten, das hier somit die verschiedenartigsten Bedeutungen hat und zu allen möglichen Zwecken herhalten muß. Da ist es denn freilich kein Wunder, wenn Leute von philosophischer Bildung, die im übrigen für den Dualismus keine Vorliebe haben, über diese Art von Monismus die Achseln zucken und scharfe Zungen an die Stelle jener altehrwürdigen Bezeichnung lieber den Ausdruck Konfusionismus setzen möchten. Da begreift man, wenn die Gründung eines Monistenbundes selbst bei solchen auf Widerstand stößt, die einer monistischen Auffassungsweise in wissenschaftlicher wie in religiöser Hinsicht gleich zugetan sind. Ja man kann es sogar einem Wasmann und den übrigen Vertretern einer sogenannten kirchlichen Philosophie nicht einmal übelnehmen, wenn sie sich dem Dogmatismus der naturwissenschaftlichen Monisten gegenüber auf ihre eigne höhere logische Schulung und ihre gründlichere Kenntnis der Geschichte der Philosophie und der Bedürfnisse des menschlichen Geisteslebens berufen. Denn der Naturalismus jenes Standpunktes kann zu allerletzt auf allgemeine Zustimmung rechnen, solange nicht der Beweis erbracht ist, daß das religiöse Bewußtsein [Bedürfnis?] keinen Anspruch auf Befriedigung hat oder der naturalistische Monismus selbst imstande ist, ein haltbares Verhältnis zwischen Gott und den Menschen zu begründen. Diese Begründung aber ist so wenig wie jener Nachweis möglich, und darum hat der Monismus der Naturforscher, selbst wenn er widerspruchsloser wäre, als er ist, keine Aussicht, im Kampfe mit veralteten und unhaltbaren dualistischen Vorurteilen obzusiegen. Man kann es im Interesse der Sache nur bedauern, daß der Lärm, den der naturwissenschaftliche Monismus in der Gegenwart verursacht, den Monismus überhaupt in Verruf gebracht und bei vielen schon deshalb ein Vorurteil für den Dualismus erweckt hat, weil sie bei jenem Worte eben nur an den Naturalismus denken und sie mit diesem keine Gemeinschaft haben wollen." Auch Ostwalds Energetik wird widerlegt, soweit sie sich vermißt, das psychische Leben naturwissenschaftlich zu erklären. Daß sich im Gehirn Nervenenergie in psychische Energie umsetze, könne natürlich nur unter der Voraussetzung behauptet werden, daß dabei das Grundgesetz der Erhaltung der Energie gewahrt bleibe. Nach Ostwald sei das der Fall, „allein keine Erfahrung hat bisher bestätigt, daß tatsächlich bei der Umformung von Energie des Zentralorgans in Bewußtseinsinhalt physische Energie verschwindet oder umgekehrt bei dem Übergange von

Bewußtseinsinhalt in körperliche Bewegung die psychische Energie vermindert oder die Intensität jenes Inhalts herabgesetzt wird". Die erste Hälfte des letzten Satzes ist unanfechtbar. Gegen die zweite jedoch werden die Physiker wohl einwenden, daß sie nicht imstande sind, beim Rennen oder Holzhacken eine schwierige Rechnung auszuführen, womit aber natürlich Ostwalds Theorie noch lange nicht bewiesen ist.

Ganz richtig nennt es Drews einen dogmatischen Machtspruch und ein Vorurteil, wenn die naturwissenschaftlichen Monisten einen finalen, teleologischen Zusammenhang der Weltgeschehnisse für undenkbar und die Annahme eines solchen für wissenschaftlich wertlos erklären. Nur übersieht er, daß er seinen eignen Monismus auf dogmatische Machtsprüche baut. Ein solcher ist es, wenn er schreibt: den substantiellen Dualismus zwischen Gott und Welt müsse die Wissenschaft wie die Religion gleich entschieden verwerfen, denn die Annahme eines transzendenten Schöpfers vernichte die Einheit und unverbrüchliche Gesetzmäßigkeit der Welt, diese selbstverständliche Voraussetzung aller wissenschaftlichen Erkenntnis; und die Behauptung, daß Mensch und Gott wesentlich verschieden voneinander seien, mache „das religiöse Bedürfnis, die Sehnsucht nach Vereinigung von Gott und Mensch, um dadurch von der Weltabhängigkeit erlöst zu werden, illusorisch". Die Einheit der Welt und deren Gesetzmäßigkeit werden durch die Annahme eines von der Welt verschiednen Schöpfers nicht im mindesten beeinträchtigt. Im Gegenteil hat erst der Theismus mit seinem die Welt durchwaltenden einen Gotteswillen den Begriff des unverbrüchlichen Naturgesetzes möglich gemacht, der durch den Glauben an Wunder im Sinne der christlichen Theologie — man mag sich sonst zu diesen stellen, wie man will — bestätigt und befestigt wird; denn nur wo eine Regel herrscht, kann von Ausnahmen die Rede sein; für den Polytheisten ist alles, was geschieht, oder nichts ein Wunder. Und alle die großen Physiker und Mathematiker, die im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert die moderne Wissenschaft begründet haben, sind gläubige Theisten gewesen. Alle Spekulationen über die Art und Weise, wie die Dinge dieser Welt mit ihrem Urgrunde zusammenhängen, können ja nichts als Phantasien sein und sind meist weniger als dieses, leere Worte, unter denen man sich nichts denkt, nichts vorstellt. Wenn ich selbst das christliche Dogma von der Schöpfung aus nichts für eine wenig glückliche Formel ansehe, so bestimmt mich nicht die Sorge um die Sicherheit der Wissenschaft — die ist gerade beim strengsten Theismus am besten geborgen —, sondern ein Empfinden, das mit wissenschaftlichen Untersuchungen gar nichts zu schaffen hat. Diesem Empfinden entspricht es besser, die Dinge aus der Fülle des Urwesens, des ens realissimum, als aus dem Nichts geschöpft zu denken. Ebenso willkürlich ist es, wenn Drews durch den Theismus die Religion gefährdet sehen will. Sehnsucht nach der Vereinigung mit Gott ist unter allen religiösen Gefühlen das seltenste. Die frommen Beter, die es mit den Lippen aussprechen, sprechen es nur dem Gebetbuch nach oder

bilden es sich höchstens ein. Und von den auserwählten Seelen, die es wirklich empfinden, wollen die wenigsten — es sind die „ketzerischen" Mystiker — mit Gottes Wesen verschmelzen, darin aufgehn und verschwinden; die übrigen Mystiker wollen im Liebesverkehr mit Gott ihre eigne Persönlichkeit behaupten, geradeso wie im irdischen Liebesverkehr mit Menschen; Selbstvernichtung würde ja auch den Liebesgenuß vernichten. Aus der Abhängigkeit von der Welt erlöst aber fühlt sich, wie unzählige Beispiele beweisen, gerade der gläubige Christ, der sich selbst in der Hand Gottes und alle Haare seines Hauptes gezählt weiß. Und lediglich ein dogmatischer Machtspruch ist die Unbewußtheit Gottes, die Drews mit seinem Meister Hartmann behauptet. Daß es ein bloßes Vorurteil ist, der unendliche Geist könne nicht anders als unbewußt gedacht werden, eine Person müsse notwendig begrenzt sein, hat Lotze (in der zweiten Auflage des Mikrokosmus, III, S. 565ff.) unwiderleglich bewiesen.

Von demselben hartmannischen Vorurteil des Unbewußten ist Wilhelm von Schnehen angesteckt, der über „Monismus und Dualismus" schreibt. Es bleibe nichts übrig als in uns selber eine vorbewußte und darum auch ewig unbewußte Geistestätigkeit oder Verstandestätigkeit, die kantischen Kategorialfunktionen, anzunehmen. Das ist einfach Unsinn. Alle Verstandestätigkeit ist bewußt. Daß sie so und nicht anders verläuft, daß wir logisch urteilen und schließen, die Gegenstände unsrer Erfahrung nach Qualität, Quantität und andern Kategorien ordnen, kommt nicht von einer unbewußten Verstandestätigkeit, die der bewußten vorherginge, sondern von der Einrichtung unsrer Seele, gerade so, wie der regelmäßige Gang einer Uhr von der Einrichtung dieser Uhr und nicht von einem vorhergehenden Gange kommt. Aber eine irgendwie eingerichtete Seele, eine Seelensubstanz, dürfen wir natürlich nicht haben; das verbietet der idealistische Pantheismus so entschieden wie der materialistische Atheismus. „Denn dann bliebe kaum etwas andres übrig, als dem Leibe und dessen kleinsten materiellen Teilen, den Atomen, ebenfalls ein wesenhaftes (substantielles) Sein zu geben, und dieses wesenhafte Sein der Materie im Unterschiede von dem rein innerlichen, geistigen Sein der Seele als ein äußerliches, stoffliches Sein zu bezeichnen." Daß diese Folgerung grundfalsch ist, macht wiederum Lotzes Mikrokosmus klar, der einerseits das Dasein der Seelenmonaden beweist und andrerseits die naive Vorstellung von der Stofflichkeit der Körperwelt vernichtet. Aber ich kann unmöglich in den Grenzboten ein Werk abschreiben, von dem mich die Achtung vor der deutschen Intelligenz anzunehmen zwingt, daß es jeder gebildete Deutsche gelesen hat. Den Erwägungen Lotzes möchte ich noch etwas aus Eignem hinzufügen. Kein Vernünftiger wird behaupten, daß der Schlafzustand des Menschen höher sei als der wache. Demnach muß auch der — ich spreche im Sinne der Pantheisten — wache Zustand Gottes höher sein als der unbewußte — doch wohl eine Art Schlafzustand? — vor seinem Erwachen im bewußten Menschengeiste. Nun vermag auch ein Hegel, ein Hartmann im wachen Zustande durch sein Eingreifen nicht

die geringste Korrektur in seinem Blutlauf, in seiner Verdauungstätigkeit, in seinem Gehirn vorzunehmen, wenn da etwas in Unordnung geraten ist; ja er weiß gar nicht, worin die Unordnung besteht, die er empfindet oder auch — das kommt bekanntlich oft vor — nicht einmal empfindet. Und nun soll er in seinem niedern, dem unbewußten, Daseinsstadium nicht bloß Einblick in die komplizierte Maschine des Menschenleibes haben, sondern ihn, ja alle Menschen und Tierleiber gebaut haben und in Ordnung erhalten! (Bekanntlich schreibt Hartmann seinem „Unbewußten" alle Funktionen der Weltschöpfung, Erhaltung und Regierung zu, die der Christ als Tätigkeiten seines bewußten Gottes glaubt.) Und was war der unbewußte Gott vor der Weltschöpfung? Dasselbe wie die Materie, wenn man sie sich ohne bewußte Seelen vorzustellen bemüht: ein Wesen, das weder selbst etwas wahrnimmt noch wahrgenommen wird, also ein absolutes Nichts. Und aus diesem absoluten Nichts soll die Welt hervorgegangen sein! Und nach dem Erwachen im Menschen soll Gott ein Doppeldasein führen: das unbewußte, das die Welt mit unendlicher Weisheit regiert, und das bewußte im Philosophen, der diese Weisheit seines wahren Ichs vergebens zu ergründen sucht! Es bleibt also bei der Erkenntnis, die wir durch Lotze gewonnen haben: „Das wahrhaft Wirkliche, das ist und sein soll, ist nicht der Stoff und noch weniger die Idee, sondern der lebendige persönliche Geist Gottes und die Welt persönlicher Geister, die er geschaffen hat." Übrigens lehrt Schneyen sehr gut, daß es unsinnig sein würde, wenn der Monist die in der Wirklichkeit gegebnen Unterschiede und Gegensätze für nicht vorhanden erklären wollte. „Schon Plato hat (im Parmenides) gezeigt, daß ein schlechthin einfaches Eines ohne irgendwelche innere Mannigfaltigkeit ein ebensolcher Unbegriff ist wie eine schlechthin zusammenhanglose Vielheit ohne übergreifende Einheit." Auch geben wir ihm zu, daß im Christentum — weniger der fromme Glaube, wie er sagt, als — die theologische Konsequenzmacherei die Verschiedenheit Gottes von der Welt überspannt wie die indische Philosophie die Einheit beider. Und verdienstlich ist es auch, daß er aller Phantasterei gegenüber an der Überzeugung festhält: Kräfte, Ideen, Gedanken, Wollungen können nicht in der Luft oder im Nichts schweben; sie brauchen einen Träger, ein substantielles Subjekt, an dem sie haften, und von dem sie ausgehen.

Leonhard Veeh klagt in seiner Abhandlung: „Monismus und Individualismus", wir Deutschen hätten keine einheitliche Weltanschauung und Religion, weil wir durch fremde, durch theistische Rasseninstinkte „vergiftet" seien. Glaubt er wirklich, daß wir einig werden würden, wenn statt der Bibel die Edda als Religionsurkunde in die Schulen eingeführt würde? Das Christentum lehre einen transzendenten Gott, der in unendlicher Ferne throne. Wie schön hat darauf die heilige Teresa geantwortet, die Gott sprechen läßt: „O Seele, suche Dich in Mir, und Mich such' nirgends als in Dir." Der Katechismus lehrt bekanntlich die Allgegenwart Gottes. Dem guten Kant wird übel genommen, daß er „die alten Ladenhüter aus der Aufklärungs-

periode: persönlichen Gott und persönliche Unsterblichkeit, in sein System hereinspazieren" lasse. Den Individualitätsbegriff widerspruchslos mit dem Einen zu verbinden, hätten sich alle Philosophen seit Descartes vergebens abgemüht, erst Eduard von Hartmann sei es gelungen. Nietzsche sei als Kampfgenosse gegen den Materialismus und als Befreier vom semitisch-römischen Joch zu begrüßen, aber der Gottmensch des konkreten Monismus sei sein Übermensch noch nicht. Nietzsches und jeder andre Individualismus blähe das Mittel, dessen sich das All-Eine zu seinen überpersönlichen Zwecken bedient, zum Selbstzweck auf. Es ist keine angenehme Empfindung für einen denkenden Menschen, bloß Mittel sein zu sollen für einen Zweck, den er nicht kennt, und der ihm schon darum gleichgiltig ist; deswegen hält er es lieber mit dem Christentum oder mit der Sozialdemokratie; beider Weltanschauung räumt ihm selbst einen Platz im Weltzwecke ein. „Der Gottmensch des konkreten Monismus tut seine Pflicht um Gottes willen." Wunderschön, wenns der Christ sagt. Aber der Gott des konkreten Monismus ist unbewußt, und wer um eines unbewußten Wesens, etwa eines Holzklotzes willen sich anstrengt oder leidet, der ist ein Esel; einem Menschen, ja auch einem Hunde, einem kranken Pferde zuliebe arbeiten oder hungern, das hat einen Sinn, denn alle diese Wesen haben, als bewußte, etwas von den Opfern, die man ihnen bringt. Von Lotze weiß auch dieser Herr nichts; er nennt eine absolute Persönlichkeit einen Widerspruch in sich selbst. Otto Braun, der über „Monismus und Ethik" schreibt, wollen wir in Ehren halten, weil er bekennt: ohne eine vom äußern Kosmos geschiedne innere Welt des Geistes, die ihren eignen Gesetzen folgt, gibt es keine Ethik. Sehr gut beschreibt er die Ehe als den einfachsten Weg zum „Lebensmonismus", zur Aufhebung des Gegensatzes und Widerspruchs zwischen Pflicht und Glück. Friedrich Steudel, ein Gesinnungsgenosse des verstorbnen Kalthoff, behandelt das Verhältnis der Religion zum Monismus. Er erklärt sich einverstanden mit Feuerbachs Definition: ein Gott sei nichts andres als der in der Phantasie befriedigte Glückseligkeitstrieb des Menschen (was natürlich falsch ist), und untersucht, ob nicht der Mensch „auf einer höhern Stufe der Geistesbildung gerade diese Form, in der Phantasie die Befriedigung des Glückseligkeitsstrebens vorwegzunehmen, überwinden" könne. In der Tat sei das dadurch möglich, daß sich der individuelle Glückswille zum Kulturwillen ausweite. (Das kann er vielleicht beim Gelehrten; der Bauer, der Lohnarbeiter leistet schon genug, wenn sich sein Egoismus zur christlichen Nächstenliebe erweitert.) So erscheine Religion als Bejahung der Entwicklung. Und diese Religion des Monismus, dieser Lebens- und Zukunftsglaube, leiste genau dasselbe, was nach Feuerbach die Religion nur unter der Annahme eines transzendenten Gottes zu leisten vermöge. In der Theorie vielleicht; wie weit in der Praxis, würde die Erfahrung lehren, wenn es der Monistenreligion gelänge, das Christentum zu verdrängen. Karl Wolff [so!] zeigt in „Monismus und Kunst", daß die Wirkung

des Natur- und Kunstschönen auf Einfühlung beruht, und daß diese unmöglich wäre, wenn nicht Geist und Körper, Subjekt und Objekt, Ich und Natur wesensgleich wären. Christoph Schrempf, der vor Jahren seinen theologischen Amtsbrüdern bittere Wahrheiten gesagt hat, läßt diesesmal seine Brüder im Monismus einige Pillen schlucken. Wenn man die Einheit der Welt bloß behaupte oder glaube, sei der Monismus ein leeres Wort; begreifen müsse man die Entfaltung des Alls aus dem Einen. Saft und Kraft bekomme der Monismus erst dadurch, daß er den Dualismus der unmittelbar gegebnen Wirklichkeit anerkenne; was schlimmer sei, ein Monismus, der die Dissonanz, oder ein Dualismus, der die Auflösung wegstreiten wolle, das lasse sich fragen. In den beiden paulinischen Aussprüchen: aus ihm, durch ihn und zu ihm ist alles (Römer 11, 36), und in Gott leben, weben und sind wir (Apostelgeschichte 17, 28; er hätte noch 1. Kor. 15, 28 hinzufügen sollen: Gott werde nach Vernichtung des letzten Feindes, des Todes, alles in allem sein), findet er „einen Ausdruck für das monistische Programm, dessen Schärfe und Tiefe kaum übertroffen werden kann“. Aber Paulus habe sein Bestes zurückdrängen müssen, und so auch die Kirche nach ihm. Hätte das Christentum mit dem monistischen Gedanken Ernst gemacht, so hätte es seine Mission nicht erfüllen können. „Denn der Monismus zerstört das Pathos der Bejahung und Verneinung, das die treibende Kraft in aller Mission und Agitation ist.“ Wer glaubt, daß Gott unwiderstehlich alles in allen wirke, der kann weder die Götzendiener noch die Sünder schelten; das kann man nur, wenn man an den freien Willen glaubt, der den Menschen zu einem von Gott verschiednen und im Handeln unabhängigen Individuum macht. Paulus durfte gar nicht merken, wie komisch sich der Zorn Gottes über eine sündige Welt ausnimmt, deren Sündhaftigkeit er selbst verhängt hat. „Mit einem Wort: der unterchristliche Aberglaube konnte nur durch einen christlichen Aberglauben überwunden werden; die Wahrheit versagt gegen diesen Gegner. Und da es auch heute noch genug unterchristlichen Aberglauben gibt (sogar bei solchen, die längst über das Christentum hinaus sind), so mag es nicht übel sein, daß das Christentum mit seinen höchsten Erkenntnissen noch keinen rechten Ernst macht.“ Dem Christen, wie er vorläufig noch ist, sei es nicht übel zu nehmen, wenn er den Monismus als einen gefährlichen Feind mit Erbitterung bekämpft; der Monist dagegen, der sich über den gläubigen Christen ereifert, der — sagt Schrempf sehr gut — ist gar kein Monist; wäre er ein solcher, so würde er diesen Christen wie jedes andre Wesen als ein naturnotwendiges Produkt der Entwicklung, das nicht anders sein kann, als es eben ist, mit gelassenem Forscherinteresse beschauen. Schrempf ist der einzige Klaräugige in dieser ganzen Monistengesellschaft. Max Dreßler, „Der Monismus des Gesetzes und die Freiheit“, bekämpft die Abstraktionen und setzt die abstrakteste aller Abstraktionen, das Gesetz, auf den Thron. Bei ihm wie bei Steudel, der es einen Fehlschluß nennt, wenn vom Naturgesetz auf den Gesetzgeber geschlossen wird, muß man wieder das Ignorieren Lotzes rügen, der das

Wesen des Gesetzes (besonders I, S. 412 der ersten Ausgabe) völlig klar gemacht hat. Es ist ein Jammer, zu sehen, wie an einer schon völlig ins reine gebrachten Sache immer wieder aufs neue herumgepfuschert und das gute Lesepublikum in die alte Verwirrung zurückgestoßen wird. Bruno Wille gibt uns unter der Überschrift „Faustischer Monismus" eine vortreffliche Interpretation des Faust und erklärt besonders die Bedeutung Mephistos und des Homunkulus in befriedigender Weise. Der Monismus ist dabei Nebensache. Soweit auf ihn Bezug genommen wird, geschieht es im Sinne Goethes. „Einheitlichkeit, Widerspruchslosigkeit und Totalität im Erleben — das ist es, was der Monismus eigentlich meint. Alle Zerstückelung des Ganzen, alle Vereinzelung, Verendlichung und Verkümmerung in der Betrachtungsweise ist unmonistisch, ist dualistisch im übeln Sinne des Worts." In dem Dialog „Parmenides" von Karl Paul Hasse interessiert uns besonders zweierlei. Hartmann hat die Begrenztheit der Welt behauptet. Wahrscheinlich ist es der Widerwille des Pessimisten gegen den Gedanken einer unendlichen Fortdauer der Welt, was ihn den physikalischen Beweis für seine Behauptung finden ließ. Das Gesetz der Entropie, des alles Leben, alle nicht molekulare Bewegung vernichtenden schließlichen Temperaturausgleichs im Weltall, gilt nämlich nur für ein geschlossenes System; kann in unser erstarrendes Fixsternsystem aus unendlichen Fernen bewegende Kraft einströmen, dann beginnt das Spiel aufs neue. Hasse behauptet die Unendlichkeit des Universums, weil, da dieses doch eben wahrscheinlich nicht von einer kristallnen Hohlkugel umschlossen wird, nur der Gott des Theismus als das begrenzende gedacht werden könnte. Da diesem Hartmann nicht weniger abgeneigt war als Hasse, sehen wir wieder einmal — und wie oft haben wir Gelegenheit, das zu sehen! —, wie weit das „streng wissenschaftliche, das voraussetzungslose Denken" sogar Gesinnungsgenossen auseinanderführt, wie wenig demnach wir uns von den Diktaten der modernen Wissenschaft imponieren zu lassen brauchen, so oft sie sich über die Grenzen der Experimentalphysik und der Astronomie hinauswagt. Das andre Interessante ist die richtige Bemerkung, der Materialismus, der für verwerflich erklärt wird, könne entschuldigt werden als Opposition gegen die Theologie. „Wer in der Jugend gezwungen wurde, unter der Fuchtel trockner, geistloser Schulmeister toten Formelkram als Religion, physische Unmöglichkeiten, die nur symbolisch zu verstehen sind, als Glaubenswahrheiten zu lernen und zu bekennen, der ist geneigt, Männern, die sich als Streiter für Geistesfreiheit ausposaunen, sein Ohr zu leihen, sei auch, was sie lehren, noch so flach und haltlos. Nur den Pfaffenknechten Verachtung zeigen, ist die Losung." So ists. Und so rufen, gleich den entgegengesetzten Elektrizitäten, die Extreme einander hervor. Lieber Atheisten als Pfaffenknechte, ist links, lieber Pfaffenknechte als durch Modernismus und Protestantismus in die Haeckelei und von da zu Frank Wedekind und Ellen Key hinabrutschen, ist rechts die Losung. Das erklärt auch die Scheu vor Lotze; man fürchtet törichterweise, durch seinen Theismus schließlich nach Wittenberg oder gar nach Rom gelockt

zu werden. Der letzte Aufsatz, „Die sechs Schöpfungstage" von Hans Thoma, hat mit dem Monismus an sich gar nichts zu schaffen, erinnert jedoch insofern an Haeckel, als dieser die Bibel verachtet und schmäht. Thoma betrachtet voll Ehrfurcht das erste Kapitel der Genesis als eine Dichtung von hohem Kunstwert, die noch dazu einen tiefen Sinn berge, da jedem neugebornen Menschenkinde die Geschöpfe in derselben Reihenfolge, in denselben Stadien der Erfahrung bekannt werden, in denen sie der biblische Dichter geschaffen werden läßt.

Die deutsche Ausgabe der englischen Widerlegung Haeckels sagt uns in der Hauptsache nichts Neues, aber sie trägt das längst Bekannte in überzeugender Weise vor, stützt es mit einigen neuen physikalischen Erkenntnissen, und der Beweisführung verleiht die Person des Verfassers Gewicht. Sir Walter Lodge ist seit 1900 first principal der Universität Birmingham. Chwolson nennt ihn „einen unsrer Generäle". Er hat die Entdeckung der elektromagnetischen Wellen vorbereitet, die dann Hertz zuerst gelang. Er führte sie in England ein und erfand den coherer, einen Apparat zur Auffindung der Wellen. Mit diesem hat er vor Marconi den ersten drahtlosen Telegraphen gebaut; Marconi hat ihn nur vervollkommnet. Lodge protestiert gegen die Anmaßung der Materialisten haeckelscher Richtung, auf den Monismus ein Monopol zu beanspruchen; alle Philosophie sei Monismus, da sie den Zusammenhang der Erscheinungen untereinander zu ergründen bemüht sei und die manichäische Zerreißung des Universums in zwei oder mehrere ganz disparate und unversöhnliche Wesenheiten ablehne. Zur Widerlegung Haeckels bedürfe man übrigens keiner Philosophie, da hierzu die Physik genüge. Die leichtfertige und liederliche Manier, mit der Haeckel die physikalischen Grundgesetze behandelt, rügt er so scharf wie Chwolson. U. a. weist er nach, daß die Erhaltung des Stoffs keineswegs etwas so Selbstverständliches und absolut Gewisses sei, wie Haeckel glauben machen wolle. Schon jetzt sei man mit der Zerlegung der Stoffteilchen bis zu den Elektronen gelangt, von denen wir nicht wissen, ob sie noch Gewicht haben. Haben sie keins, so ist somit die letzte der Eigenschaften geschwunden, von denen man bisher annahm, daß sie das Stoffliche, Materielle ausmachten. Nach Auflösung der gesamten Körpermasse in Elektronen würde nicht die Materie selbst, sondern nur ihre Basis in Gestalt elektrischer Spannungen und Ladungen übrig bleiben, und diese eben als Basis der Materie angesehen, könne man ja auch dann noch von der Erhaltung der Masse sprechen; aber das Gegenteil dieser Erhaltung bleibe denkbar und möglich.

Über die „groteske Behauptung" Haeckels, die Materie werde nicht ausschließlich durch mechanische Kräfte bewegt, sondern durch innere Wünsche, Gefühle und Begehrungen, die Atome seien beseelt, bemerkt Lodge: „Ich habe mir vorgenommen, bei meiner Kritik höflich zu bleiben, und darum verzichte ich darauf, einen solchen Ausspruch so zu charakterisieren, wie man als Physiker eigentlich müßte. [Haeckels] ganze angebliche Erklärung von Leben, Geist und Bewußtsein besteht darin, daß man annimmt, die Materie besitze eben diese

unerklärten Eigenschaften! Eine Erklärung ist das jedenfalls nicht, auch wenn sich die Dinge wirklich so verhielten. Man konstatiert nur eben einfach das Dasein des zu Erklärenden und schiebt es den Atomen zu in der Hoffnung, daß damit dem Fragen ein Ende gemacht sein werde." Wahrgenommen werde Bewußtsein, Leben nur in Organismen; der Schluß, daß Phänomene, die an einem Ganzen wahrgenommen werden, auch in dessen Teilen vorkommen müßten, sei durchaus unberechtigt (was an einzelnen Beispielen gezeigt wird, z. B.: der Sonne ermögliche nur ihre ungeheure Masse, Sonne zu bleiben, da jede radiale Schrumpfung so ungeheure Wärmemengen erzeuge, daß ihre hohe Temperatur erhalten bleibt; eine kleine Sonne wäre eine Unmöglichkeit; glühende Bälle vom Volumen der Planeten kühlen, zunächst an der Oberfläche, ab). Dagegen sei der umgekehrte Schluß, vom Teil aufs Ganze, berechtigt. Hat der Apfel Kerne, so hat auch der Apfelbaum solche — natürlich nicht in der Rinde, sondern in den Äpfeln, und alle Fähigkeiten, die der Mensch besitzt, müssen auch in dem Allwesen, in Gott, angenommen werden. „Der das Auge gebildet hat, sollte nicht sehen, der das Ohr gemacht hat, sollte nicht hören?" Selbstverständlich nicht mit menschlichen oder tierischen Augen und Ohren. Das sei ein durchaus berechtigter, ja ein unabweisbarer Anthropomorphismus. Man könne ja Gott leugnen, wie es denn manche Philosophen sogar fertig bringen, die Existenz der Außenwelt zu leugnen; was Gott, der gewiß Sinn für das Komische habe, großen Spaß machen müsse (das Spaßhafte daran wird ausführlich dargelegt). Mit ihren Angriffen auf die Kirche hätten die Materialisten vielleicht recht, dagegen sei ihre Feindschaft gegen das ursprüngliche echte Christentum und gegen seine Wirkungen unbegründet. Haeckel sei übrigens selbst Enthusiast, und sein Enthusiasmus nehme mitunter eine religiöse Färbung an: seine Bewunderung des Weltalls werde ihm zur Religion. Solche Bewunderung der durch die Forschung enthüllten Schönheiten der Natur dürfe man den Naturforschern um so weniger verargen, da sie aus der erkannten Naturordnung auch ethische Gesetze ableiteten, die sie für ihre Person befolgten. Unzähligen andern Personen aber genüge diese Religion nicht: der Begriff einer auf das materielle Universum beschränkten Gottheit sei zu eng; gerade das Höchste und Schönste, dessen sich die Menschheit erfreue, fehle darin.

Den Versuch, das Psychische als eine Funktion der Materie zu erklären, weist Lodge mit Erwägungen zurück, die uns längst vertraut, aber darum noch nicht überflüssig sind. Das Gehirn ist das Organ, aber nicht die Wurzel der Seele. Kein Geiger kann ohne Violine geigen, aber die Melodie ist nicht das Erzeugnis der Geige. Lodge nennt statt der Geige die Orgel, was sich deshalb sehr gut macht, weil das englische organ sowohl Organ wie Orgel bedeutet. Wer lehrt, „daß Monismus die Beschränkung bedeuten müsse auf die Fähigkeiten der Materie in dem engen Rahmen, wie wir sie jetzt kennen, daß der Geist unbedingt an die Materie gebunden und ihm ein transzendentes Dasein versagt sei, daß mit den Gehirnhemisphären Bewußtsein und Intelligenz und

Gefühl und Liebe und alle die höhern Lebensäußerungen, zu denen sich die Menschheit emporarbeitet, verschwinden müssen, daß »Seele« weiter nichts bedeutet als »die Summe der Plasmabewegung in den Ganglienzellen«, und »Gott« nur die Summe aller Atomkräfte und Ätherschwingungen sei, der muß sich mit einem Publikum ungebildeter Leute begnügen; schreibt er aber als Naturforscher für Männer der Wissenschaft, so muß er es sich gefallen lassen, daß diese ihm widersprechen." Man sieht, in den Kreisen der englischen Naturforscher hat man einen andern Begriff von Wissenschaft als in jenen Kreisen unsers deutschen Volkes, deren Lehrmeister unsre „liberalen" Zeitungen, die „Jugend" und der Kladderadatsch sind. Das Leben, nicht erst das geistige, sondern schon das organische der Pflanze, faßt Lodge ganz so wie E. von Hartmann und Reinke auf. Es ist nicht eine Art von Energie oder ein Ergebnis, eine Begleiterscheinung der bekannten Energieströmungen und -umsätze, sondern es ist das Ergebnis einer Lenkung der Energie. Weder der Materie noch der Energie eignet das Vermögen, zu lenken, eine Richtung zu geben. „Unorganische Materie wird nur durch vis a tergo in Bewegung gesetzt, wird aber nicht gelenkt, nicht durch die Rücksicht auf ein Künftiges beeinflußt, folgt nicht einem vorgefaßten Plane, hält nicht einen vorgezeichneten Kurs inne [genauer: nur den durch die Trägheit gegebnen gradlinigen und den bei Einwirkung mehrerer in Winkeln auf die Bahn wirkenden Kräften entstehenden Zickzack- oder Kurvenkurs], richtet sich nicht von selber auf ein bestimmtes Ziel." Der Organismus dagegen gestaltet sich und bewegt sich unter innern Antrieben bestimmten Zielen zu. „Ein mit Verstand begabtes Lebewesen fühlt sich, wenn geschoben, in einer widernatürlichen Lage und sträubt sich dagegen, in der ihm zusagenden hingegen, wenn es geführt wird oder gern einem Zuruf gehorcht. Zum Wesen des Geistigen gehören Absicht und Zweck. Die Materie ist der Träger des Geistes, dieser aber der Herr der Materie und ihr transzendent.... Ein Dom wird zusammengehalten durch anorganische Kräfte, und solche wurden benutzt für seinen Bau, aber sie erklären ihn nicht. Sein Dasein verdankt er dem Entschluß und dem Plane von Männern, die vielleicht bei seinem Bau keinen Stein angerührt haben." In einem rein körperlichen System sind die Lage und die Bewegung jedes Teils in jedem Augenblick durch die darin wirkenden mechanischen Kräfte determiniert. Damit allein hat es der Physiker zu tun. Aber die Welt ist kein solches System. „Leben und Geist, Wille und Neugierde, Laune und Narrheit, Gier und Bosheit" walten darin und bringen Veränderungen hervor, die den Physiker nichts angehn. Weder der Ingenieur noch der Lokomotivführer vermehrt die in der Welt vorhandne Energie; aber indem der erste Schienen legt und Lokomotiven baut und der zweite die Lokomotive lenkt, führen sie Reisende und Güter ihren Zielen zu. Bei einer unbeabsichtigten Explosion und bei einem gezielten Schuß mögen dieselben Energiemengen umgesetzt werden, aber der zweite bringt eine beabsichtigte Wirkung hervor, die, ebenfalls vorausgeplante, weltgeschichtliche Folgen haben kann. Ähnlich werden im Organismus die

unorganischen Stoffe und die Energieströme so gelenkt, daß sie ein geplantes Gebilde erzeugen und erhalten. „John Stuart Mill pflegte zu sagen, wir könnten weiter nichts als Dinge bewegen. Ich behaupte, daß wir nicht einmal das können. Wir können nur die Dinge so ordnen, daß sie einander in der von uns gewollten Richtung bewegen.“ Durch solche Anordnung und Lenkung wird der Weltmechanismus, wird die kausale Verknüpfung der Dinge miteinander und der Ablauf der Veränderungen nach den physikalischen Gesetzen nicht gestört. „Sind wir aber einmal genötigt, das Dasein und die Wirklichkeit von Lenkung und Kontrolle im Gebiete des Lebendigen überhaupt und im Gebiete des bewußten Menschenlebens im besondern zuzugeben, so können wir auch nicht die Möglichkeit solchen Vermögens und solcher Wirkung einer noch höhern Wesenheit, etwa eines geistigen Gesamtwesens, von dem wir selber nur ein Teil sind“, leugnen. „Absprechen,“ steht da, aber da müßte es heißen: „einem geistigen Gesamtwesen“. Durch stilistische Verbesserungen, deren sehr viele notwendig wären, würde das Schriftchen, dem ich die weiteste Verbreitung wünsche, an Wirkungskraft bedeutend gewinnen.

Carl Jentsch

Das Zeppelinsche Luftschiff *)

enige Tage vor der Vollendung des siebenten Jahrzehnts seines Lebens (Graf Zeppelin ist am 8. Juli 1838 geboren), nach mehrere Jahrzehnte lang mit unermüdlichem Eifer fortgesetzten Studien und Versuchen und genau acht Jahre nach dem ersten Aufstieg mit einem lenkbaren Luftschiff seiner Erfindung (2. Juli 1900) war es dem Grafen Zeppelin vergönnt, sein Werk bis zu einer Stufe der Vollendung zu fördern, die es einerseits gestattet, heute schon von einem vollen

---

*) Friedrichshafen, den 6. August 1908

Die Korrektur des vorstehenden Aufsatzes wurde vom Verfasser in Friedrichshafen vorgenommen, wohin er sich sofort auf die Nachricht vom Aufstieg des Grafen Zeppelin zu seiner großen Fernfahrt begeben hatte. Lastet auch hier zurzeit über allen noch der lähmende Schreck und die Trauer ob des so jäh hereingebrochnen Unglücks, das das Luftschiff des Grafen Zeppelin mitten aus einer überaus ereignisvollen, gewinnbringenden Fahrt, nachdem es über zwanzig Stunden die Lüfte durchflogen hatte, in ein Nichts verwandelte, so darf doch unter keinen Umständen der Gedanke aufkommen, als ob dieses elementare Ereignis, das weder mit der Erfindung noch mit dem System irgend etwas zu tun hat, und dem ein Luftschiff natürlich ebenso ausgesetzt ist wie irgendein Gebilde von Menschenhand, sei es ein Haus, ein Eisenbahnzug, ein die Weltmeere befahrender Segler oder Dampfer, einen Einfluß haben dürfte auf die Weiterentwicklung der Schiffahrt mit lenkbaren Luftschiffen. Hier darf kein Augenblick gezögert werden! Jeder, der jetzt dazu beiträgt, daß dieser erfolgreichsten Erfindung der letzten Jahrzehnte Unterstützung mit allen Mitteln zuteil wird, erwirbt sich ein Verdienst um unser Vaterland. Schon

Erfolg zu sprechen, und die andrerseits Ausblicke ermöglicht auf zunächst noch gar nicht zu übersehende Umwälzungen unsers Verkehrswesens, wichtiger und ausschlaggebender Gebiete der Kriegführung zu Lande und zu Wasser, auf wesentliche Umgestaltungen des internationalen Rechts und der Beziehung der Völker zueinander.

Der jetzige Zeitpunkt scheint deshalb wohl geeignet zu einem kurzen Rück- und Ausblick.

Als Graf Zeppelin nach langjähriger, an Arbeit und Auszeichnung reicher Dienstzeit im Heere, bewährt in mehrern Feldzügen, im Jahre 1891 den aktiven Dienst verließ, ging er mit frischer Kraft an die Ausgestaltung seines neuen Lebenswerkes, dem er schon lange Jahre vorher durch eingehende theoretische Studien vorgearbeitet hatte. Schon im Jahre 1862 hatte der Graf am nordamerikanischen Sezessionskriege teilgenommen und war hier durch einen Aufstieg im Fesselballon auf die Luftschiffahrt und ihre Verwendung im Kriege hingewiesen worden.

Nur ganz allmählich gelang es dem von einem nie wankenden Glauben an seine Aufgabe und an das schließliche Gelingen seines Werkes beseelten Grafen, für seine Gedanken die Teilnahme weiterer Kreise zu gewinnen. Nur einige wenige Getreue hielten immer fest zu ihm, namentlich auch in Zeiten schweren Unglücks, wo sich die große Menge von dem genialen Erfinder abwandte und mancher schon halb Bekehrte ihm wieder den Rücken kehrte.

Den Antrag des Grafen, den er genau vor einem Jahrzehnt an die deutsche Heeresverwaltung stellte, ihr den Bau und die Verwertung seiner lenkbaren Luftschiffe zu überlassen, fand damals beim preußischen Kriegsministerium keinen Anklang, wogegen sich schon in jener Zeit der Vorstand des Deutschen Ingenieurvereins auf seine Seite stellte. So gelang es im Jahre 1898, das Zustandekommen einer „Aktiengesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt"

---

sind Männer mit Namen von gutem Klang vorangegangen und haben sich bereit erklärt, dem Unternehmen des Grafen Zeppelin ihre Unterstützung zu leihen. Auch das Deutsche Reich und seine Vertretung, des sind wir gewiß, wird nicht auf sich warten lassen, sondern wird baldigst ausreichende Mittel zur Verfügung stellen. Allen voran aber geht auch jetzt wieder der Mann, zu dessen Würdigung diese Zeilen geschrieben worden sind. Größer als je steht er heute hier vor uns, ungebeugt trotz des furchtbaren Schlages, der manchen andern niedergeworfen hätte. Für ihn gibt es heute, wie immer, nur die *eine* Losung: „Vorwärts und nicht verzagen!" Sein hoher Mut ist nicht gebrochen. Die klare Abwägung aller Umstände und vor allem auch die feste Überzeugung von der Güte seines Werkes, die sich während der so plötzlich abgebrochnen Fahrt immer wieder aufs neue bewährt hat, und die auch nicht beeinträchtigt wird durch vorübergehende Störungen, wie sie noch oft vorkommen werden, ja vorkommen müssen, läßt in dem starken Helden keinen Kleinmut aufkommen! Wenn aber er den Kopf hochbehält, wenn er uns versichert, daß er in kurzem wieder durch die Lüfte fliegen wird, daß jede Störung nur dazu beiträgt, sein Werk zu verbessern, nachdem bei ihr dessen Mängel erst erkannt wurden, sollten wir da zweifeln? Nein! heute muß der Schlachtruf in deutschen Landen lauten: „Vorwärts mit dem Grafen Zeppelin!" Möge sich Deutschland und jeder Deutsche der Ehrenpflicht gegen diesen herrlichen Helden gerade in diesen Tagen bewußt bleiben! D. R.

zu erreichen, die es sich zum Ziel setzte, den Bau eines Luftschiffes nach den Entwürfen des Grafen Zeppelin und dessen spätere Verwertung in die Hände zu nehmen.

So entstanden dann im Jahre 1899 die ersten Anfänge des großen Werkes.

Wenige Kilometer westlich von Friedrichshafen, der größten württembergischen Bodenseestadt, die zugleich die Sommerresidenz des württembergischen Königspaares ist, das sie allsommerlich für mehrere Wochen im altertümlichen, von herrlichem Park umrahmten Schlosse aufnimmt, liegt an stiller, waldumschlossener Bucht die königliche Meierei Manzell. Nie hätte in frühern Zeiten jemand gedacht, daß gerade dieser friedliche Erdenwinkel, wo sonst nur einsame Fischerboote kreuzten, und auf den über die hier größte Breite des Sees der stattliche Säntis und der trotzige Altmann als vorderste in der langen Reihe der Riesen der Alpenwelt herüberschauen, der Ausgangspunkt werden sollte für eine die ganze Welt in Erstaunen setzende Erfindung, daß einmal Tausende hierher pilgern würden, um das Werden und Wachsen eines Werkes mit anzusehen, das berufen erscheint, die Verkehrsverhältnisse auf unsrer Erde in neue Bahnen zu lenken.

Hier hatte der König von Württemberg, der vom ersten Anfang an dem Grafen Zeppelin in hochherziger Weise seine nie versagende Teilnahme bewiesen und der ihn auch dann nicht im Stich gelassen hat, als sich die große Menge durch vorübergehende Mißerfolge enttäuscht abwandte, dem Grafen Grund und Boden und die Fläche des die Ufer von Manzell bespülenden Seebeckens zur Verfügung gestellt zum Beginn seines Werkes.

Nun wurde es mit einemmal lebendig in der sonst so friedlichen Bucht. Manches Schiff mit schweren Lasten wurde herbeigeschleppt; am Ufer entstanden Hütten und Schuppen. Laut tönte der Klang von Axt und Hammer durch die Stille des Waldes und über die klare Fläche des Sees hin. Im Frühjahr 1899 entstand die erste schwimmende Ballonhalle, 600 Meter vom Ufer entfernt. Sie war 140 Meter lang, 20 breit und 30 hoch und ruhte auf 95 schwimmenden Pontons; an der Spitze war sie im See verankert, damit sie sich immer mit dem Winde drehen konnte. Die erste Halle hatte bald schwer vom Sturm zu leiden, der sie zweimal, am 14. Juli 1899 und dann am 14. Februar 1900, losriß.

Diese Halle war die Geburtsstätte des ersten Zeppelinschen Luftschiffes, dessen Bau Ingenieur Kübler leitete. Am 2. Juli 1900 wurde die erste Fahrt unternommen, die insofern einen großen Erfolg bedeutete, als sie die Steuerbarkeit des Luftschiffes als hinreichend erwies, wogegen freilich seine Schnelligkeit und Festigkeit noch zu wünschen übrig ließen. Eine Verbesserung war nur denkbar, wenn es gelang, stärkere Motoren bei annähernd gleichem Gewicht zu bauen und eine größere Festigkeit des Aluminiumgerüstes zu erreichen. Da aber leider zur Ausführung weiterer Pläne die nötigen Mittel fehlten und sich

die Aktiengesellschaft für Förderung der Luftschiffahrt auflöste, mußte das erste Luftschiff nach wenig Fahrten auseinandergenommen, die erste Halle abgerissen werden.

Wäre durch ein solches Schicksal, durch den Zweifel an der Ausführbarkeit seiner Pläne, wie sie ihm hier auf allen Seiten entgegentraten, auch mancher entmutigt worden und hätte auf den Weiterbau seines Werkes verzichtet, Graf Zeppelin war ein andrer Mann. Er glaubte fest an die Möglichkeit der Durchführung seiner Pläne, er war sich voll bewußt, daß es sich hier darum handle, unübersteigbar scheinende Hindernisse zu überwinden. Aber nichts reizt den wahrhaft großen Mann, nichts spornt das wahre Genie so an, wie der Kampf, wie das schwere Ringen um den endlichen Sieg! Ihm ist es nicht um leicht zu erreichende Lorbeeren zu tun. Erarbeiten und erwerben will er sich seinen Ruhm, und sei es im allerschwersten Kampfe.

Kein Opfer war dem Grafen zu groß, keine Mühe zu schwer. Allmählich gelang es ihm auch, von neuem die Teilnahme verschiedner Kreise für sein Werk zu gewinnen. Württembergs König in nie versagender Hilfsbereitschaft genehmigte die Abhaltung einer großen staatlichen Lotterie, die dem Grafen von neuem nicht unbedeutende Mittel zur Verfügung stellte. So entstand im Sommer 1904 die feststehende Ballonhalle am Manzeller Ufer, die noch heute die Baustätte für die Luftschiffe ist, und in der auch das neuste bis zu seiner Überführung in die neue schwimmende Halle geweilt hat.

Die Oberleitung des Luftschiffbaues ging nun in die Hände des Oberingenieurs Ludwig Dürr über, der schon beim Bau des ersten Luftschiffes mitgewirkt und sich inzwischen zu einem glänzenden Konstrukteur ausgebildet hatte. Das Ende des Jahres 1905 sah dann das zweite Luftschiff entstehn, das zunächst Ende 1905 einige Aufstiege unternahm, dann aber am 17. Januar 1906 durch starken Wind über Land getrieben und zu einer Landung auf festgefrornem Boden bei Kißlegg gezwungen wurde. Ein in der Nacht losbrechender Sturm beschädigte das Luftschiff damals so schwer, daß es an Ort und Stelle auseinandergenommen werden mußte.

Aber auch dieses schwere Mißgeschick konnte den mutigen Grafen nicht von dem einmal eingeschlagnen Wege abbringen. Mit frischem Wagemut ging er an den Bau des dritten Luftschiffes, das am 9. und 10. Oktober 1906 glänzende Proben seiner Tüchtigkeit ablegte und einen deutlichen Beweis für die Vorzüge des starren Systems lieferte. Dieser bedeutende Erfolg verschaffte denn auch dem Grafen Zeppelin die Unterstützung des Deutschen Reiches, das zunächst zum Bau einer großen schwimmenden Halle einen Beitrag von einer halben Million Mark leistete, die nun inzwischen fertiggestellt und am 27. November 1907 vom Reich übernommen wurde. Auch der Herbst 1907 war sodann Zeuge einer Reihe wohlgelungner Fahrten, die die volle Lenkbarkeit des Luftschiffes nach Höhe und Seite dartaten.

Zeigte so schon das Unternehmen des Grafen ein aufsteigendes Streben bis in das Jahr 1907, so sollte das Jahr 1908 vollends glänzende Erfolge zeitigen. Seit Anfang Juni barg die große, schwimmende, am hintern Ende im See verankerte Reichshalle, die alle Drehungen des Windes mitzumachen vermag, das neuerbaute ziemlich vergrößerte Luftschiff, das zwar im allgemeinen die gleiche Konstruktion aufweist wie sein Vorgänger vom Jahre vorher. Es ist jedoch bei einer Länge von 136 und einem Durchmesser von 13 Metern nicht unwesentlich größer als das vorhergegangne. Das neue Luftschiff ist ausgerüstet mit zwei vierzylindrigen Daimlermotoren von je 105 P. S. In Rücksicht auf mehrstündige Fahrten ist der mittlere Teil des Laufgangs (des Verbindungsgangs zwischen beiden Gondeln) zu einem Aufenthaltsraum für eine Reservebesatzung oder für Fahrgäste eingerichtet; er kann ebenso wie der übrige Laufgang bei Benutzung von Hängematten auch als Schlafraum verwandt werden. Eine Neueinrichtung ist auch der das Luftschiff durchschneidende Schacht, der es ermöglicht, oben auf den Ballonkörper zu gelangen, um von hier aus astronomische Positionsbestimmungen auszuführen, die von der Gondel aus, da der große Ballonkörper den freien Ausblick nach oben behindert, seither nicht ausführbar waren. Auch waren auf Grund theoretischer Erwägungen die Einrichtungen für die Seitensteuerung gegenüber dem Luftschiff vom Jahre 1907 verändert worden.

Dieses Luftschiff begann nun im Juni dieses Jahres seine Probefahrten. Gleich der erste Aufstieg am 20. Juni zeigte, daß sich die Neuordnung der Seitensteuerung nicht bewährt hatte. Nach einer Fahrt von zwanzig Minuten ging das Luftschiff auf den Seespiegel herab. Eine vorübergehend angebrachte Veränderung brachte schon eine ganz wesentliche Besserung; bei einem zweiten Aufstieg am 23. Juni folgte das Luftschiff willig der Höhen- und Seitensteuerung und flog im ganzen zwei Stunden. Dann folgten einige Tage eifriger Arbeit in der Ballonhalle, die dazu benützt wurden, um, auf den Erfahrungen des 23. aufbauend, eine gänzlich neue Seitensteuerung einzubauen. Diese setzt sich zusammen aus einem in der Längsachse des Schiffes angebrachten eiförmigen Steuerruder, aus je zwei zwischen die am Heck des Schiffes seitwärts angebrachten Stabilitätsflächen eingebauten Steuerpaaren sowie aus einer Art von fester Rücken- und Bauchflosse, die oben und unten am Hinterteil des Luftschiffes angebracht sind. Auf diese Weise sind die wesentlichsten Elemente der Bewegungsrichtung von Fisch und von Vogel auf das Luftschiff übertragen und haben dessen unbedingt sichere Lenkbarkeit nach der Höhe wie nach der Seite zuwege gebracht.

Am 29. Juni erprobte das Luftschiff in mehrstündiger Fahrt diese neue Steuervorrichtung und erwies sich als durchaus gehorsam in der Hand seines Führers. Ermutigt durch diesen Erfolg, unternahm dann Graf Zeppelin am 1. Juli seine große, zwölfstündige Fahrt über Konstanz, Schaffhausen, Baden, Luzern, Zug, Zürich, Winterthur, Arbon, Rorschach, Bregenz, Lindau und

Friedrichshafen. Diese Fahrt wies eine solche Summe von Schwierigkeiten auf, die alle sicher und ohne irgendwelche Beschädigungen überwunden wurden, daß sie als vollgiltige Probe für die Güte und Haltbarkeit des starren Luftschiffes angesehn werden kann. Gegen widrige Winde von einer Stärke, daß der Weg oft zollweise in heißem Ringen erkämpft werden mußte, durch enge Gebirgstäler und -päße, über steile Höhen, unter gänzlich verschiednen atmosphärischen Verhältnissen bahnte sich das Luftschiff zwölf Stunden lang seinen Weg und legte in dieser Zeit eine Strecke von rund 360 Kilometern zurück, damit alle seither von lenkbaren Luftschiffen erreichten Zeiten und Wegestrecken weit hinter sich lassend.

Genügte diese glänzende Leistung für den Kenner und Fachmann vollständig, um alle Zweifel an der Leistungsfähigkeit des Zeppelinschen Luftschiffes zu zerstreuen — kam es doch nach zwölfstündiger Fahrt mit einem Benzinvorrat an, der noch zu mindestens sechs weitern Fahrtstunden gereicht hätte —, so brachte der 3. Juli dem Luftschiff die äußere Weihe, indem es dem Grafen Zeppelin vergönnt war, nacheinander den König und die Königin von Württemberg je dreiviertel Stunden über den Bodensee und über Friedrichshafen zu führen. Dieses mutige Eintreten des Königspaars für den kühnen Bezwinger der Lüfte verdient den ehrfurchtsvollen Dank aller Luftschiffer und Freunde der Luftschiffahrt, denn es ist ein glänzendes Zeichen des Vertrauens für den Grafen Zeppelin und sein Werk.

Daß bei den nach der Neufüllung des Luftschiffes am 14. und 15. Juli vorgenommnen Aufstiegen Störungen eintraten, die ein Hinausschieben des Zeitpunkts für die vom Reiche verlangte Vierundzwanzigstundenfahrt nötig gemacht haben, ist für die Weiterentwicklung des Zeppelinschen Luftschiffes ohne Bedeutung. Daß bei einem solchen Unternehmen, das auf eine erst achtjährige Probezeit zurücksehn kann, und das mit derartigen Schwierigkeiten in einem noch keineswegs völlig durchforschten Element zu kämpfen hat, häufige Störungen vorgekommen sind und auch noch oft vorkommen werden, wird keinen vorurteilsfreien Beobachter in Staunen setzen. Alle diese Störungen geben nur immer von neuem Gelegenheit zur Erkenntnis der zahllosen Schwierigkeiten, nach deren Überwindung erst sich im Laufe der Zeit eine wirkliche Betriebssicherheit wird erreichen lassen.

Daß es Graf Zeppelin in Kürze gelingen wird, vierundzwanzig Stunden lang zu fahren, daran kann man ebensowenig zweifeln, wie daß er eine glatte Landung auf festem Boden bewerkstelligen wird, oder daß er in bedeutende Höhen aufzusteigen vermag.

Graf Zeppelin hat einen wichtigen Punkt im Werdegang seines großartigen Unternehmens erreicht, einen Punkt, der nicht allein zum Rückblick, sondern auch zum Ausblick auffordert. Hier ist in kurzem die Entwicklung des starren lenkbaren Luftschiffes geschildert worden. Wenn Graf Zeppelin selbst auf die hinter ihm liegende Zeit zu sprechen kommt, wie das erst vor kurzem bei einem Feste

geschah, das er seiner treuen Arbeiterschar gab, so gedenkt er zunächst der eifrigen Mitarbeit und der treuen Anhänglichkeit, die ihm bei seinem Unternehmen immer weiter geholfen haben. Eine kleine Schar von Anhängern hat ihn nie verlassen, auch in Zeiten nicht, wo sich alle Welt von ihm abwandte. Da ist zuerst sein treuer Berater und Freund, Geheimer Regierungsrat Professor Hergesell aus Straßburg, da ist der bekannte und vielerfahrne Luftschiffer Baron von Bassus aus München, da ist sein Neffe und treuer Gehilfe, Graf Zeppelin d. J., da sind seine ausgezeichneten Konstrukteure und Ingenieure Kober und Dürr, die von der kaiserlichen Marine übernommnen Obersteuerleute Hacker und Lau. Und hinter diesen steht eine Schar von Werkmeistern, Monteuren und Arbeitern, wie sie sonst ihresgleichen sucht. Man muß diese Leute bei der Arbeit gesehn haben, um ihre hervorragende Disziplin, ihre Ruhe und Sicherheit bei allem, was sie unternehmen, bewundern zu können; man muß ihre Mußestunden mit ihnen geteilt haben, um zu sehn und zu hören, mit welcher Begeisterung sie an ihrem verehrten Meister und seinem Werke hängen, wie sie teilnehmen an seinen Erfolgen, wie sie stolz sind, mitzuarbeiten an einem solchen hochbedeutsamen Unternehmen. In schwerer Zeit hatte Graf Zeppelin seine Arbeiter einst entlassen müssen, als er die Fortsetzung seines Werkes aufs Spiel gesetzt sah. Für alle hatte er damals gesorgt, damit sie gute Stellen bekommen sollten. Als er aber von neuem rief, kamen alle, alle wieder. Mit Stolz erzählt ein jeder, wie lange er schon dem großen Werke dient. Diese alle aber hält der eine zusammen durch die Schwungkraft seines Geistes, durch seinen festen, unbeugsamen Willen, durch den nicht zu erschütternden Glauben an sein Werk, diese markige Natur, die trotz zurückgelegter siebzig Jahre mit der Leichtigkeit eines Jünglings einher schreitet, der keine Müdigkeit kennt, dessen Lampe am Arbeitstisch noch brennt, wenn ganz Friedrichshafen längst zur Ruhe gegangen ist, der aufsteht mit dem frühsten seiner Arbeiter, er der große Arbeiter, der weiß, daß Arbeit alles bedeutet, der siegreiche Bezwinger der Lüfte, der Vater, wie ihn seine Arbeiter nennen.

Und wenn wir ihn fragen, wie er sich die Zukunft seines Unternehmens denkt, so ist es eine große Reihe von Aufgaben, die er diesem zu stellen beabsichtigt. Darauf näher einzugehn, verbietet leider der zur Verfügung stehende Raum. Man muß hier nur davor warnen, der Einbildungskraft die Zügel zu sehr schießen zu lassen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das jetzt erfundne lenkbare Luftschiff im Laufe der Zeiten einen großen Umschwung in den Verkehrsverhältnissen auf unsrer Erde hervorrufen wird; diese Entwicklung wird aber wohl noch manches Jahr in Anspruch nehmen.

Nach und nach werden Luftverkehrslinien eingerichtet werden, die zuerst dem Luxusverkehr dienen und allmählich auch dem geschäftlichen Verkehr dienstbar gemacht werden, da sich die große Schnelligkeit der Beförderung bald in wertvoller Weise fühlbar machen wird. Eine bedeutende Umwälzung wird das lenkbare Luftschiff namentlich in den Händen der Heeresverwaltung hervorrufen, und zwar zunächst auf dem Gebiete der Fernaufklärung. Hier eröffnet es ganz neue

Aussichten, hier ist es von geradezu unschätzbarem Werte. Daß es auch zum Transport von kleinen Truppenmengen unter gewissen besondern taktischen und strategischen Verhältnissen hervorragende Dienste leisten kann, soll nicht bezweifelt werden; bis aber ganze Armeekorps in einer Luftflotte durch die Lüfte befördert werden können, bis dahin hat es noch gute Weile. Und ebenso verhält es sich mit der Frage des Luftschiffes als Waffe. Vorläufig ist die von ihm zu befördernde Nutzlast doch noch so gering, daß sie in der Form von Sprengmunition zwar nachhaltigen Schaden anzurichten vermag, nicht aber in Kürze schon eine völlige Umwälzung der gesamten Kriegführung zur Folge haben wird.

Daß die Weiterentwicklung der Durchquerung der Lüfte mit dem lenkbaren Luftschiff im Laufe der nächsten Jahre noch manche Überraschungen zeitigen, noch manche Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse nach sich ziehen wird, kann nicht bezweifelt werden. Immerhin mag jedoch noch manches Jahr darüber hingehn. Heute aber können wir uns freuen, daß in doch verhältnismäßig so kurzer Zeit so Großes erreicht, so Großes vollbracht worden ist, und daß es ein echter deutscher Mann von bestem Schrot und Korn ist, der all das Große geleistet hat. O. N.

Literarische Rundschau

Von Heinrich Spiero

Am 30. April ist auf seiner Herrschaft Haseldorf in Holstein Prinz Emil von Schönaich-Carolath nach langem Leiden gestorben; sein letzter Wille besagte, daß er nur von den Gliedern seiner Familie, von seinen Dienern und den Landleuten seiner Besitzung zu Grabe gebracht werden sollte, der Außenwelt gegenüber einsam und abgeschlossen, wie der verstorbne Prinz es bei allem regen Verkehr im Grunde sein Leben lang war. Seine Geburt fiel in Zeiten, denen eine ganze Reihe solcher einsamen Dichter in Deutschland entsprossen sind. Die Kinder der vierziger und der ersten fünfziger Jahre stehn zwischen den großen Realisten und den Münchnern auf der einen, den Stürmern und Drängern des jüngsten Deutschlands auf der andern Seite als eine unverbundne Reihe für sich da: Joseph Viktor Widmann (geboren 1842), Detlev von Liliencron und Friedrich Nietzsche (1844), Karl Spitteler, Ernst von Wildenbruch und Eduard Grisebach (1845), Hans Hoffmann (1848), Alberta von Puttkamer (1849), endlich, der letzte, eben Prinz Emil von Schönaich-Carolath, dessen fünfzigsten Geburtstag ich am 8. April 1902 mit ihm anbrechen sehen durfte. Aber auch nur anbrechen: denn wir (außer mir noch wenige Gäste) wurden in geschickter Weise so dirigiert, daß unsre Abreise erfolgen konnte, bevor irgendwie der Tag durch Ansprachen, Glückwünsche und dergleichen in das Gebiet allgemeiner Feierlichkeit gerückt werden mochte. Prinz Emil

von Schönaich-Carolath war — das ist nicht übertrieben — unendlich gütig; und dennoch lag eine letzte Grenze, die aber nicht etwa das blaue Blut des Aristokraten zog, zwischen ihm und allen, die sich seiner Herzensfeinheit erfreuten, mit Ausnahme der Frau und der Kinder. Und Prinz Emil von Schönaich-Carolath war ein großer Lyriker, ein weit über die meisten ragender Dichter, der aus Herzenstiefen heraus schuf; und dennoch lag ein letzter Schleier über seinen Dichtungen, durch den hindurch sich manches kaum ahnen läßt, was er empfand. Die wundervollen, merkwürdig klaren Augen des Dahingegangnen, die kein Maler je richtig getroffen hat, sahen in jeden Gast hinein, machten keinen verlegen, übten aber auch auf Neulinge in dem Hause einen bannenden, zur Stille mahnenden Einfluß; was in ihnen lebte, blieb wohl jedem im Letzten unergründbar. Und diese Augen schauen für jeden, der das Glück hatte, Carolath öfters im Leben zu begegnen, aus seinen Versen dem Leser wieder ins Gesicht — ganz mit der Klarheit und mit der Wirkung wie die Augen des Lebenden, aber auch mit jenem letzten Zuge eines uns nicht zugänglichen, geheimen Seelenlebens.

Karl Busse hat in einem schönen Nachruf auf den Prinzen gesagt, daß jeder der Dichter, die kurz nach 1870 zuerst auftraten, einen Tropfen Gift ins Blut mitbekommen hätte und diesen nie wieder ganz losgeworden wäre. Das ist ohne Zweifel richtig, wie denn auch der größte und von diesem Zusatz ganz freie Dichter, den die Kriegsepoche, die letzte heroische Zeit Deutschlands, hervorgebracht hat, Detlev von Liliencron, bezeichnenderweise erst ein Jahrzehnt nach dem Feldzuge die Quelle sprudeln ließ. In all den ältesten Liedern Carolaths können wir jenen Fremdkörper wohl durchspüren, und es ist kein Zufall, daß Heinrich Heine, dessen Nachfolge noch niemand gut bekam, mit manchem hinter den ältesten Liedern und Dichtungen des Prinzen steht, in denen vom Lande Bimini die Rede ist. Freilich nicht in leicht hinhuschenden, scheinbar von selbst fließenden Versen lebt sich die so gefärbte romantische Sehnsucht Schönaich-Carolaths aus, sondern in schwer abgleitenden Rhythmen, wie wenn die Künstlerhand jede Zeile in Marmor schreiben müßte. In der Technik nahm Carolath damals schon manches von dem voraus, was wir bei spätern Poeten unsrer Tage als selbstverständlich empfinden; wenn da von der schönen Fatthume ausgesagt wird:

Du lagst gelangweilt in den Seidenkissen,
Ringschillernd, eine halberstarrte Schlange,

wenn da von einem „Geschwirr verbuhlter Serenaden“ die Rede ist, so hören wir den Tritt einer neuen Zeit hindurch, die sich in der Prägnanz des Bildes, des einzelnen Worts langsam zu einer subjektivistischen Lyrik von hohem Reiz erziehen sollte.

Keine Liebe sättigt bis zum Grunde
Ein Herz, das Gott mit ewiger Sehnsucht schlug —

das ist das Leitwort der „Lieder an eine Verlorene“, die Carolaths erste Gabe waren. Wir erleben bei ihm eine Entwicklung von dem rauschbefangnen

Jubel unbesorgter Jugend bis zum Ekel, aber auch über den Ekel hinaus zur Läuterung, und da freilich dann auf ganz eignem Gleis zur Höhe. Dem Manne, der Ägypten und manches andre Land der Fremde farbenfroh durchzogen hatte, wird Vineta oder Julin ein noch teurerer Gegenstand der Träumerei als die Fata Morgana der Wüste. Und der innige Ton religiöser Sehnsucht, der schon früher unklar mitschwingt, ringt sich allmählich bis zu einer „Botschaft großer Feierzeit“ durch. So wird der rein persönliche Lyriker zum sozialen Novellisten und beschenkt uns in dem „Heiland der Tiere“ mit einer Erzählung von höchstem Reiz, scharf gesehen und klar hingestellt, jedes Wort getränkt mit dem Gefühl einer erbarmenden Liebe, die sich auch der Kreatur neigt. Und der fünfzig Jahre alt gewordne Poet gab dann, frei geworden von dem, was seine Jugend unruhig machte, in seinen letzten Liedern den vollen Klang seiner neuen Ideale. Nicht mehr nach Griechenküsten, sondern zur Einkehr in die Heimat seines tiefgläubigen Herzens ladet er ein:

Wir wollen vom Haupt uns streifen
Der Kränze sengenden Saum,
Das fiebernde Lustergreifen,
Den großen Griechentraum.

Wir wollen die Hand erfassen
Des Schiffsherrn von Nazareth,
Der, wenn die Sterne verblassen,
Nachtwandelnd auf Meeren geht,

Der tief in Wellen und Winden
Verlorenen Stimmen lauscht,
Um Städte wiederzufinden,
Darüber die Sündflut gerauscht,

Der aus dem brausenden Leben,
Drin unser Gut verscholl,
Versunkene Tempel heben
Und neu durchgöttern soll.

Es gibt keinen reinern und tiefern Ausklang für dieses ganz in Güte aufgegangne Menschenleben als diese wunderbar schönen Verse. Und wenn je Dichter und Mensch ganz eins waren und für den, der beide kannte, untrennbar verbunden blieben, eins gehoben durch das andre, so war dieses bei Emil von Schönaich-Carolath der Fall. Seine Scheu vor der Öffentlichkeit war mit den Jahren immer größer geworden, und mit darauf ist es wohl zurückzuführen, daß seine noch vor kurzem erschienenen „Gesammelten Werke“ (sieben Bände bei G. J. Göschen in Leipzig) so spät kamen und verhältnismäßig nicht umfangreich sind. Einen Roman, von dem er mir einmal sprach, hat er wohl nie vollendet. Seine einsame Gestalt wird bleiben, unvergeßlich denen, die ihn kannten, und seine vollendeten Gedichte sind ein unvergänglicher Besitz unsrer Kunst.

Es hält schwer, unter dem Eindruck eines solchen Hingangs zur Literatur der noch Lebenden zurückzukehren; man sucht unwillkürlich den Klang verwandter Saiten und ist glücklich, wenn man den Kammerton eines andern Dichters ähnlich empfindet. Wenn auch zwischen der Technik Carolaths und der Carl Hauptmanns Abgründe liegen, so erscheint der Abstand beider voneinander nicht gar so groß in dem, was beider Dichter Bestes ist. Denn auch Carl Hauptmann ist ein ehrlicher Gottsucher, ich möchte sagen, ein Kletterer,

der sich an steilen Abhängen müht, und dem denn auch, wie in seinem prachtvollen Drama „Moses", der Aufstieg auf eine weithin herrschende Höhe gelingt. In seinem neuen Roman „Einhart, der Lächler" (Berlin, Marquardt und Co.) ist das Gelingen nicht so groß, der Drang nicht so warm. Denn dieser Maler Einhart, dessen Seelengeschichte in oft sehr merkwürdiger äußerer Entwicklung hier erzählt wird, ist im Grunde nicht so stark und nicht so eigenartig, daß uns seine Psyche so fesseln könnte wie etwa die schlichte Mathilde in einem frühern Werk des Dichters, auf das ich hier vor Jahren hingewiesen habe (vgl. Grenzboten vom 26. Juli 1906). Carl Hauptmann ist der Pinselwurf etwas zu breit geraten, sodaß mehr noch als in ältern Dichtungen ein starker Gesamteindruck nicht erreicht wird; dafür ist freilich eine Fülle einzelner Farbenreize vorhanden. Ich liebe sonst die Parallele zwischen den beiden Brüdern nicht, weil sie sich als Dichter ziemlich fern stehn und bei einer solchen Gegenüberstellung gewöhnlich der eine gegen den andern ausgespielt wird; aber hier darf man doch an Gerhart Hauptmanns Künstlergestalten, insbesondre an Michael und Arnold Kramer erinnern, vielleicht auch an seinen Meister Heinrich. Ihnen fehlt auch das scharfe Profil, ihr Bild hinterläßt aber in uns eine Reihe feiner, künstlerischer Eindrücke. „Einhart, der Lächler" ist ein etwas lässig geschriebnes, gutes, nur eben nicht sehr starkes Buch. Was es aus der Masse hervorhebt, ist, wie eigentlich bei beiden Hauptmanns immer, die Echtheit der menschlichen Zeichnung, in der so gar nichts Konstruiertes liegt. (Ich sehe dabei natürlich von unreifern Jugendwerken ab.)

Wie konstruiert wirkt gegenüber diesem Leben der neue Roman von Felix Hollaender „Charlotte Adutti, ein Buch der Liebe" (Berlin, Dr. Wedekind und Co.). Ich erinnere mich noch deutlich des Eindrucks, den Hollaenders ohne Zweifel bestes Werk „Der Weg des Thomas Truck" in mir hinterließ. Ich hatte es, besonders da ich in den Jahren, die das Buch umfaßt, in Berlin lebte, mit großem Interesse gelesen und empfand einen ehrlichen Respekt vor der Bezwingung des großen Stoffs, nahm auch Anteil an vielen der darin geschilderten Personen. Je weiter ich mich aber von dem Werk entfernte, um so gezwungner erschien mir alles, und wenn ich es später wieder in die Hand nahm, so freute ich mich zwar mancher gut gegebnen Szene, aber ein warmes Verhältnis zu den darin auftretenden Menschen wollte sich nicht wieder einstellen; es war eben alles darin zu sehr gewollt, zu wenig geschöpft. Bei dem neuen Buch liegt der Fall schlimmer, weil es als Arbeit viel weniger bedeutet. Auf Schritt und Tritt empfinde ich hier die unnatürliche Zeichnung, die dem Leben fern steht, und aus der heraus ich keinen lebendigen Eindruck gewinnen kann. Felix Hollaender hat in einer Selbstanzeige zu dem Buche geschrieben: „Ich habe darüber seelische Aufschlüsse zu geben versucht, daß eine gerade gewachsene Frau ebenso entschlossen fremde Erkenntnisse ablehnt, wie sie mit alten Begriffen von Schuld und

Vergehen aufräumt." Natürlich läßt sich etwas derartiges auch in einer Dichtung zeigen, nur empfinde ich nicht, daß diese Auseinandersetzung des Zwecks gerade die Sprache eines Dichters ist. Und so sind denn die Gestalten des Buches wirklich mehr Aufschlüsse, Paradigmen für Theorien als Menschen.

Das Gegenteil gilt von Eva Lotting, einer talentvollen Schriftstellerin, die zum erstenmal mit einer Erzählung auftritt. Sie bringt für ihre Geschichte „Das bockige Alma" (Mannheim, J. Bensheimer) eine seltne und erfreuliche Gabe mit: Humor. Die Geschichte dieses späten Mädchens, dieses bockigen Almas, ist im Grunde eintönig, aber die außerordentliche Schärfe und Wahrheit der Schilderung, die überall ein oft grotesker Humor durchleuchtet, bringt darüber durchaus hinweg. Es sind noch allerlei unnötige Kanten und Ecken vorhanden, aber die Frische des Talents läßt eine fröhliche Entwicklung erwarten.

Die neuen Novellen von Max Grad „Lebensspiele" (Berlin, Egon Fleischel und Co.) machen einen nicht recht warm; hier fehlt nicht nur die Originalität, die etwa Eva Lotting für sich hat, und ihr echter Humor, sondern es fehlt auch jene Wärme und lebensnahe Menschenkenntnis, die das ältere Buch derselben Verfasserin, Max Grads „Der Lattenhofer Sepp" (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1899) auszeichnete. Ich habe dieses Buch gelegentlich des neuen wieder vorgenommen und darin vieles Hübsche und Feine, vor allem Einfachere und Lebensvollere gefunden als in dem neuen. Ja manches im „Lattenhofer Sepp" entbehrt nicht einer gewissen Größe in der Schilderung.

Den Falken freilich, den Paul Heyse als das unerläßliche Zeichen der echten Novelle betrachtet, haben einstweilen weder Eva Lotting noch Max Grad eingefangen. Wie Paul Heyse selbst mit unermüdeter Hand noch sein Metier (Fontanes Lieblingsausdruck) meistert, lehrt sein außerordentlich interessantes und feines neues Buch „Menschen und Schicksale" (Stuttgart, Cotta). Die Grenzbotenleser haben nun schon mehr als einmal von mir Heyses Stil rühmen hören, und dennoch kann ich auch heute wieder nicht anders, als zuerst hervorheben, wie wohltuend dieser kristallklare Bau jeder Erzählung, jedes Satzes wirkt. Diesesmal nennt der Dichter seine zum Teil offenbar wirklich nur der Erinnerung entnommnen Geschichten „Charakterbilder", und er reiht nun auf knappem Raum dreizehn Schicksale aneinander, von denen uns keines kalt lassen kann, von denen aber das eine oder das andre uns mit der Kunst der besten Heysischen Novellen ans Herz rührt. Vielleicht die feinste dieser kleinen Gaben ist die Erzählung von „Lottchen Täppe", einer kleinen, durch ein Unglück verkrümmten Jugendfreundin von Heyses Mutter; wir glauben, die alte Dame in ihrem Dachstübchen an der Stechbahn zu Berlin vor uns zu sehen, und empfinden den jähen Abschluß ihres Geschicks mit all der Trauer, die der Erzähler im rückblickenden Gedenken noch einmal aufsteigen fühlt. Und nächstdem dürfte „Ein Menschenfeind" den Preis verdienen, auch offenbar eine

Erzählung, die von einer Lebenserfahrung genährt ist und uns wie das Leben selbst in ihrem kleinen Rahmen noch einmal anspricht.

An Heyses Buch seien die neuen des Altersgenossen Wilhelm Raabe und des Freundes Adolf Wilbrandt gleich angeschlossen; es sind freilich nur neue Sammlungen älterer Werke. Raabes „Halb Mär, halb mehr" (Berlin, G. Grote) bringt eine Reihe von Erzählungen, Skizzen und Schnurren noch einmal zum Abdruck, die bisher nur in einer längst vergriffnen Ausgabe vorhanden waren, darunter die vortreffliche Geschichte „Der Student von Wittenberg", die in den gesammelten Erzählungen nicht enthalten ist; Wilbrandts Buch „Dämonen und andere Geschichten" (Stuttgart, Cotta) vereinigt einige Arbeiten des Dichters aus ältern Jahren, mit Ausnahme der letzten allerdings recht schwächliche Werke. Nur das „Märchen vom ersten Menschen" hat wirklichen dämonischen Reiz und zieht uns mit unwiderstehlicher Kraft in ein halb phantastisches, halb als wahr genommnes Geschehn hinein, aus dem entronnen, wir uns mühsam, wie nach einem schweren Traum, wieder in der Welt zurechtfinden.

Ein feiner, stiller und eigenartiger Roman ist das neue Buch von Siegfried Trebitsch „Das Haus am Abhang" (Berlin, S. Fischer). Die Geschichte eines jungen Arztes, der ohne Schuld als Verführer einer jungen Patientin erscheint, ist mit großer Keuschheit erzählt und von vornherein bewußt, aber unaufdringlich in den Ton einer unentrinnbaren Tragik getaucht. Mit einer Sprache, die immer voll feiner Resignation steckt, ist die im Grunde einfache Geschichte bis zu dem Tode der beiden durch eine jähe Stunde vereinten Menschen erzählt, und dennoch übt das Buch auch den Reiz einer gar nicht sensationellen, feinen Spannung aus, in der jede eingefügte Episode mit Recht nur als zum Kern der Sache gehörend empfunden wird. Es ist ein Buch, wie es in seiner Art in Österreich noch immer wieder geschrieben wird, verwandt Schnitzlers besten Erzählungen, und auch nicht ohne einen Hauch der Verwandtschaft mit dem heute am meisten bekannten jüngern Dichter Österreichs, mit Hugo von Hofmannsthal. Nur eben, daß wir Hofmannsthal doch als lebensfremder und lebensferner empfinden, selbst da, wo wir den Glanz seiner Verse und die Schönheit seiner Bilder bewundern. Es gehört heute schon ein kleines Studium dazu, sich in den verschiednen Pseudonymen Hofmannsthals und in den verschiednen Ausgaben seiner Werke zurechtzufinden. So glaube ich auch nicht, daß die vier kleinen Dichtungen, die (im Insel-Verlage zu Leipzig) jüngst von ihm erschienen sind, alle neu sind. Das eine Zwischenspiel „Der weiße Fächer" ist in einer prachtvollen Ausgabe mit Holzschnitten von Edward Gordon Craig herausgekommen. Das andre Bändchen enthält drei Vorspiele: „Prolog für ein Puppentheater", ein „Vorspiel zur Antigone des Sophokles" und einen ganz prächtigen „Prolog zur Lysistrata des Aristophanes". Die feinen Paradoxe dieses letzten Prologs sind hübsch geschliffen, und man kann sie sich ohne weiteres durch den Dramaturgen vor dem Vorhang gesprochen als reizvoll wirksam denken. „Ich — lassen Sie mich gestehn — ich liebe das

Theater nicht. Es verdirbt mir zu oft meine Träume. Jedenfalls habe ich eine nicht abzuleugnende Schwäche für die Schauspieler. Ein Etwas berauscht mich an ihnen: daß sie alles in die Gewalt der Gegenwart bringen wollen. Sie sind entzückende Überschätzer des Augenblicks. Sie besitzen nicht die geringste Perspektive in die Vergangenheit. Dieses haben sie mit den Kindern gemein und mit den Griechen.... Ich ließ mich zu ihrem Sprecher machen und will es nur gestehn, daß sie mich, den sie den Pedanten nennen, herausgeschickt haben, weil ihnen nun doch angst wird vor den dritthalb Jahrtausend, die ihre unbedenkliche Phantasie übersprungen hat, als wäre es ein dritthalb Schuh breiter Graben." Jedenfalls geben diese vier Spiele, von denen auch der feine „Weiße Fächer" nach des Dichters Wunsch nicht mehr bringen soll, „als was ein bunter Augenblick umschließt" — jedenfalls geben diese kleinen Dichtungen einen Begriff davon, welchen Reichtum innerhalb ihres verhältnismäßig engen Gebiets Hofmannsthals Kunst umschließt. Ich kann diese Kunst nicht groß und, wie ich es eben sagte, den Kreis des Dichters nicht weit finden, aber man wird auch ihn als eine besondre und keineswegs nur künstliche Erscheinung aufzufassen und zu würdigen haben, auch da, wo man im Grunde andres liebt. Man muß nur durch die nicht wegzuleugnende Prätentiösität des Dichters und seiner lautesten Verehrer dringen und dann mit bescheidnerem Maßstabe abmessen, was Hofmannsthal kann.

Zum Schluß sei auf drei Bücher hingewiesen, deren nähere Charakterisierung überflüssig ist. Ricarda Huch hat zu ihrem Roman „Die Verteidigung Roms", dem ersten Teil der Geschichten von Garibaldi, den zweiten Teil unter dem Titel „Der Kampf um Rom" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) erscheinen lassen. Ich habe das erste Buch hier (am 22. November 1906) ausführlich besprochen und kann mich deshalb damit begnügen, auf diese im Stil genau dem ersten Werke folgende Fortsetzung hinzuweisen. — Von dem bekannten trefflichen Roman von August Sperl „Die Söhne des Herrn Budiwoi" ist (bei C. H. Beck, München) eine billigere Volksausgabe erschienen, die in ihrer vorzüglichen Ausstattung das bekannte Werk hoffentlich noch zu vielen Lesern, besonders auch zu jungen, bringt. — Endlich hat Ernst von Wolzogen (bei F. Fontane und Co., Berlin) ein Erntebuch „Ansichten und Aussichten" erscheinen lassen, worin er eine Reihe früher veröffentlichter Studien über Musik, Literatur und Theater zusammenfaßt. Mit Recht wehrt er sich energisch dagegen, daß man ihm auch bei der Würdigung seiner literarischen Arbeiten immer und immer wieder das ohne sein Verschulden heruntergekommne und dann verschwundne Überbrettl anhängt, dessen Geschichte er sehr amüsant erzählt. Und wer den flotten, humorbegabten Erzähler manches hübschen Romans, den sichern Bühnenschilderer des „Lumpengesindels" kennt und schätzt, wird an vielen der hier noch einmal veröffentlichten Aufsätze seine Freude haben. Sie sind übrigens auch rein als historisches Material zum Teil sehr wichtig, und ich erwähne da besonders den an Erinnerungen reichen, ganz vortrefflichen Aufsatz „Vom alten

und neuen Weimar". Wolzogen knüpft in ihm an die Eröffnung des neuen Hoftheaters in Weimar an, dieses technisch und ästhetisch gleich vollendeten Bühnenhauses. Wer die schöne und in dem Weimarer Milieu besonders ergreifende Stunde der Eröffnung miterleben durfte, wird doppelt gern diesen Artikel lesen.

Oberlehrer Hauk

Roman von Bernt Lie. Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann

1. Hauk Opseth

In einem Portal von schimmerndem Golde war sie ihm entgegengetreten.

Das Haar glatt über der Stirn gescheitelt, schlank und groß in dem schwarzen Kleide, wie jemand, an dem nichts von dem Schmutz dieser Welt haften kann, so kam sie ihm unter dem hängenden Goldregen im Garten entgegen.

Und so in dem goldnen Rahmen von Sonnenschein, das fühlte er in diesem Augenblick tief und feierlich, so würde sie sein lebelang vor seinen Augen und in seinen Gedanken stehn.

Juliane Hage!

Der Name formte sich wie ein faltenreiches Gewand plastisch um ihre Gestalt.

Juliane Hage!

Ihr Blick war ernst und ruhig, ihr Lächeln schwach aber sanft, vielleicht ein wenig müde oder fern, als habe sie — um ihn, der den Kiesweg hinaufkam, freundlich zu begrüßen — nicht ohne Schmerzen ihre tiefgefesselten Gedanken von dem Buch da drinnen in der Laube losgerissen.

Juliane Hage!

Wie harmonisch trat ihm nicht diese edle Frauengestalt als Professor Hages Tochter in dem Bilde entgegen, das er sich von dem Professor selbst, von seinem Leben und seinem Heim gebildet hatte! Und gerade in dem reichen, sonnendurchfluteten Garten, so fern hinter seinem weißen Gitter, wie eine Welt für sich inmitten des geschäftigen Alltaglebens. Obstbäume, alte Linden, Blutbuchen und blütenschwere Fliederbüsche, im Hintergrunde das niedrige hölzerne Haus mit seiner Veranda und den weitgeöffneten Türen, so still, so still ...

Juliane Hage!

Wunderbar, klar wie eine Vision sah er sein ganzes Leben vor sich, aufwärtsführend wie ein aufsteigender Weg, aufwärts zu der Höhe, die er ja niemals erreichen würde, die ihm aber von diesem Tage an bis zu seinem Tode das Ziel sein sollte, dem er entgegenstrebte, die Anhöhe, auf der ein Tempel errichtet war mit weißen Säulen, worin sie, Professor Hages schöne Tochter, als Vestalin das heilige Feuer hütete.

Juliane Hage!

Aber er war hungrig, war plötzlich ganz schrecklich hungrig! Madam Rasmussen hatte schon vor langer Zeit die warmen Kartoffeln hereingebracht und an dem einen Ende des Tisches aufgedeckt.

Aus der Schiffskiste holte er Brot und Butter. Drinnen im Alkoven stand die Heringstonne; er mußte sie ans Licht tragen, um zu sehen, es waren so viele darunter, die ranzig geworden waren.

Während er zwischen den Heringen herumsuchte, mußte er an seine Mutter denken — wenn die dies erfuhr! Er wollte gleich heute an den Pfarrer schreiben und ihn bitten, ihr die Nachricht zu überbringen. Traurig war es ja, daß er diesen Sommer nicht nach Hause kam. Aber welch eine Nachricht!

Wenn er den Sommer über in der Stadt bleiben würde, mußte er sie übrigens bitten, ein neues Faß zu schicken. Diese Heringe waren bald keine menschliche Nahrung mehr.

Entschlossen setzte er die Tonne in den Alkoven, holte die Geldbörse heraus und zählte nach. Ei was! An einem solchen Tage konnte man sich wohl ein bißchen gutes Essen leisten!

Bald stand er unten in dem Kellergeschäft von Mamsell Ilseng auf der andern Seite der Straße und wählte unter den Gerichten auf dem Ladentisch.

Sie haben wohl heute Ihren Herrn Freund bei sich? fragte Mamsell Ilseng.

Nein, der ist gar nicht in der Stadt.

Ich habe gerade etwas von ihm in der Zeitung gelesen, und da dacht ich ...

Nein, mein Freund, der Dichter, ist auf dem Lande.

Ein ungemein appetitlicher junger Mann, sagte Mamsell Ilseng. Und nun wollen Sie wohl auch bald weg, Herr Opseth, weg von uns!

Nein, ach nein. Daraus wird wohl nichts. Ich werde wohl den ganzen Sommer meinen Gang hier zum Laden haben.

Aber das ist ja erfreulich zu hören! Es wird ja so still hier in dieser Zeit! Aber für Sie selbst ist es wohl eine Enttäuschung, denke ich mir?

Ach nein, doch nicht. Doch eigentlich nicht. Ich denke, ich nehme sechs von den Frikandellen, Mamsell Ilseng! Es gibt ja sechs für vierzehn Schilling? Ach nein, dies ist im Grunde eine Freude, dies. Ich habe heute eine Anstellung bekommen.

Nein, ist das möglich? Da will ich von Herzen glückwünschen!

Danke. Ja sehen Sie, dies sollte so eine Art Festmahlzeit sein ...

Ganz natürlich bei einer so erfreulichen Veranlassung! Darf man vielleicht fragen, was für eine Art Stellung ...

Es ist eine wissenschaftliche ...

Ja, natürlich! Und vermutlich mit einem schönen Gehalt?

Ach ja, ich kann gar nicht klagen. Aber das beste dabei ist, daß ich hinaus komme. Zum Herbst soll ich in Rom Sekretär bei Professor Hage werden. Sie wissen wohl, unser großer Sprachprofessor und Historiker ...

Was, Rom sagen Sie! Aber haben Sie auch jemand, der Ihnen diese Frikandellen aufwärmt, Herr Opseth? Denn sie sind ja kalt!

Das macht nichts!

Aber nein, nein, das dürfen Sie nicht sagen, sie kommen erst zu ihrem Recht, wenn sie warm angerichtet werden! Und dann die Sauce ...

Als der Kandidat über die Straße nach Hause eilte, trug er die Frikandellen dampfend warm in einer Deckelschüssel, die ihm Mamsell Ilseng geliehen hatte. Dazu in der Tasche seiner Jacke eine Flasche bayrisches Bier. Sehr gespannt war er nun, ob Madam Rasmussens Kartoffeln wohl ganz kalt geworden waren....

Aber sie waren nicht so ganz übel.

Nach beendeter Mahlzeit stopfte er seine Pfeife und setzte sich in den Schaukelstuhl. Er nippte an dem Rest des guten Bieres, während er seinen Augen einen Genuß bereitete, indem er sie abwechselnd die beiden kostbaren Schätze betrachten

ließ, die er hervorgeholt hatte. Aus der Brusttasche des Staatsrocks den Brief von Professor Hage auf blankem, steifem Papier:

Herrn cand. phil. Opseth!

Es würde mir lieb sein, wenn ich Sie morgen, Sonnabend zwölf Uhr, in meinem Hause sehen könnte, da ich eine Frage von Interesse für Sie und mich selbst an Sie richten möchte.

Verbindlichst

Dr. Julius Hage.

Und von dem Bücherbrett herunter die Zeitschrift, in der seine Abhandlung gedruckt war.

„Cajus Flaminius. Eine Studie aus Rom während des zweiten Punischen Krieges. Von H. Hauk Opseth, cand. phil.“

Er blätterte in dem Heft, verweilte flüchtig bei diesem oder jenem Satz. War es nicht wirklich wunderbar! So viel Kummer und Unannehmlichkeiten er von dieser Abhandlung gehabt hatte, sie hatte doch schließlich sein Glück begründet!

Er hatte so große Gedanken bei dieser Arbeit gehabt, viele Jahre lang; ja, eigentlich von seiner Seminarzeit an, als er eine so brennende Liebe, konnte er wohl sagen, zu Hannibal faßte. Gewissermaßen war seine Lebensbahn auf dem großen Karthager begründet; die eifrigen Nachforschungen nach ihm in allen Quellen, die er damals hatte auftreiben können, hatten ihn von Anfang an auf das hingeführt, was er jetzt sein Fach nennen konnte. Später auf dem Gymnasium und in den Studentenjahren, wie hatte er den arbeitsvollen Tagen die paar Stunden abgerungen, um sich in Ruhe den semitischen Studien, Hellas und Rom widmen zu können! Und das Ziel war das große Werk: „Die Barkiden in Karthago“.

Aber als er älter wurde und weiter gelangte, fingen die Zweifel und die Furcht an von allen Seiten hereinzusickern: er würde der Sache nicht gewachsen sein. Und er hatte mit den Zweifeln und der Furcht gekämpft und sich tiefer und tiefer und tiefer in den gewaltigen Stoff hineingegraben, der dadurch nur um so mehr anschwoll. Aber dann erwuchs seinem stolzen Plan ein neuer Feind. Sein Interesse wurde mehr und mehr gefesselt von dem, was ihm auf dem Wege zum Ziel begegnete. Und das Ziel selber verblaßte für ihn. Auch hiergegen hatte er tapfer gekämpft — aber vergeblich. Es war, als zöge ihn eine Macht fort von der semitischen Stadt an der Küste Nordafrikas und gen Norden nach Rom und Italia. Er empfand es selbst als einen Schmerz, als einen Verrat an seinem Helden, dem Manne von Spanien, den Alpen und Cannä; er liebte ihn noch, ja vielleicht noch heißer als früher, als er erkennen mußte, daß er nicht imstande war, das große Werk über sein Schicksal aufzubauen: er hatte ein Gefühl, als füge er eine neue Ungerechtigkeit der Reihe von Ungerechtigkeiten hinzu, die der historische Weltwille auf die mächtige, tragische Gestalt gehäuft hatte.

Aber es wurde ihm immer unmöglicher. Und als er nun um die Weihnachtszeit dieses kleine Bruchstück über Rom an die Zeitschrift abgeliefert hatte, um sich ein wenig Geld zu Weihnachten zu verschaffen, da hatte er eigentlich das Todesurteil über seinen alten Jugendtraum gefällt.

War ihm dies im innersten Innern ein Kummer gewesen, so gereichte es ihm nun zu geringem Trost, seinen Cajus Flaminius gedruckt zu sehen. Er hatte immer gehört, namentlich von seinem Freund, dem Dichter, welche Wonne es sei, sich zum erstenmal gedruckt zu sehen. Es war im Gegenteil für ihn eine tiefe und niederschlagende Enttäuschung. Erst jetzt schwarz auf weiß sah er, wie schändlich er seine ganze Darstellung verflacht und verwässert hatte, weil er sie aus ihrem großen, stolzen Rahmen hatte herausreißen müssen. Der ganze weite, schimmernde Horizont über Land und Meer zwischen den Alpen und dem Atlas war eingeschrumpft, aller

Mut und alle Kühnheit, im Widerspruch mit der alten Auffassung und in der Darstellung einer neuen, waren jetzt dahingewelkt und verschwunden —! Er schämte sich ganz einfach dieses kleinen, zierlichen Abiturientenaufsatzes. . . .

Und dann war es doch diese Abhandlung gewesen, die in „hervorragendem Grade" Professor Hages Aufmerksamkeit erregt hatte!

Ich habe Ihre kleine Abhandlung mit lebhaftem Interesse gelesen. Sie haben viel Arbeit darin niedergelegt, mein junger Freund! Sie sind im Besitz einer in die Augen fallenden historischen Phantasie, vielleicht einer reichlich lebhaften Phantasie. Einen Teil der zu großen Kühnheit, wohl gar Rücksichtslosigkeit schreibe ich getrost auf Rechnung Ihrer Jugend. Aber Sie haben Methode, Herr Opseth! Eine ausgeprägte, wissenschaftliche Methode!

Vor sich auf dem mächtigen Arbeitstisch hatte der Professor das Heft liegen, das Elfenbeinmesser bei Cajus Flaminius hineingesteckt, und er hatte ein paar Einzelheiten zitiert und erörtert. . . .

Schon Ihr Examen im vergangnen Jahre ließ ja Ihren Namen unter dem jungen Nachwuchs in den Vordergrund treten. Aber diese kleine Arbeit hier ist für mich ganz entscheidend. Wie Sie wissen, gehe ich wieder auf ein paar Jahre nach Rom. Man hat mir ein Stipendium zur Verfügung gestellt als Gehalt für einen Sekretär und Gehilfen. Das ist es, was ich Ihnen jetzt anbieten möchte, Herr Opseth!

* * *

Ein Erlebnis, wie dies heute, die Überraschung, die Gemütsbewegung — das griff an. Er fühlte jetzt, wie überwältigt, wie müde er war. Einen Anteil daran hatte am Ende auch die kräftige Mahlzeit — und das Bier.

Ein Wendepunkt in seinem Leben war dieser Vormittag gewesen. Von dem Augenblick an, wo er klopfenden Herzens, ohne zu ahnen, was ihm bevorstand, durch die Gartenpforte schritt. Als er zwei Stunden später wieder durch dieselbe Pforte ging und sie hinter sich schloß, war es ihm, als bliebe seine Seele, sein wirkliches Wesen eigentlich da drinnen — und zwar für immer!

In einem Portal von schimmernden Golde . . .

Juliane Hage!

Wenn Kandidat Hauk Opseth schlief, schnarchte er mächtig. Sein Freund, der Dichter, behauptete, es seien die Eismeerstürme seiner heimischen Küste, die im Schlafe sein unbewußtes Seelenleben beherrschten und durch seinen Körper tobten und rasten.

* * *

Man erzählte von Professor Hage, daß auch er bettelarm begonnen habe. Sein Vater war Pedell an einem Gymnasium gewesen. Und dann hatte er sich von der Kellerwohnung durch sämtliche Stockwerke der Schule emporgearbeitet.

Es mußte sonderbar sein, so weit zu kommen! So wie jetzt hoch und fern über allen Sorgen des Lebens da zu sitzen in edler Sicherheit. Ruhig und geborgen, heimisch in den höchsten Gesellschaftsklassen, ohne daß man ihm etwas von dem Pedellen oder der Mühe und Not vergangner Zeiten anmerkte!

Ob er wohl jemals zurückdachte? Oder sich überhaupt daran erinnerte? Wohl kaum. Professor Hage war ja nun heimisch in diesem Leben, das sein ganzes Wesen umfriedigt, ihn in sich aufgenommen und sicherlich längst ausgelöscht hatte, was durchkämpft war.

Man begriff das hier in seinem Heim, in diesem traulichen eignen Hause, wo alles stand, wie es seit Jahrhunderten gestanden hatte und von nichts als von Reichtum und Ruhe wußte. Und obwohl der Professor jetzt abwesend war, hatte man doch immer ein Gefühl, als sei er gegenwärtig. Als sei der stattliche Herr, ehe er von dannen

gereist war, von einem Zimmer zum andern gewandert mit seiner ergrauenden Mähne, dem vollen, glattrasierten Gesicht, in kurzem, schwarzem Rock und weißem Schlips, und habe mit der vom Katheder her wohlbekannten Handbewegung in einem jeden Raum Halt gemacht und jedem Gegenstande, Stühlen, Tischen, Wänden, befohlen, sich sein Bild einzuprägen und es getreulich zu bewahren, bis er zurückkehren würde!

Und Fräulein Juliane ging dadrinnen umher und wischte Staub und begoß die Blumen; ihre Aufgabe war es nur, zu bewahren und zu überwachen, so wenig wie man ihr lautloses Walten hörte, so wenig hinterließ sie irgendeine Spur, wie sie in dem schwarzen, glatten Kleide durch die Zimmer glitt. . . .

Da war zuerst der große Salon hinter der Veranda mit den mächtigen Lehnstühlen, den langherabhängenden Plüschtischdecken, dem Kronleuchter unter der Decke und den Wänden voller Gemälde. Dann an der einen Seite das pompejanische Kabinett mit den Fresken an den Wänden und im übrigen angefüllt mit allerlei Antiquitäten, Bronzelampen, Urnen und Vasen, kleinen Statuetten, Büsten und Reliefs, alles echte Sachen aus Italien und Griechenland, beinahe ein kleines Museum.

Auf der andern Seite des Salons lag das Boudoir der Frau Professor. Das hatte jetzt drei Jahre so gestanden, wie an dem Tage, als die Frau des Hauses gestorben war. Am Fenster ein blankpolierter Mahagoninähtisch mit grünseidnem Beutel darunter; in der Ecke ein kleines, altmodisches Piano und darüber an der Wand zwei Bilder in ovalen, goldnen Rahmen, ein Offizier aus Friedrichs des Sechsten Zeit und seine Gemahlin.

Frau Professor Hage war von Geburt dänisch gewesen, aus sehr vornehmer, aber armer Familie. Sie war hier im Lande als eine Art Pflegetochter des alten Stiftamtmanns Risting aufgewachsen.

Aber hinter dem pompejanischen Boudoir lag des Hauses Kern und feste Burg, des Professors Arbeitszimmer und Bibliothek, eigentlich zwei Zimmer, aber ohne eine ganze Wand dazwischen. Hier gab es nichts außer dem mächtigen, mit grünem Tuch überzognen Schreibtisch und dann Bücher. Bücher an allen Wänden und Bücher bis unter die Decke, Bücher in doppelten Reihen auf beweglichen Borten, auf hängenden Borten, Professor Hages im ganzen Lande bekannte Bibliothek. Den einzigen Schmuck bildete ein Pastellgemälde seiner Frau mit dem Namen des Malers und aus Rom datiert mit einer Jahreszahl, die weit zurücklag; aber die Bücherborte rings umher waren gewachsen, sodaß es nun in einer tiefen Nische hing, in die das Tageslicht nur spärlich hineindrang. So war es übrigens mit dem ganzen großen Zimmer; es lag in einer halbdunkeln Tiefe von massiv zusammengeschloßnen Bücherrücken. . . .

Hauk Opseth saß in des Professors großem Lederstuhl am Schreibtisch und legte seine Papiere von der Morgenarbeit zusammen. Während der Sommermonate, in denen der Professor draußen an der See wohnte und badete, hatte er den Auftrag erhalten, die vorbereitenden Arbeiten des Professors für den kommenden Winter in Rom durchzusehn — teils um sich selbst mit dem Stoff vertraut zu machen, teils auch um zu ordnen und allerlei abzuschreiben. Das war eine schwere Arbeit. Er kam am Morgen, ging des Mittags nach Hause und kam oft noch am Nachmittag wieder. Für diesen Vormittag war er fertig und legte sich in den bequemen Stuhl zurück.

. . . Ach nein, Professor Hage war jeglicher Art früherer Armut weit entrückt, war in eine ganz andre Daseinsform hinüberversetzt wie in eine neue geologische Periode. Und es war ganz wunderbar, daß man so aus seinem Gedächtnis Jahre und Tage, Tage und Jahre auszulöschen vermochte. . . .!

Wäre es nun nicht so peinlich gewesen, sich gleich im Anfang als der arme Schlucker vorzustellen, so hätte er an den Professor geschrieben und ihn um ein paar Taler Vorschuß auf das Stipendium hin gebeten. Hier vergingen Wochen in angestrengter Arbeit vom Morgen bis zum Abend, und es war kein Schilling zu

verdienen oder zu borgen, da die Stadt um diese Zeit völlig leer von Bekannten war. Es war noch ein Glück, daß die gute Mamsell Ilseng so lange Kredit gab.

Das schlimmste war, daß er so sonderbar müde wurde, sogar mitten am hellen Tage: das kam zweifellos davon, daß er kein ordentliches Essen in den Leib bekam. So zum Beispiel jetzt, wo er hier saß und sich kaum vom Stuhl zu erheben vermochte....

Und durch die offnen Türen in dem stillen, leeren Hause stahl sich der lieblichste Duft von gebratnem Beefsteak aus der Küche her zu ihm hinein. Das war Fräuleins Julianes Mittagessen. Gestern waren es Kohl und Hammelfleisch gewesen. Vorgestern Fisch — nein Fisch, das war am Montag gewesen! Vorgestern hatte er nichts riechen können, wahrscheinlich hatte sie da von dem Schinken gegessen, mit dem er das Mädchen von der Vorratskammer hatte vorübergehn sehn.

Anfangs hatte er Fräulein Juliane kaum gesehn, sie nur so eben begrüßt, wenn er kam und ging, oft nicht einmal das. Aber neulich hier im Salon hatte sie sich auf eine Unterhaltung mit ihm eingelassen und ihm das Haus gezeigt. Ja, ein paarmal hatte sie sich seither in der Bibliothek zu schaffen gemacht. Gestern hatte er ihr behilflich sein müssen, ein Buch zu finden. Bischof Martensens Ethik wollte sie haben. Sie hatte es schon früher gelesen, aber ihr war eine Frage eingefallen, deren Beantwortung sie gern bei Martensen finden wollte.

Sie las offenbar sehr viel und war eine ungewöhnlich gebildete und ernste Dame.

Aber er mußte weg.

Er ging durch die leeren Zimmer, über die Veranda und in den sonnendurchglühten Garten hinab. Aus der Laube mit dem jetzt verblühten Goldregen kam ihm Fräulein Juliane entgegen. Ihre Schönheit wurde heute durch eine feine Wärme der Wangen erhöht, und wie sie ihm zulächelte, lag ein Glanz in ihren großen, hellblauen Augen.

Sind Sie für heute fertig? fragte sie freundlich.

Ach nein, wenn ich fertig werden will, bis der Herr Professor wiederkommt, muß ich alle Zeit verwenden, die ich habe.

Sie arbeiten also heute nachmittag weiter?

Ja, ich bin wohl dazu gezwungen.

Ich hatte daran gedacht, Sie zu fragen, Herr Opseth, ob Sie vielleicht heute hier bei mir mit dem Mittagessen fürliebnehmen wollen? Dann brauchen Sie den langen Weg nicht zu machen, dachte ich.

Vielen Dank, gnädiges Fräulein, aber ...

Es ist vielleicht kühn von einer einzelnen Dame, sagte sie mit einem leisen Anflug von Schelmerei, einen Herrn so einzuladen, aber wir sind hier ja jeden Tag zusammen.

Ja, das sind wir.

Ich habe gründlich darüber nachgedacht, fügte sie ernsthaft hinzu, und ich bin ganz sicher, daß mein Vater nichts dagegen haben würde.

Aber es ist Unrecht, daß Sie sich meinetwegen Umstände machen wollen, gnädiges Fräulein.

Ach nein, es sind gar keine Umstände. Ich, die daran gewöhnt bin, das ganze Haus voll zu haben! Ich lasse nur ein Gedeck mehr auflegen. Sie ging ins Haus hinauf. Er blieb im Garten stehn, lächelnd. Sie strahlte vor Güte! Und so lieb hatte sie an seinen langen Weg gedacht. Es lag über ihr diese bezaubernde Mischung von ruhigem, reifem Ernst und feiner Schelmerei und dazu das rein kindliche, unschuldsvolle Verhältnis zum Vater.

Er schlenderte umher und wartete. Er lugte in die Laube hinein.

Auf dem Tisch dadrinnen lag ihr Buch aufgeschlagen. Es war nicht Martensen. Es war ein geheftetes Buch mit gelbem Papierumschlag. Er ging hinein und beugte

sich darüber. Es war ein französischer Roman. Er las einige Zeilen, las hastig weiter, die halbe Seite hinunter — und fühlte, daß er dunkelrot wurde.

Ein Strom von brennenden Liebesworten — Monsieur Victor in Madames Boudoir — um Mitternacht — alle im Schlosse schliefen — sie wehrte sich — er drang in sie — sie flehte, beschwor ihn — der Gatte war nicht weit — Monsieur Victor flüsterte Feuergluten — und sie gab nach — gab nach — nach ...

Wie ein ertappter Dieb floh er aus der Laube. Er sah nach der Veranda hinauf, aber sie kam zum Glück noch nicht.

Er setzte sich auf eine Bank.

Verwirrt saß er da und kam sich vor wie jemand, der eine Niederträchtigkeit begangen hat. Als habe er durch das Schlüsselloch in ihr Kämmerlein gelugt — zu nächtlicher Stunde — wie ein zweiter Monsieur Victor — er glühte vor Scham.

Also hier saß sie und las so etwas — in ihrem schwarzen Kleide — mit den großen, fast strengen Augen! ...

Er kannte den Roman nicht; aber es war wohl eins von den berühmten Büchern, eins von denen, das man als gebildeter Mensch kennen mußte. Und sie war ja in hohem Maße literarisch gebildet. Natürlich war sie erhaben über alle möglichen Einzelheiten. Die moderne französische Literatur war nun einmal voll von dergleichen.

Nur er allein war ja unfein, wenn er auch nur einen Augenblick denken konnte —

Aber aus dem innersten Innern seiner Gedanken schlich sich gleichsam ein feiner Duft oder eine Süßigkeit halbklar über sein ganzes Empfinden.

Und er lächelte.

Sie war ja ein junges Mädchen. Das schwarze, schlanke Kleid umschloß einen lebenden Menschen; in ihrem Wesen pochte das rote Blut, das ihre Wangen so fein färbte.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 9. August 1908

(Graf Zeppelin. Die Türkei und die europäische Lage.)

Die Gedanken unsrer Landsleute sind in der letzten Woche einmal gründlich von allen politischen Streitfragen im engern Sinne abgelenkt worden. Sie haben sich darauf besonnen, darauf besinnen müssen, mit wie starken Klammern unser ganzes Volk doch im Denken und Fühlen innerlich verbunden ist, obwohl wir uns gelegentlich noch immer so gebärden, als ob es zwischen verschiednen Stämmen, sozialen Schichten, politischen Parteien und künstlerischen oder wissenschaftlichen Richtungen kaum noch eine Brücke gäbe. In dem Augenblick, als bekannt wurde, daß der greise Graf Zeppelin, der soeben im Begriffe stand, den größten Erfolg seines Lebens zu erringen, infolge einer unerwarteten Katastrophe plötzlich vor den Trümmern seines mühsam gefügten Werkes stand, schnellte der deutsche Nationalgeist alsbald zu einer einzigen Empfindung empor. Weggeblasen war in diesem Augenblick jede kleinliche Engherzigkeit, jenes philisterhafte Überlegenheitsgefühl, das unsre Stammtische gewöhnlichen Schlages so oft beherrscht, wenn ein Mann, der sich erlaubt, über den Durchschnitt hervorzuragen, mit dem Erreichten hinter den Erwartungen der blöden, oberflächlich urteilenden Menge zurückbleibt. Mit

einem Schlage trat überall nur das eine, richtige Gefühl sieghaft in den Vordergrund: Wie bekunden wir diesem Mann, der sein Lebenswerk durch ein jähes Unglück gefährdet sieht, sofort durch die Tat, daß wir alle hinter ihm stehn und er zu uns gehört?

Es hat sich deutlich gezeigt, daß es nicht die epochemachende Erfindung allein ist, die dieses Gefühl ausgelöst hat, sondern vor allem die Persönlichkeit, die dahinter steht. Gewiß kommt auch die Erwägung in Betracht, daß Deutschland hier einen Erfolg gegen den Wettbewerb andrer Nationen zu verteidigen hat. Was Graf Zeppelin bereits erreicht hat, ist mehr, als was irgendwo sonst in der Welt geleistet worden ist, und so hat er unserm Vaterlande einen Vorsprung verschafft, den festzuhalten wir alle ein dringendes Interesse haben. Aber das ist bei unsrer nationalen Art doch nicht so geeignet, eine solche Einmütigkeit hervorzurufen, wie sie sich jetzt gezeigt hat. Das deutsche Volk fühlt sich vielmehr zu der Persönlichkeit des Grafen Zeppelin hingezogen. Die Art, wie dieser Mann seine Idee verfolgt und ausgeführt hat, hat ihm alle Herzen gewonnen. In einem Lebensalter, in dem die meisten bereits anfangen, an den Abschluß ihrer irdischen Laufbahn zu denken, am Ziele seines ursprünglichen Lebensberufs angelangt, widmete Graf Zeppelin seine ganze Kraft einem Gedanken, dessen Ausführung selbst einem jüngern Manne wegen der anscheinenden Ferne des Ziels und der unsäglichen Schwierigkeiten und Anfechtungen auf dem Wege dahin mit Zagen erfüllt, wenn nicht abgeschreckt hätte. Graf Zeppelin ist diesen Weg gegangen, gleich unbeirrt durch Spott und Ablehnung wie durch Beifall und Bewunderung. Er lebte nur diesem einen Gedanken, der Sache, der er das Behagen seines Alters und sein Vermögen geopfert hat. Diese wahrhaft heldenhafte Stärke im Dienst einer Sache hat schließlich nicht nur zu wunderbaren Erfolgen geführt, sondern auch die deutsche Art des Mannes so sicher geoffenbart, daß die Erkenntnis der Tüchtigkeit seines Wesens auch durch unglückliche Zwischenfälle nicht mehr erschüttert werden kann. Als nach der ersten größern Probefahrt des neuen Luftschiffs nach dem Vierwaldstätter See der Jubel in ganz Deutschland in begeisterten Hymnen erscholl, warnten einige Stimmen, dem Grafen Zeppelin „Vorschußlorbeeren" zu weihen. Die Mahnung zur Besonnenheit war vielleicht einigen allzu phantastischen Ergüssen gegenüber nicht unberechtigt; Graf Zeppelin selbst war nicht der Mann, auf den solche „Vorschußlorbeeren" irgendwelche Wirkung ausüben konnten. Das fühlte jeder heraus, daß der Siebzigjährige, der nun doch nach langer, mühseliger Arbeit, nach so vielen Enttäuschungen und Opfern endlich die wohlverdienten Triumphe feierte, keinen Augenblick sein eignes Werk überschätzte, sondern mit unerschütterlicher Ruhe beständig beobachtend und bessernd, alles bedenkend und nichts überstürzend sein Ziel verfolgte. Schon einmal war ihm das Ergebnis langwieriger Arbeit durch einen Sturm vernichtet worden. Damals hatte er noch keine andern Bundesgenossen und Stützen, als die er in der eignen Brust fand. Ungebeugt nahm er die scheinbar verlorne Arbeit wieder auf; das Unglück war ihm nur eine Erfahrung mehr, ein Mittel, um zum Nutzen der Sache zu lernen. Ein Mann, der einem Mißerfolg gegenüber, der jeden andern unter den damaligen Umständen weit mehr niedergeschmettert und vielleicht dauernd entmutigt hätte, eine solche Zähigkeit bewies, wird nach Überwindung des ersten erschütternden Eindrucks, den ein jähes Mißgeschick in solchem Augenblick auf jedes menschliche Gemüt notwendig ausüben muß, das seelische Gleichgewicht gewiß nicht verlieren und sich sehr schnell darüber klar sein, daß dieses Mißgeschick durchaus kein Mißerfolg war, daß die Katastrophe von Echterdingen nichts von dem schon Errichteten, Geleisteten und Bewiesnen ernstlich in Frage stellt. Graf Zeppelin hat bei starkem Gegenwind eine glückliche und sichre Fahrt auf vorher geplantem Wege von bisher nicht dagewesner Dauer — auch bei Nacht! — gemacht und ist zweimal unter Verhältnissen gelandet, unter denen diese Möglichkeit bisher von sachverständigen Beurteilern stark bezweifelt oder

sogar direkt bestritten wurde. Alles, was man bisher von dem Grafen Zeppelin unmittelbar nach der Katastrophe gehört hat, bestätigt, daß er sich wiederum als Held und als der rechte Mann für sein Werk bewährt hat. Es war natürlich, daß die erste Kunde von der Vernichtung des Luftschiffs vor allem das Mitgefühl für die herbe Enttäuschung, die der kühne Erfinder erlitten hatte, wachrief. War doch kaum das bange Entsetzen überwunden, das die ersten unvollständigen Gerüchte und Nachrichten von der Vernichtung des Luftschiffs durch einen Unglücksfall bei den meisten hervorrufen mußten, als man noch nicht wußte, wie weit die Teilnehmer der Fahrt dadurch mitbetroffen waren. Aber besser als diese Bekundungen der Teilnahme trafen den Kern der Lage und ihres Helden solche Worte, wie sie in dem Telegramm des Reichskanzlers an den Grafen Zeppelin enthalten waren. „Wer sein Leben an eine große Idee setzt, den können solche Schläge nicht entmutigen. Die Erfahrungen bei diesem Unglück werden Sie Ihrem Ziel nur näher bringen.“ So tröstete Fürst Bülow den Schwergeprüften, und sicherlich war dies ganz im Sinne dessen, an den diese Worte gerichtet waren.

Und nun hat es nur eine Regung im ganzen Reich gegeben. Überall öffnen sich die Hände zu einer Nationalspende, die es ermöglichen wird, daß in kurzer Zeit ein neues Luftschiff ersteht und die große Aufgabe hoffentlich mit besserm Glück löst. Die Haltung des deutschen Volks angesichts dieser Katastrophe ist auch von politischer Bedeutung und gewiß lehrreich für alle, die sich unter dem Eindruck der nicht immer erhebenden Alltagserfahrungen über manche Seiten unsers Volkscharakters täuschen lassen. Übrigens hat auch das Ausland fast durchweg in würdiger Weise seiner Teilnahme an diesen Ereignissen Ausdruck gegeben. Wenn einige französische Blätter aus gewohnheitsmäßigem, zur kindischen Manie gewordnem Deutschenhaß und aus gekränkter Nationaleitelkeit auch jetzt wieder einen gehässigen Ton angeschlagen haben, so braucht uns das nicht zu kümmern; es wird eine Zeit kommen, wo sich auch diese Blätter ihrer Haltung ernstlich schämen werden. Sie werden dann begreifen, wie klein und töricht es ist, große Triumphe des menschlichen Geistes mit dem Maßstabe nationaler Empfindlichkeiten zu messen.

In der auswärtigen Politik ist die Türkei jetzt der Angelpunkt geworden. Man erwartet mit Spannung die Entwicklung des Verfassungslebens im Staate des Kalifen. Bis jetzt kann man den Jungtürken, die dieser Bewegung das Gepräge gegeben haben, nur das Zeugnis ausstellen, daß sie maßvoll vorgegangen sind. Und auch der Sultan hat die Lage mit der Klugheit erfaßt, die man nach seinem oft bewährten staatsmännischen Sinn und nach seiner reichen Erfahrung von ihm erwarten durfte. Die Wirkung der Ereignisse besteht zunächst darin, daß sie den Reformeifer der zunächst interessierten und besonders um Mazedonien bemühten auswärtigen Mächte zu einer abwartenden Haltung zwingen. Darin zeigt sich zugleich, daß Deutschland und sein Vertreter am Goldnen Horn dem Sultan einen guten Rat gegeben haben, indem sie seit langer Zeit darauf hinwiesen, daß die Pforte ihr eignes Interesse und das Interesse der mit ihr friedlich und ohne Nebenabsichten verbundnen Mächte am besten wahrnehme, wenn sie die Initiative zu aufrichtigen und notwendigen Reformen ergreife. Das weiß man in der Türkei sehr wohl, und deshalb ist es unbeschreiblich lächerlich, wenn von einigen Seiten versucht wird, auch der Verfassungsbewegung in der Türkei einen deutschfeindlichen Anstrich zu geben, unter dem Vorwande, daß Deutschland die absolutistische Richtung unterstützt habe. Die Versuche dieser Art sind kläglich mißglückt; sie haben dazu gedient, erst recht die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß die englische Politik bis jetzt keine besonders glückliche Rolle im Orient gespielt hat. England hat in Mazedonien seine ursprüngliche Absicht einer selbständigen Reformaktion aufgeben müssen und im wesentlichen Rußland das Feld überlassen. Jetzt bereitet ihm die Verfassungsbewegung eine neue Verlegenheit. Die englische Politik kann sich nach

ihren Überlieferungen den freiheitlichen Bestrebungen in der Türkei nicht entgegenstellen, und doch zieht diese Bewegung ein Land in Mitleidenschaft, wo sie den Engländern recht unbequem wird, nämlich Ägypten. Deshalb fordert die Lage besondre Vorsicht und Geschicklichkeit, und man empfindet nur allzu deutlich, daß Deutschland jetzt in einer günstigern Stellung im nahen Orient ist. Übrigens entsteht auch für Österreich-Ungarn eine schwierige Frage wegen der Verhältnisse in Bosnien. Die okkupierten Provinzen werden jetzt auch eine Verfassung erhalten müssen, und die österreichisch-ungarische Regierung sieht mit einiger Besorgnis den Erfahrungen entgegen, die ihr diese Neuerung bringen muß. So hat die Lage in mancher Beziehung ein andres Gesicht erhalten. Aber die europäischen Mächte scheinen durchweg den Wunsch zu haben, sich in Frieden zu verständigen. Hoffentlich werden auch die Begegnungen, die König Eduard mit Kaiser Wilhelm in Cronberg und mit Kaiser Franz Joseph in Ischl haben wird, zur Klärung und Beruhigung beitragen.

Ein neues kongolesisches Graubuch. Die belgische Regierung hat soeben ein neues „Graubuch“ herausgegeben, das den Briefwechsel zwischen ihr und der englischen Regierung sowie jener der Vereinigten Staaten von Amerika enthält. Aus dieser höchst interessanten Veröffentlichung, die von der belgischen Presse einstimmig anerkennend besprochen wird, geht hervor, daß England und die Vereinigten Staaten von Amerika die Reformen vollständig billigen, die die belgische Regierung im Kongostaat einzuführen beabsichtigt. Sir Edward Grey erklärt außerdem, daß in England der Eindruck der letzten diplomatischen Korrespondenzen vortrefflich gewesen, und daß die Situation sehr geklärt sei durch die von der belgischen Regierung beabsichtigten Reformen und durch die Art, wie diese angekündigt wurden.

Dem Wunsche Englands, bestimmte Erklärungen zu erhalten, entspricht Belgien, indem es ein ausführliches Programm darlegt.

Für den Fall einer Meinungsverschiedenheit nach der Übernahme des Kongostaates will Belgien jeden Schiedgerichtsvertrag annehmen, der sicherstellt, daß sich die getroffnen Entscheidungen nicht ausschließlich auf den Kongostaat, sondern auf alle Mächte beziehen, die in dem konventionellen Kongobecken Besitzungen haben. v. F.

Das alte Jena. Die Universität Jena beging in diesen Tagen die Jubelfeier ihres 350jährigen Bestandes, und alle die, die längere oder kürzere Zeit in dem lieben Saalathen studierenshalber hatten weilen dürfen, nannten sich gerade jetzt mit geheimem Stolze wieder „alte Jenenser“. Die studentischen Erinnerungen sind ja auch sonst in unsern wissenschaftlich gebildeten Kreisen in der Regel die liebsten aus der fröhlichen Jugendzeit, es hat aber doch seine besondern Gründe, warum gerade die alten Jenenser dem „lieben närrischen Nest“ Goethes so warm ihre Treue bewahren. Eine jede deutsche Universität hat ihre besondre Eigenart, gewissermaßen einen persönlichen Charakter. Die geschichtliche Überlieferung, die, je älter sie ist, mit der Entwicklung des nationalen Geisteslebens um so inniger zusammenhängt, und das besondre Lokalkolorit, das sich aus landschaftlichen, volkseigentümlichen, politischen und wirtschaftlichen Elementen zusammensetzt, haben ihren Anteil daran. In einer sehr trüben Zeit, nach der Schlacht bei Mühlberg und dem ersten spaltenden Schlag gegen die deutsche Reformationsbewegung entstanden, hat die Universität Jena durch manche wechsel- und drangvolle Zeiträume einen ehrenhaften Ruf bewahrt, stets kam das akademische Leben in der Eigentümlichkeit, die der jedesmalige Zeitgeist mit sich brachte, zu hoher Blüte, die wechselnden Erscheinungen des nationalen Niedergangs und des Wiedererwachens des deutschen Volkstums bis zur Gründung des neuen Reichs spiegelten sich besonders deutlich wider im Leben und Treiben der kleinen Universitätsstadt, anscheinend gerade begünstigt durch die Vielherrschaft der kleinfürstlichen Erhalter, die der Entwicklung eines politischen

Partikularismus nicht förderlich war. Das reizvolle Saaltal, ein gutmütiges, vom Studententum wirtschaftlich abhängiges und ihm treu ergebnes Bürgertum, wohlwollende Behörden, die nur selten und dann noch mit Nachsicht in die freie Entfaltung der Akademie eingriffen, dafür aber zu allen Zeiten beflissen waren, hervorragende Lehrkräfte zu gewinnen, haben zusammengewirkt, um der Universität Jena einen populären Ruf zu erwerben, der dem der genanntesten deutschen Schwesterakademien Heidelberg, Bonn, Leipzig, Göttingen mindestens nicht nachsteht. Neben den zahlreichen Festartikeln und Erinnerungsbildern, die in den Blättern je nach Geschmack und Laune dem alten Musensitz gerecht zu werden suchen, ist bei Eugen Diederichs in Jena unter dem Titel „Das alte Jena und seine Universität" eine Jubiläumsausgabe zur Universitätsfeier von Ernst Borkowsky (287 Seiten mit 107 Abbildungen, broschiert 4 Mark, gebunden 5 Mark) erschienen, die als sorgfältige kulturgeschichtliche Arbeit in einer Reihe von sprachlich vollendeten und künstlerisch wohlgegliederten Bildern die verschiednen Entwicklungsstufen der thüringischen Universitätsstadt schildert. „Was Jena ist, ist es durch seine Universität. Keine andre Stadt kann das von sich sagen." Dieser Gedanke, mit dem das Werk beginnt, beherrscht die gesamte Darstellung, die eine innige Liebe und Verehrung der alma mater durchtränkt, ohne aber je der geschichtlichen Genauigkeit Abbruch zu tun. Von der vor Gründung der Universität historisch unbedeutenden Landstadt Jena ausgehend, folgt die Geschichte der unter so schwierigen Zeitumständen durchgeführten Errichtung der neuen Pflegestätte der evangelischen Theologie durch Johann Friedrich und seine Söhne. Sie nimmt an dem Verfall des folgenden Zeitraums teil, bis Ende des siebzehnten Jahrhunderts Mathematik und Naturwissenschaften frischen Geist in die verknöcherte Gelehrsamkeit einführen und wieder eine Jahrhundert später die deutsche Philosophie unter Kants Schülern und Nachfolgern Reinhold, Fichte und Schelling eine neue Morgenröte über Jena aufgehn läßt. Dazu gesellt sich die klassische Periode der persönlichen Einwirkung Karl Augusts, Schillers und Goethes und der Einfluß des Kreises der Romantiker. Aber alles bricht zusammen mit Deutschlands tiefster Erniedrigung, die die Schlacht von Jena einleitet. Die Not des Vaterlands zeitigt aus dem Samen, den große Geister in die Herzen der Jugend gesäet haben, eine goldne nationale Frucht; als der König von Preußen den Ruf an sein Volk erlassen hat, zieht die ganze Landsmannschaft Vandalia nach Breslau zum Lützowschen Freikorps, andre folgen später dem Rufe des Vaterlands. Die Studenten kommen aus Frankreich als Männer heim und beginnen, das studentische Leben mit vaterländischer Gesinnung zu erfüllen. Jena war dabei „der denkende Kopf und das treibende Herz", hier wurde die deutsche Burschenschaft gegründet mit den Farben der Vandalia schwarz-rot-gold, da sie am meisten für die Begründung getan hatte. Heraldische Unkenntnis und die nachmalige Verfolgung der burschenschaftlichen Ideen unter dem Drucke der Heiligen Allianz ließ lange Zeit hindurch die verpönten Farben für die des alten deutschen Reichsbanners gelten. Das dreihundertjährige Jubiläum der Universität fiel noch in die Zeit der Machtlosigkeit unter dem Deutschen Bund, aber das 350jährige Jubiläum steht im Zeichen des neuen Deutschen Kaiserreichs, für dessen Vorbereitung in der Seele des Volks gerade die Universität Jena Bedeutendes geleistet hat. Das Werk Borkowskys, von dem übrigens die Grenzboten vor kurzem (Heft 11 und 13) die „Frühlingstage der Romantik in Jena" gebracht haben, ist eine reiche und lautere Quelle für die Geschichte dieses interessanten Werdegangs und verdient weit über den Kreis der „alten Jenenser" hinaus Beachtung. -y-

Philosophia militans. Unsre Leser kennen ohne Zweifel die schönen Aufsätze, in denen Friedrich Paulsen einerseits den katholischen Philosophen Willmann, den Freiherrn von Hertling und die Enzyklika Pascendi, andrerseits

Haeckels Welträtsel kritisiert. Ihre volle Wirkung werden diese Arbeiten erst jetzt erreichen, wo sie uns der Verfasser unter dem Titel: Philosophia militans. Gegen Klerikalismus und Naturalismus (Berlin, Reuter und Reichard, 1908) gesammelt vorlegt. Da ich sie als bekannt voraussetze, brauche ich ihren Inhalt nicht zu skizzieren. Ich möchte nur die Aufmerksamkeit auf zwei Stellen seiner nach rechts gerichteten Polemik lenken: auf den (freilich schon oft geführten) Nachweis, daß es eben das Prinzip des Katholizismus (vielmehr des Ultramontanismus) ist, was die von den gebildeten Katholiken selbst so lebhaft beklagte Rückständigkeit verschuldet, und auf die vortreffliche Beleuchtung des neusten vatikanischen Feldzugs gegen die moderne wissenschaftliche Forschung. Der Papst täusche sich in verhängnisvoller Weise, wenn er die Reformbestrebungen katholischer Geistlichen und Laien auf Neuerungssucht, Eitelkeit und ähnliche kleinliche Motive zurückführe. Sie gingen aus wahrer und tiefer Herzensangst und Gewissensnot hervor: aus dem Schmerz und der Scham über die ultramontane Veräußerlichung der Religion und deren Ausartung in wüsten Aberglauben, aus der wissenschaftlichen Überzeugung von der Unhaltbarkeit des starren Inspirationsglaubens, aus der Betrübnis darüber, ausgeschlossen zu sein vom geistigen und politischen Leben der Nation. Für das Verhalten des Staates gegenüber etwaigen Angriffen der Bischöfe auf die akademische Lehrfreiheit stellt Paulsen die richtigen Grundsätze auf. Was Haeckel betrifft, so bedauert er wie wir, daß dieser sich nicht auf sein Fach beschränke, worin er ausgezeichnetes leiste, sondern mit unzulänglicher Ausrüstung in andre wissenschaftliche Gebiete einbreche, in denen er sich nur Blamagen hole. Paulsen prüft natürlich vor allem Haeckels „Philosophie“ und weist ihm u. a. nach, daß er von Spinoza, auf den er sich beruft, und von Kant, gegen den er polemisiert, keine Ahnung hat. Eine Stelle scheint mir jedoch bedenklich zu sein. Ganz richtig meint Paulsen, Haeckel habe mit seinen „Welträtseln“ den Ultramontanen eine neue Waffe geliefert, da sie sagen würden: hier sieht man, wohin die freie Forschung und die protestantische Philosophie führen! Aber er macht dem Naturalismus Konzessionen, die den gläubigen Christen, nicht bloß den katholischen, zu denselben Schlußfolgerungen berechtigen. Er zählt Seite 153 die Prinzipien auf, in denen er mit Haeckel übereinstimmt, und schreibt unter anderm: „Ich glaube auch nicht an eine besondre unsterbliche Seelensubstanz, ... noch glaube ich, daß überhaupt die Welt einmal von einem menschenähnlichen Einzelwesen in ähnlicher Art wie ein Produkt menschlicher Kunst hervorgebracht worden ist: in der physischen Welt gilt es, ausschließlich aus physischen Kräften zu erklären, ohne Einmischung über- oder außerphysischer Wesen und Kräfte.“ Und er weist als unhaltbar die Ansicht Wasmanns zurück, wonach die Entwicklungslehre nur für die Tierwelt und allenfalls für den Leib des Menschen gelten soll, nicht aber für seine Seele, die eine unmittelbare Schöpfung Gottes sei. Nicht Haeckels Prinzipien bekämpfe er, sondern nur die daraus gezognen Folgerungen. Mir scheinen diese Folgerungen so unvermeidlich zu sein, daß man ihnen nur durch die Ablehnung der Prinzipien entgehn kann, zu denen sich Paulsen in den angeführten Sätzen bekennt. Und dieser selbst sieht sich genötigt, jenen Prinzipien abzusagen, um die daraus gezognen praktischen Folgerungen wirksam bekämpfen zu können. Zugleich mit der Philosophia militans hat er (in demselben Verlag) unter dem Titel „Moderne Erziehung und geschlechtliche Sittlichkeit“ eine Reihe vortrefflicher Aufsätze herausgegeben, in denen er die heute beliebten Angriffe auf die Schule und die Lehrer zurückweist, die Verhätschelung und sittliche Verweichlichung der Jugend und die Erziehungsreformer vom Schlage der Ellen Key und Ludwig Gurlitts energisch bekämpft und die — wenigstens in der Literatur, wenn auch glücklicherweise noch nicht im Leben — eingerissene sittliche Verwilderung beklagt. Diese nun führt er auf den in der Welt- und Lebensanschauung herrschenden Naturalismus zurück. „Ist der Mensch nichts als ein

System von Naturtrieben, darin allen übrigen Lebewesen gleichend, so ist in der Tat nicht abzusehen, was für eine andre Bestimmung das Leben haben sollte als die Befriedigung aller Triebe.“ Was in aller Welt kann denn der Mensch, wenn er nicht ein bloßes System von Naturtrieben und nicht allen übrigen Lebewesen gleich sein soll, sonst noch sein, als ein aus einem tierischen Leibe und einer unsterblichen, biologisch nicht zu erklärenden Seele zusammengesetztes Wesen, für das er von den alten Philosophen und von den christlichen Theologen, aber auch noch von Kant gehalten worden ist? Wenn Paulsen nicht auf den Kampf gegen Haeckel und die Erotiker verzichten will, wird er eben in Beziehung auf die zwei oben angeführten Prinzipien auf die Seite des Jesuiten Wasmann treten müssen. C. J.

Vom Büchertisch. Unter dem Titel Der Sinn des Lebens hat Johannes Höffner drei durch einen reichen und mannigfaltigen Stimmungsgehalt ausgezeichnete Novellen vereinigt: Das Moor — Ein Brief — Der Berg der Reue (Berlin, Fontane und Co., 1908).

Es sind stark anregende Geschichten, und ihr Ton klingt nach. Ich habe, während ich las, immerfort über das Gelesene hinausdenken und neben dem Weg, den mich der Dichter führte, noch nach einem andern, eignen Wege, den Menschen und Dingen, die das Buch füllen, nahezukommen, suchen müssen, und als ich das Buch aus der Hand legte, da lag es vor meinem Auge wie ein Wolkenbild in verschwimmenden Konturen: das Geheimnis des Lebens, dessen Sinn wir, glauben wir ihn auch einen Augenblick gefunden zu haben, immer von neuem suchen müssen. Die Personenschilderung bringt viel von feiner Seelenkunde und offenbart besondres Verständnis für das, was im Dämmergrunde des menschlichen Bewußtseins lange gehalten und gebunden verborgen liegt, aber sich eines Tages loslöst, und unheimlich emporsteigend, die ganze Seele überdunkelt. Sehr schön ist vielfach das Weben und Leben der Natur in die Welt der menschlichen Dinge hineingezogen. Die zweite Erzählung bringt auch helle Bilder von grünen Matten, schäumenden Wassern und rauschenden Wäldern, die Grundstimmung aber, die über allen Erzählungen liegt, tritt doch am kräftigsten in der ersten Erzählung hervor: die Moorlandschaft mit der weichen, verschleierten Luft über dem dunkeln Wasser, geheimnisvoll wie die Menschenseele selbst. „Die Ernsten, die Philosophen und melancholisch Veranlagten, so heißt es in dieser Novelle, gehn noch immer ins Moor und beobachten das wunderbare, bauende, schaffende Leben in dem klaren und doch so unheimlich dunkeln Wasser und sinnen über die Geheimnisse nach, die seit Jahrtausenden dort unten verborgen liegen, und die sie doch ebensowenig ergründen können wie das Geheimnis der Menschheit und ihres Lebens.“

Das deutsche Volkslied von Otto Böckel (Elwert, Marburg). Vor kurzem erst konnten die Grenzboten ein Werk desselben Verfassers empfehlen, seine Psychologie des Volkslieds. Sein neues Buch stellt sich als die vierte, gänzlich neu gestaltete Ausgabe von A. F. C. Vilmars Handbüchlein für Freunde des deutschen Volkslieds vor. Auf dem Fundament des ursprünglichen Werkes ist in der Tat ein ganz neues Haus aufgebaut und das Schönste und Eigenartigste der deutschen Volksdichtung darin untergebracht worden. Der Verfasser behandelt zunächst ausführlich Art und Werden des Volkslieds, wie er es schon in seiner Psychologie des Volkslieds getan hat, und läßt dann das Volkslied selbst an uns vorüberziehn. Mythische Volkslieder, Volkslieder mit geschichtlichem Hintergrund, Legenden und Balladen und das eigentlich lyrische Volkslied, wir lernen es kennen und hören seinen feinen Klang. Wir können auch dieses Buch jedem Freunde der deutschen Volkskunst aufs wärmste empfehlen. S.

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

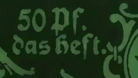
Jährlich 52 Hefte

Nr. 34 Ausgegeben am 20. August 1908

Inhalt

	Seite
An den Wegen des Weltverkehrs. Von Hauptmann Otto Neuschler. 2. Die kanadischen Eisenbahnen . . .	357
Die Japaner im Lichte der neuern Forschung. Von R. Stübe. I	361
Overbeck und Treitschke. Von Carl Jentsch	368
Die deutschen Großstädte. Von B. Bruhns	379
Baukonstruktion und Stil. Von Karl Oehring . . .	387
Oberlehrer Hauk. Roman von Bernt Lie. (Fortsetzung)	393
Maßgebliches und Unmaßgebliches.	400

Reichsspiegel. (Die Monarchenbegegnungen in Cronberg und Ischl. — Die Frage der englisch-deutschen Annäherung. — Aus der sozialdemokratischen Partei.) Koloniale Rundschau. — Die Konfessionen im Spiegel der Dichtung. — Naturdokumente.



Fr. Wilh. Grunow
Leipzig.

J. A. Henckels.

Zwillingswerk in Solingen

fabriziert und empfiehlt: Messer und Gabeln für Küche und Haus — Messer für alle Gewerbe und Künste — Hirschfänger u. Jagdmesser — Scheren f. alle Zwecke.

Hauptniederlage: **BERLIN W.,** Leipzigerstraße 118.

Eigene VERKAUFS-Niederlagen: CÖLN a. Rh., Hohestraße 144 — DRESDEN, Wilsdrufferstraße 7 — FRANKFURT a. M., Roßmarkt 15 — HAMBURG, Große Johannisstraße 6 — WIEN I, Kärnthnerstraße 24.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Kranz und Krähen

Neue Gedichte

von

Heinrich Spiero

Broschiert 1,50 Mark
Gebunden 2,50 Mark

Probeschatel 5,60 Mk. excl. Porto.

„PRO PATRIA", 400 STCK. FRC. 22,40 MK
FEINE HAVANA-ST. FELIX-CIGARRE.
BEAMTE 2 MONATE ZIEL!

Garantie: Zurücknahme.

Illustrierte Preisliste über sämtliche Fabrikate gratis.
Holländisch. Pfeifentabak: frko 10 Pfd. Grobschnitt 5, 7, 8 u 10 Mk., 10 Pfd. Feinschnitt 6, 9.50, 11 Mk. in Handtuchleinenbeutel oder Pfd.-Paketen

Ketels & Hagemann, [illegible] Zigarren- und Tabakfabrik mit Dampfbetrieb.

Orsoy 4 (holländ. Grenze)

Ermahnung

Gebt Euren Mädeln und den Buben nur Poetko's Apfelsaft aus Guben.

Poetko's Apfelsaft ist flüssiges, frisches Obst. Alkoholfrei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder, Nervöse, Genesende. Versand in Kästen à 30 Fl. zu 40 Pf., Auslese zu 50 Pf. pro Fl. exkl. Glas ab Guben. — Den Herren Aerzten Probeflaschen umsonst.

Wer nicht mag Abstinenzler sein
Der trinke Poetko's Apfelwein.

Hervorragendes Erzeugnis höchster Vollkommenheit. Von 35 L. aufwärts à 30 Pfg. Auslese à 50 Pf. pro L. exkl. Gebd. ab Guben. Poetko's Apfelsekt und Poetko's Beerenweine marschieren überall voran. Preisliste postfrei.

Ferd. Poetko, Guben 56 Größte Apfelsaftkelterei Deutschlands.

An den Wegen des Weltverkehrs

Von Hauptmann Otto Reuschler

2. Die kanadischen Eisenbahnen

Eine ähnliche Bedeutung, wie sie im Osten dem Suezkanal für das britische Weltreich zufällt, haben im Westen in Kanada die transozeanischen Eisenbahnen. Wie der Kanal das Mittelländische Meer mit dem Indischen Ozean verbindet, so bildet die Pazifische Bahn eine Verbindung des Atlantischen mit dem Stillen Ozean; dabei ist diese großartige Verbindungslinie, vom britischen Standpunkt aus betrachtet, weit sicherer als der Suezkanal, da sie ausschließlich britischer Besitz ist.

Die Gründe, die seinerzeit zum Bau der Pazifischen Bahn geführt haben, sind nicht allzusehr verschieden von denen, die Lord Beaconsfield für die Erwerbung der Suezkanalaktien dem britischen Parlament auseinandersetzte. Es waren in beiden Fällen zuvörderst Gesichtspunkte der Reichspolitik, die dem Interesse des britischen Weltreichs galten, maßgebend.

Sir John Macdonald führte damals aus: „Ich empfehle dieses große Unternehmen nicht aus finanziellen Gründen, obwohl ich glaube, daß seine Zukunft finanziell gesichert ist, sondern aus ernsten Gründen staatlicher Politik, da diese Eisenbahn nach ihrer Fertigstellung den Westen und den Osten des kanadischen Herrschaftsgebiets miteinander verbindet, da sie einen vorwiegenden Anteil am Handel mit China und Japan sicherstellt, und da sie den ungestörten Durchzug britischer Truppen für den Fall einer Sperrung der Mittelmeerstraße durch Feinde Großbritanniens gewährleistet."

Hat sich auch die Flottenstärke Englands, seit diese Worte gesprochen wurden, im Verhältnis zu der der andern europäischen Mächte annähernd verdreifacht, und ist auch die Vorherrschaft Großbritanniens im Mittelmeer zurzeit unbestritten, so hat sich doch die Wahrheit dieser Worte erprobt. Die herrschende Stellung der kanadischen Pazifikbahn ist ein Triumph der Staatskunst über kurzsichtige Sparsamkeit. Als der zwischen der kanadischen Regierung

und dem zur finanziellen Unterstützung der neuen Eisenbahn gebildeten Syndikat abgeschlossene Vertrag im Jahre 1880 veröffentlicht wurde, stieß er von allen Seiten auf den heftigsten Widerstand. Dieselben Beweisgründe, die Gladstone gegen den Ankauf der Suezkanalaktien ins Feld führte, wurden von neuem hervorgeholt gegen diese Vereinigung der Regierung mit einigen Kapitalisten, die den Zweck hatte, ein Unternehmen zu ermöglichen, das doch schließlich für den Staat und für die Öffentlichkeit gleich wertvoll wurde.

Sir John Macdonald und seine Freunde blieben fest. Die Gesellschaft erhielt eine Geldunterstützung von 100 Millionen Mark und ein Zugeständnis an Land von 10 Millionen Hektar. Zwei Abschnitte der Linie, die westliche von Kamloops nach Vancouver in einer Ausdehnung von 345 Kilometer und die Seenstrecke vom Lake Superior bis Winnipeg in einer Länge von 653 Kilometern wurden von der Regierung erbaut und der Gesellschaft umsonst übergeben. Durch dieses Zusammenwirken staatlicher Tätigkeit mit privater Unternehmungslust wurde es möglich, alle Hindernisse zu überwinden.

Heute verbindet die kanadische Pazifikbahn bei ihrer Durchquerung des ganzen nordamerikanischen Weltteils von Weltmeer zu Weltmeer Montreal im Osten mit Vancouver an der Küste Britisch-Kolumbiens, zwei Städte, die rund 4650 Kilometer voneinander entfernt sind. Die Entfernung von der Mitte Englands nach Japan, China und den Küsten des Stillen Ozeans ist auf diesem Wege um 1600 bis 2000 Kilometer geringer als auf irgendeinem andern.

Die gesamte Länge der Bahnlinie beträgt 14600 Kilometer; beinahe 500 Kilometer sind in den harten Felsen gehauen. In viereinhalb Jahren wurde die Bahn hergestellt mit einer Durchschnittsleistung von vier Kilometern im Tage. Der letzte Schienennagel wurde am 7. November 1885 eingeschlagen, und am 28. Juni 1886 konnte die Bahnlinie dem allgemeinen Verkehr von Ozean zu Ozean übergeben werden, sechs Jahre nach der Unterzeichnung des Vertrags und somit fünf Jahre früher, als in dem Vertrag festgesetzt worden war.

Seit der Eröffnung hat die kanadische Pazifische Eisenbahn eine fast ununterbrochne Blütezeit aufzuweisen. Mit Ausnahme der Jahre 1894 bis 1896, die einen finanziellen Tiefstand über den ganzen amerikanischen Kontinent brachten, konnten sämtliche Verbindlichkeiten aus den Einnahmen gedeckt werden. Im Jahre 1886 betrug die Dividende auf die gewöhnlichen Aktien 3 vom Hundert; heute können 6 vom Hundert bezahlt werden. Das mit dem 30. Juni 1906 endigende Jahr hat beispiellos günstig abgeschlossen; nach Deckung sämtlicher Unkosten konnte eine Summe von $33^1/_2$ Millionen Mark gutgeschrieben werden. Aus dieser Summe beschloß dann eine Versammlung des Direktoriums eine besondre Dividende von 1 vom Hundert auszubezahlen, sodaß also die Dividende im ganzen 7 vom Hundert betrug. Die Aktien standen am 29. Dezember 1906 auf $200^1/_2$.

Die Gesellschaft besitzt noch immer eine Fläche von beinahe 7 Millionen Hektar, die einen Wert von über 600 Millionen Mark darstellt, und hat außerdem an der Bahnlinie entlang zahlreiche Hotels, die einen jährlich steigenden Nutzen abwerfen. Die gewöhnlichen Aktien, die im Jahre 1899 unter Pari standen, hatten am 29. Dezember 1906 eine Höhe von $200^1/_2$ erreicht und können ihren Besitzern eine Dividende von über 10 Prozent einbringen. Anfangs ein Schmerzenskind der Regierung, hat sich die kanadische Pazifikbahn durch ein Zusammentreffen patriotischen Eifers, privater Bemühungen und kluger Verwaltungstätigkeit das Vertrauen des Publikums erworben und gehört heute zu den wertvollsten Besitztümern des britischen Reiches.

Inzwischen sind nun auch zwei andre Gesellschaften dem Beispiel der Pazifikbahn gefolgt, ohne jedoch mit ihren wohldurchdachten Plänen für weitere transkontinentale Eisenbahnverbindungen mit jener anders als auf dem Gebiete der Postbeförderung in Wettbewerb zu treten, da sie Gebiete durchziehen, die bis jetzt so gut wie nicht von Eisenbahnen berührt werden. Es handelt sich um die Pazifische große Hauptbahn (Grand Trunk Pacific) und um die kanadische Nordbahn (Canadian Northern).

Die neue Grand Trunklinie nimmt ihren Anfang in der Nähe von Moncton an der Südküste des St. Lorenzgolfs, durchschreitet zunächst Quebec und dann die Provinz Ontario bis Winnipeg, von wo sie in nordwestlicher Richtung durch Edmonton und weiterhin über den Yellow Headpaß in den Rocky Mountains zu ihrem Endpunkt am Stillen Ozean in Prince Rupert (40 Kilometer südlich von Port Simpson und etwa 80 Kilometer nördlich von Vancouver) gelangt. Mit Ausnahme von Winnipeg ist diese neue Linie von der kanadischen Pazifikbahn durchschnittlich etwa 300 Kilometer entfernt. Die Gesamtkosten dieser Bahn belaufen sich auf gegen 510 Millionen Mark. Die staatliche Regierung hat es auf sich genommen, den östlichen Teil vom Atlantischen Ozean bis Winnipeg zu bauen, während die Gesellschaft den westlichen Teil von hier bis zur pazifischen Küste herstellt. Es wird zurzeit auf der ganzen Linie gearbeitet, und man hofft, den Verkehr von Ozean zu Ozean im Jahre 1911 aufnehmen zu können. Nach ihrer Vollendung wird die östliche Strecke der Kompagnie für die Dauer von fünfzig Jahren pachtweise überlassen. Für die ersten sieben Jahre braucht die Kompagnie keine Pacht zu bezahlen, für die übrigen dreiundvierzig Jahre jedoch hat sie die Herstellungskosten mit 3 vom Hundert zu verzinsen. Auch für den Bau der westlichen Strecke gewährt die staatliche Regierung der Gesellschaft eine finanzielle Unterstützung. Die Regierung der Provinz Ontario hat der Gesellschaft 270000 Hektar bewilligt mit der Bedingung, daß sie eine Zweiglinie nach der Spitze des Lake Superior bauen muß.

Yokohama ist gegen 670 Kilometer näher bei Prince Rupert als bei Vancouver, die Landstrecke von Quebec nach Prince Rupert etliche 350 Kilometer länger mit der Grand Trunklinie als die Strecke der Pazifikbahn nach

Vancouver. Somit verkürzt sich die Reise von London nach Yokohama auf der Linie Quebec–Prince Rupert um etwa 230 Kilometer gegen die Strecke Quebec-Vancouver.

Nach Fertigstellung der Hauptlinie von Ozean zu Ozean sollen dann auch Zweiglinien nach Dawson in der Provinz Yukon und nach Fort Churchill an der Hudson-Bay errichtet werden. Das gesamte Netz dieser neuen Bahn wird dann eine Länge von rund 8300 Kilometer haben.

Auch die kanadische Nordbahngesellschaft ist mit Eifer am Werk. Ihre Linie beginnt mit einer Strecke von Port Arthur am Westende des Lake Superior bei Winnipeg. Zwei Abschnitte dieser Strecke wurden im Jahre 1906 fertiggestellt, die eine von Winnipeg bis Edmonton in der neuen Provinz Alberta, die andre von Winnipeg bis Prince Albert in Saskatschewan. Es besteht ferner die Absicht, die Linie von Edmonton nach der Küste weiterzuführen, und außerdem ist eine Verbindungsstrecke vom St. Lorenzgolf nach Port Arthur im Bau, wodurch dann eine dritte durchlaufende Verbindungslinie zwischen dem Atlantischen und dem Pazifischen Ozean zustande käme. Auch besteht die Absicht, die Hudson-Bay mit der Hauptlinie durch Zweigbahnen zu verbinden, deren eine von Prince Albert nach Fort Churchill, die andre von Toronto nach James Bay am äußersten Südende der Hudson-Bay geführt werden soll. Das Gesamtnetz dieser Bahn hat eine Länge von 6300 Kilometer.

Die Durchführung dieses Planes wird für die jährlich zunehmende Getreideausfuhr aus den Nordwestprovinzen einen neuen Weg eröffnen. Zunächst muß die gesamte Getreideausfuhr dank der ungünstigen Lage der Manitobaseen, die in einer nordsüdlichen Ausdehnung von beinahe 500 Kilometern quer zur Verkehrsstraße von Westen nach Osten liegen, südlich von den Seen durch Winnipeg geführt werden, wo nach und nach der Verkehr immer mehr ins Stocken gerät.

Welche ungeheure Mengen von Getreide hier produziert werden, und welche günstige Aussichten für die Zukunft vorhanden sind, zeigt die offizielle Mitteilung aus dem Jahre 1905, wonach die Provinzen Manitoba, Saskatschewan und Alberta, in denen weniger als 10 vom Hundert des Grund und Bodens bebaut ist, im Jahre 1905 eine Ernte von annähernd 95 Millionen Scheffel Weizen ertragen haben.

Daß solche Mengen eine glatte Durchfuhr zunächst nicht möglich machen, leuchtet ein; es ist deshalb eine baldige Erleichterung durch Eröffnung neuer Verkehrswege nötig, und diese wird am besten erreicht durch die Herstellung von Verbindungen mit der Hudson-Bay, die während vier Monaten im Jahre eisfrei ist.

Schließlich liegt noch ein weiterer Plan für eine Eisenbahnverbindung von Ozean zu Ozean vor. Der Transkanadischen Eisenbahngesellschaft wurde im Jahre 1895 ein Vorrecht für eine nördliche Linie von Quebec nach Port Simpson erteilt. Diese Linie würde etwa 130 Kilometer südlich von der

Hudson-Bay, nach der eine Zweiglinie abgezweigt werden soll, vorbeiführen und dann nördlich vom Winnipegsee durch die öden Seenflächen in den nördlichen Teilen der Provinzen Alberta und Saskatschewan bis nach der Westküste geführt werden. Dieser Plan ist jedoch noch nicht über die einleitenden Schritte hinausgediehen.

Mit berechtigtem Stolz schaut Kanada auf die bedeutenden Fortschritte seiner Verkehrseinrichtungen. Den kanadischen Staatsmännern schwebt als Ziel für die Zukunft vor, dereinst den Handel mit China und Japan in großem Maßstabe durch ihr Land zu leiten. Züge mit Reisenden, mit Getreide und Mehl sehen sie in endloser Reihe nach der Westküste rollen, um von dort beladen mit neuen Reisenden, mit Tee und Seide zurückzukehren und so die Verbindung mit allen Teilen der zivilisierten Welt zu vermitteln.

Für das britische Weltreich aber haben die großen Eisenbahnlinien von Ozean zu Ozean nicht nur eine dem Handel und Verkehr zugute kommende Bedeutung; sie sind ebenso wie der Suezkanal eine Anlage von hoher strategischer Wichtigkeit. Ein so ungeheures Gebiet wie das britische Weltreich kann nur geleitet und vor allem geschützt werden, wenn zahlreiche, sicher arbeitende Verkehrswege zur Verfügung stehn, die es ermöglichen, auch so ungeheure Entfernungen in der kürzesten Zeit zurückzulegen. Jede Förderung des Weltverkehrs auf britischem Boden oder in britischem Einflußgebiet bedeutet zugleich eine Stärkung des britischen Weltreichs, jede Neuschaffung oder Verbesserung von Welthandelsstraßen durch die Kolonien aber eine Stärkung des Reichsgedankens, des imperialistischen Prinzips.

Die Japaner im Lichte der neuern Forschung

Von R. Stäbe

1

Wenn es dem Werte oder der Wirkung eines bedeutenden Buches schaden würde, wenn erst längere Zeit nach seinem Erscheinen weitere Kreise auf das Werk hingewiesen werden, so müßte sich der Verfasser eines Versäumnisses gegenüber Reins „Japan" schuldig bekennen. Ein besseres Zeugnis für den hohen Wert des Buches wird es indes sein, wenn ich erst nach einem Jahre möglichst umsichtiger Vorbereitung es wage, an dieses Buch einige Bemerkungen über gewisse Fragen der Japanforschung anzuknüpfen.

Eine kritische Besprechung des Werkes, die auf mancherlei Einzelfragen eingehn müßte, wird hier nicht erwartet werden. Besonders für ethnographische und sprachwissenschaftliche Probleme, die auf dem Boden Japans ungemein verwickelt und noch vielfach strittig sind, dürfte hier nicht der Ort

sein. Auch auf manches gehaltvolle Kapitel des Werkes kann hier nur hingewiesen werden. Dem Verfasser steht es nicht zu, Gebiete der Forschung zu betreten, die außerhalb seines wissenschaftlichen Bildungsbereichs liegen. Und schwerlich wird sich ein Gelehrter finden, der aus eignem Vermögen den ganzen Umfang der hier geleisteten Arbeit zu prüfen vermöchte. Ich kann in der Tat die Besprechung von Reins „Japan" nur mit dem Ausdruck der größten Bewunderung für den Reichtum des hier Gebotnen einleiten. Natur und Volkstum Japans sind hier nach allen Seiten hin dargestellt, wie es nur nach eindringendster, langjähriger Arbeit und bei einer erstaunlichen Vielseitigkeit des Könnens möglich ist. Auf irgendeinem Gebiet wird sich wohl jeder Leser des Buches dem Verfasser gegenüber als Lernender bekennen müssen. Denn es ist eine Leistung von ungewöhnlicher Größe, die hier in der fast gleichmäßigen Durchdringung und Bewältigung der verschiedensten Wissensgebiete vorliegt. Der erste Band führt den Sondertitel „Natur und Volk des Mikadoreiches". Der erste Teil behandelt die physische Geographie des Landes. Die Schilderung des geologischen Aufbaus bildet dabei die Voraussetzung für die physikalische Beschreibung („Physiographie"). Ein besonders intensives Studium zeigen die Abschnitte über das Klima, die Flora und Fauna der japanischen Inseln. Schon die Bewältigung dieser Stoffe ist eine achtunggebietende Leistung, aber hier redet immer noch der Geograph. Im zweiten Abschnitt aber, der das japanische Volk behandelt, betritt Professor Rein die Gebiete der Geschichte, der Anthropologie und der Ethnographie und wendet sich in diesem Zusammenhange auch den Fragen der Sprachwissenschaft, der Literatur- und Religionsgeschichte zu. Gewiß lassen sich hier im einzelnen Einwände erheben, das kann aber nichts an dem Urteil ändern, daß sich der Geograph in diese Gebiete mit umfassender Literaturkenntnis und feinem Verständnis eingearbeitet hat. Er darf dafür des Dankes seiner historisch und philologisch interessierten Leser wie der wenigen Japanforscher in Europa sicher sein.

Bei alledem bedeutet dieser erste Band nur die Vorbereitung für den zweiten Band, dessen erste Auflage 1886 erschienen ist, und dem man ebenso wie dem ersten eine zweite Auflage wünschen möchte. Denn das Schwergewicht des Werkes liegt im zweiten Bande. In den Jahren 1874 und 1875 hatte Rein im Auftrage des preußischen Handelsministeriums Japan bereist, um die ökonomischen Verhältnisse des Landes, seine Industrie und seinen Handel zu studieren. Rein hat nicht nur lange wissenschaftliche Studien dieser Reise vorangehn lassen, sondern erst nach elf Jahren der Arbeit legte er mit dem zweiten Bande seines Werkes (1886) ihren Ertrag vor. Von sachkundiger Seite wurde das Werk, besonders aber der zweite Band, als die weitaus bedeutendste Arbeit über Japan anerkannt, gleich wertvoll durch die Fülle des wissenschaftlichen wie des praktischen Materials. Es ist gewiß das beste, durch Vielseitigkeit und gründliche Sachkunde ausgezeichnete Werk, das

wir über Japan besitzen. Die zweite, vielfach umgearbeitete und bereicherte Auflage des ersten Bandes kam ganz zur rechten Zeit, als sich durch die politischen Ereignisse mit der stark erregten Aufmerksamkeit auf Japan zugleich das Gefühl dafür verschärfte, daß wir vom Wesen seines Volkes, von seiner Geschichte und den im Lande liegenden Kräften doch noch wenig wissen. Bei den vielfach recht unangenehmen Überraschungen, die das aufstrebende Volk seinem ältern Lehrmeister Europa bereitet hat, wird eine bessere Orientierung über Japan von vielen schon als praktisches Bedürfnis empfunden. Die Urteile über Japan gehn noch weit auseinander — nicht nur in der Tagespresse, sondern auch in der wissenschaftlichen Literatur. Und wie die besten Kenner Japans in Europa sich sehr verschieden stellen, so auch die bedeutendsten Staatsmänner des heutigen China. Neben Japanerfreunden stehn unter den Vizekönigen scharfe Gegner des japanischen Einflusses in China, darunter politisch hochbegabte, weitschauende Männer. Auf der einen Seite hat sich der feinsinnige Dichter Lafcadio Hearn ganz in die japanische Psyche versenkt und ist in ihr Wesen so völlig eingedrungen, daß er — ein großer Künstler — wohl das Tiefste und Feinste des fremden Geistes wiederzugeben vermocht hat. Daneben aber hat C. Spielmann seinen „Weckruf an die europäischen Kontinentalen" erhoben und die Steigerung der „gelben Gefahr" im Auftreten der Japaner als besonders bedrohlich hingestellt. Und die praktischen Kenner des japanischen Lebens — Missionare wie Kaufleute — lassen uns den Japaner durchaus nicht immer im angenehmsten Lichte erscheinen. Gewiß ist es hier noch schwieriger als in ähnlichen Fällen, zu einem sichern Urteil sine ira et studio zu kommen. Und je mehr die verschiednen, sich oft widersprechenden Eigenschaften des japanischen Wesens für uns hervortreten, um so behutsamer und zurückhaltender wird man im Urteil sein. Vorläufig gilt es noch aus den allgemeinen Kulturverhältnissen, aus den ethnologischen und historischen Bedingungen das für uns sehr fremdartige Wesen dieses Volkstums wissenschaftlich verstehn zu lernen. Und eben dafür ist Reins großes Werk durch einen zweifachen Vorzug von höchstem Werte: es vereinigt in sich die wissenschaftliche, allseitige Durchdringung des Gegenstandes mit praktischem Verständnis für die Realitäten des japanischen Lebens, für den ganzen Wirklichkeitsgehalt in den Zuständen wie in den Leistungen des Volkes.

2

Manche Erscheinungen des japanischen Wesens, die trotz aller Rassenmischung fest gefügte Einheitlichkeit des Volkes, der hochgesteigerte nationale Sinn, die außerordentliche Tapferkeit und der Freiheitssinn bei nahezu unbegrenzter Unterordnung des Individuums unter die Stammesgemeinschaft, dies wie mancher andre Zug mag teilweise auf den erzieherischen Einfluß der insularen Natur des Landes zurückgehn. Die Anschauung, daß sich Japan bis zu seiner Europäisierung gänzlich gegen die Außenwelt abgeschlossen habe,

ist freilich nicht haltbar. Zu Korea und zu China haben früh Beziehungen bestanden.

Für diesen kulturgeschichtlich bestimmenden Zusammenhang haben wir schon in dem Namen „Japan“ ein merkwürdiges Zeugnis. Aus sehr verschiednen, teilweise recht entlegnen Quellen läßt sich eine Geschichte des Namens gewinnen. Wir können vier Namen des Landes nachweisen. Die Chinesen — die „Ethnographie der fremden Völker“ von Ma Tuan-lin (13. Jahrhundert) ist die wertvolle Quelle — bezeichnen die Japaner mit Wa. Bei den arabischen Geographen heißt das Land Wakwak. Marco Polo nannte es Zipangu, woraus unser Japan entstanden ist. Die herrschend gewordne Bezeichnung ist Nipon oder Nihon. Nur dieser Name ist aus dem Japanischen zu erklären; er ist zusammengesetzt aus nichi = Sonne und hon = Ursprung, bedeutet also „Sonnenaufgang“. Schon daraus ergibt sich, daß diese Benennung nicht im Lande selbst ihren Ursprung haben kann. Nur für ein westlich liegendes Gebiet kann Japan das „Land des Sonnenaufgangs“ sein. Die Geschichte des Namens ist mit Hilfe einer Angabe des Annalenwerkes „Nihongi“ von Haas aufgeklärt worden. Er ist zuerst 621 in Korea nachweisbar. Damals veranstaltete der koreanische Priester Weji eine Totenfeier für den japanischen Prinzen Shōtoku-taishi, den eigentlichen Begründer des Buddhismus in Japan, der zugleich sein Schüler gewesen war. Dabei bezeichnete Weji Japan als „Land der aufgehenden Sonne“. Das muß ein absichtlicher Ersatz für das gebräuchliche chinesische Wa sein. Dieses Wort wird nämlich mit einem chinesischen Zeichen geschrieben, das „Sklave“ bedeutet. Darüber scheint Weji den Prinzen aufgeklärt zu haben; denn dieser brauchte selbst die Bezeichnung Nipon in einem Briefe, den er wahrscheinlich 607 an den chinesischen Kaiser richtete. Die Benennung Wakwak bei den Arabern ist durch den größten Kenner der arabischen Geographen, durch de Goeje in Leiden, auf Japan gedeutet worden. Die Araber sind freilich nach ausdrücklicher Angabe eines arabischen Geographen niemals selbst nach Japan gelangt, wohl aber gab es auf Korea vereinzelte arabische Ansiedler. Der arabische Seeverkehr war seit 700 an der südchinesischen Küste recht lebhaft. Schon um 700 war Canton als Handelshafen geöffnet; bereits 758 bestand hier eine große arabische und persische Kolonie, die 795 nach Kambodscha auswanderte. Im neunten Jahrhundert trieben die Araber lebhaften Seehandel nach der südchinesischen Stadt Khanfu. Offenbar durch chinesische Kaufleute haben sie etwas über Japan erfahren, und aus dem südchinesischen Sprachgebiet ist auch der arabische Name Wakwak zu erklären. Er zeigt noch den ältern Auslaut, der bei Marco Polo schon abgefallen ist; denn das Wort ist zusammengesetzt aus dem Volksnamen Wa und dem altchinesischen kuok „Land“, bedeutet also einfach „Land der Wa“. Dieser Name ist auch ins Japanische übergegangen in der Form Wakoku. Was die Araber über Japan melden, ist recht interessant; die Sagen von dem ungeheuern Goldreichtum des

Landes vernahm noch Marco Polo. Nur eine Nachricht ist ganz seltsam. Unzweifelhaft melden arabische Quellen, daß von „Wakwak“ aus im Jahre 945 ein Zug nach Ostafrika unternommen wurde. Vergeblich suchte de Goeje in japanischen Quellen nach einem Berichte über dies höchst merkwürdige Unternehmen. Es hat sich indes herausgestellt, daß unter dem „Wakwak des Südens“ Madagaskar zu verstehn ist.

Am bekanntesten ist das Zipangu des Marco Polo (1295), wie die richtige Form lautet, die in den Handschriften vielfach entstellt ist. Hier ist zunächst nach der venezianischen Aussprache seiner Zeit „Zi“ als „Dschi“ zu sprechen. Dann ergibt sich die chinesische Benennung Dschih-pên-kuo, „Land des Sonnenaufgangs“. Hier ist kuo dasselbe Wort, das uns in seiner ältern Form kuok in Wa-kuok begegnet ist. So bekunden schon die verschiednen Landesnamen einen Verkehr Japans mit Korea und dem nördlichen China wie mit Südchina, wo Japan in den Gesichtskreis der Araber trat. Von hier aus haben die Portugiesen als die ersten Europäer 1542 das Land selbst, wie es scheint zuerst zufällig, erreicht.

Ein Problem von besondrer Schwierigkeit ist die ethnographische Stellung der Japaner. Die geschichtliche Überlieferung der Japaner über die älteste Zeit ist nicht nur sagenhaft — aus der Sage lassen sich oft historische Erkenntnisse gewinnen —, sondern vor allem künstlich zurechtgemachte Legende. Die Sprache weist die Japaner zweifellos der altaischen Sprachfamilie zu. Aber unfraglich verdeckt die sprachliche Einheit hier sehr verschiedenartige ethnographische Bestandteile. In langjährigen, sehr sorgsamen anthropologischen Untersuchungen ist der Mediziner Dr. E. Baelz aus Stuttgart, Professor an der Universität Tokyo, zu dem Ergebnis gelangt, daß die Japaner, anthropologisch betrachtet, ein Mischvolk sind. Vielleicht ist der eine Zug der Sage zu verwerten, daß die Stämme aus der südlichen Insel Kyushu nach dem Norden vorgedrungen sind. Daß eine Invasion von Süden her erfolgt ist, ergibt sich aus der Verdrängung der Urbewohner, der Ainu, nach dem äußersten Norden. Sie saßen ursprünglich auch im Süden, wie ihre Spuren auf den Liu-kiu-Inseln zeigen. Die entscheidenden Ergebnisse über die Anthropologie der Japaner, wie sie Baelz gewonnen hat, übernimmt auch Rein. Baelz unterscheidet drei Rassentypen: die Ainu, die als Urbewohner Japans zu betrachten sind, die Mandschukoreaner, die von Korea aus durch die kalte Polarströmung an die Südwestspitze der größten Insel getrieben wurden, und die Malaien, die von der nordwärts gehenden Äquatorialströmung über die Philippinen, Formosa, Liukiu nach der südlichen Insel Kyushu geführt wurden. Der Hauptarm dieser Strömung berührt die Provinz Hyuga, und gerade hierher verlegt die japanische Überlieferung die Gründung des Reiches durch den ersten Kaiser.

Der Volkscharakter der Japaner ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen, in denen sich das geistige und moralische Wesen des Menschen bekundet. Durch

die Inselnatur des Landes wie durch die politische Unabhängigkeit, die dieses tapfere Volk immer zu behaupten gewußt hat, ist ihm ein geschlossener, einheitlicher und zäh behaupteter Nationalcharakter aufgeprägt worden. Die Elemente aber, aus denen er sich aufbaut, stehn scheinbar im schroffsten Widerspruche. So ist das Problem der japanischen Volksseele neuerdings mehrfach und in sehr entgegengesetzter Weise erörtert worden. Munzingers Wort „Jeder Japaner ist ein Rätsel" spricht am besten die Schwierigkeit aus, die der Erfassung und gerechten Würdigung des japanischen Volksgeistes entgegensteht.

Rein hat eine recht günstige Meinung auf Grund seiner Reiseerfahrungen über die Japaner gewonnen, betont aber ihren Mangel an Stetigkeit und Ausdauer, der ganz im Gegensatz zum chinesischen Charakter steht. Eine sehr scharfe Kritik hat ten Kate (im „Globus" Band 82) an den Japanern geübt. Auch er verkennt nicht, daß die Charakteristik eines Volkes oder gar einer Rasse eine ungemein schwierige Aufgabe ist, um so schwieriger, je ferner uns das fremde Volk steht, und je weniger wir von seiner Geschichte wirklich wissen. Als Fehler der Rasse bezeichnet ten Kate Mangel an Wahrheitsliebe, an Tiefe des Geistes- und Gemütslebens und die Unfähigkeit, abstrakte Begriffe zu fassen. Den Japaner insbesondre charakterisiere der Mangel an Individualität, die Suggestibilität, die Unstetigkeit und die mangelnde Ausdauer, wozu als moderne Fehler grenzenlose Eitelkeit und Jingoismus kommen. In ihrer Kultur sind die Japaner ausschließlich fremden Vorbildern, zumal dem chinesischen, gefolgt. Als Individuum ist der Japaner ein wenig persönlich ausgeprägter Charakter, weshalb er eben fremden Anregungen leicht zugänglich ist. Die individuellen Unterschiede sind hier körperlich wie geistig geringer als bei irgendeiner andern Rasse. Die Charakteristik der Javanen, wie sie Kohlbrugge (1900) gegeben hat, solle auch für die Japaner gelten: sie sind „gute Reproduktionsmaschinen, ein treuer photographischer Apparat, oft mit Kunstsinn begabt, aber ohne Initiative, ohne schöpferische Gedanken". Mit diesen von keinerlei Vorurteilen befangnen, von scharfer Beobachtung zeugenden Urteilen will ten Kate durchaus sachlich sprechen. Auch andre Forscher geben zu, daß in ihnen manches Richtige liegt. Vielleicht aber ergibt ihre verallgemeinernde und formelhafte Darstellung doch nicht ein Bild, das dem wirklichen Leben entspräche. Einen höchst beachtenswerten Widerspruch hat vor allem Baelz erhoben (im „Globus" Band 84). Er hat den wertvollen Gedanken hingestellt, daß man den heutigen Japaner nicht als wahren Repräsentanten der Volksseele betrachten dürfe. Er ist eine Übergangserscheinung zwischen zwei heterogenen Zivilisationen und Weltanschauungen. Daß sich die Geister noch wenig orientiert haben, zeigen manche japanischen Urteile über die europäische Kultur, wie sie uns etwa in dem an sich nicht gerade wertvollen Buche „Unser Vaterland Japan" begegnen. Man darf vielleicht überhaupt nicht ein psychologisches Bild in der Weise entwerfen, wie es ten Kate tut. Wenn man alle, auch wirklich vorhandnen Mängel in der

Beanlagung eines Volkes gruppiert und nun diese in ihrer Wirkung betrachtet, so entsteht ein verschobnes Bild. Es pflegen sich überall Licht- und Schattenseiten zu entsprechen. Was nach der einen Seite hin als Mangel gelten kann, mag bei andrer Ansicht als Vorzug wirken. In hohem Grade scheint die Individualität im japanischen Leben zurückzutreten. Aber ist sie vom Standpunkt des nationalen Daseins aus ein Vorzug? Nationen, die eine reiche Entfaltung des individuellen Wesens erreicht haben, wie Inder und Perser, Griechen und Italiener, haben dadurch eine eminente Bereicherung und Verfeinerung ihrer geistigen und künstlerischen Kultur gewonnen; aber die politische Energie und die moralische Festigkeit der gesellschaftlichen Ordnung haben zugleich oft verhängnisvolle Einbußen erlitten. Nicht in der Kultur der Persönlichkeit, sondern im Bestande der Familie und des Staates sieht der Japaner den höchsten Wert seines Daseins. Was ihm an Individualität mangelt, ersetzt er durch die unbedingte Hingabe für die höhern Formen der Lebensgemeinschaft. Die Geschichte Japans ist vielfach kaum verständlich ohne die Geringschätzung des eignen Lebens im Vergleich zur Ehre der Familie oder des Stammes. Das ist die Wurzel der Tapferkeit, die das Volk als Ganzes auszeichnet.

Herzlosigkeit und Stumpfsinn nennt ten Kate als Grundzüge des japanischen Wesens. Das erste ist vielfach richtig, die Japaner sind mindestens ebenso grausam wie die Chinesen. Seit der ältesten Zeit ist die japanische Geschichte reich an Fällen, wo Heimtücke und Grausamkeit mit der größten Gelassenheit geübt werden. Auch Kaisern legt die Überlieferung eine Reihe empörender Greueltaten zur Last. Nachod hat in seiner „Geschichte von Japan“ I, Seite 393 f. diese Neigung zur Grausamkeit mit einer erschreckenden Fülle von Beispielen bewiesen und betont, daß auch mit dem Buddhismus dieser bedenkliche Zug im Volkscharakter keineswegs verwischt worden ist. Aber wir wollen auch hier gerecht urteilen, indem wir bedenken, daß Grausamkeit leider ein Grundzug der menschlichen Natur überhaupt ist, den die Zivilisation und die Angst vor den Konsequenzen nur verhüllen. Bei günstiger Gelegenheit bricht sie auch bei verfeinerter Kultur wieder hervor. In Ostasien sind die Dinge noch weniger von der maskierenden Kultur verhüllt.

Stumpfsinn scheint den Völkern der mongolischen Rasse schon im physischen Sinne des Worts eigen zu sein; die Chinesen haben, wie man häufig sagt, überhaupt keine Nerven. Und sicher ist auch die physische Erregbarkeit und Sensibilität hier weit geringer als beim Europäer. Aber gerade der Japaner ist von allen Ostasiaten der sensibelste. Er ist sehr empfindlich, reizbar und ehrgeizig; leicht ist er für das Neue begeistert; in der Dichtung spricht trotz aller konventionellen Stilisierung und trotz der für uns seltsamen Technik doch ein feines Empfinden zumal für das Kleine und Zarte. Die Malerei und das Kunsthandwerk verraten dieselben Wesenszüge. Auf dieser leichten Erregbarkeit und Beweglichkeit mag vor allem der fröhliche Leichtsinn und die

heitere Lebensauffassung beruhen, die dem Japaner in hohem Maße eigen sind. Sie gehören noch zu den glücklichen Völkern, denen die Einspannung in den maschinenartigen Ablauf der europäischen und noch mehr der amerikanischen Arbeitsweise unbekannt ist.

Ein Zug des Charakters wird sich nicht leugnen lassen: Wahrheitsliebe und Offenherzigkeit sind wenig ausgebildet. Hier hat Rein das überraschende Urteil gefällt, daß der Japaner „zutraulich“ sei. Im ganzen sind alle Orientalen dem Fremden gegenüber verschlossen. Munzinger nennt die Japaner „Meister in der Verstellungskunst“. Er geht nie gerade auf ein Ziel, lügt zwar nicht offenkundig, sagt aber auch nie geradeaus die Wahrheit. Unzuverlässigkeit ist ein Hauptzug im Wesen des Japaners, der es freilich sehr liebenswürdig durch eine Höflichkeit verdeckt, die ihm Gewohnheit ist. Weit weniger als der Europäer äußert er auch seine Affekte.

In seinem innersten Wesen ist der Japaner von der übernommnen europäischen Kultur völlig unberührt geblieben. Sie ist ihm wesentlich ein technisches Hilfsmittel zur Durchführung seiner Machtansprüche, kein Wert seines innern Daseins. „Japan hat die fremde, überlegne Kultur des Westens nicht erlebt, wohl aber erlernt“, urteilt Wachs. (Schlaglichter auf Ostasien und den Pacific, 1901.) Die Masse des Volkes ist von der europäischen Kultur kaum beeinflußt worden. Die leitenden Kreise haben sie übernommen und nachgeahmt, nicht aus Verständnis für ihren Wert, auch ohne Sympathie für sie, aber aus Zwang im Interesse ihrer praktischen Bestrebungen. Am tiefsten hat wiederum Lefcadio Hearn diese Hergänge durchschaut, wenn er die Aufnahme der westlichen Kultur auffaßt als ein freiwilliges und wohlüberlegtes Nachgeben, wie es der Berufsathlet etwa zu üben weiß, in einem großen politischen, mit den geistigen Mitteln der Zivilisation geführten Ringkampf.

Overbeck und Treitschke

enn Nietzsche, den der ungestillte Durst nach Anerkennung krank und toll gemacht hat, das bei gesunden Sinnen erlebt hätte! Natürlich konnte er es so nicht erleben, da es ja eben sein tragisches Ende ist, was ihm den großen Erfolg verschafft: seinen Namen in aller Mund, seine Bücher in alle Hände gebracht, ein paar Millionen jungen Leuten den Kopf verdreht, die Journalistik mit seinen Schlagwörtern bereichert, eine ganze Literatur hervorgerufen, ein Nietzschearchiv begründet und seine schwärmerischen Jünger dermaßen erhitzt hat, daß sie einander gegenseitig in die Haare geraten. So prozessiert jetzt

Peter Gast (diesen Namen hat Nietzsche dem Musiker Heinrich Köselitz gegeben) gegen Carl Albrecht Bernoulli und gegen Eugen Diederichs in Jena, bei dem jener soeben den ersten Band seines Werkes: Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche, eine Freundschaft, herausgegeben hat. Gast hat eine gerichtliche Verfügung erstritten, nach der die Veröffentlichung seiner Briefe im zweiten Bande des genannten Werkes bei zweitausend Mark Strafe untersagt wird, und die Berufung von Bernoulli und Diederichs ist verworfen worden. Der erste Band muß ein gutes Buch genannt werden. Er enthält wichtige Beiträge zur Kenntnis der problemereichen Persönlichkeit des Dichterphilosophen, verständige Urteile über seine Werke und führt uns in den Kreis bedeutender Menschen ein, die sich um ihn gesammelt haben. Einem von ihnen, dem Titelhelden des Buches, hat in der Jugend ein Mann nahe gestanden, der manchem alten Grenzbotenleser mehr wert sein mag als der ganze Nietzschekreis; darum wollen wir dessen Verhältnis zu Overbeck vornehmen, ehe wir diesen als den treusten Freund Nietzsches betrachten.

Franz Overbeck schien durch seine Abstammung zum Kosmopoliten bestimmt. Sein Großvater war ein nach England ausgewanderter Frankfurter. Sein Vater, ein Kaufmann, der eine heimliche Liebe zu den Wissenschaften hegte, siedelte, ohne seine britische Staatsbürgerschaft aufzugeben, nach Rußland über und heiratete eine Französin, die Franz in einem Pariser Internat erziehen ließ. Als seine Mutter dann ihren Wohnsitz nach Dresden verlegte — der Vater betrieb noch einige Jahre in Petersburg sein Geschäft —, fing Franz, der fertig englisch, französisch und russisch sprach, erst an, auch deutsch zu lernen. Er besuchte die Dresdner Kreuzschule und hörte 1851 als Siebzehnjähriger den drei Jahre ältern Heinrich von Treitschke als Primus omnium beim Schlußakt ein selbstverfaßtes deutsches Gedicht vortragen. Doch kam es damals noch zu keinem persönlichen Verkehr, sondern erst ein paar Jahre später in Leipzig, wo Overbeck Theologie studierte und Treitschke Geschichte dozierte; sie wurden vertraute Freunde und gingen viel miteinander spazieren. „Wie lebhaft wir uns damals unterhielten, erzählt Overbeck, kamen wir doch nicht recht vorwärts infolge der gerade damals so jammervoll zunehmenden Taubheit Treitschkes, die zu beständigem Stehenbleiben nötigte, anfangs um noch in seine Ohrmuschel, dann in immer bedenklicher in ihrer Schallkraft sich steigernde Metallrohre den schon sehr bald mehr oder weniger staatsgefährlich werdenden Inhalt unsrer Gespräche hineinzurufen.“ Dazu, schreibt Bernoulli, „gesellten sich fröhliche Wandrungen in den deutschen Mittelgebirgen und von 1861 bis 1863 die gemeinsamen Mittagsmahlzeiten samt darauffolgendem schwarzen Kaffee, wo die beiden mehr Lauscher hatten, als einem sächsischen Generalssohne und einem angehenden Gottesmanne in Sachsen bequem war“. Der „Gottesmann“ war eine kühle, ruhige, von Seelenkämpfen freie Natur. Er würde vielleicht, meint der Verfasser, als Nachzügler des Rationalismus ein wackerer Landpfarrer geworden sein und seine Bauern gelehrt haben, ihren

Kohl rationell zu bauen. Aber Treitschke flößte ihm „das Gift der Kritik" ein. Dieser gestand ihm einmal, daß er einen ganzen Karfreitag zur Lektüre eines Buches von David Friedrich Strauß verwandt und sich gefreut habe, daß es noch einen deutschen Mann gebe, der den Mut seiner Meinung habe. Im Jahre 1863 trennten sie sich; Treitschke ging nach Freiburg, Overbeck habilitierte sich in Jena. Aber sie blieben in lebhaftem schriftlichem Verkehr. Treitschkes Briefe werden nicht abgedruckt, nur einige von Overbeck. Dieser verkehrte in Jena mit Ernst Abbe, Georg Ebers, Karl Hase und dem Zoologen Alfred Dohrn und las über das Neue Testament und über ältere Kirchengeschichte. In seinem Bekanntenkreise wie in seiner Tätigkeit fühlte er sich so wohl, daß er gern immer als Privatdozent in Jena geblieben wäre, wenn das die äußern Umstände erlaubt hätten. Die Korrespondenz mit Treitschke, der den Kosmopoliten zu einem guten deutschen Patrioten gemacht hat, wird natürlich schon gleich im nächsten Jahre hochpolitisch. Was gäbe es auch, schreibt Overbeck im Januar 1864, „auf der ganzen Welt für ein trostloseres Geschäft, als ein Gothaer sein! Du sprachst manchmal von einem Unstern, der über dem preußischen Staate walte. Daran hat man wohl noch nie so denken können wie bei der gegenwärtigen wahnsinnigen Verbindung mit Österreich. Dieser Selbstmord hätte einen weit leidenschaftlichern Sturm in der Kammer erregen müssen. Nun scheint nach den neusten Nachrichten die preußische Armee in Holstein eine solche Last von Unpopularität auf Preußen zu häufen, daß es die Frage ist, ob sie wird jemals wieder weggewälzt werden können. Du sahest schon in deinem Briefe das Schlimmste voraus und gabst für jetzt die Hoffnung für uns auf. Seitdem ist, weniges ausgenommen, alles, selbst das Unerwartetste, zur Bestärkung dieser schwarzen Voraussicht geschehen. Es ist schwer, bei solchen Zeitläufen stillen Studien treu zu bleiben." Im November meldet er, die theologische Fakultät habe sich vom Kurator breitschlagen lassen und in eine vakante Stelle einen Erlanger Orthodoxen berufen. Dieser erwies sich bei seinem Erscheinen auch noch als ein persönlich unangenehmes Individuum und wurde bald nach Bonn weiterbefördert. Am 9. Dezember dankt er für den ersten Band der Historischen und Politischen Aufsätze, den ihm Treitschke übersandt hatte. Er stimmt diesem in allem bei, meint aber, es werde ein schweres Stück Arbeit sein, das Volk von der Notwendigkeit der preußischen Spitze zu überzeugen. „Daß diese und die Einheit von Deutschland im Verhältnis von Mittel und Zweck stehn, das wollen so viele leider nicht einsehen. Hier will zuletzt immer noch der Partikularismus sich behaupten, wäre es auch nur in der Gestalt eines unklaren Dusels. Wer aber nur irgend für Gründe offen ist und ernsten Patriotismus hat, der muß durch deine Arbeit von der traurigen Verirrung für Österreich oder ein annoch unbekanntes Geburtsland des deutschen Kaiserreichs bekehrt und für Preußen gewonnen werden, und zwar, für Preußen zu stimmen gerade so wie du, das heißt unbedingt. Denn das freilich hört

man oft genug, man wolle sich Preußen gefallen lassen, wenn es nur liberal regiert würde, womit aber so gut wie alles, was man zugegeben hat, wieder zurückgenommen ist." Als Beweis für die Bosheit des Partikularismus führt er an, daß die sächsischen Truppen gegen Preußen verhetzt würden. Man schaffe sie, jede Berührung mit preußischem Gebiet meidend, auf lächerlichen Umwegen heim, wahrscheinlich Besorgnis heuchelnd, sie möchten auf preußischen Stationen insultiert werden. Bismarcks Politik, findet er im Februar 1865, sei bisher energisch und geschickt gewesen, fange aber an, die Gefahr eines europäischen Krieges heraufzubeschwören, und die Art, wie er den Kampf gegen den Landtag wieder aufnehme, sei geradezu frevelhaft. Nun stehe das Schwerste, die Auseinandersetzung mit Österreich, bevor. Aus den Herzogtümern dürfe Preußen natürlich nicht mehr hinaus. Treitschke hatte zum Besten von Schleswig-Holstein einen Zyklus von Vorträgen über Washington gehalten. Aus der Zeitung erfährt Overbeck, daß sein Freund damit auch in Paris aufgetreten sei. Dadurch habe er es wahrscheinlich mit dem Kaiserreich verdorben. Er, Overbeck, habe ein Exemplar des Buches von Treitschke an seinen Bruder nach Havre geschickt, das sei beim französischen Zollamt als gefährlich avisiert worden, und es habe den Bruder viel Mühe gekostet, in seinen Besitz zu gelangen. Am 23. Oktober schreibt er, die Art, wie manche Liberale vom Augustenburger und seinem Rechte redeten, sei geradezu schimpflich. Schlimm sei es, daß alle Hoffnung allein auf Bismarck beruhe, denn auch dieser scheine ihm nur eine bornierte und dabei gefährlich abenteuerliche Parteipolitik zu treiben. Wenigstens sollte man ihr die Schärfe nehmen, sich kleinlicher vexatorischer Maßregeln enthalten. Das Gegenteil geschehe; man mache viel böses Blut, rege irregehende Leidenschaft aufs neue auf. Solange die Herzogtümerfrage noch schwebe, sei Bismarck freilich unentbehrlich; doch sobald diese, sei es auch glücklich, d. h. durch die Annexion gelöst sei, müsse die liberale Partei zur schärfsten Opposition übergehn. Bismarck spiele va banque, schreibt er am 18. Juni 1866; Preußens Geschick liege in der Hand eines Abenteurers, der nur ein unzweideutiges Talent besitze, „geistreich impertinente Depeschen zu schreiben". (So ist ja wohl Bismarck damals auch von so manchem beurteilt worden, der seinem Beruf nach ein kompetenterer Richter war als dieser Theologieprofessor.) Doch — sie möchten sehen, wie sie es treiben — jetzt, wo die Entscheidung gefallen, sei sein ganzes Herz mit den Waffen Preußens. An die Rolle Sachsens bei diesem Kampfe dürfe er gar nicht denken. „Und dieses kindische Vertrauen in eine Politik, deren Zweideutigkeit handgreiflich und klassisch bezeugt war am Vorabend der Entscheidung! Könnte ich uns doch schon zur Annexion gratulieren!" Er ist natürlich zunächst um seine Familie in Dresden besorgt.

In der Nationalzeitung hat er am 30. Juni gelesen, daß seinem Freunde Treitschke und Roggenbach in Baden Gefahr drohe. Er schwebt in Sorge um jenen und bittet um kurze Nachricht. Schon am 17. Juli kann er zur

Verlobung Treitschkes und zu seiner Berufung nach Preußen gratulieren. Was die Annexion der okkupierten Staaten betreffe, so möge er an den entsetzlichen Unverstand, den ihre Wiederherstellung bedeuten würde, gar nicht denken. „Schon durch Langensalza und die Preisgebung der sächsischen Armee an Österreich haben diese Krautfürsten ihr Recht verwirkt." Am meisten setzt ihn die Haltung des Volkes in Kurhessen in Erstaunen, wo bestimmt eine andre zu erwarten gewesen sei. Das Urteil des Volkes sei eben überall verwirrt worden durch seine liberalen Wortführer und durch „den schillernden Charakter der preußischen Politik, die aus einem vor noch nicht langer Zeit verkündeten Kampfe des mit Österreich verbündeten Preußens gegen die Revolution urplötzlich zu einem Kampfe gegen Österreich im Bunde mit der Revolution geworden" sei. Die Besorgnisse für den Liberalismus seien töricht. Unmittelbare Früchte allerdings dürfe sich dieser nicht versprechen vom Kriege, dazu sei er viel zu unschuldig an ihm, aber die Reaktion, die zurzeit viel zu tief in ihr Gegenteil verstrickt sei, könne er nicht zugute kommen. Treitschke hat ihn zur Mitarbeit an den von ihm begründeten Preußischen Jahrbüchern eingeladen; Overbeck würde dem Freunde gern behilflich sein, es fehle ihm jedoch augenblicklich an Zeit und an einem passenden Thema. Am 8. September kommt er auf die Annexion Sachsens zurück; keines der kleinen deutschen Territorien habe es dringender nötig, „von sich selbst erlöst zu werden". Er bedauert, daß es den Liberalen in der Kammer so schwer werde, den rechten Ton zu finden. Über manches Unerquickliche seiner Lage müsse dem Liberalismus die Freude an dem Siege der guten Sache hinweghelfen und die Einsicht, daß sich ihm die Gelegenheit darbiete, sich eine politische Bedeutung zu erringen, wie er sie noch nie besessen habe. „Wie konnte der Gedanke, die Indemnität zu verweigern, noch so ernstliche Vertretung finden? Namentlich Gneists Rede macht einen vertrockneten Eindruck." Im Dezember beteuert er, wie sehr er sich danach sehnt, an einem und demselben Orte mit dem Freunde wirken zu können. Aber solange dieser in Preußen lebe, sei darauf keine Aussicht, ein kritischer Theolog komme dort nicht an; die letzten Berufungen, darunter die des oben erwähnten Erlangers, seien geradezu haarsträubend. Im Juni 1867 meldet er, daß ein Ruf nach Gießen an ihn ergangen sei als außerordentlicher Professor und Universitätsprediger. Er hat ihn schon darum abgelehnt, weil sich das Predigtamt mit der Arbeitslast, die dem Dozenten obliege, nicht vertrage. Er habe zwei ihm noch neue Vorlesungen übernommen. Zu dem Privatum über den Römerbrief habe sich freilich nur ein Zuhörer gemeldet, den er in seine Wohnung kommen lasse, es sei ein biederer Schweizer. Mit Treitschke ist er nach einem Briefe vom 15. Juni 1869 in der Beurteilung der Heidelberger liberalen Theologen einverstanden, an denen beide manches auszusetzen finden. „Welchen vernünftigen Zweck sie mit dem neulich in Worms in Szene gesetzten Protest verfolgt haben, ist mir gänzlich verborgen. Die römische Einladung [Pius der Neunte

war so naiv gewesen, die Protestanten zu seinem Konzil und zur Rückkehr in die katholische Kirche einzuladen] versteht sich doch vom katholischen Standpunkt ebensosehr von selbst wie von unserm der Papierkorb dafür."

Gegen Ende des Jahres wird er nach Basel berufen und entschließt sich hauptsächlich mit Rücksicht auf seine Eltern, dem Rufe zu folgen. Treitschke gratuliert und schreibt: „Natürlich mußt du gehen, lieber Junge." In der akademischen Laufbahn komme alles darauf an, daß die Kugel ins Rollen gerate; seiner liebenswürdigen Persönlichkeit werde es vielleicht gelingen, trotz seinem Radikalismus sogar mit den Baseler Pfaffen auszukommen. Ein Stier von Uri brauche er nicht zu werden; er kriege ja nicht einmal das schäbige republikanische Bürgerrecht. Er müsse die Sache ansehen wie eine mehrjährige Reise; am Ende lasse sich auch von der schweizer Art, die bei aller Engherzigkeit grundtüchtig sei, manches lernen; Basels Umgebung sei herrlich, und Jakob Burckhardt ein trefflicher Kollege. Am 8. März 1870 dankt Overbeck für den zweiten Band der Historischen und politischen Aufsätze; „ob auch ein kühler Monarchist und unüberwindlich antipathisch gegen den Krieg gestimmt, habe ich doch namentlich, auch was du über diese Dinge sagst, mit herzlicher Zustimmung gelesen". Nach Ostern vollzieht er seinen Umzug; an Pfingsten treffen sich die Freunde und erlaben sich an einer Fußwandrung durch das Elsaß. Aber das Freundschaftsband wird von da an gelockert. Das Verhältnis war ein sehr inniges gewesen. „Treitschke, der schon weiter war, und zwar mehr als nur um die drei Jahre, die er älter war, machte damals in allen Stücken Overbeck zum Vertrauten seines Herzens. Seine Aussprache in den Briefen ist menschlich vor vollkommner Abrundung. [?] Weit entfernt davon, etwa nur vor einem aufmerksamen Zuhörer die Fülle seiner politischen Ansichten abzuwandeln, eröffnet er ihm sein gesamtes persönlichstes Innenleben. Erst herrscht noch gänzlich die burschikose Derbheit studentischer Sitten vor. Dann aber klingt das große Leben hinein, gesteigert durch die nationale Ahnung. Was den germanischen Mann erfüllt, die Liebe zu seinem Lande, die Liebe zum Weibe, die getäuschte und die befriedigte, die Liebe zur eignen Volksart und die Lust zum Kampf um sie, das spricht Treitschke dem Freunde aus. In gutmütigem Übermut redet er ihn an: Lieber Kleiner! oder: Du frommer Pfaff. Er nennt ihn eine menschlich freiere Natur als Lipsius; an ihm hafte nichts von jenem theologischen Geschmäckchen, das jener nicht ganz verleugnen könne. Er bewundert Overbecks »unmenschliche Güte«, die auch das Unmögliche möglich mache; er ist gerührt von der Sorge des »lieben Kleinen« um ihn, von der ihm Moritz Busch berichtet. [Mit diesem waren beide befreundet.] In stolzer Erwartung spricht er von der Möglichkeit, das neu zusammentretende Parlament des Norddeutschen Bundes werde ihn sich in Berlin zu seiner Verfügung halten oder die Annexion des Rautenlandes seine Versetzung nach Leipzig herbeiführen. Der jungen Gattin führte er den »kleinen Jenenserpfaffen« als das leuchtende

Vorbild des besten Menschen zu Gemüte und wünscht ihm, er möchte bald selbst erleben, was die Ehe sei: ein stilles, sicheres Glück und zugleich eine fortwährende Schule der Selbsterkenntnis; man müsse sehr klug mit seiner Zeit hauszuhalten wissen, wenn man zugleich tüchtig arbeiten und einer geliebten Frau etwas sein wolle." Indes, für Overbeck hatte diese Jugendfreundschaft ihren Zweck erfüllt. Am Ende seines Lebens urteilt er: „Treitschke hat mich, ich muß es wohl sagen, ins Leben eingeführt — das habe ich ihm nie vergessen; mein Führer im Leben ist er im gewissen Sinne nie gewesen, bleiben konnte er es auf keinen Fall." Zweierlei stellte sich seit 1870 zwischen sie. Schon 1866 wollte Overbeck weit gründlicher, als der Freund es tue, das Unglück gewürdigt wissen, daß ihre gemeinsamen beiden Ziele, Einheit und Freiheit, auseinanderfielen. Und nach 1870 wurde er sich bewußt, die Nationalität dürfe nicht zum unbedingten und alleinigen Wertmesser erhoben werden. Die Begeisterung für das Reich kühlte sich ihm in dem Maße ab, als die Aussicht auf baldige Verwirklichung des Kulturideals schwand. Dazu kam: Overbeck war durch Treitschke zum Freigeist geworden. Ende 1870 nun bekennt ihm dieser, an seinem jüngern Bruder Rainer, der im Kriege den Heldentod gestorben, habe ihn besonders dessen unerschütterliche anspruchslose Frömmigkeit gerührt. Im Verlauf der letzten Jahre und nun gar im Kriege habe er erst die Bedeutung der Religion verstehn gelernt. Das hätte nun Overbeck noch nicht gestört. Aber daß Treitschke von seiner wiedergewonnenen Religiosität sein Denken beeinflussen ließ, konnte er nicht vertragen; der Gegensatz von Glauben und Wissen war ihm wissenschaftlicher Grundbegriff; öffentliche Aussöhnungs- und Überbrückungsversuche stießen ihn ab. „Mit dem Tage, da sich Treitschke, nunmehr der unbestritten erste akademische Rhetor Deutschlands, ex cathedra zum Christentum bekannte, war es um sein Einverständnis mit Overbeck geschehen." Wie wunderlich, daß ein Professor der christlichen Theologie das öffentliche Bekenntnis zum Christentum anstößig finden kann!

Überdies fand Overbeck Ersatz für den Jugendfreund in Nietzsche. Doch wurde der Verkehr nicht etwa abgebrochen. Treitsche hat Overbeck öfter besucht, obgleich er zürnte, daß, wie er meinte, Nietzsche ihr schönes Verhältnis getrübt habe. Overbeck unternahm es sogar, die beiden miteinander zusammenzubringen, ein Versuch, der nur einer solchen „Friedensseele" einfallen konnte, wie denn auch nur eine solche, meint Bernoulli, es fertig bringen konnte, an der Freundschaft mit zwei so entgegengesetzten Geistern gleichzeitig festhalten zu wollen. In einem Briefe vom 23. Juni 1871 lobt er Nietzsche als den ersten Philologen, der ihm begegnet sei, mit dem man als Nichtphilologe über das Altertum reden könne. Er sei überhaupt ein ganz ungewöhnlich begabter Mensch und ebenso liebenswürdig wie geistvoll. Auf Overbecks Vorschlag wolle Nietzsche den Preußischen Jahrbüchern demnächst ein Manuskript „Musik und Tragödie" einsenden. Treitschke scheint das Manuskript

nach genommner Einsicht abgelehnt zu haben. Am 21. Dezember 1871 schreibt Overbeck, er sei jetzt ordentlicher Professor und habe demnach erreicht, was er viele Jahre lang mit einer Gelassenheit, die ihn jetzt selbst wundre, für unerreichbar gehalten habe. Die Wogen des kirchlichen Kampfes gingen hoch in der Stadt. Er sei in der übeln und zugleich glücklichen Lage, zu keiner der drei einander befehdenden Parteien zu gehören. „Die pietistische und die vermittelnde erheben an mich keine Ansprüche; der Reformer habe ich mich dagegen bisweilen zu erwehren und bin nun wohl mit ihnen ziemlich auseinander. Wissenschaftlich bin ich viel radikaler als diese Leute, praktisch fassen sie die Dinge an fast ohne Ahnung von ihrem schweren Ernst und machen sich eine Religion von bequemen Phrasen zurecht." Eingelebt habe er sich und fühle sich dem Orte „unauslöschlich" dankbar für den wissenschaftlichen Frieden, den er ihm gewähre. Das Liebste sei ihm sein Verkehr mit Nietzsche. „Gleich nach Neujahr erscheint der dir schon bekannte fragmentarische Aufsatz zur vollständigen Abhandlung ergänzt: Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik. Er wird auch dir gleich zugehn. Ich kann nicht alles mitmachen, am wenigsten was darin über die Wagnersche Oper zu lesen steht, aber überzeugt bin ich, daß die Arbeit eine der gedankenreichsten und tiefsinnigsten ist, die wir in Deutschland seit Jahrzehnten auf dem Gebiet der Ästhetik gelesen." Im Juli 1872 vernehmen wir: „Hier wirst du, wenn du im August kommst, leider niemand finden, da mit Ende der Woche alles ausfliegt. Höchstens Nietzsche wird hier sein. Es tut mir leid, daß ich ihm nichts besseres und überhaupt nichts von deinen Eindrücken melden konnte, wenn ich auch begreife, daß dir mancherlei in seiner Schrift nicht recht, wo nicht abstoßend gewesen ist. [Treitschkes Urteil scheint demnach so ausgefallen zu sein, daß es Overbeck Nietzsche gegenüber gar nicht zu erwähnen wagte.] Sie hat unleugbar etwas Exzessives." Wilamowitz-Möllendorf habe alles als reinen Wahnsinn behandelt, und das sei nun bis jetzt die einzige öffentliche Kundgebung über das Buch. Eine solche Behandlung könne Nietzsches Neigung zum Extravaganten nur steigern, „solange das Gegengewicht ernster Beachtung, selbst ernsten Widerspruchs, der zum Teil meiner Ansicht nach nicht fehlen kann, vermißt wird". Anfang März 1873 schreibt er: seine Osterfeier solle in zwei oder drei mit Treitschke zu verlebenden Tagen bestehn; dieser scheint ihn also alljährlich mindestens einmal, wo nicht öfter, besucht zu haben. Die übrige freie Zeit wolle er auf die Ausarbeitung eines theologischen Bekenntnisses verwenden, zu dem er sich gedrängt fühle — „nicht durch Strauß, dessen Werk [»Der alte und der neue Glaube« war ein paar Monate vorher erschienen] ich für wenig förderlich halte, abgesehen von seiner Ehrlichkeit — aber durch eine weit geistvollere Broschüre von Lagarde über Staat, Religion und Kirche." Am 1. September 1873 schreibt er: „Heut werden dir wohl Nietzsches Unzeitgemäße Betrachtungen zugegangen sein. In seinem Namen schicke ich ihnen die Meldung nach, daß er ihnen

gern ein paar Worte an dich zur Begleitung mitgegeben hätte, wenn ihm nicht noch alles Schreiben verboten wäre." Das seit drei Monaten ihn plagende Augenübel habe anfangs so bedenklich geschienen, daß der Arzt strenge Maßregeln für notwendig erachtet habe. Das Buch habe Nietzsche einem Freunde, Referendar von Gersdorff, diktiert. „Ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr ich mich freue, eine allgemeine von Tag zu Tag fast steigende und vorzüglich unsre Universitäten drückende deutsche Not mit so feuriger und ernster Beredsamkeit ausgesprochen zu wissen, und will auch manches Überscharfe gern in den Kauf nehmen." Fatal sei nur, daß jetzt gerade der so hart mitgenommne Strauß schwer krank daniederliege, so schwer, daß er nichts Gedrucktes mehr zu sehen bekomme, und darin liege allerdings eine Beruhigung. Am 23. Oktober desselben Jahres äußert er ernstliche Besorgnis um Treitschkes Meinung über Nietzsches Streitschrift und über seine eigne. Über diese habe er des Freundes Schlußurteil noch nicht und über Nietzsches noch gar kein Urteil. „Um unsrer Freundschaft willen habe ich niemanden unter allen, denen ich meine Schrift zugesandt, um dessen Meinung es mir so zu tun wäre, wie um die deine, und auch mit den Anschauungen des Nietzschischen Buches fühle ich mich, wie ich dir sagte, solidarisch." Er könne sich Treitschkes Schweigen gar nicht erklären. Darauf hat sich nun Treitschke endlich ausgesprochen. Am 14. November schreibt Overbeck: „Allerdings habe ich keine Zeit zu langen Briefen, du noch weniger dazu, sie zu lesen. Doch drängt es mich seit deinem letzten Briefe unwiderstehlich zu einer Antwort. Mit dir habe ich unvergeßliche Jahre wie mit keinem andern Menschen geteilt, du bist mein erster wahrer Freund gewesen, hast als der ältere, erfahrenere und soviel herzhafter angelegte mir zuerst einige Zuversicht zu mir selbst gegeben, und dir werde ich von allem, was ich bin, denke und tue, immer ein Stück verdanken. Entschuldige damit die Unruhe, in die mich dein Schweigen versetzte, und heute, daß ich noch nicht zufrieden bin und noch weiter nach Verständigung Verlangen, heftiges Verlangen trage. Es handelt sich dabei nicht um Rechthaberei. Hätte ich die Macht, andern zu geben, was ich ihnen wünsche, so wären es nicht meine Meinungen, die ich ihnen gäbe, sondern die Läßlichkeit, mit der ich jede andre ertrage. Mich treibt wirklich nur der Drang der Freundschaft, daß ich das meine tue, damit wir uns über jede Meinung hinaus nach wie vor von Herzen verstehn." Treitschke hat sich in seinem Briefe abfällig über Schopenhauer geäußert. Overbeck glaubt zu wissen, daß Treitschke zwar ein Gläubiger, aber kein Apologet des Optimismus sei. Dieser und der Pessimismus seien beide gleicher Ruchlosigkeit fähig, aber beide seien auch fruchtbar. Er für seine Person halte den Pessimismus für fruchtbarer; doch um beider Streit zu entscheiden, „fehlen menschlicher Erkenntnis alle Mittel, und so wird denn im Handumdrehn ein Pfaffengezänk daraus." Schon dieser laute Streit könne ja einem die Lust benehmen, sich mit Schopenhauer einzulassen, und für diesen den Freund gewinnen, das wolle er über-

haupt nicht. Wenn er sich Treitschkes Urteil widersetze, so geschehe es in der Überzeugung, daß sich dieser damit einem ungeheuern Stück Menschenleben verschließe; kennte er Schopenhauer, so würde er auch als Gegner anders über ihn urteilen. Was Treitschke gesagt hat, geht aus folgendem hervor. Daß Schopenhauer „keinen Sinn für Staat und Geschichte hatte, teilt er nur mit einigen der größten seiner Zunft, und auch den Staat kann man ja jedenfalls zu ernst nehmen. Daß seine Philosophie in ihren Bekennern nie etwas andres erzeugt als unfruchtbaren Hochmut und ruchlosen Pessimismus, dagegen habe ich meine unzweifelhafteste Erfahrung. Nicht, daß ich daran dächte, alle »Schopenhauerianer« gegen dich zu vertreten — außer Schopenhauer selbst sind die Schopenhauerianer die größten Steine des Anstoßes für seine Sache —, aber ich kenne Menschen [soll wohl heißen: einen Menschen, nämlich Nietzsche] von ungewöhnlicher Herzensgüte und von seltner Kindlichkeit und Treuherzigkeit der Gesinnung, die sich unbedingt zu Schopenhauer bekennen und sich nicht zu fassen wüßten, wenn sie hörten, daß seine Philosophie »das Göttliche im Menschen erstickte«, oder daß ihr »die ganze Welt der Liebe« verschlossen sei.“ Über Overbecks Schrift muß Treitschke geschrieben haben, sie sei im Schmollwinkel verfaßt. Overbeck legt dar, daß er zum Schmollen nicht die mindeste Ursache habe. Er sei mit seiner Lage vollkommen zufrieden. „Auch in die Bescheidenheit meiner Subsistenzmittel füge ich mich gern; was daran zur Behaglichkeit und meiner Stellung überhaupt zum Glanze fehlt, werde ich immer für den wohlfeilen Preis meiner Freiheit halten und darüber, daß es mir vorenthalten wird, niemandem grollen, in der Überzeugung, daß ich hierzu ebensoviel tue wie der üble Wille andrer.“ Mit dem Zustande unsrer heutigen Bildung in Deutschland, den beide, Nietzsche und Overbeck, beklagt und als geleckte Barbarei charakterisiert haben, sei im Grunde genommen niemand zufrieden. Treitschke berufe sich gegen Nietzsche, der nur rede, auf sich selber. „Was hast denn du seinerzeit mehr getan, als du den Partikularismus bekämpftest. [Treitschkes Reden war doch insofern Tun, als es die Politik Bismarcks förderte.] Auch meinst du, Nietzsche verfehle den Ton, er verstimme, du hättest mit unliebsamen Wahrheiten doch den Leser nach dir gezogen. Seinerzeit ist dies mit manchen guten sächsischen und andern Partikularisten ganz gewiß nicht der Fall gewesen, und sächsische Beispiele wüßte ich genug.“ Daß auf einer Seite, wo man einer Schrift wie der von Nietzsche gegenüber nichts als Verstimmung empfinde, alles in Ordnung sei, lasse er sich nicht einreden. „Aber du bist doch ein Mann, der allezeit an der frischen Tat Freude hat, sie menschlich zu beurteilen weiß, und mag dir dies und jenes daran nicht eben behagen, mit geradem Blick das Bedeutende zu erkennen, sich nicht so leicht hindern läßt.“ Nietzschen habe er natürlich Treitschkes Brief nicht gezeigt, ihm nur das allgemeinste mitgeteilt, das freilich die Abneigung verrate. Jener lasse ihn bestens grüßen und meine, im Reiche der Gedanken sei für mancherlei Platz.

Hat alles nichts geholfen, Treitschkes instinktiver Widerwillen gegen den Überkritiker war nicht zu überwinden. In einem andern Briefe aus derselben Zeit tadelt es Overbeck, daß sich Treitschke von Schmoller habe ein Glaubensbekenntnis abfordern lassen. (In dem Streit beider über die soziale Frage.) Was den Kulturkampf betrifft, so beweise dieser nur, wie tief der Protestantenstolz gesunken sei. „Ich sollte meinen, es wäre für uns wichtiger, daß sich der preußische Staat zumal, und nun der deutsche ein für allemal, die Lust vergehn ließe, Pfaffenpolitik zu treiben, als was der Papst tut und läßt.“ Sollte Overbeck unter Pfaffenpolitik jede Regelung kirchlicher Angelegenheiten durch die Staatsgesetzgebung verstanden haben, so müßte man doch entgegnen, daß sich solche nun einmal nicht umgehn läßt und nur eine falsche zu tadeln ist, wie die der siebziger Jahre es war. Gleich allen in Beziehung auf Religion radikalen denkt er gering von Lotze. Sich noch schärfer gegen Treitschkes Haltung in religiösen Fragen auszusprechen, veranlaßt ihn einige Jahre später der Antisemitismus. Als Freund, schreibt er am 19. Dezember 1880, „spreche ich ein herzliches dissentio aus. Nicht um mit dir über die Judenfrage zu disputieren — könnte ich doch mit gutem Gewissen nicht bestreiten, daß es unter den Juden ruppige Gesellen gibt, und ist mir dein eigentlicher Standpunkt in der Sache nicht recht klar, da du weder zu den Antisemiten gehörst noch ihr Gegner bist. ... Allein du bist der Verfasser des »Worts über das Judentum«“. Treitschke habe damit Öl auf die Wogen eines häßlichen Streites gießen wollen; Öl habe er freilich gegossen, aber nicht aufs Wasser, sondern ins Feuer. Es tue ihm leid, daß dieses Wort Treitschke in Unannehmlichkeiten verwickle, aber zu verwundern sei das nicht. „Peinlicher noch, und um ganz offen zu reden, da ich es einmal tue, abstoßender ist mir ein andrer Ton, der aus deinen letzten Veröffentlichungen immer unverzagter herausklingt, ich meine den »christlichen«. Hier nun zunächst kein Mißverständnis! Ich meine nicht ein persönliches Gefühl; ein solches achte ich bei jedermann, der es besitzt, im höchsten Grade, sodaß es anzutasten auch bei dir, meinem Freunde, mir nicht in den Sinn kommt. Ich meine den öffentlichen Gebrauch, den du im politischen Streit von diesem Gefühl machst, und in dem ich dir immer mehr die alte, bei dir mir immer besonders werte Scheu verloren gehn sehe, Fragen der Religion in den Streit der Politik hereinzuziehen. Nur gegen diesen Verlust drücke ich meinen Widerwillen aus, weil ich allerdings für diesen Respekt nicht habe, und insbesondre auch der Meinung bin, ein Mann mit deiner Vergangenheit setze sich bei deiner heutigen Redeweise der Frage aus, welchen Beruf er habe, mit seinem Christentum so herauszutreten. Entschuldige meine Grobheit, es handelt sich hier um einen Punkt, bei dem ich keinen Spaß verstehe, und wenn du willst, unverträglich bin. Ich habe in meinem Leben Veranlassung gehabt, mir alle Vermischung radikaler kirchlicher Tendenzen mit politischen vom Leibe zu halten, und habe so getan, ganz gewiß nicht, weil ich an

konservativer Mengerei derart größern Gefallen hätte.“ Ja, wenn alle „Freigeister“ von Overbecks Art wären, sich jeder politischen Agitation, jeder öffentlichen Beleidigung der religiösen Empfindungen andrer enthielten, dann dürfte man sich auch die „Mengerei“ der Konservativen verbitten. Wenn aber „freisinnige“ Blätter, die vielfach von jüdischen Federn bedient werden, fast täglich die religiösen Gefühle der gläubigen Christen beider Konfessionen verletzen (ich erinnere mich, daß vor etwa zwanzig Jahren, als einmal im Berliner Rathause eine kirchliche Versammlung abgehalten worden war, ein solches Blatt die Frechheit hatte, zu sagen, das Rathaus müsse jetzt desinfiziert werden); wenn die Führer der Freisinnigen bei den Wahlen die Losung ausgeben: gegen Pfaffen und Junker, wenn Organisationen gegründet werden zu dem Zweck, unter dem Volke den Atheismus zu verbreiten, von dem viele Politiker glauben, daß er nicht allein die Gemüter arm mache, sondern als Volksglaube auch die bürgerliche Ordnung gefährde, dann bleibt doch den Beschimpften und Bedrohten gar nichts andres übrig, als sich ebenfalls zu ihrem eignen Schutz und zu dem der bürgerlichen Ordnung auf religiöser Grundlage politisch zu organisieren. Ob der eben erwähnte Brief dem freundschaftlichen Verkehr der beiden Männer ein Ende gemacht hat, ist aus dem Buche nicht zu ersehen.

Carl Jentsch

Die deutschen Großstädte

Einige Bemerkungen zu den statistischen Zahlen

Von B. Bruhns

Es ist eine wohlbekannte Tatsache, daß sich seit dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 in der Verteilung der Bevölkerung Deutschlands ganz außerordentliche Veränderungen vollzogen haben. Die Gesamtzahl der in Deutschland lebenden Menschen hat sich stetig vermehrt und ist in den 34 Jahren von 1871 bis 1905 von 41 Millionen bis auf mehr denn $60^1/_2$ Millionen angewachsen, das heißt sie hat um fast 50 Prozent (genauer 47,6 Prozent) zugenommen. Gehen wir um weitere 34 Jahre zurück bis zum Jahre 1837, so finden wir auf demselben Gebiete, das heute von Deutschland eingenommen wird, $31^1/_2$ Millionen. Das besagt, daß in diesem Zeitraum die Zunahme nur 30 Prozent betragen hat, also wesentlich weniger als in der langen Friedensperiode der Gegenwart.

Wichtiger aber als diese starke Gesamtzunahme ist das unverhältnismäßige Anwachsen der großstädtischen Bevölkerung gegenüber der der kleinen Städte und des flachen Landes. Im Jahre 1871 lebten von 41 Millionen 2 Millionen in den Großstädten von je über 100000 Einwohnern, also 4,8 Prozent. Damals

wurden überhaupt nur 8 Großstädte gezählt. Jetzt (1905) gibt es deren 41 mit insgesamt $11^1/_2$ Millionen Menschen, also 18,9 Prozent, mehr als ein Sechstel der gesamten Bevölkerung. Wollen wir dieses Anwachsen der großstädtischen Bevölkerung prozentual ausdrücken, so würden wir zu dem erstaunlichen Resultat kommen, daß die in den Städten von mehr als 100000 Einwohnern lebende Volksmenge seit 1871 um 430 Prozent gewachsen ist, das heißt neunmal so rasch als die Gesamtmenge der Bewohner Deutschlands.

Man muß aber bei diesen Zahlen wohl bedenken, daß sie sich nicht nur aus der Vermehrung der schon vorhandnen Großstädte zusammensetzt, sondern auch aus den Gesamtzahlen der Städte, die allmählich in die Rubrik der Großstädte hineingewachsen sind. Das sind seit 1900: Rixdorf, Schöneberg, Duisburg, Bochum, Karlsruhe, Plauen i. V., Wiesbaden und Gelsenkirchen. Dazu wird man jetzt, seit dem Juli 1907 noch Erfurt zählen müssen, das am 1. Dezember 1905 schon die Zahl von 98847 Einwohnern erreicht hatte. Und auch diese jüngsten aus der Familie der Großstädte sind nicht alle in stetigem normalen Wachstum zu dem geworden, was sie heute sind, sondern teilweise durch Aufnahme benachbarter Gemeinden, die früher Anspruch darauf erhoben, selbständig gezählt zu werden. So ist Duisburg von 92730 im Jahre 1900 auf 192227 gewachsen durch Einverleibung der Nachbarorte Meiderich und Ruhrort, von denen der erste 1900 allein 33684, der zweite 12407 Einwohner zählte. Ähnliches gilt von Gelsenkirchen, wo 1900 erst 36937, 1905 aber 146742 Einwohner gezählt wurden.

Von Interesse ist es nun, zu untersuchen, welchen natürlichen Bedingungen die einzelnen Großstädte ihre besondre Blüte verdanken. Wenn es auch höchst mißlich ist, einer Stadt aus ihrer Lage im Reich und aus ihren besondern Bodenverhältnissen die Zukunft zu prophezeien, so sind wir doch berechtigt, nachträglich, wenn wir den Effekt vor uns sehn, die Umstände herauszusuchen, die sich so außerordentlich günstig für das Wachstum der Siedlungen erwiesen haben. Natürlich soll man dabei nicht vergessen, daß sehr häufig zufällige Ursachen mit von maßgebendem Einfluß waren, die gerade der einen Stadt den Vorzug gaben vor andern nahe benachbarten an sich gleich günstig liegenden. Man beachte nur das Wachstum von Essen (65000 im Jahre 1885, 231396 im Jahre 1905), das lediglich der ungeheuer anschwellenden Bedeutung der Kruppschen Werke zuzuschreiben ist. Jedenfalls kann dieses persönliche Element aber nur dort in Erscheinung treten, wo es einen durch rein geographische Begünstigung wohl vorbereiteten Boden findet. So würde es wohl beim besten Willen für Krupp unmöglich gewesen sein, so Gewaltiges zu schaffen in einer Stadt wie etwa Tilsit, die weitab von den großen Kohlen- und Eisenschätzen des Ruhrkohlengebiets für alles andre eher als für ein industrielles Riesenwerk geeignet ist.

Wir behandeln zuerst die kleinere Gruppe der Seehandelsstädte und lassen ihnen später eine Besprechung der andern Städte folgen.

Die Großstädte unter den deutschen Seehäfen

Von den 41 Großstädten Deutschlands sind sieben am Meer gelegen, darunter der eine Hafenplatz Hamburg, der seiner volkswirtschaftlichen Bedeutung nach mit den allerbedeutendsten Plätzen der Erde überhaupt zu konkurrieren vermag. An Größe des Umsatzes wird Hamburg nur von London, Newyork und Hongkong übertroffen. In weitem Abstand erst folgen Bremerhaven, Bremen, Stettin oder gar die andern Ostseehäfen.

	1905	1900	1895	1885	Zunahme in Prozenten 1900/05	1885/1905
Hamburg . . .	803090	705738	625552	471000	14	70,5
Stettin . . .	224078	210702	140731	100000	6	124
Königsberg . .	219862	189483	172391	151200	16	45
Bremen . . .	214879	163297	141937	118600	32	81
Altona . . .	168301	161501	148944	104700	4	61
Kiel	163710	107977	85668	51700	52	215
Danzig . . .	159695	140563	125639	114800	14	39
Lübeck	91541	82036	69874	55400	12	83

Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, wie groß der Unterschied ist, der Deutschlands Seehandel noch von dem Englands trennt. Der Seeverkehr im Jahre 1904 wies für Hamburg insgesamt 18950000 Registertonnen auf, läßt diese Stadt also unter den „Riesenverkehrshäfen“ der Welt mit mehr als 10000000 Registertonnen Umsatz obenan erscheinen, während Bremerhaven mit rund 3200000 Registertonnen eben zur Reihe der „Großverkehrshäfen“ und Bremen mit 2450000 Registertonnen gar nur zu den „Mittelverkehrshäfen“ (1 bis 3 Millionen Registertonnen Umsatz) gehört. Von den Ostseehäfen ist Stettin mit 3130000 Registertonnen zu vergleichen mit Bremerhaven. Rostock mit 1710000 Registertonnen, Neufahrwasser (Danzig) mit rund 1400000 Registertonnen, Kiel mit 1150000 Registertonnen stehn weit zurück. Demgegenüber verfügte Großbritannien nach dem Verkehr des Jahres 1901 über drei „Riesenverkehrshäfen“: London, Liverpool, Cardiff, sowie über vier „Großverkehrshäfen“: Newcastle, Hull, Southampton, Glasgow, und eine große Zahl „Mittelverkehrshäfen“: Manchester, Swansea, Newport, Bristol, Dover, Grimsby, Middlesborough, Sunderland, Blyth, Leith, Grangemouth, Kirkcaldy. (Eckert, Grundriß der Handelsgeographie, Band I.)

Was ist es nun, das Hamburg unter den deutschen Seehäfen so besonders auszeichnet? Das ist erstens vor den Städten an den Ostseeküsten die Lage an der weltoffnen Nordsee und vor Bremen die Lage an der Elbe. Die Straße des Weltverkehrs ist heute der offne Ozean, und während einst Hamburg überhaupt erst gewissermaßen als Filiale von Lübeck, das eines Stapelplatzes an der Nordsee bedurfte, Bedeutung gewann, hat später Lübeck nur von der Vermittlung des Hamburger Handels leben können. Und heute gewinnt es den Anschein, als ob Lübeck trotz aller Bemühungen seiner opferwilligen Bevölkerung kaum je wieder zu rechter großer Blüte gelangen sollte. Kiel, das durch den Nordostseekanal am nächsten noch mit der Nordsee verbunden ist, zeigt gegenüber

der alten Hansastadt an der Trave einen gewaltigen Aufschwung, und es wird für Lübeck nicht leicht werden, den Vorsprung, den Kiel einmal erworben hat, wieder auszugleichen.

Vor allem wichtig aber für Hamburg ist sein Strom, die Elbe. Auch Bremen liegt an einer größern Wasserstraße, aber deren Wert ist minimal im Vergleich mit dem der Elbe. Weither aus Südosten kommt dieser Strom und verbindet die reichen Gebiete Sachsens (des Königreichs und der Provinz) und Brandenburgs mit seiner Riesenstadt Berlin mit der Nordsee. Und nicht genug damit. Ein gutes Kanalsystem leitet auch Schlesiens Güter in das Elbgebiet. Als der erste größere Kanal wurde von Kurfürst Friedrich Wilhelm 1662 bis 1668 der Friedrich-Wilhelm-Kanal zwischen der Oder nahe bei Frankfurt und der Spree gebaut, zweihundert Jahre später 1887 bis 1891 wurde er erneut, umgebaut und wesentlich erweitert, sodaß heute auch Schiffe von 600 Tonnen*) auf ihm verkehren können. Natürlich ist das ein Nachteil für Stettin, dem dadurch ein großes Gebiet wenigstens zum Teil entzogen wird. Aber andrerseits ist auch Stettin durch den Finowkanal eng mit dem Havelgebiet verbunden und dadurch zum Vorhafen von Berlin geworden. Der Rhinkanal, der Havelländische Hauptkanal, der Plauer Kanal und mehrere kleinere Anlagen erhöhen noch die Verkehrsfähigkeit in dem Gebiete zwischen Oder und Elbe, sodaß heute das ganze märkische Wasserstraßennetz 1342 Kilometer beträgt. Dazu kommt nun noch als eignes Gebiet der Elbe eine Strecke von 1668 Kilometern in Deutschland und der Nordostseekanal mit 98 Kilometern. Sonach kann für das ganze Elbgebiet eine Fahrstraßenlänge von 3108 Kilometern angegeben werden. Demgegenüber verfügt das Wesergebiet nur über 1016 Kilometer.

Aber diese Zahlen allein geben von der Schiffbarkeit der Wasserwege noch kein vollkommnes Bild. Wir müssen dazu noch berücksichtigen, daß die Tiefe der fahrbaren Rinne sehr verschiedenartig ist. In den statistischen Jahrbüchern sind uns für die einzelnen Flüsse und Kanäle die Kilometerzahlen für die zusammenhängenden Strecken angegeben, auf denen die Fahrrinne eine bestimmte Mindesttiefe bei mittlerm Wasserstand hat. Von Bedeutung für einen lebhaftern Wasserverkehr sind wesentlich die Strecken von $1^1/_2$ Meter und mehr Fahrtiefe. Diese belaufen sich im Elbgebiet auf 2453,9 Kilometer, das sind 79 Prozent der ganzen überhaupt schiffbaren Strecke, im Wesergebiet dagegen nur auf 528,8 Kilometer, d. h. 52 Prozent. Dieses ungünstige Verhältnis ist der Grund dafür, daß zunächst für die Weser ein großartiges Projekt ausgearbeitet worden ist, durch mächtige Talsperren in den Tälern der Eder und der Diemel gleichmäßig tiefes Wasser zu schaffen.

Nun kommt natürlich von dem großen Verkehr auf diesen Binnenwasserlinien nur ein kleiner Bruchteil den großen Seehäfen zugute, immerhin ist

*) t (Tonne) bedeutet hier ein Raummaß, auch als Registertonne (Reg.-t) bezeichnet, und umfaßt 2,832 Kubikmeter.

der Wert, den die Handelsstädte selbst diesem Verkehr beilegen, sehr beträchtlich. Hat doch zum Beispiel der in Bremen ansässige Norddeutsche Lloyd von sich aus für 600000 Mark in Münden einen großen Umschlagsplatz errichtet, der dazu dienen soll, die Weserschiffahrt zu heben. Für das Jahr 1900 hat man festgestellt, daß auf dem Elbstrom allein der Verkehr so groß war, als ob 2605 Millionen Tonnen je 1 Kilometer befördert würden, auf der Weser entsprechend 128 Millionen Tonnenkilometer. Und für Hamburg finde ich angegeben, daß 1904 2323000 Tonnen stromaufwärts in 13882 Schiffen und 1964600 Tonnen stromabwärts in 16297 Schiffen angekommen sind.

Die günstige Verbindung nach rückwärts schafft aber noch keine große Seehandelsstadt, dazu gehört vor allem auch ein Hafen, der imstande ist, sogar die größten Schiffe aufzunehmen. Und das ist bei Hamburg der Fall. Tief drinnen im Lande liegend, ist ursprünglich Hamburg wohl befähigt gewesen, die Ozeanschiffe, die noch klein waren im Vergleich zu den heutigen Kolossen des Weltverkehrs, alle in seinem Bannkreis zu empfangen. Aber als allmählich die Maße der Schiffe immer mehr und mehr wuchsen, mußte sich notwendig auch zeigen, daß die lange Flußstrecke denn doch ein schweres Hindernis bedeutete. Und um so höher ist die Tatkraft und der Mut der Bevölkerung einzuschätzen, die es unternahm, den langen Weg von der Mündung bis mitten in die Stadt, 108 Kilometer, so zu vertiefen, daß auch die größten Schiffe sie wenigstens mit der Flut zurücklegen könnten. Das ist auch, allerdings unter großem Kostenaufwand, gelungen.

Eine der frühesten Arbeiten waren die Durchstiche durch Flußinseln, über die schon aus dem sechzehnten Jahrhundert berichtet wird (1550 Durchstich des Grandeswärders, 1570 Durchstich im Spadenländer Busch, 1600 Durchstich des Neuen Grabens durch den Grasbrook usw.), zu den jüngsten Arbeiten gehört neben großen Baggerungen die Anlage von quer in den Fluß hineinragenden Dämmen. Durch sie wird die eigentliche Stromrinne, in der das meiste Wasser fließt, verengert, die Geschwindigkeit und Gewalt des strömenden Wassers wird erhöht, und die Kraft, mit der die Schlammteilchen des Bodens fortgetrieben werden, wird stärker. Es können sich nicht neue Sedimente niederschlagen, und das Bett selbst wird mehr und mehr erodiert.

Damit ist erreicht worden, daß heute die Fahrrinne für Schiffe von $7^1/_2$ Meter Tiefgang jederzeit passiert werden kann, und daß größere Schiffe, so die Riesendampfer der HAPAG (Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft), zur Zeit der Flut bis in das Herz von Hamburg gelangen können. Ein mächtiger Hafen ist in der vollkommensten Weise gerüstet, das rasche Aus- und Einladen dieser Kolosse zu ermöglichen. Zu diesem Zweck sind Eisenbahnen direkt auf die Kais geführt und die Schienen $1^1/_2$ bis 1 Meter vom Wasser entfernt angelegt worden. Mächtige Kräne befördern nunmehr die Waren, die, sagen wir, aus Südamerika kommen, mit einem Schwung in die Wagen, die sie weiterhin bis in den äußersten Winkel des Reichs führen. Es dürfte noch

erinnerlich sein, daß sich einst das gigantische englische Schiff Great Eastern wesentlich dadurch als verfehlt erwies, daß die großen Häfen im allgemeinen nicht in der Lage waren, den Riesenbau aufzunehmen oder die ungeheure Warenmenge, die in ihm aufgespeichert war, schnell genug zu löschen. Der Great Eastern, der 1857 bis 1858 gebaut wurde, war für seine Zeit verfrüht, heute wird er erreicht und sogar übertroffen von den modernen Passagierdampfern. Sein Raumgehalt belief sich auf 18916 Registertonnen, von den beiden neuen Dampfern der HAPAG hat Amerika 23500 und Kaiserin Auguste Viktoria 25000 Registertonnen. Diese großen Anlagen im eigentlichen Hamburg selbst lassen den Außenhafen Cuxhaven fast überflüssig erscheinen, und tatsächlich hat Cuxhaven auch nur einen sehr geringen Verkehr aufzuweisen: im Jahre 1904 angekommne Schiffe 422, ausgefahren 386. Auch Bremen hat sich bemüht, den Bedürfnissen des Weltverkehrs entgegenzukommen, aber obgleich seine Entfernung vom Meer (von Bremerhaven) nur 70 Kilometer beträgt, ist entsprechend der geringern Wasserführung der Weser die Tiefe der Fahrrinne heute nur erst $5^1/_2$ Meter.

Die verschiedne Zugänglichkeit der Häfen prägt sich deutlich in folgenden Zahlen aus. Im Jahre 1904 fuhren ein in

Hamburg . .	12007	Schiffe	mit	9407492	Reg.-Tonnen,	d. h.	mit	durchschnittl.	783	Reg.-Tonnen
Altona . . .	3996	"	"	322565	"	"	"	"	81	"
Cuxhaven .	422	"	"	444454	"	"	"	"	1053	"
Bremen . .	2328	"	"	1208764	"	"	"	"	515	"
Bremerhaven	1650	"	"	1549088	"	"	"	"	943	"
Geestemünde	2932	"	"	370965	"	"	"	"	127	"

Die zweite Rubrik setzt sich natürlich aus Zahlen der verschiedensten Größenklassen zusammen — die deutsche Handelsflotte hat Schiffe von weniger als 30 Tonnen neben solchen von mehr als 10000 Tonnen Raumgehalt. Besonders lehrreich ist aber die dritte Reihe, denn hier tritt deutlich hervor, wie in den Außenhäfen Cuxhaven und Bremerhaven die Riesendampfer der großen Schiffahrtsgesellschaften besonders stark vertreten sind, während in Altona und Geestemünde die Zahl der kleinern und kleinsten Schiffe ausschlaggebend ist.

Schon oben ist auf die Wechselbeziehung zwischen Hamburg und Lübeck hingewiesen worden. Für Lübeck liegen heute die Verhältnisse ganz besonders ungünstig. Der Stadt Lübeck ist nicht allein durch die Verschiebung des Haupthandels nach der Nordsee ihre Bedeutung geschmälert worden, Stettin und Kiel haben ihr auch das Einflußgebiet in der Ostsee beschränkt. Während der Einfluß Hamburgs durch Elbe, Havel, Spree und den Oder–Spreekanal bis weit nach Thüringen, Böhmen und Schlesien reicht, hat Lübeck hinter sich nur die kleine Trave. Schleswig-Holstein ebenso wie Mecklenburg besitzen ihre eignen Häfen, sind also wesentlich unabhängig von Lübeck, und das reiche Brandenburg ist durch den Finowkanal der Stettiner Domäne zugewiesen, durch die Havel der Hamburger Domäne. So bleibt für Lübeck wenig Raum.

Trotzdem hat es keine Kosten gescheut, seinen Handel zu heben. In den Jahren 1895 bis 1900 wurde der Elbe–Travekanal gebaut, zu dem Preußen $7^1/_2$ Millionen Mark beisteuerte, Lübeck insgesamt rund 25 Millionen Mark. Dadurch ist den Waren, die nach Lübeck kommen, die Möglichkeit geboten, die Elbe noch weit hinauf zu benutzen. Seinen rechten Wert wird dieser Kanal aber erst dann gewinnen, wenn die Verbindung zwischen dem Rhein–Wesersystem mit dem Oder–Elbesystem hergestellt ist. Vorläufig ist freilich dieses alte Projekt des „Mittellandkanals" zurückgetreten hinter dem getrennten Ausbau der beiden Einzelgebiete Rhein–Weser und Oder–Elbe. Wenn etwa einst der bis heute bewilligte Kanal vom Rhein bis Hannover weitergeführt wird bis zur Elbe, dann werden nicht allein ostelbisches Getreide und oberschlesische Erze ihren Weg in das rheinische Industriegebiet finden, sondern auch schwedische Erze und umgekehrt rheinische Industrieerzeugnisse in die Ostseeländer Schweden, Rußland. Heute kommt der Verdienst aus dem Verkehr zwischen Rhein und Schweden zum Beispiel nach Emden und nach Bremen.

Die verhältnismäßig geringe Zunahme Lübecks neben Kiel und Rostock tritt besonders deutlich hervor, wenn wir die Zahlen der ein- und auslaufenden Schiffe verschiedner Jahre miteinander vergleichen. Es liefen

1880	in Lübeck	2301 (2347),	Kiel	3257 (3193),	Rostock	773	(764)	Schiffe ein (aus)
1884	„ „	2269 (2281),	„	3483 (3467),	„	801	(798)	„ „ „
1896	„ „	2545 (2558),	„	3198 (3133),	„	1721	(1734)	„ „ „
1904	„ „	2566 (2584),	„	4310 (3866),	„	2528	(2543)	„ „ „

Rostock–Warnemünde hat in den letzten Jahren noch eine besondre Förderung dadurch erfahren, daß durch die Trajektverbindung mit Gjedser auf Falster der internationale Verkehr von Berlin nach Kopenhagen hierüber geleitet wurde. Für Kiel ist die ausgezeichnete Beschaffenheit seines gewaltigen und tiefen Hafenbeckens in der langen Föhrde von besonderm Nutzen: die Tiefe beträgt bis nahe in den innersten Winkel 10 Meter. Dazu kommen die großen Werften im Anschluß an den Kriegshafen und der Nordostseekanal. Der Verkehr auf diesem ist nach Ausweis des Statistischen Jahrbuchs in beständigem Wachsen. Er belief sich

1896	auf	20068	Schiffe	mit	1751065	Registertonnen
1904	„	32371	„	„	5123639	„
1905	„	32196	„	„	5650735	„

Bemerkenswert ist hier die große Zunahme der Raummaßzahl, die sich mehr als verdreifacht hat, während die Schiffszahl nur um etwa 60 Prozent zugenommen hat. Die Einnahmen aus den Kanalabgaben sind entsprechend von 883639 Mark im Jahre 1896 auf 2374906 Mark im Jahre 1904 und 2574340 Mark im Jahre 1905 gewachsen. Diese reichen allerdings nicht entfernt aus, die Zinsen des aufgewandten Kapitals von 156 Millionen Mark zu decken. Der Hauptwert des Kanals liegt eben in seiner ungeheuern

militärischen Bedeutung, die einen solchen Zinsverlust wohl begründet erscheinen läßt.

Die Zahl der ein- und auslaufenden Schiffe betrug in

	1884	1896	1901	1904
Stettin . . .	7210	8821	9117	9628
Danzig . . .	4218	3738	3323	4383
Königsberg .	3212	3474	3195	3409

Am stetigsten ist die Zunahme in Stettin, das sich auf eine sichere und stetig an Bedeutung zunehmende Kundschaft stützen kann durch seine Beziehung zu Berlin. In der Zeit von 1895 bis 1905 hat es mehrere Vororte einverleibt und dadurch den starken Sprung in der Einwohnerzahl gemacht, der aus der Tabelle auf S. 381 hervortritt. Danzig und Königsberg sind bei dem geringen Hinterland, über das sie verfügen, wesentlich ungünstiger daran. Es kommen für beide Städte in der Hauptsache nur die deutschen Provinzen in Betracht, da der Verkehr mit Rußland einmal durch die wechselnden Zollverhältnisse stark beeinflußt wird, dann aber auch durch die geringe Sorgfalt, die Rußland auf den Ausbau seiner Wasserstraßen verwandt hat. So ist die Weichsel wohl bis Thorn aufwärts teilweise reguliert und als Verkehrsstraße von Wert, weiterhin auf russischem Gebiet befindet sie sich im Zustand äußerster Verwahrlosung. In Thorn sind daher 1904 auch nur 509 Schiffe zu Berg nach Rußland durchgegangen und 600 zu Tal aus Rußland angekommen. Das würde je zwei bis drei Schiffe pro Tag bedeuten, wenn wir annehmen, daß der Strom etwa 200 Tage im Jahre befahrbar ist. Denn hier in den östlichsten Gebieten Deutschlands äußert sich das kältere Klima schon als ganz wesentlich bestimmender Faktor.

Die Zufahrtsstraßen zu beiden Häfen sind nicht ungünstig. Danzig liegt nicht eigentlich an der Weichsel, sondern an der Mottlau, deren Unterlauf aber durch einen toten Arm mit der Weichsel verbunden ist. Zeitweilig floß die Weichsel an Danzig vorbei nach Neufahrwasser, 1840 aber fand jener Durchbruch statt, infolgedessen sie heute bei Neufähr in das Meer ausmündet. Der ältere Weichselarm ist durch einen Damm fast völlig von der Hauptmündung abgeschlossen und dient als Holzhafen. In Neufahrwasser ist die Tiefe 7 Meter, in der Stadt selbst dagegen nur 4 bis 5 Meter, aber seit 1899 ist ein Freibezirk geschaffen worden, dessen Hafen 6 Meter Tiefe hat, und in dem sich große Speicher zur Aufnahme von Mehl und Getreide befinden. Königsberg, das tief im innersten Winkel des rasch versandenden Frischen Haffs liegt, ist durch einen 6 Meter tiefen „Seekanal" mit dem Meere verbunden worden. Ihm kommt noch neben dem Pregel, der bis Insterburg schiffbar ist, das Memelgebiet zugute durch den „Großen Friedrichsgraben", einen der ältesten deutschen Kanäle zwischen der Gilge, einem Nebenfluß der Memel, und der Deime, einem Nebenfluß des Pregel (gebaut 1688 bis 1697). Beide Häfen sind als Festungen von

großer strategischer Bedeutung und bieten als solche den besondern Vorteil, daß sie nur durch eine gemeinsame Aktion der Flotte und des Landheeres völlig abgesperrt werden könnten. Mehr als die andern deutschen Häfen zeigen sie ein doppeltes Gesicht und haben ihren Charakter nicht nur vom Meere, sondern fast in noch höherm Maße vom Lande, wo sie die Hauptstädte ihrer Provinzen sind.

Baukonstruktion und Stil

Von Karl Oehring

Die Baukunst ist die materiellste aller Künste. Wenn Dichter und Musiker frei und ungehindert ihre Empfindungen gestalten dürfen, wenn sich der Maler allein durch die Grenzen der künstlichen Farben, der Plastiker durch die Natur seines Materials eingeengt sieht, so ist der Baukünstler neben allen diesen Beschränkungen auf Schritt und Tritt gebunden durch das unerbittliche Naturgesetz der Schwerkraft. Aber der menschliche Geist hat Schwerkraft, Wärme, Magnetismus und Elektrizität auszunützen gelernt und ist rastlos tätig, seiner Erfindungsgabe neue Bahnen zu erschließen. Mit berechtigtem Stolz schauen wir auf die Erfolge unsrer Ingenieure und Techniker. Aber der Künstler will ja nicht ausnützen; nicht wie ein Krämer, sondern wie ein Krieger geht er dahin, als ein offner Gegner tritt er vor seine große Feindin, die Schwerkraft, er will sie überwinden. Räume will er schaffen von mächtigen Dimensionen, Räume, die von einem gewaltigen Bogen überspannt sind, in den Himmel ragende Recken will er gestalten als Zeichen seines Stolzes. Es ist in der Baukunst ein ewiges Ringen mit dem Stofflichen und dem Naturgesetze, aber gerade in diesem Ringen liegt vielleicht ein Grund ihrer Schönheit; denn wie das Menschenleben ein fortdauernder, titanenhafter Kampf mit dem Schicksal und mit allen Mächten der Finsternis ist, so ergreift unsre Seele der Anblick solchen Ringens mit erschütternder Gewalt; wir fühlen hier etwas uns verwandtes, allzu menschliches. Liegt hier nicht ein Grund dafür, daß uns oft jene Werke am meisten ergreifen, in denen das Können des Künstlers nicht restlos in seinem Wollen aufging, in denen wir also den Kampf am deutlichsten wahrnehmen? Steht da eine schlichte, armselige Dorfkirche, ihre Wangen sind narbig, ihr Haar zerzaust; mühsam stützt sie sich auf die sich schräg anstemmenden, klobigen Pfeiler. Wir hören deutlich die Zwiesprache: Ich habe Bange, sagt die altersschwache Mauer; ich will dich stützen, lehne dich auf mich, sagt der starke, allzu kräftige Pfeiler. Wir denken an den biedern Meister, der dieses bescheidne Werk in Tagen voller Arbeit und Nächten voller Sorgen im Kampfe mit seiner Feindin schuf — und wir fühlen die uns verwandte Seele. Ja es gibt viele Fachleute, die die Frühzeit einer Stilperiode, in der sich die Konstruktion oft noch tappend und suchend zeigt, über die spätere, reifere Zeit stellen. Aber so komisch es sein würde, wenn man das Jünglingsalter schöner als das Mannesalter nennen wollte, so irrig scheint mir dieser Standpunkt gegenüber dem Baustil zu sein. Wir haben selbst in der Neuzeit ein Kindheitsalter eines neuen Stils hinter uns,

vielleicht, daß wir alle bald die Einsicht bekommen, daß das Jünglings- und das Mannesalter des modernen Eisen- und Eisenbetonstils schöner, reifer, ästhetischer sein wird als jenes.

Aber welche Ansicht man auch vertreten mag, das wird jeder zugeben müssen, daß man nämlich erst richtig konstruieren muß, ehe man daran gehn kann, baukünstlerisch zu schaffen, daß ferner jeder neue Baustil mit einem neuen konstruktiven Gedanken einsetzte (darum bezeichnet man ja auch das Rokoko nicht als Baustil, sondern als Dekorationsstil), daß wir uns demnach einer neuen Konstruktion in Eisen nicht schämen, sondern freuen sollen. Kein Stil ohne Wahrheitsliebe — und wo wäre mehr Wahrheit als in der Konstruktion? Nun ist Konstruktion allein, wie schon betont, noch nicht Stil, es muß zu dem Gedanken noch das künstlerische Gestaltungsvermögen hinzutreten, aber die Konstruktion spricht ein zu bedeutendes Wort, als daß man es überhören könnte. Durch die ganze Baugeschichte von den alten Indern bis in die neuste Zeit zieht sich eine Entwicklung der Baukonstruktionen wie ein roter Faden, und es wäre eine anregende und nützliche Aufgabe, eine Geschichte der Baukonstruktionen zu schreiben.

Das folgende erhebt nicht den Anspruch, auch nur annähernd erschöpfend zu sein, es will nur interessante Blicke in Vergangenheit und Zukunft tun; es will nur dartun, inwieweit die alten Baukünstler das Gefühl für Konstruktion leitete und welche Folgerungen sich für uns daraus ergeben.

Das am meisten in die Augen springende Gesetz der Statik ist das Gesetz der Druckfestigkeit. In den schrägen Wänden der Tempel, Pyramiden und Mastabas der Ägypter, in der schrägen Linie der Obelisken und Säulenschäfte kommt dieses Gesetz klar zum Ausdruck. Je tiefer ein Stein in dem Gebäude liegt, desto größer ist die tragende Last, die oberste Schicht trägt am wenigsten, nämlich das Dach oder unter Umständen sogar gar nichts, und die unterste Schicht muß den ganzen Druck der Mauer aufnehmen! Da nun aber die Tragfähigkeit bei gleichem Material überall gleich ist, so ergibt sich, daß die Schichten um so breiter werden müssen, je tiefer sie liegen. In der Durchführung dieses Grundsatzes war man konsequent bis ins einzelne. Die Wände wurden möglichst wenig durchbrochen, ein Portal und mehrere kleine Türen, aber keine Fenster. Man hatte ja Fenster in diesem hellen Lande nicht so nötig wie bei uns, aber konstruktive Gründe mögen mitgewirkt haben. Aus diesen Gründen ergibt sich der außerordentlich strenge, massenhafte Charakter der ägyptischen Bauanlagen.

Die Decke wurde, wie auch später bei den Griechen, als Kassettendecke gebildet, indem kreuzweis gelegte Steinbalken die abschließenden Steinplatten trugen. Ein an beiden Enden unterstützter Steinbalken wird auf Biegung beansprucht, für Stein das ungünstigste, was man sich denken kann, während Holz und Eisen auch in dieser Beziehung ergiebig sind. Man kann aber trotz besserer Einsicht diesen Konstruktionsfehler an vielen moderneren Bauten wieder finden; die Folge ist dann, trotz angewandter Hilfsmittel, wie Eisen und Entlastungsbogen, gar zu leicht ein Bruch des Steines. Die Alten kannten noch nichts besseres, für sie ergab sich jedenfalls die Notwendigkeit, die unterstützenden Säulen sehr eng (etwa vier Meter) zu stellen, wodurch der Raum natürlich an Übersichtlichkeit und Großzügigkeit einbüßte.

Die spätern Werke der Ägypter haben nicht mehr die mächtige Ausdehnung, dafür ist die Ausbildung im einzelnen so, daß eine Beeinflussung der griechischen Kunst offenbar ist. Der Grieche, der die Konstruktions-

elemente der Ägypter übernahm, änderte nur in formaler Hinsicht, seine Konstruktion beschränkt sich auf die Errungenschaften der ältern Kultur. Auf die Verjüngung der Mauer verzichtete er zwar, aber wir fühlen den Ausklang jener Verjüngung in der überaus vorsichtigen Schrägstellung der Säulen des ringsum von Säulen getragnen Peripteros. Es ist nämlich durch genaue Messungen erwiesen, daß der Grieche jene Stützen nicht einfach senkrecht stellte, sondern eine Wenigkeit nach innen geneigt, wodurch das ganze Bauwerk wohl an Elastizität des Aussehens gewinnen mag. Aber wie in der lotrecht abfallenden Wand, so verläßt der Grieche auch in der Stütze das von der ältern Kultur überkommne Gesetz der Druckfestigkeit. In jedem Hügel hätte der Grieche jenes ältere Gesetz bestätigt finden können, aber das Hauptstudium der Hellenen war ja der Mensch und seine Gestalt. Da mochte er denn sehen, daß die Säulen dieser vorzüglichen Schöpfung der Natur sich nach unten verjüngten, daß überhaupt der Körper des Mannes zumal eine fortlaufende Verjüngung nach unten ist, und wie immer der Mensch seine anderswo hergenommnen Begriffe auf die Baukunst verpflanzt, so schloß nun der Grieche gewissermaßen einen Kompromiß zwischen der konventionellen ältern Auffassung und seiner neuern Naturbeobachtung. Eine Klasse von griechischen Stützen behält noch die einfache ägyptische Verjüngung, die andern aber zeigen eine Verjüngung nach oben und eine Einziehung nach unten, so den Doppelsinn der Kräfte, Streben und Lasten, d. h. die Einspannung der Stütze betonend und zugleich, sicherlich ganz unbewußt, auf ein neues Gesetz der Statik, die Knickfestigkeit, hinüberleitend. Hätte er nämlich seine Stütze nach diesem Gesetz gebildet, so müßte sie genau in der Mitte am stärksten sein; aber aus Gründen des formalen Gefühls verlegt er diese Anschwellung, Entasis, in etwa ein Drittel der Säulenhöhe. In bezug auf die Überdeckung eines Raumes versagte die konstruktive Tüchtigkeit des griechischen Volkes auf der Halbinsel, und so blieb es denn vorderhand noch bei dem möglichst schmalen, durch viele Stützen unübersichtlich gemachten Raum. Die größten an den Propyläen in Athen vorkommenden Deckenbalken sind nach Durm 5,43 Meter lang.

Da machte nun der Römer einen kühnen Schritt vorwärts, er, der in formaler Feinheit so weit hinter dem Griechen zurückbleibt, bildet ein neues Konstruktionselement aus: das Tonnen-, das Kreuz- und das Kuppelgewölbe. Woher den Römern dieser neue Gedanke kam, ist eine vielumstrittne Frage, die hier nicht untersucht werden kann, sowohl die Bauwerke der alten Etrusker zeigen, wenn auch bescheiden, Anfänge einer Wölbtechnik, als auch die der Assyrer und Babylonier. Hier, wo der Backstein das Baumaterial hergeben mußte, kam man notgedrungen frühzeitig zu dieser genialen Konstruktion; man hat Wölbungen im Halbkreise und im Spitzbogen (!) von zwei Meter Spannung gefunden. Jene Männer haben aus der Not eine Tugend gemacht. Immerhin ist es interessant, in den Bauten Syriens aus einer spätern Zeit (z. B. Basilika zu Tafkha) gewissermaßen einen Übergang von der ägyptisch-griechischen Kassettendecke zur Wölbung zu sehen. Hier sind nämlich die alten Steinbalken, die auf Biegung beansprucht wurden, durch Rundbogen von etwa 7 Meter Spannung ersetzt, sodaß man wenigstens in der Breitenausdehnung von Stützen unabhängiger wurde. Etwas ähnliches, aber in anderm konstruktiven Sinne, finden wir ja später in altchristlicher Zeit in der Basilika Santa Prassede in Rom.

Der Fortschritt, der hier gemacht wurde, liegt aber darin, daß man bei der Überwölbung einer Wandöffnung sowohl als auch bei der Überdeckung

eines Raumes nicht mehr den Stein auf Biegung beansprucht, sondern von nun ab seine beste Fähigkeit, nämlich die Druckfestigkeit, ausnützt. Durch diese Konstruktionselemente war man nun eigentlich unbeschränkter Herr des Raumes, wenigstens theoretisch, geworden; denn falls nur die Lehrgerüste stark genug konstruiert waren und die Wände, die den Druck dieser Gewölbe aufnehmen mußten, standhielten, konnte man bis ins Unermeßliche in der Weite der zu überdeckenden Räume gehn. Und noch ein weiterer Vorteil ergab sich: hatte man ehedem mit vieler Gefahr die schweren, unhandlichen Steinbalken versetzen müssen, so konnte man nun mit dem allerleichtesten Material von der Welt, dem Backstein (später sogar mit hohlen Töpfen), ein Mosaik bildend, die mächtigen Räume einwölben. Tatsächlich sind denn auch von den Römern in der prachtliebenden Kaiserzeit wahre, oft unübertroffne Musterbeispiele ausgeführt worden. Als Beispiel eines Tonnengewölbes möge das in dem Tempel der Venus und Roma angeführt werden, das eine Spannung von 11 Metern bei einer Höhe von 26 Metern erreicht. Die Kreuzgewölbe des sogenannten Friedenstempels messen 25 Meter bei einer Scheitelhöhe von 35 Metern, und endlich das Kuppelgewölbe des Pantheons hat einen Durchmesser von 43 Metern bei einer Scheitelhöhe von 40 Metern. „Keine äußern Strebepfeiler oder Stützen im Innern tragen die Halbkugel der Gewölbehalle, die in ihrer gewaltigen Weite die fünf Schiffe des Kölner Domes zu fassen vermöchte." Man muß sich solche Dimensionen einmal an einem Gebäude der Stadt, am besten in der Kirche, abschreiten, und man denke sich dann den Raum dazu, so wird man den kühnen, stolzen Wagemut des römischen Baugeistes ermessen. Hat doch selbst die Kuppel von St. Peter in Rom nur 42,5 Meter Spannung bei einer allerdings gewaltigen Scheitelhöhe von 103 Metern und die der Hagia Sophia in Konstantinopel nur 31 Meter bei einer Höhe von etwa 60 Metern.

Wer kann sich angesichts solches Ringens der Einsicht verschließen, daß hier der konstruktive Gedanke stilgestaltend wirkte? Wo bleibt hier die Frage nach dem Ornament, der Dekoration, ob stilisiert, ob naturalistisch, ob klassisch oder bandwurmartig, das ist hier einerlei. Die Architektur ist eine Raumkunst, und der Raumgestaltung liegen konstruktive Gedanken zugrunde. Das Ornamentale kommt erst in zehnter Linie. Wenn man die Sache so ansieht, dann ist allerdings, als ob man auf einem hohen Berge stünde, und weit, weit unten, da lägen verschwommen und kaum erkennbar die Kleinlichkeiten der Welt — oder um es anders zu sagen, es ist, als ob die Unterschiede und Abschnitte der Baugeschichte verschwänden, und nur ein einziger großer Gedanke, ein ewiger harter Kampf durch diese ganze Welt ginge. Die größten Geister haben die Errungenschaften mit starker Hand zusammengefaßt, und was in jahrhundertelangem Ringen unklar aufgekeimt war, das hat dann in ihnen seine Vollendung gefeiert.

Doch sehen wir, wie sich der konstruktive Geist weiter betätigt. Hatten die römischen Imperatoren in ihren Baudenkmalen ein Ideal für alle Zeiten, was Weiträumigkeit betrifft, aufgestellt, so hatten diese Bauten doch einen Mangel, sie zeigten Wandstärken, die man nur mit dem Ausdruck „klotzig" bezeichnen kann. Der Tempel der Venus und Roma hat solche von rund 4 Metern, das Pantheon solche von rund 6,50 Metern. In dem Friedenstempel ist eine gewisse Verstrebung der Kreuzgewölbe durch Tonnen angestrebt. Auf die großartige Entwicklung der Wölbetechnik in Kleinasien und Byzanz näher einzugehn, würde zu weit führen, nur das sei bemerkt, daß die Ver-

strebung der Kuppel der Hagia Sophia durch Halbkuppeln und Kreuzgewölbe wiederum die Zusammenfassung und das Ergebnis aus jahrhundertelangen Versuchen ist.

Nun aber trägt germanischer Geist auch sein Scherflein bei. Zwar fehlt diesen nordischen Bauten die Breite der südländischen, in der Höhenentwicklung jedoch sind auch sie recht stattlich. Es ist, als ob diese nordischen Menschen ihre himmelanstrebende Sehnsucht in die aufwärtsstrebenden Linien ihrer Bauten hineinschreiben wollten, während die irdisch fühlenden Menschen eines warmen, paradiesischen Landes breite Behaglichkeit und ruhige Klarheit anstreben.

Was hat nun aber der mittelalterliche germanische Baugeist geleistet? Er übernahm jene alten römischen Konstruktionselemente der drei Gewölbearten: das Tonnengewölbe erwies sich bald als untauglich, es hat eigentlich nur in der französisch-romanischen Baukunst, die in engrer Beziehung zur altrömischen Kunst steht als die deutsche, Verwendung gefunden; das Kuppelgewölbe konnte man bei der basilikalen Anlage der Kirchen schlecht verwenden, auch dieses trifft man in der französisch-romanischen Baukunst an; ganz anders das Kreuzgewölbe. Mit richtigem Gefühl hatte man in Deutschland das konstruktiv Wertvollste erkannt, denn während das Tonnengewölbe die Last der Decke gleichmäßig auf den darunter liegenden Mauerkörper überträgt, wodurch sich also eine große Masse der Wand, eine Verschwendung an Material ergibt, überträgt ja das Kreuzgewölbe diese Last auf vier Punkte. Hatte man diese genügend unterstützt, so brauchte man die übrigen Wandflächen nur ganz dünn, vorhangartig auszuführen. Es hat einige Jahrhunderte gedauert, ehe man diese Tatsache in ihrer ganzen Folgenschwere erkannte. In der Zeit bis zum Beginn des dreizehnten Jahrhunderts wagte man noch nicht geringere Wandstärken auszuführen, wie beispielsweise am Mainzer Dom bei einer Gewölbespannung von 16 Metern, 2,50 Meter, und trotz dieser Mauerstärke getraute man sich nur kleine Wandöffnungen anzulegen. Wer weiß, wie viel schlechte Erfahrungen man gemacht hatte! Immerhin deuten die Lisenen der Außenwände, ein altes ravennatisches Motiv, schon auf einen neuen aufkeimenden Baugedanken hin. Doch die romanische Baukunst hat einen zweiten Schritt vorwärts getan: das ist das Rippengewölbe. Während nämlich die scharfgratigen Gewölbe der Römer, ohne sogenannten Stich, d. i. ohne Erhöhung des Gewölbescheitels über die Scheitel der Gurtbogen, nur auf einer vollen Einschalung der ganzen Unterseite ausgeführt werden konnten, erkannte man nun die Grate als die eigentlich tragenden Teile. Es ergab sich hieraus die neue Form: hervortretende stärkere Grate, sogenannte Rippen, dazwischen schwächere, womöglich in sich verspannte Kappen.

Aber trotz dieser Errungenschaften wollte der Baugeist nicht ruhn, er nahm den Kampf mit der Schwerkraft von neuem auf. Diese unheimliche Kraft drängte ihm wohl die Wände seiner Gewölbe trotz ihrer Stärke auseinander, deshalb kam man zuerst in Frankreich auf neue fruchtbare Konstruktionsgedanken, die sofort neue Formen im Gefolge hatten. Durch Berührung mit dem Orient auf den Kreuzzügen hatte man den Spitzbogen kennen gelernt. In naiver Neuerungslust fand dieser zuerst rein dekorativ nun auch in der Heimat Verwendung, und man erkannte gewiß bald den Vorteil des Spitzbogens über den Rundbogen, d. i. geringrer Seitenschub. Und noch ein zweiter, weit mehr in die Augen springender Vorteil ergab sich: man konnte mit Hilfe des Spitzbogens nun auch alle rechteckigen Grundrißformen überspannen, während man früher an die quadratische gebunden war. Und nun begann man auch jene oben angedeutete

Konstruktion der Unterstützung der vier Fußpunkte des Kreuzgewölbes folgerichtig durchzudenken. Dies geschah auch zuerst in unserm westlichen Nachbarlande seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts. Jene vier Fußpunkte wurden durch Streben und Strebebogen gestützt, und die übrig bleibende Wandfläche konnte nun ganz dünn, im Kölner Dom bei einer Mittelschiffbreite von 15 Metern, 90 Zentimeter ausgeführt und noch dazu in ihrer ganzen Breite als Fenster ausgenutzt werden. Das Auge kann nun in diesem logisch durchdachten gotischen Raume die Schwerkraft in allen ihren Wirkungen, in allen ihren Bahnen verfolgen, von dem höchsten Punkte des Gewölbescheitels durch die Gewölberippen, Strebebogen, Strebepfeiler bis hinunter in das Fundament.

Diese Entwicklungsbahn war abgeschlossen, hier gab es kein Weitergehn. Aber der unstete Geist des Menschen und der irdischer gerichtete Sinn späterer Zeiten war nicht zufrieden mit dieser Leistung. Es wurde ihm bald zu eng in jenen langen korridorähnlichen Hallen; Freiheit wollte er, nicht mehr den mystischen Zauber einer in allen Farben schimmernden, weihrauchgeschwängerten, gotischen Pfeilerhalle, sein Ideal wurde nun, sowohl in Italien, wo der Baugeist seit dem vierzehnten Jahrhundert mit neuer Kraft erwachte, als auch in den nordischen Ländern, die weite, einräumige, übersichtliche Halle. Das Kreuzgewölbe wurde trotz seiner Vorteile verlassen, und die Tonne sowohl als auch die Kuppel traten an ihre Stelle. Aber man hatte doch seit der Zeit der Römer etwas gelernt, man wußte die Schwerkraft besser zu leiten als jene Alten. Eine Reihe sogenannter Stichkappen, kleiner quergelegter Tonnen mußte den Druck des großen Tonnengewölbes auf bestimmte Punkte übertragen helfen, und für die Kuppel, die bei den Römern ja auch noch gleichmäßig auf der Mauer lastete, hatte man schon in altchristlicher Zeit durch eine gewisse Kombination des Kreuzgewölbes mit der Kuppel eine neue Form erfunden, die die Weiträumigkeit der Kuppel mit der konstruktiven Beschaffenheit des Kreuzgewölbes verband. Man stellte nämlich unter der Kuppel im Quadrat vier mächtige Bogen auf und füllte die dadurch entstehenden dreieckigen Lücken zwischen diesen Bogen und dem untern Kuppelkranz, die sogenannten Zwickel oder auch Pendantifs mit Mauerwerk aus. Im übrigen suchte man sich so gut es eben ging mit den überkommnen Formen der antiken Kunst: Nischen, Blendbogen usf. in der Ersparung von Baumaterial zu helfen, nicht allein, um damit an Kosten zu sparen, sondern weil es eben der höchste Triumph des Baukünstlers ist, über die Schwere mit einem möglichst geringen Aufwande an Kraft zu siegen. In unserm Vaterlande haben wir auch bedeutende Zeugen dieses neuen Baubestrebens, Weiträumigkeit mit konstruktiver Tüchtigkeit zu paaren: als Beispiel für eine Tonne den Dom in Salzburg mit einer Spannung von 13 Metern, für eine Kuppel die Frauenkirche in Dresden von Georg Bär mit einer Spannung von 23 Metern.

Seit jener Zeit hat man noch manchen neuen Baugedanken hinzugetragen (das elliptische Tonnengewölbe, das Spiegelgewölbe), aber keiner war doch so epochemachend wie die Verwendung des Eisens als Baumaterial! Eine Umwälzung hat sich hier vollzogen und vollzieht sich noch vor unsern Augen, die mit Recht so manchem Kopfschütteln bei ängstlichen Gemütern begegnet. Was ist griechische Steinbalkendecke, was Tonne, was Kreuz-, was Kuppelgewölbe? Es ist alles vergessen, es verschwindet alles, wenn wir uns diesen neuen Konstruktionen zuwenden. Mit wieviel Aufwand an Zeit, Geld und Material wurden jene alten Bauwerke aufgeführt, und mit welcher Leichtigkeit und Schnelligkeit spannen sich unsre modernen eisernen Hallen, die noch dazu jene

ältern an Spannweite übertreffen, denn der Frankfurter Bahnhof mißt beispielsweise 56 Meter und der Hamburger Hauptbahnhof 72 Meter Spannung. Dieselben Spannungen können wir heute ohne jede Schwierigkeit, ja fast ohne jedes Gerüst, wenigstens in dem frühern Sinne, in der Bauweise des Eisenbetons ausführen. Wir stehn hier am Anfang einer mächtigen Entwicklung: wo die Alten stillstehn mußten in ihrer Konstruktion, da müssen wir notgedrungen mit Hilfe dieser neuen Erfindungen weiter. Hier kann nicht, hier muß ein neuer Stil wachsen, und er ist im Werden. Ja wir haben vielleicht schon die Kindheit dieses Stils hinter uns. Das technische, konstruktive Vermögen ist jedenfalls in kurzer Zeit außerordentlich gestiegen, und wenn wir nur die Begeisterung, die Zentralisation und den Glauben der Alten hätten, wir könnten einen Turm zu Babel bauen, der allen seinen Vorgängern Hohn spräche. Aber unser Gott ist der Verkehr, und ihm erbauen wir seine Tempel. Wenn dann nach fünfhundert Jahren die Gelehrten die Eisenbauten des zwanzigsten Jahrhunderts würdigen wollen, so werden sie wahrscheinlich ebenso verblüfft dastehn wie wir heute bei der Würdigung der griechischen Kunst. „Schlank und leicht wie aus dem Nichts entsprungen“ steht dann der fertige Baustil da; denn die blutdürstigen Kinder dieser Rasse von Bauten fressen ja ihre eignen Väter und Mütter. Wir, die wir so glücklich sind, diese Entwicklung mitzuerleben, sind leider oft so unglücklich, sie nicht zu sehn. Doch hat man zum Glück die Hoffnung wohl aufgegeben, daß sich aus den alten vergangnen Bauformen durch irgendeinen Hokuspokus plötzlich ein neuer Baustil gebären ließe. Wenn wir heute in gewissem Sinne auch schon eine neue Formensprache haben, so verdanken wir dies an letzter Stelle ja doch dem Einflusse der neuen Konstruktionen. Es wäre komisch, wenn man irgend etwas Bestimmtes prophezeien wollte, genug, daß wir uns der Stelle bewußt werden, an der wir stehn, daß wir das Erbe erkennen, das uns unsre Väter hinterlassen haben, und den Fortschritt, den uns unsre neue Zeit brachte. Die Konsequenz daraus aber wird sein, daß wir versuchen — auch die Architekten —, mehr und mehr in die Konstruktionen und statischen Verhältnisse der Eisen- und Eisenbetonbauten einzudringen. Ars sine scientia nihil est.

Oberlehrer Hauk

Roman von Bernt Lie

(Fortsetzung)

Juliane kam ihm so merkwürdig menschlich nahe — aus ihrer fernen, verschlossenen Höhe. Ein feines und reizvolles Geheimnis hatte sich ihm in einem flüchtigen Blick offenbart. Und er war kein Einbrecher. Er tat ihr kein schändliches Unrecht. Er empfand ein tiefes, unbekanntes Glück in dem Bewußtsein, daß er dieses Geheimnis besaß und bewahrte. Als sei etwas von ihrem Wesen, etwas unsagbares und zartes, mimosenhaftes und heiliges seiner zuverlässigen Obhut anvertraut worden.

Als sie sich auf der Veranda blicken ließ, durchströmte ihn eine solche Wärme, daß ihm selber ganz bange wurde.

Sie führte ihn in die kühle, schattenerfüllte Eßstube, vor dem Boudoir der Mutter. Hier stand der schimmernd weiße Tisch mit zwei Gedecken einander gegenüber. In der Mitte dazwischen eine Glaskanne mit Rotwein.

Sie müssen mit dem fürlieb nehmen, was ich habe. Ich wirtschafte hier ja ganz für mich, und ich bedarf so wenig. Bitte schön! Marthe war besorgt, daß es zu wenig sein möchte, deshalb hat sie diese warme Suppe angerichtet — Sie sollen sich aber nicht damit quälen, wenn Sie sie zu heiß finden an einem Tag wie heute!

Er segnete im stillen die brave Marthe, nicht zum geringsten für den mächtigen Teller Suppe, weswegen das Fräulein auf sie schalt.

Führen gnädiges Fräulein den Haushalt?

Ja, ich habe es tun müssen, seit meine Mutter starb.

Und doch haben Sie Zeit gefunden, die Arbeiten Ihres Herrn Vaters zu verfolgen?

Ach ja, ich habe ihm ja fast von Kindheit an schon als eine Art Sekretär zur Hand gehn müssen, und nun kann Vater mich nicht entbehren.

Aber ich glaubte verstanden zu haben, daß Herr Professor Hage mehrere Töchter hat ...?

Freilich. Wir sind unser drei.

Und Ihre Schwestern haben vielleicht einen andern Wirkungskreis?

Sie lächelte wie beim Gedanken an kleine Kinder.

Ach nein, die haben keinen Wirkungskreis. Gottlob! Die beiden kleinen Mädchen haben wie die Schmetterlinge durchs Leben flattern dürfen. Sie sind die Lieblinge hier im Hause. Und das sind sie eigentlich von Geburt an gewesen. Sie kamen als Vaters und Mutters Trost zur Welt, nachdem uns mein einziger Bruder genommen worden war. Sie sind nämlich Zwillinge, unsre kleinen Mädchen.

Und noch nicht erwachsen?

Ja, erwachsen muß man sie nennen, wenigstens den Jahren nach. Aber als glückliche Kinder dürfen sie noch spielend durchs Leben flattern. Ihr Vater kann nicht ohne sie sein, und nun sind sie also mit ihm an der See, in dem freien, fröhlichen Sommerleben.

Es ist vielleicht unbescheiden von mir — aber wäre es nicht natürlich, wenn die Lasten ein wenig verteilt würden?

Sie dürfen es nicht Lasten nennen, Herr Opseth! Es ist ein Segen von Gott, wenn man einen Platz auszufüllen hat. Und ich bin von Kindheit an daran gewöhnt. Und die kleinen Mädchen werden schon früh genug ihre Lasten auf ihren zarten Schultern zu tragen haben.

Und wenn Sie nun nach Rom gehn, werden gnädiges Fräulein Ruhe bekommen. Die Sekretärstellung nehme ich Ihnen ja ab, und ...

Ich freue mich so innig darauf, wieder nach Rom zu kommen. Wir haben früher ja zwei Jahre dort gewohnt, bis zu dem Jahre, wo Mutter krank wurde. Es ist ein herrliches und veredelndes Leben, das man in der Ewigen Stadt führt mit all ihrer Kunst und ihren Denkmälern. Aber eine eigentliche Ruhe wird es nicht für mich. Wir führen ja unsern eignen Haushalt da unten, und Vater wird mich immer um sich haben wollen, selbst wenn er Ihren kundigen Beistand hat. Er hat sich nun einmal an seine Arbeitsweise gewöhnt. Aber Sie müssen sich wirklich versorgen — es kommen keine Gerichte weiter.

Sie leben also auch in Rom mit eignem Haushalt?

Ja, Vater mag es nicht anders. Es ist ja auch das Gemütlichste für uns alle.

Aber recht schwer für Sie?

Ach ja, aber man muß doch schon allein dafür dankbar sein, daß man nur da unten leben darf!

Als Nachtisch nach dem Beefsteak kam Zwieback mit Milch. Und als er vom Tische aufstand, war Hauk Opseth so ungefähr gerade halb gesättigt.

Draußen auf der Veranda setzten sie sich in weiche Stühle, und das Mädchen Marthe brachte ihnen Kaffee.

Leben Ihre Eltern noch, Herr Opseth?

Mein Vater starb, als ich noch ein kleiner Junge war, aber Mutter lebt noch.

Oben im Nordland?

Ja, Mutter sitzt daheim und kommt sicher niemals von dort weg.

Ist es lange her, seit Sie Ihre Mutter nicht gesehen haben?

Ich bin jeden Sommer bei ihr dort oben gewesen.

Aber diesen Sommer also nicht?

Nein, in diesem Jahre nicht.

Sie haben Ihre Mutter wohl sehr lieb?

Das war zu viel für Hauk Opseth. Er mußte schleunigst sein großes Taschentuch herausziehen und die Nase sehr geräuschvoll putzen.

Mutter ist eine liebe Frau! sagte er.

Dann schreiben Sie einander wohl häufig?

Ach ja. Aber Mutter ist jetzt alt und nicht — ja, sie ist eine einfache Fischerfrau und gerade nicht — sehr gelehrt. Aber dann ist der Pfarrer daheim so gut ...

Also Sie haben einen guten Pfarrer da oben.

Einen ungewöhnlichen Mann, ja. Ohne Pastor Darre wäre ich wohl nicht weit gekommen. Und die Frau auch.

Die Pfarrersfrau?

Sie ist so überaus musikalisch. Sie pflegte die Musik sehr unter der Jugend daheim. Und dann war sie so herzensgut gegen mich — ich hatte eben als Lehrer angefangen — und spielte viel für mich allein. Dadurch kam ich zuerst ins Pfarrhaus.

Sie lieben Musik, Herr Opseth?

Ach ja, das ist wohl das Schönste, was ich kenne.

Musik ist etwas Herrliches. Eine Jakobsleiter, sagt Vater, zwischen Himmel und Erde.

Ja, hier im Hause gibt es wohl Musik genug, denke ich mir.

Wir sind ja sozusagen mit Musik groß geworden. Unsre Mutter lebte in der Musik.

Sie spielen wohl alle?

Ja, das tun wir. Die kleine Matti spielt Violine, und Karo, meine andre Schwester, singt. Ich selbst spiele Klavier. Dann haben wir unsre musikalischen Abende.

Sie würden mir wohl nicht ein wenig vorspielen?

Gern, wenn es Ihnen Vergnügen macht.

Sie nahm die Decke von dem großen Flügel drinnen im Salon und begann. Hauk Opseth saß in einem der weichen Lehnstühle, ganz versunken in den Genuß. Als es sich herausstellte, daß er sowohl Beethoven als auch Bach und Mendelssohn sehr gut kannte, ging sie in ihrem Repertoire weiter, Stück für Stück ...

Und die Nachmittagsstunden schwanden dahin.

Da mußte sie aufhören. Sie wollte noch eine kranke alte Dame besuchen.

Als er wieder in der Bibliothek saß, konnte er nicht arbeiten. Es sauste ihm im Kopf von der Musik und allen ihren anmutigen Reden.

Er packte zusammen und verließ das leere Haus.

Leise vor sich hinlächelnd ging er durch die Straßen. Noch war ein guter Monat von Professor Hages Ferien übrig. Und so wie es jetzt angefangen hatte, wurden es herrliche Tage! ...

Da war nur eins, was einen Mißklang in seinen wonnevollen Gedanken gab, sich gleichsam störend hineindrängte: sie spielte mit großer Tüchtigkeit, ja mit ganz außerordentlicher! Aber nicht wirklich — schön! Fast ein wenig hart oder trocken. Auch nicht ganz sicher im Takt. Ihm war das mehrmals aufgefallen.

Sonderbar — so ungewöhnlich musikalisch, wie sie war!

* * *

Selten verlief ein Abend ohne Gäste in Professor Hages Villa vor der Porta Pia. Heute waren es zwei junge Gelehrte, Herr von Weitz aus Stuttgart und Monsieur Benjamin Courtes aus Paris. Außerdem natürlich Hauk Opseth.

Herr von Weitz war zum erstenmal da, Monsieur Courtes hingegen gehörte zu dem festen und intimern Kreis in der Villa. Er hatte heute abend den Deutschen eingeführt.

Es war heiß hergegangen, wie immer, wenn Monsieur Courtes zugegen war und nicht viele andre da waren. Monsieur Benjamin Courtes war aus der Normandie und Germanist von Fach und mit Leidenschaft — »Germain furieux«. Er betete Tacitus an und ließ an sämtlichen französischen Historikern kein gutes Haar. Sein großes Thema war die entscheidende Bedeutung der Normannen für die Kultur Frankreichs, ja der ganzen modernen Welt. Und er hatte heute wie immer — in einer sprudelnden Mischung von Französisch, Deutsch und Norwegisch — Weltgericht über die ganze wissenschaftliche Götterwelt gehalten.

Jetzt, um Mitternacht, gingen sie alle drei in dem feinen, kühlenden Staubregen nach Hause. Die Luft war schwül vom Scirokko und trug ganz den Charakter einer Frühlingsnacht, obwohl man erst Mitte Februar war. Herr von Weitz wohnte im Hotel Minerva unten am Pantheon. Hauk Opseths Logis lag in der Nähe, in der Via della Stelletta. Monsieur Courtes wohnte ganz oben am Kapitol, schloß sich ihnen aber an — hauptsächlich, um eine anerkennende Bemerkung des Herrn von Weitz über Fustel de Coulanges zu morden und zu zermalmen, dann aber, um seine unbegrenzte Bewunderung für Professor Hage, sein Wesen, seine Leistungen, sein Haus, sein Heim und seine Töchter auszuschütten.

Herr von Weitz räumte ihm bereitwillig ein, daß er nicht enttäuscht worden sei, trotz der begeisterten Beschreibungen, die ihm sein französischer Freund vorher gemacht hatte.

Reizende Häuslichkeit! Wundervolles Familienleben!

Monsieur Courtes hob die edle Bescheidenheit des großen Gelehrten hervor: wie er niemals ein entscheidendes Urteil oder eine ausgesprochne Ansicht über die einschlägigen Fragen äußerte, weil sie außerhalb seines Faches lagen, weil er ja klassischer Hellene oder Römer war, er, Professor Hage, dessen Wissen gerade hier enorm war, ausreichend für fünfzehn gewöhnliche Germanisten! Hier wie eigentlich überall! Das war ja überhaupt das Phänomenale bei diesem Manne, daß, wo er sich äußerte, man in allen Fächern, nach allen Seiten hin seiner vornehmen, harmonischen Denkart begegnete. So auch in seiner Häuslichkeit! Wie hatte er es nicht verstanden, sich sogar hier in der Fremde, in einem gemieteten Hause ein würdiges, ein persönliches Milieu zu schaffen! Und dann diese jungen Damen! Dieses Bukett von den allerseltensten Blumen — Geist, Grazie und weibliche Schönheit, so frei und natürlich sich entfaltend, aufgewachsen in dem heimischen Erdboden! Die beiden muntern Zwillingschwestern, vor allem aber Mademoiselle Juliane! Diese Ruhe, dieser Ernst und dabei dieser Liebreiz! Blond und stolz wie eine Thusnelda, grande Dame wie eine Jarlstochter. Er hatte sie zum erstenmal im Herbst auf dem großen Fest bei dem bayrischen Gesandten gesehen, und sie schritt durch die

Säle, um eines Hauptes Länge höher als alle die andern Damen des Festes mitsamt ihren Toiletten, ihren Diamanten und ihrer Schminke! Eine Vornehmheit, eine stolze Hoheit, die — ah, mon Dieu! — die einen Rittersmann begeistern mußte, sich in den Sattel zu schwingen!

Gewiß! Natürlich! Einverstanden! fiel ihm Herr von Weitz in die Rede.

Hauk Opseth schritt schweigend neben den beiden her.

Herr von Weitz wurde in sein Hotel eingelassen. Monsieur Courtes begleitete Hauk Opseth zurück nach der Via Stelletta, sich noch immerwährend über Fräulein Juliane ergehend.

Endlich trennten sie sich an der Haustür. Hauk Opseth hatte den Schlüssel in die Tür gesteckt.

Aber er ging nicht hinein. Er lauschte den Schritten des Franzosen. Dann zog er den Schlüssel heraus und bog schnell um die Ecke, ging auf den kleinen Platz und in die Trattoria Sora Nina hinein, die zu dieser späten Stunde noch offen und erleuchtet war.

Die dicke Wirtin saß wie gewöhnlich hinter dem Tisch und schlief. Er setzte sich an seinen Tisch, und nach Verlauf von wenigen Minuten brachte ihm Giulio mit seinem stark gegen die Müdigkeit ankämpfenden, liebenswürdigen Gruß einen gehäuften Teller voll Minestrone.

Das Gewöhnliche? fragte Giulio, indem er lächelnd die Speise hinsetzte.

Ja, danke!

Er hatte diese vorzügliche Minestrone entdeckt, eine dicke Suppe mit Stücken geräucherten Fleisches, weißen Bohnen, Zwiebeln und noch allerlei darin. Das schmeckte so heimatlich und sättigte so herrlich für eine äußerst geringe Bezahlung. Es war ein wahres Glück dies mit der Sora Nina, die bis gegen Morgen auf war, und der Minestrone und einem Viertel Liter wohlschmeckenden Frascatiweins dazu. Es war ihm unmöglich, von den beiden Mahlzeiten satt zu werden, die er täglich bei dem Professor aß; er konnte doch nicht an dem feinen Tische sitzen und schlingen wie ein Scheunendrescher!

Die gewöhnliche Gesellschaft war in der entgegengesetzten Ecke versammelt — eine Anzahl Kellner aus dem feinen Café am Korso, die Karten spielten und Wein tranken. Aber heute abend ließ er sich nicht mit ihnen ein, beantwortete nur ihre freundlichen Grüße, verzehrte seine Suppe, bezahlte Giulio und ging.

Bei der Haustür angekommen, zündete er seinen Wachsstock an und stieg langsam die endlosen Treppen hinan. Die Sandsteinstufen waren holprig und gewölbt und wurden höher, je schmaler und steiler die Treppe wurde, je weiter er hinaufkam.

Endlich war er ganz oben bei Signor Carnevallinis Tür. Sie war mit fünf verschiednen Schlössern verschlossen. Erst jetzt, nach Verlauf von Monaten, wagte es der alte Carnevallini, zu Bett zu gehn und es seinem Mieter zu überlassen, selbst hinter sich abzuschließen. Überhaupt hatte das einsame Ehepaar in großer Unruhe gelebt von dem Tage an, wo Professor Hage sie in eigner, hoher Person beredet hatte, ihre Kammer an seinen Sekretär zu vermieten.

Aber nachdem die Alten einem galonierten Diener nach dem andern aufschließen mußten, die bald vom Direktor der Villa Medici, bald vom bayrischen Gesandten beim Papst, aus dem Palazzo Caffarelli usw. kamen und sämtlich Karten und Einladungen für ihren Mieter überbrachten, beruhigten sie sich allmählich. Und nun waren die Freundschaft und das Vertrauen unbegrenzt.

Drinnen in dem engen, tiefen Zimmer, wo das Bett fast die ganze Breite des Raumes einnahm, zündete er seine qualmende Petroleumlampe an. Auf dem

kleinen Tisch lag die Mappe geschlossen. Die Feder darauf mit dicker, eingetrockneter Tintenkruste. Die Tintenflasche war grau von Staub.

Er setzte sich hin und blätterte in den Papieren. Es war eine Woche her, seit er sie zuletzt gesehen hatte. Ein paar dichtbeschriebne Bogen lagen da. Aber daneben nur ein Stoß von Zetteln mit Bleistiftnotizen, niedergekritzelte Sätze, Zahlen, Daten, Zitate. Unverkennbare Zeugnisse von Überdruß und Müdigkeit.

Er stützte beide Ellenbogen auf den Stoß und legte den Kopf in die Hände. Ach nein, es sah jammervoll mit ihm aus.

Nichts tat er, zu nichts hatte er Lust. Dieser herrliche Anlauf mit brennendem Eifer und mit Lust begonnen, im Glanze stolzer Träume, wie wollte er nicht den Professor hiermit überraschen und erfreuen! Seine Empfehlung und Unterstützung erlangen, die Arbeit als Doktordissertation einreichen, seine wissenschaftliche Laufbahn damit begründen.

Und nun lag es hier wie ein Haufen Lumpen!

Und er selber ging gesund und stark umher, mitten in dem lebenden Rom, überschüttet mit Güte und Wohlwollen — der reine Taugenichts. Seelenkrank und elend und oft des Ganzen so überdrüssig, daß er sich nur heimsehnte, heim zur Mutter in ihrem Stübchen im Fischerdorf. Wie ein kleines Kind!

Er drehte sich im Stuhl herum. Zu Füßen des Bettes, gerade vor ihm, stand das Staatsmöbel der Kammer, ein Kleiderschrank mit einem mächtigen Spiegel in der Tür. Er sah sich selbst darin, den ganzen Mann, wie er im Lampenlicht dasaß.

Unwillkürlich mußte er lächeln — in all seiner Schwermut: wollte er nach Hause in der Mutter Stübchen, so mußte er aber erst die Kleider wechseln.

Einen so feinen Mann hatte die Mutter ihr lebelang nicht gesehen! Hellgraue Beinkleider, ein langer, schwarzer Rock mit seidnem Futter, weiße Weste, blanke Schuhe und dünne Strümpfe! Sie würde ihn nicht wieder erkannt haben, die Locken gestutzt und auf der Seite gescheitelt, den Bart beschnitten und nach der letzten Mode vom Barbier frisiert!

Die beiden ausgelassenen jungen Mädchen, Fräulein Matti und Fräulein Karo, hatten ihn herumgezerrt vom Schneider zum Schuhmacher und in alle möglichen feinen Läden, hatten ihn behandelt wie einen Jungen, ihm Handschuhe angezogen, jede sich mit einer Hand abmühend, waren mit ihm zum Haarschneider auf dem Korso gegangen, hatten ihn belehrt und bedrängt, bis er sich ergab und zu dem Haarkünstler hineinging, während die beiden draußen stehn blieben und drei Viertelstunden auf ihn warteten.

Nun, da sehen wir ja! Als ob ich nicht gewußt hätte, daß Sie der schönste Mann in ganz Norwegen sind!

Nein, ich hab es zuerst gesagt, behauptete Matti.

Aber ich bin am verliebtesten in Sie, darauf können Sie sich verlassen! Wir sind auf alle Fälle viel verliebter in Sie als Juliane!

Ja nun finde ich aber wirklich, daß Sie uns auch etwas beachten können!

Fangen Sie nur gefälligst an, uns ein wenig den Hof zu machen!

Und werden Sie nun um Gottes willen nicht zu eingebildet, Hauk, denn das ist ja gerade der Charme bei Ihnen, wissen Sie, daß Sie so naiv und dumm sind.

Daß Sie ganz einfach nicht ahnen, wie schön Sie sind!

Ja, die tummelten ihn, wie sie wollten. Er wußte nicht, ob er über sie weinen oder lachen sollte, so wie sie jeden Tag nach Tische ihr Spiel mit ihm trieben — um die Zeit war es immer am schlimmsten, wenn der Professor schlief. Sie

lachten und schwabbelten wie die Drossel in der Eberesche, schwänzelten und scharwenzelten um ihn herum, hatten bald dies, bald das — und spielten mit ihm wie mit einer Puppe.

Und wenn er mit ihnen ausgehn sollte in die feinen internationalen Gesellschaften, dann exerzierten sie ihn ein und spielten Komödie mit ihm mit Verbeugungen und Kratzfüßen und feiner Konversation. Und mitten in der Gesellschaft, während er Angst schwitzte, um alle Schwierigkeiten bei Tische oder auch sonst zu überwinden, konnte ihm wohl die eine von ihnen eine schreckliche Bemerkung auf norwegisch zuschleudern, sodaß er nicht wußte, wohin vor Lachen oder Entsetzen.

Entzückend waren sie beide und herzensgut, das war gewiß. Aber Respekt hatten sie vor nichts. Auf Schwester Juliane pfiffen sie, wenn ihnen die einmal eine Ermahnung zukommen ließ. Aber sogar ihren Vater behandelten sie auf eine haarsträubend respektwidrige Art und Weise. Und wenn es die kleinen Mädchen waren, fand sich der Professor in alles. So streng und ernst er mit der ältesten Tochter verkehrte, so schwach war er gegen die Zwillinge.

Und gerade das hatte in der allerersten Zeit hier unten eine Art schweigenden Übereinkommens zwischen ihm und Fräulein Juliane gezeitigt, eine Fortsetzung des schönen Monats daheim im Gartenhaus, daß er mit ehrerbietigem Mitgefühl verstand, sich ihr, die sie gewissermaßen im Schatten lebte, nützlich zu machen. Auf ihr lagen alle Pflichten, und sie erfüllte sie still und geduldig. Die Vergnügungen gehörten den andern; natürlich auch schon aus dem Grunde, weil ihre tiefe und ernste Natur keine besondre Freude an dergleichen Lustigkeit und Tand empfand.

In der allerersten Zeit. Es mochten wohl vierzehn Tage gewesen sein, seit dem ersten Abend, als er in seiner Einsamkeit angereist gekommen war, und sie sich gleich seiner angenommen und ihm zurechtgeholfen hatte. Sie hatten damals so manches erquickliche Gespräch geführt, und in den Freistunden hatte sie ihn auf interessanten Wandrungen in der Stadt, in Kirchen und Ruinen begleitet.

In der allerersten Zeit. Dann bekam er ja mehr zu tun. Der Professor legte mehr und mehr Beschlag auf ihn; und als er dann später plötzlich seine geheime Abhandlung in Angriff nahm, da war er ganz wie begraben. Und doch, das war nicht der Grund!

Aber in des Professors Haus wurde es lebhafter, je weiter der Herbst vorschritt und sich die Zahl der Reisenden mehrte, von daheim aus Norwegen, aus Dänemark, aus Deutschland. Rings umher in der Stadt begannen die Gesellschaften, und an den Mittwochabenden bei Hages waren die Zimmer gedrängt voll. Aber auch fast an jedem Abend erschienen Freunde und Kollegen. Und Fräulein Julianes Hausfrauenpflichten wurden natürlich schwerer.

Und doch war es auch das nicht!

Sie hatte ja diese merkwürdige Fähigkeit, alles fertig zu bekommen und trotzdem immer Zeit zu haben, immer im Zimmer zu sein, sobald jemand da war. Und sie nahm voller Interesse an allem teil. Aber für ihn hatte sie nie mehr einen Augenblick übrig. Sie entglitt ihm mehr und mehr. Sanft und freundlich war sie gegen ihn, aber sein Herz litt, denn nun war nichts mehr zwischen ihnen, nichts mehr hatten sie gemeinsam.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 16. August 1908

(Die Monarchenbegegnungen in Cronberg und Ischl. Die Frage der englisch-deutschen Annäherung. Aus der sozialdemokratischen Partei.)

Die Monarchenbegegnungen der letzten Woche haben Anlaß zu mancherlei Kommentaren gegeben, darunter auch zu solchen, die auf das kurze Gedächtnis der modernen zeitunglesenden Welt spekulieren. Man nimmt die Miene an, als habe man vorher unter schwer herabhängenden Gewitterwolken gestanden, aus denen jeden Augenblick der Blitz herniederfahren könne, während jetzt plötzlich das ganze Gewölk durch einen erlösenden Windstoß verjagt sei und der blaue Himmel wolkenlos über uns lache. Zu den Superlativen, die wir dieser Tage in manchen Schilderungen der Lage reichlich verwandt gesehen haben, vermögen wir uns nun freilich nicht aufzuschwingen. Gerade weil wir die landläufigen Vorstellungen von der „Einkreisungspolitik" König Eduards niemals geteilt haben — weil wir uns nie vorstellen konnten, daß ein großes Weltreich mit einer Verfassung, wie sie England hat, seine Politik durch seinen König nach einem offenbar törichten, von persönlicher Rankune eingegebnen System führen lassen sollte — weil wir wußten, daß König Eduard als der kluge Staatsmann, der er jedenfalls ist, niemals die ihm bei uns vielfach angedichtete Politik treiben konnte —, darum vermögen wir auch nicht daran zu glauben, daß die Monarchenbegegnungen in Cronberg und Ischl das Antlitz der Weltlage wesentlich verändert haben. Trotzdem verzeichnen wir die Zusammenkunft, besonders die in Cronberg, mit Genugtuung als ein erfreuliches Symptom, als eine Bestätigung von Verhältnissen, die den Eingeweihten zwar nicht unbekannt und neu waren, deren öffentliche Bekundung jedoch zurzeit wertvoll genug ist. Es ist bekannt genug, daß die persönlichen Beziehungen zwischen König Eduard und Kaiser Wilhelm eine Zeit lang viel zu wünschen übrig ließen, indessen diese Verstimmungen liegen geraume Zeit hinter uns, und die jetzige Zusammenkunft in Cronberg hatte doch schon einige Vorläufer gehabt. Aber es besteht in der öffentlichen Meinung die Neigung fort, gewisse Spannungen, die in der auswärtigen Lage von Zeit zu Zeit entstehn, mit persönlichen Verstimmungen in Verbindung zu bringen, und deshalb läßt sich nicht leugnen, daß schon die einfache Bekundung, daß zwischen den Herrschern zweier großer Reiche persönlich herzliche Beziehungen bestehn, einen gewissen Wert hat. Auch darf man nicht übersehen, daß das nahe verwandtschaftliche Verhältnis zwischen Kaiser und König immerhin eine gewisse Rolle spielt, da das Unterbleiben einer Begegnung leicht eine andre Deutung hervorruft, als man sie der Lage geben würde, wenn solche verwandtschaftlichen Beziehungen nicht bestünden. Endlich sind die Monarchenbegegnungen ein positives Zeugnis dafür, daß Schwierigkeiten, die eine persönliche Aussprache der Herrscher nicht wünschenswert erscheinen lassen könnten, zurzeit nicht vorhanden sind. Denn es wäre leicht gewesen, die Zusammenkunft zu vermeiden, wenn irgendwelche politischen Gründe dagegen gesprochen hätten. So aber konnte die Anregung von König Eduard ausgehn, und Kaiser Wilhelm änderte bereitwillig seine Reisedispositionen.

Was den Wunsch König Eduards betrifft, mit seinem kaiserlichen Neffen zusammenzutreffen, so will es uns scheinen, als ob es die natürliche Folgerung aus der Tätigkeit ist, die der König in den letzten Jahren entfaltet hat. Diese Tätigkeit ging dahin, durch persönlichen Einfluß die Politik Englands im Sinne einer neuen Orientierung zu unterstützen, die durch die veränderte Weltlage notwendig geworden war. Die englische Politik mußte dabei eine Reihe von Verständigungs-

aktionen unternehmen, die den Eindruck erwecken konnten und tatsächlich erweckt haben, als solle Deutschland gewissermaßen aus den Entscheidungen der europäischen Politik ausgeschaltet werden. Kundige englische Staatsmänner, darunter gewiß der König selbst, mußten wissen, daß eine solche Ausschaltung Deutschlands weder möglich noch im englischen Interesse sei. Es konnte ihnen ferner nicht entgehn, daß sie, um an ihre nächsten Ziele zu gelangen, gewissen deutschfeindlichen Strömungen in verschiednen Ländern Nahrung zugeführt hatten, daß aber das Überhandnehmen dieser Strömungen nur dahin führen konnte, England selbst in Verlegenheiten zu bringen, ihm die Herrschaft über die Situation in verschiednen wichtigen Fragen wieder aus der Hand zu nehmen und unberechenbare Verwicklungen herbeizuführen, die alles mühsam Gewonnene wieder in Frage stellten. Für die englische Politik war es in ihrem eignen Interesse die höchste Zeit, die Gefahr einer programmwidrigen Spannung zwischen Deutschland und England zu beseitigen, und da es dem König Eduard nicht unbekannt sein kann, daß er bei uns als der alleinige spiritus rector der Politik Großbritanniens gilt — oft allerdings in einem Sinne, der für den Kenner englischer Verhältnisse etwas Komisches hat —, so war die von ihm persönlich ausgehende Anregung einer Begegnung mit dem Kaiser und im Anschluß daran die Ankündigung eines Besuches in Berlin im nächsten Winter ein geschickt gewähltes Mittel, um die Bemühungen für eine Verminderung der seit der Ankündigung der Revaler Reise und Fallières Besuch in London scheinbar wieder verstärkten Spannung zwischen England und Deutschland einzuleiten.

In Wirklichkeit ist dieses Nachlassen der Spannung in der europäischen Lage schon ohne Zutun des englischen Herrschers vorher eingetreten. Wie wir früher auseinandergesetzt haben, hatte die englisch-russische Verständigung in Sachen der mazedonischen Frage und des nahen Orients überhaupt mancherlei Besorgnisse hervorgerufen, weil sich reichliche Konfliktstoffe darin bergen. Nun erwies es sich freilich sehr bald, daß es nicht Englands Absicht war, die Dinge auf die Spitze zu treiben, daß vielmehr Sir Edward Greys Vorschläge nur Mittel zum Zweck gewesen waren, nämlich einmal, um einheimischen Strömungen, die sich für Freiheit und Reformen in der Türkei begeisterten, gefällig zu sein, sodann, um mit Rußland in nähere Fühlung zu kommen und die Abschwenkung Englands von der alten traditionellen Meerengenpolitik und der frühern Interessensolidarität mit der Türkei augenfällig zu machen. Die Verfassungsbewegung in der Türkei hat dann allen beteiligten Mächten die willkommne Handhabe gegeben, sich vorläufig zurückzuziehen. Jetzt kann die Türkei zunächst einmal selbst zeigen, was sie mit Hilfe der neuen freiheitlichen Staatsform zu leisten vermag; die europäischen Mächte sehen aus einiger Entfernung zu. Das ist der gegebne Augenblick, wo die allgemeine Stimmung nach Beruhigung und Klärung verlangt, und das ist auch in Cronberg zum Ausdruck gekommen. Als ein Volk, das immer aufrichtig gesonnen ist, friedlich seinen Weg zu gehn, wenn es in Frieden gelassen wird, freuen wir Deutschen uns dieser Wendung, ohne sie zu überschätzen.

Es kann vielleicht auffallen, daß die englische Presse die Begegnung ihres Königs mit unserm Kaiser besonders gefeiert und ihr eine Bedeutung beigelegt hat, die wir nicht ganz darin zu erkennen vermögen, so befriedigt und erfreut wir auch darüber sein mögen. Ein Teil dieser englischen Begeisterung ist vielleicht auf eine Art von Gewohnheit zurückzuführen. Es entspricht einem Herkommen, bei solchen Gelegenheiten den Mund etwas voller zu nehmen, als es in gewöhnlichen Zeitläuften zu geschehen pflegt. Nebenbei scheint es jedoch, als ob der Wunsch nach einer Annäherung an Deutschland und einer Beseitigung der von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Empfindlichkeiten, Gehässigkeiten und Anfälle von Mißtrauen in

England an Umfang gewonnen hätte. Wir sind auch der Meinung, daß eine solche Entwicklung nicht ausbleiben kann. Viel ist in den letzten Jahren geschehn, um die beiden Völker einander näher zu führen, sodaß sie sich besser kennen lernen, und es sind bereits sichtbare Wirkungen davon festzustellen. Freilich bleibt immer noch ein großer Rest von Vorurteilen zu überwinden. Und hierbei scheint es, als ob man neuerdings in England auf einem nicht ganz richtigen Wege ist. Gegenstand des Mißtrauens ist für die Engländer nach wie vor in erster Linie der Bau der deutschen Kriegsflotte. Man bildet sich nun einmal ein, Deutschland vergrößere seine Flotte im Hinblick auf die Möglichkeit eines Konflikts mit der britischen Seemacht und Weltstellung. Und deshalb knüpft sich der Gedanke einer deutsch-englischen Annäherung immer wieder an die Vorstellung, Deutschland müsse zur Beseitigung der britischen Beklemmungen dadurch beitragen, daß es sich den Vorschlag einer vertragsmäßigen gegenseitigen Abrüstung zur See zugänglich zeige. Wir bauen aber gar keine Flotte gegen England, sondern wir bauen sie, um unsre Kriegsrüstung zur See in Einklang zu bringen mit der Entwicklung unsrer Handelsflotte und dem Wert und Umfang unsrer überseeischen Interessen. Da sich diese Interessen ganz unabhängig von unsern Beziehungen zu England entwickelt haben, so können wir auch nicht die Maßregeln, die wir zum Schutz unsers Handels und unsrer überseeischen Beziehungen für notwendig halten, einer einzelnen auswärtigen Macht zuliebe einschränken, und auch in einer Beschränkung der Seerüstungen Englands würde nichts liegen, was uns als Entgelt für unsern Verzicht erscheinen könnte. Wir unsrerseits rechnen vielmehr so sehr mit der relativ unveränderten Machtstellung Englands zur See auch in Zukunft, daß wir gar nichts dagegen haben, wenn England für jedes deutsche Kriegsschiff, das neugebaut wird, zwei neue englische auf Stapel legt. Wir können das nicht ändern und erkennen grundsätzlich an, daß England für seine Sicherheit tut, was es vermag und für gut hält. Aber wir können von dem gleichen Recht für uns nicht abgehn.

Einen tiefen Eindruck hat im Auslande unstreitig die Bewegung hervorgerufen, die durch das Unglück des Grafen Zeppelin verursacht worden ist. Die Nationalspende, die ins Werk gesetzt worden ist, nimmt ihren erfreulichen Fortgang und zeigt, wie eine nationale Sache mit einem Schlage alle Zwietracht und Kleinlichkeit bei uns hinwegfegt, wenn der rechte Anstoß gegeben ist. Das ist eine Beobachtung, die mancher mißgünstigen Spekulation unsrer Feinde einen argen Stoß versetzt hat.

Man hat sich in letzter Zeit wieder viel mit der sozialdemokratischen Partei beschäftigt, weil zwei große süddeutsche Landesorganisationen, in Bayern und Baden, in einer wichtigen grundsätzlichen Frage, der Budgetbewilligung, den Weisungen der Gesamtleitung der Partei und dem bisher stets geübten Brauch entgegengehandelt haben. In Baden zuerst haben die Sozialdemokraten bei der Schlußabstimmung das Budget in seiner Gesamtheit bewilligt, und in Bayern haben sie dasselbe getan, noch dazu einschließlich des Etats für das Heer. Diese unerhörte Ketzerei hat natürlich den ganzen Zorn der Parteileitung und des Zentralorgans der Partei erregt. Daraus schließen viele, daß es auf dem bevorstehenden Parteitage in Nürnberg wieder eine so gepfefferte und gesalzne Auseinandersetzung geben wird wie einst in Dresden. Wir können es abwarten. Eine extreme Partei, die ihre größte Kraft aus der völligen Verneinung alles Bestehenden gezogen hat, wird, solange sie im Stadium des Wachstums ist, leicht derartigen Schwankungen unterliegen. Die bloße Verneinung verträgt auf die Dauer kein Mensch. Wenn die Umstände danach sind, wird ihn der Trieb, sich irgendwie positiv zu betätigen, mächtig erfassen. In Süddeutschland ist man überhaupt nicht geneigt, Gegensätze, über die man sich vielleicht mit großer Leidenschaft und Hitze streitet, in der praktischen Ausführung tragischer zu nehmen, als unbedingt nötig ist. Es ist eine alte Erfahrung, daß, wenn es in Norddeutsch-

land hauptsächlich rote Sozialdemokraten gibt, es in Bayern auch weiß-blaue und in Baden rot-gelbe gibt. Daraus Schlüsse auf den Charakter der Führung der Partei, auf die Möglichkeit einer Mauserung oder gar Spaltung ziehn zu wollen, scheint uns verfrüht. Denn vorläufig sehn wir noch keine rechte Veranlassung für die Erwartung, daß der extreme, intransigente Charakter der Partei mit ihrer gänzlich ablehnenden Haltung gegenüber dem ganzen bürgerlichen Staats- und Gesellschaftsleben fallen gelassen werden sollte. Diese Methode hat ihre Kraft, die Massen hinzureißen, noch nicht erschöpft. Das wissen die um Bebel ganz genau, und sie werden fortfahren, den Revisionismus mit aller Wucht ihres demagogischen Pathos niederzuhalten. Aber wir glauben nicht einmal, daß sie das Dresdner Schauspiel wiederholen werden. Die Rechnung wurde damals ein bißchen zu hoch. Gewiß wird auch für die Sozialdemokratie, wie für jede politische Utopie, einmal die Stunde schlagen, wo weder der Fanatismus eines Bebel noch revisionistische Kompromisse mit radikal-bürgerlichen Anschauungen den innern Zusammenbruch aufhalten können. Aber dieser Zusammenbruch hängt nicht so sehr davon ab, daß die Massen eines Tages aus dem Taumel ihrer Parteihoffnungen mit mehr oder weniger Katzenjammer erwachen, als davon, daß die bürgerlichen Parteien in positiver sozialer Arbeit die moderne Gesellschaft so ausbauen, daß sie auch für den gewerblichen Arbeiter wohnliche Räume bietet. Denn der Arbeiter hat auch heute noch trotz vieler segensreichen sozialen Einrichtungen das Gefühl, daß er in dem heutigen Staats- und Gesellschaftsbau nicht recht zu Hause ist. Solange das so ist, werden die unangenehmen Erfahrungen, die er im sozialdemokratischen Parteileben macht, immer nur halbe Wirkungen ausüben. Erst wenn der Arbeiter innerhalb des modernen Staats und seiner Einrichtungen Raum für die Betätigung seines Klassenbewußtseins findet, wird er für das Utopische der sozialdemokratischen Theorie überhaupt erst sehend werden.

Koloniale Rundschau

Berlin, 18. August 1908

Dernburgs Fahrt nach Südwest geht jetzt nicht mehr in dem Maße unter dem Ausschluß der Öffentlichkeit vor sich wie während seines Aufenthalts in Britisch-Südafrika. Was wir jetzt erfahren, hat einigermaßen Hand und Fuß, während man bei den frühern brockenweisen Nachrichten, die uns der Draht und die englische Presse vermittelte, immer das fatale Gefühl hatte, auf einen Unsinn hereinzufallen. Immerhin ging aus allem mit hinreichender Deutlichkeit hervor, daß Dernburg mit dem Gedanken einer deutsch-englischen Interessengemeinschaft in Südafrika, die zunächst in einem Anschluß der gegenseitigen Eisenbahnen einen praktischen Ausdruck finden sollte, keine Gegenliebe gefunden hat. Darüber können wir uns trösten und ruhig abwarten, denn die Sache hat für uns weiter keine Eile. Vorläufig haben wir mit dem wirtschaftlichen Ausbau unsrer Kolonie genug zu tun. Trotz aller offiziellen Liebenswürdigkeit scheint von englischer Seite doch die Informationsreise unsers Kolonialsekretärs mit tiefem Mißtrauen verfolgt worden zu sein. Es ist komisch, die sonst so nüchternen und praktischen Engländer verlieren sofort die Besinnung und bekommen die wunderlichsten Einfälle, wenn sie die gefürchtete deutsche Konkurrenz von ferne wittern. Da hat sich Dernburg anscheinend mit einigen maßgebenden Persönlichkeiten des neuen holländisch-burischen Regimes gut unterhalten und ist nebenbei auch auf eine so hochpolitische Sache wie die Frage der Abtretung der Walfischbai zu sprechen gekommen. Sofort findet es der Standard auffällig, daß Dernburgs Besuch in Britisch-Südafrika ausgerechnet mit der Einrichtung holländischer Regierungen in drei britisch-südafrikanischen Kolonien zusammenfalle, und Dernburg hinreichend verdächtig, daß er eigens nach Südafrika

gekommen sei, um mit dem holländischen Element in Südafrika zum Schaden der britischen Interessen Fühlung zu gewinnen. Auf solche Hundstagsphantasien näher einzugehn, können wir uns um so mehr sparen, als wir den einzig richtigen Standpunkt der deutschen Politik in Südafrika in den letzten Nummern schon präzisiert haben. Item: wir denken nicht daran, uns durch engere Attachierung an das holländische Element in Südafrika eine Rute aufzubinden. Wir betrachten unser Verhältnis zu Südafrika als eine rein wirtschaftliche Frage, und die Engländer werden gut tun, uns gegenüber dasselbe zu tun, so werden sich die gemeinsamen Interessen leicht finden.

Nun aber doch noch ein paar Worte über die unerfreuliche Ursache dieses Seitensprungs in die hohe Politik, die Walfischbai, die nachgerade ein ebenso unentbehrliches Requisit der Hundstage geworden ist wie die Seeschlange. Hand aufs Herz: in England hat man von allem Anfang an, das ist klar, den Besitz der Walfischbai als eine bewußte Provokation gegen Deutschland betrachtet, als einen netten Pfahl im Fleische der deutschen Kolonie, sonst würde man dort nicht mit solcher Zähigkeit an diesem für England im Grunde unbequemen und teuern Besitz festhalten und sofort empört aufschreien, wenn eine Abtretung auch nur angedeutet wird. Wohlverstanden, wir empfinden diese Provokation nicht als solche, sie ist ein Versuch am untauglichen Objekt. Aber warum soll man den Engländern nicht dieses unschuldige Vergnügen lassen? Wir brauchen die Walfischbai ja nicht. Für uns ist sie nur ein kleiner Schönheitsfehler auf der Karte, genau wie die Roastbeef-, die Plumpudding- (wenigstens dem Namen nach echt englische) Inseln an unsrer Küste. Jedenfalls denken wir nicht daran, uns die Beseitigung dieses Schönheitsfehlers Geld kosten zu lassen. Das können wir in Südwest vorläufig anderweit besser gebrauchen.

Mittlerweile ist Dernburg in Deutschsüdwest angekommen, und wir wollen ihm dorthin folgen. Seine erste Großtat dort war die feierliche Eröffnung der Eisenbahn von Lüderitzbucht nach Keetmannshoop, die von der bewährten kolonialen Eisenbahnbaufirma Lenz & Co. pünktlich fertiggestellt und dem Verkehr übergeben worden ist. Von Kennern, die sie schon gesehen haben, wird versichert, daß wir auf diese Bahn stolz sein können. Die Baufirma hat dafür gesorgt, daß der Verkehr schon recht lebhaft pulsiert, und daß er sofort die notwendigen Hilfsmittel, Unterkunftsräume, Lagerräume und dergleichen in gefälliger praktischer Aufmachung, und was in Südwest besonders wichtig ist, Wasser in genügender Menge vorfindet. Der Besiedlung steht also nichts mehr im Wege, und wenn es sich die Regierung nun angelegen sein läßt, daß den Ansiedlungslustigen tatkräftige Unterstützung zuteil wird, so ist zu hoffen, daß sich nun auch der so schwer heimgesuchte südliche Teil der Kolonie in gesunder Weise entwickeln wird. Wie es scheint, ist neuerdings nun auch dafür gesorgt worden, daß nur noch deutsche Ansiedler zugelassen werden. Der Wetterwinkel der Kolonie freilich, der äußerste Süden, ist vorläufig noch mit Vorsicht zu behandeln. Es fehlt dort noch an der notwendigen Sicherheit. Mit dem im Gang befindlichen Ausbau der Bahn nach Süden, Seeheim—Kalkfontein—Warmbad, wird sich aber wohl eine scharfe Kontrolle der Grenze, namentlich auch des Oranjeflusses ermöglichen lassen. Dazu ist aber notwendig, daß die Schutztruppe nicht allzusehr verringert wird, solange nicht die neugebildete, nur 700 Mann starke Landespolizei verstärkt ist. Was falsche Sparsamkeit hinterher kosten kann, dafür ist uns die soeben eröffnete Eisenbahn Lüderitzbucht—Keetmannshoop ein warnendes Exempel. Hätte der Reichstag diese Bahn ein Jahr früher bewilligt, so hätte uns der Aufstand beiläufig 30 Millionen weniger gekostet, abgesehen von den vielen Menschenleben. Dem Reichstage zur Beachtung und Danachachtung!

Inzwischen hat uns Dernburg eine freudige Überraschung bereitet und eine Hoffnung erfüllt, der wir in der letzten Rundschau Ausdruck gegeben hatten. Er hat in der Eingebornenpolitik einen andern Standpunkt eingenommen, indem er die von uns mehrfach besprochnen Lindequistschen Eingebornenverordnungen bestätigt hat. Da er vor kurzem noch ihre Milderung oder Aufhebung für notwendig hielt, so hat er sich also eines Bessern besonnen und wird damit in Südwest volle Zustimmung finden. Es ist wohl anzunehmen, daß die unsympathischen Zustände, die durch die verkehrte englische Eingebornenpolitik in Südafrika geschaffen worden sind, auch Dernburg zum Bewußtsein gekommen sind und ihm gezeigt haben, wohin wir steuern. Wir können nur hoffen, daß diese Erkenntnis den Staatssekretär vollends auf den einzig richtigen Standpunkt hinüberleiten wird, daß wir zwar für das Wohlergehn der Eingebornen die nötigen gesetzlichen Garantien schaffen müssen, für ihre gesundheitliche und kulturelle Hebung, daß wir sie schützen müssen vor Ausbeutung und schlechter Behandlung, daß wir aber anderseits, entsprechend dem Charakter und der Weltanschauung des Negers, den Eingebornen mit fester Hand das Bewußtsein beibringen müssen, daß wir die Herren sind, und daß unbedingte Anpassung an unsre Wünsche auch zu ihrem eignen Besten ist. Für Südwest soll diese Politik maßgebend sein, und hoffentlich wird sich auch in der Verwaltung der andern Kolonien die Änderung in den Anschauungen des Staatssekretärs geltend machen. Namentlich möchten wir sie für Ostafrika wünschen.

Auch sonst läßt sich der Besuch Dernburgs in Südwest recht vorteilhaft für die Kolonie an. Die Selbstverwaltung ist ganz nach den Wünschen des Gouvernementsrats genehmigt worden, und hoffentlich bleibt es dabei, damit unsre Landsleute unbehemmt durch allzu große Lasten über die nächsten Übergangsjahre wegkommen. In Swakopmund und Lüderitzbucht wird jetzt eine Handelskammer, in Windhuk eine Landwirtschaftskammer ins Leben gerufen, daneben ein Kreditinstitut, das hoffentlich die Regierung recht leistungsfähig gestaltet.

Überhaupt gehts in Südwest recht hübsch vorwärts. Auch die Ovambofrage geht ihrer Lösung entgegen, und es ist begründete Hoffnung vorhanden, daß schon in der nächsten Zeit an die Erschließung dieses reichen Gebiets gegangen werden kann. Bekanntlich teilen wir uns dank der früher üblich gewesnen verständnislosen kolonialen Abgrenzungspolitik mit den Portugiesen in das Ovamboland. Die Portugiesen hatten nun in den letzten Jahren viel unter Unruhen im Ovamboland zu leiden. Nach mehrfachen empfindlichen Schlappen gelang es ihnen nun im verflossenen Jahre, die Ovambos endgiltig niederzuwerfen und auch die am Kampf mit den Portugiesen beteiligt gewesnen deutschen Ovambos derart einzuschüchtern, daß sich diese plötzlich auf den früher angenommnen deutschen Schutz besannen und in Windhuk unsre Hilfe gegen die Portugiesen erbaten, die ihnen natürlich bereitwilligst zugesagt wurde, denn einerseits sind die Portugiesen sehr zufrieden, wenn wir endlich das deutsche Ovamboland militärisch besetzen, andrerseits hatten wir schon lange peinlich empfunden, daß das Ovamboland nur auf dem Papier uns gehörte. Die Sache hatte aber einen Haken. Zwischen unsrer nördlichen Station Namutoni und den hilfesuchenden Ovambostämmen saß ein uns feindlicher Ovambohäuptling, der alte Nechale, der nicht mittun wollte und drohte, eine größere Truppenabteilung feindlich zu empfangen. Da uns nun an einem neuen „Orlog“ gar nichts liegen kann, um so weniger als die Ovambos, die sich als Sachsengänger fortgesetzt in großer Zahl zur Arbeit am Bahnbau und in den Kupferminen meldeten, als Arbeiter jetzt unentbehrlicher als je sind, so machte man in Windhuk gute Miene zum bösen Spiel und beschränkte sich darauf, den bekannten Hauptmann Franke, eine Respektsperson bei den Eingebornen, in kleiner Begleitung zu

den Ovambos zu senden. Kaum war dieser dort angekommen, so starb gerade zur rechten Zeit unser Feind Nechale, und sein deutschfreundlicher Bruder kam ans Ruder. Nun hatte Franke gewonnenes Spiel und verständigte sich unschwer mit den fünf deutschen Ovambohäuptlingen, die sich bedingungslos unterwarfen. Jetzt heißt es, das Eisen schmieden, solange es heiß ist, und schleunigst Militärstationen anlegen. Sind wir erst im Lande, so werden sich die Ovambos, durchweg fleißige seßhafte Ackerbauer, ohne weiteres mit unsrer Herrschaft abfinden. Sie werden als vernünftige, wirtschaftlich tätige Menschen bald ihren Vorteil merken, wenn sie von der seitherigen despotischen Gewalt ihrer Häuptlinge nach und nach befreit werden. Und für die Wirtschaft unsrer Kolonie bedeutet das Ovamboland einen sehr wertvollen Zuwachs.

Von den andern Kolonien ist im Augenblick nicht viel zu sagen. In Kamerun ist eine Kopfsteuer für die Eingebornen, soweit sie durchführbar ist, eingeführt worden. Diese Steuerform hat im Gegensatz zur Hüttensteuer, wie wir sie in Ostafrika haben, den Vorteil, daß durch sie die erwerbsfähigen Individuen in größerm Umfange zur Besteuerung herangezogen werden können. Sie wirkt also gerechter als die Hüttensteuer, die eigentlich nur die Familienväter, nicht die unverheirateten jungen Leute erfaßt.

In Togo soll die bereits bestehende Kopfsteuer progressiv ausgestaltet werden. Farbige Handlungsgehilfen, die mehr verdienen als Arbeiter, sollen entsprechend stärker herangezogen werden. Wir werden darauf in nächster Zeit eingehender zurückkommen.

Alles in allem genommen hat also der letzte Monat auf kolonialem Gebiete mancherlei erfreuliche Fortschritte gebracht. Rudolf Wagner

---

Die Konfessionen im Spiegel der Dichtung. In Form einer Novelle, die ihren Stoff aus dem mittlern, zu höherer Bildung strebenden Beamtenstande nimmt, schildert Rudolf Hammon, der als protestantischer Pfarrer in einem konfessionell gemischten Gebiete Süddeutschlands die Verhältnisse genau kennen gelernt hat, den Gegensatz der Konfessionen in seiner Wirkung auf persönliche Lebensbeziehungen, auf Familie und Beruf.*) Es ist gewiß ein Wagnis, diese Verhältnisse zur Grundlage einer Dichtung zu machen. Alle Kunst jedoch, die echt ist, wurzelt im menschlichen Erleben. Gewiß hat auch die Dichtung das Recht, die unsre Zeit bewegenden religiösen und kirchlichen Fragen zu behandeln, sofern sie nur Kunst bleibt, d. h. die das Leben erfüllenden Erscheinungen in einem Bilde objektiviert. Gewiß ist dann das Werk durch Zeitströmungen bestimmt und vielleicht auch begrenzt; aber dadurch allein hat es Lebensblut; eine sich von allen Lebensbeziehungen loslösende Kunst wird niemals lebensfähig sein. Das genannte Buch ist gewiß nicht ohne eine fühlbare Tendenz; aber das Streben nach der Objektivität des Kunstwerks ist ihm nachzurühmen. Die Gegensätze kommen in ihrem Wesen beide zu voller Geltung. Freilich spricht das Buch deutlich aus, daß es zwischen ihnen keinen Ausgleich gibt. Wertvoll ist, daß hierbei nicht die Lehre und kirchliche Praxis, sondern die katholische Frömmigkeit als die das Leben bestimmende Macht geschildert wird. Auf ihr Verständnis kommt es in der Tat an, wenn man dem Katholizismus gerecht werden will, was nicht immer leicht ist.

In den letzten Jahren hat die theologische Wissenschaft mehrfach versucht, das Wesen der historischen Formen des Christentums nicht von ihren Dogmen und Symbolen aus, sondern von der sich im gesamten Leben darstellenden Frömmigkeit aus zu

*) Rudolf Hammon, Requiescat. Leipzig 1908, Verlag Haupt & Hammon.

würdigen. Das will auch diese Dichtung. Der Weg ist richtig; aber die Aufgabe ist zu schwierig, als daß sie in jedem Zuge künstlerisch bewältigt sein könnte. Vielleicht gewinnen wir immer mehr die Anschauung, daß ein Ausgleich der bestehenden Gegensätze nicht dadurch möglich ist, daß wir uns auf den Boden abstrakter Allgemeinheiten zurückziehen, daß vielmehr jeder, der überhaupt Religion hat, sie in einer geschichtlichen Form — mag sie auch eine Schranke sein — leben muß und dieses Recht auch dem andern zugestehe. Es ist ein Zeichen für das ehrliche künstlerische Wollen des Verfassers, daß aus dem Buche kaum zu ersehen ist, in welchem Lager er steht. Das gibt ihm das Recht, ein so schwer zu behandelndes Thema zu wählen, das er aber in seinem innersten Lebensgehalt erfaßt hat. R. Stübe

Naturdokumente. Freunde der Tierwelt seien auf eine Serie von zierlichen Büchlein aufmerksam gemacht, die bei Gowans & Gray, Ltd. in London und Glasgow erscheinen und deren Vertrieb für Deutschland die Verlagsbuchhandlung W. Weicher in Leipzig übernommen hat. Wir meinen die Serie Gowans's Nature Books, von der uns die Nummern 1 (Wild birds at home), 6 (Freshwater fishes), 10 (Life in the Antarctic), 11 (Reptile life) und 17 (British mammals) vorliegen. Jedes dieser Bändchen enthält 64 musterhaft in Autotypie reproduzierter photographischer Aufnahmen von Tieren in ihrer natürlichen Umgebung und gleichsam in ihrer Häuslichkeit, Aufnahmen, die ein glänzendes Zeugnis dafür ablegen, daß sich die Engländer auf das Weidwerk mit der Kamera nicht minder gut verstehn wie unser Schillings, und die, da sie meist unter günstigern Verhältnissen zustande gekommen sind als die bekannten Photographien unsers deutschen Forschers, zum großen Teile bei aller Naturwahrheit auch noch eine gewisse künstlerische Abrundung zeigen und infolgedessen bildmäßiger wirken. Da ist zum Beispiel gleich die erste Aufnahme in Wild birds at home, ein Nest der Singdrossel im Brombeergestrüpp, ein echtes, bis in alle Einzelheiten mit minutiöser Schärfe durchgeführtes Stilleben, während sieben junge Fitislaubsänger, auf einer Ranke sitzend und der Fütterung harrend, wie ein lebender Feston wirken. Besonders reich sind die Klippen der englischen und der nordischen Küsten mit ihrem Vogelleben vertreten. Da sehen wir ganze Kolonien von Tölpeln, Möwen und Lummen bei der Nahrungaufnahme, beim Brutgeschäft oder in der Ausübung ihrer Schwimmkünste.

Bei den Freshwater fishes ist der Schwerpunkt natürlich weniger auf die Umgebung und die charakteristischen Bewegungen als auf die individuellen Eigentümlichkeiten der einzelnen Fische gelegt, und man muß gestehn, daß die Photographen die rein technischen Schwierigkeiten, die jede Aufnahme von Objekten im Wasser bietet, mit großem Geschick überwunden haben. Bilder des Hechtes, des Sonnenfisches, der verschiednen Karpfenarten, des Katzenwelses und des Schlammbeißers sind zum Beispiel wahre Meisterwerke.

Das Bändchen Life in the Antarctic bietet einen Teil der photographischen Ausbeute der in den Jahren 1902 bis 1904 unternommnen Südpolarexpedition der „Scotia". Hier sind es neben den Robben besonders die Scharben und Pinguine, die durch die zum Teil drastisch-komischen Stellungen der einzelnen Individuen und die Kopfzahl ihrer Kolonien die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich lenken.

Was wir von den Süßwasserfischen gesagt haben, trifft auch bei dem Bändchen Reptile life zu. Auch hier sind die verschiednen Panzerechsen, Schildkröten, Eidechsen und Schlangen, die natürlich meist in ihren Ruhestellungen aufgenommen sind, von einer Schärfe und Genauigkeit des Details, daß man die Struktur der Haut, die Anordnung der Panzerschuppen oder der Schildplatten auf das genaueste

studieren kann und bei den Eidechsen und Schlangen beinahe die Farbe zu erkennen vermeint.

Für uns Deutsche ist das Bändchen British mammals besonders interessant und lehrreich, weil es uns nicht nur die kleinern und kleinsten Säugetiere, wie die verschiednen Mäuse und Spitzmäuse, deren intimeres Leben sich dem Auge meist entzieht, sehr ausführlich vorführt, sondern weil es uns auch zeigt, was die Engländer an jagdbarem Wild besitzen und — nicht besitzen. So fehlt ihnen das Schwarzwild vollständig, und daß in dem Büchlein keine einzige Aufnahme von Rehwild vorkommt, scheint zu beweisen, daß Heinrich Laube, der Weidmann unter den Dichtern des „Jungen Deutschlands", trotz aller gegenteiligen Behauptungen der Naturgeschichten recht hat, wenn er in seinem „Jagdbrevier" sagt:

Vom grünen Reiche Engelland
Hat alles Reh sich abgewandt,
Und bringt mans hin, so wills nicht gedeihn
Und geht am Ende völlig ein —

Die beiden Aufnahmen von Rotwild sind nicht in freier Wildbahn, sondern im Gatter gemacht; der stärkste Hirsch darunter ist ein Zehnender, der sich mit unsern Rominteuern freilich nicht messen kann. Das Damwild, das in England durchaus Parkwild ist, ist merkwürdigerweise aus weiter Ferne aufgenommen, offenbar zu einer ungünstigen Zeit, denn es ist kein geweihter Hirsch darunter zu erkennen. Desto glücklicher sind ein paar Damkälber, einige Junghasen und Jungfüchse vor dem Bau wiedergegeben, während vier allerdings in einem engen Zwinger gemachte Aufnahme von Dachsen diese Tiere in recht charakteristischen Stellungen veranschaulichen. Allerliebst sind die Igelporträts, darunter das einer sechsköpfigen Familie, das Geschlecht der Marder dagegen ist mit zwei Aufnahmen eines ein totes Kaninchen annehmenden Wiesels und der eines Fischotters etwas dürftig vertreten. Vielleicht läßt sich eine neue Auflage des Büchleins um die Bilder des Edelmarders und des Iltis bereichern, die beide in Großbritannien überall heimisch sind, während der Steinmarder unsers Wissens nur in Schottland vorkommt.

Jedes der schmucken Bändchen enthält einen kurzen beschreibenden Text, der das Wissenswerteste über die Lebensart der einzelnen abgebildeten Tiere mitteilt.

J. R. H.

Natürlich ist es Ihre Privatsache

was Sie rauchen, aber wenn Sie mehr auf Qualität als auf Ausstattung geben und keine Lust haben, Sorten zu kaufen, die teuer und deshalb gut erscheinen, in Wirklichkeit aber nur wegen des darauf ruhenden hohen Zolles viel kosten, so entschließen Sie sich für

„Salem Aleikum"

Salem Aleikum-Cigaretten: Keine Ausstattung, nur Qualität:

Preis:	Nr. 3	4	5	6	8	10
	$3^1/_2$	4	5	6	8	10 Pfg. das Stück.

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

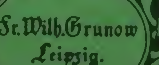
Jährlich 52 Hefte

Nr. 35 Ausgegeben am 27. August 1908

Inhalt

Seite

Der fünfzigjährige Bestand der englisch-indischen Heeresorganisation 409
Reiseeindrücke aus der Ostmark. 3. Von G. Cleinow . 418
Die Japaner im Lichte der neuern Forschung. Von R. Stübe. 3. 4. 424
Die moderne Ballade. Von Hans Benzmann 431
Vom thrakischen Meere. Von C. Fredrich. 3 438
Oberlehrer Hauk. Roman von Bernt Lie. (Fortsetzung) 443
Maßgebliches und Unmaßgebliches. 449
Reichsspiegel. (Die Generalversammlung deutscher Katholiken zu Düsseldorf. Der Fall Schücking in seiner weitern Entwicklung.) — Die Erbschaftssteuer und das germanische Volksempfinden. — Innere nationale Mission und Kolonisation in Bayern. — Der kleine Meyer.



J. A. Henckels.

Zwillingswerk in Solingen

fabriziert und empfiehlt: Messer und Gabeln für Küche und Haus — Messer für alle Gewerbe und Künste — Hirschfänger u. Jagdmesser — Scheren f. alle Zwecke.

Hauptniederlage: **BERLIN W.,** Leipzigerstraße 118.

Eigene VERKAUFS-Niederlagen: CÖLN a. Rh., Hohestraße 144 — DRESDEN, Wilsdrufferstraße 7 — FRANKFURT a. M., Roßmarkt 15 — HAMBURG, Große Johannisstraße 6 — WIEN I, Kärnthnerstraße 74.

Gesetzlich geschützt.

Trierischer Winzer-Verein A.-G.

TRIER

Vereinigung von Winzer-Genossenschaften und Winzern zum Vertrieb garantiert naturreiner Weine von der Mosel und Saar. Faß- und Flaschenweine von 70 Pfg. an.

Ausführliche Preislisten zu Diensten. — Lieferant vieler Offizier- und Zivil-Kasinos.

Filialen: Berlin SW. 68., Zimmerstraße 20. Leipzig, Löhrsplatz 2.

Tenderings-Havana Spezialmarken

Yokohama	50 Stck.	8 Mk	25 Pfg.
Kaisercigarren	50 „	4 „	— „
Jan en Griet	50 „	5 „	— „
Hochofen I	50 „	8 „	25 „
Consul	50 „	4 „	50 „

Musterkiste Rheinland, je 20 Stck. vorstehender Sorten enthaltend, 8 Mk. 25 Pfg.

Tenderings lange Holländer.

Walküre	50 Stck.	8 Mk.	[illegible] Pfg.
Weltkraft	50 „	8 „	[illegible] „
Brunhilde	50 „	4 „	75

Musterkiste Nr. 11, je 23 Stck. enth., 5 Mk.

sind aus den feinsten Tabaken hergestellt und von jedem Raucher bevorzugt.

Tenderings Rauchtabake Grobschnitt Nr. 2 Mk. 1,20; Nr. 3 Mk 1,50 p. Pfd. finden bei jedem Pfeifenraucher vollen Beifall — Versand an Herren, deren Stellung Bürgschaft bietet, ohne — sonst gegen Nachnahme. Allein echt zu beziehen von

Tenderings Cigarren- und Tabakfabriken, Orsoy a. d. holl. Grenze.

Gothaer

Lebensversicherungsbank a.G.

Versicherungsbestand Anfang April . . 960 000 000 Mk.
Bisher ausgezahl. Versicherungssummen: 319 000 000 „
Bisher gewährte Dividenden . . . . 250 000 000 „

Sehr günstige Versicherungsbedingungen.

Unverfallbarkeit sofort, Unanfechtbarkeit und Weltpolice nach zwei Jahren.

Prospekte und Auskunft kostenfrei durch die Bank in Gotha oder deren Vertreter.

Deutsche Lebensversicherungs-Bank, Aktiengesellschaft

Kronprinzen-Ufer 18 **Berlin N. W.** Kronprinzen-Ufer 18

Vollständige Unanfechtbarkeit in einem Jahr; kulanteste Bedingungen: übernimmt Lebens-, Militärdienst-, Aussteuer- und Alters-Versicherungen.

Flüssige

Somatose

Hervorragendst. appetitanregend. u. nervenstärkend.

Kräftigungsmittel.

Erhältlich in Apotheken und Droguerien.

Hermann Meusser, Berlin W. 35 b

Steglitzerstr. 58, Buchhandlung,

ist bestrebt, durch solide, kulante und schnelle Bedienung ihren Kundenkreis zu erweitern. Zur Erleichterung der Anschaffung werden monatliche Teilzahlungen in der Höhe des zehnten Teiles d. Kaufpreises eingeräumt. — Vollständiges Lager. — Allerneueste Auflagen. — Katalog gratis — Portofreie Sendung.

Der fünfzigjährige Bestand der englisch-indischen Heeresorganisation

Es ist sicherlich nicht ganz ohne Bedeutung, daß heute genau nach fünfzig Jahren, seitdem die englische Regierung die Herrschaft von Indien übernommen hat, noch immer keine zuversichtliche Ruhe im Lande herrscht, und daß noch immer Fanatismus und Fatalismus die Veranlassung zu schweren und blutigen Kämpfen geben. Denn diese Gründe allein haben in den Monaten April und Mai dieses Jahres den Zakka Khels und den Mohmands die Waffen in die Hand gedrückt und sie zu hinterlistigen Überfällen auf die britischen Truppen veranlaßt. Freilich sind ihre Angriffe dank der Maßnahmen Lord Kitcheners, des jetzigen Oberkommandierenden in Indien, und der Entschlossenheit und der Wachsamkeit der unter dem General Willcocks stehenden ersten Infanteriedivision mit blutigen Köpfen abgewiesen worden. Aber die englische Presse befürchtet wohl nicht mit Unrecht, daß mit dieser siegreichen Abwehr ein dauernder Friede in den nordwestlichen Grenzbezirken noch lange nicht erreicht sei, ja daß die bisherigen Kämpfe vielleicht nur Vorpostengefechte gewesen sind, wenn es dem Emir von Afghanistan nicht gelingen sollte, Herr seiner Untertanen zu bleiben und weitere Ausschreitungen zu verhindern. Diese Möglichkeit falle natürlich weg, wenn Habibullah gar selbst hinter diesem Aufruhr gesteckt haben sollte und aus Unzufriedenheit über das englisch-russische Abkommen vom 31. August 1907 seinen nächstjüngern Bruder Nasrullah Khan habe walten lassen, der sich als Oberbefehlshaber des afghanischen Heeres hohen Ansehens im ganzen Lande erfreut und daher die Vorstöße der Zakka Khels und Mohmands gegen die Grenzpässe an der Kabulstraße sehr wohl unterstützen konnte.

Im vorliegenden Falle waren übrigens die englischen Kommandeure und Grenzbeamten durch die Ereignisse vergangner Tage gewarnt. Vor elf Jahren (1897), als sich die Mohmands zum letztenmale erhoben, strömten ihnen auch

Afghanen in Menge, zum Teil sogar in Uniform zu. Im ganzen afghanischen Grenzgebiete wurde damals offen der Krieg gegen die Engländer gepredigt, und Flöße wurden bereit gehalten, um die Zuzügler scharenweise über den Kabulfluß zu setzen. Die diesmal ruhig gebliebnen Afridistämme beteiligten sich damals äußerst lebhaft an der Bewegung. Die wichtige Stellung bei Landikhotal im Khaibarpasse wurde 1897 von den durch Afghanen verstärkten Grenzstämmen genommen und geplündert, und die Engländer räumten den Paß, worin sich nur einzelne Besatzungen der aus den örtlichen Bergbewohnern rekrutierten Irregulären behaupteten. Es bedurfte eines größern Feldzugs unter Sir Bindon Blood, bis sich der damalige Emir Abdurrahman veranlaßt sah, seinen Einfluß in der afghanischen Grenzprovinz nachdrücklich geltend zu machen, und die Leiter der Bewegung es dann auch für angezeigt erachteten, um Frieden zu bitten.

Diesmal ist die Sache entschieden anders verlaufen, denn die beiden größern Heerhaufen, die durch den Khaibarpaß auf das Landikhotal zu und durch das obere Bazartal in der Richtung auf Ab Musdschid vorgedrungen waren, fanden die englischen Truppen, wie wir schon kurz erwähnt haben, nicht nur auf der Hut, sondern auch vollständig kriegs- und marschbereit und auf dem Platze, noch ehe die Eindringlinge den kleinsten Vorteil errungen oder von benachbarten Grenzstämmen Verstärkungen herangezogen hatten.

Aber nicht allein an den Grenzen hat die englische Herrschaft in Indien fortgesetzt mit Unruhen zu kämpfen, sondern auch im Innern flackert eigentlich ohne Unterbrechung unter einer scheinbar stillen Oberfläche Aufruhr und Unbotmäßigkeit. Erst die im Mai dieses Jahres entdeckte Verschwörung von Kalkutta, die hauptsächlich der Beseitigung des gefürchteten Oberkommandierenden Lord Kitchener gelten sollte, ist ein schlagender Beweis dafür und eine neue Mahnung an die Regierung, jederzeit auf der Hut zu sein und die Augen nach allen Richtungen offen zu halten. Anfänglich glaubte man, der Sitz des Verschwörerherdes sei ausschließlich Bengalen, das sich seit der im Mai 1907 aus Verwaltungsrücksichten notwendig gewordnen Teilung in zwei Provinzen wiederholt in Gärung gezeigt hat. Aber bei der erst kürzlich abgeschlossenen Untersuchung hat sich herausgestellt, daß sich die Empörung nicht auf Bengalen beschränkt hat, sondern sich vielmehr über ganz Indien bis an die Nordwestgrenze erstreckte, mit Ausnahme des Gebiets der Radschputen und einiger ruhiger kleiner Staaten, wie unter andern Travancone, sodaß die Möglichkeit des Zusammenhangs der Unruhen im Innern und in den Gegenden des Kabulflusses sehr wohl vorhanden ist. Vermutlich ist aber in Bengalen nicht einmal der Schwerpunkt der allgemeinen Erbitterung zu suchen gewesen, sondern die Mahrattenstaaten, vor allem Gwalior und Indore waren die Anstifter und die Brahminen in Puna die ursprünglichen Führer. Es erklärt sich das dadurch, daß die harten, streitbaren und mutigen Mahratten an sich zu solcher Leitung eher das Zeug haben als die zwar geistig sehr begabten, aber körperlich

schwachen und weichen Bewohner Bengalens. Außerdem aber glimmt im Mahrattenlande unter der Asche viel alter und frischer dynastischer und persönlicher Groll und Haß gegen die englische Herrschaft und die Gesamtheit aller militärischen Einrichtungen, sodaß sich, um nur ein Beispiel anzuführen, Lord Curzon während des letzten Besuchs des Prinzen von Wales in Indien gezwungen sah, den Maharadscha von Indore wegen seiner Unbotmäßigkeit abzusetzen.

Es hieße aber angesichts aller dieser noch nicht ganz überwundnen Schwierigkeiten die Lage vollkommen verkennen, wollte man etwa aussprechen, daß Großbritannien in dem halben Jahrhundert seiner Herrschaft über Indien die Hände in den Schoß gelegt und der Entwicklung der Dinge im Innern und an den Grenzen untätig gegenübergestanden habe. Gerade das Gegenteil ist der Fall, und wer, wie Lord Roberts, eine Geschichte über die fünfzigjährige britische Herrschaft in Indien schreiben will, wird einräumen müssen, daß sich die politischen und militärischen Maßnahmen in stetem Fortschritt bewegt haben und in den meisten Fällen von kluger Einsicht und zielbewußter Energie geleitet gewesen sind. Auf dem Gebiete der Politik bildet der für Indien so überaus wichtige englisch-russische Vertrag vom August vorigen Jahres, den wir schon vorhin kurz erwähnt haben, gewissermaßen einen Abschluß. Verpflichtet sich zwar die englische Regierung darin, die politische Lage in Afghanistan unangetastet zu lassen und ihren Einfluß nur in friedlichem Sinne zu betätigen, so bedeutet doch die Abmachung, daß das Emirat außerhalb der russischen Interessenspäre liege und die gegen die britische Majestät im Vertrage vom 21. März 1905 übernommnen Verpflichtungen zu erfüllen habe, in Wirklichkeit nichts andres als das Zugeständnis, daß in Kabul England die meistbegünstigte Macht sein soll, und daß die Selbständigkeit Habibullahs vor dem Throne König Eduards ihren Halt findet. Ebenso bildet in militärischer Hinsicht die langjährige, verdienstvolle Arbeit Lord Kitcheners einen Schlußstein in den sich seit 1858 abmühenden Bestrebungen der englischen Regierung, aus den verwickelten und schwierigen Heereseinrichtungen eine gesunde und brauchbare Organisation zu machen. Das war ganz gewiß keine leichte Aufgabe, wenn man den Weg zurückschaut, den die britisch-indische Armee seit fünfzig Jahren gegangen ist. Damals hatte das Heer die ansehnliche Stärke von 350538 Mann, von denen 311038 Mann eingeborne und 39500 englische Truppen waren. Sie alle standen in den Diensten der Ostindischen Kompagnie, die aufgelöst wurde, als Königin Viktoria die Herrschaft von Indien antrat. In diesem Augenblick wurden die europäischen Truppen, so wie sie waren, von der neuen Regierung übernommen, die eingebornen Truppen dagegen, die sich während des Aufstandes zum Teil als wenig zuverlässig erwiesen hatten, sollten zunächst einer gründlichen Reorganisation unterzogen werden. Sie begann mit der Auflösung einer ganzen Anzahl von Infanterieregimentern und der gesamten Artillerie mit Ausnahme der Grenztruppen im Punjab, der Gebirgsbatterien in Bombay und der zum Haidarabadkontingent gehörenden Feld-

batterien. Auch bei der Kavallerie wurden einige Einheiten eingezogen. Infolge dieser Verminderungen hatte die eingeborne Armee im Jahre 1864 nur noch eine Stärke von 140000 Mann. Umgekehrt erachtete man eine Verstärkung der britischen Truppen für notwendig und brachte sie auf den Stand von 65000 Mann. Zu derselben Zeit wurden für diese Truppenteile die gleichen Bestimmungen über ihre Ablösung und Entsendung erlassen, wie sie für alle übrigen Bestandteile des Reiches schon festgesetzt waren. Auch wurde ausgesprochen, daß jene Kontingente während ihres Aufenthalts in Indien der dortigen Regierung unterstehn, an die dort geltenden Vorschriften gebunden sein und von den indischen Behörden ihre Geldkompetenzen erhalten sollten. Nicht unbedeutende Schwierigkeiten bildete damals die Frage der Offizierergänzung. Sie fand ihre Lösung durch Errichtung je eines Stabskorps in jeder der Präsidentschaften von Bengalen, Madras und Bombay, in die das indische Reich nach der Übernahme von der Ostindischen Kompagnie eingeteilt worden war, und die jede ihr eignes Heer aus englisch-indischen Truppen hatte. Der Eintritt in diese Stabskorps stand Offizieren sowohl der britischen wie der eingebornen Truppen frei; ihre Ernennung erfolgte durch die englische Heeresverwaltung, und ihre Beförderung regelte sich nach dem Dienstalter. Die nächsten Jahre wurden dazu benutzt, die für die Armee neugeschaffnen Verhältnisse immer mehr zu befestigen, die Bewaffnung und Ausrüstung zu verbessern, einheitliche reglementarische Bestimmungen zu erlassen, das Trainwesen zu reorganisieren und für die Remontierung des Heeres neue Grundsätze aufzustellen. Die Lehren und Erfahrungen des afghanischen Krieges von 1878 bis 1880 gaben dafür mancherlei wertvolle Anregung.

Als aber im Jahre 1885 Lord Roberts den Oberbefehl über die Armee in Indien übernahm, da stellte sich heraus, daß trotz aller Arbeit doch noch sehr viel an der Vollkommenheit der Heeresorganisation fehlte. Namentlich die Verteilung der Armee auf die drei selbständigen Präsidentschaften machte sich als ein empfindlicher Nachteil bemerkbar. Auch die Stärke des Heeres erwies sich als unzureichend, als ein Teil davon mobil gemacht werden mußte und an der Nordwestgrenze zusammengezogen wurde, damit es bei der Hand sei, wenn die zwischen Rußland und Afghanistan entstandnen Zwistigkeiten ein Eingreifen oder den Schutz der eignen Landesgrenzen notwendig machen sollten. Die Folge dieser tatsächlichen Feststellungen war, daß die Armee im Jahre 1887 auf 226694 Mann gebracht wurde, von denen 73602 Mann dem britischen und 153092 den eingebornen Kontingenten angehörten. Die Auflösung der drei Präsidentschaftsheere gelang damals noch nicht, nur die getrennten Stabskorps zerfielen und wurden im Jahre 1891 auf Lord Roberts Betreiben durch ein einziges indisches Stabskorps ersetzt. Weitere Verdienste des Höchstkommandierenden waren, daß er die Grundlage zur Bildung eines Generalstabs für die englisch-indische Armee schuf, und daß er eine abermalige Verbesserung der Infanteriebewaffnung durchsetzte, indem die eingebornen Truppen

für das Snidergewehr das Henry-Martinigewehr, die britischen an Stelle des Enfield- das Lee-Metfordgewehr erhielten.

Nachdem Lord Roberts im Jahre 1893 das militärische Oberkommando in Indien niedergelegt hatte und in die Heimat zurückgekehrt war, wurde es immer schwieriger, vom Sitze der Regierung in Kalkutta aus die in den drei Präsidentschaften verzettelten Truppen einheitlich zu befehligen und nach übereinstimmenden Grundsätzen auszubilden. Insbesondre galt dies von den eingebornen Truppen der Präsidentschaften von Bombay und Madras, weil ein großer Teil dieser Einheiten außerhalb der Territorien, zu denen sie gehörten, untergebracht war, und sie dadurch nur schwer durch Befehle erreicht werden konnten. Und was das dritte Präsidentschaftsgebiet in Bengalen anlangte, so war es so ausgedehnt, daß selbst innerhalb seiner Grenzen von einem Einfluß der obersten Kommandogewalt kaum noch die Rede sein konnte. Um diesen unhaltbaren Zuständen ein Ende zu machen, entschloß sich die Regierung im Jahre 1895, eine neue Gliederung des Heeres vorzunehmen, die selbständigen Armeegruppen in den Präsidentschaften abzuschaffen und sie durch vier territoriale Kommandobezirke von Bengalen, Punjab, Madras und Bombay zu ersetzen. An die Spitze jedes Bezirks trat ein Generalleutnant, dem ein eigner Stab und die dazugehörenden Verwaltungsbehörden an die Seite gesetzt wurden. Der wichtigste dieser Bezirke war der des Punjab, da zu ihm die Nordwestgrenze gehörte, die natürlich fortgesetzt unter militärischer Beobachtung stehn mußte.

War durch diese Neueinteilung der Armee auf dem Wege zur Bildung eines einheitlichen Heeres ein bedeutsamer Schritt vorwärts getan, so haftete auch dieser Organisation immer noch der Fehler und das Hemmnis an, daß es für die Gesamtheit der Truppen keinen höhern Verband gab als den der Brigade. Warum sich die Zentralregierung nicht schon damals entschließen konnte, die Regimenter und Brigaden wenigstens zu Divisionen zusammenzufassen, ist nicht recht erklärlich. Der einzige Grund scheint gewesen zu sein, daß man sich vor den Schwierigkeiten und den Kosten scheute, die mit einer solchen Neuerung und engern Versammlung der weit auseinander dislozierten Truppenteile verbunden sein mußte. Jedenfalls lagen die Dinge so, als im November 1902 Lord Kitchener das Oberkommando über die englisch-indischen Truppen übernahm. Er fand eine Armee von 232111 Mann vor, von denen 74170 dem englischen Kontingent angehörten und 157941 Eingeborne waren. Außerdem war noch eine Reserve an eingebornen Truppen vorhanden, die auf rund 25000 Mann angegeben wird. Die Einteilung des Heeres bestand in fünf Kommandobezirken, nachdem Buma vom Madrasbezirk aus Zweckmäßigkeitsgründen abgetrennt und in einen selbständigen Bezirk umgewandelt worden war.

Lord Kitchener, der in dem Rufe eines vorzüglichen Offiziers von großen Fähigkeiten, klarem Blick und Verstande und von seltner Energie steht, sich

auch als Organisator schon einen Namen gemacht hatte, begann seine neue Tätigkeit nicht etwa damit, daß er sofort eine Umwälzung aller militärischen Verhältnisse vornahm oder mit Schäden aufräumte, die ihm schon durch Beobachtung aus der Ferne bekannt geworden waren. Erst nachdem er siebzehn Monate im Lande geweilt und sich durch eigne Anschauung von dem Stande der Dinge überzeugt hatte, begann er sein Werk. Der wesentlichste Grundsatz war ihm dabei zunächst die Zusammenfassung der verschiednen Waffengattungen in höhere Einheiten — Armeekorps und Divisionen —, die jede aus allen Waffen zusammengesetzt sein sollten, um dadurch zu einer einheitlichen Friedensausbildung zu kommen und eine bessere Kriegsbereitschaft der ihm unterstellten Armee zu erreichen. Dazu kam es dem Kommandierenden nicht darauf an, ob, wie es früher der Fall gewesen war, eine Infanteriebrigade immer aus zwei britischen und zwei eingebornen Bataillonen gebildet wurde; er hatte nichts dagegen, daß vier britische Bataillone oder drei eingeborne Bataillone und ein englisches in einem Brigadeverbande standen. Auf dieser Grundlage hat sich dann im Laufe des Jahres 1905 die Gliederung des englisch-indischen Heeres in drei Armeekorps und zehn Divisionen sowie in drei selbständige Grenzbrigaden entwickelt. Zum Nordkorps gehörten die 1. Division (Peshawar), die 2. (Rawalpindi) und die 3. (Lahore) sowie die drei Grenzbrigaden von Kohat, Bannu und Derajat, zum Westkorps die 4. Division (Quetta), die 5. (Mhow) und die 6. (Poona), dazu die Besatzung von Aden, zum Ostkorps die 7. Division (Meerut) und die 8. (Lucknow); dem Oberkommando unmittelbar unterstellt waren die 9. Division (Sekunderabad) und die 10. (Burma). Jede der zehn Divisionen setzt sich aus drei Infanterie- und einer Kavalleriebrigade, aus den dazu gehörenden Bestandteilen an Artillerie, Pionieren, Train und Sanitätstruppen sowie aus einer bestimmten Zahl von Garnisontruppen zusammen, die den Polizeidienst im Bereiche des Divisionsbezirks zu übernehmen haben.

Inzwischen muß aber Lord Kitchener wohl erkannt haben, daß auch dieser Organisation des Heeres noch mancherlei Fehler anhafteten, und daß vor allen Dingen auch für die Verhältnisse in Indien der Armeekorpsverband nicht die zweckmäßigste Form sei. Er entschied sich deshalb im vorigen Jahre abermals für einen neuen Einteilungsplan der Armeen und begründete ihn in einer sehr bemerkenswerten Rede vor dem indischen Rat, wobei er hervorhob, daß die allgemein verbreitete Nachricht falsch sei, es werde damit die Verlegung eines großen Teils des englisch-indischen Heeres an die Nordwestgrenze oder die Versammlung der Truppen in großen Standlagern geplant. Die Neuorganisation hat sich nun in der Weise vollzogen, daß seit dem 7. Juni 1907 die Einteilung des Heeres in drei Korpsbezirke aufgegeben worden ist. An ihre Stelle sind zwei Armeen, eine Nord- und eine Südarmee, getreten, die je einem General mit entsprechendem Stabe unterstellt sind. Bei der Nordarmee sind die 1., 2., 3., 7. und 8. Division sowie

die drei selbständigen Grenzbrigaden eingeteilt, bei der Südarmee die 4., 5., 6., 9. und 10. Division sowie die Besatzung von Aden. Die Standorte der Divisionen sind dieselben geblieben, wie sie seit 1905 festgesetzt waren. Die neuen Armeeführer haben die einheitliche Ausbildung der ihnen unterstellten Divisionen zu überwachen und sind dem Höchstkommandierenden für die Kriegstüchtigkeit sämtlicher Truppenteile verantwortlich. Zugleich ist die gesamte Verwaltungstätigkeit von den seitherigen Korpskommandos auf die Divisionen übergegangen, die in diesen Fragen selbständig mit dem Armeeoberkommando verkehren. Natürlich ist der Übergang in alle diese neuen Verhältnisse, wie sie sich seit der Übernahme des Armeeoberkommandos durch Lord Kitchener allmählich entwickelt haben, heute noch nicht abgeschlossen. Dazu gehört Zeit und viel Geld. Auch haben die Meinungsverschiedenheiten des Höchstkommandierenden mit dem vorigen Vizekönig von Indien, Lord Curzon, über die Abgrenzung der beiderseitigen Befugnisse die Durchführung der Reformen aufgehalten. Bisher war der Vizekönig eigentlich der unumschränkte Herrscher auch in allen militärischen Dingen gewesen. Unter solchen Umständen aber wollte Lord Kitchener nicht im Amte bleiben. Infolge des Streites, der darüber entstand, nahm Lord Curzon seinen Abschied. Der jetzige Vizekönig, Lord Minto, hat zwar auch wie sein Vorgänger die oberste Gewalt über die indische Armee, aber der oberste militärische Vorgesetzte ist der Oberkommandierende. Zugleich mit dieser endgiltigen Festsetzung wurden auch die Verwaltungsfragen beim Heere neu geregelt. Es ruht jetzt die militärische Geschäftsführung in den Händen des Armeedepartements einerseits und des Departements für militärische Verpflegung andrerseits. Jenes untersteht innerhalb der Gesamtregierung dem Oberkommando, dieses dem von ihm unabhängigen „militärischen Mitgliede“ der Regierung.

Inzwischen hat die Kitchenersche Heeresreorganisation, wie wir schon eingangs kurz gesagt haben, in die Prüfung auf ihre Zweckmäßigkeit in der Praxis eintreten müssen. Bei der frühern Einteilung und Verteilung des Heeres wäre es gar nicht denkbar gewesen, daß ein Expeditionskorps so schnell, wie es zuletzt gegen die Zakka Khels und Mohmands der Fall gewesen war, hätte mobil gemacht werden können. Denn wenn sich früher die Notwendigkeit der Mobilmachung auch nur einer kleinen Streitmacht ergeben hatte, so wurden ihre einzelnen Bestandteile den verschiedenartigsten Garnisonen entnommen und nach einem Versammlungspunkte gebracht, wo sie unter den Befehl eines ad hoc ernannten Kommandanten und Stabes gestellt wurden. In diesem Falle genügte der einfache Befehl an die 1. Division in Peshawar, sofort gegen die Aufrührer vorzugehn und sie zu bestrafen. Und so schnell erfolgte die Aus- und Durchführung dieser Order, daß die Zakka Khels schon zur Ordnung gebracht waren, ehe ihnen die Mohmands zu Hilfe kommen konnten. Die 1. Division unter General Willcocks setzt sich aus drei Infanteriebrigaden zusammen. Davon besteht die erste oder Peshawarbrigade aus einem englischen

Bataillon (1. Bataillon des Warwickshire-Regiments), dem 53. Sikh-Regiment (früher 3. Sikh-Regiment), dem 59. Scinde-Schützenregiment (früher C. Punjab-Infanterieregiment) und einem Bataillon des 5. Gurkah-Regiments sowie der Gebirgsbatterie Nr. 3, die ebenfalls eine englische Truppe (Royal Garrison Artillery) ist. Die zweite oder Nowscherbrigade setzt sich aus einem schottischen Bataillon (Seaforth-Highlanders) und drei indischen Regimentern (28. Punjab-, 54. und 45. Sikh-Regiment und der Gebirgsbatterie Nr. 22) zusammen. Die dritte oder Reservebrigade, Kommandant Brigadiergeneral H. B. Watkis, enthält ein irisches Bataillon (Munster Fusiliers), das 55. indische Regiment (Loks Rifler), zwei Gurkahbataillone und die 23. Gebirgsbatterie. Zur Verfügung des Stabes, zur Aufrechterhaltung der Verbindungslinien und für technische Zwecke dienen zwei Schwadronen des 37. indischen Lancerregiments, das 25. Punjab- und das 23. Sikh-Pionierregiment und die 6. Kompagnie des 1. Sappeur- und Mineurregiments, ebenfalls eine indische Truppe. Von diesen Truppen haben in erster Linie die 1. und 2. Brigade an den Kämpfen im Gebiet des Kabulflusses, insbesondre am Khapakpaß und bei Umra Killi (22. Mai) teilgenommen, während die 3. Brigade zur Wahrnehmung des Polizeidienstes in Peshawar vom Khaibarpaß nach Haus zurückgekehrt ist. Die Truppen haben sich ohne Ausnahme bei außerordentlicher Hitze, unter großem Wassermangel und in schwierigen Geländeverhältnissen sehr tapfer geschlagen und nicht unbedeutende Verluste erlitten. Trotzdem wird von sachkundiger Seite die Frage aufgeworfen, ob die Zusammensetzung der 1. Division mit dem geringen Bestande an regulären britischen Truppen zweckmäßig ist, und ob es sich hier, wo es sich um besonders schwieriges Grenzgebiet und die nie aufhörende Möglichkeit von Unruhen handelt, nicht empfehlen dürfte, die eingebornen Kontingente durch die Elite englischer Regimenter zu ersetzen. Diese Frage gibt Veranlassung, sich mit der eingebornen Armee, die ja zum Bestande des Heeres in Indien gehört, etwas näher zu beschäftigen. Das System der Anwerbung ist dasselbe wie in England. Eine allgemeine Aushebung findet nicht statt und ist auch in Indien nicht notwendig, da die kriegerischen Stämme des Landes tatsächlich keinen andern Beruf kennen als das Waffenhandwerk. Da jedoch die Besoldung der Unteroffiziere und Gemeinen nicht sehr hoch ist, erklärt es sich, daß sich die Rekruten vielfach aus sehr gemischten Elementen zusammensetzen. Natürlich gibt es Ausnahmen, so zum Beispiel bei den aus Rajputs zusammengesetzten Regimentern und ebenso bei den Sikh-Regimentern aus dem Punjab.

Die Sikhs oder reformierte Hindus haben alle kriegerischen Eigenschaften, und die Indier sowohl als ihre europäischen Kameraden haben allen Grund, stolz auf sie zu sein. Zwei weitere Kasten im Punjab, die Jats und die Dogras, sind ebenfalls wegen ihrer Soldatentugenden berühmt. Ein andrer kriegerischer Stamm im Punjab bewohnt den nordwestlichen Teil des Landes und nennt sich Pathans. Sie sind jetzt ihrem Glauben nach Mohammedaner.

Die Gurkahs von Nepal, dem einzigen unabhängigen Staate in Indien, haben sich, trotzdem daß sie durchschnittlich unter Normalgröße bleiben, als tapfere und zähe Soldaten im Gebirgskriege bewährt. Europäische Offiziere, die Gurkah-Regimentern zugeteilt wurden, rühmen diese Leute sehr. Ihrer Abstammung nach sind sie Hinduleute, und die Regierung von Nepal, die mit der indischen Regierung einen Vertrag geschlossen hat, gestattet einer beschränkten Anzahl ihrer Untertanen, unter britischer Verwaltung Kriegsdienste zu nehmen.

Der gute Ruf der berühmten, loyalen Purubia-Regimenter ist ebenfalls wohl bekannt. Diese Truppe, die zur Kaste der Brahminen gehört, rekrutiert sich aus Oudh und hat das seltne Vorrecht, die Leibgarde des Vizekönigs von Indien zu bilden. Alles ausgesuchte Leute, über sechs Fuß groß, machen sie in ihren malerischen Uniformen einen imponierenden Eindruck; sie waren es auch, die inmitten des wilden Aufruhrs von Pudh fest und treu zur britischen Fahne hielten. Während darum nach dem Aufstande fast alle Sepoy-Regimenter aus dem Armeeverbande entlassen wurden, überschüttete man die Purubias mit militärischen Auszeichnungen.

Außer den Rajputs, Siksh, Pathans, Jets, Gurkahs, Purubias und andern hindostanischen Stämmen, die den Kern der Regimenter Nordindiens bilden, gibt es noch in Südindien eine Anzahl namhafter Völkerschaften, die als tapfer bekannt sind und ebenfalls zur Rekrutierung herangezogen werden. Es sind dies die Maharattas, die Nairs und Coregs von der Malabarküste und die Naidus und Reddies aus dem Madrasbezirk. Auch die Mohammedaner im Süden stellen zahlreiche und brauchbare Leute für die Armee.

Im Körperbau und in physischer Kraft reichen die südlichen Indier, infolge klimatischer Verhältnisse, nicht ganz an ihre Stammesgenossen im Norden heran, und diese Ungleichheit tritt besonders hervor, sobald es sich um Expeditionen gegen Grenzstämme im nördlichern kältern Klima handelt.

Man darf wohl sagen, daß die Eingebornenarmee heute ein zuverlässigeres Werkzeug in den Händen der Engländer in Indien ist als vor fünfzig Jahren. Daher wird mit ihr unter allen Verhältnissen ernstlich zu rechnen sein, um so mehr, als sie ja die ansehnliche Stärke von 158343 Mann vorstellt. Diese sind in 140 Infanteriebataillonen, 40 Kavallerieregimentern, 10 Gebirgsbatterien, 1 Grenzschutz-Fußartilleriekompagnie, 26 Sappeur- und Mineurkompagnien, 5 Minenkompagnien und 1 Eisenbahnkompagnie untergebracht.

Demgegenüber erreicht das britische Heer nach dem Etat von 1908/09 nur einen Stand von 76155 Mann, die sich auf 52 Infanteriebataillone, 9 Kavallerieregimenter, 45 fahrende und 11 reitende Batterien und auf 36 Fußartilleriekompagnien*) verteilen.

*) Diese 36 Kompagnien setzen sich nach englischer Organisation aus 8 Kompagnien Gebirgsbatterien, 20 Küstenverteidigungskompagnien, 6 Kompagnien schwerer Batterien und 2 Kompagnien Belagerungstrain zusammen.

Infolge des russisch-englischen Vertrags war ein Teil der britisch-indischen Staatsmänner bemüht gewesen, die Militärlasten für Indien zu verringern. Aber Lord Kitchener ist diesen Absichten im Rat des Vizekönigs zu Kalkutta mit Entschiedenheit und mit Erfolg entgegengetreten. Der Vertrag, so legte er dar, habe wohl die Luft gereinigt; die Einflüsse, die das gute Einvernehmen zu stören trachteten, seien aber nicht aufgehoben, auch aus andern Richtungen seien Kräfte gegen Indien tätig; die Militärbehörde sei deshalb gezwungen, von ihrer Wachsamkeit und der Schlagfertigkeit des Heeres nicht das mindeste aufzugeben.

Reiseeindrücke aus der Ostmark

3

us den voraufgegangnen Ausführungen wird vielleicht auch der Leser den Eindruck gewonnen haben, wie sehr die Ostmark, insonderheit das Gebiet der Ansiedlungskommission, im Zeichen des Übergangs steht. Ich möchte hinzufügen, daß der Reisende, der die frühern Zustände gekannt und in den frühern Verhältnissen gelebt hat, sich eines gewissen wehmütigen Gefühls nicht erwehren kann, wenn er durch die alten Gehöfte fährt, wenn er sich manch eines braven Mannes erinnert, der dort hart gearbeitet und gegen die täglich schwieriger werdenden Verhältnisse mit außerordentlicher Hingabe gekämpft hat. Wieviel größer muß dieses Gefühl auf die konservativen Gutsbesitzerkreise wirken, die seit Menschenaltern dort auf ihrer Scholle saßen — Stützen des Staates —, häufig die einzigen Vertreter deutscher Kultur im weiten Umkreise. Solche Männer muß man gehört haben, um begreifen zu können, welche aufklärende Arbeit notwendig ist, ehe es gelingen kann, sie geschlossen auf die Seite der preußischen Ostmarkenpolitik zu bringen. In diesem Punkte aber hat die Regierung zu wenig getan. Gegenwärtig scheint sie deshalb auf dem besten Wege zu sein, vor der Idee, den Großgrundbesitz erhalten zu müssen, zu kapitulieren.

Maßgebend für eine solche Auffassung ist die neuerliche Gepflogenheit der Ansiedlungskommission, die Restgüter, das sind die Gehöfte mit den oft schloßartigen Gutshäusern und alten Parks, nicht mehr für Zwecke der Ansiedlungskommission zu verwenden, sondern aus ihnen „kreistagfähige" Güter zu machen. Für diese letzte Wendung der Siedlungspolitik sind verschiedne Gründe vorhanden, deren wichtigere ich hier vortragen möchte.

Zu Beginn der Siedlungstätigkeit war es üblich, die Gutshöfe ebenso zu zerlegen wie das Ackerland, ohne Rücksicht auf den Wert der Gebäude, Parks und sonstiger Anlagen. Durch dies Vorgehen wurden Kulturgüter zerstört, die kein Geldeswert ersetzen konnte. Die Ansiedler schlugen die alten Bäume

nieder, hier und da mußten wertvolle Gebäude abgetragen werden. Gegen dies Vorgehen stellten sich sehr bald entschiedne Widerstände in nationalen Kreisen ein. Die Ansiedlungskommission unter ihrem ersten Präsidenten von Wittenburg begriff ihren Fehler und ging nun eine Zeit lang mit bewundrungswürdiger Erfindergabe daran, jene schönsten Denkmäler einer untergehenden Epoche für den Dienst des Gemeinwohls zu erhalten. Hier wurden Parks zu Gemeindeanlagen, dort zu Arbeiterkolonien, an dritter Stelle zu Lehrzwecken eingerichtet. Gutshäuser verwandeln sich in Kirchen, Schulen, Krankenhäuser; kleinere von ihnen werden Gemeinde- und Gasthäuser. Die schönste und zugleich wertvollste Bestimmung aber fand von allen das Gehöft von Neu-Zedlitz im Kreise Witkowo. Ihm sollen später noch einige besondre Seiten gewidmet werden.

Alle an einer gesunden Entwicklung der Ostmark interessierten Kreise waren befriedigt. Da wurde es plötzlich offenbar, daß mit dem Verschwinden der großen Güter auch die dem Landrat meist gefügigen Gutsbesitzer aus den Kreistagen verschwanden; da aber gerade während der ersten Dekade der Tätigkeit der Ansiedlungsbehörde sehr viele Deutsche ausfielen, waren Kreistage mit einer freisinnig-polnischen Mehrheit entstanden. Die Lage für unsre Ostmarkenpolitik wurde dadurch sehr schwierig. Man vergegenwärtige sich: Landräte, Konservative und Freisinnige erklärten in einem bestimmten Augenblick, die Ansiedlungskommission polonisiere die Kreistage! Wie diese von der Regierung vorausgesehene, aus den Verhältnissen hervorgegangne ganz natürliche Erscheinung im politischen Kampf gegen die Ansiedlungskommission ausgenutzt wurde, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Genug, die Regierung sah sich unter dem Ansturm ihrer Kritiker genötigt, das Prinzip, möglichst zahlreiche deutsche Familien in die Ostmark zu ziehen, zu durchbrechen, um deutsche „kreistagfähige" Güter zu erhalten.

Auf diesen — wir wollen hier gleich bemerken, gefährlichen — Weg stieß sie noch eine andre Erscheinung.

Mit dem Verschwinden der Gutsbesitzer verschwindet eine soziale Oberschicht, die zwar immer sehr dünn und auch recht ungleichartig war, aber doch gegenüber den andern sozialen Schichten eine merkliche und für die Allgemeinheit meist wohltuende Autorität ausübte. Neben dieser Schicht trat die ländliche Intelligenz, besonders in politischer Beziehung, in den Hintergrund. Pfarrer, Lehrer, Ärzte konnten nur Einfluß haben, wenn sie sich in erster Linie mit dem Großgrundbesitzer gut stellten. Das ist nun in den durch die Ansiedlungskommission besiedelten Gegenden mit einem Schlage anders geworden. Seit dem Abgange der Gutsbesitzer fühlen sich die Pastoren und Lehrer nicht nur als bevorzugte oberste Schicht, sondern auch als die leitenden Träger politischer Ideen. In manchen Orten übt dieser Eintritt neuer geistiger Elemente auch auf die Entwicklung der Dinge einen wohltuenden Einfluß aus. Wir haben stellenweise für eine Betätigung in der Ostmark ganz hervorragend

geeignete Pastoren und Lehrer. Das sind jene uneigennützigen, bescheidnen und unermüdlichen Männer, von denen man nirgends hört und sieht, weil sie nie und nirgends einen Anlaß zu Reibungen und Beschwerden geben. Sie betrachten sich wohl als Träger großer politischer Aufgaben, aber durchaus zutreffend nur als Organe eines höhern Willens, als Werkzeuge der verantwortlichen Beamten in der Provinz. Durch solche Forderung soll das politische Selbstbetätigungsrecht der politisch reifen Kreise durchaus nicht verkümmert werden. Denn es gibt auch in den in der Ostmark gebotnen Grenzen genug Spielraum für kritische und ehrgeizige Naturen. Hätten wir lauter solche Geistliche und Lehrer in der Ostmark, dann stünde manches besser, und manches könnte unterlassen werden. Aber neben ihnen gibt es eine große Zahl von Leuten, die ihre Aufgaben auf andern Gebieten suchen. Besonders unter den Dorflehrern macht sich eine gewisse Sucht zu glänzen, zu „repräsentieren" bemerkbar, die häufig genug nicht im Einklang mit den Einkünften des Einzelnen steht. Die Ansiedlungskommission hat dieser Neigung ungewollt neuen Boden gegeben, auf der einen Seite durch eine zu große Weitläufigkeit der Wohnhäuser und auf der andern durch zu knappe Zuteilung von Gartenland und Feld an die Lehrer. Meines Erachtens sollten die Dorflehrer so reich mit Land ausgestattet sein, daß sie daran je nach ihrem persönlichen Fleiß materiellen Nutzen haben können. Damit wäre die wichtigste Ursache für die Sucht zu glänzen, Überfluß an Zeit, beseitigt. Dann würden sich auch genügend Interessen einstellen, die den Dorflehrer mit den angesiedelten Bauern verbinden, und der könnte als Gemüse-, Obst-, Blumen- und Bienenzüchter den Bauern mit gutem Beispiel und als Erzieher der Jugend auf diesem Gebiet vorangehn. Die Lehrer könnten bei eingetretner Interessengemeinschaft mit den Bauern auch überall wertvolle Mitglieder der Genossenschaften werden. Das ist leider bisher nicht der Fall. Gerade unter den Lehrern, die anfänglich von den Behörden vielfach als politische Vertrauensmänner verwandt wurden, gibt es gegenwärtig zahlreiche nörgelnde Elemente, die der Ansiedlungspolitik direkt und indirekt Steine in den Weg rollen, wo sie nur immer können. Nicht ganz so unerfreulich sieht es unter der Landgeistlichkeit aus, sobald man sich daran erinnert, daß nicht das Gewöhnliche, Alltägliche von sich reden macht, sondern das Außergewöhnliche. Immerhin gibt es recht zahlreiche Ausnahmen, denen wir in der Ostmark nicht gern begegnen. In der Besetzung der Pfarren hat die Ansiedlungskommission wohl gegenüber dem Konsistorium nicht durchgehends die Rückenfestigkeit bewiesen, die wünschenswert gewesen wäre. Wie weit solches mit der Organisation der Behörden zusammenhängt, will ich hier nicht untersuchen. Zweifellos sind die Widerstände nicht derart unüberwindlich, daß die Regierung bei der Besetzung von Pfarren nicht so verfahren könnte, wie es den großen Zielen in der Ostmark dienlich wäre. Wir brauchen in der Ostmark keine Philosophen unter den Pastoren, wir brauchen nationalgesinnte Sozialpolitiker, die mit gesundem Menschenverstand die Bedürfnisse der Bevölkerung

zu erfassen verstehn. Wir brauchen Landpastoren im wahrsten Sinne des Worts, wie es die polnischen zum größten Teil sind. Streitbare aufgeklärte Männer gehören in die Ostmark. Statt dessen haben wir leider viel zu viel Geistliche, die sich inmitten der alten Gutsparke Gelehrtenheime aufschlagen, in denen sie vielleicht der Entwicklung der evangelischen Kirche manchen nützlichen Gedanken hinzufügen, in denen sie sich aber ihrer nächsten, wichtigern Aufgaben am eignen Amtsort entfremden. Der Pastor muß die aus allen Teilen des Reichs zusammenströmenden Ansiedler zu Gemeinden zusammenschmieden. Dieser Aufgaben und Gegensätze sollten sich alle Teile, die mit der Besetzung von Pfarren zu tun haben, immer bewußt bleiben.

Schließlich steht die Ansiedlungskommission noch unter dem Druck einer weitern Schwierigkeit: der Sorge um den Offiziersersatz. In der agrarischen Ostmark, wo, wie wir gezeigt haben, kein Industrie- und nur ein gering entwickelter Handelsstand vorhanden ist, bildeten von jeher die Großgrundbesitzer das hauptsächliche Reservoir für den Offiziersersatz des stehenden Heeres. Mit dem Wegfall der Großgrundbesitzer verschwindet das Reservoir, und die Armee bleibt auf die Beamtensöhne angewiesen. Nun sollen die Restgüter jenes Reservoir von neuem herstellen. Für mich ist diese Erscheinung nur ein neuer Beweis für die Notwendigkeit einer Verringerung des Offizierkorps und einer Zweiteilung des Unteroffizierkorps. Unsre gesamte wirtschaftliche Organisation und mit ihr im Zusammenhang die seit der Heeresreform von 1858 vor sich gegangne Verwischung und Verschiebung unsrer sozialen Schichten drängt dazu. Der Offiziersersatz kann sich längst nicht mehr nach den alten Prinzipien vollziehen, die uns die Siege von 1864, 1866, 1870/71 gebracht haben. Keine Teilreform kann diese Entwicklung aufhalten, wohl aber kann sie uns zur Stagnation und dadurch zur Katastrophe führen. In der obersten Heeresleitung wird sogar die Notwendigkeit einer Zweiteilung des Offizierkorps längst dadurch anerkannt, daß jedes Jahr zahlreiche Vorpatentierungen von solchen Offizieren stattfinden, die geeignet erscheinen, einmal als Truppenführer verwandt zu werden. Wir müssen zu dem bis in die siebziger Jahre hinein geltenden Prinzip zurückkehren, daß der Unteroffizier in der Kaserne, der Offizier im Gelände und auf dem Schießstande die Ausbildung des Mannes leitet. Alsdann brauchten wir nicht soviel Offiziere und würden die genügende Anzahl von tüchtigen Unteroffizieren bekommen.

Unter den angedeuteten Verhältnissen ist es nur verständlich, daß sich innerhalb der politischen Kreise in der Ostmark zwei scharfe Gegnerschaften um die „kreistagfähigen“ Restgüter gebildet haben. Für diesen Typus treten die Landräte, gegen ihn tritt die Mehrzahl der Beamten der Ansiedlungskommission auf. Ich bekenne mich in diesem Punkte als Parteigänger der Ansiedlungskommission.

Die wichtigsten Gründe für diesen Standpunkt liegen auf nationalem und wirtschaftlichem Gebiet. Ein Restgut von 1000 Morgen kann 20 bis 30 und

mehr deutsche Bauernfamilien, die zusammen mindestens 120 bis 180 Köpfe zählen, aufnehmen und demgemäß gefestigter deutscher Besitz bleiben. Auf einem Restgut kann aber nur ein kreistagfähiger Gutsbesitzer existieren, dessen politische Gesinnung sehr bald anders werden kann, als es der Regierung zusagt, dessen Söhne, wenn er solche hat, aus gesundheitlichen und gesellschaftlichen Gründen durchaus nicht Soldat und Offizier zu werden brauchen. Statt dessen gebraucht ein in guter Kultur stehendes Gut von 1000 Morgen sicher während der sieben Sommermonate mindestens hundert Landarbeiter neben mindestens 6 bis 8 ständigen Arbeiterfamilien nebst deren Kostgängern. Wo Rüben angebaut werden, steigt die Zahl der Arbeiter wesentlich. In Posen sind diese Arbeitskräfte selbst auf den Gütern der Ansiedlungskommission wie auch auf den königlichen Domänen durchgehends Polen. Mit diesen Polen muß im Interesse der Wirtschaft polnisch gesprochen werden. Ein in dieser Richtung durch die Ansiedlungskommission erlassenes Verbot ist undurchführbar. Das polnische Idiom bleibt somit in einem Landesteil, aus dem es unter Aufwendung der größten Opfer verdrängt werden soll. Die auf dem kreistagfähigen Restgut beschäftigten polnischen Arbeiter werden ihre Einkäufe in der Stadt wohl ausschließlich bei polnischen Kaufleuten besorgen und somit den wirtschaftlichen Kampf in der Stadt zugunsten der Polen beeinflussen. Die „kreistagfähigen" Restgüter schaffen oder erhalten somit bestimmt Vorteile für die Polen, wogegen der von ihnen erwartete Nutzen nicht durchaus einzutreffen braucht. Den Verehrern der Restgüteridee möchte ich noch eine andre Frage vorlegen: Glauben Sie, daß sich die Landarbeiterfrage immer von Polen und Galizien aus regeln lassen wird? Bei der sich in Rußland anbahnenden Stimmung erscheint es heute nicht mehr ausgeschlossen, daß Rußland die Ansiedlung polnischer Bauern in seinen neun Westgouvernements gestattet. Dann aber müssen wir damit rechnen, daß das Angebot von polnischen Arbeitskräften um mindestens 150000 Menschen zurückgeht. (Vgl. „Die Zukunft Polens", Bd. I, S. 125, 147, 225 bis 239 und 244.*) Was dann? Dann stehn wir mit unsern landwirtschaftlichen Großbetrieben wieder auf dem Stande von 1886, und die Regierung und das Land würden genötigt sein, alles das an politischer Unruhe zweimal durchzumachen, was mit einemmal hätte erledigt werden können.

Nun darf die prinzipielle Gegnerschaft gegen den Verkauf von Land zu Großbetrieben nicht zu einer Verneinung des von den Landräten vertretnen politischen Bedürfnisses führen. Das Bedürfnis nach deutschen Kreistagen ist so dringend, daß seine Nichtbefriedigung dazu führen könnte, das deutsche Kulturwerk in der Ostmark zu gefährden. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die kritische Zusammensetzung der Kreistage ausschließlich ein Erzeugnis aus Übergangsverhältnissen ist. Es kommt somit nicht darauf an, sich heute

*) Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig, 1908.

schon mit einer Maßregel für lange Zeit festzulegen, sondern ausschließlich darauf, einen Übergang zu finden ohne Preisgabe wesentlicher Interessen. Als eine Preisgabe wesentlicher Interessen muß aber der Verkauf von teuer erworbnem Boden der Ansiedlungskommission an Großgrundbesitzer betrachtet werden.

Gibt es nun gar keinen Ausweg aus dem Dilemma? Zunächst sollte die Ansiedlungskommission, wo solches irgendwie möglich ist, aufhören, ganze deutsche Güter zu kaufen. Dagegen sollte sie danach trachten, große deutsche Güter bis zur zulässigen Grenze zu verkleinern. Auf dem erworbnen Boden sollen durcheinander Bauern mit verschieden großen Mitteln und Arbeiter angesiedelt werden, vor allen Dingen Bauern, da die Regelung der Arbeiterfrage Zeit hat, nicht aber die Ansetzung von Bauern. Die Ansiedlungskommission sollte hierbei mit den kleinsten Landzipfeln zufrieden sein, die ihr die Besitzer überlassen wollen. Nur muß es möglich sein, 3 bis 4 deutsche Familien zusammen zu setzen. Bei solchen Teilkäufen wird dann die Ansiedlungskommission auch den Weg finden, die von ihr als notwendig anerkannten Meliorationen durchzuführen. Ich bin mir bewußt, daß mein Vorschlag hauptsächlich wegen der im Osten vorhandnen psychologischen Verhältnisse unannehmbar erscheint. Darum möchte ich auf die wiederholt geforderte aufklärende Propaganda und auf das von der deutschen Mittelstandskasse betriebne Entschuldungsverfahren hinweisen, als auf die wirksamsten Mittel, deutsche Besitzer im eignen Interesse zur Verkleinerung ihrer Güter zu veranlassen. Sollten sich meinen Vorschlägen wirklich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen, was ich nicht glaube, dann könnte auf zweierlei Art geholfen werden. Das idealste wäre meines Erachtens die Einfügung einer durch die Neuordnung der Verhältnisse bedingten Zusatzbestimmung zur Kreistagordnung. Diese Bestimmung hätte dahin zu zielen, daß die von der Ansiedlungskommission erworbnen Güter solange „kreistagfähig" bleiben dürfen, so lange die Ansiedlungskommission Besitzerin des Restgutes ist ohne Rücksicht auf dessen Größe. Eine solche Bestimmung würde abgesehen von dem politischen Zweck auch den Vorteil haben, daß die Verwendung der Restgüter mehr unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse stattfände, und daß später der Ansiedlungskommission ein größerer Spielraum bei der Verwendung gelassen werden könnte. Sollten es die Parteiverhältnisse in Preußen nicht möglich machen, eine entsprechende Klausel in das Gesetz hineinzubringen, dann müßte die Ansiedlungskommission die Möglichkeit haben, die Restgüter in kreistagfähiger Größe so lange zu erhalten, bis es die politischen Verhältnisse ebenso wie die auf dem Arbeitsmarkt erlauben, das Restgut an Großgrundbesitzer zu verkaufen oder anderweitig zu verwenden. In der Zwischenzeit könnte das Restgut entweder für Rechnung der Ansiedlungskommission oder von Pächtern verwaltet werden. Solche Pächter könnten tüchtige Verwalter der Ansiedlungskommission sein. Freilich werden dadurch die polnischen Arbeiter nicht sofort überflüssig. Denn die einmal vorhandnen

Wirtschaftsbedingungen lassen sich nicht innerhalb vierundzwanzig Stunden ändern. Aber das ist auch kein großes Unglück. Das Unglück tritt erst ein, wenn sich die Ansiedlungskommission aller Rechte am Boden und damit aller Einwirkung auf den neuen Bewirtschafter begeben hat. Der Pächter kann nach einer bestimmten Reihe von Jahren gezwungen werden, deutsche Arbeitskräfte bei sich zu verwenden, wenn sich diese erst aus dem Überschuß der angesiedelten deutschen Bevölkerung gebildet haben werden. Der Besitzer braucht dagegen nur kaufmännische Rücksichten gelten zu lassen. Schließlich darf die Möglichkeit nicht außer acht gelassen werden, daß dank den Fortschritten des Ansiedlungswerks eine Neuausgabe der Kreisordnung für Posen und Westpreußen in absehbarer Zeit doch zur Notwendigkeit wird. Die Ostmark befindet sich, das kann nicht oft genug unterstrichen werden, in einem Übergangsstadium. In einer solchen Phase laufen aber häufig genug die richtigen Wege scheinbar direkt vom erstrebten Ziele weg. Für uns lautet einstweilen die Frage, ob man die polnischen Arbeiter noch bewußt für gewisse Zeit in Kauf nehmen soll **mit** der heutigen Kreisordnung, oder ob man die Kreisordnung aufgibt zugunsten nationaler Grundsätze.*) Das Grundprinzip aber muß bleiben: wenn die Ansiedlungskommission einmal von ihr erworbnes Land wieder aus der Hand gibt, dann nur unter der Bedingung, daß auf diesem Lande ausschließlich deutsche Hände Arbeit finden.

Zuckmantel, Anfang Juli 1908 G. Cleinow

Die Japaner im Lichte der neuern Forschung

Von R. Stübe

3

Zu den schwierigsten Problemen, die Japan der Forschung stellt, gehört die Religion und ihre Stellung im Leben des Volkes. Nicht nur religionsgeschichtlich sind hier die Dinge ungewöhnlich schwierig, recht weit gehn auch noch die Ansichten über die religiöse Anlage der Japaner auseinander. Es gehört schon eine sehr tiefe Kenntnis der Volksseele dazu, um über die religiöse Anlage eines Volkes urteilen zu können. Es ist sicher falsch, die religiöse Anlage des Japaners

*) Die Arbeiterfrage soll nun so gelöst werden, daß die Ansiedlungskommission Landarbeiterstellen anlegt. Was ich davon gesehen habe, hat mir nicht gefallen, wenn es auch äußerlich schön anzusehen war. Ich konnte mich in allen diesen Anlagen nicht des Eindrucks erwehren, als werde da künstlich ein Proletariat geschaffen, das die ihm zugedachte Aufgabe nicht erfüllen kann und eben deshalb notwendigerweise die Unzufriedenheit ins Land tragen muß.

nach den Aussagen von Japanern selbst zu beurteilen, die sich vielfach als religionslos bezeichnen. Es fehlt aber nicht an Urteilen, die auf eindringendem Verständnis des japanischen Wesens ruhen und sich durch volle Unbefangenheit auszeichnen. „Den Japanern fehlt nicht der Zug zur Religion, obgleich das Volk vom praktischen Materialismus des Erwerbs und vom theoretischen Materialismus der Gelehrten beherrscht ist.“ So sagt der Missionar Schiller in der in Tokio erscheinenden Zeitschrift „Wahrheit“. Besonders zutreffend ist Munzingers auf langjähriger Erfahrung begründetes Urteil: „Der Japaner ist gewiß religiös, so gewiß als die Religion in dem Geistesleben eines jeden Volkes einen Bestandteil und zwar einen Hauptbestandteil bildet; aber für die Geisteshöhen und —tiefen der Religion ist er weit weniger empfänglich als der Arier.“ Zu den Völkern von hervorragender religiöser — und philosophischer — Anlage gehören die Japaner ebensowenig wie die Chinesen. Es fehlt ihnen das Gefühl für die Hintergründe des Daseins, sie sind dem metaphysischen Denken durchaus abgeneigt, und vollends ist für alles Mystische, ohne das kein höchstes religiöses Bewußtsein leben kann, im mongolischen Geiste kein Raum. Die religiöse Toleranz, wie sie Tschinghiz-chan und seine Nachfolger übten, wie sie meist auch von der chinesischen und der japanischen Regierung geübt wurde, beruht zum großen Teil auf Indifferenz oder auf praktischen Zwecken. Verfolgung der Christen in Ostasien hat immer außerreligiöse Ursachen gehabt. Dem oben angeführten Urteile Munzingers hat der beste Kenner des religiösen Lebens in Japan, der Pfarrer der deutsch-evangelischen Gemeinde in Tokio, D. Hans Haas, ausdrücklich zugestimmt. In seinem soeben erschienenen Buche „Japans Zukunftsreligion“ (Berlin, 1907) hat er die wertvollsten Aufschlüsse über die Bewegungen und Spannungen gegeben, die das geistige und religiöse Leben des modernen Japan erfüllen und vielfach an das Christentum in Japan anknüpfen. Schon der Widerstand der alten japanischen Religionsgebilde, so wenig sie länger in die moderne Zeit passen, zeigt doch, daß sich die nationale Religion noch lebenskräftig fühlt und nicht ohne Kampf das Feld räumen will. Vor allem bildet der Buddhismus in Japan eine wirkliche Macht, und seine Vertreter behaupten seine Überlegenheit über das Christentum, wie die dort mitgeteilte, recht interessante Kritik des Christentums von dem Japaner Arai Hakuseki aus dem Jahre 1715 zeigt. Was er sagt, entspricht nach Astons Urteil genau der Stellung des gebildeten Japaners der Gegenwart. Die tiefsten Einblicke in das geistige Wesen des Japaners hat jedoch Lefcadio Hearn gewonnen, gewiß der feinsinnigste Kenner der japanischen Volksseele und vielleicht der kenntnisreichste Schilderer des Volkslebens. In seinem Buche Japan, an attempt at interpretation (London, 1904) hat er in sehr feinen Bemerkungen dargelegt, daß die eigentliche Religion des Japaners in der Ahnenverehrung liegt, deren erweiterte Gestalt die nationale und staatliche Gesinnung ist. Das Geschlecht, der Stamm und endlich der Staat werden darin zu Objekten des religiösen Bewußtseins und damit zu den wirksamsten

Werten des Daseins. Darin liegt das Wesen des „Shintoismus“. Die Ahnenverehrung ist hier in der Tat die einzige dauernde Grundlage aller gesellschaftlichen Einheit und Sicherheit von der Familie an aufsteigend bis zum nationalen Einheitsstaat. Es ist deshalb begreiflich, daß seit der Erneuerung der Monarchie (1868) national-religiöse Restaurationsversuche unternommen wurden, die den reinen Shintoismus herzustellen unternahmen. In der Vergötterung des Kaisers gipfelte dieser inzwischen schon aufgegebne Versuch.

Auch in der Religionsgeschichte Japans besteht noch vielfach mancherlei Unklarheit. Die Bearbeitungen in den verbreiteten Darstellungen der allgemeinen Religionsgeschichte sind sehr fehlerhaft und ergeben ein falsches Bild. Neben W. E. Griffs (The religions of Japan, 2. Aufl., Newyork, 1895), E. M. Satow (in Murrays Handbook for Travellors in Japan, 2. Aufl.) und W. G. Aston hat sich ein deutscher Gelehrter, Karl Florenz, durch die Erschließung der altjapanischen Annalenwerke die größten Verdienste auch um die Religionsgeschichte erworben. Nur einige häufig vernommne Begriffe der japanischen Religionsgeschichte mögen hier erläutert werden.

Bekannt ist die Bezeichnung „Shintoismus“ für die japanische Volksreligion, deren Wesen in der Ahnenverehrung besteht. Das Wort Shin-to selbst ist die wörtliche chinesische Übersetzung der einheimischen Bezeichnung und bedeutet „Weg der Götter“, wobei „Weg“ nach chinesischem Sprachgebrauch für „Lehre“ steht. Die Annahme, daß diese Religion Menschenopfer gekannt habe, ist nicht erwiesen. Möglich ist, daß in der ältesten Zeit mit Vornehmen auch ihre Diener begraben wurden. Jedenfalls ist diese Sitte in Korea erst 503 n. Chr. durch ein königliches Edikt aufgehoben worden. Was die Kultur anlangt, ist Korea in vielem das Vorbild Japans gewesen.

Neben die heimische Religion ist durch den alten Zusammenhang mit Korea der Buddhismus getreten. Im Jahre 552 wurden buddhistische Bücher und Bilder, wahrscheinlich chinesische Texte und Malereien, aus Korea an den japanischen Kaiser geschickt. Aber trotz der kaiserlichen Begünstigung ist der Buddhismus nur unter sehr starkem Widerstreben des Volkes durchgedrungen, erst im achten Jahrhundert sind ihm die Massen zugefallen. Dabei blieb die nationale Religion durchaus bestehn; der Buddhismus nahm sie in sich auf und wurde von ihr vielfach beeinflußt. Eine Blütezeit scheint der Buddhismus im zwölften und im dreizehnten Jahrhundert erlebt zu haben; 1252 wurde die berühmte große Buddhastatue in Kamakura errichtet.

Erst seit der Einführung des Buddhismus beginnt auch die chinesische Ethik, wie sie durch Konfuzius ihre klassische Gestalt erhalten hat, in Japan einzudringen. Im Mittelalter freilich scheint die konfuzianische Philosophie wenig hervorgetreten zu sein. Seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wird sie wirksam und beherrscht für die Zeit der Toku-gawa (1693 bis 1868) fast ausschließlich das Denken der Gebildeten. Erst mit dem Ende des mittelalterlichen Japan, mit dem Untergang der Feudalstaaten, verliert sie ihre

Grundlage im realen Leben, obwohl sie in den moralischen Anschauungen noch mannigfach fortwirkt.

Im Zusammenhange mit der konfuzianischen Ethik ist auch die chinesische Philosophie nach Japan gelangt, in Anlehnung an das chinesische Denken, das seinerseits wiederum von der indischen Philosophie befruchtet ist, hat sich die Philosophie in Japan entwickelt. Ihre Vorbilder waren die chinesischen Philosophen Chu-tsi (1130 bis 1200) und Wang Yang ming (1472 bis 1528). Mit dem buddhistischen Priester und spätern Konfuzianer Yamazaki Anzai (1618 bis 1682) tritt wohl der erste Japaner, der ein eigenartiger Denker war, in die Geschichte der Philosophie ein. Auch sonst fehlt es im siebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert nicht an japanischen Philosophen, denen eine gewisse Selbständigkeit des Denkens nicht abzusprechen ist; der bedeutendste von ihnen ist wohl Chusai (1794 bis 1837). Bekanntlich betreiben die modernen Japaner eifrig das Studium der deutschen Philosophie; zumal das Kantstudium hat eine Pflegestätte in einer japanischen Kantgesellschaft gefunden. Immerhin ist die spekulative Begabung der Japaner gering; sie sind hier wie überall sorgsame Arbeiter, die nach der erlernten Methode produzieren. Die Schriften von Kato Hiroyuki zum Beispiel, dem ehemaligen Rektor der Universität Tokio, sind oberflächliche und mittelmäßige Leistungen, die aus populären und oft minderwertigen deutschen und englischen Büchern kompiliert sind. Im wesentlichen neigt der japanische Geist zum Empirismus. Auch die Stellung der gebildeten Japaner, namentlich der politischen leitenden Persönlichkeiten, scheint vielfach durch den Wert der Religion als eines Mittels zum Zweck der moralischen Volksdisziplin geleitet zu sein. Daß die alten Religionsformen entartet und vielfach zersetzt sind, bezeugen die Japaner oft selbst. Seltsam ist, mit wie rein intellektualistischen Mitteln sie vielfach eine Reform erreichen zu können meinen. So erklärt ein japanischer Religionsphilosoph, daß eine geistige Hebung der Priesterschaft dem Buddhismus zu neuem Leben verhelfen werde. Zumal die pädagogischen Kreise sind rein intellektualistisch gerichtet. Die japanische Regierung untersagt in der Staatsschule jeden Religionsunterricht, an dessen Stelle eine allgemeine moralische Unterweisung tritt. Die gegenwärtigen religiösen Verhältnisse zeigen zwar noch einen bei den Gebildeten vorherrschenden Skeptizismus gegenüber den positiven Formen der Religion; aber die prinzipiell antireligiöse Strömung geht zurück. Vorläufig bestehn in Japan noch die größten Gegensätze. Im ersten Teile seines Buches „Japans Zukunftsreligion" hat Hans Haas diese Verhältnisse vortrefflich geschildert. Das kleine, aber gehaltvolle Buch verdient die weiteste Beachtung und möge dem Leser das hier Angedeutete ergänzen. Die Wandlung, die sich im religiösen Bewußtsein der Japaner in der letzten Zeit vollzogen hat, kann durch nichts besser veranschaulicht werden als durch den Wandel, der in der Überzeugung einer hervorragenden Persönlichkeit, des bekannten Staatsmannes Marquis Ito, eingetreten ist. Wir entnehmen beide Äußerungen dem genannten

Buche von Haas. Vor Jahren äußerte Ito — und damit befand er sich nach Munzingers Urteil in voller Übereinstimmung mit allen gebildeten Japanern — folgendes: „Ich betrachte die Religion als ganz unnötig für das Leben eines Volkes. Wissenschaft steht hoch über dem Aberglauben, und was ist jede Religion, sei es Buddhismus, sei es Christentum, anders als Aberglaube und deshalb eine Quelle der Schwäche für ein Volk? Ich beklage die Tendenz zum Freidenkertum und Atheismus, die in Japan fast allgemein herrscht, durchaus nicht, denn ich erblicke darin keine Gefahr für die Nation." Inzwischen hat Japan die Gefahr einer religionslosen Volkserziehung gelegentlich erkannt; trotz alles Skeptizismus gilt für Japan, was Plinius von der ebenso skeptischen römischen Kaiserzeit sagt: Assidua de deo quaestio est — „Die Frage nach dem Wesen des Göttlichen kommt nicht zur Ruhe." In den extremsten Ausführungen bekundet sich neuerdings in Japan nicht selten das Geheimnis der religiösen Anlage im Menschen. Marquis Ito hat mit vielen seines Volkes seine Überzeugung gewandelt, wenn er kürzlich geäußert hat: „Die einzige wahre Zivilisation ist die, die auf christlichen Prinzipien ruht; und da nun einmal Japan auf diesen Prinzipien allein eine zivilisierte Nation bleiben kann, so werden die Hauptfaktoren in der Entwicklung Japans in Zukunft die Männer sein, die eine christliche Erziehung empfangen." Gewiß geht dieses Urteil in nichts von religiösem Verständnis aus, sondern ist durch politisch-kulturelle Motive bestimmt. Aber es enthüllt doch eine neue Würdigung der religiösen Kräfte als einer im Volksleben wirksamen Macht. Auch darauf hat schon ein Japaner nachdrücklich hingewiesen, daß europäische Staatsmänner wie Bismarck und andre in ihrem religiösen Glauben den festen Halt für ihr Handeln hatten. „Bieten Männer, fragt er, die kein Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit vor Gott haben, wirklich hinreichende Garantien, um mit der Vertretung der wichtigsten Interessen ihres Landes betraut zu werden?" In solchen Äußerungen scheint sich eine neue Gestaltung des japanischen Geisteslebens vorzubereiten.

4

Noch eine Seite aus Reins Buch würde zu mancherlei Mitteilungen von allgemeinem Interesse Anlaß geben, wenn hier dazu Raum wäre. Rein hat seinem Werke einen Abriß der japanischen Geschichte eingefügt. Hier freilich sind die Dinge von Grund aus neu zu gestalten. Die Darstellung der ältern Zeit beschränkt sich auf eine Aufzählung der kriegerischen Ereignisse und der Regentenhäuser; die wirtschaftliche, rechtliche und geistige Entwicklung tritt zurück. Es ist nicht möglich, die wirkliche Geschichte Japans im Schema und mit dem Material der japanischen Überlieferung zu erkennen. Die Mythologie umhüllt die Anfänge, die historische Legende hat sehr erfinderisch gewaltet, und die Japaner haben sich mit ihr eine Reihe von Taten zugeschrieben, an denen kaum ein wahres Wort ist. Für die Urzeit müssen die archäologischen Funde nähere Auskunft geben. Aus der schriftlosen Zeit werden wir kaum historische

Ereignisse kennen; man kann nicht — wie es Rein tut — mit dem alten Kaiser Jimmu-Tenno die Geschichte beginnen lassen. Ebenso ist die berühmte Eroberung Koreas durch die Kaiserin Jingo ganz ins Reich der Sage zu verweisen. Schriftliche Überlieferung besitzt Japan erst seit dem Beginn des fünften Jahrhunderts n. Chr., als die Schreibkunst aus Korea gebracht wurde. Bessere Einblicke haben wir durch K. Florenz in die gesellschaftliche und rechtliche Gestaltung des alten Japan gewonnen; auch die Bedeutung der großen politischen Umwälzungen und Reformen, die schon das alte Japan erlebt hat, erforderte eindringende Beachtung. Natürlich liefern auch die japanischen Annalenwerke Kojiki (712 n. Chr.) und Nihongi (720) wertvolles Material für die Erkenntnis der ältern Kultur. Aber die historische Tradition bedarf immer der Prüfung an der Hand koreanischer und chinesischer Berichte. Mit seiner ausgezeichneten „Geschichte von Japan" hat Nachod den Weg betreten, der allein zum Ziele führt.

Der erste Europäer, der den Namen Japan vernahm, war bekanntlich der Venezianer Marco Polo, der um 1270 am Hofe des Mongolen Chan Kubilai zu Peking weilte. Was er von Japan zu berichten weiß, sind vielfach dieselben Fabeleien, die die Chinesen den arabischen Kaufleuten in Canton aufgebunden haben. Aber er hat die historische Tatsache überliefert, daß Kubilai, wahrscheinlich durch das Gerücht von dem Goldreichtum Japans gelockt, durch mehrere Expeditionen das Land zu unterwerfen suchte. Er soll auch eine große Flotte ausgesandt haben, die wahrscheinlich durch Stürme in dem gefährlichen Gelben Meere zugrunde ging. Mit der wilden, kriegerischen Art der Japaner scheinen die Mongolen bekannt geworden zu sein. Die historische Forschung kann die ältesten Berichte über Japan niemals ohne kritische Sichtung hinnehmen, sie geben vielfach rein Sagenhaftes wieder. Das wurde erst anders, als die Europäer selbst Japan erreichten. Es waren die Portugiesen, die nach der Eroberung Malakkas durch den gewaltigen Affonso d'Albuquerque (1511) bei Canton an der südchinesischen Küste landeten (1517). Etwas später — seit 1523 — wagten sie sich nordwärts nach Ning-po, das längst lebhaften Verkehr mit Japan hatte. Hier hat sich wohl der „erfindungsreiche Odysseus" aus dem edeln Stamme der Lusiaden aufgehalten, der als erster Europäer nach Japan gelangt sein will: Fernao Mendez Pinto. Wir wissen durch einen Brief dieses Abenteurers, daß 1542 in Siam drei portugiesische Matrosen desertiert sind, die auf eine chinesische Dschunke flüchteten und durch einen Sturm nach Japan verschlagen wurden. Pinto behauptet, selbst einer jener drei gewesen zu sein. Das ist sicher nicht wahr, wenig später aber ist er tatsächlich dort gewesen. Sein merkwürdiges Buch, das er nach seiner Rückkehr nach Portugal abfaßte, und das lange nach seinem Tode in Lissabon erschien (1614), ist von Richthofen als „ein Meer von Lügen" bezeichnet worden. Es läßt sich nicht leugnen, daß Pinto eine sehr zweifelhafte Größe ist. Rein steht ihm mit zuviel Vertrauen gegenüber. Trotzdem bietet es Berichte, so die

Mitteilungen über Japan, in denen Interessantes und Richtiges vorliegt. Jedenfalls bietet das Buch ein ungemein lebendiges Zeit- und Sittenbild aus der großen Zeit der portugiesischen Kolonisation. Ein Urteil über den Bericht Pintos ist erst möglich geworden, seitdem Ch. Ayres in seinem vortrefflichen Buche „Fernao Mendez Pinto" (Lissabon, 1904) das ganze authentische Material vorgelegt hat, vor allem die in Lissabon erhaltnen Briefe der Jesuiten aus den Jahren 1644 bis 1669 nebst allen Schreiben von Pinto selbst.

Fruchtbar und für die wissenschaftliche Erkenntnis von dauerndem Wert war ein Ereignis, das ebenfalls mit der portugiesischen Kolonisation zusammenhängt; von Goa aus ging der begeisterte Missionar Franziskus Xaverius 1549 nach Japan, wo er sieben Jahre wirkte. In seinen Briefen haben wir wertvolle Quellen, wie überhaupt die Berichte spanischer und portugiesischer Missionare ausgezeichnete Quellen über das mittelalterliche Japan sind. Durch Xaverius sind auch die ersten Japaner nach Europa gelangt. Anscheinend war es ein flüchtig gewordner Adlicher, namens Anjiro, nebst zwei Begleitern. Sie sind in Goa getauft worden und starben in Sevilla und in Rom.

Durch die Berührung mit europäischen Seefahrern wurde der Verkehr im Osten Asiens gesteigert. Die japanische Regierung unterstützte zunächst die Handelsschiffahrt. Es ist ein Irrtum, wenn vielfach behauptet wird, Japan habe sich abweisend verhalten. Noch der Shogun Jeyasu hat um 1615 die sogenannten „roten Stempel" verliehen, mit denen das Recht zu überseeischen Fahrten gewährt war. Wir erfahren, daß 1619 ein japanisches Schiff in Acapulco lag. Im Jahre 1609 erhielten die Holländer einen Handelspaß, und 1613 beginnt der Handel Englands mit Japan. Nach 1636 wird fremden Schiffen der Verkehr in Hirado und Nagasaki freigelassen. Das war freilich schon eine Beschränkung.

Die Portugiesen hatten sich in Japan ebenso wie in China Übergriffe zuschulden kommen lassen, die das berechtigte Mißtrauen der Regierung erregten. Mit der Vertreibung der Portugiesen (1639) und der Hinrichtung des portugiesischen Gesandten (1640) erfolgte die Abschließung nach außen. Es war dies zugleich der Untergang der Anfänge des Christentums in Japan, das blutig ausgerottet wurde. Nur die Holländer behaupteten durch kluges und vorsichtiges Verhalten eine Station auf der kleinen Insel Desima im Hafen von Nagasaki, wodurch sie immerhin einen wertvollen Vorzug genossen. Die Beziehungen zu den Holländern gestalteten sich durchaus freundlich. Erst mit dem Werke Engelbert Kämpfers aus Lemgo, der um 1690 von Siam aus als Arzt mit einer holländischen Gesandtschaft nach Japan kam, erhielt Europa wieder (1712) auf eigner Anschauung beruhende Kunde vom Lande und Volke Japans. Als Arzt hatte Kämpfer freundschaftlichen Verkehr mit gebildeten Japanern. Das achtzehnte Jahrhundert bringt wertvolle Nachrichten durch die Ausdehnung der Russen nach dem Stillen Ozean. Vor allem brachten der Schwede K. P. Thunberg (1770 bis 1779 in Japan) und der Finnländer

Laxman (1792) wertvolle Erkenntnisse über Klima und Pflanzenleben Japans; durch Laxman wurde die Insel Jeso in ihrem landschaftlichen Charakter bekannt. Am spätesten, aber mit dem größten und glänzendsten Werke der alten Japanliteratur sind die Deutschen auf dem Schauplatz erschienen, mit P. F. von Siebolds „Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan und dessen Neben- und Schutzländern“. Er landete 1823 in Nagasaki. Ihm ist das seltne Geschick zuteil geworden, in Japan noch das volle Mittelalter des Feudalstaates und des Ritterstandes kennen zu lernen und zugleich die nach 1860 beginnende Umwandlung in den modernen Staat zu verfolgen. Auch Siebolds Werk ist heute in vielem veraltet, namentlich in seinem historischen Teil. Aber für die Kenntnis des mittelalterlichen Japan haben diese europäischen Berichte noch heute den Wert hervorragender Quellen. Für die Kenntnis des modernen Japan freilich muß man sich an die neuesten Arbeiten wenden, von denen manche hier genannt worden sind.

Die moderne Ballade

In diesem Aufsatz über die moderne Ballade möchte ich auf das Wesen dieser poetischen Form, über das schon so viel gestritten worden ist, nicht eingehen, dagegen kurz ausführen, daß meines Erachtens Balladenkunst in jedem Falle Stilkunst ist. Der Stil der Ballade ist zunächst durch die Tradition gegeben, er geht zurück auf das Volkslied; er ist nicht allein in den äußern poetischen Formen zu suchen, sondern in der Sprache selbst und weiter nicht nur in der prägnanten, gedrungnen, suggestiv und unmittelbar wirkenden Fassung der Vorstellungen, sondern in dem mystisch-realistischen Wesen der Vorstellungen schon selbst. Die Ballade geht in fernster Entwicklung zurück auf den Mythus, auf die Naturanschauung der Germanen; sie ist in diesem Sinne Weltanschauungsgedicht, instinktiv gewonnene Naturpoesie, die Kunst des germanischen Menschen. In dieser Form und in diesem Charakter wurde sie uns noch von Bürger, Goethe, Heine, Mörike, der Droste, Kopisch gegeben. Brentano und Achim von Arnim kommen diesem Wesen sehr nahe, doch sie sind, an sich bedeutend und gewiß genial, schon zu legendär und romantisch persönlich, nicht mehr typisch balladesk genug. Weiter ist die Ballade Heldenballade, sie ist auch als solche durchaus Stilkunst. Hier erkennt man deutlich verschiedne Volksstile, die von der Kunstballade weiter fortgebildet worden sind: den deutschen Stil der lichten liedhaften Ballade oder Romanze, die sich aus dem Volksliede des Mittelalters herausgebildet hat und Sagen und Historien, auch Vorgänge des Lebens und menschliche Schicksale besingt. Ihre Meister sind die schwäbischen

Dichter: Uhland, Kerner, Schwab an der Spitze, auch Simrock, Geibel u. a. sind zu nennen. Weiter stehn uns deutlich erkennbar in Stil und Struktur gleichsam vor Augen: die Schottenballade, die dänische und nordische Heldenballade, die Dithmarschenballade. Als ihre Meister können gelten: wiederum Uhland, ferner Strachwitz, Fontane und Liliencron. Endlich ist die Ballade jedem persönlichen Stile geöffnet. Als solche wird sie Kunstballade im besondern Sinne. Ihre Meister sind Schiller und Konrad Ferdinand Meyer. Auch Freiligrath wäre hier zu nennen; ferner Hebbel und Keller, in deren Balladen sich in eigenartigster Weise Volksstil und persönliche Art mischen.

Mit Ausnahme Liliencrons und vielleicht der jungen Dichterin Agnes Miegel reicht keiner der modernen Balladendichter an die ältern Meister heran. Kein moderner Dichter hat es vermocht, der Ballade neue Wege zu weisen, eine originale persönliche Balladenkunst zu schaffen oder die alte Tradition durch eine ursprüngliche und geniale dichterische Kraft zu erneuern, sodaß der herrliche Typus der Bürgerschen und Goetheschen Ballade in neuen lebendigen Gebilden erschien. Ich vermisse gerade eine vollwertige Neubelebung der ältesten und echtesten Ballade, der Naturballade, durch die moderne Kunst. Züge davon findet man nur dann und wann in modernen Gedichten. Ich vermisse ferner eine Entwicklung der Ballade auf einem Gebiete, auf dem sie vielleicht ganz Neues leisten könnte, auf dem sozialen Gebiete. Auch hier nur Ansätze: soziale Vorgänge in sauberer Darstellung und epischer Behandlung — keine Balladen.

Und trotzdem rührt es sich überall und ist emsig am Werke, seit Jahren redet man von der modernen Ballade. Und in der Tat: es gibt begabte Balladendichter unter den Modernen, in diesem Sinne kann man von einer modernen Ballade sprechen. Aber diese Dichter sind nur die Schüler genialer Meister, sie haben gewisse Typen der Ballade, von denen ich schon sprach, weiter fortgebildet, insbesondre den Typus der nordischen Heldenballade, den der Fischerballade, der melodischen Ritterromanze (nach romanischen Motiven und Stilarten) usw. Ich finde viele geistvolle Züge, viele poetische und psychologische Feinheiten in diesen Balladen; aber ich vermisse die große hinreißende Kraft, Wucht, Spannung und Einfachheit in Motiv und Wort, in Sinn und Bild. Der Stil der nordischen Ballade ist hier und dort trotz aller Schönheit schon in Manier entartet.

Die Balladen Liliencrons*) übertreffen jedenfalls an Urwüchsigkeit und Frische alle übrigen. Darin liegt ihr Vorzug und ihr Mangel; denn infolge des lyrischen Arabeskenwerks, das an sich bei diesem Dichter ja immer originell und meist hochpoetisch wirkt, fehlt es den Balladen bisweilen an Straffheit in der Komposition. An andern Stellen ist der Dichter wieder zu

*) Vgl. Liliencrons sämtliche Werke, Verlag von Schuster und Löffler, Berlin, und „Balladenchronik" von Liliencron, derselbe Verlag.

knapp und sprunghaft. Doch das sind Schönheitsfehler, die den Balladen andrerseits einen eignen Ton und Stil verleihen. Ein farbiges, buntes Leben, ein Gewimmel von Gestalten und Figuren herrscht in Liliencrons Balladen, immer aber spricht die Natur, Moor, Heide oder Wald wie mit lebendiger Sprache und Seele in die Ereignisse hinein. Eine flache, breite, niederdeutsche Stimmung wird dadurch in den Gedichten erreicht, deren Inhalt sich selten um einen festen Kern, eine Idee, eine Tat von besondrer Art gruppiert, vielmehr eine einfach realistische, aber äußerst lebendige, kriegerische Begebenheit ist. Es sind Episoden- und Anekdotenballaden, keine Sagen- und eigentliche Natur- (mystische) Balladen. Das gilt hauptsächlich von des Dichters nordischen Balladen, den Dänen- und Dithmarschenballaden. Man kann diese nordischen Lokalballaden neben Fontanes märkische und der Droste westfälische stellen. Von ihnen nenne ich: König Ragnar Lodbrog, Die Kapelle zum finstern Stern, König Abels Tod, Herzog Knut der Erlauchte, vor allem aber Peter Lyngg. Hervorgehoben seien aber auch Liliencrons Balladen andern Inhalts, so zum Beispiel die herrlichen großzügigen Darstellungen: Der schwermütige König, Der Heidebrand und Das Gewehr im Baum. Auch in ihnen herrscht die Knappheit und der hinreißende Stil der deutschen Ballade, eine suggestive Anschaulichkeit und Liniengeradheit, eine spannende, sprunghafte Fortführung und Steigerung der Handlung, auch in ihnen lebt deutsches Naturempfinden in hohem Maße und ein genialer, urwüchsiger Humor.

Neben Liliencron wird ein jüngerer Dichter häufig als hervorragender Balladensänger genannt: Börries von Münchhausen.*) Ich kann seiner Kunst meine Achtung nicht versagen, meine aber doch, daß sie überschätzt wird. Zunächst: Münchhausen ist viel strenger und straffer in seinem Stil als Liliencron, seine Balladen sind kunstvoll aufgebaut und durchaus echt im Tone, suggestiv in der Wirkung; aber ich vermisse in diesen von der Kraft einer hochgestimmten und temperamentvollen Sprache belebten schönen Gebilden doch die Originalität und Tiefe in Motiv und auch im Stil. An Strachwitz, den vom Dichter wohl am meisten verehrten Meister, reicht Münchhausen nicht heran. Dessen bewundrungswürdige lichtvolle Einfachheit ist ihm versagt. Vortrefflich gelingt ihm der derbe Ton der Bauern und alter Soldaten. Seine Balladen aus der hannoverschen Adelsgeschichte sind wohl seine besten. Wie gesagt, ich will die Einheit seines Stils wohl anerkennen; aber hier wird Stil und Zucht auch schon des öftern Manier, und die Balladenphrase tönt grell in den ewigen Schwerterschlag, in das Trommeln und Trompeten hinein. Münchhausens Ballade ist auf äußere Wirkung berechnet. Psychologische Vertiefung würde ihr zum Vorteil sein. Daß der Dichter dies vielleicht selbst erkannt hat, beweist er durch ein paar anders und stiller geartete Balladen,

*) Balladen von Börries Freiherrn von Münchhausen. Mit Illustrationen von Robert Engels. Zweite, veränderte und vermehrte Auflage. F. A. Lattmann, Goslar.

die ich zu seinen besten rechne, ich meine Der Todspieler und Dreigespräch. Von einem so begabten Balladendichter möchte ich mir für die Zukunft noch mehr versprechen. Darum dieser höchste Maßstab.

Ähnlicher Art ist Lulu von Strauß und Torney, eine gewiß begabte und unermüdlich an sich arbeitende Dichterin. Eine respektable Leistung ist ihre letzte Sammlung: „Neue Balladen und Lieder"*). Der Prozeß, den ich bei Münchhausen schilderte, wiederholt sich auch hier. Bei aller Kraft und Phantasie, Feinheit und Subtilität der Sprache wirkt diese oft gewaltsam balladesk, sodaß man sich wundert, daß soviel Kunstgefühl diese Überspannungen nicht zu vermeiden vermochte. Doch auch hier findet man neben Manier und Epigonenhaftem so viel Ernstes, Tüchtiges und Feines, auch Starkes, daß man das Lob nicht vergessen darf. Die Fischerballade wiegt vor. Mannigfaltiger an Motiven und reicher an Seele ist dieses Buch als das des Freiherrn von Münchhausen. An der Fülle der Worte leidet die prächtige Seeräuberballade Das Wiegenlied, etwas sentimental genrehaft wirkt Der Seefahrer, doch bietet das Gedicht viele eigenartige Motive und Partien. Ich erwähne noch Chronik und Die Tulipan.

Auch A. K. T. Tielo liebt noch die allzu starken Worte, die überplastischen Bilder, die von Dekorationen beladnen Szenerien. Ihm kommt zustatten der reiche Sagenschatz seiner Heimat Litauen. Sein Buch „Klänge aus Litauen"**), überreich an Stimmungen und Gestalten, birgt doch auch eine Reihe frisch empfundner Balladen und balladesker Stimmungen. In solchen Gedichten erscheinen, um die Mystik der landschaftlichen Motive, die psychologischen Zusammenhänge zu vertiefen, sogar die alten Heidengötter Preußens selbst, gespensterhaft, und ich muß gestehn, Tielo verwendet diese Mittel oft mit vieler Kunst.

Ganz andrer Art ist Agnes Miegel. Sie hat in ihren Versen jenes elementare Wesen, das, undefinierbar, doch deutlich fühlbar, meines Erachtens das Signum des gebornen Dichters, des berufnen Lyrikers ist. Ihre Verse haben den mystisch-poetischen Zug in Stimmung und Ausdruck, Inhalt und Wort, zum Beispiel mit dem Volksmärchen, mit Goethes Balladen, mit den feinsten Poesien der Romantiker (Brentano, Eichendorff) gemeinsam. Ihre Poesien erinnern bald an die Art des Dänen Jacobsen, bald an Storm. Beeinflußt wurde die Dichterin deutlich auch durch Eichendorff. Das Buch „Balladen und Lieder"***) enthält fünf Meisterstücke echter Balladenkunst: Schöne Agnete, Das Märchen von der schönen Mete, Die Mär vom Ritter Manuel, Lady Gwen und Rembrandt. Andre sind interessant, wie Die Domina, Die Braut, Heinrich von Plauen, Maria Antoinette, Chevalier errant, und würden in jeder andern Sammlung eine auffallende Zierde bilden, hier nehmen sie schon die zweite Stelle ein.

*) Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin. — **) Georg D. W. Callwey, München.
***) Verlag von Eugen Diederichs, Jena.

Ihr am nächsten kommt Irene Forbes-Mosse in einigen Balladen, die sich zerstreut in ihren Gedichtsammlungen*) finden. Doch ist hier die Romantik fast schon auf die Spitze getrieben, die zarte Kunst der Worte und Nuancen, der mitschwingenden Töne erinnert bisweilen bedenklich an den Wortkultus moderner Ästheten. Frische Empfindung müßte in diese holdselige Arabeskenlyrik hineingeblasen werden, bevor sie in filigranartiger Feinheit und Vornehmheit erstarrt. Eines schätze ich jedoch auch besonders an den Versen der Forbes-Mosse: das Anklingen volkstümlicher Wendungen und Worte, die die Dichterin intuitiv findet.

Zu den begabten jüngern Balladendichtern zähle ich Willrath Dreesen und Georg Ruseler. Dreesen ist entschieden von Liliencron beeinflußt. Seine Dithmarschenballaden Eala freya fresena**) verraten deutlich das Vorbild. Jedenfalls ist die Farbe noch etwas dick aufgetragen, die Gefahr der Übertreibung, der Stildegeneration hat auch Dreesen nicht ganz vermieden. Die Dithmarschen- und Friesenballade ist ja, recht verstanden, ein Naturprodukt. Die ihr zugrunde liegenden Begebenheiten sind willkürlich entstanden und geworden, wie die Regungen, Stimmungen und Leidenschaften der Menschenseele entstehn, man weiß nicht wie und woher. In dem Willkürlichen, dem Sprunghaften und Wirren der Dithmarschen- und Friesengeschichte kommt ja auch die Menschennatur in ungeschminkter Ursprünglichkeit zum Ausdruck. Jähe Leidenschaft, Zorn, Rache, Tapferkeit, Treue und Untreue, Trotz, Selbstbewußtsein, alle Tugenden und Untugenden — nicht der diplomatische Verstand, höchstens bäuerliche Schlauheit — schufen die Geschichte und die Poesie dieser Landschaften. Als beste Stücke der Sammlung Dreesens erwähne ich Aylt Ayldesna, Der letzte Dienst, Okke ten Broks Tod und Dirk Tysling. Interessant werden die einzelnen Dichtungen auch dadurch, daß jeder die betreffende Chronikstelle, die der dichterischen Bearbeitung zugrunde liegt, im alten Texte vorangestellt wird.

Dreesens Balladen sind vorzugsweise historische; man könnte sie heroische Chronikballaden nennen. Ruseler, der sein Buch „Der Wunderborn, Niedersächsisch-friesische Balladen"***) nennt, geht ebenfalls von Überlieferungen aus, doch von sagen- und märchenhaften. Sein Gebiet ist mannigfaltiger. Seine Motive sind zumeist mystisch-psychologische. Die unheimlichen Naturgeister des Heidentums treiben in seinen Dichtungen ihr bedeutsames Wesen. Ich muß gestehn, daß er die echte Balladenstimmung in manchen Gedichten getroffen hat, zum Beispiel in der Ballade Das Gewissen. Von ähnlich starker Wirkung sind die Balladen: Spökenkerlshus und Die Herzogin und der Page. Wie gesagt, diese Treffsicherheit in der Wiedergabe des Unheimlichen, Bannenden, Ahnungsvollen weist auf eine ursprüngliche Begabung

*) Inselverlag, Leipzig.

**) Schulzesche Hofbuchhandlung, Oldenburg.

***) Niedersachsen-Verlag, Carl Schünemann, Bremen.

des Dichters für die echte Ballade hin. Daß er auch die schwankhafte komische Ballade pflegt, ist nur ein gutes Zeichen mehr für ihn. Fast alle Balladendichter von Bedeutung, Goethe, Bürger, Mörike, Heine, Kopisch u. a., liebten es, ein Motiv scherzhaft zu schürzen. Geht doch auf diese Stimmung die souveräne tragische Ironie eines Shakespeare zurück, dessen Tragödien ebenfalls gewaltigen Balladen zu vergleichen sind. Freilich die Ironie in der Ballade zeigt sich am feinsten in den Nuancen des Stils und der Schilderung.

Von jüngern begabten Balladendichtern des nordwestlichen Deutschlands ist insbesondre noch der durch sein schön ausgestattetes Buch „Hamburg“*) so bekannt gewordne Gerhard Seeliger zu nennen. In den Gedichten dieser Sammlung spiegelt sich die eigentümliche Geschichte Hamburgs — von der Gründung der Stadt bis zur letzten Cholerapest — in bunt bewegten, oft drastischen Bildern. Daß einiges deplaziert wirkt, einiges unreif und unbedeutend, andres langatmig und gequält, findet seine Erklärung in der Anlage des Sammelwerks, das ja die Stadt Hamburg möglichst umständlich verherrlichen sollte. Am besten gelungen scheinen mir die ersten Gedichte des Buches zu sein, die heldenhafte Vorgänge, zum Beispiel die Seekriege Hamburgs, feiern. Die der Geschichte und dem historischen Anekdotenschatz der alten Hansastadt entnommnen niederdeutschen Motive verlangten natürlich auch eine entsprechende volkstümlich gehaltne Behandlung. Seeliger zeigt Talent für diesen kernigen deutschen Ton, den er oft mit Glück trifft. Zuweilen vermag auch er sich nicht vor Übertreibungen zu hüten, sodaß manche Wendung gekünstelt volkstümlich oder zu stark wirkt. Ich hebe hervor die Ballade: Der Kinderbischof, von den Seemanns- und Piratenballaden Klaus Störtebecker und den lustigen Bäckerausstand.

Als Hamburger Balladendichter können auch Gustav Falke und Otto Ernst genannt werden. Dieser insbesondre hat ein paar Fischer- und Schifferballaden gedichtet, die zwar nicht zu den feinsten Stücken ihrer Art gehören, in denen jedoch der Balladenton getroffen ist. Falke hat vielfach durch eine farbige und plastische balladenartige Stimmung seine lyrischen Gedichte, namentlich die kleinen Naturallegorien vertieft. Einige epische Balladen im Volkstone findet man in seinen letzten Gedichtsammlungen.

Einen balladesken Ton schlägt auch Bierbaum in einigen lyrischen und allegorischen Gedichten an, freilich, echte Balladen gelingen diesem wenig naiven Dichter nicht. Ähnliches läßt sich von einigen österreichischen Dichtern sagen, deren lyrische Begabung doch nicht hinreicht, Balladen von echter impulsiver Wirkung zu schaffen. Ich habe zum Beispiel die genremäßige pointierte Lyrik von Hugo Salus im Auge. Hugo von Hofmannsthal nennt ein Gedicht

*) Verlag von Alfred Janssen, Hamburg; von dem Buche liegt jetzt auch eine billige Ausgabe vor.

Ballade des äußeren Lebens, aber das ist nur eine geistreiche unpassende Bezeichnung für ein subjektives reflexionäres Gedicht; doch andre Gedichte von ihm erinnern an Romanzen. Auch eines jüngern österreichischen Dichters sei an dieser Stelle gedacht. Oskar Wieners „Balladen und Schwänke“ sind echt österreichische Ware, immer voll Duft und Farbe und von zierlicher, eleganter Plastik, aber ohne eigentlichen epischen Gehalt.

Auch Richard Dehmel hat einige soziale Balladen von Bedeutung gedichtet; einen Zyklus an sich hochbedeutsamer subjektiver Dichtungen „Zwei Menschen“ nennt er übrigens recht willkürlich einen „Roman in Romanzen“.

Hiermit sind die Balladendichter der jüngern Generation, der sogenannten „Moderne“ wohl alle gekennzeichnet oder wenigstens erwähnt. Selbstverständlich findet man in neuern Balladenanthologien noch diesen und jenen andern Dichter vertreten. Ich verweise zum Beispiel auf die in ihrem Inhalt fein abgestimmte, doch wenig originelle Sammlung von Ferdinand Avenarius „Balladenbuch“*), in die nach der persönlichen Richtung des Herausgebers auch einige moderne Balladen aufgenommen worden sind.

Der „Neue deutsche Balladenschatz“**), der als das Resultat eines Preisausschreibens jüngst erschien, gibt, obwohl die begabtesten Balladendichter der Gegenwart nur zum geringen Teil in ihm vertreten sind, doch einen Überblick über jüngste Bestrebungen. Ich habe schon angedeutet, daß diese Entwicklung nicht reich an neuen Keimen ist, sondern sich bemüht, die alte Balladentradition wieder aufzunehmen. Diese Tradition spiegelt sich in dieser Sammlung. Es sind einige Balladen darunter, die Können verraten. Mir sind aufgefallen Wilhelm Brandes (Die Jüdin von Worms), Hermann Löns (Jebuch), Wilhelm Michels (Die Heimfahrt), Ellen Elisabeth Petersen (Torben Oxe), Theodor Rehtwisch (Spichern), Theodor von Rommel (Patrouillenritt), Seeliger (Der Gonger), Ernst Weber (Heligo), Ernst Zahn (Die Brücke).

Einen modernen Dichter, den ich für einen der begabtesten und originalsten halte, habe ich bisher nicht erwähnt. Ich meine den Schweizer Carl Spitteler.***) Er nimmt auch als Balladendichter eine ganz isolierte Stellung ein. Seine Balladen sind eigentlich Allegorien, aber Allegorien voll Leben, Geist und Empfindung, voll tiefem Sinn und feiner Poesie, voll Humor und Satire. Ich habe an andrer Stelle über ihn geschrieben: Seine Sprache ist von jener blühenden Kraft und Schönheit, die den Poesien seiner großen Landsleute K. F. Meyer und Keller, an deren Balladen die seinen auch oft erinnern, eigen ist. Dieser feine und kluge Ironiker, dieser gemütvolle Symboliker überragt an gedanklicher Originalität und Tiefe, an Phantasiereichtum und Gestaltungskraft die meisten der so schnell zu Ruf und Ruhm gelangten jüngern Poeten.

*) Verlag von Georg D. W. Callwey, München.

**) Verlag von August Scherl, Berlin.

***) Vgl. „Balladen“ (Albert Müllers Verlag, Zürich), „Schmetterlinge“ und „Glockenlieder“ (Verlag Eugen Diederichs, Jena).

Mit Absicht habe ich in diesem Aufsatz die jüngere Generation vorangestellt und eingehend charakterisiert. Auch die ältere Generation der Dichter der Gegenwart weist charaktervolle Balladendichter auf. Der bedeutendste unter den ältern und lebenden Balladendichtern ist jedenfalls Felix Dahn, dessen großzügige und nach englischen und nordischen Motiven und Stilen gedichtete Balladen freilich in der Kunst des Worts und der suggestiven, psychologischen Vertiefung nicht an Fontanes stofflich ähnlich gehaltene Balladen heranreichen; bekannt sind seine schwungvollen Gotenballaden. Paul Heyse vor allem hat künstlerisch sehr hoch zu bewertende, geistvolle Balladen gedichtet, wie Telemachos und Das Fest der Alten. Von durchaus eigner Art sind als Balladendichter Heinrich von Reder (Der arme Sünder und Landsknechts- und Soldatenballaden) und Arthur Fitger, dessen fein nuancierte, sprachlich abgetönte und anschaulich wirkende Kunstballaden zu den besten der letzthin geschaffnen gehören. Martin Greif hat neben kleinern fast liedhaften Balladen, wie Die wilden Frauen von Untersberg und Der Geworbene, einige sinnschöne, poesievolle Romanzen, wie Held Reinhold, Prinzessin Rhodopis und Das klagende Lied gedichtet. Der äußerst fruchtbare Heinrich Vierordt, dessen humorvolle, fein ziselierte italienische Stimmungen mir lieber sind als alles andre von ihm, hat immerhin neben vielen Durchschnittsballaden einige bemerkenswerte Stücke wie Der Hexengeiger und Der Clown geliefert, während Ernst von Wildenbruch als Balladendichter hauptsächlich durch das temperamentvolle Hexenlied bekannt geworden ist. Seine schönste Ballade ist meines Erachtens König Haralds Rosse. Von Dichterinnen seien in diesem Zusammenhange endlich erwähnt die als Persönlichkeit stark empfindende und phantasievolle Alberta von Puttkamer und die für die Ballade besonders befähigte Alice von Gaudy.

Hans Benzmann

Vom thrakischen Meere

Von C. Fredrich in Posen

3. Imbros

Am 16. Mai 1904 zwei Uhr nachmittags lief das Kaik, das mich von Lemnos herübergetragen hatte, kräftig auf den weißen Strand am Pyrgos von Imbros.*) Nach anfänglicher Windstille hatte eine lebhafte Tramontana uns die 25 Kilometer schließlich in sechs Stunden durcheilen lassen. Der Gegensatz der Insel, die ich kannte, und der beiden andern, die ich zunächst kennen lernen wollte, trat schon in diesen Stunden klar zutage. Lemnos schwamm hinter mir wie ein Blatt, in das einige Stecknadeln ganz tief hineingesteckt sind, Imbros stellt sich als ein Gewirr höherer Berge dar, die teils rundlich, meist kegelförmig abgeschlossen sind; zur

*) Vgl. Grenzboten 1905 IV, S. 311 ff., 1906 II, S. 534 ff.

Linken aber dräute zwischen beiden der Berg von Samothrake und barg sein Haupt in weißlichen Wolken. Stück für Stück verschwand er hinter dem Westkap von Imbros, denn wir segelten nach Südwesten. Mehr und mehr wurde dort ein mit Äckern bedeckter langer Hang erkennbar. Dessen Rand, Phokas genannt, verliert sich stellenweise allmählich unter die Oberfläche des Meeres; größtenteils aber ist die weiche Masse (Flyschsandstein), die ihn bildet, schroff abgerissen. Wir sausten schon unter diesem Steilhang dahin; oben ein Kirchlein, ein Hirt, weidende Ziegen, unten große und kleine abgestürzte Steinbrocken. Dauernd büßt das Land hier gegen das gefräßige Meer ein. Philostrat von Lemnos (zweites Jahrhundert n. Chr.) erzählt, bei einem solchen Einsturze sei das Grab eines Riesen freigelegt worden, dessen gewaltige Knochen er gesehen habe. Wir schießen schon über die Stelle hinweg, die längst im Meeresgrunde ruht. Dicht beim Landeplatze Naulochos befinde sie sich, sagt er, und das ist sicherlich Pyrgos, der einzige Punkt der West- und Südküste, an dem man sicher landen kann. Ein echt griechischer Küstenplatz: ein landfest gewordnes Inselchen von mäßiger Erhebung, mit einem Kiesstrand nach Westen und Osten. Ein paar Häuschen stehn auf dem flachen Verbindungsstück mit dem Lande; am Rande der Höhe die Ruine eines mittelalterlichen Turmes, der Rest einer Befestigung, der der Stelle den modernen Namen gegeben hat, oben ein Kirchlein der heiligen Anna. A. Conze sah es im Jahre 1857 in Trümmern; 1860 wurde es erneuert, und zwar, wie die metrische Inschrift meldet, von einem Lemnier. Philostrat meint ebenfalls, wenn er auch aus Lemnos stamme, halte er doch auch Imbros für seine Heimat. Beides ist bezeichnend für die nahe Verwandtschaft der beiden Inseln, die sich trotz der Verschiedenheit im Äußern geologisch erweisen läßt, die in der Geschichte dauernd erhalten geblieben ist; fast zum Schaden für Imbros, das hinter der an Mitteln und Menschen reichern Schwester für uns oft zu sehr verschwindet.

Der Zöllner war ein alter Türke, der nicht Griechisch sprach, und weil er kein Trinkgeld bekam, trotz allerhöchster Empfehlungsschreiben darauf bestand, einen Blick in die Koffer zu werfen. Zwei der drei Hütten sind natürlich Cafés, und der Wirt des einen sprach etwas Englisch; er wird es in der Jugend als Matrose gelernt haben und derselbe sein, den Franz von Löher 1876 erwähnt.

Imbros besteht wie Lemnos aus zwei ungleichen Hälften; die westliche ist so, wie sie sich vom Meere darstellt: ein Durcheinander von Bergen, die bis 500 Meter hoch sind, noch Wald tragen oder mit hohem Buschwerk bedeckt und nur als Weide brauchbar sind. Besonders unzugänglich ist der äußerste Westen; „Geisterburg" (Daimonokastro) wird er genannt. Bebaut ist nur jener weite Hang, der vom Strand nach Osten und Nordosten aufsteigt zur alten Burg (Palaiokastro) auf einem Bergkegel, der mir schon vom Meere aus gezeigt worden war, und zum einzigen Dorfe im Westteil nördlich davon, Skinudi. Dorthin führt vom Pyrgos ein Pfad bergauf über die schmale flachere Küste, dann zwischen Bergen, die aus jungvulkanischen Gesteinen aufgebaut sind und nach Lemnos zunächst gewaltig hoch erscheinen. Paradiesisch schön erschien ebenso das Wasser, das hier und da in der Tiefe rauschte, und das Grün der Dornen, des Oleanders und der Ölbäume. Einzelne Gehöfte, Hütten und Kapellen, in deren Langwände Fenster gebrochen sind, zeugten von Menschen, wenn wir auch keine sahen. Ich hatte reichlich Zeit zu solchen Beobachtungen, denn die einzigen Reit- und Packtiere, die wir unten gefunden hatten, waren ein paar Eselchen, die sich von zwei Kindern recht gemächlich in zwei Stunden hinauftreiben ließen.

Oben eine neue angenehme Enttäuschung. Nette frische Menschen traten uns in dem großen Dorfe — es wird auf 2500 Einwohner geschätzt — entgegen;

zum Teil lebten sie freilich nur wenige Sommermonate hier und hatten ihre Geschäfte in Alexandrien. Während man Kaffee und Limonade trank, wurde beim ehemaligen Lehrer Georgios, einem wohlhabenden Manne, ein Zimmer gereinigt und Essen bereitet. Fische und große Langusten hatten wir am Strande für billiges Geld gekauft. Manches Hausfrauenherz mag bei uns heutzutage höher schlagen, wenn es hört, daß zwei Pfund Hammelfleisch dort mit 24 Pfennigen, ein zweipfündiger Fisch mit 40 Pfennigen bezahlt werden. Auch der Wein der Insel schmeckt sehr viel besser als der lemnische. Kurz der erste Eindruck war erfreulich, und er hat vorgehalten. Imbros ist landschaftlich schön, und die Imbrioten sind wegen ihrer Gastlichkeit berühmt. Ich habe auf keiner Insel so viele liebenswürdige Menschen kennen gelernt wie hier und gleich ideale Gastfreundschaft nur noch auf Samothrake genossen. Es ist, als ob auf diesen beiden Inseln, die kein Dampfer, kein Telegraph berührt, auch die Sitten unberührter geblieben seien. Wer weiß aber, ob die Photographien von der Insel, mit denen ich meinen Dank bezeugen wollte, je in die Hände der Freunde gekommen sind.

Skinudi ist der Gesamtname für drei Siedlungen (Chalakas, Wunari, Hagia Helene), von denen das erste jedenfalls das älteste und so geschickt hinter einen Berg, auf den Nordhang des Madaras, gelegt ist, daß es vom Meere unsichtbar bleibt. Die beiden andern Teile liegen tiefer jenseits eines tiefen Einschnitts und sind voneinander selbst wieder getrennt. Sicherheit gegen Seeräuber war bei allen Dorfanlagen auf den Inseln die Hauptsache, Bequemlichkeit im Verkehr durchaus Nebensache; weit und steil sind die Wege zum Ackerland. Ein paar antike Grabsteine hatte einst ein Erzbischof in die Kirche S. Marina im Dorfe zusammenbringen lassen. Sie gleichen den attischen, wie denn die beiden Inseln seit dem sechsten Jahrhundert v. Chr. bis an das Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. fast ununterbrochen in athenischem Besitz gewesen sind. Aber einige Steine waren doch an andrer Stelle geblieben; auf der Suche nach ihnen lernte ich in zwei starken Tagesausflügen die weitere Umgebung kennen. Eine feste antike Ansiedlung hat es auf dieser Seite der Insel nie gegeben; vielleicht schon einen Turm am Landeplatz. Sonst standen vereinzelt Gebäude und Gehöfte, von denen aus die Felder bestellt wurden; im Winter und in Kriegsnot zog man in die ummauerte Stadt im Nordosten, die mit der Insel eines Namens war. Deshalb werden im Westen auch nur Grabsteine, einfache Beigaben für die Toten, Münzen, Grenz- und Hypothekensteine gefunden. Den ärmlichen, durch Seeraub verängstigten Menschen des Mittelalters bot aber auch hier eine Bergspitze völlige Sicherheit. Dreiviertel Stunden südwestlich von Skinudi ragt jenes Palaiokastro, von Süden und Osten fast unersteiglich, nach Norden und Westen durch hohe Mauern geschützt. Aufrecht steht nur noch ein starker Rundturm mit geböschten Wänden in der Nordwestecke. Sonst ist die Höhe, aus der mächtige Klippen und Felsblöcke aufragen, übersät mit mehr oder weniger behauenen Steinen; die Baulichkeiten, die aus dem Gestein des Ortes und schlechtem Mörtel schlecht zusammengesetzt waren, haben sich wieder in ihre Bestandteile aufgelöst. Sicher seit dem griechischen Freiheitskriege, wahrscheinlich wohl schon eher zogen die Bewohner von der unzugänglichen Höhe hinter den Madaras; die drei Kapellen, in denen frühere Reisende Inschriften kopierten, sind jetzt ebenfalls zusammengesunken. Von dem vergehenden Menschenwerke wird der Blick auf die ewige Natur gelenkt.

Drüben im Südosten taucht Mytilene (Lesbos) auf, nördlich davon die Troas bis zum Ida, vor ihr ein dünner Streifen mit einem spitzen Berg im Norden, das ist Tenedos. Fast genau schließt die thrakische Chersonnes an, und von ihr aus schwingt sich die höhere thrakische Küste um den nördlichen Horizont bis zum ragenden

Abschluß, dem Kegel des Athos, und umspannt dieses „weiße Meer“, wie die Griechen es nennen, mit Samothrake, Thasos, Lemnos und Imbros. Auf die Dardanellen, die heißbegehrte Pforte dieses Meeres, zieht manch langer Schweif dunkeln Rauches, manch helles Pünktchen eines Segels.

Vorsichtig geht es über das Geröll nach Norden und nach Osten herum zum Ackerland hinab. Viele Kirchlein werden durchsucht — es sollen 350 auf Imbros stehn —; dieses hat sogar eine hölzerne Vorhalle auf alten Säulen, jenes steht stattlich neben einem kleinern ältern Bau (ganz wie im Altertum mancher Tempel), in vielen reden byzantinische Architekturteile von bessern Zeiten, aber nur eine antike Inschrift findet sich auf der Treppe eines Gehöfts. Dort, wo das Land am fruchtbarsten ist, fehlt nicht ein Besitztum des Athosklosters Lawra; das Metochi ist dem heiligen Georg geweiht. In ihm fand ich freundliche Aufnahme vor der Rückkehr in das Dorf.

Schön grün ist der Nordrand der Westhälfte und reich an starken Quellen, an denen auf dieser Insel auch sonst kein Mangel herrscht. Zwischen Fichten und unter Felswänden zieht sich der Weg hin, oft dicht am Abgrund, nicht selten wenige Zentimeter breit; Stämme sind über ihn gefallen, Zweige neigen sich tief herab; aber man darf seinem Maultier viel Vertrauen schenken. Später eröffneten sich Einblicke in die Bergwelt um den Hagios Elias, den höchsten Gipfel (597 Meter). Hoch oben in einer tiefen grünen Schlucht fällt starkes Wasser einige Meter hinab, trieb weiter unten einst jetzt verfallne Mühlen und braust dann unter uns hin. Harzig ist die Luft; Blumen sprießen; Vögel singen. Hinauf geht es zu einem kleinen Kloster Hagios Nikolaos und noch höher zu dem der Panagia, die beide unter dem Erzbischof stehn und deshalb nur einen weltlichen Verwalter haben. Dieses ist noch unbedeutender als jenes, aber die Kapelle der Gottesmutter liegt prächtig hoch über dem glatten, glänzenden Meere auf einer Quelle wie so viele; im Fußboden der Kirche kann man schöpfen; ältere Gebälkteile und Weihegaben von Händen, Füßen und Augen, die aus Blech geschnitten sind, lassen auf alte und moderne Verehrung an dieser Stätte schließen. Mich lockte ein antiker Grabstein, der die Altarplatte bildet. Nichts dergleichen gab es bei dem vorher nicht beachteten Nikolaos; bei ihm lagerten wir uns unter mächtigen zahmen Kastanien am rauschenden Bach zu einem fröhlichen Mahl, zu dem auch Freunde aus dem Dorfe gekommen waren. Auf dem weitern Rückweg wurde es drückend heiß, als der Seewind uns nicht mehr traf, und die Freunde verloren sich allmählich, um lange nach uns im Dorf einzutreffen. Am Morgen war ein Kaik von den Dardanellen gekommen, und ein Reisender hatte auch mir Briefe mitgebracht. Es war eine Ironie des Zufalls, daß ich später auf der deutschen Post in Konstantinopel ebensoviele oder ich darf sagen so wenige Postsachen vermißte wie vorher während dieser Odyssee, als das meiste mir durch Gelegenheit zukam.

Ein zehnstündiger Ritt führte mich am folgenden Tage in die östliche Hälfte der Insel. Eine große, ziemlich flache, von Bergen umkränzte Ebene bildet ihr Hauptstück, und der einzige dauernd Wasser führende Fluß dieser Inseln ist das Belebende. Er hat die Ebene zum Teil aufgeschüttet und seinen Lauf in ihr öfter geändert. Dieser „Große Fluß“ (*μεγάλος ποταμός*), von den attischen Ansiedlern Ilissos geheißen, entspringt nahe der Paßhöhe westlich von Skinudi und empfängt starke Zuflüsse von Norden her vom Hagios Elias. Ein breiter Fahrweg soll von Skinudi zu dem etwa ebenso volkreichen Hauptort im Osten Panagia, dem Sitz des Kaimakan, führen. Inschallah! Die Gemeinde baut ihn nämlich; im April oder Mai sechs Tage und sechs im August muß jeder daran arbeiten oder ent-

sprechende Arbeit bezahlen, aber was verfällt inzwischen nicht wieder dem Winterregen! Und wer wird die Brücken bauen, die auch auf dem kurzen fertigen Stück natürlich fehlen.

Eine Stunde weit folgen wir dem direkten Pfade nach Panagia, dann geht das Gepäck weiter in dem gutangebauten Tale, das im Osten durch zwei höhere Berge, den von Hagios Theodoros (im Norden) und die zweigipflige Arassia (im Süden) abgeschlossen erscheint; zwischen ihnen bricht der Große Fluß hindurch in die Ebene. Ich ziehe nordöstlich durch dichtes Gebüsch, in dem die Dornen überwiegen, bergan. Der Hagios Elias bleibt links; zuerst zeigt er sich als Spitze, dann als breiter Rücken, dessen Seiten tief eingefurcht sind, ganz kahl, prächtig gefärbt. Mein Ziel ist das Dorf Agridia, das sich hoch unter der starrenden zerrissenen Kuppe des Hagios Demetrios (572 Meter) ausbreitet, der dem Hagios Elias östlich benachbart ist. In das Café bringen die Leute wie gewöhnlich alles, was sie an wirklichen oder angeblichen Antiken und Merkwürdigkeiten besitzen: Münzen, Schwefelkies von der Nordwestseite des Berges, einige Seiten eines Heftes „Geschichte von Imbros" von einem Einheimischen aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts; A. Conze sah es 1857 flüchtig auf Samothrake, dann nicht wieder; mir gelang es später, noch ein vollständiges Exemplar in meinen Besitz zu bringen. Neben unkritischen Notizen über Geographie und Geschichte birgt es ganz wertvolle Angaben über die Insel, wie sie nur ein Einheimischer sammeln kann.

Der Hagios Demetrios fällt gen Norden zuerst steil, dann allmählich in das Meer. Auf der Senkung steht wieder ein Kloster gleichen Namens mit dem Berge; es ist abgabefrei, da seine Einkünfte dem Kloster auf dem Sinai zufließen. Sie werden nicht ganz unbedeutend sein; zwischen Felsblöcken und Gestrüpp findet man sich dorthin, aber dann blickt man erstaunt auf eine üppig grüne Oase mit Wein- und Kornfeldern und Gärten; unter hohen Bäumen birgt sich das Kirchlein. Neben ihm wurden die Fundamente eines viel ältern freigelegt, und vielleicht verdrängte der Heilige hier einst den ältesten Hauptgott der Insel, den Dämon der Fruchtbarkeit der Weiden und Herden, den die Griechen später Hermes nannten. Sein alter Name steckt noch heute im Namen der Insel, sein Bild mit dem Phallos setzten die Imbrier dauernd auf ihre Münzen. Drüben hebt sich scheinbar ganz nahe, einer Insel der Toten gleich, Samothrake.

In heißer Glut, die nicht wie sonst gewöhnlich durch Seewind gemildert ist, wenden wir uns südöstlich der Durchbruchstelle des Großen Flusses zu. Auf einem der schmalen gelben Streifen, den Wegen, die um den Berg gelegt sind, geht es hoch am Hagios Theodoros hin, dann um seine schmale Südseite nach Osten herum. Ein weites Panorama öffnet sich: eine große wohlangebaute, von vier Dörfern umlagerte Ebene tut sich auf. Die Dörfer sind Hagios Theodoros am Westrand, in dem „zufällig" einmal wieder ein Kirchenfest gefeiert wird, gegenüber im Osten Panagia, das aus drei gesonderten Teilen (Panagia, Ewlambiu, Phranki) besteht, nördlich davon oben am Hagios Athanasios, der die Nordostecke der Insel einnimmt, Glyky, weiterhin ein kleines Kloster des Hagios Taxiarchis, das zu Kutlumusi auf dem Athos gehört, und am Meere nahe bei der Mündung des Flusses Kastro an der Stätte der antiken einzigen Stadt. In unserm Gesichtskreis leben die meisten der Bewohner der Insel, deren Zahl in einem neuern statistischen Werk mit 13000 zu hoch angegeben sein wird; auf der Insel schätzte man 8000. Aber auf jeden Fall sind darunter nur etwa 140 Türken; anders als auf Lemnos findet man hier, auf Samothrake und Thasos nur türkische Beamte. Wegen der Altertümer hätte ich Hagios Theodoros kaum zu besuchen

brauchen, aber ich traf dort einen Matrosen, der bis in die Ostsee gekommen war, meine Vaterstadt gesehen hatte und Bilder und Andenken aus aller Herren Ländern mit Stolz vorwies. Er hatte eben geheiratet und wollte bald wieder hinaus; auf Imbros werden am thrakischen Meere die besten Seeleute geboren, und wer etwas besitzt, hat es in der Fremde erworben.

(Schluß folgt)

Oberlehrer Hauk

Roman von Bernt Lie

(Fortsetzung)

Halb abwesend saß er da und betrachtete sich im Spiegel. Mein Gott! Fein genug in Kleidern, das war er, daran mangelte es nicht. Ein häßlicher Mensch war er auch nicht, das konnte er ruhig selbst sagen.

Aber was half das alles!

Fräulein Matti hatte damit angefangen, daß sie ihn nicht „Herr Opseth“ nennen wollte. Die Schwester folgte sofort ihrem Beispiel. Und nun hieß er nur „Herr Hauk“, im Hause wie auch außerhalb. Wohin er kam, wurde er als Herr Kandidat Hauk vorgestellt. Alle Einladungen waren an Herrn Hauk gerichtet, und wenn er antwortete, so mußte er doch ebenso unterschreiben. Um so mehr als ihm der Professor geradezu geraten hatte, das ein wenig ländliche „Opseth“ fallen zu lassen.

Aber was half das alles!

Er war und blieb der Bauernjunge, der er von Geburt an gewesen war. Und je mehr er sich aufputzen ließ, je feiner er wurde, um so tiefer fühlte er es nur.

Er klagte natürlich nicht darüber, daß er nicht fein genug war. Ach nein, zum Streber war er nicht geschaffen. Aber es war trotzdem hart....

Man wurde doch niemals klug aus dieser Welt!

Hier hatte er, so alt er war, sich selbst schmählich betrogen!

Er hatte ganz einfach ihre Freundlichkeit nicht vertragen können. Er hatte sich selbst mehr und mehr aus den Augen verloren, so allmählich und unmerklich war es zugegangen, wie von einer tückischen Macht war er tiefer und tiefer in seine Liebe zu ihr hineingelockt worden, hatte so sicher in seinen eignen innern Gedanken und all der Wärme des Herzens gelebt. Und weil ihn dies selber ausfüllte, ja einen überwältigenden Reichtum über seinen ganzen Sinn ausgegossen hatte, so kannte er keinen andern Gedanken, als daß dieses auch für sie Lebenswert haben müsse. So weit war er gekommen, daß er sich in Hoffnung und Träumen als der gesehn hatte, der sich ihr einmal anbieten durfte.

Ein Glück, daß er erwacht war, ehe es zu spät geworden war!

Wie er heute abend den französischen Gelehrten von ihr als „la grande dame“ in den vornehmen Sälen hatte reden hören, war es auf einmal still abgetan gewesen. Sie war dort — und er saß hier.

Und es war gut, daß es endlich geschah.

Er hatte es solange gefühlt. Die Wahrheit hatte an seine Tür gepocht, aber er hatte nicht hören wollen, hatte nicht den Mut gehabt zu öffnen.

Dieser Franzose war schuld daran.

Ach ja, er war schuld daran!

— — — Ach, wenn es doch nicht so weh täte! Wenn es doch nicht so bitter, bitter weh täte! Sodaß er im Elend zusammenbrach und meinte, es gäbe für ihn keinen andern Weg im Leben als in die Heimat zurück, zur Mutter in das Stübchen im Fischerdorf.

Denn das war ja so einfach, so selbstverständlich natürlich.

Monsieur Benjamin Courtes=Frankreichs ganzer Glanz schillerte und strahlte aus seinem Wesen! Und vom ersten Augenblick an hatten sich ihre Wangen gerötet.

Es war so natürlich — so ganz selbstverständlich.

Er kämpfte dagegen an — es war so feige — er wollte nicht! Aber die Tränen perlten ihm aus den Augen, tropften auf die weiße Weste Ach mein Gott! Ach mein Gott ja! Weinen durfte er doch wohl hier in der Einsamkeit! Und er faltete die Hände über dem Kopf und murmelte den Psalm Davids vor sich hin, den die Mutter daheim in der alten Bibel las:

Nach dir, Herr, verlanget mich. Mein Gott, ich hoffe auf dich. Laß mich nicht zuschanden werden, daß sich meine Feinde nicht freuen über mich.... Der Herr ist gut und fromm, darum unterweiset er die Sünder auf dem Wege. Er leitet die Elenden recht und lehret die Elenden seinen Weg. Wende dich zu mir und sei mir gnädig, denn ich bin einsam und elend....

Er hatte lange da gesessen. Die Lampe wollte verlöschen; es war kein Petroleum mehr darin, und er blies sie aus. Durch das Fenster dämmerte der Tag. Er öffnete und trat auf das flache Dach hinaus.

Der Regen hatte aufgehört. Unten von der Straße herauf tönte das Plätschern einer einsamen Fontäne. Dem grauenden Tageslicht entgegen stiegen Türme und Zinnen, krümmte sich das Kuppeldach des Pantheon. Die Häuserdächer lagen aber noch in dunkelm Chaos. Rom schlief noch.

In der Ferne fielen einige dumpfe Glockenschläge.

An dem eisernen Geländer blieb er stehn.

— Die „Elenden" stand da. „Lehre die Elenden deinen Weg!"

Wunderbar, wunderbar! Als sei er so still an die Hand genommen und auf „seinen Weg" zurückgeführt worden — von dem er abgewichen war!

Er war auf Abwegen gewesen von dem Tage an, wo er hierher gekommen war. Sein ganzes Sinnen war mit Gedanken und Bestrebungen beschäftigt gewesen, die nichts gemein hatten mit dem, was rechtmäßig und einzig und allein das seine war. Er hatte nach gaukelndem Blendwerk gestrebt, und seine Seele war erfüllt gewesen von falschem Sehnen und Hoffen. Und wie er nun auf das elendeste zusammengesunken war unter seiner Schande und gerechten Enttäuschung — gerade jetzt lag seine Arbeit vor ihm, ernsterfüllt wie die ewige Stadt selber in dieser Morgenstunde; das Glockengeläute da draußen klang wie ein mahnendes Rufen: er hatte ja seinen Weg zu wandern, den schweren Weg der Wissenschaft, auf dem lag das Ziel seines Lebens, dort lag der heilige Beruf, der, für den er dem Schöpfer in der Tiefe seiner Seele dankbar war.

Er wollte nicht fernerhin treulos und unzuverlässig sein!

* * *

Die Stadt Rom hatte das große archäologische Ereignis auf dem Forum mit einem festlichen Vormittag auf dem Kapitol gefeiert. Rang und Gelehrsamkeit strömten in der strahlenden Aprilsonne auf die breite Freitreppe Michelangelos heraus. Das Fest war beendet, und Rang und Weisheit wollten jetzt nach Hause, um zu frühstücken und zu ruhen nach dreistündiger offizieller römischer Suada.

Über den Platz hinweg wurden klingende Namen gerufen, und die Equipagen rollten herbei.

Professor Hage trat auf die Treppe heraus, in einem Kreise lachender Herren. Mit nordischer Unverfrorenheit und der ihm eignen Offenheit hatte er seinem nächsten Kollegen ein Zitat von Horaz zugeflüstert, das gerade nicht übertrieben höflich gegen den süßlich modernen römischen Senat war. Sein gemieteter Zweispänner fuhr vor, und er verabschiedete sich in einer muntern kleinen Ovation.

Aber Professor Hage war den Hügel noch nicht weit hinuntergekommen, als sich sein schönes, lächelndes Gesicht in ernste Falten legte. Er gab dem Kutscher den Befehl, abzubiegen und nach der Porta San Giovanni zu fahren, knöpfte den Rock fest über seinen Orden und Bändern zu und lehnte sich in den Wagen zurück.

Am Kolosseum vorbei und über den langen Hügel bei San Clemente rollte die schwere Karosse und endlich hinaus auf den königlichen Platz vor dem Lateran und San Giovanni, wo die breite Landschaft der Campagna außerhalb der alten Stadtmauern dalag wie ein wogendes Meer.

Mitten vor dem Tor blieben die Pferde stehn.

Der Professor hatte in seiner tiefen Versonnenheit nichts gesehn oder wahrgenommen. Jetzt fuhr er auf, sah sich um und rief: Avanti, avanti!

Und der Wagen rasselte durch das Torgewölbe.

Professor Hage sah nach der Uhr. Vor einer kleinen Osteria ließ er den Kutscher halten, winkte dem Wirt und verlangte einen halben Liter Wein und ein Stück Brot. Der Kutscher bekam auch sein Glas, und im Wagen sitzend verzehrte der Professor sein Brot, während er am Wein nippte.

Der Kutscher murmelte einen Fluch, als er den Befehl erhielt, den langen und schlechten Weg um die Mauer herum — und nach Hause zu fahren. Aber der Professor gab dem entzückten Wirt eine Lira, zündete sich eine Zigarre an und lehnte sich gemächlich in den Wagen zurück.

Und der Wagen humpelte dahin unter den alten Mauern.

... Es war dem Professor Hage etwas zugestoßen. Er war in eine sonderbare Unruhe geraten. Und er empfand das Bedürfnis, sich Zeit zu lassen, ehe er nach Hause kam, die Sache für sich ins klare zu bringen und sich zu beruhigen. Es war dies eine Unruhe, wie er sie seit vielen Jahren nicht gespürt hatte, die er aber doch sehr wohl kannte aus jenen Zeiten in seinem Leben, wo er sich nicht so sicher und obenauf gefühlt hatte wie jetzt, wo er noch kämpfte und stritt. Und er haßte diese Erinnerung, er haßte diese Unruhe! Seine Kiefer schmerzten ihn, so hatte er die Zähne zusammengebissen.

Der alte deutsche Professor, der Nestor unter den römischen Historikern, war heute während des „Festes“ auf ihn zu gekommen und hatte mit ihm über ihre viele Jahre zurückliegende Streitfrage — die Etrusker in Rom — geredet:

Und nun nehmen Sie den Kampf wieder auf?

Nein, daran hatte Professor Hage niemals gedacht. Er seinerseits hatte das letzte Wort in dem Streit gesprochen, und er stand fest auf seinem Standpunkt.

So? und ich hatte den bestimmten Eindruck, daß Sie dahinter stünden.

Dahinter ...?

Hinter Ihrem jungen, talentvollen Sekretär!

Hinter meinem Sekretär?

Ja, es taucht eine neue Kraft in der Wissenschaft auf. Es ist so erfreulich zu sehen, daß jemand nach uns kommt.

Ja, es ist erfreulich, außerordentlich erfreulich. Aber daß Sie meinen lieben jungen Freund und Schüler in Verbindung mit unserm alten Streit nennen ...?

Wissen Sie denn nicht, daß der junge Hauk die Frage aufgenommen hat —?

Nein — ja — ja, natürlich gewissermaßen ...

Geben Sie acht, mein lieber Hage, geben Sie acht! Der junge Mann macht uns den Garaus mit den Etruskern!

Nun, so schlimm ...

Sie werden zweifelsohne viel Ehre von diesem Schüler haben. Der kleine Einblick, den er mir in seine Behandlung und Auffassung dieser Frage gegeben hat, deutet auf Talent und Originalität. Ich fürchte, wir werden uns einigen müssen in unserm Streit, das heißt, der junge Mann wird uns beide besiegen!

Nun, so schlimm wird es wohl nicht werden ...

Also Sie hegen keine Furcht in bezug auf sich selbst! Nein nein! Mir will es scheinen, als habe er Wege gefunden, die uns beiden Alten umgehn.

Er hat sich Ihnen gegenüber also ausgesprochen ...?

Ja, es kam ganz zufällig. Da ist ja allerlei, wonach er einen so alten Gräber wie mich fragen kann ...! Seine beste Hilfe hat er ja näher bei der Hand, lieber Professor.

Nun ja — man — hm — man stellt sich ja natürlich einem Schüler zur Disposition.

Selbstverständlich, und ich denke, Sie werden Freude an ihm erleben. Wenn er seine Arbeit nur fertig bringt! — — —

* * *

Professor Hage blies den Rauch in die Luft. Es beruhigte ihn, ein wenig zu haben, worauf er beißen konnte, und wenn es auch nur eine Zigarre war.

Ob der alte Fuchs ihm seine Bestürzung und Überraschung bei der Mitteilung angemerkt und mit Schadenfreude seinem Entzücken über „die neue Kraft in der Wissenschaft" Ausdruck verliehen hatte, ob ein feindlicher Triumph durch die lächelnde Gemütlichkeit hindurchdrang, das war ja in Wirklichkeit eine untergeordnete Frage. Ihre Bedeutung konnte sie ja freilich haben. So weit es anging, mußte ja der Schein eines freundschaftlichen Zusammenarbeitens zwischen Lehrer und Schüler gewahrt werden. Wenn er nur ein klein wenig vorbereitet gewesen wäre! Aber das half nun nichts. Das war ja das Nebensächliche.

Aber dieser Hauk Opseth!

* * *

Professor Hage kam spät zum Frühstück nach Hause.

Matti und Karo hatten gegessen und waren schon auf und davon. Sie wollten mit einer Schar Skandinavier einen Ausflug nach Albano und Nemi machen. Aber Fräulein Juliane und Hauk Opseth warteten.

Der Professor war strahlender Laune und erzählte von dem Fest auf dem Kapitol. Er aß mit gewaltigem Appetit und stieß mit den beiden an:

Euer Wohl, meine Getreuen! Ich habe es heute wirklich verdient, allein bei Tische zu sitzen!

Beim Obst sah er plötzlich nach der Uhr, und aus dem Nebenzimmer holte er einen Eisenbahnfahrplan.

Ich habe einen Gedanken! Einen brillanten Gedanken, meine Freunde. Ganz recht, der Zug nach Frascati geht nicht vor vier Uhr. Dann seid ihr um fünf da. Heute wird nicht gearbeitet. Ihr beide fahrt nach Frascati und nehmt dann einen Wagen nach Rocca di Papa. Von dort geht ihr den schönen Weg durch

den Wald nach Nemi, wo ihr die andern Galgenstricke überrascht. Ihr übernachtet da mit ihnen und kehrt morgen früh entweder mit ihnen nach Frascati zurück oder geht um den See nach Genzano und Albano. Dann seid ihr morgen mit dem Nachmittagszuge wieder zu Hause.

Fräulein Juliane protestierte. Vater könne nicht allein sein. Auch Hauk war der Ansicht, daß es zu viel sei, aber der Professor blieb dabei. Es würde ihm gerade ein Genuß sein, einmal allein zu sein. Er wollte heute abend außer Hause essen, und er habe ja Mädchen und Diener zur Verfügung.

Und ich will euch etwas sagen, meine treuen Freunde! Ich schulde euch einen freien Tag, ein Vergnügen. Ich bin nicht umsichtig genug, ich nutze euch zu sehr aus, jeden auf seine Weise. Ach nein, kein Widerspruch! Es ist so, wie ich sage. Wenn ich selbst mitten in der Arbeit stecke, vergesse ich so leicht die, die ich gebrauche. Ach ja, ach ja, deine selige Mutter, Juliane, die hätte ein Liedchen davon singen können. Aber so bin ich nun einmal. Meine beste Zerstreuung, mein größtes Vergnügen ist stets meine Arbeit gewesen. Und dann ist man Egoist und blind, und ehe man sichs versieht, ist man hart und unfreundlich, ohne es zu wollen.

Fräulein Juliane trocknete ihre Augen.

Und was Sie betrifft, mein lieber Hauk, so glaube ich, in den letzten Monaten bemerkt zu haben, daß Sie gar nicht gut aussehen, so gesund und stark und jung, wie Sie sind. Sie gehen zu arg ins Geschirr. Sie arbeiten zu viel, haben zu wenig Zerstreuung. Wir sind doch in Rom, und jung ist man nur einmal im Leben! Italiens Sonne bescheint uns, damit wir uns daran erwärmen. Sie dürfen nicht ins Winterland heimkehren und Reue empfinden, daß Sie die Sonnentage nicht ausgenutzt haben. Sie müssen zugreifen, junger Freund! Ja, ja, das ist natürlich meine Schuld; aber von nun und für die Zeit, die wir noch zusammen sind, wollen wir uns anders einrichten. Sie sollen Ihre Stunden frei haben für die Freude und die Jugend!

* * *

Eine halbe Stunde später stand Professor Hage am Fenster und sah die beiden über den Platz gehn. Die Aprilsonne glühte, und er ließ die Jalousie wieder herab. Er versuchte, seinen gewohnten Mittagschlummer zu halten. Aber ob es nun zu spät geworden war, oder ob ihn die Wärme trotz aller herabgelassenen Jalousien und aller geöffneten Türen plagte, es wollte ihm nicht gelingen. Und der Professor schlenderte in Hemdsärmeln durch die leeren Zimmer. Sehr lange.

Dann kleidete er sich an, nahm seinen Hut und seinen großen, hellgrauen Sonnenschirm, ging hinaus und weckte einen der schlafenden Droschkenkutscher auf dem Platz.

Via della Stelletta!

Und fort ging es, der Stadt zu.

Bei Nr. 16 in der Via Stelletta stieg er aus. Der Kutscher brauchte nicht zu warten. Und er kletterte die unendlichen Treppen hinauf, blieb stehn und schöpfte Atem auf den Absätzen und stand endlich ganz oben vor Carnevallinis verschlossener Tür.

Der alte Carnevallini erging sich in einem Schwall von Entzücken und verneigte sich zur Erde, als er il professore sah; verzweifelt jammerte er darüber, daß il segretario leider nicht zu Hause sei. Der Professor beruhigte ihn; der Sekretär habe heute einen freien Tag und sei in die Albaner Berge hinausgefahren.

Er wolle nur einen Bescheid auf den Tisch des jungen Mannes legen, für morgen, wenn er wieder käme.

Unter Dienern und Kratzfüßen führte ihn Carnevallini in Hauks Zimmer. Der Professor bat, ihn allein zu lassen — er würde die Schreibutensilien schon finden und würde die Tür sicher wieder hinter sich abschließen.

Auf Hauk Opseths Tisch lag seine Mappe, sorgfältig mit schwarzen wollenen Bändern verschlossen. Rings umher in Haufen lagen Bücher und lose Papiere. Professor Hage öffnete die Mappe, und vor ihm lag der in Reinschrift geschriebne Anfang einer Abhandlung. Er durchblätterte die Papiere schnell. Es waren viele enggeschriebne Bogen. Und er band die Mappe wieder zusammen, nahm sie unter den Arm und ging.

Der alte Carnevallini machte seine Diener und Kratzfüße und schloß dann alle seine Riegel und Schlösser hinter ihm zu.

Professor Hage ging über den Campo Marzio, durch die enge Winkelgasse und in die Trattoria Bucci, wo der alte Benedetto ihm mit ungeheurer Überraschung und überströmender Ehrerbietung und Freude entgegenkam.

Der Professor bat, man möge ihm eine Flasche von dem alten Monte Mario nach oben hinauf in das letzte Zimmer bringen, und der Wirt flog von dannen.

Oben in dem hintersten Kabinett, am Ende verschiedner sich kreuzender Gänge und Korridore mit Oberlicht und einer schmalen Balkontür, die nach einem Hofraum hin offen stand, in der tiefen Stille des Nachmittags, die über dem ganzen Hause lag, öffnete der Professor Hauk Opseths Mappe und las seine Abhandlung.

Seite für Seite. Immer mehr wurde er gefesselt. Zuweilen schüttelte er den Kopf und las noch einmal, murmelte einen Widerspruch oder nickte Beifall.

Als das Manuskript zu Ende war, sah er sich unwillkürlich in der Mappe nach einer Fortsetzung um. Er versank in Betrachtungen ...

Ja, hier sind Wege gefunden — die uns beide umgehn!

Plötzlich fuhr er auf, schenkte sich ein Glas aus der Flasche ein und leerte es in einem Zuge. Er fühlte, daß ihm der Kopf heiß wurde. Und in aufrechter Haltung blieb er auf dem Stuhl sitzen, während er mit den Fingern hart auf den Tisch und das Manuskript trommelte.

Endlich knotete er die Bänder der Mappe sorgfältig zusammen, erhob sich und ging. Unten in dem Gang fand er Benedetto, bezahlte und ging zu der Via Stelletta zurück, lief die Treppen hinauf, ohne auch nur einmal anzuhalten, und klingelte Carnevallini heraus.

Er habe einen falschen Bescheid hinterlassen.

Er wurde wieder in Hauk Opseths Zimmer hineingelassen. Hier legte er die Mappe genau auf denselben Platz, hinterließ seine Visitenkarte und ging.

Professor Hage wanderte zu Fuß den langen Weg um die Piazza del Popolo, den Monte Pincio und nach Hause.

Endlich saß er an seinem Arbeitstisch und schrieb:

Lieber Kollege und Freund!

Ich glaube, daß ich mit Ablauf dieses Semesters auf das Stipendium zur Bestreitung meiner Ausgaben für einen Sekretär verzichten muß. Es wird dies freilich ein nicht geringes Opfer für mich sein. Aber namentlich mit Rücksicht auf den im vergangnen Jahre von dir geäußerten Wunsch, ein junger Student deines Faches möchte das Stipendium erhalten, bin ich mir klar darüber geworden, daß ich mich mit diesen zwei Semestern begnügen muß. Du wirst mir vielleicht

die Rechtfertigung widerfahren lassen, einzuräumen, daß ich mich in der Entscheidung dieser Sache seinerzeit nicht von persönlichem Interesse leiten ließ. Der junge Mann, dem das Stipendium bisher zugute gekommen ist, hat sich durch Ernst und Fleiß der ihm erwiesnen Auszeichnung verdient gemacht. Es ist darum auch meine Absicht, wenn ich es irgendwie ermöglichen kann, ihn noch den nächsten Winter hier zu behalten.

Ich bitte, von der umstehenden Mitteilung mit Diskretion Gebrauch zu machen.

In freundschaftlicher Hochachtung

Dr. Julius Hage

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel — Berlin, 23. August 1908

(Die Generalversammlung deutscher Katholiken zu Düsseldorf. Der Fall Schücking in seiner weitern Entwicklung.)

Alljährlich um diese Jahreszeit finden zwei politische Veranstaltungen statt, die mehr als alle andern die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen pflegen. Es handelt sich dabei um die beiden Bewegungen, die der stetigen Entwicklung unsrer Staats- und Gesellschaftsordnung in nationalem Sinne meist als hemmende und ablenkende Kräfte entgegentreten, und die darum ihrem innersten Wesen nach als Widersacher unsrer nationalen Politik von uns erkannt werden. Sozialdemokratie und Ultramontanismus sind die beiden entschiedensten und gefährlichsten Verneinungen jeder positiven Betätigung des deutschen Volksgeistes. Als organisierte Parteien stehn sie eben jetzt in schroffer Feindschaft dem gegenwärtigen Kurs der Reichspolitik gegenüber, die sich bemüht, alle übrigen Parteiunterschiede möglichst zurücktreten zu lassen, wo es gilt, sozialdemokratische und ultramontane Einflüsse fernzuhalten. Deshalb sind die Veranstaltungen dieser beiden Gegner unsrer nationalen Politik als Grundlage für die Beurteilung der Parteiverhältnisse von besondrer Wichtigkeit.

Während der sozialdemokratische Parteitag in Nürnberg noch bevorsteht, liegt die Hauptveranstaltung des Ultramontanismus schon hinter uns. Kann man aber die Generalversammlung der deutschen Katholiken in Düsseldorf mit Recht so kennzeichnen? Es wird von vielen Seiten eifrig, ja leidenschaftlich bestritten werden, daß der Katholikentag eine ultramontane Veranstaltung ist, und wenn man ganz gerecht sein will, so wird man hervorheben müssen, daß allerdings vieles, was auf den deutschen Katholikentagen nach Betätigung drängt, nur zu Unrecht mit der Erkennungsmarke „ultramontan" versehen werden kann. Als Ultramontanismus bezeichnen wir kurz den Inbegriff aller der Bestrebungen, die den universalen Charakter der katholischen Kirche und ihre Macht über die Geister und Gewissen zu weltlichen, politischen Machtzwecken mißbrauchen wollen. Keineswegs aber entspringt alles, was auf den Katholikentagen Geist und Phantasie der Teilnehmer beschäftigt, diesem Bestreben. Unverkennbar tritt bei der Mehrzahl der Teilnehmer das aufrichtige Bedürfnis hervor, ein Bekenntnis abzulegen, Zeugnis zu geben von einer Weltanschauung, in der ihnen das Heil und die Wahrheit liegt, und die sie

zu verteidigen und durchzusetzen haben gegen gefährliche Irrtümer und feindliche Gewalten. Das Bedürfnis, in einer Zeit der Kämpfe und Zweifel die Einheit und Festigkeit des Bekenntnisses zu bekunden, in dem Festhalten der vielangefochtnen religiösen Ideale immer neue Begeisterung aus der Gemeinschaft mit Gleichgesinnten zu schöpfen, darf auch von Andersgläubigen niemals gering geschätzt werden. Als großartige Kundgebung einheitlichen Geistes innerhalb der deutschen katholischen Welt werden die Katholikentage immer anerkannt werden müssen.

Aber das ist freilich nur die eine Seite der Sache. Die demonstrative Betonung der kirchlichen Wahrheit aus Laienmund entspricht eigentlich gar nicht dem katholischen Bedürfnis. Wir haben bei andrer Gelegenheit erlebt, daß dergleichen recht unbequem empfunden wurde. Man kann sich nicht vorstellen, daß etwa in Frankreich ein Katholikentag abgehalten werden könnte, obwohl es doch in Frankreich genug treue Bekenner und Anhänger des katholischen Glaubens gibt, die der Kirchengemeinschaft nicht nur äußerlich angehören und gewiß nicht weniger als ihre deutschen Glaubensgenossen das Bedürfnis haben, ihren Glauben und ihre Weltanschauung gegen Modernisten, Freimaurer und sonstige Kirchenfeinde zu verteidigen. Man braucht sich das nur zu vergegenwärtigen, um zu verstehn, daß bei aller Ehrlichkeit und Wärme der Überzeugung, die wir bei der Mehrheit der Teilnehmer an den deutschen Katholikentagen gern voraussetzen, der eigentliche Zweck dieser Veranstaltungen ein andrer ist als die bloße Sammlung der Gläubigen unter der Fahne des Bekenntnisses zur Stärkung des religiösen Lebens und zur Befestigung der Glaubenstreue. Nicht der innere Gewinn, den die kirchliche Gemeinschaft daraus ziehen könnte, sondern die äußere Bekundung der Einheit und Geschlossenheit der katholischen Interessen ist die Hauptsache. Die Katholikentage sind Kontrollversammlungen einer äußern Gemeinschaft, die allerdings auf einer innern Einheit der Weltanschauung und der religiösen Überzeugungen beruht, die sich aber bei dieser Gelegenheit vor allem als eine Macht im öffentlichen Leben darstellen und den außerhalb stehenden zum Bewußtsein bringen soll. Der katholische Deutsche soll dadurch daran erinnert werden, daß er an jede Frage von öffentlicher Bedeutung, die ihm nur begegnen mag, von einem andern Standpunkt aus herantritt als sein nichtkatholischer Landsmann. Diese Tendenz wird nicht immer bestimmt ausgesprochen, oft nicht einmal bewußt empfunden; einsichtige, tiefer religiös empfindende Naturen warnen sogar davor und sprechen Mahnworte eines duldsamen, echt christlichen Geistes. Aber der natürliche Zug der versammelten Massen ist stärker als das duldsame und friedfertige Bestreben dieser einzelnen. Die letzte, entscheidende Wirkung ist doch innere Absonderung, die Unterordnung aller weltlichen Interessen, alles dessen, was sonst die Nation vereinigen müßte, unter das konfessionelle Bewußtsein. Und in den so vorbereiteten Boden säen nun jedesmal die Zentrumsführer, die Vorkämpfer des politischen Katholizismus, den Samen ihrer Parteianschauungen; denn sie wissen immer eine Form zu finden, in der sie diesen Zweck erreichen, auch wenn keine der brennenden politischen Tagesfragen, keine der Angelegenheiten, die das Zentrum in den politischen Körperschaften in Angriff genommen hat, auf den Katholikentagen direkt erörtert wird. Hier ist die rechte Stimmung dafür, um den gläubig begeisterten Vertretern des katholischen Deutschlands die Überzeugung einzuprägen, daß jeder rechte Katholik politisch ein Zentrumsmann sein müsse. So werden die deutschen Katholikentage in der Tat regelmäßig zu Zentrumsparaden und politischen Kundgebungen, so wenig es auch im Sinne vieler Teilnehmer liegen mag, und so sehr diese auch bemüht sein mögen, diesen Charakter der Veranstaltungen zu verwischen.

Auch in Düsseldorf ist keine Ausnahme gemacht worden. Die Kampfstellung, in die das Zentrum seit der Reichstagsauflösung vom 13. Dezember 1906 gedrängt worden ist, ließ sich trotz aller Vorsicht nicht verleugnen, und die herkömmliche Behandlung der heikeln Fragen, in denen zwischen der Auffassung des Ultramontanismus und der des modernen Staates ein unlösbarer Widerspruch besteht, zeigte auch diesmal wie immer, daß hier nicht einmal das Bedürfnis eines Ausgleichs empfunden wird. Solange das so ist, und solange auf dieser Seite das Dogma einer kirchlichen Gemeinschaft als weltliches Gesetz von universaler Geltung über die nationalen und staatlichen Interessen gestellt wird, so lange wird man die Katholikentage in ihren wesentlichen Wirkungen als ultramontane Kundgebungen hinstellen dürfen. Im übrigen hatte man es leicht, diesmal die eigentlichen Tagesfragen politischer Natur zurücktreten zu lassen. Denn die Frage des Modernismus und die Stellungnahme zur Encyclica Pacisceendi stand beherrschend im Vordergrunde. Diesen Fragen gegenüber konnte man die Einmütigkeit des Katholikentages, ohne viel Aufsehen zu erregen, so stark betonen, daß die sogenannte „nationalkatholische" Bewegung, d. h. der seit anderthalb Jahren mit größerm Ernst und Nachdruck unternommne Versuch, den deutschen Katholizismus von dem politischen Parteijoch des Zentrums zu befreien, darüber ganz in der Versenkung verschwand. Die Zentrumspresse sorgt schon zur Genüge dafür, daß die Nationalkatholiken, obwohl unter ihnen Leute sind, die in Glaubensfragen die strengsten und eifrigsten Söhne ihrer Kirche sind, mit Modernisten und Reformkatholiken in einen Topf geworfen werden. Also auch auf diesem Wege zieht das Zentrum den besten Gewinn ein.

Immer mehr häufen sich jetzt in der Presse die Betrachtungen über die Reichsfinanzreform und die Stellung der Parteien zu den mutmaßlichen Vorschlägen der verbündeten Regierungen. Natürlich bewegen sich diese Erörterungen noch in allgemeinen Kritiken der bis jetzt nur in unbestimmten Umrissen bekannten Grundzüge der Reform. Man gewinnt aber doch den erfreulichen Eindruck, daß die Bereitwilligkeit zur Mitarbeit an dem großen Werk weiter verbreitet ist, als man anfangs annehmen konnte.

Nun gibt es freilich auch eben jetzt wieder erbitterte Auseinandersetzungen über die Frage, ob die Fortsetzung der Blockpolitik überhaupt noch möglich sein wird. Das hat der unglückselige „Fall Schücking", den wir bereits besprochen haben, zuwege gebracht. Diese hochsommerlichen „Fälle", die wir fast jedes Jahr zu verzeichnen haben, pflegen die Eigentümlichkeit zu haben, daß sie Dimensionen annehmen, die mit ihrer ursprünglichen wirklichen Bedeutung in keinem richtigen Verhältnis stehn. Aber damit müßten nachgerade die Leute zu rechnen verstehn, die durch ihre Entschließungen den „Fall" herbeiführen. Der Regierungspräsident von Schleswig hat der Staatsregierung eine böse Suppe eingebrockt. Und das Schlimme ist, daß nach der Meinung der zuständigen Behörden das gegen den Bürgermeister von Husum anhängig gemachte Disziplinarverfahren nicht eingestellt werden kann, sondern seinen ordnungsmäßigen Lauf nehmen muß. Die Folge davon ist, daß sich die Sache noch einige Zeit hinschleppen wird und recht viel Schaden damit gestiftet werden kann. Eine gewisse Umständlichkeit werden wir ja bei dem bureaukratischen Geschäftsverkehr der Behörden ohnehin nicht los. Sie macht sich natürlich bei Angelegenheiten von politischer Bedeutung, wobei die telegraphisch unterrichteten Zeitungen einen großen Vorsprung haben, oft recht unbequem bemerkbar. In dem Augenblick, wo der Minister den ersten Vortrag des Dezernenten entgegennimmt, um zu erwägen, was geschehn soll, hat der Zeitungsleser vielleicht schon drei oder vier Artikel vor Augen gehabt, worin mit mehr oder weniger Ungestüm und

Erregung ein sofortiges Eingreifen verlangt wird. Er denkt nicht daran, daß oft auch für den Minister die Veranlassung, etwas Besondres zu tun und der Sache eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit zu widmen, erst durch den Eindruck gegeben wird, den er über die Wirkung des Geschehnen aus der Presse gewinnt. So sind auch in dem vorliegenden Falle die ersten Äußerungen, die einen Rückschluß auf die Stellungnahme der maßgebenden politischen Stellen gestatten, später erfolgt, als die Ungeduld der gekränkten Parteien erwartete. Auch noch manches andre kam dazu. Ein bekanntes Sprichwort sagt: „Ein Unglück kommt selten allein." Man ist oft genug versucht, das Wort zu erweitern: „Auch eine Dummheit wird selten allein gemacht." Es genügte nicht, daß sich ein höherer Verwaltungsbeamter so von allen guten Göttern verlassen zeigte, daß er einen politischen Schritt unternahm, der von allen unbefangnen Beurteilern nur als ein Faustschlag in das Antlitz der offiziellen Reichspolitik gedeutet werden konnte; die mit der Untersuchung betraute Kommission mußte auch noch durch ihre Requisition an ein auswärtiges Amtsgericht die Veranlassung geben, daß dieses Gericht im Übereifer ein Zeugniszwangsverfahren gegen eine angesehene Zeitungsredaktion einleitete, also wiederum einen Schritt tat, der geradezu darauf berechnet schien, die Erbitterung in liberalen Kreisen zu schüren, außerdem aber auch im Zusammenhang des ganzen Verfahrens beinahe wie eine Verhöhnung des Reichskanzlers aussah. Denn Fürst Bülow hat bekanntlich noch vor gar nicht langer Zeit alles, was in seiner Macht stand, getan, um das unzeitgemäße, gehässige und unwürdige Zwangsverfahren zur Durchbrechung des allgemein als Bedürfnis anerkannten Redaktionsgeheimnisses wenigstens zu mildern und zu einer Seltenheit zu machen. Und nun diese augenfällige, sachlich durch nichts gerechtfertigte Anwendung des Zeugniszwangsverfahrens gerade in einer Sache, die ohnehin schon den Charakter einer Rebellion gegen die Politik des Reichskanzlers hatte! In Wirklichkeit ist es freilich von dem schuldigen Beamten schwerlich so gemeint gewesen, aber das kann ihn nicht von dem Vorwurf freisprechen, mit einer sträflichen Verständnislosigkeit und einer Nichtachtung der einfachsten Grundsätze der Regierungspolitik gehandelt zu haben, die einem politischen Beamten nicht passieren durfte. Wie jetzt bekannt wird, hat der Regierungspräsident einen Urlaub angetreten, nachdem schon vorher der Mißgriff des Zeugniszwangsverfahrens gegen den Redakteur der Frankfurter Zeitung rückgängig gemacht worden ist. Man darf also wohl hoffen, daß der Ministerpräsident und der Minister des Innern auch weiterhin das Nötige tun werden, um die Autorität der Regierungspolitik gegen ihre eignen politischen Beamten, die die Lage entweder wirklich nicht verstehn oder nicht verstehn wollen, zu schützen. Denn so unbedeutend der Fall Schücking an sich sein mag, er ist doch jetzt der Prüfstein geworden, ob die Regierung den ernsten Willen hat, einen frischern Luftzug durch die Räume der preußischen Staatsverwaltung zu leiten, in denen jetzt vielfach die Luft vollkommen sinnlos gewordner Traditionen weht. Es ist noch nicht einmal ein Jahrzehnt her, als eine Anzahl politischer Beamten in Preußen, die als solche ihre Pflicht in keiner Weise verletzt hatten, gemaßregelt wurde, weil sie als Abgeordnete, wie es ihr gutes Recht war, in einer wirtschaftlichen Frage gegen die Regierung gestimmt hatten. Wir wollen gewiß nicht eine Wiederholung eines solchen Falles empfehlen, aber die scharfe Auffassung der damaligen Zeit sticht seltsam ab gegen die jetzt geübte übergroße Zurückhaltung gegenüber einer vielleicht folgenschweren Ungeschicklichkeit eines politischen Beamten, die er direkt im Bereich seiner Amtstätigkeit begangen hat. Deshalb ist ein energisches Durchgreifen des Ministerpräsidenten zur Wiederherstellung des Vertrauens und zur Verhütung von Wiederholungen eine Notwendigkeit geworden.

Die Erbschaftssteuer und das germanische Volksempfinden. Von wissenschaftlicher Seite wird uns geschrieben: Mit wachsendem Erstaunen sieht man in der konservativen, sonst gut nationalen Presse einen leidenschaftlichen Kampf gegen einen der wichtigsten Teile der kommenden Reichsfinanzreform, gegen das Projekt einer Besteuerung der Deszendentenerbschaften führen. Nun ist sehr wohl zu verstehn, daß der ländliche Grundbesitz der Erbschaftssteuer mit einer gewissen Sorge gegenübersteht, da er sie zweifellos nicht so leicht tragen kann wie das mobile Kapital, das nur einen Teil einfach abzulösen und wegzugeben braucht, und es wäre sehr zu wünschen, daß auf diese Besonderheiten in den Gesetzen des nächsten Winters Rücksicht genommen würde. Ganz unverständlich ist dagegen die gegen die Erbschaftssteuer ins Feld geführte Verletzung des germanischen Volksempfindens, und es läge eine große Gefahr darin, wenn sich dieser Aberglaube festnistete.

Ist es an sich schon unwahrscheinlich, daß eine Steuer, die in Hamburg, Bremen, England, Skandinavien besteht, gerade mit dem germanischen Empfinden in Widerspruch stehn soll, so bedarf es doch nur einer Erinnerung an die Grundsätze des deutschen Privatrechts, um sich zu vergegenwärtigen, daß die Besteuerung des Vermögensverkehrs von Todes wegen, und zwar auch gegenüber Abkömmlingen des Erblassers, durchaus nichts neues und unerhörtes ist, sondern daß gerade der ländliche Grundbesitz, gleichviel welchen Umfangs, schon seit dem frühen Mittelalter recht bedeutenden Abgaben unterworfen war, die bei dem Übergang eines Grundstücks von seinem bisherigen Besitzer auf den Erben fällig wurden. Wenn man sie bisher mit unsrer heutigen Erbschaftsbesteuerung nicht in Beziehung gesetzt hat, so mag der Grund hierfür sein, daß die Abgaben nicht unter dem Namen einer Erbschaftssteuer erhoben wurden, sondern unter allen möglichen, lokal verschiednen Bezeichnungen auftauchen, praktisch tut das aber nichts zur Sache. Denn auf die Tatsache, nicht auf den Namen kommt es hier an.

Schon nach altgermanischem Recht wurde den Erben eines Grundstücks die Leistung recht beträchtlicher Abgaben zugemutet. Bekanntlich gehörte die überwiegende Mehrheit alles Grundbesitzes seit dem frühen Mittelalter dem Lehensverbande an, ein Zustand, der bis zur Aufhebung oder Allodifizierung aller Lehen im Anfang und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts währte. Nun hatte das partikulare Lehenrecht der meisten deutschen Territorialstaaten einen Rechtssatz ausgebildet, wonach in jedem Falle eines Besitzwechsels, sonach vor allem auch beim Erbgang, seitens des neuen Erwerbers des Lehens an den Lehensherrn eine Abgabe, gewöhnlich Lehenware oder Laudemium genannt, zu entrichten war, die ursprünglich als ein Zeichen der Ergebenheit und Dienstbarkeit oder auch als Entschädigung für die vom Lehensherrn übernommne Schutzpflicht gelten sollte, später aber mehr und mehr den Charakter einer Einnahmequelle für den Lehensherrn annahm. Dem Laudemium waren die adlichen Herren, die den Großgrundbesitz repräsentierten, sowohl wie die hörigen Bauern, die ein kleines Gut in Afterleihe besaßen, unterworfen. In dieser Beziehung machte nicht einmal das Mittelalter, die Zeit der feudalen Ständegliederung, einen Unterschied zugunsten der Mächtigen und Großen des Landes. In den meisten partikularen Lehenrechten, in fast allen Gauen Deutschlands, finden wir das Laudemium, mag es nun Handlohn, Ehrschatz, An- und Ableit, Lehenware oder anders heißen, und es ist ein sicheres Zeichen, daß das Rechtsbewußtsein des deutschen Volkes darin etwas selbstverständliches und notwendiges gesehen hat. Speziell in der Mark Brandenburg hat sich das Laudemium, die Lehenware, als eine der uralten, von den adlichen Vasallen an den Landesherrn zu entrichtenden Lehenbeden entwickelt, von denen man die erste

Spur in einem Vergleiche vom Jahre 1279 antrifft, den Johann, Otto und Konrad, Markgrafen zu Brandenburg, mit den Bürgern zu Stendal wegen ihrer Lehengüter geschlossen haben. Wohl ist es in manchen Territorien den großen Vasallen des Landes gewöhnlich unter Ausnützung einer Notlage des Lehensherrn gelungen, die Verpflichtung zur Entrichtung des Laudemiums abzuschütteln, aber das waren doch nur Ausnahmen von der Regel; Tatsache ist, daß die Leistung des Laudemiums bis zum Zusammenbruch des Lehensstaates im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts eine der wichtigsten Vasallenpflichten war. Dies galt insbesondre auch von den großen vom Kaiser verliehenen Reichs- und Thronlehen, für deren Verleihung hohe Laudemien an das Reichshofratskollegium zu entrichten waren. Wenn sich eine derartige Einrichtung viele Jahrhunderte gehalten hat, so wird die Erwägung, der sie ihr Entstehen verdankt, nicht ganz verfehlt sein. Und diese Erwägung gilt tatsächlich noch heute. Wenn im Mittelalter der Lehensherr den Lehensmann schützte und dafür eine Abgabe erhob, wer schützt heute den Vermögenden, wenn nicht der Staat? Könnte der Besitz ohne den ständigen tatkräftigen Schutz des Staates gedeihen? Ist dieser aber in die Pflichten des Lehensherrn eingetreten, so mag er auch dessen Ansprüche für sich geltend machen!

Übrigens zeigt sich eine gewisse Analogie zwischen dem alten Laudemium und der modernen Erbschaftsbesteuerung auch in der unterschiedlichen Behandlung der Erbschaften nach dem Grade der Verwandtschaften. Das deutsche Privatrecht unterschied zwischen dem laudemium minus, der eigentlichen Lehenware, die von jedem neuen Übernehmer des Lehens, mochte dieser nun Abkömmling oder bloßer Seitenverwandter des letzten Lehensinhabers sein, erhoben wurde, und dem laudemium majus, das außerdem noch in höhern Beträgen auf entferntern Verwandten lag, während solche, die ex pactu et providentia maiorum succedierten, hiervon befreit waren. Was die Höhe des Laudemiums anlangt, so war die Lehentaxe fast überall gesetzlich festgelegt und schwankte je nach der Größe des Lehens. Die Successionslehenware dagegen berechnete sich als ein Vielfaches des Preises, der bei der letzten Veräußerung für das Gut erlangt worden war, und betrug in der Regel nicht weniger als fünf vom Hundert dieser Summe, stieg aber nach manchen Rechten oder kraft besondrer Vereinbarung bis auf zehn vom Hundert des Verkaufswerts und darüber.

Man sieht also eine Zweiteilung der gelegentlich des Erbgangs zu erhebenden Abgabe; ein gewisser Satz wurde von jedem Erben erhoben, und dazu kam ein höherer Satz, der nur auf Seitenverwandte und fernstehende Dritte, wenn sie Erben wurden, zur Anwendung kam. Es ist dies der nämliche Gedanke, den die englische Erbschaftssteuer seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts scheinbar originell, in Wirklichkeit aber nur in Nachahmung der alten deutschrechtlichen Institution verwirklicht hat, in Gestalt der ihr heute noch eigentümlichen Zweiteilung in estate duty, die von allen Nachlässen erhoben wird, und legacy and succession duty, die die Erbanfälle besteuert und sie nach dem Verwandtschaftsgrade abstuft.

Was speziell Preußen betrifft, so liegen hier die Zeiten, wo noch Laudemien zu entrichten waren, so kurz zurück, daß man sich mit Recht wundern kann, wie die geschilderten Verhältnisse gerade in den zunächst davon betroffnen Kreisen unter den ländlichen Grundbesitzern so schnell in Vergessenheit geraten konnten. Die Bestimmungen des preußischen Landrechts, das das Recht der Laudemien für bäuerliche Erbzinsgüter ausführlich regelt, haben bis zu dem bekannten Gesetze von 1850 betreffend die Ablösung der Reallasten und die Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse in Kraft gestanden.

Es ergibt sich also, daß frühere Zeiten versuchsweise gegenüber dem ländlichen Grundbesitz eine recht ausgiebige Erbschaftsbesteuerung, und zwar auch der Deszendenten gekannt haben, ohne daß dadurch die Familienbande gelockert oder das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern gefährdet worden wäre. Vielleicht unterziehn an der Hand solcher historischen Erwägungen die, die in der Ausdehnung der Erbschaftssteuer auf Deszendenten eine Bedrohung des germanischen Volksbewußtseins und Familiensinnes sehn, ihre Anschauungen noch einer Revision, ehe sie sich völlig ablehnend verhalten.

Innere nationale Mission und Kolonisation in Bayern. Der Glaube an nationale Aufgaben kann in einem Volke nicht durch Feuer und Schwert, sondern nur durch Verkündigung und Lehre verbreitet werden. Nicht der Kampf gegen die Ungläubigen, sondern die Überzeugung und Gewinnung der Ungläubigen, nicht die Verwüstung, sondern die Bebauung des Neulands, das die dem nationalen Gedanken fremden Volksteile darstellen, kann die Aufgabe der Bekenner des Glaubens an die weltpolitische Mission des deutschen Volkes sein. Neuland, Neuvolk für den nationalen Gedanken zu gewinnen war die Aufgabe, die sich der Bayrische Landesverband des Flottenvereins stellte und in stiller, erst in Jahrzehnten lohnender Arbeit zu lösen suchte. In dieser Tätigkeit wurde er durch eine Richtung innerhalb des Gesamtvereins gestört, die sich vom Parteikampfe nicht fernhielt und so die innere nationale Mission in Bayern, die auf den unpolitischen Charakter des Vereins gegründet war, vieler ihrer tätigsten Arbeiter, aktiver und inaktiver Offiziere, und ihres Erfolgs zu berauben drohte. Der Bayrische Landesverband mußte sich gegen diese Richtung wenden, wenn er nicht sein einziges Kolonisations- und Missionsgebiet und seine besten Pioniere und Missionare verlieren wollte. Es lag ihm fern, seine besondre Art, nationales Neuvolk zu gewinnen, dem Gesamtverein aufzudrängen. Er forderte nur, daß die Leitung des Vereins eine mittlere Linie einhielte, die dem bayrischen Teil der großen deutschen Missionsanstalt auf seinem besondern Arbeitsgebiet nicht das Vertrauen der Bekehrungsobjekte nähme. Aus dieser Forderung, die sich auf die Satzungen des Vereins stützte, entsprangen die Meinungsverschiedenheiten, die, durch persönliche Streitigkeiten vergiftet, den Verein krank machen. Die Kölner, Kasseler, Danziger Heilungsversuche waren vergeblich, nirgends fand der Verein Heilung.

Die Geschichte dieser Krankheit ist im Reichsspiegel in der Auffassung des frühern Präsidiums dargestellt worden, von einem Politiker, dessen maßvollen, scharf- und weitsichtigen Urteilen ich sonst im Innersten zustimme. Ich bin der Redaktion der Grenzboten dankbar, daß sie mir gestattet hat, das, was ich zur Beseitigung von Irrtümern und damit von Krankheitsursachen sagen kann, hier im Kreise der besten Deutschen, den diese beste Kanzel Deutschlands um sich vereinigt, vorzutragen.

Der Grundirrtum, worin die Gegner des Bayrischen Landesverbands befangen sind, ist der Glaube, daß dieser Verband unter dem Einflusse des Zentrums stehe. Der Herr Verfasser des Reichsspiegels hat selbst im fünften Heft des laufenden Jahrgangs der Grenzboten diesen Vorwurf, der sich in dem bösen Worte Zentrumshörigkeit äußerte, gemildert, indem er von der Zentrumsfürchtigkeit der bayrischen Flottenvereinsleitung sprach. Diese Zentrumsfürchtigkeit ist nichts als die Achtung vor dem Bekehrungsobjekt. Wir Bayern wollen nicht die Möglichkeit verlieren, durch taktvolles Lehren und Werben in unserm einzigen Missions- und Kolonisationsgebiet, in den Massen der Zentrumswähler, national empfindendes Neuvolk zu

gewinnen. Nicht alle Zentrumswähler sind der Partei in allen Stücken seeleneigen, und man muß, wenn man nicht an der Zukunft Deutschlands verzweifeln will, zugeben, daß national gesinnte Zentrumswähler und Zentrumsabgeordnete, die im Auftrag ihrer Wähler und aus eignem Antrieb an der Rüstung Deutschlands für seine weltpolitischen Aufgaben mitarbeiten, ebensowenig ausgeschlossen sind wie tapfre, pflichttreue Zentrumswähler im blauen Rock vor dem Feind als Reservisten und Landwehrmänner.

Wir Bayern kämpfen für den unpolitischen Charakter des Vereins, weil wir die aktiven Offiziere nicht aus unserm Verbande verlieren wollen, die zu unsern tüchtigsten Pionieren und Missionaren bei der Nationalisierung Bayerns gehören. Die Nationalisierung Bayerns war und ist das hohe Ziel des Bayrischen Landesverbands. Der Ausdruck mag manchem bayrischen Ohr verletzend klingen. Ich halte ihn aufrecht. Bayern bedarf der Nationalisierung. Man stößt in Bayern, besonders beim bayrischen Stamm immer noch auf eine gewisse Abneigung gegen andre Stämme, zuweilen sogar auf Überhebung. Der Verschmelzungsprozeß des letzten Einigungskriegs war zu kurz. Auch andre deutsche Stämme bedürfen der Nationalisierung in Form eindringlicher Belehrung über die berechtigten Besonderheiten der Bruderstämme und über ihre nationalen Verdienste. Ich erinnere an die oberflächlichen Urteile über Bayerns Anteil am Kriege gegen Frankreich, die vor einigen Jahren in den Kriegserinnerungen norddeutscher Gelehrten und Offiziere laut geworden sind. Ein Organ des Flottenvereins, das so zielbewußt an der spät lohnenden Nationalisierung seines Stammes arbeitet wie der Bayrische Landesverband, verdient Unterstützung, mag diese Unterstützung auch nur darin bestehn, daß man jede Störung seiner dem Wohle des Gesamtvaterlandes dienenden Arbeit vermeidet.

Den Vorwurf des Schleichkampfes, den der Herr Verfasser des Reichsspiegels im 29. Heft der Grenzboten ausspricht und durch die Erneuerung des Vorwurfs der Zentrumshörigkeit erschwert, verdient der Bayrische Landesverband nicht. Der Herr Verfasser irrt, wenn er den abschlägigen Bescheid, den Fürst Salm vom Kaiser auf seine Bitte um Immediatvortrag der Flottenvereinssachen erhalten haben soll, und den einer treuen Gefolgschaft schmerzlichen Verlust des bisherigen Präsidiums an dieser Stelle folgendermaßen begründet: „Es war zu befürchten, daß es politischen Ränkespinnern, die den Verein gern unter bestimmte Parteieinflüsse bringen möchten, wiederum gelingen könnte, das Ohr fürstlicher Protektoren des Vereins zu gewinnen und so auch an einer Stelle ihren Willen durchzusetzen, der gegenüber das Präsidium unter allen Umständen machtlos ist. . . . Noch ehe die Entscheidung gefallen war, veranstaltete der Bayrische Landesverband eine Delegiertenversammlung, wobei die scheinbar loyale Zurückhaltung, die die Bayern in Danzig beobachtet hatten, eine seltsame Beleuchtung erfuhr." Der Zusammenhang, in den hier die Ablehnung der Bitte des Fürsten Salm mit der bayrischen Delegiertenversammlung gebracht wird, ist durch den Gang der Ereignisse ausgeschlossen. Die Entscheidung war schon gefallen, bevor die Verhandlungen der Delegiertenversammlung bekannt sein konnten. Die Äußerungen des Regierungsrats von Braun, die auf das Schicksal der Bitte des Fürsten Salm Einfluß gehabt haben sollen, sind im Reichsspiegel unrichtig wiedergegeben. Herr von Braun erklärte, daß die Bayern den Fürsten Salm nicht für die geeignete Persönlichkeit zur Leitung des Vereins halten, aber er sagte nicht, „daß sie seiner Wahl nur zugestimmt hätten, weil sie erwarteten, daß er die Wahl nicht annehmen werde". Nach dem mir vorliegenden Wortlaut seines Referats lautete die Äußerung: „Wir halten den genannten Herrn nach den bekannten Vorgängen des letzten Jahres

nicht für die geeignete Persönlichkeit zur Leitung des Vereins und konnten uns deshalb auch nicht entschließen, ihm unsre Stimmen zu geben. Wir glaubten aber im Interesse der Erhaltung der Einigkeit im Vereine auf die ausdrückliche Geltendmachung dieser Bedenken verzichten zu können, weil wir entschlossen waren, alle persönlichen Verstimmungen zurückzudrängen, und erwarten dürfen, daß durch die Zusammensetzung des neuen Präsidiums eine Wiederholung der frühern Fehler ausgeschlossen bleibt, und daß der Verein der in dem Telegramm des Prinzen Heinrich ausgesprochnen Mahnung folgend unter der neuen Leitung bestrebt sein wird, in stiller, einmütiger Arbeit das deutsche Volk von der Notwendigkeit der Förderung eines nationalen Werkes aufklärend zu überzeugen." Auch der Satz: „Als ferner in der Versammlung auf die Danziger Resolution hingewiesen wurde, erklärte Herr von Braun mit bemerkenswertem Zynismus, daß Resolutionen keine bindende Bedeutung hätten", beruht auf ungenauer Information des Herrn Verfassers. Herr von Braun besprach die Danziger Resolution vom juristischen Standpunkt aus und sagte wörtlich folgendes: „An sich präjudiziert die Bezeichnung des Vereins als »national-politisch« der Frage in keiner Weise, ob der Verein rechtlich als ein politischer zu betrachten ist. Denn für diese Frage ist in erster Linie entscheidend, was der Zweck des Vereins nach seinen Satzungen ist. Da der Vereinszweck, wie bereits erwähnt, nach gesetzlicher Vorschrift nur mit Zustimmung aller Mitglieder geändert werden kann, und zwar nur durch eine Satzungsänderung, nicht durch eine einfache Resolution, die ohne jede Förmlichkeit jederzeit wieder aufgehoben werden könnte, ist die Resolution für die Frage nach dem Zwecke des Vereins rechtlich belanglos." Diesem Wortlaut gegenüber kann der Vorwurf des Zynismus nicht aufrecht erhalten werden.

Ich glaube bisher bei der Berichtigung der Irrtümer, die dem Herrn Verfasser des Reichsspiegels untergelaufen sind, nicht in den Fehler verletzender Bitterkeit verfallen zu sein, der für manche norddeutsche Äußerungen über den Bayrischen Landesverband charakteristisch ist. Auch glaube ich mich durch die Studien, Gedanken und Wünsche, die ich in den Grenzboten veröffentlichen durfte, gegen den Verdacht süddeutscher Einseitigkeit und bajuwarischen Stammesdünkels gesichert zu haben. Ich bitte darum um Vertrauen bei der Zurückweisung des Vorwurfs der Zentrumshörigkeit, der gegen den Bayrischen Landesverband neuerdings erhoben worden ist. Dieser Vorwurf beruht auf ungenügender Kenntnis von Verhältnissen und Personen, die mir seit Jahren vertraut sind.

Der Kampf des Bayrischen Landesverbands um den unpolitischen Charakter des Vereins war zunächst von dem Gedanken geleitet, Angehörige aller politischen Parteien für den Flottengedanken zu gewinnen. Was konnte es nützen, nur die Anhänger einer politischen Richtung, die ohnehin schon von der Notwendigkeit einer starken Wehrmacht zur See überzeugt waren, in einem Verein zu sammeln? Auf das weite Gebiet des ganzen Volkes mußte die Missionstätigkeit ausgedehnt werden, sie durfte nicht vor sozialen, fraktionellen oder konfessionellen Schlagbäumen halt machen. Erfolgreich konnte sie nur sein, wenn sie keine andern Fragen politischer Natur mit ihrer Lehre verquickte. Ein Missionar des Nationalbewußtseins, der Anhänger verschiedner politischer Richtungen für eine gemeinsame nationale Sache gewinnen will, darf sich doch nicht in die Hörigkeit der einen oder der andern politischen Partei begeben. Wo ist auch nur der Schatten eines Beweises erbracht worden, daß der Bayrische Landesverband das getan hätte?

Dann aber war der Kampf des bayrischen Verbandes um den unpolitischen Charakter des Vereins ein Kampf um seine beste Kraft, seine aktiven und passiven Mitglieder aus dem Offizierstande. Das klingt übertrieben militärfromm. Aber

der Bayrische Landesverband weiß, was er tut, wenn er sich seine ritterlichen Missionare zu erhalten sucht.

In Bayern ist der Offizierstand ein ungemein wohltätig wirkender Vermittler zwischen allen Gesellschaftsschichten und Berufsarten. Er wirkt aber nicht nur als intersozialer Vermittler, sondern er ist auch das mächtigste interkonfessionelle Element in der Gesellschaft und im Volke. Es besteht kein Zwiespalt zwischen dem Offizierkorps und den verschiednen Schichten der Zivilbevölkerung. Wäre der Simplicissimus nicht so vorsichtig gewesen, sein Offizierklischee nur sehr selten mit bayrischen Farben auszumalen, so wäre seine Verhöhnungskampagne gegen das Heer in Bayern sehr bald auf Widerstand oder lähmende Gleichgiltigkeit gestoßen. Endlich ist das Offizierkorps in Bayern der vertrauteste Vertreter des nationalen Gedankens und der opferwilligste Förderer nationaler Bestrebungen. Kein nationaler Verein kann die auch aus vielen Wenig sich ergebende Finanzkraft der Offiziere, keiner ihre in allen Bevölkerungsschichten wirksame Legitimationskraft, keiner ihre durch Geschäfts- und Umgangsgewandtheit gestützte, durch Opfermut und körperliche Ausdauer gesteigerte Werbekraft entbehren. Vom Leutnant bis zum General der Artillerie waren zu meiner Zeit — in den ersten sieben Jahren des Bayrischen Landesverbandes — bayrische Offiziere bei der Organisation des Flottenvereins tätig. In meinem frühern Geschäftsbereiche gründete und verwaltete ein Leutnant die Flottenvereinsgruppe in einer großen Garnison. Aktive Generale und solche, die ihr Tagewerk schon in den Einigungskriegen getan und als Krieger oder Diplomaten am Bau des Reiches mitgeholfen hatten, arbeiteten als Vorsitzende von Orts- und Kreisgruppen mit jungen Militär- oder Zivіladjutanten freudig an dem friedlichen Einigungs- und Erziehungswerke des Flottenvereins. Als ich in Dillingen, einem Schüler- und Soldatenstädtchen an der Donau, im Jahre 1899 die erste Ortsgruppe des Flottenvereins in Bayern gründete, stützte ich mich auf die freudige, tatkräftige Mitarbeit des Landwehrbezirkskommandeurs und der Offiziere des zweiten bayrischen Chevaulegersregiments. Ich dehnte mit ihrer Hilfe die Organisation über Nordschwaben und benachbarte Landesteile aus. Der Landwehrbezirkskommandeur stellte auf seinen Dienstreisen an vielen Orten Kader des Vereins auf, so auch einen katholischen Pfarrer als Vorstand einer Ortsgruppe, und die Chevaulegersoffiziere unterstützten unsre Tätigkeit außerhalb Dillingens durch ihre Beiträge, in Dillingen selbst durch rege Teilnahme am Vereinsleben und an der Vereinsarbeit. An einem Vortragsabend saßen die Reiteroffiziere und die meist dem geistlichen Stande angehörigen Professoren des Lyzeums nebeneinander vor unserm Redner, dem Marinepfarrer Heims.

Ich sah damals und später in meiner siebenjährigen Tätigkeit als Schriftführer des Landesverbandes soviel grüne Reiter im Dienste des Flottenvereins — die Chevaulegersoffiziere im Ausschuß meiner Ortsgruppe, einen Oberleutnant der Bamberger Kaiserulanen als Schrift- und Geschäftsführer an der Spitze des oberfränkischen Kreisausschusses, den frühern ersten Vorsitzenden, jetzigen Ehrenvorsitzenden, die jetzigen Vorsitzenden —, daß ich in meiner Monographie über die preußische Artillerie im Dienste des Küstenrettungswesens die Sympathie, die den Hauptmann Trost, den verdienten Förderer des Küstenrettungswesens, als Adjutanten der zweiten Preußischen Artilleriebrigade zu den Rossen Poseidons zog, mit der verglich, die die bayrischen Reiteroffiziere zur Förderung des Flottengedankens veranlaßte. Ich sagte an jener Stelle, daß in Bayern die Flottenidee im letzten Jahrzehnt bei keiner Waffe so freudige, tatkräftige Förderung gefunden habe wie bei der Kavallerie. Die dankbare Erinnerung an die Mitarbeit des Dillinger Landwehrbezirkskommandeurs und meine Bewundrung für die Arbeit eines Oberleutnants, eines Hauptmanns, eines

Majors und eines Obersten der Infanterie und eines Generals der Artillerie, die als Verbreiter des Flottengedankens und als Leiter von Ortsgruppen und Kreisverbänden alle Arbeitskraft und Arbeitsfreude, die ihnen der heiße Tag eines arbeitsvollen Lebens übrig ließ, dem Flottenverein widmeten, nötigen mich, die beiden andern Waffen in ihrer Arbeit für die Flottenidee neben, nicht hinter die Kavallerie zu stellen: bayrische Offiziere aller Waffen haben dem Flottengedanken und damit der innern nationalen Kolonisation in Bayern wertvolle Pionierdienste geleistet. Das Paradoxon, daß die Landwaffe κατ' ἐξοχήν, die Kavallerie, bei der Verbreitung des Flottengedankens in erster Linie tätig war, bleibt doch bestehn.

So haben in Bayern Kavallerie-, Infanterie- und Artillerieoffiziere in Form von Ortsgruppen des Flottenvereins Schulen zur nationalen Erziehung, Kolonien des Nationalbewußtseins gegründet. So hat der Flottenverein in Bayern an der nationalen politischen Erziehung des Volkes gearbeitet und damit seit seinem Bestehn die Forderung erfüllt, die Carl Regenborn im 40. und 41. Heft des Jahrgangs 1907 der Grenzboten ausgesprochen hat. Es liegt eine gewisse Tragik darin, daß die bayrischen Vaterlandsfreunde in ihrer unscheinbaren und doch unschätzbaren Arbeit von Gesinnungsgenossen gestört werden. Was in ihren Pflanzstätten des Nationalgefühls aus ihrer Saat aufwächst, ist mehr als ein Adressensturm und mehr sogar als eine flottenfreundliche Reichstagsmajorität — es ist ein Teil der Kraft, die in den Befreiungskriegen vor allem das preußische Volk, aber auch die übrigen deutschen Stämme beseelt hat, die Ferdinande von Schmettau trieb, das einzige Gold, das ihr eigen war, ihr schönes blondes Haar, für das Vaterland zu opfern, die Schill und Hofer in den Kampf führte und die Elf von Wesel und den Einen von Braunau, Palm, bis zum bittern Ende aufrecht erhielt. Ich wiederhole in diesem Satze Worte, die ich am 7. Juni 1906 an dieser Stelle gesprochen habe. Es gilt wieder, ungerechte Vorwürfe von der gleichen treuen Arbeit abzuwehren.

Ein Mann und seine Gefolgschaft sieht im Flottenverein eine Kampforganisation — wir Bayern sehn darin, gestützt auf die Satzungen, eine Schule zur nationalen Erziehung des deutschen Volkes. Wir Bayern haben, gestützt auf die Satzungen, um unsre Saat, die Deutschland, nicht nur Bayern ernten wird, und um einen Teil unsrer besten Arbeiter, die Offiziere, gekämpft, hartnäckig gekämpft, nicht aus Eigensinn, nicht um bayrische Sonderinteressen zu fördern, sondern aus Sorge um die Zukunft des Vaterlands.

Diesmal spricht man unsern Namen nicht mit dem Rheinbundaccent aus, gegen den wir uns im Jahre 1906 wehren mußten, diesmal erneuert man den Vorwurf der Zentrumshörigkeit. In bittern Sätzen. „Wenn die bayrischen Treibereien im Flottenverein fortdauern, wird damit eine jetzt noch mühsam zurückgedrängte Stimmung gefördert, die im nationalen Interesse tief bedauerlich ist. Nicht die Festigkeit des Reichs, wohl aber das Vertrauen der besten nationalen Kreise wird erschüttert, wenn der Eindruck bestätigt erscheint, daß Richtungen, die in der Reichspolitik glücklich zurückgedrängt sind, gleichwohl ihren Willen durchsetzen, wenn es ihnen gelingt, in dem Gewande bayrischer Wünsche — womöglich unter Benutzung dynastischer Empfindlichkeiten — wieder zu erscheinen.... Diese verheißungsvollen Anfänge (einer politischen Erziehung des deutschen Volks) sind durch Machenschaften einer Partei, die es verstanden hat, ihren Anteil an der Sache geschickt zu verbergen und dafür behördliche Rechthaberei und dynastische Empfindlichkeit auf ihre Seite zu bringen, schwer bedroht, wenn es nicht gelingt, den Kurs des Flottenvereins von der bayrischen Minderheit unabhängig zu erhalten."

Als ich vor einigen Jahren durch meinen Kampf gegen die Pornographie gewissen Unternehmungen und Doktrinen lästig wurde, erhob ein Schriftsteller, den

ich gar nicht bekämpft hatte, mit dem ich seinerzeit demselben nationalliberalen Verein angehörte, Ludwig Thoma, gegen mich den Vorwurf der Zentrumshörigkeit. Der Schuß ging fehl: ich hatte mich im Verlaufe jener Kämpfe öffentlich zu dem Gedanken der Los-von-Rom-Bewegung bekannt. Ähnlich zentrumshörig wie ich sind auch die übrigen frühern und jetzigen Mitglieder des Vorstands des Bayrischen Landesverbands. Weder von bewußter noch von unbewußter Zentrumshörigkeit kann die Rede sein. Der Vorstand des Bayrischen Landesverbands ist geistig denn doch zu reif und zu rege, und es gibt unter seinen Mitgliedern, wenn man der Wachsamkeit der übrigen nicht trauen sollte, zu viel Alldeutsche, als daß er, ohne es zu merken, zum Werkzeug einer Partei werden könnte, „die es versteht, ihren Anteil an der Sache geschickt zu verbergen".

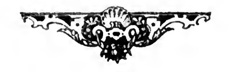
Zum Schluß noch eine Frage: War es denn der Bayrische Landesverband allein, der für die Erhaltung des unpolitischen Charakters des Flottenvereins eingetreten ist, hat nur er die übeln Folgen der Verbindung politischer Dinge mit der Vereinstätigkeit empfunden? Ich erinnere mich, wie damals, als die Geschäftsleitung des Flottenvereins in den Wahlkampf eingriff, der Vorstand eines andern großen Verbandes resigniert klagte: Die Früchte jahrelanger Arbeit sind vernichtet. Wir müssen wieder von vorn anfangen.

Leider hat der Bayrische Landesverband die gleiche Erfahrung gemacht.

Ich hoffe, mein Zeugnis wird wenigstens in den Augen des politisch reifen Kreises der Grenzbotenleser den Bayrischen Landesverband von dem Vorwurf des Ränkespinnens und der Zentrumshörigkeit entlasten. Es spricht hier zwar nur ein Bayer für die Bayern, aber ich weiß es und habe es schon, so gut ich konnte, bewiesen: kein Bayer fühlt für die norddeutschen Brüder wärmer als ich. Sie dürfen mir vertrauen.

München — Ludwig Kemmer

Der kleine Meyer. Der soeben erschienene vierte Band von Meyers Kleinem Konversationslexikon (siebente Auflage in sechs Bänden, Kielbank bis Nordkanal) ist außerordentlich reichhaltig. Unter den alle Ansprüche befriedigenden technischen Artikeln mögen „Kinematograph", „Kupferstich" und „Motorwagen" — alle natürlich ausreichend illustriert — hervorgehoben werden. Von den naturwissenschaftlichen nennen wir „Koniferen" wegen der auch ästhetisch anmutenden vortrefflichen Bildertafel II, „Mensch" wegen der Tafel, die der „Gestalt des Menschen" gewidmet ist, und „Mineralien" wegen der Fundstättenkarte. Von sozialen Erscheinungen sind besonders die Krankenpflege, die Krankenversicherung und das Kriegssanitätswesen reichlich bedacht. Die deutschen Kolonien, kolonialen Erwerbsgesellschaften, die Kolonialbahnen, Kolonialtruppen, das Kolonialrecht werden mit der ihrer heutigen Bedeutung entsprechenden Gründlichkeit behandelt. Die Artikel über Städte wie Köln, Konstantinopel, Leipzig, London sind mit Plänen ausgestattet. Die Objektivität und Unparteilichkeit in konfessioneller Beziehung bewährt sich in den Artikeln „Kirche" und „Luther". Jener ist mit einer sehr dankenswerten, vier Seiten füllenden Zeittafel versehen. Statt des Satzes (S. 15, Sp. 2): „Karl der Große nutzte die Kirche für seine Zwecke" würde ich geschrieben haben: er verwandte die Kulturmittel der Kirche zur Erziehung seiner Völker und zur Organisation seines Staates und erhöhte mit seinen politischen Machtmitteln das Ansehen und die Macht der Kirche. — C. J.



Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

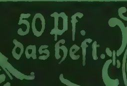
Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 36 Ausgegeben am 3. September 1908

Inhalt

Seite

Die Weltfahrt der amerikanischen Flotte 461
Overbeck und Nietzsche. Von Carl Jentsch 472
Die deutschen Großstädte. Von B. Bruhns 2 . . . 482
Lafcadio Hearns Essays und Märchen aus Japan. Von Beda Prilipp 490
Moskitos. Von Lafcadio Hearn 495
Oberlehrer Hauk. Roman von Bernt Lie. (Fortsetzung) 497
Maßgebliches und Unmaßgebliches. 505
Reichsspiegel. (Die Wendung in Marokko und die französische Politik. Die internationale Lage. Der Fall Schücking und die Konservativen.) — Die Weltwirtschaft. — Ein Blick von der Warte der Geschichte in unsre Zeit.



Fr. Wilh. Grunow Leipzig.

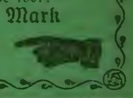
Germania

Versicherung auf den Todes-, Invaliditätsfall. Aussteuer- und Leibrenten-Versicherung.

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Versicherungsbestand Ende 1907: 780.1 Millionen Mark Kapital | Sicherheitsfonds Ende 1907: 341.2 Millionen Mark

Unverfallbarkeit. Weltpolice. Unanfechtbarkeit.



Dividende nach Plan B bis zu 79¾ % der einzelnen Prämie.

Unfall-Versicherung. Haftpflicht-Versicherung.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Kranz und Krähen

Neue Gedichte

von

Heinrich Spiero

Broschiert 1,50 Mark
Gebunden 2,50 Mark

R. WOLF

Magdeburg-Buckau

Mailand 1906: Grand Prix — Berlin 1907: Goldene Medaille

Fahrbare und feststehende Sattdampf- und Patent-

Heißdampf-Lokomobilen

bis zu 600 Pferdestärken

Wirtschaftlichste Betriebsmaschinen der Neuzeit

J. A. Henckels.

Zwillingswerk in Solingen

fabriziert und empfiehlt: Messer und Gabeln für Küche und Haus — Messer für alle Gewerbe und Künste — Hirschfänger u. Jagdmesser — Scheren f. alle Zwecke.

Hauptniederlage: **BERLIN W.**, Leipzigerstraße 118.

Eigene VERKAUFS-Niederlagen: CÖLN a. Rh., Hohestraße 144 — DRESDEN, Wilsdrufferstraße 7 — FRANKFURT a. M., Roßmarkt 15 — HAMBURG, Große Johannisstraße 6 — WIEN I, Kärntnerstraße 24.

Die Weltfahrt der amerikanischen Flotte

Es ist nur begreiflich, daß die Weltreise der amerikanischen Flotte nach wie vor in allen Teilen der Erde mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt wird. So ist es nicht nur auf dem ersten Teile der Fahrt der Fall gewesen, der in San Franzisko seinen Abschluß gefunden hatte, sondern dieses Interesse äußert sich vielleicht in noch höherm Maße jetzt, nachdem kürzlich der zweite Abschnitt dieser denkwürdigen Reise begonnen hat, wobei die Hawaiinseln und Samoa aufgesucht wurden, und nachdem am 9. August der erste eigenartige Zwischenakt mit dem bis zum 5. September währenden Aufenthalt des Geschwaders in Australien, in Auckland, Sydney und Melbourne stattgefunden hat. Die vierzehntägige Pause wird nun allenthalben in der Presse dazu benutzt, Rückblicke und Ausblicke zu tun und die Erfahrungen und Beobachtungen chronologisch aneinanderzureihen, die zuerst Admiral Evans und dann sein Nachfolger im Amt als Flottenchef, Konteradmiral Sperry, auf den verschiedensten Gebieten bisher gesammelt haben, und die von lehrreichem Interesse erscheinen. Da wird vor allen Dingen hervorgehoben, daß bis jetzt die Reise unter der pünktlichsten Innehaltung des Programms verlaufen ist, und daß namentlich das erste große Marschziel, San Franzisko, genau zu dem festgesetzten Zeitpunkte erreicht wurde. Wenn auch diese Tatsache von der amerikanischen Presse mit etwas reklamehafter Überschwenglichkeit gepriesen und in den Vordergrund gestellt wird und darüber in Vergessenheit gerät, daß das ganze Unternehmen unter den denkbar günstigsten Verhältnissen bis in alle Einzelheiten vorbereitet werden konnte, so wie es nur im tiefsten Frieden möglich ist, so muß doch unumwunden anerkannt werden, daß Material und Personal gutes geleistet und allen Anforderungen entsprochen haben. Andernfalls würde es dem Geschwaderchef schwerlich gelungen sein, mit den sechzehn Schlachtschiffen, die doch nicht alle gleichwertig sind, ohne irgendwelchen Schaden zu nehmen oder durch unfreiwillige Aufenthalte zurückgehalten zu werden, die erste Hauptetappe in San Franzisko an der kalifornischen Küste zu erreichen. Maschinen

und Kessel haben zu diesem Erfolge zunächst beigetragen; sie haben auf allen Einheiten fehlerlos funktioniert, sind gut ausprobiert gewesen, wurden unterwegs in brauchbarem Stand erhalten und konnten dank der Tüchtigkeit der Mannschaft ihr Bestes hergeben, als ihnen zu guter Letzt ein kleines Mehr an Leistungsfähigkeit abverlangt werden mußte.

Es ist nun viel darüber gestritten worden und wird noch jetzt mit derselben Lebhaftigkeit kritisiert, ob und in welchem Umfange wohl der Troß, den Admiral Evans mit sich geführt hat, an diesen günstigen Ergebnissen beteiligt gewesen ist, und inwieweit sich daraus Erfahrungen für den Krieg herleiten lassen. An Troßschiffen führt das Geschwader mit sich ein Werkstätten-, ein Wasser- und ein Lazarettschiff, zwei Proviantschiffe und dazu siebenunddreißig Kohlendampfer, von denen neun Eigentum der Kriegsmarine, die übrigen gechartert sind. Von diesen Schiffen ist das interessanteste wohl das Werkstättenschiff, weil es mit Fragen in Verbindung steht, die gegenwärtig fast in allen Marinen diskutiert werden, aber noch nicht endgiltig gelöst sind. Es handelt sich um die Aufgaben, die einem solchen Schiff zufallen, und in welcher Weise es dementsprechend eingerichtet sein soll. Am zutreffendsten läßt sich wohl das Werkstättenschiff als ein Bindeglied zwischen Werft und Bordreparaturstelle bezeichnen, weshalb es so eingerichtet sein muß, daß es die subtilen Arbeiten, zum Beispiel an elektrischen Maschinen, Befehlsübermittlungsapparaten, Geschützen usw., ausführen kann. Unsers Wissens ist nur die englische Marine mit zwei diesen Bedingungen voll entsprechenden Schiffen, dem Cyclops und der Assistance, ausgerüstet, während die Amerikaner trotz der mit dem Vulkan im Kriege gegen Spanien gemachten Erfahrungen noch kein mustergiltiges Schiff dieser Art haben. Wenigstens kann dafür der Panther, den jetzt das Geschwader nach dem Stillen Ozean mit sich führt, nicht angesehen werden, denn er ist nur ein umgebautes älteres Handelsschiff von mittlerm Deplacement und deshalb schon nach seinen Größenverhältnissen nicht für seine Bestimmungen ausreichend. Auch die beiden Proviantschiffe Culgoa und Glacier, die der Flotte beigegeben sind, gehören der Handelsmarine an und sind älterer Bauart. Aber hier sind die beiden großen Gefrierräume auf jedem Schiff und die darum gelegnen Kühlräume praktisch und modern gebaut, sodaß $^1/_2$ Million Pfund Fleisch und große Vorräte an Trockenproviant in ihnen Aufnahme finden können. Sehr reich ausgestattet ist die amerikanische Kriegsmarine mit eignen Kohlendampfern, und sie wird in dieser Hinsicht selbst von der englischen Flotte nicht erreicht. Von den fünfzehn vorhandnen Schiffen dieser Art begleiten, wie schon gesagt, neun das sich auf der Reise befindende Geschwader; sie können 26400 Tonnen laden, während die gecharterten achtundzwanzig Kohlenschiffe nach den einzelnen Stationen, an denen unterwegs halt gemacht wurde, zusammen 150901 Tonnen gebracht haben. Der Grund, warum die Amerikaner gerade der Frage der Kohlenversorgung schon im Frieden so hohen Wert beigelegt haben, ist vornehmlich in der weiten Ent-

fernung der atlantischen von der pazifischen Küste zu suchen. Sie sagen sich, daß bei etwaigen kriegerischen Verwicklungen eine schnelle Bereitstellung ihrer Seestreitkräfte im Stillen Ozean, so wie sie heute verteilt sind, bevor der Panamakanal fertig ist, so gut wie ausgeschlossen erscheinen muß, wenn nicht für auskömmlichen Bedarf an Kohlen in sachgemäßer Weise Vorsorgen getroffen sind. Dafür werden allerdings sogar die erwähnten fünfzehn Kohlendampfer nicht ausreichen und auch die diesmal dazu gemieteten achtundzwanzig Fahrzeuge nicht, sondern ein viel größerer Troß solcher Schiffe würde bei einem Kriegsmarsch die Flotte von einem Ozean zum andern begleiten müssen. Darüber sind sich wohl auch die amerikanischen Marinebehörden nicht im unklaren, ebensowenig was die übrigen Begleitschiffe anlangt, die schon der Zahl nach für den Mobilmachungsfall auch nicht annähernd den Anforderungen entsprechen. Allein an Lazarettschiffen werden eins für je sechs bis acht große Schiffe gerechnet. Aber als Friedensversuch stellt sich die Beigabe der verschiednen Troßschiffe zweifelsohne als sehr lehrreich hin, dazu angetan, auch andern Marinen Winke zu geben, was auf diesen im großen und ganzen wenig entwickelten Gebieten noch nachzuholen ist.

Außer mit diesen Betrachtungen beschäftigt sich namentlich die amerikanische Presse mit den Ergebnissen der vierzehntägigen Schießübungen, die das Geschwader in der Magdalenenbucht abgehalten hat. Die Hauptsache dabei ist, daß sich die Etagentürme ausgezeichnet bewährt haben sollen, namentlich auch dann, wenn zugleich mit den 20,3-Zentimeter-Geschützen in den obern und den 30,5-Zentimeter-Geschützen in den untern Türmen geschossen wurde. Diese Nachricht findet um so mehr Beachtung, als man in neuerer Zeit auch in Fachkreisen Amerikas zu der Erkenntnis gekommen ist, daß die superimposed turrets mehr Nachteile als Vorteile haben. Jene werden hauptsächlich in der Hochlegung so schwerer Gewichte gefunden, sodann in der Gefahr, daß durch einen einzigen unglücklichen Treffer alle vier Geschütze eines Turmes außer Gefecht gesetzt werden können. Übrigens ist die amerikanische Marine die einzige, die diese Bauten aufweist, wohl der angeführten nachteiligen Umstände wegen. Sie fanden zunächst auf dem Kearsarge und der Kentucky Aufstellung, sind aber für die Neubauten der Vermont-, Mississippi-, Michigan- und Delawareklasse nicht mehr vorgesehen. Was sonst die Berichte über die günstigen Schießresultate, namentlich die hohen Treffprozente enthalten, läßt sich natürlich weder kontrollieren noch einwandfrei beurteilen, da alle nähern Angaben über Entfernungen, Größe und Beschaffenheit der Ziele sowie über die Witterungsverhältnisse fehlen.

Von einem sehr interessanten Versuch ist noch zu sprechen, den Admiral Evans in San Franzisko unternommen hat. Er ließ nämlich unter möglichster Beschleunigung durch zehn Panzer und sechs geschützte Kreuzer sechzehn Torpedobootszerstörer nach der Magdalenenbucht und zurück schleppen, zu dem Zweck, um festzustellen, ob die Zerstörer von den großen Schiffen auf lange

Strecken nachgeführt werden können, ohne daß dadurch deren Geschwindigkeit und Seetüchtigkeit wesentlich beeinträchtigt würde. Der gewöhnliche Kohlenvorrat der Torpedoboote reicht nur für eine Seereise von 2000 Meilen aus; unter eignem Dampf würden deshalb die kleinen Fahrzeuge nicht einmal Honolulu, geschweige denn Manila erreicht haben können, ohne unterwegs von Kohlendampfern mit Vorrat versehen zu werden. Und die Kohleneinnahme auf hoher See stellt sich erklärlicherweise gerade für Torpedofahrzeuge besonders schwierig. Im Schlepptau der großen Schiffe dagegen würde ihr Kohlenvorrat vollkommen genügen, und die Kreuzer hätten dann ihren Bedarf in Honolulu ergänzen können. Dem Vernehmen nach haben die Erprobungen zu einem durchaus befriedigenden Ergebnis geführt, sodaß in der Tat ein Teil der Zerstörer nach der obigen Transportweise den Weg von San Franzisko nach den Hawaiinseln zurückgelegt hat.

Mehr noch aber als für alle diese Einzelheiten der Übungsfahrt des atlantischen Geschwaders hat sich die öffentliche Meinung für den Bericht des Admirals Evans interessiert, der an den Marinesekretär gerichtet ist und die Gefechtseigenschaften und dergleichen der ihm unterstellten Schlachtschiffe behandelt. Dieser Bericht verdient um so mehr Beachtung, als schon lange, bevor Einzelheiten daraus bekannt wurden, von Fachleuten sowohl wie von weniger berufnen Stellen aus allerhand Mitteilungen über die nachteilige Beschaffenheit der nach dem Stillen Ozean entsandten Schlachtschiffe verbreitet wurden. Diese Ausstreuungen fanden namentlich in Laienkreisen viel Glauben und dienten als Basis für die Verbreitung der Ansicht im Lande, daß die großen amerikanischen Schiffsbauten, was ihren militärischen Wert anlangt, den Anforderungen nicht genügten und weit hinter denen andrer Marinen zurückstünden. In dieser Hinsicht hat Evans Bericht aufklärend und beruhigend gewirkt, denn wenn er auch aufdeckte, was verbesserungsfähig ist, so räumt er doch mit den Hiobsposten auf, die den wertvollsten Bestand der amerikanischen Flotte als nahezu kriegsuntüchtige Waffe hingestellt haben. Man kann auch sicherlich nicht den Einwand erheben, daß der Bericht nicht sorgfältig genug verfaßt sei, denn der Flottenchef schickt ihm voraus, daß mehr als zweihundert Offiziere Mitarbeiter gewesen sind. Jeder Offizier vom Kommandanten abwärts, die Ingenieure, Zahlmeister, Ärzte, kurz alle, die mit der Fahrt und der Gefechtsbrauchbarkeit der Schiffe zu tun hatten, bekamen eine lange Reihe von Fragen zur Beantwortung. Diese Antworten wurden nach ihrer Prüfung durch den Kommandanten nach dem Flaggschiff geschickt und hier zunächst dem Schiffskonstrukteur Richard Robinson übergeben, der vier Tage vor der Abfahrt der Schlachtschiffflotte von Hampton Roads zum Connecticut abkommandiert worden war, um die erste Berichterstattung über die schiffstechnischen Erfahrungen während der Fahrt zu übernehmen. Mr. Robinson hat dann die ihm übergebnen Berichte aller Schiffe bearbeitet und daraus ein Urteil zusammengestellt, das von Admiral Evans nachgeprüft und

mit einigen Änderungen und Zusätzen versehen worden ist. Es geht über den Rahmen dieser Betrachtung hinaus, wollten wir die Urteile und Ansichten des damaligen Geschwaderchefs hier in extenso wiedergeben. Aber die Wichtigkeit der berührten Fragen und die hohe Autorität des amerikanischen Admirals lassen es doch geboten erscheinen, daß wir wenigstens die Sätze hier anführen, die die Panzerung betreffen, um die besonders viel gestritten worden ist, weil bis jetzt der genaue Text nicht vorlag: „Nach den Zahlen zu urteilen, so sagt der Admiral, die in verschiednen Antworten von Offizieren in Kommandostellen enthalten sind, scheint es, daß ein besserer Schutz gewonnen würde, wenn die Panzergürtel ursprünglich 6 Zoll bis 1 Fuß höher gelegt worden wären, und zwar unter der Voraussetzung, daß der Kommandant vor einem Gefecht genügend Wasser in das Schiff einlaufen läßt, um den Gürtel bis ungefähr 18 Zoll von der Wasserlinie zu bringen. Aber auch das ist eine offne Frage, denn es ist bemerkt worden, daß selbst bei schwerer Ladung und in ruhiger bis mäßig bewegter See, wodurch diese Fahrt bisher begünstigt worden ist, alle die Schiffe häufig ihren ganzen Gürtel und ihre Bodenbeplattung vollständig bloßgelegt haben. Man muß sich vergegenwärtigen, daß selbst eine fünf- bis sechszöllige Granate (von denen eine große Anzahl vorhanden sein würde) schwere Schäden verursachen könnte, wenn sie unterhalb des Gürtels treffen würde, während andernfalls das Schiff an der Wasserlinie selbst bei ganz untergetauchtem Panzergürtel infolge des Kasemattpanzers und der Kohlen gegen alle mit Ausnahme der schwersten Geschosse gesichert ist. Tatsache ist, daß unter den Bedingungen, unter denen eine Seeschlacht ausgefochten werden könnte, ein Gürtel von acht Fuß Breite für sich allein betrachtet und einerlei, ob er nun etwas höher oder tiefer liegt, zu schmal ist, den gewünschten Schutz zu gewähren. Wie bekannt, ist bei den neusten Schiffen diese Frage von geringrer Wichtigkeit, da der Zitadellpanzer nur einen Zoll dünner ist als der der Wasserlinie, und hinsichtlich dieser schon gebauten Schiffe ist man der Ansicht, daß, wenn die achtern Brücken entfernt und alle Gewichte, die beim Ausbruch eines Krieges ans Land gebracht werden, in Rechnung gezogen werden, das Schiff sich um 6 bis 12 Zoll aus dem Wasser heben wird, was nach der bestehenden Auffassung das höchste wünschenswerte Maß ist."

Dem Bericht des Admirals Evans ist noch ein Anhang von Marinekonstrukteur R. H. Robinson über das Flaggschiff Connecticut beigefügt, worin es unter anderm heißt: „Was die vielerörterte Frage der Lage des Panzergürtels betrifft, so sind die Wetter- und Seebedingungen dieser Fahrt außerordentlich gut gewesen, aber selbst unter diesen Bedingungen wurde der untere Rand des Panzergürtels verschiedner Schiffe infolge des Schlingerns und Stampfens häufig sichtbar. Es scheint, daß der Panzergürtel jedenfalls nicht zu tief hinabreicht; eine Verletzung unterhalb des Gürtels würde viel gefährlicher sein als eine solche oberhalb davon, und eine Granate jeden Kalibers

kann Schaden verursachen, wenn der untere Rand des Panzergürtels bloßgelegt ist. Es hat sich gezeigt, daß die Ladebedingungen verschiedner Schiffe der Flotte ungewöhnlich waren, indem zum Beispiel das Reservespeisewasser von 30 Tonnen in verschiednen Schiffen entgegen den Vorschriften bis zu 800 Tonnen betrug, dazu kommen ungewöhnlich viele Reserveteile, Übungsmunition usw. Es läßt sich kaum leugnen, daß es wünschenswert ist, einen möglichst breiten und dicken Panzergürtel zu haben. Dazu scheint ein Gürtel, der in der Höhe des untern Randes des jetzigen Gürtels beginnt, und der eine möglichst große Breite und Dicke erhält sowie genügenden Schutz der Türme und Geschützstellungen gewährleistet, ein zweckmäßiger Ausweg zu sein."

Der erwähnte Bericht des Admirals Evans ist das letzte Werk seiner aktiven Diensttätigkeit gewesen. Sicherlich zu seinem eignen Bedauern, aber nicht weniger auch zum Leidwesen der Regierung, die es gern gesehen hätte, daß der verdienstvolle Geschwaderchef die mit so gutem Erfolg eingeleitete und bis an einen wichtigen Abschnitt geführte Fahrt bis zum Schluß geleitet haben würde. Aber Gesundheitsrücksichten haben durch diese Wünsche und Hoffnungen einen Strich gemacht, sodaß Konteradmiral Sperry für den zweiten Teil der Reise den Oberbefehl übernehmen mußte. Es standen für die Fortsetzung zwei Wege zur Wahl. Der eine führte über die Kohlenstationen Sitka, Dutch Harbor und Kiska nach dem Norden Ostasiens, der andre über die Hawaiinseln und Guam nach den Philippinen. Die erste, die nördliche der beiden Etappenstraßen, kam schließlich nicht näher in Betracht, erstens weil die hier vorhandnen Kohlenstationen nur für den Kreuzerkrieg eingerichtet sind, und dann weil ihre Benutzung für den Fall eines etwaigen Konflikts mit Japan so gut wie gar nicht in Betracht kommen kann. Die Möglichkeit eines solchen Konflikts wird zwar von allen amtlichen Stellen fortgesetzt in Abrede gestellt, wie sie ja auch natürlich nicht die offizielle Veranlassung zu der Übungsfahrt gegeben hat. Aber das wird wenigstens stillschweigend zugegeben, daß auf dem Rückwege nach der Heimat die Route eingeschlagen und die großen Stützpunkte aufgesucht werden sollen, die, wenn einmal der Stille Ozean der Kriegsschauplatz sein sollte, dann die gegebne Richtung und die wertvollsten Hilfsstationen sein werden. So hat man am 6. Juli die Fahrt von San Franzisko nach Honolulu angetreten und hier einen zehntägigen Aufenthalt genommen, um die schon in der Ausführung begriffnen Befestigungen und die Pläne für die neuen Anlagen eingehend zu besichtigen. Die Gunst der Lage hatte die Union schon vor Jahren veranlaßt, die Gruppe der Hawaiinseln militärisch so stark zu schützen, daß sie sich nach Vollendung der Befestigungen auch ohne Flottenhilfe mit Erfolg gegen feindliche Unternehmungen verteidigen können. Zuerst war mit den Werken zum unmittelbaren Schutz der Landeshauptstadt begonnen worden, und sie sind heute so weit vorgeschritten, daß die völlige Fertigstellung noch im Laufe dieses Jahres erwartet wird. Alsdann soll mit dem Ausbau von Pearl Harbor als Flotten-

basis ersten Ranges begonnen werden, nachdem das Repräsentantenhaus die dafür notwendigen Mittel im Etat von 1908/09 bewilligt hat. Die natürlichen Bedingungen für ein solches Unternehmen sind außerordentlich günstig. Der Hafen hat eine durchschnittliche Tiefe von sechzig Fuß und umfaßt eine Wasserfläche von zehn Quadratmeilen; er ist groß genug, sämtliche Flotten der Welt aufzunehmen. Bis auf eine verhältnismäßig schmale Öffnung von allen Seiten von Höhenzügen umgeben, bietet er geradezu ein ideales Gelände für moderne Befestigungsanlagen. Schiffe, die unter dem Schutze der Höhenzüge liegen, können von der See aus nicht gesichtet werden, und die Höhen sind so steil, daß die Heranschaffung schwerer Geschütze von der Landseite aus als ausgeschlossen angesehen werden kann, und überdies sind sie so hoch, daß der Hafen wirksam nicht beschossen werden kann. Auf diese Weise werden also die Hawaiinseln in absehbarer Zeit ein vor der pazifischen Küste Nordamerikas vorgeschobnes starkes Bollwerk werden, mit dem Amerika um so mehr rechnen kann, sowohl für die Defensive als auch für die Offensive, als die Entfernung von San Franzisko nur 3895 Kilometer beträgt, während Yokohama 9121 Kilometer, also nahezu dreimal so weit entfernt ist.

Für die Weiterreise des Pazifikgeschwaders auf dem Wege nach der Heimat war von Honolulu aus zunächst der direkte Weg nach den Philippinen, dem zweiten großen Stützpunkt der Union im Stillen Ozean, ausersehn. Da kam die Einladung der australischen Regierung zu einem Abstecher nach Sydney und Melbourne dazwischen, der Admiral Sperry, wie wir eingangs gesehn haben, Folge geleistet hat. Der Empfang, den die Amerikaner in den großen Häfen des Commonwealth gefunden haben, hat den höchsten Erwartungen entsprochen, und in begeisterten Begrüßungsworten feiern die Behörden und die Presse hüben wie drüben die Begegnung der befreundeten Nationen. „Kein andrer Staatenbund der Welt, so äußerte sich der australische Premierminister A. Deakin, hat mit dem amerikanischen so viele gemeinsame Züge wie die Commonwealth von Australien, und ich zweifle, daß man zwei andre Völker finden kann, die in engerer Berührung miteinander stehn oder imstande wären, mehr Nutzen zu ziehn als wir aus Maßnahmen, die die gegenseitigen Beziehungen noch immer enger gestalten könnten.“ Und die Washington Times schrieb dazu in bemerkenswerter Weise: „Die Fahrt nach Australien wird beiden, Japan sowohl wie England, eine Lehre sein. Sie wird wesentlich dazu beitragen, den Frieden im Stillen Ozean auf Jahre hinaus zu sichern, weil sie dartun wird, wie stark die Bande sind, die die neuen angelsächsischen Nationen am Rande dieses Ozeans miteinander verbinden.“

Nach dem australischen Zwischenspiel wird die Flotte wieder nordwärts dampfen und durch die Torresstraße nach den Philippinen fahren, wo sie Manila um die Mitte des September erreicht. Es folgt hier ein etwa sechswöchiger Aufenthalt zum abermaligen Abhalten von Schießübungen, für Rekognoszierungsfahrten und vor allem zum genauen Erkunden aller der Anlagen

und Projekte, die von der Regierung im Einverständnis mit dem Parlament für Befestigungen auf den Philippinen entworfen und angenommen worden sind. Trotz aller Friedensbestrebungen und -versicherungen will die Union auf alle Fälle vorbereitet und gerüstet sein und unter keinen Umständen den wertvollen Inselarchipel freiwillig preisgeben, wie es namentlich in der japanischen Presse, wohl um einen Fühler auszustrecken, verbreitet worden war. Der kürzlich gefaßte Beschluß des Kongresses, Manila zu einer der stärksten Festungen in ganz Asien zu machen, und die Bewilligung von 28 Millionen Mark für diese Bauten sind die Antwort auf die Hoffnungen der nun wohl schwer enttäuschten Söhne aus dem Reiche der aufgehenden Sonne. Mit der Aufstellung der Pläne für die Befestigung der Philippinen sind die obersten Marine- und Militärbehörden in Washington in gemeinsamen Sitzungen seit einem halben Jahre unablässig beschäftigt gewesen. Es bestand zuerst bei den Marinefachmännern der Plan, die Subigbai, die etwas weiter nördlich als Manila liegt und einen ausgezeichneten Hafen bildet, zur Hauptflottenbasis für die Philippinen auszubauen. Die militärischen Sachverständigen machten jedoch geltend, daß die Verteidigung der Subigbai gegen einen Angriff von der Landseite her beinahe unmöglich sein und unter Umständen eine Truppenmacht von 100000 Mann erfordern könnte. Daraufhin wurde dieser Plan aufgegeben, und es wurde beschlossen, Manila zum Hauptquartier des starken Geschwaders umzubauen, das die Vereinigten Staaten künftig ständig in den ostasiatischen Gewässern unterhalten wollen.

Der Kernpunkt der Befestigung der Bucht von Manila wird die außerordentlich günstig gelegne Corregidorinsel sein. Sie liegt in beherrschender Stellung gerade in der Mitte der Einfahrt zu der großen Bucht zwischen Cavite auf der einen und der Bataanhalbinsel auf der andern Seite.

Hinter ihr liegt noch eine Anzahl kleinerer Inseln, die Cabello-, Carabao- und Fraileinseln, die ebenfalls mit starken Verteidigungswerken versehn werden. Diese Werke zusammen beherrschen die Einfahrt in die Bai vollkommen auch dem stärksten Geschwader gegenüber.

Die Corregidorinsel soll sechs Batterien zehnzölliger Geschütze erhalten; die gebirgige Natur der Insel gestattet, die Batterien 500 Fuß über dem Meeresspiegel anzulegen, was deren Angriffskraft noch bedeutend erhöht. Auf der Küste der Insel werden Werften, Kasernen, Magazine und Lazarette errichtet. Die Magazine werden mit den Batterien durch eine elektrische Bahn verbunden. Es ist schon bestimmt, daß die 25. Küstenartilleriekompagnie, die sich gegenwärtig in Fort Monroe (Virginien) befindet, die Besatzung der Corregidorforts bilden wird; ihre Ausreise nach Manila ist auf den 6. April nächsten Jahres festgesetzt.

Auch die kleinern Forts, zu denen die erwähnten innerhalb der Bucht liegenden Inselchen umgestaltet werden sollen, werden mit zehnzölligen Geschützen ausgerüstet; sie erhalten ferner kleinere Batterien von Schnellfeuer-

geschützen zum Angriff auf Torpedoboote, die etwa versuchen sollten, die Einfahrt in den Hafen zu erzwingen.

An allen geeigneten Punkten werden mächtige Scheinwerferposten errichtet, die es ermöglichen, jeden Punkt der Hafeneinfahrt nach Bedarf tageshell zu beleuchten. Das riesige Schwimmdock Dewey, das imstande ist, die Schlachtschiffe der Marine zur Reparatur aufzunehmen, wird von seinem jetzigen Standort in der Subigbai ebenfalls nach Manila gebracht werden. Das Marinearsenal in der Stadt Cavite an der Bucht südlich von Manila wird vergrößert und dem neusten Stande der Technik entsprechend mit allen Hilfsmitteln ausgerüstet werden, sodaß dort künftig alle Reparaturen, die für eine Flotte von zahlreichen großen Schiffen möglicherweise notwendig werden, ausgeführt werden können.

Ein Hauptvorzug der Bucht von Manila gegenüber der Subigbai ist, wie schon erwähnt worden ist, der, daß die Verteidigung gegen einen Angriff von der Landseite her weit leichter zu bewerkstelligen ist. Hinter Manila erstreckt sich ein verhältnismäßig schmaler Landstreifen, der mit einer Reihe starker Forts besetzt wird, zum Baysee (der Lagune de Bay), einem großen, sich weit ins Landesinnere erstreckenden Binnensee, auf dem eine Anzahl kleiner Kanonenboote stationiert werden soll. Weitere natürliche Unterstützungsmittel für die Verteidigung Manilas bildet die sumpfige Natur des Geländes zwischen der Stadt und dem See; dieses ist außerdem mit sehr dichtem Unterholz bestanden, das dem Vordringen einer starken feindlichen Truppenmacht von der Landseite her große Schwierigkeiten in den Weg legt.

Es wird allerdings nicht verhindert werden können — das gibt man in offiziellen Kreisen zu —, daß die Japaner unter Umständen eine Truppenmacht von 100000 Mann auf der Halbinsel Luzon landen können, um sie zum Angriff auf Manila vorzuschicken. Die jetzt in Angriff genommnen Befestigungswerke sind aber so geplant, daß sie diese Möglichkeit in Rechnung ziehn, und die Amerikaner glauben, daß sogar eine sehr starke japanische Armee mit Unterstützung durch die Flotte von der Seeseite her, wenn die neue Seefeste erst fertig dasteht, nicht imstande sein werde, Manila zu erobern. Besonders dann nicht, wenn erst die Absicht ausgeführt sein wird, ein ständiges Philippinengeschwader zu organisieren. Dieses soll nach den heutigen Plänen bestehn aus den vier Linienschiffen Kentucky, Illinois, Alabama und Kearsarge, die augenblicklich die vierte Division des auf der Übung begriffnen Geschwaders bilden, sowie aus den vier größten modernen Panzerkreuzern Washington, Tennessee, South Dacota und California. Für den Oberbefehl dieses Geschwaders ist der Nachfolger von Admiral Evans, Konteradmiral Sperry, in Aussicht genommen. Schon daraus geht hervor, daß dieser neue Verband nicht sofort ins Leben gerufen werden kann. Vielleicht aber tritt er zusammen, wenn nach der vorhin bekannt gegebnen Reiseroute des Übungsgeschwaders auf dem Rückwege von Yokohama und Amoy der Hafen von Manila zum zweitenmal angelaufen wird.

Zu diesem Zeitpunkt werden ja alle großen Aufgaben der Ozeanfahrt erfüllt sein, und Admiral Sperry könnte hier wohl für den letzten Teil der Reise den Oberbefehl ohne Bedenken einem jüngern Führer überlassen, um am Orte seiner spätern Tätigkeit zurückzubleiben und das wichtige Kommando seiner neuen Stellung zu übernehmen. In diesem Augenblick tritt dann auch die Lösung der Frage ein, die, man möchte sagen, schon gegenwärtig in aller Leute Munde ist und von den verschiedensten Standpunkten aus beurteilt wird: bleibt die jetzt auf der Fahrt begriffne Flotte im Stillen Ozean? Es sind ja viele, deren Ansicht dahin geht, die Regierung in Washington werde das starke Geschwader von jetzt achtzehn Schlachtschiffen in ständiger Bereitschaft an der kalifornischen Küste belassen, wolle aber diesen Entschluß erst im letzten Augenblick bekannt geben, um nicht vor dem Besuch in Japan Beunruhigung oder gar Mißstimmung zu erwecken. Andre sind entgegengesetzter Meinung und glauben, daß mit der erwähnten Neubildung des Philippinengeschwaders die Union im gegenwärtigen Augenblick den wichtigern Weg gehe, als durch dauernde Stationierung der ganzen großen Flotte in den Gewässern des Pazifik. Wir stehn auf dem letzteu Standpunkt. Auf der Hand liegt ja, daß, wenn es die politische Lage erheischen sollte, die Regierung besser daran tun würde, das Geschwader an Ort und Stelle zu belassen, als es vielleicht bald nach erfolgter Rückkehr nach Hampton Roads abermals die dreimonatige Reise von einem Ozean zum andern antreten zu lassen. Aber von Gewitterwolken am politischen Horizont in Ostasien kann in diesem Augenblick ernsthaft nicht die Rede sein, allein schon aus dem Grunde, weil Japan, was immer auch dagegen gesagt werden mag, den Frieden dringend nötig hat, um sich von den schweren Wunden, die ihm der Krieg mit Rußland trotz aller Siege geschlagen hat, wieder aufzurichten und seine Finanzen in Ordnung zu bringen, nachdem wider Erwarten die russische Kriegsentschädigung ausgeblieben ist. Ein neuer Krieg, mit wem es auch sei, würde gegenwärtig in Japan höchst unpopulär sein. Also die politischen Verhältnisse können die amerikanische Regierung heute nicht abhalten, das Gros ihrer Seestreitkräfte zunächst einmal heimzubeordern. Dann soll sie es aber auch tun, denn die Mehrzahl der Schiffe, insbesondre die ältern, werden nach dieser Reise um die Welt einer gründlichen, zum Teil vielleicht sehr langwierigen Ausbesserung in den Heimatshäfen der atlantischen Küste unterzogen werden müssen. Das könnte an der Westküste überhaupt nicht geschehn, und da sollte die Tatsache, daß weder Bremerton noch San Franzisko noch Portland oder San Diego, die einzigen vier Stützpunkte, die hier liegen, heute noch keine genügenden Werften und Dockanlagen zur Ausführung großer Arbeiten haben, mitbestimmend für den Entschluß sein, bis auf weiteres keinem zahlreichen Geschwader in diesen Gewässern ständigen Aufenthalt anzuweisen. Anders werden ja die Dinge liegen, wenn erst die geplanten Neuanlagen und Erweiterungsbauten, besonders in Bremerton und San Franzisko ausgeführt sein werden. Und noch ein weiterer Fortschritt wird getan sein, wenn der Ausbau der Flotte mehr gefördert ist, wenn der Michigan und South Carolina, die beiden Neubauten vom Delawaretyp

und die in diesem Jahre bewilligten beiden Schlachtschiffe Utah und Honduras, die unter größter Beschleunigung gebaut werden sollen, in Dienst gestellt sein werden. Dann ist ja so viel modernes Material an größten Schiffen vorhanden, daß nicht nur ein großes, selbständiges atlantisches Geschwader, sondern auch eine eigne pazifische Flotte vom größten Umfange ohne Schwierigkeiten gebildet werden kann. Und dieses wird in den erweiterten und befestigten Häfen nicht nur an der Westküste, sondern auch auf den Hawaii- und Philippineninseln Reparatur- und Zufluchtsstätten in ausreichendem Maße finden.

Aber auch wenn wir den nach unsrer Ansicht höchst unwahrscheinlichen Fall annehmen wollen, daß sich die politische Lage nach der Rückkehr der Flotte von ihrer Weltreise etwa zuspitzen sollte, liegt keinerlei Grund zu Besorgnissen für die Regierung vor. Denn inzwischen ist ja eine neue atlantische Flotte aus dem bisherigen Bestande durch den Zuwachs von drei Linienschiffen, zwei Panzerkreuzern und vielen kleinern Schiffen entstanden, die sofort die Ausreise von Hampton Roads aus nach dem Stillen Ozean antreten könnte und voraussichtlich kriegsbereiter sein würde als die nahezu ein Jahr ununterbrochen unterwegs und in Dienst gewesnen Schiffe der Großen Ozeanflotte, wenn man sie an der Westküste stationiert hätte.

Nach diesem kurzen militärisch-politischen Exkurse noch einmal zurück zu der heimreisenden Flotte, die von Manila aus nach Japan gehn wird und damit die letzte und wichtigste große Etappe ihrer Reise erreicht. Der Besuch soll nicht nur dafür gelten, sondern darf nach unsrer Ansicht auch als Beweis dafür angesehn werden, daß es augenblicklich keine diplomatische Streitfrage mehr zwischen den Kabinetten von Tokio und Washington gibt. Schon seit die japanische Regierung zu Beginn des Jahres neue Paßvorschriften erlassen und die Auswandrung nach Kanada und Mexiko überhaupt untersagt hatte, war ein merkbarer Umschwung in der Stimmung der öffentlichen Meinung in ganz Amerika zu erkennen gewesen. Und als dann zahlenmäßig von den amtlichen Stellen nachgewiesen werden konnte, daß in der Tat die japanische Einwandrung gegenüber dem Vorjahre fast um den dritten Teil zurückgegangen war, da fand die Einladung an die amerikanische Flotte zum Besuche Yokohamas überall im Lande freudige Aufnahme und lebhafte Unterstützung, die mit zu ihrer Annahme geführt haben. Ob die Japaner nur aus Klugheit so gehandelt haben, unter dem Drucke einer unvermeidlichen Notwendigkeit, weil ihnen Australien mit einer gleichen Einladung zuvorgekommen war, wie die einen meinen, oder ob die Neugierde, die amerikanischen Schiffe kennen zu lernen, wie andre behaupten, das Motiv gewesen ist, wollen wir hier nicht näher untersuchen. Die Amerikaner werden sich ja wohl in dieser Hinsicht vollkommen darüber klar sein, daß den Japanern viel daran liegen muß, einen Einblick in die Schiffseinrichtungen usw. ihrer zum Besuch erscheinenden Gäste zu tun. Und sie werden auf der Hut sein. Dafür spricht auch eine Verfügung, die Admiral Sperry an die ihm unterstellten Geschwaderchefs angeblich schon erlassen haben soll, des Inhalts, daß die Schiffe während ihres Aufenthalts in

den japanischen Häfen bereitwilligst den Besuchern gezeigt werden dürften, aber „nur bis zu einem gewissen Grade“, daß also zum Beispiel die Einrichtungen für die Feuerleitung und Einzelheiten der Torpedoarmierung geheim zu halten seien.

Der Aufenthalt an der Küste Japans ist insgesamt auf zwölf Tage berechnet. Danach folgt noch ein kurzer Abstecher nach Amoy, um auch einer freundlichen Einladung der chinesischen Regierung zu entsprechen, und zurück geht es nach Manila, um hier die letzten Vorbereitungen für die direkte Heimreise zu treffen und die Schiffe auszuscheiden, die, wie wir vorhin berichtet haben, das zukünftige Philippinengeschwader bilden werden. Auf dem letzten Teile des Rückwegs sollen dann nur noch Colombo, Suez und Gibraltar aufgesucht und am 22. Februar 1909 die atlantische Küste wieder erreicht werden. Ein Besuch Englands, wie er in London lebhaft gewünscht wurde, unterbleibt demnach. Als Grund wird angegeben, daß dann der Besuch auch andrer europäischer Küstenländer nicht zu vermeiden gewesen wäre, wenn man nicht hätte unhöflich sein wollen, wodurch aber die Flottenfahrt ins Ungemessene hätte verlängert werden müssen.

Abgesehn von den vielen militärischen und politischen Erörterungen, die an die Weltreise der amerikanischen Flotte zu knüpfen sind, und von denen wir vorstehend ein knappes Bild gegeben haben, interessiert noch die Frage, wie hoch sich wohl die Gesamtkosten dieses großartigen Unternehmens belaufen werden. Die amtlichen Stellen in Washington haben hierauf erklärlicherweise noch keine abschließende Antwort geben können. Aber der Hinweis, daß sich für Kohlen allein der Anschlag auf etwa 21 Millionen Mark stelle, dürfte genügen, um zu zeigen, daß die Schlußrechnung ganz gewaltige Summen nennen wird.

Overbeck und Nietzsche

Bernoullis Buch*) enthält eine Menge hübscher Charakterskizzen. Wir werden in Nietzsches bescheiden elegante, frauenhaft ausgestattete und mit Blumenduft parfümierte Wohnung eingeführt und dann in Jakob Burckhardts Studentenbude, wo man, auf Bücherstößen hockend, bei schlechtem Tabak und schwerem Rotwein über gelehrte Sachen urgemütlich disputiert. Wir werden mit dem liebenswürdigen jungen Freiherrn von Gersdorff bekannt gemacht und mit der weniger angenehmen

*) Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche. Eine Freundschaft. Nach ungedruckten Dokumenten und im Zusammenhang mit der bisherigen Forschung dargestellt von Carl Albrecht Bernoulli. Erster Band, mit Porträt und drei Beilagen. Jena, Eugen Diederichs, 1908. Siehe das 34. Heft der Grenzboten.

Frau Nielsen. (Sie hatte, als begeisterte Jüngerin Nietzsches, diesen durch ihre Briefe gewonnen und zu einer Zusammenkunft bestimmt. Nietzsche soll, als er die häßliche und schmutzige Person erblickte, mit dem Ausruf: „Scheusal, du hast mich betrogen!" ihr den Rücken gekehrt haben und weggelaufen sein.) Wir erhalten einen Bericht über das widerlich endende Abenteuer mit dem Fräulein Lou Salomé, und wir werden in die Intimitäten des „Klosters der Freigeister" eingeweiht. (Einer der Insassen dieses kurzlebigen Klosters erzählt unter anderm von den Pifferari, die auf ihren Dudelsäcken „dem Muttergottesbilde gratis eine Dankmesse pfeifen". Es ist unbillig von den Katholiken, daß sie darüber zu lachen oder zu schimpfen pflegen, wenn ein Protestant über Einzelheiten des komplizierten katholischen Kultus falsch berichtet; aber was eine Messe, musikalisch verstanden, ist, hätte man in einem Kreise, der Richard Wagner verehrte, also gewiß auch Bach und Beethoven kannte, wohl wissen können.) Auch werden die Schriftsteller durchgenommen, denen Nietzsche Gedanken entlehnt hat, um sie selbständig zu verarbeiten, oder von denen er sich hat anregen lassen, und es werden dabei besonders ausführlich das berüchtigte Buch von Max Stirner und Prometheus und Epimetheus von Karl Spitteler behandelt. Beschränken wir uns auf Overbeck!

Als dieser nach Basel übersiedelte, besorgte ihm ein Kollege Quartier in dem einem Herrn Baumann gehörenden Hause, in dem Nietzsche wohnte. In dieser Baumannshöhle, wie sie es scherzend nannten, sind sie fünf Jahre beisammen geblieben und haben täglich miteinander verkehrt. Dann bezog Nietzsche mit seiner Schwester zusammen die obenerwähnte Wohnung, und Overbeck heiratete. Dieser war ein sehr fleißiger und gewissenhafter Gelehrter. Seine Bibliothek war reich an eignen Manuskripten, aus denen jedoch kein größeres gedrucktes Werk gestaltet worden ist; so hat er lediglich für seinen Privatgebrauch den ganzen Clemens, den ganzen Tertullian, ein gutes Stück Origenes und manchen andern Kirchenvater übersetzt. In einem Winkel seines Studierzimmers stand ein Schränkchen mit vierundzwanzig Fächern, „das auf schon gänzlich vergilbten Blättchen einen kleinen, selbst angelegten Thesaurus der neutestamentlichen und der patristischen Gräzität enthielt.... Er hätte es sich schwerlich zum Lobe angerechnet, nachgesagt zu bekommen, er brauche gar nicht mehr aufzuschlagen, er zitiere auswendig. Er schlug vielmehr jedes einzelne mal nach." Nietzsche hat, wie er einmal äußert, die Gelehrsamkeit dieses Freundes „mit Maulaufsperren" angestaunt. „Trotzdem er nur sehr spärlich druckte und schließlich kein einziges wirkliches Buch zurückließ, ist sein Wort in der Fachdiskussion als erstes gehört worden; was ihm seinerzeit der im Aufstieg begriffne, von ihm mit ehrlicher Hoffnung begrüßte Harnack an Anregung dankte, das deutet die eine oder andre Fußnote der Dogmengeschichte eben noch von ungefähr an, und so sind denn einige seiner fundamentalen Trouvaillen in den wissenschaftlichen Schulsack des heutigen Theologen übergegangen." Seines Radikalismus ist schon gedacht worden. „Einzig in Overbecks Auffassung finden wir den

Willen zur völligen Profanierung der in der bisherigen theologischen Gelehrsamkeit enthaltnen rein wissenschaftlichen Motive mit kühnem Mute und lückenlos verkörpert." (Männer, die diese Auffassung teilen, müßten aus der theologischen Fakultät ausscheiden und sich je nach ihrem Fach um einen Lehrstuhl der Geschichte oder der orientalischen Sprachen oder der Philosophie bewerben. Sollten sich einmal alle Theologen dazu bekennen, dann hätte sich die theologische Fakultät aufzulösen.) Dieser ruhige und gründliche Gelehrte und gute Mensch nun (als solchen hat ihn auch Nietzsche gepriesen) ist unter allen Freunden des großen Aphoristikers, wie das in seiner Natur lag, der am wenigsten enthusiastische und der am meisten kritische gewesen. „Overbeck liebte Nietzsche so sehr, daß er jenem und sich selbst das letzte zumuten durfte. Er nahm Nietzsche, wie er ihm erschien, vor sich auf die flache Hand und legte mit der andern freien Hand unerbittlich die Sonde an." Schwärmer haben ihm das sehr übel genommen. Aber von den schwärmenden Verehrern hat keiner bei dem immer wunderlicher werdenden Nietzsche ausgehalten, nur Overbeck ist ihm bis zuletzt treu geblieben. Und er hat die Echtheit seiner Freundschaft in einem recht prosaischen, aber bei dem geringen Einkommen Nietzsches sehr wichtigen Dienste bewährt: achtzehn Jahre lang, von 1879 bis 1897, hat er des abwesenden Freundes „Gelder verwaltet"; in dem zu diesem Zweck geführten Kassenbuch finden sich auch die allerunbedeutendsten Einnahmen und Ausgaben verzeichnet. Unablässig sorgt er für den schwer leidenden. In einem Briefe vom 27. Dezember 1882 schreibt er an Rohde: „Eine Kapitalfrage wäre, ihm einen Amanuensis zu schaffen, der ihm wieder tägliche Arbeit gestattete [ermöglichte]; die Sache hat aber hundertfache Schwierigkeiten. Zudem braucht er aber jetzt nichts mehr als freundschaftlichen Zuspruch und menschliche Teilnahme." Overbeck war damals der einzige, der über den Aufenthalt des Menschenscheuen, den innere Unruhe von einem Ort zum andern jagte, immer unterrichtet war. Seine genaue Adresse, schreibt Overbeck an Rohde, dürfe er ihm nicht mitteilen, weil er auf das strengste verpflichtet worden sei, sie geheim zu halten. Einige Sätze aus dem, was Overbeck über ihre beiderseitige Freundschaft aufgezeichnet hat!

„Wir sind zwei Gelehrtennaturen, die über sich hinaus wollen; nur so vermag ich mir unsre innige Freundschaft zu erklären bei so enormer Ungleichheit [er schreibt Ungleichmäßigkeit, wie er denn überhaupt des Deutschen niemals vollkommen mächtig geworden zu sein scheint] — wobei ich mir über mein Zurückstehn gar keine Illusion mache — und ebenso großem Unterschiede des Temperaments. Auch ist die Freundschaft für keinen von beiden Teilen leicht geworden und doch für beide früh da gewesen und durch viele Jahre beständig geblieben. Was jenes in gewissem Sinne mühsame Entstehen betrifft, so weiß ich natürlich, wie viel ich an Nietzsches ganzem Gebaren recht eigentlich zu überwinden hatte, und ebenso, wie leicht es doch schließlich stets damit gegangen ist, sodaß die Empfindungen verletzenden Kontrastes und innerster Anziehung fast immer nahezu simultan gewesen sind und jene Momente der entfremdenden Kontrastempfindung bei mir stets so flüchtig waren, daß Freundschaft der grundbaßartig sich behauptende Ton unsers Verhältnisses blieb. Auch ist

es meinerseits ein einzigesmal dazu gekommen, daß ich gegen Nietzsche meine Stimme erhob und ihm Mißvergnügen bekannte. Sonst gebe ich nur auf das schlichteste meine Erfahrung wieder, wenn ich sage, daß unsre Freundschaft stets schattenlos blieb. Mit dieser meiner Erfahrung glaube ich aber in der Hauptsache auch die Nietzsches wiedergegeben zu haben.... Meine Freundschaft mit Nietzsche hat mit der Zeit, ohne mein Zutun und gewissermaßen von selbst, den größten Nutzen aus ihrer Verborgenheit gezogen. Ich bin im Verkehr mit Nietzsche schon sehr früh sein aufrichtiger und leidenschaftlicher Freund, meinetwegen selbst Bewunderer geworden, freilich niemals, so wenig wie sonst einer seiner Freunde, sein Adept. Auch bin ich nie in die Lage gekommen, ihn vor irgend jemandem als meinen Freund zu verleugnen. Daß ich ihm innig befreundet war, das wußte von den mir Nahestehenden jedermann. Aber wer bei meinen Lebzeiten und meinetwegen nichts davon gewußt hat, ist das Publikum. Und auch schon darum — abgesehen noch von aller Gelassenheit meines Temperaments — konnte es mir gleichgiltig sein, als Nietzsche später gegen seine Freunde mit solcher Maßlosigkeit öffentlich loszuziehn begann, keinen von uns nennend, doch mich jedenfalls nicht ausnehmend. Das brauchte mich nicht anzugehn, denn es zerstörte im Publikum nur etwas, was ohnehin für mich in diesem gar nicht existierte. Ich ließ mir seine öffentliche Kritik unsrer Freundschaft bis zuletzt gefallen. War diese doch überdies insofern materiell ganz begründet, als sie mein mangelndes Adeptentum anklagte. Davon mochte das Publikum meinetwegen hören, vom Rest meines persönlichen Verhältnisses zu Nietzsche wußte es bisher überhaupt nichts, was ich als etwas Bestehendes vor ihm zu verteidigen gehabt hätte. Meine Freundschaft mit Nietzsche! Ich weiß keine andre Beziehung für unser Verhältnis und würde mich für verrückt halten, wenn ich dabei durch den Gedanken an die Beziehung zwischen Meister und Schüler nur im entferntesten beirrt würde." Sei er doch sieben Jahre älter gewesen als Nietzsche. Aber sie hätten bald ein Zutrauen zueinander gefaßt, „das uns gegen alles, was uns noch die Zukunft aneinander erleben ließ, sicherstellte. Dieses noch zu Erlebende war mit Rücksicht auf mich für Nietzsche ungleich weniger als bei mir, nicht nur weil ich schon des Alters wegen der Fertigere war, sondern auch weil der Ehrgeiz bis zum Defekt bei mir mangelte, der in Nietzsche brannte, und dieser letzte Unterschied mag am Ende das Schlimmste gewesen sein, was Nietzsche an mir als etwas für ihn zu Überwindendes empfunden haben mag. Andrerseits hat es ihm der bezeichnete Defekt wohl am leichtesten gemacht, jenes schon erwähnte Zutrauen zu mir ohne für uns bedenklichen Verzug zu fassen. Mit mir, der ich neben ihm stets nur eine sehr still aufwachsende Pflanze blieb, ist Nietzsche nie in die Lage gekommen, sich im Besitz meiner Person durch irgendwelche Öffentlichkeit beschränkt zu fühlen. Nur ich erlebte es, mich in den stillen Besitz seiner Person, dessen ich mich in den ersten Jahren unsers Verkehrs erfreute, mit der Öffentlichkeit gewissermaßen teilen zu müssen, als er zu eigentlichem und zwar, so langsam er ihm selbst zu schreiben schien, doch frühem Ruhm gelangte."

Ausführlich spricht sich Overbeck über Nietzsches Atheismus aus. Nietzsche habe gesagt: Gott ist tot, und das sei etwas andres als: Gott ist nicht. Das zweite habe er nie gesagt. Kein vernünftiger Mensch sage das. Nietzsche habe nur gemeint: wie immer es um Gottes Dasein stehn mag, es geht uns nichts an. Wenn Nietzsche seine entschiedne Lossagung von der Religion als ein Zerreißen von Ketten dargestellt habe, so sei das nur Einbildung gewesen. „Ernstlich religiös ist er so wenig wie ich jemals gewesen, nur daß sich bei

mir der Konflikt mit der Religion, meinem ganzen, ungleich gelasseneren, meinetwegen indolentern Temperament gemäß, weit ruhiger, meinetwegen uninteressanter abgespielt hat." Es sei zwar Übertreibung, wenn Nietzsche in seiner letzten Zeit schreibt: „Ich bin nicht eine Stunde meines Lebens Christ gewesen; ich betrachte alles, was ich als Christentum gesehen habe, als eine verächtliche Zweideutigkeit des Wortes usw." So sei er sich in der letzten Periode seiner Auseinandersetzung mit dem Christentum erschienen; er rede darum auch hier subjektiv durchaus wahr. Aber wenn er auch nie ein ernster Christ gewesen ist, ein entschiedner Unchrist sei er doch erst nach und nach geworden. „Nietzsche hat darum mit der Religion nichts zu tun, weil er mit der Kultur so viel zu tun hat, die der viel weitere, die Religion als eine der menschlichen Kulturmächte in sich schließende Begriff ist. Nietzsche sieht bei seinem aufs Ganze der Kultur gerichteten Blick auf das einzelne darin nicht, und eben darum auch auf die Religion nicht, mag er scheinbar noch so viel sich mit ihr zu tun machen, von ihr reden. Sie ist ihm an sich Nebensache, vollständig Nebensache und ist als solche besonders hervorragend unter den vielen Einzelbegriffen der großen Begriffskreise in der Welt, groß oder klein, nicht um Nietzsches willen, sondern lediglich nach einer Schätzung, zu der man den Maßstab sonst woher, nicht von Nietzsche, entnimmt. [Unklar!] Die Religion an und für sich übersieht Nietzsche, sie geht ihn gar nichts an. Gerade weil Nietzsche, wie er schon oft genannt worden ist, Kulturreformator ist (wie etwa Rousseau), ist er nur in so uneigentlichem Sinne Religionsreformator. [In gar keinem Sinne; auch die Kultur hat er doch nur kritisiert, nicht reformiert.] Die Kultur erkennt Nietzsche im Ringen mit dem Nihilismus als ein Seiendes noch an, ganz und gar nicht die Religion, zu deren Vernichtung [als deren Vernichter!] er sich ausdrücklich bekennt." Ergänzen wir diese Betrachtung noch mit der Bemerkung Bernoullis: „Von sich aus hätte sich Nietzsche weder für noch wider die Religion in Kämpfe verstrickt. Erst als er bei den andern die Religion als eine Hemmung für die ihm wichtigen Botschaften vorfand, begann er in ihr etwas zu sehen, das ihm ein Leid antue." Also weil er sich einbildete, die Religion sei es, die dem Eingang seiner Predigt in die Herzen im Wege stehe (Einbildung war es jedenfalls, denn unter den Personen, mit denen er verkehrte, wird es nicht viel gläubige Christen gegeben haben), wurde er ein wütender Feind des ihm an sich gleichgiltigen Christentums! Wenn Overbeck die Gleichgiltigkeit aus dem starken Kulturinteresse Nietzsches ableitet, so hat er damit vollkommen recht. Statt Kulturinteresse kann man auch Weltgeist im edeln Sinne des Wortes sagen. Die Zahl der wahren und echten Christen, der Menschen, deren Herz ausgefüllt ist mit dem Interesse für das Ewige, die Gott und nicht die Welt lieben, ist eben zu allen Zeiten sehr klein gewesen und wird immer sehr klein bleiben, wie es Christus ausdrücklich vorausgesagt hat. Die Masse der sogenannten Christen besteht aus Weltkindern. Aber man braucht als Weltkind noch kein Unchrist oder gar ein entschiedner Feind des Christentums zu sein. Man kann

dessen providentielle Bestimmung, ja seine Göttlichkeit anerkennen und für seine wohltätigen Wirkungen dankbar sein, und wenn man gewisse Schranken respektiert, die Christus dem Denken, Wollen und Handeln gezogen hat, so ist man, wie ich es zu nennen pflege, ein Christ im weitern oder im weitesten Sinne. Solche Christen sind auch Nietzsche und Overbeck gewesen, denn ihr Leben, ihre Gesinnung ist von keinem unchristlichen Makel befleckt worden, und wenn sich nun Nietzsche durch eine leere Einbildung in leidenschaftliche Feindschaft gegen das Christentum hat hineintreiben lassen, so liegt auch darin, wie in seinem ganzen Leben, eine erschütternde Tragik. Er gehörte nämlich zu den Menschen, die das Christentum brauchen. Ein Overbeck kann ganz gut ohne Gott und Christus fertig werden. Drei Menschenklassen brauchen die Religion, und Nietzsche gehörte allen dreien an. Erstens die Unglücklichen, und Nietzsche war unglücklich: litt schwer an Leib und Seele. Zweitens die Leidenschaftlichen, sich im Gleichgewicht zu erhalten, und Nietzsche brannte von Leidenschaft und wurde von seiner Exzentrizität beständig aus dem Gleise geschleudert. Drittens die Denker, die aufs Ganze gehn, denn diese bedürfen einer Zentralidee, wenn sie der Wirrwarr der Erscheinungen, die sie zu umfassen, zu verbinden, zu ordnen streben, nicht verrückt machen soll. Wer sich in eine Spezialität versenkt und darin sein Genüge findet, um all das, was sonst in der Welt vorgeht, sich nicht kümmert, der bedarf, für sein Denken und Forschen wenigstens, keines Gottes. Es war darum ein richtiger Gedanke, daß Rohde meinte, wenn sich Nietzsche nur mit anhaltender Arbeit den Griechen zuwenden wollte, so könne er vielleicht noch einmal gesund werden. Freilich nur ein halb wahrer Gedanke, denn Nietzsche gehörte eben doch nicht zu den Naturen, die sich an eine Spezialität zu binden vermögen. Er war der universellste Mensch, der sich denken läßt. Kein Ton konnte im Universum erklingen, der nicht eine Saite seiner Seele zum Mitschwingen genötigt hätte. Diese Resonanzfähigkeit habe ihn bis zum Verbluten geschwächt, meint Bernoulli. Hat ihn zerrissen, wäre ein passenderes Bild gewesen. Hätte er durch eine Zentralidee Harmonie in den Reichtum seines Innern gebracht, so wäre er vorm Zerrissenwerden bewahrt geblieben. (Unmittelbar darauf, was hier nebenbei noch angemerkt werden mag, analysiert Bernoulli Nietzsches Psyche und schreibt dann: „Ein großer Mann ist weder sentimental noch geistreich. Da Nietzsche beides in hohem Grade ist, gilt es, die Fragmente seiner Größe aus den Trümmern des Zusammenbruchs zu retten.") Nietzsche scheint gefühlt zu haben, wie notwendig ihm ein religiöser Glaube war, und vielleicht ist es dieses gewesen, was ihn, weil es sein überspanntes Selbstgefühl verletzen mußte, in solche Wut versetzt hat. Frau Overbeck, eine Gesinnungsgenossin ihres Gatten, sagte Nietzsche einmal, die christliche Religion könne ihr keinen Trost geben. „Ich wagte es auszusprechen: der Gottesgedanke habe zu wenig realen Inhalt für mich. Er erwiderte gerührt: »Das sagen Sie nur, um mir beizuspringen; geben Sie diesen Gedanken nie

auf! Sie haben ihn sich selber unbewußt; denn so, wie Sie sind, und ich Sie stets, auch jetzt wiederfinde, beherrscht ein großer Gedanke Ihr Leben. Dieser Gedanke ist der Gottesgedanke.« Er schluckte mühevoll. Seine Züge waren ganz aufgewühlt, um darauf steinerne Ruhe anzunehmen. »Ich habe ihn aufgegeben; ich will Neues schaffen, ich will und darf nicht zurück. Ich werde an meinen Leidenschaften zugrunde gehn; sie werfen mich hin und her; ich falle fortwährend auseinander, aber es liegt mir nichts daran.«" Mit diesen Worten hat Nietzsche eine sehr genaue und anschauliche Diagnose seines Zustandes gegeben und zugleich das bezeichnet, was ihm fehlt: das Zusammenhaltende, Gott. Die modernen Nervenärzte behaupten, verschrobnes Denken mache nicht wahnsinnig; niemand werde geisteskrank, der nicht mit dem leiblichen Keim einer Gehirnkrankheit auf die Welt gekommen sei. Vielleicht haben sie recht; vielleicht ist alles abnorme Denken und Fühlen Symptom einer angebornen Gehirnkrankheit. Aber würde ein Nervenarzt es wagen, seinem Sohne einen verschrobnen Kopf, der über bedeutendes Wissen verfügt, zum Erzieher zu geben mit der Begründung: Meinem Jungen schadet das nichts, er hat ein gesundes Gehirn? Jedenfalls scheint mir ein Mensch, der von sich gesteht, daß er seelisch zerfalle, schon geisteskrank zu sein, wenn er es auch vielleicht noch nicht im Sinne der medizinischen Wissenschaft ist. Overbeck und Bernoulli gebrauchen viele Wendungen, die ungefähr dieselbe Ansicht verraten. Freilich meint der zweite, gerade Nietzsches Art zu denken sei eben sein Beruf gewesen. „Handeln wollen und dabei noch suchen müssen, das ist Nietzsches Schicksal, darin liegt, wie sein Untergang, so auch sein Aufgang beschlossen. Hätte er aufgehört zu suchen, er hätte sich um sein bestes Teil gebracht.... Groß werden, mächtig werden wollen [als Philosoph] hieße doch den Spuren der Vorgänger folgen, gleich Schopenhauer und Kant und all den frühern sich nun auf den weltumspannenden Ausdruck konzentrieren, sich hinsetzen und sich auf einen Plan festlegen, dann Band um Band schreiben, die alle unter sich in ergänzender Beziehung zu stehn hatten gleich Gliedern an einem lebendigen Leibe. Aber Nietzsche spürte: so Philosoph zu sein, das vermochte er nicht; die volle Menschenwelt gleichmäßig, harmonisch unverzerrt in seinem Individualspiegel auffangen, das konnte er nicht. Und doch wollte er groß sein! Die Ausflucht, zu der er sich nun entschloß, war höchst verwegner, ja geradezu verzweifelter Natur. Nietzsche folgerte nicht: ich kann es nicht, ich will es aber können, wo ein Wille ist, ist ein Weg. Vielmehr folgerte er: ich kann es nicht, also will ich es nicht — und doch wollte er hinauf und in die Größe empor. Den bis jetzt einzig als gangbar bekannten Weg verschmähte er. Es blieb ihm also nur übrig, entweder klein zu bleiben — das Unerträgliche! — oder auf eine ganz neue, von ihm zu entdeckende Art groß zu werden — das Unerhörte! So entschloß er sich zu dieser titanentrotzigen Vermessenheit, und es ist klar, daß man von da an nun alles von ihm erwarten kann, nur nicht Planmäßigkeit, Harmonie, Ausruhen. Der Krampf, die Zuckung, der gewaltsam übersteigerte Stoß — das allein

waren die Daseinsformen, in denen ein Leben sich noch abwickeln konnte wie das eines war, das auf sich zu nehmen er sich entschlossen hatte.“ Kann Krampf als ein Symptom von Gesundheit gelten? Als Übergang zur Krankheit scheint Bernoulli diesen Zustand aufzufassen, wenn er schreibt: „Jetzt, hinterher wissen wir um seinen Wahnsinn in seiner letzten Lebensdekade. Das verpflichtet uns vor allem festzustellen, daß in den uns hier beschäftigenden zehn Jahren, in denen sich sein Schicksal erfüllte, der Wahn an seinem Leben noch keinen ausschlaggebenden Teil hatte, daß vielmehr diesem Leben in eminenter Weise ein Sinn innewohnte.“ Demnach würde alles, was er nach dem Zarathustra noch geschrieben hat, unter dem Einflusse des Wahnsinns geschaffen sein. Und Overbeck meint, Nietzsches Optimismus sei der eines Desperado gewesen. So ists. Er war unglücklich und wollte sich mit Gewalt einreden, er sei glücklich. Die Welt und das Leben waren ihm, wofür ja Overbeck genug Worte Nietzsches anführen konnte, ein großer Ekel, und in solcher Stimmung zwang er sich, als Herold der Lebensbejahung aufzutreten. Es war eben seine providentielle Bestimmung, zu zeigen, daß gerade ein Mensch von tiefem und reichem Geiste ohne Gott nicht glücklich werden kann (Goethe hat sich wohl in Italien einen alten Heiden genannt aber niemals Gott geleugnet oder ohne Gott auskommen zu können sich eingebildet), und daß er sich selbst belügt, wenn er das Leben zu lieben behauptet. Sehr gut schreibt Overbeck: „Die Neukultivierung der Menschheit, die er unternommen, ist nur unter dem Zeichen der Desperation zu entnehmen [zu verstehen?]; das beweist Nietzsche nicht am wenigsten eindringlich mit dem Einfall, sich mit dem Übermenschen zu identifizieren, und der praktischen Durchführung, die er ihm in seinem Leben gegeben hat. Er ist damit genau so weit gekommen wie die moderne Theologie mit ihrer Apologie des Christentums, nämlich den Beweis für ihre Theorie nur von der Zukunft zu erwarten, da man ihn mit seiner eignen Gegenwart nicht liefern kann. Die desperateste Absurdität, die sich ausdenken läßt.“

Vortrefflich ist auch die folgende Betrachtung: „Nietzsche war kein im eigentlichen Sinne großer Mensch. Kein einziges seiner Talente, so reich begabt er war, sicherte ihm an sich die Größe. (Es sei denn das ungewöhnlichste dieser Talente, die Gabe der Seelenanalyse, die ihm denn auch selbst, da er sie vornehmlich an sich übte, so tödlich gefährlich wurde und ihn entseelte, lange ehe er starb.) Selbst die Willensstärke war bei ihm nicht zu den exzessiven Dimensionen entwickelt, die das Grunderfordernis natürlicher menschlicher Größe ist. Denn sich selbst zu behaupten und durchzusetzen, war ihm keineswegs überall leicht, und er hat vielleicht [nicht vielleicht, sondern ganz gewiß] den Willen zur Macht mit solcher Beredsamkeit zum Ideal entwickelt, wie es nur einem möglich war, dem dieses Ideal so sehr als solches vorschwebte und in ihm selbst nicht eigentlich Fleisch geworden war.“ Kurz und deutlich ausgedrückt: er liebte die Macht und feierte den Willen zur Macht deswegen so leidenschaftlich, weil er seine eigne Ohnmacht so schmerzlich empfand. Interessant

ist Overbecks Bekenntnis, sein Glaube an Nietzsches „Echtheit“ sei bei mehrern Gelegenheiten auf harte Proben gestellt worden. Er hat sie jedoch bestanden. Nicht ganz im Einklang mit dem oben angeführten schreibt er: „Dennoch und alledem zum Trotz, so sehr es mir Bedenken neben anderm auch darüber zurückgelassen hat, ob Nietzsche wirklich ein großer Mensch sein mag: was ich am allerwenigsten bezweifeln kann, ist die Echtheit des Menschentums, das er darstellte. Er war alles eher als ein Schauspieler, so sehr es bisweilen danach ausgesehen hat; und was in ihm sich dargestellt hat, ist vor allem erlebt worden. Nietzsche hat sich allerdings sehr theatralisch entwickelt. Mit sich selbst spielend, hat er sozusagen eine Kulisse nach der andern aus seinem Dekorationsmagazin hervorgezogen, bis das ganze Schaustück dastand.“ Das habe es ihm schwer gemacht, an Nietzsche nicht irre zu werden, aber den bedenklichen Erfahrungen seien immer wieder erfreuliche gefolgt, und so habe er sich denn vor dem großen Phänomen Nietzsche „gebeugt. Ich sage absichtlich gebeugt, denn mich über ihn zu erheben, gerade diese Abgeschmacktheit hat mir stets unendlich fern gelegen, nur daß ich sie nun auch als Abgeschmacktheit besser verstehe. Es hätte mein Verhältnis zu Nietzsche heillos verwickelt und mich selbst nur in heillose Verwirrung gestürzt, wenn ich ihr jemals erlegen wäre. Gerade in diesem Stück waren aber Nietzsche und ich Antipoden: er hat bis zum Extravaganten auf sich gehalten, ich habe es mit mir stets entgegengesetzt getan, und eben damit denke ich am allerwenigsten mich moralisch über ihn zu erheben. Ich glaube hier nur der glücklichere Mensch gewesen zu sein, gewiß aber nicht der bessere oder höhere.“ Darin ist ja nun, wie in vielem andern, der Heide Overbeck bloß ein guter Christ, aber die christliche Bescheidenheit verbietet dem Vernünftigen nicht, sich einem halb verrückten Genie eben im vernünftigen Denken und Handeln überlegen zu fühlen; doch hätte Overbeck, das ist ohne Zweifel der Sinn dieser ganzen Auseinandersetzung, das Gefühl solcher Überlegenheit einmal merken lassen, so würde Nietzsche auch mit ihm gebrochen haben. War Nietzsche mit all seinem Schauspielern nach des Freundes Urteil doch eigentlich kein Schauspieler, so war er wenigstens affektiert. „Nietzsches Vornehmheit wird oft an ihm besonders gerühmt, und ich denke gewiß nicht daran, ihm diese Eigenschaft abzusprechen. Dennoch bekenne ich als sein Freund und aus meinen Freundschaftseindrücken unbedenklich, daß neben ihr die Affektation des Vornehmen eine der schwächsten, bedenklichsten Eigentümlichkeiten war.“ Nietzsches tragischer Ausgang, das wollen wir aus Overbecks langen Erörterungen noch hervorheben, sei kein Argument gegen seine geniale Begabung (natürlich nicht, gerade das Genie gestaltet ja sehr leicht das Leben des damit Begabten tragisch), wenn auch vielleicht für die Schranken dieser Begabung. „Nietzsche war ein Genie, aber das Genie lag in seiner Begabung als Kritiker. Und dieser genialen kritischen Begabung hat er die gefährlichste Anwendung gegeben, nämlich auf sich, und damit in wahrhaft letaler Weise gegen sich.“ Was das Schicksal seiner Schriften angehe, so sei an deren Mißerfolg in den relativ gesunden

Tagen des Verfassers außer ihrem eigentümlichen Charakter auch eine fabelhafte Ungunst der Umstände schuld gewesen.

Overbecks Gattin, deren wir oben gedachten, hat nicht bloß oberflächlich mit Nietzsche verkehrt, sondern ihm sehr nahe gestanden. Sie hat sich, darin mit dem Gatten wetteifernd, alle erdenkliche Mühe gegeben, dem vielfach leidenden sein Los zu erleichtern, namentlich dadurch, daß sie Übersetzungen aus dem Französischen für ihn anfertigte. Denn Nietzsche beherrschte zwar die alten Sprachen und konnte einen Brief in elegantem Latein schreiben, aber in den neuern hatte er es nicht einmal so weit gebracht, daß er ein französisches Buch ohne häufiges Nachschlagen im Lexikon hätte lesen können. Bernoulli sieht darin einen Beweis für seine Genialität: Talent für lebende Sprachen hätten vorzugsweise Kinder und Oberkellner. Eine dieser Übersetzungen (Stücke aus Sainte-Beuve) ist anonym als Buch erschienen. Frau Overbeck hatte ihn schon vor der Verheiratung, die sie in nähere Berührung mit ihm brachte, kennen gelernt; damals war er ihr schulmeisterlich vorgekommen, dann wunderte sie sich, ihn als Genie wiederzufinden. Aus ihren Aufzeichnungen mag noch das folgende Persönliche mitgeteilt werden.

Nietzsche sah schlecht und erkannte kaum jemand auf der Straße. So sah ich ihn denn [nur] das eine oder das andre mal wirklich kühn einherschreiten, sicherlich nicht von kleinen Gedanken erfüllt. Der dauernde Verkehr erstreckte sich über die Jahre 1876 bis 1879. Später, 1880 bis 1888, wohnte er mehrmals bei uns. Leider durfte ich meine hausfraulichen Talente nur wenig vor ihm ausbreiten. Er aß lieber für sich. War er auch stundenlang bei uns, so mochte er nichts genießen als leichten Tee mit ein paar englischen Cakes. Da saß er denn auf der Chaiselongue in meines Manns Stube oder auf einem gewissen Sessel in der Wohnstube, mit dem Rücken auf den weißen Ofen zu, den Blick nach meinem ihm gegenübersitzenden Manne und auf dunkle Vorhänge zu gerichtet. Er selbst sprach leise, mit wenig Gesten, so sprachen auch wir, allen Lärm innerhalb und außerhalb der Türen vermeidend. Später, wenn er bei uns wohnte, befand er sich oft schlecht. Mußte er zu Bett bleiben, so durften kräftige Brühen bereitet werden. Ging es aber gut, so saßen wir fröhlich miteinander bei Tische, und es durfte ein gutes Gericht geben. Auch an kleinen Wanderungen nahm ich teil, hinaus nach dem Neubad oder zum Heinrichsgarten an der Binningerstraße, wo Nietzsche höchst bescheiden einquartiert war [er scheint also nicht immer, wenn er Basel besuchte, bei Overbecks gewohnt zu haben] und mit den einfachen Leuten im Hause gute Nachbarschaft hielt. In den zwei kleinen Stuben hat er dann freilich so viel gelitten, daß es uns angst und bange um ihn ward. So vertrauensvoll Nietzsche war, seinen kleinen Konfitürenschrank schloß er doch immer ab; der Gedanke, es könnten ihm da gelegentlich vorhandne schmutzige Kinderhändchen oder größere darüber geraten, war ihm peinlich. Wenn er unsern Tee lobte und trank, gedachte er auch oft der schönen frischen Eier, die ihm der Heinrichsgarten lieferte. Nietzsche konnte in einer Weise dankbar rühmen, daß einem das Herz weich wurde.

Nietzsches Denkarbeit hat die Frau sehr aufmerksam verfolgt und viel Interessantes darüber aufgezeichnet. Unter anderm meint sie, nichts verwirre bei Nietzsche so sehr wie sein Zwiespalt in Beziehung auf Historie und Leben. Bald hebe er Realität und Leben auf den Schild und verwerfe die Historie,

bald fordere er historischen Sinn, und schließlich „verurteilt und erstickt dieser lebensfreudigste aller Denker eben doch das Leben". Bernoullis Buch ist ein Beitrag zur Kenntnis der bedeutenden und in der Geistesgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts Epoche machenden Persönlichkeit Nietzsches, der, zusammen mit den hinterlassenen Werken des Dichterphilosophen, ein abschließendes Urteil ermöglicht.

Carl Jentsch

Die deutschen Großstädte

Einige Bemerkungen zu den statistischen Zahlen

Von B. Bruhns

Die großen Verkehrs- und Handelsstädte des Binnenlandes

Bei den großen Seehäfen ist es ausgesprochnermaßen der Handel, der ihre Bedeutung bestimmt. Den Glanz und den Einfluß, den sie besitzen, hat ihnen der Warenaustausch vom Festlande über das Meer verschafft, ihr Reichtum stammt aus dem Ozean. Wohl mag die Industie in vielen Fällen dem Handel zur Seite stehn, der Schiffsbau beschäftigt einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung von Danzig und Kiel, allerlei Industrien haben in Hamburg und Bremen festen Fuß gefaßt, aber das Primäre war der Handel, und erst der Handel hat die Industrie wachgerufen und großgezogen. Anders ist es mit den Städten des Binnenlandes. Sie sind herausgewachsen aus ihrer Umgebung und sind Produkte ihrer Landschaft. Die Großindustrie kann nur fruchtbringend wirken, wenn die von ihr erzeugten Waren durch den Handel hinausgetragen werden in fremde Länder, wo der Bedarf nach ihnen groß ist. Und der Handel wieder ist eng verquickt mit dem Verkehr, er bedarf der Verkehrsmittel und wird nur dort kräftig anwachsen können, wo sich leicht gangbare Straßen finden, die nach vielen Richtungen hinausführen. Der Verkehr allein aber vermag heute einer Stadt nicht mehr die Bedeutung zu verschaffen, die er ihr früher gab. Denn heute jagt der Eisenbahn- und Binnenschiffahrtsverkehr ohne Aufenthalt durch, und nur, wo sich ein Umschlag nötig macht vom Schiff auf die Bahn oder umgekehrt, wächst die Stadt wesentlich durch den Verkehr an.

Wir dürfen nicht vergessen: in alten Zeiten gab der Besitz einer großen wichtigen Brücke einer Stadt wie Ingolstadt oder wie Regensburg, Magdeburg und vielen andern an sich schon eine große Bedeutung. Heute sind unter den vielen Brückenstädten, die am Rhein liegen, die zu besondrer Blüte herangewachsen, die inmitten eines gewaltigen Industriebezirks liegen: Köln und Düsseldorf. Wie viele andre sind sie an sich durch ihre Lage am Strom schon begünstigt, die politische und die wirtschaftliche Entwicklung hat sie insbesondre vor den andern zur höchsten Blüte aufsteigen lassen. Kreuz, Stendal, Ülzen, Corbetha, Bebra, Regensburg sind Beispiele von Städten, in denen

sich wichtige Verkehrslinien kreuzen, deren Bevölkerungszahl aber und deren weltwirtschaftliche Bedeutung gering geblieben ist. Sogar Regensburg, das einst die reichste und mächtigste Stadt Süddeutschlands war, zählte 1905 nur 48412 Einwohner. Dafür ist Mannheim herangewachsen, weil hier die große Rheinschiffahrt ihr Ende erreichte und die im Schiffsverkehr heraufbeförderten Waren verteilt werden über das ganze badische und württembergische Land. Wenn durch die schon in Angriff genommne Regulierung des Rheins dieser Strom bis nach Straßburg dem Großverkehr zugänglich gemacht sein wird, wird Mannheim von seiner individuellen Vormachtstellung für den Handel zurücktreten, aber es hat inzwischen schon eine so rege Industrie in seinen Mauern ausgebildet und sich so viel Beziehungen nach dem östlichen und südöstlichen Hinterlande gesichert, daß Karlsruhe, Rastatt, Straßburg seine ruhige, stetige Weiterentwicklung nicht wesentlich mehr hemmen können. Und bezeichnend ist es, daß das gegenüberliegende Ludwigshafen trotz der gleichen günstigen Lage am Rhein weit hinter Mannheim zurückgeblieben ist, weil es zu der abgelegnen bayrischen Pfalz gehörend nicht die gleichen Vorteile der Beziehungen über Land genießen konnte. In ähnlicher Weise sehen wir, wie an der Donau selbst die Städte durchweg klein geblieben sind, während München, Nürnberg und Stuttgart zu den Hauptmärkten Süddeutschlands heranwuchsen. Sie sind wohl für Handel und Verkehr begünstigt, aber nicht mehr als viele andre Orte; das, was ihre Macht steigerte, war teils eine künstliche Zentralisierung des Handels in den Residenzstädten, teils der rege handels- und gewerbtätige Geist ihrer Bewohner.

So ist es schwer, die Binnenstädte streng nach natürlichen Lebensbedingungen zu rubrizieren. Einige: Chemnitz, Plauen, Essen, Bochum, Gelsenkirchen, Elberfeld, Barmen, Dortmund, Duisburg, Krefeld, Aachen, sind ausgesprochen Industriestädte; sie können hier zunächst ausgeschaltet und für eine spätere Behandlung aufgespart werden. Andre: Frankfurt am Main und Halle, sind wesentlich Handelsstädte, aber zum Beispiel in Leipzig sind Handel und Industrie aufs engste miteinander verquickt, und häufig tritt dazu noch das Element der künstlichen Zentralisierung der Residenzstadt: Dresden, München, Karlsruhe, Straßburg, Posen u. a. Die deutschen Binnenstädte haben alle ihre besondre Geschichte und sind durch mannigfache Wechselfälle zu dem herangewachsen, was sie heute sind.

In alten Zeiten war der Rhein die Mittellinie des fränkischen Reiches, an der sich Ost und West berührten, und damals war das Rheingebiet die Zone, wo die großen Handelsemporien aufblühten, die das ostrheinische Land mit Galliens Kulturschätzen bekannt machten. Heute ist die Elbe mit ihren Nebenflüssen die eigentliche Mittellinie, und hier zwischen Elbe und Oder, im Süden mehr westlich von der Elbe haben wir heute das Land, das zwischen dem mehr nach Osteuropa zuneigenden Osten und dem atlantischen Westen vermittelt. Im Süden war in alter Zeit schon die bayrische Hochebene ein

Kulturgebiet für sich, das um die Alpen herum und über sie hinweg im engen Zusammenhang mit dem Mittelländischen Meere stand und im Norden durch die Donaulinie an Germanien angrenzte. Nach Osten offen durch das Wiener Becken und die Ungarische Tiefebene, nach Westen durch die Schweiz und die Burgundische Pforte ist Oberbayern zugleich eine wichtige westöstliche Verbindungsstraße. So finden wir aus der historischen Entwicklung heraus fünf verschiedne, auch in ihrem landschaftlichen Charakter ungleiche Gebiete: 1. die Rheinlinie, 2. das Elbe-Oderland, 3. das Land südlich von der Donau, 4. das Zwischenland zwischen Rhein, Elbe und Donau, 5. das östliche Deutschland.

Längs der Rheinlinie liegen außer den rheinisch-westfälischen Industriestädten

	1905	1900	1895	1885	Zunahme in Prozenten 1900/05	1885/1905
Straßburg . . .	167342	151041	135331	112000	11	49
Karlsruhe . . .	111200	97185	84004	61000	14	82
Mannheim . . .	162607	141131	90667	61000	15	166
Frankfurt am Main	334951	288984	229299	153000	16	119
Köln	428503	372529	321431	161000	15	166
Düsseldorf . . .	253099	213711	176024	115000	18	120
Duisburg-Ruhrort .	192237	92730	70287	47500	107	305

Im Elbe-Oderland haben wir:

	1905	1900	1895	1885	1900/05	1885/1905
Magdeburg . . .	240661	229667	214397	159500	5	51
Halle	169899	156609	116302	82000	$8^1/_2$	107
Leipzig	502570	456124	398480	270000*)	10	83
Dresden	514283	396146	334066	245000	30	110
Berlin	2040222	1888848	1677351	1315000	8	55
Charlottenburg . .	239512	189305	132393	42400	27	465
Rixdorf	153650	90422	59945	22800	69	274
Schöneberg . . .	140992	95998	62695	15900	47	850

Das Land südlich von der Donau hat:

	1905	1900	1895	1885	1900/05	1885/1905
München	538393	499932	405521	260000	8	107
Augsburg . . .	93882**)	88900	80798	65000	6	44

Zwischen Rhein, Elbe und Donau liegen die Städte:

	1905	1900	1895	1885	1900/05	1885/1905
Wiesbaden . . .	100965	86111	74122	55000	17	84
Kassel	120446	106034	81738	64000	14	88
Erfurt	98847	85190	78167	58400	16	69
Hannover . . .	250032***)	235649	209506	139700	6	79
Braunschweig . .	136162	128226	114686	85200	6	60
Stuttgart	249443	176699	157700	125000	41	100
Nürnberg . . .	294344	261081	160962	116000	13	144

Endlich haben wir im Osten zu nennen:

	1905	1900	1895	1885	1900/05	1885/1905
Breslau	470751	422709	373206	299600	11	57
Posen	137067	117033	73235	68300	17	101

*) Mit Vororten. — **) Dazu in Vorstädten etwa 50000. — ***) Dazu Linden 57944.

Der Taunus und der Hunsrück zerlegen das Rheingebiet in zwei voneinander gänzlich verschiedne Teile: die durch ihre außerordentliche Fruchtbarkeit ausgezeichnete oberrheinische Tiefebene und die hochindustrielle niederrheinische Tieflandbucht. In der ersten hat sich an alter Kulturstätte der Zentralpunkt Straßburg entwickelt, in der letzten ebenfalls als Nachkomme altrömischer Siedlung Köln und daneben durch den enormen Umschlagverkehr aus dem Ruhrkohlengebiet Düsseldorf und Duisburg-Ruhrort. Bezeichnend für den verschiednen Charakter dieser zwei Landschaften ist es, daß Köln seit 1885 prozentuell mehr als dreimal so rasch gewachsen ist als Straßburg. Bezeichnend ist es ferner, daß der Schiffahrtsverkehr des Haupthafens in der oberrheinischen Tiefebene, Mannheim — Straßburg kommt gegenwärtig noch kaum in Betracht —, tief unter Duisburg-Ruhrort steht. Es kamen nach Mannheim von unten herauf 8294 Schiffe mit zusammen 5943900 Tonnen Tragfähigkeit, dazu von oben herunter 2539 Schiffe mit zusammen nur 351000 Tonnen Tragfähigkeit, dagegen gingen von Duisburg-Ruhrort abwärts 10781 Schiffe mit 3607000 Tonnen, aufwärts 6027 Schiffe mit 4681000 Tonnen Tragfähigkeit.

Dort wo sich das in sich ziemlich abgeschlossene oberrheinische Kulturgebiet nach außen öffnet, waren von alters her die Städte wohl begünstigt für Handel und Verkehr in Waren und Geld. Basel im Süden, Mainz und Frankfurt am Main im Norden waren in der Zeit des langsamen Warenverkehrs außerordentlich wichtige Handelsplätze, und diese einmal erworbne Bedeutsamkeit hat unter dem Einfluß lokalgeschichtlicher und weltgeschichtlicher Zufälligkeiten den Grund gelegt für die heutige Größe. Heute ist Frankfurt, in denkbar günstiger Lage an der äußersten Grenze der oberrheinischen Tiefebene gegen Mitteldeutschland, weitaus die größte Stadt dieser Gegend. Früher freilich war Mainz die erste Stadt, aber ihr Unglück war es, daß sie 1456 ihre Freiheit verlor und im Streit mit den Bischöfen ihre Kraft verbrauchte. Und noch größer wird Frankfurts Bedeutung werden, wenn einst die Kanalverbindung zwischen Rhein–Main und der Donau besser ausgebaut ist, als es jetzt der Fall ist. Die 3621 Schiffe, die 1904 bis Frankfurt herauf kamen, hatten eine Tragfähigkeit von 1383000 Tonnen, d. h. im Durchschnitt von 382 Tonnen, die 2506 Schiffe dagegen, die den Main von oben herabkamen, nur 176000 Tonnen, d. h. im Durchschnitt je 70 Tonnen. Das südliche Basel ist in seiner Entwicklung wesentlich beeinflußt durch seine Zugehörigkeit zur Schweiz. In diesem Lande die am günstigsten gelegne Handelsstadt dort, wo die Straßen nach allen Richtungen hin ausstrahlen, würde es sich gewiß weit glänzender entwickelt haben, wenn die Schweiz — was über kurz oder lang doch einmal kommen wird — mit Deutschland einen Staat oder wenigstens Zollverband bildete. Basel hatte 1905 erst 124000 Einwohner.

Das Elbe-Oderland wird zwar nicht durch Gebirgszüge so scharf in zwei Teile geschieden wie das Rheingebiet, aber hier hat die politische Abgrenzung

zwei getrennte Landesgebiete geschaffen: im Norden die Provinz Brandenburg mit der alle andern deutschen Städte weit überragenden Reichshauptstadt Berlin und im Süden das reiche sächsische Industriegebiet, das seine Hauptentwicklung entschieden westlich von der Elbe, zwischen Elbe und Saale zeigt. Im Norden strahlt alles städtische Leben nach Berlin zusammen. Während aber einerseits neben dieser Riesenstadt die andern weit zurückbleiben müssen, hat sie andrerseits auch wieder in ihrer Umgebung gewissermaßen als Pflanzstädte aus ihrer überschüssigen Kraft heraus große Ansiedlungen wie Charlottenburg, Rixdorf, Schöneberg, Spandau (70301), Potsdam (60924) immer mehr wachsen lassen. Als Randstädte haben im Osten Frankfurt an der Oder, im Westen Magdeburg heute nur noch verhältnismäßig geringe Bedeutung, da der Verkehr an ihnen vorbeijagt. Daß Magdeburg immerhin noch einen guten Fortschritt aufweist, verdankt es sowohl seiner alten geschichtlichen Bedeutung als auch der Elbe mit ihrem großen Verkehr, vor allem aber seiner Lage inmitten des so ungemein fruchtbaren Rübenlandes, dessen Zentralstadt es ist.

Ganz andrer Art ist die Bedeutung von Leipzig, Halle, Dresden. Sachsen als hochindustrielles Land in der Mitte des Reiches liegend, ist immer ein Gebiet äußerst dichter und lebhaft handeltreibender Bevölkerung gewesen, und so hat sich trotz vielfachen Schwierigkeiten, trotz der scharfen Konkurrenz von Halle und sogar von Berlin Leipzig seine hohe Bedeutung gewahrt. Buchhandel und manche Handelszweige (insbesondre Pelzwaren) haben in Leipzig ihre Hauptumsatzstätte, und sogar das vielfach bitter empfundne Fehlen einer Wasserverbindung mit der Elbe — seit dem Sommer 1907 ist das alte Projekt eines Kanals nach der Saale wieder aufgenommen worden — haben ihr Aufblühen nicht aufgehalten. Leipzig hat jetzt mehr als eine halbe Million Einwohner. Die Vereinigung der großen wissenschaftlichen, künstlerischen und juristischen Institute mit dem regen Handelsgetriebe und der lebhaften Industrie geben dieser Großstadt ihren ganz eigenartigen und interessanten Charakter. Für das westliche Sachsen und für Thüringen ist sie die Zentrale. In gleicher Lage wie Leipzig und zugleich begünstigt durch die Saale und die Zugehörigkeit zu dem größern Preußen hat Halle, das sich in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts mächtig emporschwang, in dem Wettkampf hinter Leipzig weit zurückbleiben müssen.

Dresden genießt mit Leipzig den Vorteil der Zugehörigkeit zu dem Industrieland Sachsen, ja es hat im Plauenschen Grunde ganz in seiner Nähe große Bodenschätze, die seiner Entwicklung beträchtlich nachhelfen könnten, es hat außerdem in der Elbe Anteil an einer sehr wertvollen Verkehrsader, aber es liegt am Ostrande des am dichtesten bevölkerten Gebiets: die Bevölkerungsdichte in den Gebieten rechts von der Elbe*) war 1900 165, links von der

*) Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaften Großenhain, Dresden-N., Pirna.

Elbe 285 (Dresden abgerechnet). Daß es trotzdem an Bevölkerungszahl mit Leipzig gleichen Schritt halten kann, ja in den letzten fünf Jahren diese Stadt sogar überflügelt hat, ist ein Zeichen dafür, wie sich hier Nachteile und Vorteile ausgleichen. Der mehr thüringischen Lage Leipzigs setzt Dresden seine Elbestraße entgegen, der Universität, dem Buchhandel und dem obersten Gericht seine Residenz.

Auch für München ist die Eigenschaft als Residenz maßgebend; an wenig Beispielen kann man so gut, wie an München, verfolgen, wie die Wechselfälle der Geschichte einer an sich günstig gelegnen Stadt vor andern besondre Vorteile gewähren können. Anfangs war die alte römische Grenzstadt Regensburg weitaus die wichtigste im Donauland. Im elften und im zwölften Jahrhundert sah sie in ihren Mauern manche Kaiser weilen, und der Donauverkehr förderte ihren Handel nach Südosteuropa. Aber ähnlich wie Mainz verbrauchte Regensburg seine Kraft im Kampfe mit den Bischöfen, und zur Zeit des schwäbischen Städtebundes war Ulm die Führerin; diese Stadt wurde wieder am Ausgange des Mittelalters und am Beginne der Neuzeit von Augsburg weit überflügelt. Augsburg hatte seine Blütezeit im sechzehnten Jahrhundert, als das Haus der Fugger mit fabelhaften Reichtümern den Markt beherrschte und mit seinen ungeheuern Bergwerksbesitzungen in Tirol, Steiermark und Ungarn immer neue Reichtümer aufhäufte. Den Fuggern vor allen Dingen verdankte damals Augsburg seinen Namen. In unsrer Zeit wächst es allmählich wieder an und wird bei der nächsten Zählung sicher auch ohne die Einverleibung der Vororte in die Reihe der Großstädte eingerückt sein. Im neunzehnten Jahrhundert aber ist München herangewachsen, die Residenz der Wittelsbacher. Schon im dreizehnten Jahrhundert als Stadt genannt, zeigt sich ein starkes Aufblühen doch erst nach 1871, nach der Gründung des Deutschen Reiches; jetzt werden über München alle Hauptlinien des Eisenbahnverkehrs von West nach Ost und von Nord nach Süd geleitet. Die Stadt, die einmal die erste ist, läßt neben sich eine andre nicht mehr aufkommen.

Das Zwischengebiet, begrenzt im Osten von der Elbe und der Saale, im Westen vom Rhein, im Norden vom Meer, im Süden von der Donau, ist ausgezeichnet durch eine außerordentlich starke Zersplitterung des Bodens durch die mannigfachen Gebirge und Höhenzüge des deutschen Mittelgebirgslandes. Es ist der Abschnitt Deutschlands, wo auf engem Raum die meisten Kleinstaaten durcheinander liegen und in frühern Zeiten noch in viel größerer Zahl lagen. Das ist nicht bloß Zufall und geschichtlich bedingt, sondern wesentlich begünstigt durch die Bodenverhältnisse. Und diese wiederum sind äußerlich gekennzeichnet durch die mannigfach nach verschiednen Richtungen abfließenden Wasseradern, die teils nach Süden zur Donau, teils nach Westen zum Rhein, teils nach Norden mit Fulda und Werra zur Weser, teils nach Osten zur Saale strömen.

Entsprechend dieser starken Gliederung des Bodens und dieser politischen Zersplitterung ist auch die Entwicklung großer Städte nicht begünstigt. Und so sind im eigentlichen Thüringen Weimar und Eisenach und Gotha klein geblieben, obgleich ihnen alle jene Vorteile in reichem Maße zufielen, die eine Residenzstadt vor den andern herausheben. Es sind Residenzen kleiner Staaten, die nicht in der Lage sind, jene Macht zu verleihen, die aus der Zugehörigkeit zum größern Königreiche folgt. Und auch Erfurt, das vielleicht um eine Kleinigkeit noch günstiger gelegen ist am Südrande des fruchtbaren Thüringer Beckens als jene, hat es erfahren, wie die Zugehörigkeit zum größern Staat erst die rechte Blüte zur Entwicklung kommen läßt. Solange es noch kurmainzische Stadt war, blieb es klein und ging sogar unter dem Einfluß der Religionskämpfe wesentlich zurück. Erst Preußen, dem es am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zufiel (1802), brachte ihm Freiheit und die Ausdehnungsmöglichkeit. Im Jahre 1874 fielen die Festungswälle, die es bis dahin einengten, und heute ist es als Hauptstadt eines Regierungsbezirks, als Zentralort für den thüringischen Gartenbau durchaus die erste Stadt in weitem Umkreis.

Und dasselbe Bild des kräftigen Aufschwungs unter dem Einfluß des großen Staates zeigen die übrigen Großstädte des nördlich der Mainlinie gelegnen Zwischenlandes: Hannover hat Braunschweig, dem es einst nachstehn mußte, weit überflügelt, Wiesbaden als preußische Regierungsstadt hat neben Frankfurt seine Bevölkerungszahl die 100000 überschreiten sehen und das großherzoglich hessische Mainz ebenso wie Darmstadt hinter sich gelassen, und recht in der Mitte des vielgegliederten Landes vereinigt das preußische Kassel allen Verkehr und Handel in seine Mauern. Und Preußen wirkt auch weiterhin zugunsten seiner Städte: bis Hannover soll der projektierte Rhein-Weserkanal durchgeführt werden, preußische Fürsten und preußische Beamten und Offiziere a. D. geben dem Badeort Wiesbaden seinen Glanz, hinter dem das gleichermaßen idyllisch gelegne Baden-Baden weit zurückbleiben muß.

Viel einheitlicher ist die südliche Hälfte des besprochnen Landes gebaut: Bayern und Württemberg teilen sich in die schwäbisch-fränkische Stufenlandschaft. Und deshalb sind es auch die zwei Städte Nürnberg und Stuttgart, in denen sich das große wirtschaftliche Leben konzentriert. Die alte Reichsstadt Nürnberg ist nicht so günstig gelegen wie Bamberg dort, wo Rednitz und Main zusammenfließen. Aber die Arbeitskraft und der Handelsgeist der freien Bevölkerung gaben ihr schon im Mittelalter einen weiten Vorsprung vor der seit dem Jahre 1007 unter geistlicher Herrschaft stehenden Bischofsstadt. Und auf dem alten Glanze ist das neue industriereiche Nürnberg erwachsen. Hat auch unter dem Andrang der neuen Zeit manches Denkmal der Vergangenheit fallen müssen, so soll man doch nicht vergessen, daß der Geist und Schaffenstrieb der Gegenwart auch sein Recht hat. Wenn auch heute noch manches unreif ist und viel Unschönes das Schöne aus vergangner

Zeit verdrängt hat, gerade in Nürnberg tritt dem Besucher neben der lebensfreudigen und kraftstrotzenden Wirksamkeit früherer Jahre die immer weiter und weiter ausgreifende Energie der tätigen und dabei doch kunstsinnigen und an alten Erinnerungen sich freuenden deutschen Welt um die Wende des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts entgegen. Nürnberg ist heute schon weit aus dem alten kraftvollen Mauerkranz herausgewachsen, und die Vereinigung mit dem benachbarten Fürth ist nur eine Frage der Zeit. Aber auch ohne diese Vereinigung hat es schon lange Stuttgart wieder überholt, dem es früher schon voranging, hinter dem es aber 1885 zurückstand.

Stuttgart ist seit 1320 Residenz der Grafen von Württemberg, aber erst das neunzehnte Jahrhundert sah es als Hauptstadt des Königreichs stärker anwachsen. Noch 1812 zählte es nur 28000 Einwohner, heute zählt es seit der Vereinigung mit Cannstatt das neunfache dieser Zahl. Hier tritt das industrielle Element etwas mehr zurück hinter dem handeltreibenden: der Buchhandel insbesondre spielt in Stuttgart eine große Rolle. Keine andre Stadt in Württemberg kommt ihr nur entfernt nahe: Ulm an der Donau mit 51680, Heilbronn mit 40026 Einwohnern sind weit zurückgeblieben, und so hat Stuttgart als Zentralort eines gut besiedelten Landes (117,9 Menschen auf einen Quadratkilometer) sicher noch eine bedeutende Zukunft vor sich.

Uns bleiben noch zwei Städte übrig zu kurzer Erörterung: Breslau und Posen. Sie sind beide Zentralorte ihrer Provinzen, wie wir es soeben für Stuttgart hervorgehoben haben, und in ihnen prägt sich deutlich der Einfluß der verschieden dichten Bevölkerung aus. Schlesien mit einer durchschnittlichen Einwohnerzahl von 122,4 auf einen Quadratkilometer ist mehr als doppelt so groß wie Württemberg und besitzt dabei Gebiete ganz außerordentlich lebhafter Groß- und Kleinindustrie. Die Kohlen- und Metallschätze im Südosten an der russischen Grenze sind unerschöpflich reich, an Menge des Materials reicher als die des Ruhrgebiets, an Güte freilich zurückstehend. In Oberschlesien allein ist mehr Kohle vorhanden als in ganz Großbritannien und Irland. Und die Förderung des Jahres 1900 hatte den dreifachen Wert von der des Königreichs Sachsen (182569000 Mark gegen 60233000 Mark). Dazu kommt nun im Waldenburger Revier in Niederschlesien eine Kohlenförderung, die den Wert von 43821000 Mark erreichte. Ist es da ein Wunder, wenn die einzige große Handels- und Industriestadt dieses Landes bis nahe an die halbe Million herangewachsen ist? Schon jetzt ist die Oder eine wertvolle Verkehrsstraße, noch weit größer wird ihr Wert sein, wenn die Regulierung des Stromes in einigen Jahren vollendet sein wird.

Viel kleiner als Breslau ist Posen. Kleiner ist ja auch das Land und geringer die Bevölkerungsdichte (28970 Quadratkilometer mit je 68,6 Menschen auf einen Quadratkilometer), ärmer ist auch das Land an Bodenschätzen: es ist reines Ackerbaugebiet. Aber trotzdem wächst die Stadt rasch an und hat sich verdoppelt, während Breslau nur um etwas über die Hälfte wuchs. Heute

ist sie der Schauplatz schwerer nationaler Wirrnisse, und bei dem wilden Streben der Polen nach einem freien selbständigen Reich ist nicht ausgeschlossen, daß sich hier noch ernste Ereignisse in Zukunft abspielen werden. Wechselvoll ist auch schon ihre Vergangenheit. Vom zehnten bis zum dreizehnten Jahrhundert Residenz der Herrscher Polens blieb sie groß und bedeutend auch als die Könige nach Warschau zogen, sank aber tief in jener Zeit, wo das ganze Königreich unter der Verrottung seines Adels zusammenbrach. Die Stadt, die im sechzehnten Jahrhundert 30000 Einwohner zählte, hatte 1795 nur noch 8500. Daß sie jetzt wieder zu 137000 angewachsen ist, ist ein Zeichen der hohen Blüte, die das ganze Städteleben im geeinten Deutschen Reiche, in reinen Industriegebieten ebenso wie unter rein agrarischer Bevölkerung jetzt durchmacht.

Lafcadio Hearns Essays und Märchen aus Japan

Drei Essaysammlungen Lafcadio Hearns liegen nunmehr in guter deutscher Übersetzung vor: „Kokoro", „Lotos" und „Izumo".*) Nicht unwesentlich haben diese deutschen Ausgaben dazu beigetragen, der Hearn-Gemeinde neue Anhänger zu werben. Zwar wird es immer ein kleiner erlesner Kreis sein, der sich an diesen feinen, tiefsinnigen Betrachtungen des Amerikaners mit der westöstlichen Seele erfreut. Ihr intimer Reiz bleibt der Menge verschlossen; auch Stil und Stoffwahl weisen darauf hin, daß sie ohne Rücksicht auf den Geschmack des großen Publikums entstanden sind. Die starken Eindrücke der orientalischen lebens- und farbenfreudigen Kultur, die den der westlichen Heimat entfremdeten umfingen, sobald er nur den Fuß auf japanischen Boden setzte, diese Eindrücke drängten nach poetischer Gestaltung. Wir dürfen keine kühlwägenden, kritischen Beobachtungen über Land und Leute in diesen Büchern suchen. Wenn der sensitive Künstler dafür überhaupt jemals befähigt gewesen war, so verlor er sein objektives Urteil in dem überwältigenden Glücksgefühl, zu Füßen des schneeigen Fujigipfels nun endlich eine Heimat gefunden zu haben.

Eine Heimat bedeutete für ihn, was andre, nüchterne Menschen einen Ort zum ungestörten Studieren und Träumen genannt hätten. Noch barg ja das Japan, das Hearn liebte, und dessen Eigentümlichkeiten er immer eindringlicher zu begreifen trachtete, eine Fülle jener mittelalterlichen Romantik, für die im sausenden Getriebe Broadways kein Raum ist. Wenn auch die Hauptháfen Japans, die Zentralpunkte seines Verkehrs mit Europa schon viel von der

*) Übersetzt von Berta Franzos. Frankfurt am Main, Rütten und Loening.

abendländischen Zivilisation übernommen hatten, so wußte Hearn doch allerlei entlegnere Schlupfwinkel zu finden, die von europäischen Einflüssen wenig oder gar nicht berührt waren. Dort hat er dann das neue, reformierte Japan zu vergessen gesucht, dessen vom politischen Standpunkt nur zu gerechtfertigtes Streben er nie betrachten konnte, ohne in Gemeinschaft mit andern Kunstschwärmern das Verschwinden der rasseeigentümlichen Kultur zu bedauern. So erfahren wir in diesen Büchern nur wenig von dem Leben der höhern Klassen, weil diese ihrem Bildungsgang entsprechend schon mehr von den europäischen Sitten, von der abendländischen Gedankenwelt beeinflußt sind.

Welche Ironie des Schicksals, daß Hearn selbst in seiner Eigenschaft als Lehrer der englischen Sprache an der Mittelschule und an der Lehrerbildungsanstalt zu Izumo berufen war, an dieser Nivellierungsarbeit mitzuhelfen, die der Ästhetiker, der Romantiker in ihm so tief beklagte.

Sein Aufsatz „Aus dem Tagebuche eines englischen Lehrers“ gibt einen interessanten Einblick in das japanische Schulwesen. Das gewichtige Pensum des japanischen Erziehungssystems muß selbst in Parallele mit den hohen Anforderungen unsrer Gymnasien und Universitäten Achtung einflößen. Sieben Jahre muß der japanische Schüler allein zur Erlernung seines dreifachen Ideogrammsystems verwenden, daneben wird er natürlich in der Geschichte und Ethik seines Vaterlands unterrichtet, und nun erst kommen die übrigen Fächer, die den Lehrgegenständen unsrer Schulen entsprechen, und unter denen die europäischen Sprachen an Schwierigkeit obenan stehn. Ist doch das Japanische den abendländischen Idiomen so vollkommen ungleich, daß selbst der einfachste japanische Satz weder dem Sinne noch der Form nach durch eine wörtliche Übersetzung wiedergegeben werden kann. Dazu kommt, daß die Knaben bei dieser großen geistigen Anstrengung nur sehr unzureichend ernährt werden, da den Buddhisten die Fleischnahrung verboten ist. Auch ihre Kleidung schützt sie nicht ausreichend vor der Unbill des japanischen Winters, und erst in den spätern Jahren von Hearns Tätigkeit wurden Öfen in den Schulräumen eingeführt. Die Folgen sind, daß eine große Anzahl von Schülern dieser spartanischen Erziehung zum Opfer fallen, und — wie Hearn bedauernd hinzufügt — es sind gerade die besten, die sich durch Überanstrengung Gehirnentzündungen und hitzige Fieber zuziehn und meist daran sterben.

Das sind traurige Resultate für einen Lehrer, dem seine Zöglinge so ans Herz gewachsen sind, daß er nur immer rühmenswertes von ihnen zu sagen weiß. Welches Glück für Hearn den Romantiker, daß der Ort seiner Lehrtätigkeit das sagenumwobne Izumo ist, die Hauptstadt des alten heiligen Landes, wo noch manche Tradition auf die Spuren der Götter deutet, deren Schreine und Tempel im Schatten der Zedernwälder stehn. Hier tritt die buddhistische Religion allgemach zurück hinter dem Shinto, dem uralten, nationalen Glauben, dessen Götter die Ahnen der Geschlechter sind, und dessen innerstes Wesen eine poetisch verklärte Anbetung der Heimat ist. In diesen Gegenden sind noch die alten

Sitten lebendig, die Beleuchtung der Friedhöfe und Straßen am Totenfest, wo die abgeschiednen Geister wiederkehren, und man ihnen durch die in bunten Farben leuchtenden Papierlaternen einen Willkommsgruß zu entbieten pflegt.

Am Abend des ersten Tages versammeln sich die Frauen des Dorfes zum Tanz im Hofe eines uralten Tempels. In langer Reihe, angetan mit ihren schönsten Gewändern ziehen sie heran, die größte führt, und kleine Mädchen von zehn bis zwölf Jahren schließen die Prozession. Und nun beginnt ein phantastischer Tanz: ein Sichneigen und Beugen, ein sanftes Schwingen der Arme, dem die weich nachflatternden, weiten Ärmel eine an fließende Wellen erinnernde Anmut leihen. Die Zuschauer verharren in tiefem Schweigen, nur das Zirpen der Grillen, das leise Knirschen der Sandalen im losen Sande und das leichte Händeklatschen der tanzenden Frauen unterbricht die Stille. Dann hebt ein weicher Gesang an: „dem Auge gleichförmig wie Reisähren im Felde, alle gleich in sommerliche Festgewänder gekleidet, hat sich die Tänzerschar versammelt.“ Und beim Anblick des traumhaft schönen Bildes schweifen des zuschauenden Fremdlings Gedanken zurück in die ferne Vergangenheit: „Jene, die dort den jahrhundertelangen Schlaf schlafen, unter den grünen Steinen, wo die weißen Laternen sind, und ihre Väter und ihrer Väter Väter und die unbekannten Generationen vor ihnen, begraben auf Friedhöfen, die seit Tausenden von Jahren vergessen sind, auch sie haben sicherlich auf ein Schauspiel wie dieses geblickt. Ja, dieser von den jungen Füßen aufgewirbelte Staub war menschliches Leben und sang und lächelte ebenso unter demselben Mond »mit wallenden Schritten und winkenden Händen«.“

Da kündet ein tiefes, leises Dröhnen, der sonore Ton der Tempelglocke die Mitternachtsstunde. Der Zauber ist gebrochen, die Runde löst sich, und unter leisem Lachen und Rufen verwandeln sich die Elfen in hübsche Dorfmädchen, die mit ihren Liebsten schäkern — wie in unsrer westlichen Heimat auch.

Auch die Schiffer, die hinausfuhren auf Nimmerwiederkehr, werden beim Totenfest nicht vergessen. Zierliche Gondeln mit Speisen und Lichtern und zärtlichen Briefen an die Verstorbnen werden bereitet, und während der drei Tage dieses Erinnerungsfestes sind Bäche, Flüsse und Häfen belebt von den kleinen Fahrzeugen, die meerwärts treiben. Sie haben selten mehr als zwei Fuß Länge, aber die Toten brauchen nicht viel Platz. Dennoch segeln sie bei Windstille geraume Zeit; dann flimmert der Meeresspiegel von Lichtern, und der Duft des Weihrauchs mischt sich mit der Salzluft des Ozeans.

Es ist viel darüber gestritten worden, wieviel von der poetischen Schönheit dieser alten Volkssitten dem Reiz der Hearnschen Darstellung zuzurechnen ist. Zweifellos sah er das Land und seine Bräuche mit dem Auge des Dichters. Er schrieb all dies nieder, nachdem sich seine Vision des Künstlerischen von dem abendländischen Schönheitsbegriff entwöhnt hatte. Die vielköpfigen, vielhändigen Götter verloren gar bald für ihn ihre monströse Häßlichkeit: „Wenn jemand, der das Göttliche in allen Religionen fühlt, ihren Sinn erfaßt hat,

dann wird er erkennen, daß sie an eine höhere Schönheitsempfindung appellieren, an die Empfindung moralischer Schönheit, und dies zwar mit einer Kraft, die diejenigen, welche nichts von dem Orient und seinem Denken wissen, nicht begreifen können."

Und später, als er auf einer Pilgerfahrt nach Enoshima an der Straße die halbzerbröckelte Bildsäule Koshins, des alten shintoistischen Wegegottes, findet, sehen wir, daß ihm die fremde Gedankenwelt schon vertrauter geworden ist: „Einen uralten Glauben nur aus den Arbeiten der Paläographen und Archäologen gekannt und geliebt zu haben, als ein etwas von seiner eignen Existenz entferntes, um dann nach Jahr und Tag plötzlich denselben Glauben als einen Teil seiner menschlichen Umgebung zu finden; zu fühlen, daß seine Mythologie, obgleich alternd, rings um einen lebt, heißt gleichsam den Traum der Romantiker in sich verwirklichen, das Gefühl haben, über die Spanne von zwanzig Jahrhunderten in das Leben einer glücklichern Welt zurückversetzt zu sein. Denn diese wunderlichen Götter der Heerstraße und Götter der Erde, diese moosumsponnenen und so wenig angebeteten Götter, sie leben noch. In diesem kurzen Augenblick wenigstens bin ich wirklich in einer frühern Welt, vielleicht in jener Epoche, wo der primitive Glaube ein wenig altmodisch geworden ist und vor dem zersetzenden Einfluß einer neuen Philosophie zerbröckelt. Und ich, ich fühle mich noch als Heide — liebe diese einfachen alten Götter, diese Götter der Kindheit eines Volkes."

Es lassen sich viele solcher Stellen anführen, wo sich die dichterische Betrachtung des Wesens der alten Gottheiten allmählich zu einer Art religiöser Verehrung verdichtet. Zwar verschmolz Hearn den primitiven Glauben mit einer neuen Philosophie. Er kam nach Japan als ein Jünger von Herbert Spencers Evolutionstheorie und suchte sie später mittelst der buddhistischen Karmalehre zu ergänzen. Hearn teilte nicht des englischen Philosophen Überzeugung, daß die ewige Wirklichkeit uns für immer verborgen ist, daß nur die vergänglichen irdischen Dinge unsrer Erkenntnis zugänglich sind. Hearn glaubte, daß mit Hilfe der buddhistischen Lehre der Mensch immer tiefer in die ewigen Geheimnisse eindringen könnte, deren einen Schlüssel er in dem Wiedergeburtsglauben sah. Wohlverstanden, nicht die alte Seelenwanderungslehre, sondern ein bei jeder Geburt neues Verweben der alten Elemente, die im vorangegangnen Leben die Bedingungen für das nächste geformt haben — mit einem Wort das Karma des Buddhismus, wonach keine Tat ein endliches Geschehen ist, sondern ihre Folge in der nächsten Wiedergeburt findet, ob solche nun auf höherer oder niederer Stufe geschehe.

Das sonderbare Gefühl, das uns beim Anblick bestimmter Gegenden oder als Folge unwillkürlicher Gedankenverbindungen überkommt, das Gefühl, als hätten wir dieses oder jenes nicht zum erstenmale gesehen oder erfahren, deutet Hearn in Übereinstimmung mit den buddhistischen Philosophen als unklare Rückerinnerung an frühere Daseinsformen. Wenn dies Erinnern nicht

mehr unwillkürlich, sondern im Bereich unsers Willens sein wird, dann möchte das Menschheitsrätsel seiner Lösung nahe sein. Diese Klarheit sah Hearn als höchstes, erstrebenswürdigstes Ziel des menschlichen Fortschritts, und er wenigstens hat an die Erfüllung in künftigen Jahrhunderten geglaubt.

Die Beschäftigung mit diesen tiefsinnigsten aller philosophischen Fragen mag ihn oft weit von der Wirklichkeit abgelenkt haben, und wenn einige europäische Forscher Japan die nüchternste aller Nationen genannt haben, so ist in diesen Aufzeichnungen nicht viel davon zu merken. Andrerseits wird es jetzt, bei unsrer verschwindend geringen Kenntnis des Orients schwer halten, diese widersprechenden Behauptungen in befriedigender Weise nachzuprüfen. Wahrscheinlich haben beide ihre Berechtigung; nur daß der Vorwurf des ausgesprochen nüchternen Geschäftssinnes mehr das moderne, nach europäischem Muster reformierte Japan trifft, von dem Hearn eben nichts wissen wollte.

Seine Zuneigung gehörte unwandelbar dem alten Japan mit seinen Kunstschätzen, seinen frommen Bräuchen und seinen poetischen Sagen und Märchen, von denen er eine Auswahl unter dem Titel „Kwaidan"*) (Seltsame Erzählungen) zusammengestellt hat. Da wandert im Flockensturm die Yuki Onna, die Schneefrau mit dem weißen Gesicht und den furchtbaren Augen, deren Hauch Tod bringt, und die sich doch eines sterblichen Jünglings erbarmt und sich ihm liebend zu eigen gibt. Oder von schlanken Weiden lösen sich Baumfrauen und teilen der Menschen Freud und Leid, bis die Axt den lebendigen Stamm trifft, und der Scheinleib in Luft dahinschwindet.

Wen muteten diese Märchen nicht wunderlich vertraut an, wesensverwandt mit unsers eignen Volkes Singen und Sagen von Wald- und Wasserfrauen? Himawari, die Sonnenwärtswendende, nennen die Japaner die Sonnenblume, und Hearn erinnert sich des uralten poetischen Gedankens der keltischen Rasse, dem Thomas Moore das Versgewand lieh:

As the Sunflower turns on her god, when he sets,
The same look that she turned when he rose . . .

Auch von Hōrai, dem japanischen Paradies, das keines Menschen Fuß betreten, wird uns erzählt: Auf einem alten Kakémono erscheint im unendlichen Blau eine schimmernde Stadt mit geschwungnen Dächern und sichelbekrönten Türmen. In alten Schriften heißt es von ihr, daß dort die Blumen nimmer welken, und daß ihre Bewohner ohne Krankheit und Sünde leben. Wer sie suchen will, muß gen Westen wandern. Wie geht es wohl zu, daß auch so viele arische Völker ihr Paradies im Westen suchen? Ob die sinkende Sonne mit ihrer nachglühenden Farbenpracht dem Volksbewußtsein einen phantastischen Begriff weit geöffneter Strahlenpforten unauslöschlich eingeprägt

*) Tauchnitz Edition, Leipzig. Ebenda erschien auch „Kokoro" und Glimpses of Unfamiliar Japan, das etwa dem übersetzten Bande „Lotos" entspricht.

hat? Oder gehen diese Konzeptionen wirklich auf einen Urquell zurück, aus dem Arier und Mongolen einst gemeinsam geschöpft haben? Das sind wohl unlösbare Fragen. Aber die Verwandtschaft der Urgedanken in diesen Märchen wird viel dazu beitragen, die fremdartigen Stoffe dem abendländischen Verständnis näher zu bringen.

Beda Prilipp

Moskitos

Von Lafcadio Hearn*)

ch lese eifrig in Dr. Howards Buch „Moskitos“, vom Standpunkte des Selbstschutzes aus. Denn ich bin verfolgt von Moskitos. Es gibt mehrere Arten bei mir in der Nachbarschaft, aber nur eine davon ist wahrhaft peinigend — ein winziges Ding wie eine Nähnadel, über und über voll silberner Fleckchen und Streifen. Sein Stich ist so intensiv wie die Berührung eines glühenden elektrischen Drahts, und sein bloßes Summen hat einen durchdringenden Ton, der die Art des bevorstehenden Schmerzes ankündigt — in ähnlicher Weise, wie ein besondrer Geruch einen bestimmten Geschmack hervorruft. Ich finde, dieser Moskito ähnelt sehr dem Insekt, das Dr. Howard Stegomyia fasciata oder Culex fasciatus nennt, und seine Lebensweise ist dieselbe wie die der Stegomyia. Zum Beispiel fliegt er eher bei Tage als bei Nacht aus und wird am lästigsten während des Nachmittags. Und dann habe ich entdeckt, daß er vom buddhistischen Begräbnisplatz kommt — einem uralten Friedhof, der hinten an meinen Garten grenzt.

In Dr. Howards Buch wird auseinandergesetzt, daß man, um die Umgegend von Moskitos zu säubern, nur nötig hätte, in das stagnierende Wasser, ihre Brutstätte, ein wenig Petroleum oder Kerosineöl zu gießen. Einmal wöchentlich soll das Öl angewandt werden, „etwa eine Unze auf fünfzehn Quadratfuß Wasseroberfläche, für jede kleinere Fläche eine entsprechend geringere Menge“ .... nun aber bitte ich, die Sachlage in meiner Nachbarschaft in Betracht zu ziehen!

Wie ich sagte, kommen meine Quälgeister vom buddhistischen Begräbnisplatz. Beinahe vor jedem Grab des alten Friedhofs ist ein Wasserbehälter oder eine Zisterne, mizutamé genannt. Meist ist diese mizutamé einfach als ovale Vertiefung in die breite, den Denkstein tragende Basis eingemeißelt; doch vor kostspieligen Gräbern, die keinen Wasserbehälter unten am Stein haben, ist ein größeres Gefäß einzeln aufgestellt, das aus einem einzigen Felsblock ausgehauen und mit einem Familienwappen oder mit symbolischen Reliefs geschmückt ist. Vor ein Grab der ärmsten Kaste, das keinen mizutamé hat, wird Wasser in Bechern oder andern Gefäßen hingestellt, denn die Toten müssen Wasser haben. Auch Blumen müssen ihnen dargebracht werden; vor jedem Grabe wirst du ein paar Bambusbehälter oder andre Blumenschalen finden, die natürlich Wasser enthalten. Auch ist auf dem Friedhof ein Brunnen, der die Gräber mit Wasser versorgt. Wann immer Verwandte und Freunde die Grüfte besuchen, wird

*) Aus „Kwaidan“ von Lafcadio Hearn, mit Genehmigung der Verleger der Originalausgabe Messrs. Kegan Paul and Co., Ltd., London.

frisches Wasser in die Behälter und Schalen gegossen. Aber da ein alter Begräbnisplatz dieser Art Tausende von mizutamé und Zehntausende von Blumenschalen hat, so kann nicht in allen das Wasser täglich erneuert werden. Es wird stagnierend und von allerlei Gewürm bevölkert. Die tiefern Gefäße trocknen selten aus, denn der Regenfall in Tokio ist bedeutend genug, um sie neun Monate im Jahr teilweise gefüllt zu halten.

In diesen Wasserbehältern und Blumenschalen werden meine Feinde geboren, zu Millionen schwärmen sie aus dem Wasser der Toten empor; und nach der buddhistischen Lehre mögen viele von ihnen Wiedergeburten derselben Toten sein, die durch die Irrungen ihrer frühern Leben dazu verurteilt sind, Jiki-ketsu-gaki oder bluttrinkende Pretas zu werden. Jedenfalls könnte die Bösartigkeit des Culex fasciatus den Verdacht rechtfertigen, daß eine verderbte menschliche Seele in dieses kläglich summende Pünktchen von einem Körper gepreßt worden wäre . . .

Um nun auf das Kerosineöl zurückzukommen, so kann man also an jeder Örtlichkeit die Moskitos ausrotten, wenn man die Oberfläche aller stehenden Gewässer mit einer dünnen Schicht solchen Öles bedeckt. Die Larven sterben, sobald sie auftauchen, um Luft zu schöpfen; und die ausgewachsnen Weibchen gehen zugrunde, wenn sie sich dem Wasser nähern, um ihre Eier hinabzulassen. Dabei lese ich in Dr. Howards Buch, daß die Kosten für die Befreiung einer fünfzigtausend Einwohner zählenden amerikanischen Stadt von der Moskitoplage dreihundert Mark nicht übersteigen . . . .

Was man wohl sagen würde, wenn die Stadtverwaltung von Tokio, die auf dem Gebiete wissenschaftlichen Fortschritts höchst angriffslustig vorgeht, plötzlich den Befehl erteilte, daß alle Wasserflächen buddhistischer Begräbnisplätze in regelmäßiger Wiederholung mit einem Überzug von Kerosineöl zu versehen seien! Wie könnte die Religion, die das geringste Leben, sogar das nicht sichtbare, zu vernichten verbietet, einen solchen Befehl gutheißen? Würde es kindlicher Pietät je im Traume einfallen, einer derartigen Anordnung zu gehorchen? Und wenn man dann noch den Aufwand an Arbeit und Zeit erwägt, der notwendig wäre, in die Millionen von mizutamé, in die zehnfachen Millionen von Bambusbehältern auf den Friedhöfen von Tokio alle sieben Tage Kerosineöl zu gießen! . . . Unmöglich! Um die Stadt von den Moskitos zu befreien, wäre die Zerstörung der alten Begräbnisstätten notwendig; und dies wäre gleichbedeutend mit der Vernichtung der buddhistischen Tempel, die dazu gehören. Damit aber müßten so viele entzückende Gärten mit Lotosteichen, sanskritbeschriebnen Denkmälern, kühn geschwungnen Brücken, heiligen Hainen und seltsam lächelnden Buddhas verschwinden! Somit würde die Ausrottung des Culex fasciatus die Zerstörung des poetischen Ahnenkults herbeiführen — und dies wäre wahrlich ein zu hoher Preis dafür! . . .

Und dann, wenn meine Zeit kommt, möchte ich gern auf einem buddhistischen Friedhof der alten Art bestattet werden, wo meine geisterhaften Gefährten uralt wären und nichts nach den neuen Bräuchen, den Veränderungen und Auflösungen des Meiji*) fragten. Der alte Friedhof hinter meinem Garten wäre just der rechte Ort. Dort ist alles voll Schönheit, einer überraschenden, seltsamen Schönheit. Jedem Baum, jedem Stein wurde seine Gestalt von einem uralten Ideal verliehen, das in keines Lebenden Hirn mehr wohnt; selbst die Schatten gehören nicht dieser Zeit, dieser Sonne an, sondern einer vergessenen

*) d. i.: „erleuchteter Friede", der Name, den der Mikado Mutsu Hito seiner Regierungszeit (von 1867 an) gab.

Welt, die nichts wußte von Dampf, Elektrizität, Magnetismus oder — Kerosineöl! Auch im Dröhnen der großen Glocke schwingt ein seltsamer Ton; der weckt Gefühle, so sonderbar fern von dem Teil in mir, der dem neunzehnten Jahrhundert zugehört, daß mir die leisen, blinden Regungen Furcht einflößen — eine köstliche Bangigkeit. Nie höre ich dieses wogende Klingen, ohne daß mir ein Drängen, eine schüchterne Flugbewegung in den tiefsten Tiefen meines Innern zum Bewußtsein kommt — ein Gefühl, wie wenn durch die Finsternis von millionenfachen Toden und Wiedergeburten hindurch Erinnerungen das Licht zu erreichen strebten. Ich hoffe, in Hörweite dieser Glocke zu bleiben ..... Und in Anbetracht der Möglichkeit, zum Schicksal eines Jiki-ketsu-gaki verurteilt zu werden, möchte ich doch die Wahl haben, in einem Bambusblumenbehälter oder in einem mizutamé wiedergeboren zu werden, von wo ich sacht auffliegen möchte, mein feines, durchdringendes Liedchen summen und einige Leute, die ich kenne, stechen.

Deutsch von Beda Prilipp

Oberlehrer Hauk

Roman von Bernt Lie

(Fortsetzung)

Gegen drei Uhr, am folgenden Tage, kamen Fräulein Mathilde und Karoline Hage, von der ganzen Reisegesellschaft bis an die Tür begleitet, von ihrem Ausflug nach Frascati nach Hause.

Wie gewöhnlich berichteten sie, einander in die Rede fallend, dem eben von seinem Mittagsschlaf erwachten Professor über ihre Reiseerlebnisse. Da waren tausenderlei ergötzliche Dinge zu erzählen. Am schönsten war aber doch die Überraschung gewesen, als Juliane in höchsteigner Person, von ihrem glücklichen Hauk begleitet, in der Trattoria von Nemi zwischen die jubelnde Gesellschaft getreten war.

Juliane als Attrappe —! Und der arme Hauk auf dem Siedepunkt seiner Gefühle!

Aber dann Monsieur Courtes! Auf dem ganzen Ausflug war er kümmerlich auf Didi Scharfenbergs französische Konversation angewiesen gewesen, und dann wie über ein plötzlich aufsteigendes Feuerwerk außer sich vor Freude rief er: „Mademoiselle Juliane!"

Und heute morgen hatte sich Courtes natürlich Juliane und Hauk angeschlossen, auf dem Rückweg über Genzano und Albano!

Hauk war gerade nicht sehr entzückt, der Ärmste. Aber Juliane schritt zwischen ihren beiden Kavalieren, rot wie eine aufgeblühte Rose, dahin.

Eine Stunde später kam Fräulein Juliane nach Hause, begleitet von Hauk.

Der Professor empfing sie mit überströmender Freundlichkeit. Hauk teilte er mit, er habe ihm gestern einen Bescheid in seiner Wohnung hinterlassen, daß er sich heute nur vom Archiv dispensieren solle, aber hinterher sei ihm dann eingefallen, daß Hauk ja natürlich Juliane nach Hause begleiten werde, und da habe er denn seinen Bescheid zurückgenommen.

Späterhin am Nachmittag rief der Professor seine älteste Tochter zu sich herein.

Setz dich, mein Kind, sagte er. Ich möchte dich als die Verständigste und Umsichtigste hier im Hause fragen, ob du in der letzten Zeit bemerkt hast, daß

unser lieber Freund Hauk — förmlich abgefallen ist? Es will mir scheinen, als ob er blaß und schmal geworden wäre. — Und auch seine Heiterkeit hat er eingebüßt. Ja, was sagst du dazu, meine liebe Juliane?

Vater, du bist immer liebevoll und fürsorglich! antwortete Juliane, du magst freilich Recht haben.

Dieser Ausflug sollte eine Ermunterung für ihn sein. Wir dürfen ja nicht vergessen, daß wir gewissermaßen eine Verantwortung für den ungewöhnlich braven und tüchtigen jungen Mann übernommen haben. Und da ich bemerkt zu haben glaube, daß er sich besonders an dich angeschlossen hat — wohl weil du besonders gut gegen ihn gewesen bist —

Aber nein, Vater —

Leugne es nicht, mein Kind, daß du eine ganz besondre Güte für unsern hübschen jungen Hauk an den Tag gelegt hast —

Aber nein, Vater ...

Nun, mein liebes Kind, leugne es nur nicht, daß du ein besonders freundliches Gefühl für unsern schönen Hauk empfindest ...!

— Aber nein, Vater ...

Nun, wir Alten haben so unsern eignen Blick für die Jugend. Doch, wie gesagt, unser Freund Hauk scheint sich äußerst wohl in deiner Gesellschaft zu befinden, da möchte ich dir denn meinen Wunsch mitteilen, daß du dich seiner von nun an ein wenig annimmst. Dir ist es auch ganz gut, deine häuslichen Pflichten etwas ruhen zu lassen, und ich bin wirklich nicht ohne Besorgnis wegen des jungen Mannes. Ich will nicht zu große Lasten auf seine Schultern wälzen. Ihr müßt euch ein wenig mit den andern jungen Leuten zerstreuen.

* * *

Die Temperatur da oben in dem großen, luftigen Schlafzimmer der Zwillinge war ohne Zweifel ein paar Grad höher als überall sonst.

Es war am siebzehnten Mai. Alle drei Fenster nach dem Garten hinaus waren weit geöffnet. Aber die Sonnenwärme war noch erdrückend zu dieser Nachmittagstunde, und die Florgardinen bewegten sich kaum im Zugwinde.

Es war am siebzehnten Mai, und Professor Hage gab heute abend sein lange geplantes, großes Fest in der Villa an der Porta Pia.

Die Damen waren bei der Toilette. Fräulein Karos hellblaues und Fräulein Mattis rosaseidnes Kleid lagen je auf einem Bett ausgebreitet. Im übrigen glich das ganze Zimmer einem weißen Schaum von Tüll und Flitter.

Ein lebhaftes Plaudern und Schwatzen über Farben und Schmuckgegenstände, Gäste und Arrangements ...

Das Wichtigste aber war vorläufig, daß man Schwester Juliane aus ihrer Separatkajüte nebenan hereinbugsiert und in den Lehnstuhl vor dem Spiegel genötigt hatte, wo sich Matti in wahrhaft souveräner Weise der Behandlung ihres Haares widmete.

Ehe es soweit gekommen war, hatte es der größten Energie der Zwillinge bedurft. Juliane hatte endlich nachgegeben und war im Triumph in ihrem Frisiermantel vor den Spiegel geführt worden. Und mit dieser Nachgiebigkeit, die eigentlich nur der Haarfrisur galt — dieser idiotischen Frisur à la Institutsvorsteherin! —, hatte sich Fräulein Juliane dem Urteil der Schwestern anheimgegeben. Das witwenhaft graue Kleid war abgelegt worden, und das doch einigermaßen festliche mittelblaue sollte seine Stelle einnehmen. Von dem Spitzentuch, das noch von der Mutter stammte, war keine Rede! Wenn die junge Dame zu züchtig war, konnte sie ja ein paar Rosen in die Taille des Mittelblauen stecken!

Karo flog über die steinernen Fliesen hin und her, die Haarflut aufgelöst über dem flatternden Badecape, und bemerkte:

Wenn man überhaupt von Hälsen und Nacken reden will, so ist Juliane einfach ein Schwan gegen uns gewöhnliche Gänse!

Matti benutzte die Brennschere rücksichtslos, trotz des energischen Widerspruchs:

Vaters Geschmack! Vater, der nicht für zwei Schilling Geschmack hat!

Wie kannst du nur so reden, Matti! Juliane versuchte strenge zu sein, was ihr aber schwer wurde, weil sie sich, den Kopf tief gebeugt unter Mattis Bürsten, in einer sehr gezwungnen Stellung befand.

Vaters Geschmack, der starb zugleich mit Mutter, das wissen wir doch alle!

Pfui, Matti!

Ich komme immer beinahe um vor Lachen, wenn die Leute von Professor Hages „bekanntem" Geschmack reden!

Karo kroch auf das Ruhebett hinauf und bewunderte ihre hellblauen Beine in den bronzefarbnen Schuhen.

Ach ja, sagte sie, was sollte Professor Hage wohl anfangen, wenn er nicht seine „bekannten" Töchter hätte!

Es ist ein Jammer, geradezu ein Jammer! Dein herrliches Haar, wie du es dir an den Kopf kleisterst! erklärte Matti und prüfte die Wirkung einer Locke am Ohr.

Der abscheuliche Fönns behauptet, alle Frauen hätten Kalbsbeine, berichtete Karo. Das gehöre sogar zur Schönheit. Wenn sich die kapitolinische Venus aufrichtete —

Ach Karo, komm her, und halte dies mal, du kannst mir wirklich ein wenig helfen!

Karo sprang bereitwillig herbei und half.

Du läßt dich doch nicht von Herrn Fönns von dergleichen unterhalten, Karo? fragte Juliane.

Über die Venus auf dem Kapitol — nennst du das „dergleichen"?

Aber —

Ach das mit den Kalbsbeinen? Du kannst dich beruhigen, Mütterchen! Ich hab ihm gründlich Bescheid gesagt und ihm die Versicherung gegeben, daß weder du noch Matti oder ich auch nur eine Spur von Kalbsbeinen hätten, und ob er es sich etwa herausnähme, etwas gegen unsre Schönheit einzuwenden!

Aber Karo!

So! rief Matti, nun denke ich, sind wir fertig!

Die Zwillinge traten einen Schritt zurück und betrachteten Juliane. Dann zupfte Matti hier ein wenig, und Karo dort ein wenig, die eine steckte einen Kamm zurecht, die andre zog an einer Locke.

Jetzt bist du reizend!

Juliane besah sich selbst im Spiegel, und von da flog ihr Blick halb ängstlich fragend zu Matti und Karo hinüber. Dabei hatte sie ein leises Erröten auf den Wangen.

Wenn ihr nur nicht zuviel mit mir angestellt habt!

Plötzlich schlang Karo die Arme um ihren Hals: Ach, Julli, du bist so süß.

Und Matti lächelte, die hellen Tränen in den Augen.

Und nun wollen wir dir bei der Rüsche behilflich sein!

Juliane ging in ihr Zimmer, um das Mittelblaue anzuziehn.

Karo und Matti blieben stehn und lächelten einander zu.

Arme Julli! sagte Karo und trocknete sich die Augen.

Nein, wie herrlich für sie! sagte Matti und tat ebenso.

Ja, denk nur, wie herrlich!

Sie fingen an sich mit ihrer eignen Toilette zu beschäftigen. Da hielt Matti plötzlich inne und flüsterte: Aber weißt du, wer es weiß?

Nun?

Vater!

Va—ter?

Glaubst du etwa, daß er es nicht draußen in der Küche gesehn und Marietta ausgehorcht hat!

Ja, dieser Vater! sagte Karo, der schnüffelt doch alles heraus! Aber — was macht denn das?

Nein, was macht das! der Herzensvater!

Karo saß vor dem Spiegel und steckte die Haarflut auf.

Du, Matti, du!

Ja?

Ich kann mir den Gedanken an Hauk nicht aus dem Sinn schlagen! der Ärmste! Er tut mir so leid!

Der arme Hauk! Aber du hast doch wohl niemals gedacht, daß daraus etwas werden würde?

Ach, nein, natürlich nicht. Aber leid tun kann er einem darum doch!

Eine kleine Weile später stand Matti vor ihr: Ich will dir etwas sagen, Karo, es ist gar nicht so ganz sicher, daß Hauk einem leid tun muß, so im innersten Herzen —

Wie meinst du das?

Ja, siehst du, es ist nicht so sicher, daß Juliane wirklich gut gegen ihn sein würde.

Karo dachte nach.

Nein, du magst Recht haben, sagte sie endlich, wenn sie ihn nicht schrecklich lieb hätte.

Juliane kam mit ihrem Kleide zurück, und die Schwestern machten sich an die Arbeit, sie hefteten und steckten an Taille und Rock, prüften und verwarfen — ja, mühten sich mit ihr ab, als sei sie eine Braut, die sie schmückten.

— —

— —

Gegen Mittag war ein Strauß aus weißen, blauen und roten Blumen für Fräulein Juliane gekommen. Und in dem Strauß steckte ein Billett, und der es brachte, war Monsieur Benjamin Courtes Diener.

* * *

Das Fest am siebzehnten Mai war eine alte Tradition in Professor Hages Haus in Rom aus den frühern Jahren her. Es wurde nun wieder aufgenommen mit dem ganzen Gewicht der Jahre, die inzwischen verstrichen waren, und mit allem, was sich in ihnen zugetragen hatte.

Im Eßzimmer und in dem großen Gartensaal saß man bei Tische — wie in einem Zelt draußen im Garten, denn alles, was geöffnet werden konnte, war offen. Allerlei helle leichtbeschwingte Sommerinsekten umflatterten die Kandelaber und hingen über den langen Reihen von Köpfen an den Tischen entlang, jungen Köpfen und alten Köpfen, blanken Schädeln und kunstfertig aufgetürmten Damenfrisuren mit Federn, Blumen und blitzendem Gestein —, flatterten und spielten sorglos zwischen und über dem noch gedämpften Brausen der Unterhaltung, dem Klirren von Silber und Porzellan, dem Glitzern und Klingen von Kristall. Die von den vielen Menschen und den vielen Lichtern erhitzte Luft war geschwängert von Duftwellen, die der Rosenflor in den tauenden Abend da draußen im Garten entsandte.

In lautem Durcheinander mischten sich alle Sprachen, über den weißen Tischtüchern bewegte sich die bunte Pracht der seidnen Damenkleider und der Ordens-

bänder der Herren, ihrer Sterne und weißen, gesteiften Hemden, und zwischen ihnen streckten die Lohndiener ihre mit weißen baumwollnen Handschuhen bekleideten Hände aus und füllten die Gläser.

Plötzlich senkte sich eine tiefe Stille über die beiden lichterstrahlenden Zimmer, als der alte Nestor, noch vor dem Wirt oder sonst jemand, in der Türöffnung auftauchte und gedämpft an sein Glas schlug. Die Veteranen in der Gesellschaft, die wußten, um was es sich handelte, erhoben sich, und ein wenig verwundert folgten die andern ihrem Beispiel. Mit diskreter Hoheit hielt der Nestor in tönendem Latein, in kurzen, klassischen Sätzen eine Gedenkrede auf Frau Professor Hage.

Man leerte die Gläser. Professor Hage ging auf den Nestor zu und umarmte ihn.

Mit tiefem Ernst nahm man wieder Platz; viele von den Damen trockneten die Augen.

Gott, wie schön das ist! flüsterte Didi Scharfenberg ihrem Tischnachbarn, Doktor Fönns, an dem untersten Ende des letzten Tisches im Gartensaal zu.

Ja, weiß Gott, das ist schön, sagte Fönns. — Namentlich wenn man an die arme Frau Hage und ihr kümmerliches Leben zurückdenkt.

Kümm...? Sie lebte doch in einer wahrhaft idealen Ehe — geliebt von ihrem Mann ... das habe ich doch alle sagen hören!

Haben Sie nie diese großen, alten Bäume gesehn, die dastehn und wachsen und sich ausbreiten und Schatten werfen und alles aus der Erde heraussaugen, sodaß, was in ihrer Nähe steht ...

Pfui! immer müssen Sie etwas boshaftes und häßliches sagen! Das wird doch wohl niemand von Professor Hage sagen, daß er Schatten in seinem Heim verbreitet. Sehn Sie nur Matti da oben an, hören Sie nur, wie ihr Lachen klingt, wie sie den alten Minister an ihrer Seite seine ganze Feierlichkeit vergessen macht!

Die schönste von ihnen ist aber doch Fräulein Juliane.

Aber nein!

Das habe ich erst heute abend entdeckt. Sehn Sie sie nur dort am Ende der Tafel mit dem alten Herrn Nestor. Übrigens an dem Abend in Nemi —

Ach ja, sie ist hübsch heute abend in ihrem Schmuck. Aber — hu — diese kalten, starren Augen, so eine richtige selbstgefällige alte Jungfer!

Sie war geradezu wunderbar schön, als sie heute abend dastand und die Gäste empfing. Und ganz jung!

Jung! Sie ist doch sicher über dreißig!

Keineswegs, sie ist noch nicht einmal dreißig! Und sie ist jetzt schöner als in ihrer frühen Jugend.

Aber, lieber Herr Fönns, Sie sind ja ganz verliebt! Ich glaubte eigentlich, daß Sie für Karo schwärmten!

Ich „schwärme" nur für Sie, mein gnädiges Fräulein, heute abend.

Die sehr gedrückte, ernste Stimmung nach der Rede des Nestors verzog sich, und bald herrschte wieder eitel Freude an allen Tischen. Professor Hage hielt eine große vorzügliche Festrede und trank unter allgemeiner Begeisterung auf das Wohl seines fernen, kleinen, armen Heimatlandes.

Die überwiegende Mehrzahl der Gesellschaft bestand aus Leuten, die durch ihre Arbeit wissenschaftlich, künstlerisch oder politisch mehr oder weniger beständig an Rom geknüpft waren. Sie trafen hier in dem schönen und traditionellen römischen Heim des Professor Hage in der Stimmung zusammen, die sich des Lebens und des Zusammenlebens zwischen den „alten Römern" bemächtigt, wenn der durchreisende Strom von Touristen Ende Mai die Ewige Stadt verlassen hat. Eine Stimmung, die aus dem Bewußtsein entsteht, daß man nun Ruhe im eignen Hause

hat und sich miteinander und mit dem abgeben kann, was man über dem Kommen und Gehn der Reisesaison und die ewig wechselnde Gesellschaft hinaus miteinander gemein hat. Die Unterhaltungen wurden vertraulich und intim geführt, und die wenigen Neuen und Nichtdazugehörenden schwelgten in dem Bewußtsein, dem eigentlichen und stets verlockenden Römerleben näher gerückt zu sein.

Und Professor Hage war ein vorzüglicher Wirt. Der schöne Mann bezauberte alle, alt wie jung, mit seiner strahlenden Laune, seiner Liebenswürdigkeit und seiner fürsorglichen Aufmerksamkeit gegen jeden einzelnen. Er war selbst völlig beeinflußt von der Freude, die er um sich her verbreitete, von den Farben, von den Lichtern, von dem Fest. Geradezu meisterhaft leitete er die große, zum Teil hochvornehme Gesellschaft ganz allmählich in eine echt künstlermäßige Atelierstimmung hinüber, er hielt muntere Reden, bewegte sich lächelnd und scherzend an den Tischen in beiden Zimmern entlang und veranlaßte die Jugend, unter Anführung von Karo und Matti, zu singen. Als man sich endlich von Tische erhob, war man ganz in der Stimmung, sich der überraschenden Arrangements im Garten zu freuen. Der dem Hause zunächst liegende Teil sowie die Veranda waren zu einer ländlichen Osteria umgewandelt. Lange Tische quer über den Rasen standen gedeckt mit Flaschen, Gläsern und mächtigen mit Obst und Konfekt gefüllten tönernen Schüsseln. In den Bäumen hingen bunte Osteriaschilder mit Angabe der Weinsorten und der Preise in Soldi per Mezzolitro, und rings umher im Gebüsch und in den Seitenwegen waren kleine Tische angebracht. Großen Beifall fand eine Laube, über der in großen Buchstaben „Bierhaus" prangte, und wo ein Faß Münchner Bier von echten Seideln umgeben auf einem steinernen Tische prangte. Rings umher hingen bunte Papierlampions, und auf den langen Tischen zitterten die Lichter in den Kandelabern in der windstillen Abendluft.

Außerhalb des festlichen Lichtkreises streckte sich der große Garten dunkel und dufterfüllt bis an die Mauern des benachbarten Parks heran. Drei Riesenpinien stiegen hier auf wie Säulen, die auf mächtig breiten, schwarzen Kapitälen das Gewölbe des nächtlichen Himmels mit seiner ganzen Sternenpracht trugen.

Am Fuße der einen Pinie stand eine Bank. Und auf dieser Bank saß Hauk Opseth. Die drei schlanken Stämme standen frei da in einer schwachen Dämmerung, die sich von der schwarzen Wand aus Rosen, Orangen und Lorbeersträuchern abhob.

Hauk Opseth lehnte sich an die Pinie, das Gesicht aufwärts gewandt. Er hatte das Siebengestirn und die Venus ausfindig gemacht und saß nun da und starrte so lange in die funkelnden Sternenaugen hinein, bis er in weiter, weiter Ferne die See gegen den norwegischen Strand treiben hörte. Schwer und schwermütig fern, wie sich das Himmelsgewölbe unendlich über ihm ausspannte.

In seinem tiefen Mißmut war er hier hinaus gegangen. Diese Stimmung hatte ihn den ganzen Tag beherrscht, und dann war des Professors Rede hinzugekommen, und daß ihn Fräulein Juliane den ganzen Tag und den ganzen Abend nicht eines Blicks gewürdigt hatte.

Und wie er hier in seiner Einsamkeit saß, kam sie an Benjamin Courtes Arm gegangen; er sah sie deutlich beide in dem schimmernden Licht, wie sie plötzlich die Schritte hemmten, als sie hier aus der Lichtung heraustraten und in die dunkeln Gänge zu den Rosen und Orangen zurückkehrten.

Sie war heute schöner als je zuvor.

Er beugte sich vornüber und barg den Kopf in den Händen.

Auf einmal fuhr er in die Höhe. Es raschelte plötzlich in dem dunkeln Gebüsch. Und er sah sie herauskommen und an dem Buschwerk entlang eilen und an der andern Seite wieder hinein verschwinden — dem Hause zu, allein.

Es wurde wieder still. Nur aus der Ferne hörte man das Summen der Gesellschaft dadrinnen.

Hauk Opseth saß eine Weile aufmerksam gespannt. Aber es blieb still. Und er sank wieder in seinen Mißmut zurück.

Als er sich endlich aufrichtete und aufsah, stand da eine Gestalt mitten auf dem offnen Platz.

Sitzen Sie hier, mein lieber Hauk?

Er erhob sich, es war Professor Hage selbst.

Ein merkwürdiger Platz für ein Fest! sagte der Professor, übrigens freue ich mich, daß ich Sie finde. Ich habe nach Ihnen gesucht.

Der Professor setzte sich auf die Bank.

Nehmen Sie Platz, ich habe Ihnen etwas zu sagen.

Hauk setzte sich. Professor Hage wandte sich zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Mein lieber, junger Freund, begann er warm und freundlich, ich verstehe es ja so gut, daß Sie mißmutig und niedergeschlagen sind, ich habe Sie aufrichtig bewundert in diesen Tagen, wie tapfer Sie Ihr Mißgeschick getragen haben. Hauk Opseth sah verwirrt fragend auf...

Ich habe das als erfreuliches Zeichen betrachtet, daß Sie meine Auffassung zu der Ihren gemacht haben, als ich Ihnen sagte, daß dieses eine Unglück mit dem Stipendium, das einem andern für das nächste Jahr gegeben worden ist, den Mut eines Mannes nicht knicken darf. Sie sind ja noch keineswegs alt und haben noch Zeit genug, auf ein Stipendium zu warten — oder auf einen andern Ausweg, der es Ihnen möglich macht, fortzusetzen, was Sie hier begonnen haben.

Hauk Opseth machte eine Bewegung, aber der Professor hielt ihn zurück: Ich verstehe, ich verstehe! Das Schwerste für Sie oder doch auf alle Fälle das, um was sich Ihre Gedanken zuerst gedreht haben, ist die Sorge für die nächste Zukunft gewesen. Daß Sie, offen herausgesagt, vis-à-vis de rien stehn, wenn Sie nun nach Hause kommen. Dieser Gedanke hat Sie gequält, nicht wahr?

Ach — ja — natürlich —

Nichts ist natürlicher. Aber sehn Sie, in dieser Beziehung bin ich so glücklich, Sie beruhigen zu können, mein lieber Hauk. Ja, ich hätte Ihnen schon vor zwei Tagen diesen Trost spenden können. Aber ich wollte ihn für heute abend aufsparen. Ich hatte mir ausgedacht, ihn als eine besondre Freude für Sie dem festlichen Tage hinzuzufügen, mein lieber junger Freund. Die Sache ist nämlich die, daß ich von meinem Freund, Rektor Aalbom, gebeten worden bin, ihm einen stellvertretenden Lehrer auf alle Fälle für ein Jahr vom Anfang des neuen Schuljahrs an gerechnet zu verschaffen. Sie erhalten das volle Gehalt und haben, wie mir Aalbom schreibt, Gelegenheit zu nicht geringen Nebenverdiensten auf mancherlei Weise. Ich habe ihm schon geschrieben, daß ich den passenden Mann gefunden habe, denn ich bin überzeugt, daß Sie mit Freuden dieses verhältnismäßig vorteilhafte Angebot annehmen werden.

Ich — ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, Herr Professor...

Es ist ziemlich hoch im Norden, aber Sie sind ja selbst Nordländer...

Ja, das ist gerade herrlich!

Hab ich mir auch gedacht, ja. Sie sind also zufrieden, Hauk? In Anbetracht der Umstände...

Sie sind nur zu gut gegen mich, Herr Professor!

Und dann wissen Sie, daß Sie zu jeder Zeit auf meinen Beistand rechnen können, soweit meine Kräfte und mein geringer Einfluß reichen. Es ist keineswegs ohne Bedeutung, wenn man sich als Pädagoge ausbildet. Ich habe die Sache ja selber eine Reihe von Jahren praktisch geübt. Es sammelt und klärt und gibt Form — Form, wissen Sie!

Versteht sich!

Professor Hage blieb noch eine Weile schweigend sitzen. Dann wandte er sich plötzlich an Hauk und sagte gedämpft, vertraulich:

Denken Sie daran, daß Sie auf mich rechnen können. In allem, worin ich Ihnen behilflich sein kann, als Stütze nach jeder Richtung hin. Ich habe Sie in dieser Zeit als einen Charakter kennen gelernt, den ich hochschätze. Und ich habe Sie lieb gewonnen, lieber, junger Freund. Sie können mich als Ihren — ja, sagen wir, väterlichen Freund betrachten. Sollten Sie — hm — sollten Sie irgendeinen Kummer haben — junge Leute haben ja so vieles, was sie bedrückt, Hoffnungen und Sehnsucht —, dann denken Sie daran, daß Sie stets auf mich zählen können.

Professor Hage erhob sich und stand in der Dunkelheit vor ihm. Er streckte seine Hand aus. Hauk Opseth erhob sich und ergriff die Hand. Der Professor drückte sie fest und sagte langsam und mit Nachdruck:

Es gilt hier im Leben, seine Ziele zu erreichen, welcher Art sie auch sein mögen, das Glück für unser inneres und äußeres Dasein, es gilt auszuharren. Perseverantia omnia vincit!

Er gab die Hand frei und entfernte sich.

Hauk blieb lange voll Unruhe und Staunen stehn. Es war so unerwartet gekommen, so überwältigend.... Und die Schlußworte des Professors?... Er beschloß, zu der Gesellschaft zurückzukehren. Denn hierüber konnte er sich doch erst klar werden, wenn er ganz allein war. Und es mußte ja auffallen, daß er sich so zurückzog!

Es saßen nur noch ganz wenige an den Tischen im Garten. Die Gesellschaft hatte sich in den Gartensaal begeben und stand zusammengedrängt vor den Türen der Veranda. Hauk Opseth drängte sich bis an die Türöffnung durch. Das Zimmer war ausgeräumt, und das Klavier aus dem Boudoir hereingeholt. Fräulein Karo stand am Instrument, strahlend in hellblauer Seide. Man rief nach Fräulein Juliane. Und sie trat gerade in den freien Raum vor dem Klavier. Aller Augen waren auf ihre hohe Gestalt gerichtet. Sie lächelte mit einem Zug von Verlegenheit. Ihr Nacken beugte sich leicht. Aber ihre Wangen glühten, und es lag ein warmer Glanz in den ein wenig starren und großen Augen. Sie nahm Platz und wechselte ein paar Worte mit Karo. Dann begann sie mit einem kleinen Vorspiel.

Mein Gott! Sehn Sie doch nur den Franzosen an!

Hauk Opseth wandte sich fragend nach Fönns um, der es ihm von hinten zugeflüstert hatte.

Sehn Sie ihn doch nur an, diesen Monsieur Courtes! Ein ganz verteufelter Kerl! So wie der sich anstellt! Sehn Sie ihn nicht da hinten an der Blumensäule! Er starrt sie an, als wolle er sie mit Haut und Haar und mit Augen und Lächeln verschlingen. Sehn Sie ihn doch nur an! Er sieht so aus, als wenn ihn die Sonne der Gnade blende!

Und dann sang Karo:

Im milden Sommerabendwind
Umwiegt mich ein Erinnern lind,
Das duftet wie ein Rosenhang,
Das klingt wie süßer Heimatsang:
Du harrest wohl mein!

Zwei Augen, zwei Augen, so dunkelblau,
Die strahlen mich an wie Himmelstau.
Doch wiegt sich vorüber, vorüber der Wind,
Von ferne noch einmal flüstert er lind:
Du harrest wohl mein!

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 30. August 1908

(Die Wendung in Marokko und die französische Politik. Die internationale Lage. Der Fall Schücking und die Konservativen.)

Wieder einmal ist Marokko in den Vordergrund der Ereignisse getreten. In dem Thronstreit zwischen Abdul Asis und Mulei Hafid ist die Entscheidung gefallen. Mulei Hafid ist Sieger geblieben. Damit ist die Herrschaft über das scherifische Reich in eine Hand gekommen, die nach dem Urteil aller Kenner wohl imstande ist, geordnete und gesetzliche Zustände herbeizuführen und die strikte Ausführung der Bestimmungen der Algecirasakte zu gewährleisten. Damit würde also alles erfüllt sein, was die französische Politik nach den feierlichen Versicherungen des Ministerpräsidenten Clémenceau und des Ministers des Auswärtigen Pichon in der Kammer angestrebt hat. Man brauchte jetzt nur Mulei Hafid anzuerkennen, und alles wäre in Ordnung. Der Friede in Marokko wäre wiederhergestellt, die Franzosen erhielten ihre Genugtuung für ihre verletzte Waffenehre, und man könnte daran gehn, die Polizei zu organisieren, wie es die Algecirasakte vorschreibt.

Aber es scheint, als ob diese einfache Lösung in Frankreich auf große Schwierigkeiten und Bedenken stößt. Und das ist begreiflich genug, denn sie würde der französischen Marokkopolitik den Boden unter den Füßen wegziehen. Das Problem für Frankreich besteht darin, im Prinzip und in der Theorie alles anzuerkennen, was in Algeciras vereinbart worden ist, daneben aber dafür zu sorgen, daß sich die Ereignisse in Marokko selbst so gestalten, daß die geordnete Ausführung der Verträge eine Unmöglichkeit wird und Ehre und Interessen Frankreichs ein andres Vorgehen fordern.

Wenn man davon ausgeht, daß die hohe Politik keine Tugendübung, sondern ein harter Kampf um die Interessen der Völker ist, so wird man sich bei dem Urteil, daß die beobachtete Taktik unmoralisch und unehrlich ist, nicht lange aufhalten dürfen. Gewiß fällt auch das ins Gewicht, falls die Aussicht besteht, daß die Aufdeckung solcher Praktiken an geeigneter Stelle eine Entrüstung hervorruft, die von den Gegnern als brauchbarer Faktor in die Rechnung ihrer eignen Politik eingestellt werden kann. In dieser Beziehung brauchten die Franzosen wenig Besorgnisse zu hegen. England hatte Marokko den Franzosen preisgegeben, und es ist auch nach Unterzeichnung der Algecirasakte mit allem zufrieden, was die Franzosen in Marokko tun, solange nur einigermaßen die Form der Vertragstreue gewahrt wird. Spanien ist in Marokko mitinteressiert, weiß aber, daß es seinen eignen Vorteil am besten wahrt, wenn es sich äußerlich nicht von Frankreich und England trennt. Italien drückt als Mittelmeermacht, Rußland als ami et allié beide Augen zu. Den andern Signatarmächten von Algeciras, mit Ausnahme von Deutschland — und allenfalls Österreich-Ungarn, soweit ihm die Aufrechterhaltung der Freundschaft mit Deutschland Rücksichten auferlegt —, ist die Sache so gleichgiltig wie nur möglich. In die Unkosten einer Entrüstung über Frankreichs Zweideutigkeit wird sich keine dieser Mächte stürzen.

Aber wenn auch nicht aus moralischen Erwägungen, so doch aus rein politischer Klugheit mußten die Franzosen im eignen Interesse eine gewisse Vorsicht beobachten und gewisse Rücksichten nehmen. Denn sie durften nicht darauf rechnen, daß sich Deutschland durch irgendeine voreilige Handlung der Nervosität in der Marokkofrage ins Unrecht setzen werde. Es blieben ihnen also nur zwei Wege,

wenn sie sich trotz Algeciras des marokkanischen Reichs bemächtigen wollten, entweder eine offne Provokation Deutschlands in der Annahme, daß auch der offne Bruch der Algecirasakte von den andern Unterzeichnern nachsichtig übersehen werden würde, oder ein sehr vorsichtiges und überlegtes Spiel, das Deutschlands Protest lahmlegte und es doch sanft und sicher aus Marokko hinausmanövrierte. Der erste Weg enthielt doch ein zu starkes Risiko. Es hätte dazu die volle Entschlossenheit gehört, von Frankreichs Seite einen Krieg zu entfesseln, der aller Wahrscheinlichkeit nach ein Weltkrieg von unabsehbaren Dimensionen werden mußte. Frankreich versuchte es also auf die andre Art, hat aber das Spiel so plump und unvorsichtig getrieben, daß es sich zunächst eine arge Schlappe geholt hat.

Der Thronstreit sollte der französischen Politik die Handhabe bieten, sich im Lande festzusetzen, ohne den Vorwurf der Vertragsverletzung auf sich zu laden. Der verschwenderische Schwächling Abdul Asis, der als anerkannter Sultan von Marokko die Algecirasakte hatte mit unterzeichnen lassen, war durch die Notlage, in die er durch die Aufstellung Mulei Hafids als Thronprätendent gekommen war, das geeignete Werkzeug für die französische Politik. Wenn es gelang, ihn in unauffälliger Weise zu unterstützen, so konnte die Unsicherheit der Zustände nach Belieben verlängert werden, und damit war der Vorwand für immer neue und immer ausgedehntere kriegerische Expeditionen und für die fortdauernde Besetzung des Landes gegeben. Es durfte nur die nachweisbare Unterstützung nicht den Umfang überschreiten, der sich mit der Eigenschaft des Abdul Asis als des rechtmäßigen Sultans rechtfertigen ließ. Verdankte Abdul Asis seinen Sieg im Thronstreit der französischen Unterstützung, war ferner die Beruhigung des Landes nur durch diese Unterstützung möglich, dann war es auch leicht, den Sultan, dessen Unabhängigkeit ja durch die Algecirasakte garantiert war, zu „freiwilligen" Zugeständnissen an die Franzosen zu vermögen, denen gegenüber jede Berufung auf das internationale Abkommen unwirksam war. Denn ein souveräner Herrscher kann natürlich neben den übernommnen internationalen Pflichten, die er zu erfüllen hat, von seinen eignen Rechten so viel an andre Stellen übertragen, als er nicht durch die Rücksicht auf seine Stellung dem eignen Volke gegenüber daran gehindert wird. Diese Rücksicht hätte wohl bei Abdul Asis keine Rolle gespielt. Die Souveränität des Sultans von Marokko kann durch internationalen Vertrag nur so weit geschützt werden, als die Erfüllung bestimmter internationaler Verpflichtungen davon abhängt oder als sie von außen bedroht wird, nicht aber soweit sie, ohne jene Verpflichtungen zu berühren, Gegenstand freiwilligen Verzichts wird.

Darauf hatten wohl die Franzosen gerechnet, als sie hofften, Abdul Asis so weit unbemerkt unterstützen zu können, daß er formell wieder in den Besitz der Gewalt kam. Sie glaubten dabei den Schein der Neutralität im Thronstreit aufrechterhalten und ihre weitern militärischen Eingriffe damit begründen zu können, daß die Fortschritte des Abdul Asis den Landfrieden noch nicht gesichert und ihnen, den Franzosen, die beanspruchte Genugtuung und Entschädigung noch nicht gebracht hätten.

Aber in dem ganzen Plane steckte ein grober Rechenfehler. Die ganze Bevölkerung von Marokko hatte sich in solchem Maße von Abdul Asis abgewandt und war so sehr von Mißtrauen und Haß gegen die Franzosen erfüllt, daß diesen eine wirklich ausreichende Unterstützung des Abdul Asis, ohne sich zu kompromittieren, unmöglich wurde. Sie gingen zwar bis an die äußerste Grenze dessen, was mit Hilfe der Ableugnung offenkundiger und nachweisbarer Tatsachen nur irgend möglich war. Aber es blieb bei der entschiednen Stimmung des ganzen marokkanischen Volkes alles vergeblich. Es war nur noch der Weg übrig, durch

offne eingestandne Gewalttat der französischen Truppen Abdul Asis direkt nach Marakesch zu führen. Diesen politischen Salto Mortale, der mit einemmale alle Versicherungen der offiziellen französischen Politik Lügen gestraft hätte, wollte man lieber doch nicht vollführen, und so half denn alles nichts, man mußte Abdul Asis nun die letzte Entscheidung mit nur mangelhafter Hilfe suchen lassen. Damit wurde der Sultan der unvermeidlichen Niederlage überliefert. Mulei Hafid war unbestrittner Sieger, der wirkliche Vertrauensmann der Marokkaner, und seine Ausrufung zum Sultan konnte von den Franzosen selbst unmittelbar unter ihren Augen nicht mehr verhindert werden. Nun hatten die Franzosen zu allem Unglück auch noch Mulei Hafid stets als Schützling Deutschlands hingestellt, offenbar in der sichern Hoffnung, seine Niederlage herbeiführen und damit zugleich dem deutschen Ansehen im Lande einen empfindlichen Schlag versetzen zu können. Um so schlimmer rächte sich die falsche Einschätzung der Lage. Deutschland hatte wirkliche Neutralität beobachtet und nicht die geringste Handhabe geboten, seine Loyalität gegenüber der französischen Regierung anzuzweifeln — selbst die organisierten Lügenfabriken in Marokko konnten kein Material dazu herbeischaffen —, trotzdem erreichte dieser Mulei Hafid ohne fremde Unterstützung, was der von den Franzosen geschobne und gestützte Abdul Asis trotz dieser Hilfe nicht erreichen konnte. Die französische Marokkopolitik steht also nicht nur vor einer entschiednen Blamage, sondern hat sich überdies in der Falle der eignen Arglist gefangen, da sie selbst dafür gesorgt hat, daß der Erfolg ihres Gegners dem deutschen Ansehen zugute kommt, während Deutschland selbst keinen Finger dazu zu rühren brauchte.

Frankreich ist nun gezwungen, Mulei Hafid anzuerkennen, und muß sich auf neue Mittel besinnen, um seine Pläne weiter zu verfolgen. Einstweilen scheint es, als ob man durch kleine Intrigen die gemeinsame Anerkennung Mulei Hafids durch die Signatarmächte von Algeciras — denn um einen solchen Schritt, nicht um ein vereinzeltes Vorgehen handelt es sich — möglichst verzögern wollte. Die innern Schwierigkeiten in Marokko sind ja auch durch den Sieg Mulei Hafids keineswegs beseitigt, wenn auch nach der rechtlichen Anschauung der Marokkaner der tatsächliche Besitz der anerkannten Hauptstädte des Landes und die formelle Ausrufung daselbst als ausreichende gesetzliche Unterlage der Herrschaft gilt, sodaß Mulei Hafid auch ohne ausdrücklichen Verzicht seines entthronten Bruders tatsächlich jetzt rechtmäßiger Sultan ist. Wie sich die Sache nun weiter entwickeln wird, ist schwer vorauszusehen. Für unsre Politik bedeutet natürlich die Verlegenheit, die sich die Franzosen selbst bereitet haben, keine Beseitigung der Schwierigkeiten, die für uns in der Marokkofrage liegen. Man ist bereit, anzuerkennen, daß Frankreich und Spanien auf Grund der besondern Stellung, die ihnen die Algecirasakte zuweist, Mulei Hafid gewisse Bedingungen stellen, die natürlich auch vom Standpunkt der deutschen Interessen innerhalb der durch die internationalen Vereinbarungen umschriebnen Rechte zu prüfen sein werden. Aufgabe der Diplomatie wird es aber auch sein, unnötige Verschleppungen und das weitre Hinhalten der ungewissen Zustände zu verhindern.

Die Schwierigkeiten der Marokkofrage hängen selbstverständlich auch mit der internationalen Lage zusammen, die noch auf lange hinaus ihren gegenwärtigen Charakter behalten wird. Gewiß konnte der Besuch König Eduards in Cronberg als ein Symptom für das Aufhören stärkerer Spannungen gelten, und von irgendwelchen besondern Gefahren für den Weltfrieden kann wohl jetzt nicht die Rede sein, aber die Schwüle eines starken Mißtrauens lagert doch noch immer über der politischen Stimmung der Völker. Wir dürfen jedoch niemals vergessen, daß wir als europäische Zentralmacht mit solchen Stimmungen immer zu rechnen haben

werden, und wenn unsre zentrale Lage uns auf der einen Seite mehr als jede andre Macht auf einen friedfertigen Charakter unsrer aktiven Politik hinweist — weil absichtlich von uns herbeigeführte Verwicklungen für uns leicht unberechenbar und unabsehbar werden würden —, so ergibt sich aus dem gleichen Grunde auf der andern Seite die Notwendigkeit, mehr als jedes andre Volk auf unsre Wehrkraft bedacht zu sein. Die Furcht und das Mißtrauen, die wir dadurch leider unvermeidlicherweise andern einflößen, können wir nur durch die Loyalität und Klugheit unsrer Politik, durch die kühle Unbeirrtheit, mit der wir unsre berechtigten Interessen wahrnehmen, zwar nicht beseitigen, wohl aber ihrer akuten Wirkungen berauben. Schlechthin indiskutabel muß jedoch alles bleiben, was unsre Wehrkraft angeht. Bei den wirklich politisch denkenden Leuten in England ist längst die Empfindung zur Geltung gekommen, daß man in der Tendenz, die Furcht vor Deutschland bei allen Verständigungen mit andern Mächten als Mittel zu verwenden und als Hebel anzusetzen, zu weit gegangen ist und eben dadurch neue Konfliktstoffe geschaffen oder wenigstens den schon vorhandnen neue Bedeutung gegeben hat. Nun glaubt man einen besonders guten Schachzug zu tun, wenn man von englischer Seite die Realität des Mißtrauens offen zugibt, zugleich aber auch den Wunsch zu erkennen gibt, die verstimmenden Wirkungen der Politik, die man in Deutschland als „Einkreisungsversuche“ aufgefaßt hat, zu beseitigen. So hat Winston Churchill kürzlich in England selbst für die Idee einer englisch-deutschen Annäherung Propaganda gemacht. Ein andres Mitglied des Kabinetts, Lloyd George, hat Deutschland aufgesucht, um die staatlichen sozialen Wohlfahrtseinrichtungen zu studieren, und ist, entzückt über die freundschaftliche Aufnahme, die er gefunden hat, nach England zurückgekehrt. Wir freuen uns dieser Annäherung, die wir für überaus nützlich halten, aber wenn immer wieder der Gedanke damit in Verbindung gebracht wird, daß irgendwelche Vereinbarungen über beiderseitige Beschränkungen im Flottenbau zwischen Deutschland und England getroffen werden könnten, so muß entschieden Widerspruch erhoben werden. Es wird sicherlich keiner verantwortlichen Stelle in Deutschland einfallen, auf solche Vorschläge einzugehn.

König Eduard hat inzwischen von Marienbad aus das benachbarte Karlsbad aufgesucht, wo der französische Ministerpräsident Clémenceau zur Kur weilt, und wo sich auch der russische Minister des Auswärtigen Iswolskij eingefunden hatte. Die Zusammenkunft zwischen dem britischen Herrscher und den beiden Staatsmännern Rußlands und Frankreichs ist in der deutschen Presse vernünftigerweise sehr kühl aufgenommen worden, aber es ist bezeichnend, daß sich in England die Stimmen mehren, die von der politischen Geschäftigkeit ihres Königs wenig erbaut sind. Die Sache fängt in ihren Augen an, einen unkonstitutionellen Beigeschmack zu bekommen. Nun hat diese Kritik freilich nicht allzuviel zu sagen, denn König Eduard ist ein zu kluger Mann und Sir Edward Grey ein zu gewiegter Staatsmann, als daß beide es verabsäumen sollten, im engsten Einvernehmen zu handeln, sodaß der König in der Sache doch stets durch den verantwortlichen Minister dem Parlament gegenüber gedeckt ist. Aber man beginnt doch in England zu erkennen, daß gewisse Augenfälligkeiten in der Führung der auswärtigen Politik des Reichs nicht den erwarteten Nutzen gebracht haben, und das dürfte für uns die Lehre in sich schließen, in der Beurteilung der auswärtigen Fragen etwas weniger nervös zu sein, als es unsre öffentliche Meinung in letzter Zeit mehrfach gewesen ist.

In der innern Politik gibt immer noch der Fall Schücking den Anhalt für alle grundsätzlichen Auseinandersetzungen der Parteien. Neuerdings haben die Konservativen eine parteioffiziöse Erklärung dazu erlassen, die sich zwar bemüht, möglichste Zurückhaltung zu beobachten und künftigen Entscheidungen nicht vor-

zugreifen, aber doch ziemlich deutlich die Anschauung hervortreten läßt, daß die preußische Regierung die Staatsautorität aufs Spiel setzen würde, wenn sie den Regierungspräsidenten von Schleswig desavouierte. Das wäre nun freilich eine eigentümliche Begriffsverwirrung. Käme dieser Grundsatz in Aufnahme, dann läge die Entscheidung, was dem Staate und seiner Autorität frommt, tatsächlich bei den untergeordneten Behörden. Denn jedesmal müßten deren Anordnungen gutgeheißen werden um der Staatsautorität willen, da diese Anordnungen doch in den allerseltensten Fällen von den Beamten zum Vergnügen, vielmehr in der Regel in der besten Absicht, dem Staate zu dienen, getroffen werden. Wie man es aber mit den altpreußisch-konservativen Begriffen von Staatsautorität vereinigen will, daß ein politischer Beamter in einer reinpolitischen Angelegenheit einen Schritt tut, der den Anschein einer offnen Opposition gegen die Grundsätze der offiziell verkündeten Staatspolitik erwecken muß, das ist schwer verständlich. Nur dieser ganz allgemeine Gesichtspunkt kommt in Betracht. Gegen den Regierungspräsidenten persönlich hat niemand etwas, und die Persönlichkeit des Bürgermeisters von Husum ist den meisten Menschen, die weder in Husum wohnen noch seine Parteifreunde sind, höchst nebensächlich und gleichgiltig. Aber die Umstände haben den Fall zu einer Probe gestaltet, ob nach den alten abgewirtschafteten Methoden weiter regiert, oder ob eine wirkliche Blockpolitik getrieben werden soll, das heißt eine Politik, die den verschiednen Parteien, wenn sie nicht — wie Ultramontane und Sozialdemokraten — mit den letzten Gründen ihres Handelns außerhalb der Staatsordnung und deren Interessen stehn, das Vertrauen schenkt, daß sie sich trotz verschiedner Grundsätze in politischen Spezialfragen doch zu allen wichtigen Entscheidungen auf dem Boden der Verfassung und des nationalen Interesses zusammenfinden werden, eine Politik, die diesem Vertrauen gemäß die Meinungen — auch wenn sie der Regierung in stärkerer Kritik oder Opposition gegenüberstehn — nicht gängeln und bevormunden darf, sondern frei gewähren läßt. Diese letztere Politik ist offiziell verkündet worden, folglich haben auch alle politischen Beamten die Verpflichtung, sie in ihren amtlichen Handlungen zu vertreten. Das zum Ausdruck zu bringen, liegt im Interesse der Staatsautorität.

Die Weltwirtschaft. Ein Jahr- und Lesebuch, unter Mitwirkung zahlreicher Fachleute herausgegeben von Dr. Ernst von Halle, Professor an der Universität und Technischen Hochschule Berlin, Wirklichem Admiralitätsrat. 2. Jahrgang 1907; dritter Teil: Das Ausland. Berlin und Leipzig, B. G. Teubner, 1907, geheftet 5 Mark. Für Mittel- und Südamerika hat auch im Jahre 1907 noch keine befriedigende Arbeit erlangt werden können, und aus der Türkei hat der betreffende Mitarbeiter keine neuen Zahlen zu ermitteln vermocht. Dagegen sind die deutschen Kolonien aufgenommen worden. Daß man über diese zuverlässige Zahlen und Angaben findet, erhöht den Wert des Bandes ganz bedeutend. Mit Rücksicht auf die bekannten Äußerungen des Kolonialsekretärs Dernburg über die Eingebornenkulturen in Ostafrika wird folgende Mitteilung aus dem Abschnitt „Togo“ interessieren: „Zur Förderung der Eingebornenkulturen, insbesondre des Baumwollenbaues, der in Togo nie in großen Plantagen, sondern immer [nur] als Volkskultur möglich sein wird, übernahm das Gouvernement die von dem wirtschaftlichen Ausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft, dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee gegründete Ackerbauschule in Nuatschä. Dort genießen, wobei sie noch eine Entlohnung erhalten, junge Eingeborne landwirtschaftlichen praktischen Unterricht. Nach dem durch Prüfungen festgestellten erfolgreichen Besuch der Schule werden ihnen Saatgut, Geräte und 8 Hektar Land überwiesen, ohne daß sie weitere Verpflichtungen übernehmen.“ Über die Mineral-

schätze von Südwestafrika wird nach Erwähnung der Kupferlager bemerkt: „Wie es mit Diamanten, Gold und Kohlen steht, wissen wir nicht, denn die geologische Untersuchung der Kolonie ist noch sehr rückständig.“ Unter den Auslandstaaten sind die beiden (außer Österreich) für uns wichtigsten zugleich die im Augenblick interessantesten. Wir erfahren, daß die Lage von Handel und Gewerbe im Britischen Reiche im ganzen befriedigend war, daß, wenngleich ein zugunsten der Trades Unions erlaßnes Gesetz einige Unzufriedenheit erregte, die Regierung durch ihre Haltung und ihre Maßnahmen das Vertrauen des Landes nicht verscherzt hat, daß der Einfuhrüberschuß stetig abnimmt (er ist von 185,5 im Jahre 1902 auf 149 Millionen Pfund Sterling im Jahre 1906 gefallen), und daß sich die dem Körnerbau gewidmete Fläche wieder um 67000 Acres verringert hat (in England nur; in den Nebenländern nimmt die Anbaufläche nicht ab). Als Ursache der Hausse in den Vereinigten Staaten, der mittlerweile ein gewaltiger Krach ein trauriges Ende bereitet hat, wird die beispiellos reiche Ernte von 1906 angegeben; „der Wert der landwirtschaftlichen Produkte erreichte die enorme Gesamthöhe von 6794 Millionen Dollars, eine Steigerung von 485 Millionen gegen das Vorjahr.“ Das Jahrbuch wird nun wohl bei allen Behörden und Personen, die sich über volkswirtschaftliche Dinge unterrichten müssen oder wollen, als unentbehrliches Nachschlagewerk eingeführt sein, sodaß sich die Bestellung des dritten Jahrgangs, dessen ersten Band wir nächstens erwarten dürfen, von selbst versteht. — Wie ich jetzt noch einmal die ersten zwei Teile durchblättere, entdecke ich einen sehr unangenehmen Mangel: das ganze Werk enthält keine spezialisierte Statistik des deutschen Auslandshandels. Sowohl im ersten, allgemeinen Teil wie im zweiten (Deutschland) werden nur die Zahlen des Gesamtwerts der Ein- und Ausfuhr des Deutschen Reichs angegeben; wer zum Beispiel Auskunft darüber haben will, für wieviel Millionen Mark wir im Betriebsjahre importierte Lebensmittel verbraucht haben, der sucht vergebens. Das Jahrbuch vermag demnach schon aus diesem Grunde die bei Gustav Fischer in Jena erscheinende Volkswirtschaftliche Chronik nicht überflüssig zu machen. C. J.

Ein Blick von der Warte der Geschichte in unsre Zeit. Fr. Nietzsche sagt einmal, um einen Blick auf eine Stadt zu gewinnen und ihre Türme und Häuser in ihren wahren Höhenverhältnissen gegeneinander abzuschätzen, sei es notwendig, aus der Stadt herauszugehn und sie sich aus der Ferne anzuschauen. In den Beziehungen, die Nietzsche dort diesem Grundsatz gibt, er redet von der Beurteilung der Sittlichkeit, bestreiten wir seine Richtigkeit. Wenn er aber irgendwo Geltung hat, dann gilt er im Gebiet der Geschichtswissenschaft. Nichts ist schwieriger und undankbarer, als die Geschichte seiner eignen Zeit nach irgendeiner Hinsicht schreiben zu wollen. Man gleicht dann wirklich dem, der in den Gassen und Gäßchen der Stadt herumgeht, ohne den Plan der ganzen Anlage zu überblicken, durch das kleine Haus dicht vor den Augen gehindert, den ferner liegenden Turm zu sehn, und immer in falschen Größenschätzungen befangen. Besser hat es der Beschauer, der die Stadt von der Ferne sieht, das heißt auf die Zeit, die er beschreiben will, als eine vergangne zurücksehn kann. Wer aber seine eigne Zeit schon geschichtlich richtig werten will, der muß wenigstens auf hoher Warte wohnen. Ist auch nicht zu verlangen, daß er über der Stadt schwebe, so muß sein Standort doch schon zu den höchsten Zinnen zählen, die über das Gewirr der niedern Dächer hinüber einander grüßen.

Wenn man die Geschichte der neuern Theologie Fr. H. R. von Franks aus seinem Nachlasse herausgab, so fühlte man sich zu diesem Schritte berechtigt, und wohl kein Gegner hat dieses Recht bestritten, denn Frank bedeutet einen Höhepunkt

in der Entwicklung der deutschen Theologie, und er besaß die Weite und Schärfe des Blicks, die ihn zur Beurteilung seiner Zeit berufen sein ließ. Drei Ausgaben hatte seine „Geschichte der neuern Theologie“ bisher erlebt, und nur ein Zusatz über Frank selbst und seine Theologie war aus der bewährten und hierzu vorzugsweise geeigneten Feder R. Seebergs hinzugekommen. An eine eigentliche Fortsetzung des Unternehmens der Geschichte und Kritik der Theologie bis in die neuste Zeit hatte man sich nicht gewagt. Und doch rief das Werk nach einem Fortsetzer, da sich seit Franks Tode bedeutsame Wandlungen im Stande der theologischen Wissenschaft ereignet haben. Es war eine Kühnheit, als sich R. H. Grützmacher*) mit junger und frischer Hand an die liegengelassene Aufgabe machte. Und in der Tat fügt sich der umfangreiche Zusatz (Seite 377 bis 532) dem Stamm des Werks würdig an. Ja wir können vielleicht mit mehr Recht sagen, es ist nicht ein Zusatz, eine angeleimte Ergänzung, sondern ein neuer Jahresschoß, den der alte Stamm getrieben hat. Wir erkennen etwas vom geistigen Erbe Franks in der theologischen Grundlage sowohl als in dem feinsinnigen Eingehn auf die Regungen der Zeit und die in der heutigen Theologie lebenden Gedanken. Insbesondre sind wir dem Fortsetzer dankbar dafür, daß er die alte Art, die vor einer Generation noch zur Rechten wie zur Linken üblich war, in Ehren hält, nämlich klar und bestimmt die Worte das sagen zu lassen, was sie wirklich sagen, und daß er nicht die Sprache dazu benutzt, die letzten Gedanken zu verbergen. Die „Biegsamkeit der Begriffe“ ist eine verhängnisvolle Errungenschaft der neuern Theologie.

Die Behandlung der zeitgenössischen Theologie (in drei Abteilungen: 1. Die ältere Ritschlsche Theologie, 2. Die religionsgeschichtliche Theologie, 3. Die positive Theologie) dürfte hauptsächlich Theologen interessieren, aber jedem, der einen Überblick anstrebt über die Geistesmächte seiner Zeit und über das Kampffeld, auf dem sie sich messen, muß die Lektüre der allgemeinen Einführung in die geistesgeschichtliche und religiöse Situation einen hohen Genuß gewähren.

So weist der Verfasser als einen charakteristischen Zug der Zeit das mähliche Schwinden des Materialismus auf, der die Geistesrichtung einer zurückliegenden Generation maßgebend beeinflußte. Der echte theoretische Materialismus eines Büchner und Moleschott ist nicht bloß von den geistig höchststehenden, sondern jetzt auch schon von der Durchschnittsbildung aufgegeben worden. Nur durch Anleihen bei idealistischen, ja sogar ethisch-religiösen Weltanschauungen vermag er sich noch einer heutigen Jugend im Gewand eines Haeckelschen Monismus zu empfehlen. In Wirklichkeit handelt es sich nicht mehr um einen Geistesstrom, der die Zeit in seinem Zuge fortreißt, sondern lediglich „um das Plätschern von Gewässern in der Tiefe, deren Quellen auf der Höhe längst versiegt sind“. Der praktische Materialismus mit seinem Grundsatz: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot“ hat ja in jeder Zeit seine Vertreter gehabt, und sie fehlen unsrer Zeit keineswegs. Aber er ist kein besonders hervorstechendes Merkmal gerade unsrer Zeit mehr, wie man es in einer verflossenen Periode wohl behaupten konnte. Der individuelle Eudämonismus, der nur ans Selbstgenießen dachte, ergänzt sich durch den sozialen. Man will nicht mehr nur selbst genießen, sondern andre sollen es auch. Das Volk, die Nation soll groß und mächtig sein, und dies Streben steht dem Einzelnen vielleicht höher als seine Sonderinteressen. Die höchsten Güter sind nicht mehr materieller Besitz und Genuß, sondern idealere Werte rücken wieder in ihr Recht ein. Wenn man auch dem spezifischen Christentum vielleicht kühl und einer dogmatischen

*) Geschichte und Kritik der neuern Theologie von Fr. H. R. von Frank, bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von R. H. Grützmacher, Professor der Theologie in Rostock. Leipzig, A. Deichert Nachf., Gg. Böhme, 1908. Preis 8 Mark 50 Pf.

Bindung ablehnend gegenübersteht, so geht doch ein tiefreligiöser Zug, eine Sehnsucht nach Mystik durch unsre Zeit. Dem Volk materialisiert sich das geheimnisvoll Mystische in Aberglauben und Zauberei, Spiritismus und Theosophie stehn im Schwang. Die Gebildeten pflegen eine religiös gestimmte Heldenverehrung oder bilden sich Phantasiegestalten, wie den Zarathustra, zu denen sie sich kaum anders stellen als vergangne Zeiten zu ihren Göttern, „deren geheimnisvoller Leitung sie ihres Lebens Richtung unterstellen, und mit denen sie in demutsvoller Unterwerfung wie mit gegenwärtigen verkehren". Oder man sucht Anschluß an mittelalterliche oder gar indische Mystik. So bereitet sich der Boden wieder, auf dem eine Metaphysik als Saat aufgehn kann, nachdem im vorigen Jahrhundert gerade dieses Feld brach lag, ja grausam zertreten und verwüstet erschien. Wenn man von einem vorstechenden „Wirklichkeitssinn" unsrer Zeit reden will, so hat auch dieser ein andres Gesicht, als ihm die aus einer vergangnen Periode stammende Terminologie zu geben denkt. Für „wirklich" gilt heute nicht mehr bloß das mit Händen greifbare Stoffliche, sondern zu ihm gehört auch das Psychische, Geistige, ja Mystische und Metaphysische, das man nach den für das jeweilige Gebiet zulässigen Methoden zu behandeln beginnt.

Bis jetzt ließen wir uns den Begriff „modern" von den in einer frühern Periode aufgewachsnen nach ihrer Weise bestimmen. Wir halten es für überaus wichtig, daß hier ein mündig gewordnes Kind unsrer Zeit nach seinem Rechte greift, das, was jetzt wirklich die Zeit bewegt, was in ihr neues gärt und treibt, als „Moderne" hinzustellen und jenen nachzuweisen, daß ihr Zopf, der ihnen noch hinten hängt, eben nicht mehr modern ist. Diese Wahrheit ist die Fackel, mit der der Verfasser hineinleuchtet in unser Geistesleben und speziell in die Theologie. Das gibt überraschende Beleuchtungseffekte und fordert von denen, die mit der Zeit mitgehn wollen, eben neue Stellungnahme.

Wenn sich darum die besprochne Schrift auch zunächst an Theologen wendet und ganz besonders jungen Theologen ein unentbehrlicher Wegweiser ist, so glauben wir doch, daß sie allen, die eine höhere Bildung als das gewöhnliche Durchschnittsniveau suchen, interessante Durchblicke und Überblicke bieten wird zur Beurteilung und Charakteristik unsers gesamten Geisteslebens.

Lic. Dr. Theodor Simon in Münster

Die Weltmarke

Man raucht sie in allen Ländern, wo es kein Monopol gibt, und man raucht sie in allen Kreisen der Bevölkerung. Ein Beweis dafür, daß ihre großen Vorzüge und Vorteile sofort erkannt und mit Vergnügen genossen werden: die köstliche Feinheit ihres Geschmackes und Geruches und ihr mäßiger Preis, da man keine Ausstattung mit zu zahlen braucht. So hat sie sich die Welt erobert, —

„Salem Aleikum"!

Salem Aleikum-Cigaretten: Keine Ausstattung, nur Qualität:

Preis: Nr. 3 4 5 6 8 10 — 3½ 4 5 6 8 10 Pfg. das Stück.

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

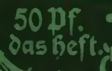
Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 37 Ausgegeben am 10. September 1908

Inhalt

	Seite
Vom deutschen Liberalismus	513
Reiseeindrücke aus der Ostmark. 4. Von G. Cleinow .	521
Ein saigner à blanc und seine Verhütung durch die landwirtschaftlichen Vorträge für Soldaten. Von Ludwig Kemmer. 1	526
Von Welt- und andern Ausstellungen. Von Carl Jentsch	532
Vom thrakischen Meere. Von C. Friedrich in Posen. 3. Imbros (Schluß)	542
Oberlehrer Hauk. Roman von Bernt Lie. (Fortsetzung)	548
Maßgebliches und Unmaßgebliches.	554

Reichsspiegel. (Die Straßburger Kaiserrede. Die deutsche Marokkonote. Zur Reichsfinanzreform. Der Zwist in der sozialdemokratischen Partei. Die Deutsche Tageszeitung und die Blockpolitik.) — Ein empfehlenswertes deutsches Wörterbuch.



J. A. Henckels. Zwillingswerk in Solingen fabriziert und empfiehlt: Messer und Gabeln für Küche und Haus — Messer für alle Gewerbe und Künste — Hirschfänger u. Jagdmesser — Scheren f. alle Zwecke.

Hauptniederlage: **BERLIN W.,** Leipzigerstraße 118.

Eigene VERKAUFS-Niederlagen: CÖLN a. Rh., Hohestraße 144 — DRESDEN, Wilsdrufferstraße 7 — FRANKFURT a. M., Roßmarkt 15 — HAMBURG, Große Johannisstraße 6 — WIEN I, Kärnthnerstraße 24.

Gesetzlich geschützt.

Trierischer Winzer-Verein A.-G.

TRIER

Vereinigung von Winzer-Genossenschaften und Winzern zum Vertrieb garantiert naturreiner Weine von der Mosel und Saar. Faß- und Flaschenweine von 70 Pfg. an.

Ausführliche Preislisten zu Diensten. — Lieferant vieler Offizier- und Zivil-Kasinos.

Filialen: Berlin SW. 68., Zimmerstraße 29. Leipzig, Löhrsplatz 2.

Tenderings-Havana Spezialmarken

Yokohama	50 Stck.	3 Mk.	25 Pfg.	
Kaisercigarren	50 „	4 „	— „	
Jan en Griet	50 „	5 „	— „	
Hochofen I	50 „	3 „	25 „	
Consul	50 „	4 „	50 „	

Musterkiste Rheinland, je 20 Stck. vorstehender Sorten enthaltend, 8 Mk. 25 Pfg.

Tenderings lange Holländer.

Walküre	50 Stck.	5 Mk.	25 Pfg.
Weltkraft	50 „	3 „	25 „
Brunhilde	50 „	4 „	75 „

Musterkiste Nr. 11, je 33 Stck. enth., 9 Mk.

sind aus den feinsten Tabaken hergestellt und von jedem Raucher bevorzugt.

Tenderings Rauchtabake Grobschnitt Nr. 2 Mk. 1,20; Nr. 3 Mk. 1,50 p. Pfd. finden bei jedem Pfeifenraucher vollen Beifall — Versand an Herren, deren Stellung Bürgschaft bietet, ohne — sonst gegen Nachnahme. Allein echt zu beziehen von **Tenderings Cigarren- und Tabakfabriken, Orsoy a. d. holl. Grenze.**

Deutsche Lebensversicherungs-Bank, Aktiengesellschaft

Kronprinzen-Ufer 18 **Berlin N.W.** Kronprinzen-Ufer 18

Vollständige Unanfechtbarkeit in einem Jahr; kulanteste Bedingungen: übernimmt Lebens-, Militärdienst-, Aussteuer- und Alters-Versicherungen.

Gothaer Lebensversicherungsbank a.G.

Versicherungsbestand Anfang April	960 000 000 Mk.
Bisher ausgezahl. Versicherungssummen:	519 000 000 „
Bisher gewährte Dividenden	250 000 000 „

Sehr günstige Versicherungsbedingungen.

Unverfallbarkeit sofort, Unanfechtbarkeit und Weltpolice nach zwei Jahren.

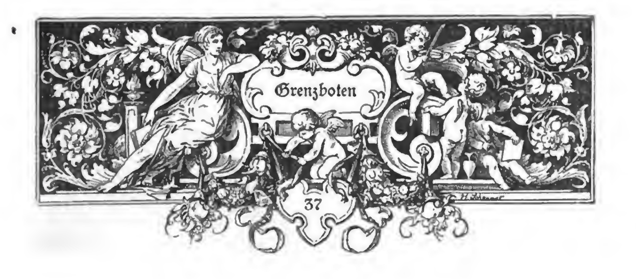
Prospekte und Auskunft kostenfrei durch die Bank in Gotha oder deren Vertreter.

Hermann Meusser, Berlin W. 35 b Steglitzerstr. 58, Buchhandlung, ist bestrebt, durch solide, kulante und schnelle Bedienung ihren Kundenkreis zu erweitern. Zur Erleichterung der Anschaffung werden monatliche Teilzahlungen in der Höhe des zehnten Teiles d. Kaufpreises eingeräumt. — Vollständiges Lager. — Allerneueste Auflagen. — Katalog gratis — Portofreie Sendung.

Flüssige **Somatose**

Hervorragendst. appetitanregend. u. nervenstärkend. **Kräftigungsmittel.**

Erhältlich in Apotheken und Drogerien.



Vom deutschen Liberalismus

Die erste französische Republik hatte eine auffällige Neigung für die Dreizahl. Die uralten Reichsbanner waren einfarbig gewesen, die nach der sinnreichen Heraldik des Mittelalters gebildeten Fürsten- und Adelsfahnen wiesen nie mehr als zwei Farben nebeneinander auf; die erste Republik dagegen faßte die Farben des weißen Lilienbanners und die Stadtfarben von Paris in ein Fahnentuch zusammen und schuf die „Trikolore". Das war etwas ganz neues, fand die gebührende Beachtung und wurde ein Muster und zugleich der Gattungsname für die Banner der nachher entstehenden europäischen Staatenbildungen. Belgien, Griechenland, Italien und auch das neue Deutsche Reich haben moderne Trikoloren. Die erste Republik erfand auch den Wahlspruch: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Seit dieser Zeit ist der Dreiklang, der in ältern Devisen kaum vorkommt, im politischen Leben Mode geworden und wurde oft durch eine überflüssige Erweiterung mit einer gewissen Künstlichkeit erst geschaffen: Öffentlichkeit, Mündlichkeit und Unmittelbarkeit des Gerichtsverfahrens, allgemeines, gleiches und geheimes Wahlrecht. Hier fällt gleich auf, daß in dem einen Dreiklang die Öffentlichkeit verlangt, im andern ausgeschlossen wird, obgleich ein Satz so liberal klingt wie der andre. Der Liberalismus des vorigen Jahrhunderts hatte sich auf dem Erbe der französischen Revolution aufgebaut und stellte sich gern als den Inhaber und Bewahrer des politischen gesunden Menschenverstandes hin. Seit er später noch die täuschenden Gemeinplätze der Freihandelslehre Cobdens unter seine Fittiche genommen hatte, schien er es tatsächlich auch zu sein. Die Gebildeten aller Länder huldigten ihm, und wer sich fernhielt, galt einfach als Reaktionär. Der Liberalismus war in Wirklichkeit eine Macht geworden, und seine Einflüsse aus damaliger Zeit machen sich noch jetzt in nützlichem oder nachteiligem Sinne bemerkbar. Er säumte übrigens auch nicht, sich alle Errungenschaften der Zeit gutzuschreiben, namentlich die gewaltigen Fortschritte des Verkehrswesens. In dem damals allein wirtschaftlich entwickelten

und urteilsfähigen England warnten wohl vor mehr als vierzig Jahren schon einzelne klare Köpfe davor, die durch die Entwicklung des Verkehrs bedingten Fortschritte als Folge politischer und wirtschaftlicher liberaler Grundsätze anzusehn, aber diese Einwände wurden vom Liberalismus und Cobdenismus einfach totgeschwiegen. Und doch waren sie stichhaltig, denn die Kulturfortschritte des Verkehrs haben sich unter dem absolutistischen Rußland bei den vor fünf Jahrzehnten noch barbarischen Turkmenen in Transkaspien ebenso gezeigt wie in den mehr oder weniger liberal angehauchten Ländern, sie sind eben Folgen der Maschinenzivilisation und haben mit liberalen Gedanken gar nichts zu tun.

Der Zusammenbruch der Alleinherrschaft des Liberalismus ging eigentlich von Deutschland aus, wo er nicht verstanden hatte, bei der größten politischen Schöpfung der Neuzeit, der des Deutschen Reichs, die Führung in der Hand zu behalten, sondern sich in doktrinärer Befangenheit schließlich in den tollsten Partikularismus verrannt hatte. Der Sieger war der „Reaktionär“ Bismarck, und der Glaube an die liberale Unfehlbarkeit war dahin. Die neue Schöpfung war ein genialer Kompromiß zwischen dem Althergebrachten und den politisch verwendbaren Sätzen der liberalen Theorie, die einer praktischen Politik fähigen Liberalen schlossen sich ihm an. Das Resultat davon war ein Jahrzehnt des Überwiegens des praktischen Liberalismus in Deutschland, bis Rückfälle in die alte liberale Theorie die Wirkung zum Teil wieder aufhoben. Der übrige deutsche Liberalismus, den die starre Konsequenz der Führer noch vier Jahrzehnte bei der alten Theorie „voll, ganz und unentwegt“ festhielt, ist erst in der neusten Zeit dem Beispiel der Nationalliberalen auf dem Wege zur praktischen Politik gefolgt und ist bisher gut dabei gefahren. Dem sonst trefflich bewährten großen Kompromiß von 1867 haften aber noch verschiedne Mängel an, die unausgesetzt Stoff zu innern Streitigkeiten geben und eigentlich sämtlich auf gewisse liberale, dem deutschen Wesen fremde Dreiklänge zurückzuführen sind. Denn es darf als ausgemacht gelten, daß die Teile des Kompromisses nach der andern Richtung, namentlich soweit sie sich mit dem Partikularismus berühren, durchaus unschädlich geblieben sind. Auch alle Furcht vor dem monarchischen Absolutismus hat sich als gegenstandslos erwiesen. Von allen diesen Seiten droht unserm öffentlichen Leben nicht die geringste Gefahr. Der Deutsche Kaiser und die deutschen Herzöge — wenn sie jetzt auch andre Namen haben —, die des Reichs Heere führen, sind wieder da und in einer viel vollkommnern Reichstreue, als sie selbst zur Hohenstaufenzeit bestand. Nach dieser Richtung hin ist der große Kompromiß, die Reichsverfassung, tadelfrei. Die Wirklichkeit bleibt ja dem Traume und der Sehnsucht immer etwas schuldig, aber wir bedürfen keiner größern Einheit. Daß sie zusammenhält, dafür können wir die Weltlage und die Weltpolitik sorgen lassen. Aus dem glühenden Empfinden unsrer Väter ist ein politischer Begriff und eine wirkliche Macht, aus dem deutschen Vaterlande das Deutsche Reich geworden, aber das echte deutsche Behagen, das jene trotz

des bloß erträumten Vaterlands besaßen, haben wir seit dem Umzuge in den großen Neubau noch nicht wiedergefunden, und der Stolz und die Freude, jetzt ein Deutscher zu sein, ersetzen es gar nicht. Es sind eben noch Einflüsse und Mißbräuche vorhanden, die gerade den besten Deutschen das Behagen verleiden.

Da sind zunächst die Wahlrechtsfragen. Wir haben im Reiche das mit dem Dreiklang „allgemein, gleich und geheim“ behaftete Wahlrecht. Im Verfassungsentwurf des Norddeutschen Bundes stand der Dreiklang noch nicht, das „geheim“ ist erst durch den nationalliberalen Antrag Fries hineingekommen. Das so beschaffne Reichstagswahlrecht hat zuweilen überraschend günstige, meist aber recht zweifelhafte Dienste getan und nur selten eine nationale Mehrheit ergeben. Bismarck hat es, solange er „im Dienst“ war, immer verteidigt, aber keinen Zweifel darüber gelassen, daß es ihm nur Mittel zum Zweck gewesen war. In seinen „Gedanken und Erinnerungen“ stellt er das auch in den Vordergrund, fügt aber unter anderm hinzu: „Ich habe nie gezweifelt, daß das deutsche Volk, sobald es einsieht, daß das bestehende Wahlrecht eine schädliche Institution sei, stark und klug genug sein werde, sich davon frei zu machen.... Außerdem halte ich noch heute das allgemeine Wahlrecht nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch für ein berechtigtes Prinzip, sobald nur die Heimlichkeit beseitigt wird, die außerdem einen Charakter hat, der mit den besten Eigenschaften des germanischen Blutes in Widerspruch steht.“ Ob sich in dem von Bismarck angegebnen Falle das deutsche Volk wirklich aus sich selbst, ohne Revolution von oben, vom allgemeinen Wahlrecht freizumachen vermöchte, erscheint sehr fraglich, dagegen besteht kein Zweifel darüber, daß die geheime Wahl die am wenigsten sittlich berechtigte Seite des Reichstagswahlrechts ist. Über die Öffentlichkeit der Wahl ist übrigens in diesen Blättern (Grenzboten 1908, II, 66) so Schätzenswertes ausgeführt worden, daß darauf einfach verwiesen werden kann. Der Unverstand unsrer bestehenden Wahlrechte, des Reichstagswahlrechts sowohl wie des preußischen Dreiklassenwahlrechts, liegt jedoch nicht in dem ihnen zugrunde liegenden, an sich berechtigten Prinzip, sondern an der bezirksweisen Vornahme der Wahlen. In diesen treten die Ungeheuerlichkeiten und Lächerlichkeiten des allgemeinen wie des sogenannten plutokratischen Wahlsystems hervor, daß zum Beispiel Krupp mit jedem seiner Arbeiter, Virchow mit seinem Stiefelputzer das mathematisch gleiche Wahlrecht hatte, oder daß der deutsche Reichskanzler in der dritten Klasse wählte, wenn er zufällig in einem reichen Wahlbezirk wohnte. Das beweist aber bloß, daß keins von beiden ein wirklich gerechtes Wahlrecht ist, sondern unter Umständen das Reichstagswahlrecht ebenso wie das preußische Dreiklassenwahlsystem von einem Bismarck als „ein widersinniges, elendes Wahlgesetz, welches alles Zusammengehörige auseinanderreißt und Leute zusammenwürfelt, die nichts miteinander zu tun haben“, bezeichnet werden könnte.

Das Ideal, „alles Zusammengehörige“ beieinander zu lassen, könnte höchstens durch ein dem deutschen Herkommen entsprechendes Wahlgesetz nach

Berufen und Ständen erreicht werden, wobei das allgemeine und gleiche Wahlrecht gewahrt bliebe und die Geheimhaltung der Wahl als ziemlich nebensächlich gelten könnte. Ob wir jemals dahin kommen werden, ist unter den heutigen Verhältnissen sehr zweifelhaft, und wir werden uns darum mit den vorhandnen Wahlrechten behelfen müssen. Auffällig erscheint unter diesen Umständen nur, daß sich ein großer Teil des Liberalismus neuerdings mächtig für die Einführung des Reichstagswahlrechts in den Einzelstaaten ins Zeug legte. Die Bewegung dafür hat ihren hauptsächlichen Sitz in Süddeutschland, wo man immer für das französische Freiheitsideal, das eigentlich nur auf allgemeine Gleichheit hinausläuft, eine gewisse Neigung gehabt hat. Die Erfahrungen, die bisher in den drei größern süddeutschen Staaten mit der Annäherung an das Reichstagswahlrecht gemacht worden sind, sind jedoch für den Liberalismus nichts weniger als ermutigend. Mit doppeltem Erstaunen mußte darum die plötzliche entschiedne Stellungnahme des norddeutschen Liberalismus für die Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen aufgenommen werden. In Norddeutschland ist die Neigung dafür, außer in sozialdemokratischen Kreisen, niemals groß gewesen, auch bei den letzten preußischen Abgeordnetenhauswahlen hat sich nichts weniger als Begeisterung dafür gezeigt. Das hätten sich die Freisinnigen doch im voraus sagen müssen, ganz abgesehn davon, daß die Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen nur ihnen nachteilig sein kann, da die Mehrzahl der bisher freisinnigen Wahlkreise den Sozialdemokraten zufallen müßte. Man steht da wirklich vor einem politischen Rätsel, um so mehr da kurz vorher bei den Reichstagswahlen die Freisinnigen doch mit den übrigen nationalen Parteien an dem Zurückdrängen der Sozialdemokratie so eifrig teilgenommen hatten, nun aber eine ausgesprochen sozialdemokratische Forderung auf ihr Panier schrieben. Denn eine eigentlich freisinnige Forderung ist das allgemeine Wahlrecht gar nicht, und im konstituierenden Norddeutschen Reichstage sprachen die Liberalen Weber, Gumbrecht, auch Twesten und Sybel dagegen, weil sie sehr wohl die darin liegende Gefahr für das Bürgertum erkannten. Die beiden ersten erklärten geradezu, die Vorlage sei gegen die Liberalen, die durch die Massen, die damals noch königstreu waren, an die Wand gedrückt werden sollten.

Seit jenen Tagen haben sich die Anschauungen wieder einmal geändert, und das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht wurde unter das Rüstzeug des Linksliberalismus aufgenommen. Der eigentliche Beweggrund dafür ist aber schwer herauszufinden, wenn man ihn nicht in der Phrase: allgemein, gleich und geheim suchen will. Würde das Reichstagswahlrecht in Preußen eingeführt oder das preußische Wahlrecht in einem ähnlichen Sinne abgeändert, so ginge den Liberalen die Mehrzahl ihrer bisherigen Landtagswahlkreise verloren. Das haben die letzten Abgeordnetenhauswahlen wieder bewiesen. Es ist unter diesen Umständen schwer zu verstehn, wie auf dem vom neuen Nationalverein berufnen gesamtliberalen Kongreß Anfang Juli in München einer

der ersten Redner noch sagen konnte: „Wer nicht prinzipieller Pessimist ist, wird doch trotz der letzten preußischen Landtagswahlen klar sein, daß es allmählich vorwärts geht.“ Ein Blick in die führenden liberalen Blätter zeigt auch, daß diese Auffassung dort nicht geteilt wird. Der Ausfall der preußischen Landtagswahlen hat deutlich gezeigt, daß dem Liberalismus nicht jener parlamentarische Einfluß gesichert worden ist, auf den er sich nach seinem wirklichen oder vermeintlichen Ideengehalt Anspruch zu erheben für berechtigt hält. Man hatte sich ja vor den Wahlen vorgenommen, diesmal die konservativ-klerikale Mehrheit zu brechen. Das war wohl ein sehr hochfliegender Plan, doch gegen die ihm zugrunde liegenden Gedanken wäre an sich nichts einzuwenden, aber er ist nicht gelungen, weil er nicht gelingen konnte. In den Entschuldigungsversuchen für den Mißerfolg war die liberale Presse einstimmig in der Behauptung, wegen der Öffentlichkeit der Wahl hätten sich die freisinnigen Beamten vor den vorgesetzten Behörden, freisinnige Handwerker und Geschäftsleute vor dem sozialdemokratischen Terrorismus gefürchtet. Damit mag es seine Richtigkeit haben, mit der Furcht der Beamten aber wohl kaum. Es gibt doch in ganz Europa keine Regierung, die sich sorgsamer davor hütet, einen Druck auf die ihr untergebnen Wähler auszuüben, wie die preußische, und Fürst Bülow ist wohl der liberalste Staatsmann, den wir je gehabt haben. In den sogenannten liberalen Ländern, in der französischen Republik, im freien England und andern geht es bei der Beeinflussung der Beamten ganz anders zu. Übrigens haben gerade die Nationalliberalen die größten Verluste erlitten, und von einer Beeinflussung nationalliberaler Beamter kann doch wohl im Ernst keine Rede sein.

Die Ursache des liberalen Wahlmißerfolgs liegt einfach darin, daß sich die Liberalen mit der Volksströmung, die nach der Reichstagsauflösung eingetreten war, und der sie selbst so erfreulichen Vorschub geleistet hatten, aus veralteten Parteigewohnheiten wieder in Widerspruch gesetzt haben. In ihren ewigen Wahlnöten, in denen sie schon seit Jahrzehnten nur in den Stichwahlen durch Unterstützung von rechts oder links eine nennenswerte Anzahl von Mandaten zu erlangen vermochten, hatten sie ganz übersehen, welche Stimmung sich in den weitesten Kreisen des Bürgertums entwickelt hatte, das nur auf den Ruf wartete: Wider die Sozialdemokratie! Von Eugen Richter läßt sich behaupten, daß er am Ende seiner politischen Wirksamkeit zu dieser Erkenntnis durchgedrungen war, von der Mehrzahl der übrigen Liberalen aber nicht. Der Ruf: Wider die Sozialdemokratie! ging darum nicht von ihnen aus, sondern von der Regierung, die auch damit den großen Erfolg bei den Reichstagswahlen erreichte. Von der Mehrzahl der Liberalen wurde die eigentlich treibende Kraft bei diesem Umschwung verkannt; man zählte nach hergebrachter Weise mechanisch den Zuwachs an Stimmen und Mandaten und schloß daraus auf einen großen Erfolg des Liberalismus. Das war ein Irrtum, wie er bei den in enger Parteischablone befangnen Politikern vorzukommen

pflegt. Man hat es in weiten Kreisen des Liberalismus auch heute noch nicht eingesehen, wie sehr ihm gerade das unausgesetzte Liebäugeln seiner radikalen Gruppe mit der Sozialdemokratie in allen Schichten des Bürgertums nachteilig ist. Dort hat man es als ein vollkommnes Abweichen von der Haltung bei den Reichstagswahlen aufgefaßt, daß dieselben Männer, die soeben noch die Sozialdemokratie mit nationalen Beweggründen bekämpft hatten, jetzt beflissen waren, diesen zum Reichstagswahlrecht für den Landtag zu verhelfen. Darauf beruht in der Hauptsache der Wahlmißerfolg der Liberalen. Wäre man bei der Wahlparole für den Reichstag: Wider die Sozialdemokratie! geblieben, so wäre nicht nur Moabit nicht den Sozialdemokraten zugefallen, sondern es wären unzweifelhaft auch noch einige andre Berliner Wahlkreise erhalten geblieben. Man konnte doch aber von den nationalen Wählern, die bei der Reichstagswahl bereitwillig für die zum erstenmal im nationalen Lager auftretenden Liberalen ihre Stimmen gegen die vaterlandslose Partei abgegeben hatten, nicht erwarten, daß sie nun für Kandidaten eintreten sollten, die den Sozialdemokraten einen Erfolg verschaffen wollten. Diese Wähler blieben einfach zu Hause.

Das haben aber auch viele Liberale getan, die ebenso wie andre bürgerliche Parteien unter dem von der Sozialdemokratie betriebnen Klassenkampfe leiden und nicht verstehn, wie man dem aus angeblich liberalen Gründen Vorschub leisten kann. Ihre Zahl ist wohl größer als die jener, die aus Furcht vor den Vorgesetzten oder vor dem Terrorismus der Genossen nicht an der liberalen Wahlurne erschienen sind. Den Nationalliberalen schrieb das Hauptorgan der deutschen (nationalliberalen) Partei in Württemberg, der Schwäbische Merkur, ins Stammbuch: „Für den unbefangnen Beobachter ist längst in unsrer bürgerlichen Gesellschaft eine wachsende Strömung wahrnehmbar, die von Nachsicht oder gar Paktieren mit der Sozialdemokratie ganz und gar nichts mehr wissen will. Ein guter Teil des Erfolges der Konservativen und des Mißerfolgs der Nationalliberalen bei den preußischen Wahlen ist auf Rechnung dieser Strömung zu setzen." Das ist es ja, worauf die Grenzboten schon seit Jahren hingewiesen und gerade die Nationalliberalen aufmerksam gemacht haben. Das schwäbische Blatt führt noch weiter aus, daß gerade die nationalliberalen Verluste in Hannover nicht auf skrupellose Agitation des Bauernbunds, sondern auf die Benutzung jener Strömung in der Bevölkerung zurückzuführen sind, und schließt mit der Warnung: „Es wird vielmehr darauf ankommen, wie die Nationalliberalen die bittere Lehre beherzigen werden." Diese Warnung ist aber auf den gesamten deutschen Liberalismus auszudehnen, denn wenn er auf den jetzt eingeschlagnen Bahnen verharrt, wird er die ganze Bülowsche Blockpolitik auf die Dauer unmöglich machen und schließlich von der Sozialdemokratie aufgezehrt werden. Man täusche sich doch nicht über die wirkliche Volksstimmung. Die letzten Reichstagswahlen, die Wahlen zum preußischen Landtag und selbst die allgemeinen

Wahlen im deutschen Österreich haben dargetan, daß die Massen entweder kirchlich, konservativ und national gesinnt oder auf der andern Seite sozialdemokratisch sind. Die liberale Schicht ist überall so dünn, daß sie sich fast nirgends mehr aus eigner Kraft zu behaupten vermag. Jede fernere Täuschung darüber führt zum Selbstmord der Partei.

Die großen Tage des deutschen Liberalismus weisen auf die Zeit zurück, wo er als der alleinige Träger des deutschen Reichsgedankens galt. Als er nach dem Frieden von Villafranca den Plan der Mehrheit des Frankfurter Parlaments unter der Firma des Nationalvereins wieder aufgenommen hatte, beherrschte er die öffentliche Meinung in Deutschland vollständig. Die Einigung des deutschen Vaterlands unter Preußens Führung, die politische Einheit und Freiheit des deutschen Volkes, ein Reichsparlament auf dauerhafter nationaler Grundlage waren die Ziele, für die die Liberalen die Unterstützung der Massen und der Gebildeten, mit der einzigen Ausnahme der Partikularisten, fanden. Der Irrtum, daß sie sich in Bismarck getäuscht hatten, wurde durch die neu entstandne nationalliberale Partei wieder ausgeglichen. Die Wurzel der Kraft des Liberalismus lag in der nationalen Idee, die andern Programmpunkte waren daneben nahezu bedeutungslos. Es läßt sich an der Geschichte der Nationalliberalen wie an der des Linksliberalismus ganz genau nachweisen, daß Verluste an Popularität wie bei den Wahlen in jedem Falle mit dem Abweichen von der nationalen Idee, als deren Vertreter dem Volke zwei Jahrzehnte hindurch der Altreichskanzler galt, unmittelbar zusammenhingen. Nicht einmal die reiche politische Begabung Eugen Richters vermochte den Verfall aufzuhalten. Was durch die liberale Opposition der Reichspolitik entfremdet wurde, fiel immer in die Hände der Sozialdemokratie, wie Bismarck vorausgesagt hatte. Es ist hohe Zeit, daß sich der deutsche Liberalismus auf die wahren Wurzeln seiner Kraft besinnt und wieder beginnt, den nationalen Gedanken hochzuhalten. Dieser hat damit, ob in Preußen so oder anders gewählt wird, eigentlich nichts zu tun. Das mag agitationslustigen Leuten als eine günstige Gelegenheit für ihre Lieblingstätigkeit erscheinen, aber neben den großen vaterländischen Fragen bleibt es doch nur eine Nebensache, die gar nicht zur Eile drängt. Das preußische Wahlrecht ist für niemand ein Ideal, und wenn Fürst Bülow daran bessern will, mag er es tun, aber daraus eine Frage zu machen, die gewissermaßen für die zukünftige Reichspolitik entscheidend werden soll, war ein politischer Fehler. Die Wahlen haben die Antwort darauf gegeben; das Kokettieren mit der Sozialdemokratie paßt dem Bürgertum nicht mehr, es verlangt eine reinliche Scheidung zwischen Bürgertum und Sozialdemokratie, wie sie von dieser längst eingeleitet worden ist.

Politiker pflegen aus den gemachten Fehlern zu lernen, nur Doktrinäre haben das in ihrer Unfehlbarkeit nicht nötig. Den größten Feind hat der Liberalismus in seinen demokratischen Neigungen, die ja für viele infolge einer mehr als vier Jahrzehnte umfassenden Oppositionsstellung zur Haupt-

sache geworden waren, vielleicht in spätern Zeiten einmal wieder von Bedeutung werden können, bei der heutigen politischen Lage des Vaterlands und der herrschenden Volksstimmung aber durchaus unangebracht sind. Die Hoffnung auf neue Kräftigung der Partei durch das Eintreten für die Demokratisierung des preußischen Wahlrechts hat sich als ein Fehlgriff erwiesen, dagegen steht die Tatsache fest, daß die Wiederaufnahme der alten nationalen Idee den liberalen Parteien bei der Reichstagswahl einen nicht unbeträchtlichen Aufschwung verliehen hat. Richtige politische Schlüsse daraus zu ziehen ist für den Unbefangnen nicht schwer. Die Mahnung Schillers: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen. Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft", wird für alle Ewigkeit ihre Geltung behalten, sie hat auch bei den Reichstagswahlen gegolten. „Die Umwandlung aus einer Oppositionspartei in eine Partei der Mitarbeit vollzog sich rasch, und nicht alle konnten folgen", sagte kürzlich der Abgeordnete Dr. Pachnicke im „Tag" sehr richtig. Namentlich gilt dies, wie hier hinzugefügt werden mag, von der Mehrzahl der liberalen Presse bis weit in die nationalliberalen Kreise hinein, die sich gar nicht loszumachen vermag von der so lange Zeit geübten Gewohnheit des Nörgelns und meist einen Standpunkt vertritt, der der Stellung der glücklich hinausbekomplimentierten Nationalsozialen gleichkommt. Es wäre ein großer Irrtum, dahinter die öffentliche Meinung zu suchen; das Bürgertum mag dieses sozialdemokratisierende Treiben nicht und wird, wenn Kaiser und Kanzler wieder rufen, genau dieselbe Antwort geben wie bei den letzten Reichstagswahlen. Seegeltung, Flotte, Kolonien sind in Volksschichten populär, denen man es kaum zugetraut hätte — selbst in sozialdemokratischen Kreisen. Von dieser wirklichen öffentlichen Meinung steht freilich in den meisten Blättern nichts, die bleiben bei ihrer Mache, wußten vor den Reichstagswahlen nichts davon und scheinen auch heute noch nichts davon zu merken. Man hat es in diesem Falle mit einer Art von politischem Beharrungsvermögen zu tun, dem sich aber die Parteiführer nicht hingeben dürfen. Der Fehlgriff in der Wahlrechtsfrage scheint ja auch auf dieses Gebiet zu gehören.

Wie heute die Dinge liegen, bleibt dem gesamten Liberalismus nichts übrig, als mit festem Entschluß auf den nationalen Boden zu treten und aus der Stellungnahme bei den Reichstagswahlen die Konsequenzen zu ziehen. Das ist der einzige Boden, aus dem eine Partei noch Kraft gewinnen kann, auf dem demokratischen Terrain grasen bloß noch Sozialdemokratie und Zentrum mit wechselndem Erfolg. Auf nationaler Grundlage muß auch der heiß erstrebte Zusammenschluß der liberalen Parteien erfolgen, sonst mag man es vorläufig lieber bei dem bisherigen parlamentarischen Zusammengehen bewenden lassen. Der Liberalismus muß auf die eigentliche Wurzel seiner einstigen Kraft zurückgreifen und darf sich nicht auf Nebensachen versteifen, die ja in der langjährigen Oppositionsstellung wohl als Hauptsachen erscheinen

mochten. Die gegenwärtige Volksstimmung will die Aufrechterhaltung der Weltmachtstellung des Reichs und ist auch geneigt, die dafür nötigen Opfer zu bringen. Damit läßt sich für eine geschickte Regierung, aber auch für eine geschickte Parteileitung ein großer Schritt vorwärts tun. Aber dabei muß man sich hüten, sich den Weg zur Mitarbeit dadurch zu verschließen, daß man sich durch vorgefaßte Beschlüsse festlegt, wie es bei der Wahlrechtsfrage der Fall war und jetzt wieder in Hinblick auf die Reichsfinanzreform geschieht. Einer Partei, die sich ohne Vorbehalt für die aus der Lage des Reichs sich ergebenden nationalen Forderungen einsetzt, werden auch in Zukunft die Wähler nicht fehlen, wie die letzten Reichstagswahlen bewiesen haben, und werden sie vor den Sozialdemokraten schützen, die doch die einzigen ernst zu nehmenden Bewerber um die liberalen Mandate sind. Die Mehrheit des deutschen Volkes hat sich durch die jahrelang betriebne Fleischnothetze nicht von ihrer nationalen Haltung abdrängen lassen und wird es auch wegen Tabak- und Alkoholbesteuerung nicht tun, um so weniger nachdem ihr schon ein großer Erfolg gegen die Sozialdemokratie gelungen ist. Aber der Liberalismus, der noch immer die Sozialdemokratie als eine verwandte Partei betrachtet, hat in Deutschland keine Zukunft.

Reiseeindrücke aus der Ostmark

4

Wir glauben auf unsrer Reise durch Posen alle irgendwie über das technische Gebiet hinausragenden Schwierigkeiten bemerkt zu haben, die dem Kulturwerk in der Ostmark hemmend entgegenstehn. Der wichtigern ist in den voraufgegangnen Ausführungen gedacht worden — über die Grundfrage des Ansiedlungsproblems möchten wir noch einen Gedanken aussprechen. Die Grundfrage aber ist der Kampf um den Boden. Es handelt sich, wie wir gezeigt haben, nicht in erster Linie um den polnischen Boden, sondern um den in der Kultur zurückgebliebnen, aus dem erst durch die Verhältnisse teilweise polnischer Boden geworden ist. Durch das sogenannte Enteignungsgesetz ist dieser Kampf in eine neue Phase getreten oder sollte es wenigstens sein. Die Hauptaufgabe des Gesetzes liegt bekanntlich in der Beseitigung einer wüsten Bodenspekulation, die von Deutschen und Polen in gleichem Maße von dem Augenblick an betrieben wurde, wo der Staat mit seinen Millionen Landkäufer in der Ostmark zu werden begann. Ob das Gesetz seine Aufgabe erfüllt, läßt sich heute noch nicht erkennen. Infolgedessen steht es den Gegnern des Gesetzes frei, an seiner Nützlichkeit zu zweifeln. Im Mai dieses Jahres ging die Nachricht durch die Presse, die Bodenpreise hätten in der Ostmark nachgelassen. Für diese Tatsache war aber ein natürlicher Grund

maßgebend, nicht das neue Gesetz. Denn zufälligerweise hat der Hauptkäufer in den betreffenden Provinzen, die Ansiedlungskommission, schon seit dem März keinerlei nennenswerte Käufe ausgeführt. Ja die Kommission hatte sich sogar vor mehreren Wochen ein ihr notwendiges Gut wegen einer Preisdifferenz von 20000 Mark entgehen lassen. Die Gründe für eine solche Politik habe ich leider nicht in Erfahrung bringen können. Die Angabe, die Regierung zu Berlin habe der Ansiedlungskommission den Landkauf untersagt, um auf die sinkende Tendenz der Bodenpreise als auf eine Folge des neuen Gesetzes hinweisen zu können, möchte ich nicht glauben, tue ihrer aber Erwähnung, um zu zeigen, mit welchen Mitteln die Gegner unsrer Ostmarkenpolitik arbeiten, um sie zu diskreditieren. Dagegen ist wahrscheinlich, daß man die durch die letzten Kämpfe erhitzten Gemüter bei Deutschen und Polen beruhigen will. Die Polen ebenso wie ein Teil der deutschen Bevölkerung hatten geglaubt, die Ansiedlungskommission würde sofort nach Inkrafttreten des neuen Gesetzes mit zahlreichen Enteignungen beginnen, und allenthalben bereiteten sich die Polen auf entsprechende Prozesse vor. Die Maßnahme der Regierung wäre durchaus zu billigen, wenn sie nicht die Gefahr in sich trüge, das Ansiedlungswerk für geraume Zeit zum Stocken zu bringen. Doch ist zu hoffen, daß die so gewonnene Zeit zu einer sorgfältigen Vorbereitung des ersten Enteignungsprozesses ausgenutzt wird, wie es auf polnischer Seite geschieht. Denn der erste Prozeß kann nicht mehr lange auf sich warten lassen und wird von den Polen mit großer Zähigkeit und Verschlagenheit geführt werden, um der Welt das Schauspiel eines unerhörten Martyriums vorzuspiegeln. Sein Verlauf dürfte außerdem in rechtlicher und formaler Beziehung maßgebend für alle Nachfolger werden. Jedenfalls darf die Zurückhaltung der Ansiedlungskommission nicht auf einen Mangel an Landbedarf zurückgeführt werden. Die Nachfrage nach Grundstücken in der Ostmark steigert sich mit jedem Jahre; wenn die Mittel der Ansiedlungskommission ausreichten, und die Behörde alle Anwärter auf Rentengüter aufnehmen wollte, die sich melden, dann könnten jedes Jahr mehr als dreitausend Ansiedler allein aus Deutschland angesetzt werden. Gegenwärtig, im Sommer 1908, verfügt die Ansiedlungskommission über eine Landreserve von 50000 Hektar, also über eine Fläche, die mit Leichtigkeit in einem Jahre verteilt werden kann. Die Ansiedlungskommission muß also schon im bevorstehenden Herbst mit dem Bodenkauf beginnen. Sobald die Ansiedlungskommission aber wieder zu kaufen anfängt, müssen auch ganz natürlich die Bodenpreise wieder in die Höhe schnellen. Die durch die Konjunktur geschaffnen Preise aber werden auch auf dem Wege des Enteignungsverfahrens gezahlt werden müssen, weil kein Richter im Lande zu finden sein dürfte, der dem zu enteignenden Besitzer eine geringere Entschädigung zuspräche, als wie sie durch den Grundstückmarkt automatisch bestimmt wird. Vor uns steht somit nach wie vor die Bodenspekulation als wichtigstes Hemmnis für die deutsche Siedlungspolitik.

Unsre Frage lautet darum nach wie vor: Wie beseitigen wir die Bodenspekulation?

Ein direkter Kampf gegen diese ist bisher noch nirgends aufgenommen worden. Wogegen volkswirtschaftliche Richtungen und Sozialpolitiker bisher Stellung genommen haben, das war der sogenannte Bodenwucher, die künstliche Verteuerung der Wohnungsmieten. Unter dem Begriff Bodenwucher verbirgt sich jedoch nichts andres als eine rücksichtslosere vorwiegend in der Nähe städtischer Siedlungen übliche Form der Bodenspekulation. Wir können daraus folgern, daß die bisher mit Erfolg gegen den Bodenwucher angewandten Mittel ihre Wirkung auch gegen die einfachen Formen der Bodenspekulation ausüben werden. Der Gedanke ist nicht neu. Wir finden ihn schon im preußischen Kreis- und Provinzialabgabengesetz vom 23. April 1906 zum Ausdruck gebracht. In diesem Gesetz kommt auch zum Ausdruck, daß man in Preußen durchaus geneigt ist, die von den Bodenreformern für städtische Siedlungen empfohlnen Maßnahmen auf das platte Land auszudehnen. Das wirksamste Mittel im Kampf gegen den Bodenwucher ist bisher, wie es scheint, die Wertzuwachssteuer. Sie wurde zum erstenmal im Jahre 1904 in Frankfurt am Main nach zehnjährigem Kampf eingeführt. Im Jahre 1905 folgten Köln und Gelsenkirchen, 1906 Dortmund und Essen.*) Nach Damaschke**) haben bisher 350 preußische Stadt- und Landgemeinden die Wertzuwachssteuer bei sich eingeführt.

Die Wertzuwachssteuer bezweckt, durch eine entsprechende Besteuerung die Wertsteigerung solcher Grundstücke für das allgemeine Wohl auszunutzen, die ohne Zutun des Besitzers durch äußere Umstände und Verhältnisse automatisch eintritt. Automatische Wertsteigerungen treten ein infolge Eröffnung neuer industrieller und philanthropischer Anlagen, Eisenbahnen, Kanäle, die von dem Staate, den Gemeinden oder sonstigen dritten Personen gebaut werden. Solche automatischen Wertsteigerungen sind auch in der Ostmark eingetreten, als der preußische Staat mit seinen Millionen auf den Gütermarkt trat, um Land für deutsche Bauern zu erwerben. Die Umwandlung der großen Güter in bäuerliche Betriebe war ebenso eine Kulturnotwendigkeit, wie es etwa die Anlage des Mittellandkanals war. Es handelt sich in der Ostmark nicht darum, dem Staat durch den Landerwerb neue Gewinnmöglichkeiten zu erschließen, wie es etwa bei der Verstaatlichung von Bergwerken der Fall ist. Es handelt sich zunächst darum, weiten Schichten der deutschen Bevölkerung, die zur Auswandrung gezwungen werden, gesunde soziale Lebensbedingungen zu schaffen. Das Hauptmotiv der preußischen Ansiedlungspolitik ist das Gemeinwohl. Alle andern Fragen und Motive sind Beiwerk, das auf natürlichem und künstlichem Wege in die Hauptfrage hineingetragen worden ist. Von diesem und nur von diesem Standpunkt aus muß die Lage auf dem Gütermarkt in der Ostmark betrachtet werden, ohne Rücksicht auf die leider vorhandnen nationalen Gegensätze. Eine solche Auffassung wird uns zu der Erkenntnis führen, daß auch in der Ostmark

*) Stadtrat Dr. Boldt, Die Wertzuwachssteuer. Dortmund, 1907.

**) Geschichte der deutschen Bodenreformbewegung im Juniheft der Dokumente des Fortschritts von 1908, Seite 631.

die Wertzuwachssteuer ein gerechtes Mittel zum Ausgleich der anomalen Preise abgäbe. Unsre Erkenntnis wird gestützt, wenn wir uns daran erinnern, daß nicht die einfache Nachfrage die Preise in der Ostmark in die Höhe treibt. Die Ansiedlungskommission, die Kreise, die städtischen Gemeinden haben in den vergangnen zwanzig Jahren Eisenbahnen und Chausseen gebaut. Im Gefolge von großen Gutskäufen stehn umfangreiche Regulierungen der Vorflut. So nimmt die Generalkommission, nachdem sie die Mühle in Ture bei Nakel gekauft hat, eine großartige Netzeregulierung vor, ohne von den Anliegern einen Pfennig dafür zu nehmen. Die Vorteile dieser Anlagen kommen aber allen Teilen der Bevölkerung ohne Rücksicht auf ihre Nationalität zugute und wirken obendrein werterhöhend auf die Grundstücke. Hier könnte die Wertzuwachssteuer den Staat für seine Kulturleistungen wenn nicht voll, so doch teilweise entschädigen.

Ich denke dabei vor allen Dingen an die direkte Besteuerung, die bei dem Eigentümerwechsel eines Grundstücks in Tätigkeit zu treten hätte. Die Höhe der Steuer müßte sich richten sowohl nach der effektiven Größe des Wertzuwachses wie nach der Zeit, wo sich solcher Zuwachs vollzogen hat, auch könnte sie wesentlich höher sein als in städtischen Siedlungen. Mit Hilfe dieser Wertzuwachssteuer wäre abgesehn von den großen Steuererträgen in der Ostmark zu erreichen:

1. Die allmähliche Festigung der Stetigkeit der Bodenpreise, wodurch einer ungesunden Belastung der Landwirtschaft vorgebeugt wird.

2. Die Verminderung von spekulativen Gutskäufen, was wieder eine größere Ständigkeit des Besitzes zur Folge hätte.

3. Infolge der Zurückdrängung der Spekulation würden sich die Gutsbesitzer veranlaßt sehn, ihre Einnahmen durch entsprechend ernstere Arbeit zu vergrößern, was zu einer Vergrößerung der Intensität der Landwirtschaft führen muß.

4. Die Beruhigung auf dem Gütermarkt würde eine allmähliche Verringerung der künstlich hochgetriebnen Bodenrente herbeiführen, in deren Gefolge wir ein Nachlassen aller Lebensmittelpreise und damit eine Verbilligung des Lebens in den Städten erwarten dürfen.

Alle diese Folgeerscheinungen der Wertzuwachssteuer kämen allen Teilen der Bevölkerung zugute ohne Rücksicht auf ihre Stellung zum preußischen Staat. Infolgedessen verliert die Steuer vollständig den Stempel als nationales Kampfmittel, daneben aber erhielte der preußische Staat und die Steuerzahler eine scharfe Verteidigungswaffe gegen die Kreise in die Hand, die ihn mit Hilfe der Bodenspekulation bekämpfen. Wir wissen, daß zu diesem Kreise Deutsche und Polen in gleichem Maße gehören. Im Zusammenhang mit einer Wertzuwachssteuer könnte auch das Enteignungsgesetz zu dem Werkzeug werden, als das es gedacht war; die Wertzuwachssteuer würde auch verhindern, daß die Millionen deutschen Geldes zu einem wesentlichen Teile ausschließlich den staatsfeindlichen Kreisen zugute kommen, und Verkäufe deutscher Güter an Polen würden immer seltner werden, weil die Preisdifferenz zwischen dem Gebot der Ansiedlungskommission und der polnischen Bank leicht ausgeglichen werden könnte durch

eine entsprechende Berechnung der Höhe der Steuer. Wie hoch die Steuer festzusetzen wäre, ist Sache der Steuertechnik. Meines Erachtens sollte sie sich zwischen 30 und 90 Prozent des unverdienten Wertzuwachses bewegen. Für uns ist gegenwärtig wichtiger, wer die Steuer erheben soll — der Staat oder die Gemeinde.

Prinzipiell sollte eine Steuer, wie sie hier vorgeschlagen wird, von den Gemeinden erhoben werden. Im Gebiete der Ostmark, insonderheit im Wirkungskreise der Ansiedlungskommission müßte sie der Staat erheben. Der Grund für solche Auffassung ist einleuchtend. Durch die Ansiedlungspolitik hat sich der Staat, wie wir gezeigt haben, in Widerspruch gesetzt zu einem sehr großen Teil der Ostmarkenbevölkerung. Der Staat muß die Ostmarkenbevölkerung förmlich zur Kultur zwingen. Er hat derselben Bevölkerung durch seine Millionen die Möglichkeit gegeben, recht bedeutende Gewinne zu machen, ohne daß sie auch nur einen Finger zu krümmen braucht. Im Gebiete der Ansiedlungskommission herrscht eine Stimmung wie bei einer permanenten Lotterieziehung. Das Gewinnlos zieht der, bei dem entweder die Ansiedlungskommission oder die polnische Bank kauft, das große Los aber der, um dessen Besitz beide kämpfen. An dieser Lotterie können sich natürlich nicht die großen besitzlosen Massen beteiligen, sondern nur die besitzenden Klassen, die den Boden zu verkaufen haben. Aber nur diese Besitzenden sind in jenen Stadt- und Kreisparlamenten vertreten, denen durch das Gesetz vom 23. April 1906 das Recht eingeräumt wurde, die Wertzuwachssteuer bei sich einzuführen. Von ihrem Recht aber haben nur verschwindend wenig Gemeinden Gebrauch gemacht — ich kenne keine Landgemeinde in Posen. Das ist natürlich. Diese Leute müßten sich ja ins eigne Fleisch schneiden, wollten sie bei der heutigen Marktlage, die nun schon zehn bis fünfzehn Jahre andauert, die Wertzuwachssteuer in ihren Gemeinden einführen. Es steht also nicht zu erwarten, daß eine nennenswerte Zahl von Gemeinden in der Ostmark die Steuer freiwillig einführen wird. Wo solches aber geschieht, würde der Steuerertrag wieder zu gleichen Teilen den staatsfeindlichen wie den staatstreuen Kreisen zugute kommen, und der Staat könnte die Vorteile des Gesetzes nicht voll ausnutzen. Die Überlassung der Wertzuwachssteuer an die städtischen Gemeinden in der Ostmark gibt auch deshalb Anlaß zu Bedenken, weil, wie wir gezeigt haben, eine wenn auch vorübergehende stärkere Polonisierung der Städte zu erwarten und die Lage sehr wohl denkbar ist, daß gerade polnische Gemeinden, in denen sich ein zahlreiches polnisches Proletariat angesammelt hat, in einer gewissen Zeit Vorteile für die polnische Sache in der Durchführung der Wertzuwachssteuer erkennen werden.

Zuckmantel, Anfang Juli 1908 — G. Cleinow

Ein saigner à blanc und seine Verhütung durch die landwirtschaftlichen Vorträge für Soldaten

Von Ludwig Kemmer

1

Als das Winterweiß am Himmel in warmes Blau und auf der Erde in Falb und Braun geschmolzen war und die Erde weich wurde, klang in der Nähe der kleinen schwäbischen Stadt, in der ich wohne, ein Spaten an einen Schildbuckel — junges Eisen und altes grüßten sich über die Kluft der Jahrhunderte. Der Schildbuckel lag schon lange dort, sechzig Zentimeter tief im Ackerboden, der Schild, den er geschmückt und gefestigt hatte, war vermodert, und von dem, den der Schild im Leben und im Tode gedeckt hatte, war nichts mehr übrig als ein stattliches Skelett. Der Kampf um neues Land oder die Verteidigung der ererbten Scholle — Flurbereinigungsarbeiten — hatten, nach dem Loch im Schädel zu schließen, den germanischen Krieger unter die Erde gebracht, Flurbereinigungsarbeiten, bei denen nur der Spaten, nicht das Schwert geführt wurde, brachten ihn wieder zutage. Der Konservator des städtischen Museums, der in seinem Institut unermüdlich Bilder aus der deutschen Vergangenheit, leis, aber eindringlich sprechende Stilleben stellt, ließ den Toten aus seinem Grabe heben, und die Einherierreliquien gingen den Weg, den der Kämpfer vor 1300 Jahren gegangen war, zurück: vom schläfernden Dunkel zum weckenden Licht. Im Museum trat auch ich an die Bahre des Zurückgekehrten. Lang liegt er da, fahl in fahler Erde, den Langschädel zur Seite geneigt, das Schwert im rechten Arm, ein Wurfmesser an der linken Seite, einen Holzkamm in einem flachen Futteral zu seinen Füßen. Es war wohl ein Suebe, nun grüßt seine Gebeine ein schmaler Streifen der bleichen Frühlingssonne des Landes, das den Namen seines Stammes behalten hat. Der Kamm diente ihm dazu, den kriegerischen Schmuck seines Hauptes, den roten oder blonden, hoch aufgebundnen Haarschopf zu ordnen. Er trug das Haupt hoch unter seinen ragenden Stammesgenossen. Das Schwert an seiner Rechten ist 88 Zentimeter lang und zweischneidig, eine Spatha. Eine solche Waffe trug kein gemeiner Mann, sie verbürgt den Kriegeradel ihres Trägers. War es nicht Balmung, Miming, Welsung, Rose gleich, eine

Sichel der Hilde war es gewiß. An der einen Langwand nicken von Tschakos und Helmen Feder- und Haarbüsche, schwarz und weiß, auch rot wie Sueben-schöpfe. Darüber Bilder von Kämpfen, in denen nicht mehr Spatha an Spatha, sondern Pallasch an Pallasch klang: von den Schlachten bei Elchingen und bei Austerlitz und vom Rückzug der Großen Armee. Am Fußende der Bahre steht das Koller eines preußischen Kürassiers vom siebenten, von Bismarcks Regiment, verblichnes Gelb auf verwettertem Weiß, zu Häupten des Skeletts ein schwerer Kürassiersattel mit den gleichen Farben auf den Packtaschen. Der Sonnenstrahl verläßt das Skelett und wandert über die matten und brünierten Läufe ehrlicher Zündnadel-, Chassepot-, Werder- und Mausergewehre, in deren Kreis sich eine unreine Waffe, ein Stutzen des bayrischen Hiesels geschlichen hat, zu den Degen- und Säbelrosetten an der andern Langwand. Die blitzen auf. Am hellsten ein Pappenheimerdegen und ein preußischer Pallasch. So grüßt auch hier junges Eisen das alte. Und späte Trophäen stehn in feierlicher Leichenparade um die schlichte Tannenholz-mulde, die die Reste des Germanen birgt.

Ist es die von kräftiger Nahrung zeugende Kraft, die aus dem Recken-skelett spricht, oder ist es die Ähnlichkeit, die diese in die Ackererde gebetteten Gebeine trotz ihrer Stärke mit niedergetretnen Halmen haben — ich muß auf einmal an das Hafermus denken, an Hebels schwäbisches Hafermus:

> 's Haber-Mueß wär ferig, iez chömmet, ihr Chinder, und esset!
> Betet: Aller Augen — und gent mer ordeli Achtig,
> aß ich nit am rueßige Tüpfi 's Ermeli schwarz wird.

Der Suebe hat sicher Habermus gegessen, seinen späten Enkeln ist diese Speise fremd geworden. Von meinen neunundzwanzig schwäbischen Untersekundanern kennen sie nur fünf, und keiner liebt sie. Ich selbst habe das Mus in einer schwäbischen Gesindestube in der Heimat meiner lieben verstorbnen Frau kennen gelernt, als es noch ganz schwarzes Brot gab. Seitdem sind fünfzehn Jahre vergangen, das Brot ist auf dem Lande immer weißer geworden, und das Habermus ist fast vergessen. Als ich in diesem Winter Hebels Gedicht und Schwinds Zeichnung dazu wiedersah, verlangte es mich nach einer eßbaren Illustration des Gedichts und des Bildes, und meine Haushälterin ging aus, Habermusmehl zu kaufen. Bei Bauern, Bäckern und Melbern bekam sie es nicht, die Leute wußten zum Teil gar nichts davon, nur wenige erinnerten sich, daß man ein solches Mus mit Schmalz übergossen und mit Ochsenaugen, gebacknen Eiern, garniert den Schnittern aufs Feld gebracht habe. Nun ging sie unverdrossen von einer Mühle zur andern. In der Spitalmühle bekam sie das Mehl, eigentlich ist es ein Grieß mit Kleie, nicht, auch in der Hasen-mühle nicht, in der Obern Mühle fand sie endlich das Gesuchte. Man wunderte sich über ihren Wunsch: Das haben ja nur Bauern gegessen, und die essen es jetzt auch nicht mehr!

Das ist leider wahr. Die Bauern essen und trinken vieles nicht mehr, was ihre Väter noch aßen und tranken, aber ein Fortschritt ist dieser Nahrungswechsel nicht.

Als die treue Seele von ihrer mühevollen Odyssee mit einem Säckchen voll Habergrieß triumphierend heimkehrte, mußte ich an den weiten Weg denken, den der Haber vom Felde bis zur Küche zurückzulegen hatte.

Voll mehligi Chörner
het er gschwankt und gseit: „Jez ischs mer afange verleidet,
und i merk, mi Zit isch us, was thueni ellei do
zwische de Stupfel-Rüben und zwische de Grumbire-Stude?"
Druf ischs Vreni usen und 's Eferfinli und 's Plunni,
's het si scho a d' Finger gfrore z' morgen und z' obe;
endlt isch er cho, und in der staubige Schüre
hen sie'n dröscht vo früeih um zwey bis z' oben um Vieri.
Druf isch's Müllers Esel cho, und hetten in d' Mühli
gholt, und wieder brocht, in chleini Chörnli vermahle, ...

Aber nun erhob sich eine neue Not, als das Mus zum Abendessen probiert werden sollte. Das Rezept gab mir ja Hebel:

und mit feister Milch vom iunge fleckige Chüeihli
hetten 's Müetterli g'chocht im Tüpfi —,

Zucker und Butter daran zu tun verstand ich selbst, aber woher die feiste Milch nehmen? Der tägliche Vorrat war verbraucht, und so einfach, wie sich der Großstädter den Milchbezug auf dem Lande vorstellt, ist die Sache nicht. Zwei Ställe liegen meiner Wohnung gegenüber, aus dem einen beziehe ich mit andern Subskribenten meinen Milchvorrat. Über dieses Maß hinaus noch einen Tropfen zu bekommen ist trotz dem guten Willen der Nachbarn schwer. Die Leute behalten nur das Nötigste an Milch im Haus, den ganzen übrigen Ertrag liefern sie in die Molkerei, und täglich sehe ich in den Abendstunden die Nachbarschweizer mit den fahrbaren Milchkufen um die Ecke des Gymnasiums verschwinden, das sich hinter den beiden Ställen erhebt. Also galt es nun wieder einen halben Liter Milch zu suchen, irgendeinen, irgendwo, und willig trat meine Haushälterin die neue Wanderung an, von Nachbar zu Nachbar, von Stall zu Stall, von Bekannten zu Fremden, von Phäaken zu Kyklopen, und brachte schließlich aus der Molkerei ein Quart Magermilch nach Hause, den magern, blauen Rest aus einer Kanne. Sie konnte nun Hebels Rezept, das feiste Milch vorschreibt, nicht anwenden, dennoch hat das mühsam erworbne Mus ihr und mir gemundet. In mir war aber seitdem eine Sorge wach. Ich will es gern gestehn, sie war anfangs mit Futterneid gemischt. Am Bahnhof sah ich Milchkannen ausladen. Sollte es denn in dem Städtchen Milchhandlungen geben, die mir bis jetzt unbekannt geblieben sind? Die Kannen hatten alle eine Adresse: die Molkerei. Jeden Morgen fährt an meiner Wohnung ein Wagen vorbei, schwer mit Milchkannen beladen. Als

ich mich wunderte, daß dieser Milchstrom so spurlos versickern könne, belehrte mich meine Haushälterin, daß das der Sammelwagen einer Molkerei sei, der den Milchertrag der kleinen Ställe in der Umgegend abhole. So wird durch die Sammelwagen der Molkereien die Gegend entmilcht. Meine Haushälterin, ein Kind der Gegend, hat die Entmilchung des Landes selbst beobachtet. Ich wußte schon durch die Arbeiten des bayrischen Generalstabsarztes Dr. von Vogl, daß sich mitten durch Bayern ein Gebiet höchster Kindersterblichkeit zieht, daß dieses Zentralgebiet von der Donau so durchquert wird, daß der größere Teil südlich, der kleinere nördlich davon liegt, daß Ulm die Westgrenze dieses Gebietes markiert, daß ich also in der Zone höchster Kindersterblichkeit wohne. Als ich im Jahre 1905 in München in Vogls Schrift über die wehrfähige Jugend Bayerns den Satz las: „Am Lande wird nicht gestillt oder wenig, und die Kuhmilch wird dem Lande durch Export in die Stadt gänzlich entzogen", machte nur der erste Teil des Satzes auf mich Eindruck. Inzwischen habe ich die Verhältnisse auch durch die Schriften des Bezirksarztes Dr. Graßl in Lindau kennen gelernt und freue mich, daß auch er wie Vogl den Grund der Abneigung der altbayrischen und schwäbischen Frauen gegen das Stillen nicht nur in der Unwissenheit und in der Nachlässigkeit sieht, sondern auch auf die schwere Arbeitslast hinweist, die gerade in Bayern auf den Schultern der Frauen ruht: „Wenn die Amtsärzte von Beilngries und Parsberg schreiben, daß die Bäuerinnen bis zu dem Augenblick, wo ihre schwere Stunde kommt, schwer auf dem Felde arbeiten müssen und alsbald darauf wieder beginnen müssen, um dem kärglichen Boden den nötigen Unterhalt abzugewinnen, so läßt man den Stein, den man gegen sie erhoben hat, beschämt wieder fallen." Das Bild ist trüb genug, aber ich rechnete, bis ich die Milchnot selbst kennen lernte, immer damit, daß die Kinder, wenn ihnen auch die Muttermilch fehle, doch den besten, nur in den ersten Lebensmonaten nicht genügenden Ersatz für die Muttermilch und weiterhin die beste Jugendnahrung in der Kuhmilch hätten. Als ich, durch die Milchströme, die ich täglich in die Molkereien rinnen sah, und durch meine eigne Milchnot nachdenklich gemacht, meine Haushälterin fragte, wie denn unter diesen Verhältnissen in ihrer Heimat die kleinen Kinder ernährt und nach den ersten Lebensmonaten weiter gestillt würden, erhielt ich einen erschreckenden Aufschluß: die Milch spielt die geringste Rolle in der Ernährung dieser Kinder, der kleine Magen und der kleine Mund werden durch einen Mohnkapselabsud, den man Kleppertee nennt, still gemacht. Milcharm leben die Kinder, die diese Aufzucht ertragen, weiter, milcharm leben auch die Erwachsnen. Kaffee, Bier, Schnaps sind an die Stelle der feisten Milch getreten, die früher diese Schwaben nährte. Eine der Molkereien aber, die dem Landvolke soviel Nahrung entziehen, mußte zweihundert Schweine einstellen, um die durch Zentrifugen ganz entfetteten Milchreste ihres Betriebs zu verwerten. Nun wußte ich, daß die Milchausnützung auf den Volkskörper wirkt wie jenes saigner à blanc, das nach

Bismarcks Wort der Sieger in einem künftigen deutschfranzösischen Kriege gegen den Besiegten anwenden muß, um seine Existenz zu sichern.

Wie deutlich die sorgenvolle Frage nach der Zukunft unsrer Wehrkraft von hellhörigen Menschen vernommen wird, wie sehr sie die Gemüter beschäftigt, beweist eine Sendung, die mir in diesen Tagen von einem Münchner Kriminalwachtmeister zuging. Als ich vor einigen Jahren in München die Pornographie, wohl eine der schwersten Gefahren, die unsre Wehrkraft in den Städten bedrohen, zu bekämpfen anfing, arbeitete ich mit dem Manne, der der Zensurbehörde zugeteilt war, zusammen und lernte seine tüchtige Art, die er auch im Heere, als Feldwebel, bewährt hatte, schätzen. Dieser Mann schickte mir mit dem lakonischen Zusatz: „Stimmt" folgenden Ausschnitt aus den Münchner Neuesten Nachrichten: „Weimar, 23. Januar. Auch in Sachsen-Weimar beunruhigt man sich über eine gewisse Unterernährung der Landbevölkerung, worüber man sich am Montag in der Sitzung des Ausschusses für den ersten Verwaltungsbezirk aussprach. Veranlassung, an diese Sache heranzugehen, war der Umstand, daß seit einigen Jahren die Molkereien, die im Hintergrunde gewöhnlich Genossenschaften haben, wie Pilze aus der Erde schießen. Es gibt im ganzen Bezirke fast keinen Ort mehr, der nicht seine Molkerei hat, in welche die kleinen und großen Landwirte, selbst die kleinsten, die nur eine oder zwei Kühe im Stalle haben, ihre Milch liefern. Die Sache ist natürlich sehr bequem, man braucht wenig Leute zum Betrieb der Milchwirtschaft und verdient an der sicher umgesetzten Milch rasch und ebenso sicher ein hübsches Stück Geld. Hierbei wird aber folgendes übersehen: der Landwirt, dem früher die durch seinen Fleiß erzeugten Landesprodukte in erster Linie und zum großen Teil selbst zugute kamen, ihm und seinen Knechten und Mägden, trinkt heute nur selten Milch und ißt noch seltener Butter, da er keine hat; er verkauft ja jedes Tröpfchen Milch in die Molkerei. Gab es früher zum Frühstück eine gesunde Milchsuppe, so gibt es heute »Kaffeebrühe«, wie sich ein Mitglied des Bezirksausschusses drastisch ausdrückte. Die Folgen dieser verkehrten Wirtschaftspolitik zeigen sich allenthalben da, wo man zu extrem die Molkereien in den Vordergrund schiebt, z. B. in Hannover, das bekanntlich die meisten Molkereien besitzt. Hier hat sich bereits ein Sinken der Militärtauglichenziffer sichtbar gezeigt. Bei uns werden sich die Folgen vielleicht auch noch zeigen. Man ist deshalb gesonnen, es zu verhindern, daß mehr Molkereien entstehen, als dem Landesinteresse dienlich sind. Bis zur nächsten Bezirksausschußsitzung soll Material gesammelt und dann weiter über die Sache gesprochen werden." Die Notiz war mir seinerzeit entgangen, ich war dem Wachtmeister dankbar für die Zusendung und den einsilbigen, aber von Teilnahme und Verständnis zeugenden Zusatz. Ich fragte ihn, wie er auf die Unterernährung des Landvolkes aufmerksam geworden sei. Er schrieb mir folgendes: „Als ich nach einer Reihe von Jahren im vorigen Sommer wieder einmal einen Besuch in meinem Geburtsdorfe in der Oberpfalz machte, fiel mir

vor allem auf, daß Kinder und junge Leute nicht die ihrem Alter entsprechende Größe haben, sondern meist klein sind, kleiner teilweise als Stadtkinder. Die Ursache dürfte wohl darin zu suchen sein, daß die meisten Bauern keine Milch mehr im Hause haben. Ein spekulativer Kopf (anderswo sind es Genossenschaften) hat eine Molkerei eröffnet. Die meisten Bauern liefern ihre ganze Milch, den Liter zu siebeneinhalb Pfennig, dorthin. Die ausgezogne Milch erhalten sie wieder zurück. Dadurch erhält selbst ein kleiner Anwesensbesitzer oft bis zu fünfzig Mark im Monat. Will er Butter, so muß er sich das Pfund zu 1,10 Mark kaufen. Dies geschieht natürlich selten. Ein Bekannter von mir, ein Mittelfranke, sagte, bei ihm zu Hause sei es gerade so, dort kaufen sich die Bauern Palmin usw. Der Bauer hat Geld und geht ins Wirtshaus. Daß er schlecht lebt, will ich nicht sagen. Aber für die Kinder ist kein Ersatz für die Milch da. Oft bemerkte ich, daß kleine Kinder, selbst solche, die noch nicht einmal zur Schule gehn, täglich Bier und Kaffee trinken. Solange ich zur Schule ging, habe ich täglich früh und abends Milch oder Brotsuppe erhalten. Bier nie."

Die entfetteten Milchreste, die der Milchverkäufer von jener oberpfälzischen Molkerei zurückerhält, sind nur als Schweine- und Geflügelfutter verwendbar. Immerhin steigern sie den Gewinn. Anderwärts verwenden die Molkereien diese Milchreste selbst zur Schweinefütterung, oder sie verkaufen den Liter davon für drei Pfennig.

Praktische und theoretische Milchwirte, die mit aller Kraft die Rente der Milchwirtschaft zu erhöhen und damit den Bestand so manches Bauernguts zu sichern suchen, werden über den Gymnasialprofessor lächeln, der hier auf seine dürftige Erfahrung und auf die Aussagen seiner Haushälterin und eines Kriminalwachtmeisters gestützt eine Anklage gegen die moderne Ausnützung des Milchertrags erhebt. Ich verstehe von der Bewirtschaftung eines Gutes, von Rentenerhöhung, von Milch- und Land- und Geldwirtschaft gar nichts und bin ganz zufrieden, daß mir die Ehrlichkeit meiner Haushälterin die Sorge für mein Haus und andre Sorgen erleichtert. Sachkenntnis erhellt also meinen Blick nicht, aber ich habe vielleicht doch das eine vor vielen Land- und Milchwirten voraus, daß mir auch kein materielles Interesse den Blick trübt. Und sicher wird mir auch mancher Landwirt zugestehn, daß ich früher als er mit meinem Laienblick erkannt habe, wie die Landwirtschaft, ängstlich bemüht, die Scylla der Leutenot zu vermeiden, in die Charybdis der Unterernährung des Landvolks gerät. Aus dieser Unterernährung droht eine nationale Leutenot zu erwachsen, die die Zukunft des ganzen Volkes gefährden würde. Dennoch hätte ich als Laie nicht gewagt, in dieser Sache zu sprechen, wenn ich nicht im siebenten Heft des Organs des deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege Angaben über die Folgen der Entmilchung des platten Landes gelesen hätte, die aus der Feder eines sachkundigen Gelehrten stammen, auf Forschungen von Ärzten und Nationalökonomen beruhen und meine eignen

Erfahrungen und Befürchtungen bestätigen und übertreffen. Ich schöpfe aus dieser Quelle, die nicht nur lauter, sondern auch reich ist, folgende Angaben zur Beleuchtung der Lage. Der Verfasser stellt nach Dr. W. Beukemanns Mitteilungen fest, daß seit 1890 der Milchverbrauch der Städte von 2870 Millionen Liter im Jahre auf 5130 Millionen Liter im Jahre 1900 gestiegen ist und in demselben Maße weiter wächst, daß jedoch die Zahl der Milchkühe in diesem Jahrzehnt nur von 8700000 auf 9300000 gestiegen ist. Der Milchverbrauch eines Städters ist von 1896 bis 1903 von 93 Liter auf 115 Liter im Jahre gestiegen, der eines Bauern ist von 1890 bis 1900 von 115 Liter auf weniger als 58 Liter gesunken. Durch die gesamte Milchproduktion von 19000 Millionen Liter im Jahre wird ein Erlös von 1700 Millionen Mark erzielt. Eine Riesenrente! Aber meine Laiensorge, daß es, vom Standpunkte des Volkswohls betrachtet, zum größten Teil eine Trugrente ist, wird durch die volkswirtschaftlichen Daten, die Dr. Kaup an diese Zahlen reiht, bestätigt.

Von Welt- und andern Ausstellungen

Die Reklame gehört zu den weniger schönen Erscheinungen des heutigen Wirtschaftslebens. Aber alle Entrüstungsschreie der ehrlichen Männer, der Menschen von gutem Geschmack und der Ästheten können sie nicht beseitigen, denn sie ist keineswegs bloß ein Auswuchs, sondern ein wesentlicher Bestandteil unsrer Produktionsordnung. Um sie loszuwerden, müßten wir entweder zur Hauswirtschaft zurückkehren, in der die Mitglieder jedes Haushalts alles, was sie brauchen, selbst erzeugen, oder zum Kommunistenstaat fortschreiten, in dem eine Obrigkeit bestimmte, was und wieviel ein jeder gebrauchen und verbrauchen darf und soll, dieses bestimmte Quantum von Verbrauchs- und Gebrauchsgütern auf Staatsäckern, in Staatsbergwerken und Staatswerkstätten herstellen und durch seine Beamten verteilen ließe. Solange wir aber das Privateigentum an den Produktionsmitteln und die freie Produktion haben, solange die überwiegende Menge der Güter als Ware hergestellt wird — für unbekannte, zufällige, meist vom Produktionsorte entfernt wohnende Abnehmer teils geerntet oder gegraben oder fabriziert wird, solange Geldkapitalien aufgehäuft werden, die nur durch Produktion verwertet werden können, darum bei fortschreitender Produktivität der Arbeit versuchen müssen, neue Bedürfnisse zu wecken, da die alten mit immer weniger Arbeit und Kapital befriedigt werden, so lange sind Veranstaltungen nicht zu entbehren, die Produzenten und Konsumenten zusammenzubringen, die diesen anzeigen, wo sie finden, was sie wünschen oder brauchen, die die Kauflust erregen und Käufer anziehen.

Mancher meint wohl: ja, die einfache Bekanntmachung ist notwendig, aber nicht die marktschreierische Reklame; wer will aber die Grenze bestimmen, wo die gut und geschickt stilisierte wahrheitsgetreue Anzeige aufhört und die Marktschreierei, der Schwindel anfangen? Oder: das Nützliche und Notwendige sowie alles, was Kulturwert hat, mag angekündigt werden, wenn es sich im allgemeinen heutigen Lärm nicht anders Gehör verschaffen kann, auch mit Pauken und Trompeten, aber dem Unnötigen und Schädlichen wenigstens darf dieses Recht nicht zugestanden werden. Ja, wenn nur die Grenzen zwischen diesen beiden Kategorien nicht ebenfalls flüssig wären! Der einzelne Privatbesitzer kann sein Haus, sein Grundstück von Maueranschlägen rein erhalten, Gemeinden können sich der Verschandelung ihrer Architektur- und Naturschönheiten erwehren, der Staat kann offenbaren Betrug und die Verlockungen zu Unsittlichkeiten strafen (wie schwierig auch dieses schon ist, beweisen die Gerichtsverhandlungen), aber im großen und ganzen läßt sich an dem viel beklagten Zustande nichts ändern; am gescheitesten ists, man sieht sich ihn von der komischen Seite an, lacht darüber, wappnet sich mit Verstand gegen Verlockungen und schützt sich so vor Hineinfällen. Das Anzeigen, Zurschaustellen und Reklamemachen ist, wie Paquet in seinem Buche*) ausführt, in der heutigen Produktionsordnung nur der letzte Akt des Produktionsprozesses, denn Güter, die unbekannt und darum unverkauft blieben, könnten gar nicht produziert werden. Die mancherlei Ausstellungen sind nun eine wichtige Art der Bekanntmachung, und Paquet, der die Ausstellungen zu Düsseldorf 1902, St. Louis 1904 und Lüttich 1905 studiert hat, widmet ihnen dieses Buch, weil zwar, wie er sagt, an beschreibenden Veröffentlichungen kein Mangel ist, Arbeiten aber, die den Gegenstand grundsätzlich und theoretisch behandelten, noch fehlen. So versucht er denn, „das Ausstellungswesen einmal nach Grundsätzen, d. h. als Problem, seinem Gesamtumfange nach zu erfassen", es wissenschaftlich zu behandeln.

In die Volkswirtschaft gliedert er es durch die oben skizzierte Auffassung ein, und durch die Einführung eines neuen Elements der Wertbestimmung: den altbekannten Elementen: Gebrauchswert, Arbeit und Seltenheit, gesellt er den Schauwert zu. Es gibt Dinge, die überhaupt keinen andern Wert haben als diesen: Juwelen, Schmucksachen legt keine Dame zu einem andern Zwecke an, als um sie zur Schau zu stellen und durch diese Schaustellung die Blicke auf ihre Person zu ziehen. Kleider haben zwar ihren Gebrauchswert, aber schönes Aussehen erhöht ihren Wert in den Augen des Gebrauchers und macht ihn geneigt, mehr dafür zu bezahlen. Licht und Feuer sind die gewaltigen Dioskuren, die dem Menschen helfen, Gebieter der Erde zu werden, aber im Feuerwerk dienen sie bloß der Schaukunst, haben also bloß Schau-

*) Das Ausstellungsproblem in der Volkswirtschaft von Dr. Alfons Paquet. Jena, Gustav Fischer, 1908.

wert. Ja selbst die unscheinbarsten Gebrauchsgegenstände und Werkzeuge, die am wenigsten der Schaulust zu dienen bestimmt sind, und mit denen zu prunken keinem Menschen einfällt, wie Stiefelbürsten, sie gewinnen in den Augen des Käufers durch Sauberkeit und gefällige Form sowie durch geschmackvolle Aufmachung der Auslage. Auch die Ausstellungen wollen nichts andres, als durch den Schauwert, den die ausgestellten Güter haben, Beschauer anziehen und die Beschauer in Käufer verwandeln. Und so erörtert denn der Verfasser im ersten Kapitel des ersten „Buches" den „wirtschaftlichen Wert der Sichtbarkeit und Erkennbarkeit der Güter", im zweiten „das Ausstellungsprinzip", im dritten „die innere Organisation des Ausstellungswesens". Alles sehr dankenswert, wenn sich nur der Verfasser nicht durch seine grundsätzliche Wissenschaftlichkeit verpflichtet gefühlt hätte, de parler metaphysique, wie unsre westlichen Nachbarn das zu nennen pflegen. Ein Beispiel! Indem die Ausstellung die Kauflust weckt, die verstärkte Nachfrage aber eine vermehrte Produktion fordert und ermöglicht, wird das Ausstellen ein Produktionsmittel. Und noch auf eine andre Weise fördert es die Produktion: es macht die Fortschritte der Technik und der Formgebung den weitesten Kreisen bekannt; eine Förderung, die zwar der Volkswirtschaft im ganzen oder vielmehr der Weltwirtschaft zuteil wird, aber keineswegs jedem einzelnen Aussteller, ja nicht einmal jedem einzelnen Lande nützt und darum von Fabrikanten und Völkern mit gemischten Gefühlen betrachtet wird; denn jeder und jedes will zwar von den andern profitieren, aber daß seine eignen Erfindungen und Verbesserungen nachgeahmt werden, daran liegt ihm natürlich nichts. Ist demnach vom Standpunkte des Volkes, der Landschaft, des Fabrikanten aus Förderung der Produktion der Zweck der Ausstellung, so haben deren Unternehmer vor allem die Rentabilität im Auge: sie wollen die Kosten gedeckt haben und womöglich einen Überschuß erreichen. Darum stellen sie auch Schaugüter aus, die keine Proben unsrer gegenwärtigen Gewerbtätigkeit sind, wie Erzeugnisse des alten Kunsthandwerks, die ihnen von Privatbesitzern und Museen geliehen werden, veranstalten Konzerte, lassen allerlei Jahrmarktklimbim auf dem Ausstellungsplatze zu, von dem sie außerdem Konzessionsgebühren ziehen, und wählen als Ausstellungsort eine Stadt, die an sich schon Anziehungskraft auf Fremde ausübt. Beide Zwecke nun unterstützen einander gegenseitig. Indem die auf Reinertrag spekulierenden Unternehmer der Ausstellung deren Anziehungskraft verstärken, führen sie den Fabrikanten Kunden zu, diese aber helfen durch Zahlung von Beiträgen unter verschiednen Namen, und da sie doch auch ihrerseits Besucher anziehen, das Unternehmen rentabel machen. Aus der Darstellung dieses Gedankengangs bei Paquet gebe ich zur Charakterisierung seiner Sprache zwei Sätze als Probe.

Indem den [ausgestellten wirtschaftlichen Gütern] infolge der monopolähnlichen Wirkungen, die von der Gesamtveranstaltung ausgehn, als Teilen der Gesamtveranstaltung auch deren höhere Besucherzahl zugute kommt, vermag dieser Um-

stand ihre Produktivität zu steigern, während andrerseits die in diesen Partialveranstaltungen enthaltnen, rentenähnlich wirkenden Momente der Gesamtveranstaltung als solcher zufließen. Damit vermag also die Geltendmachung des Selbstinteresses in bezug auf das Produktivitätsmoment die Beteiligung auch solcher als Teile oder Gruppen innerhalb der Gesamtveranstaltung auftretender Einzelveranstaltungen unter gleichzeitigem Verzicht auf den Selbstempfang der von ihnen ausgeübten speziellen Rentabilitätswirkungen zugunsten der Gesamtveranstaltung zu verursachen.

Glücklicherweise macht der erste, im metaphysischen Stil geschriebne streng wissenschaftliche Teil nur etwa ein Siebentel des Ganzen aus. Die Fabrikanten und Kaufleute mögen sich also von ihm nicht abschrecken lassen, sondern ihn überschlagen; sowie Paquet zur Sache kommt, spricht er ungefähr wie ein gewöhnlicher deutscher Christenmensch. Im zweiten „Buch“ stellt er die vielerlei Ausstellungsformen des Handels dar: das Schaufenster, den „Ausstellungsapparat der Großbetriebe im Kleinhandel“ (im Warenhaus, im Ladenbetrieb der Magazingenossenschaften, wobei des Verzichts auf Ausstellung in den Verkaufsstellen der Konsumvereine gedacht wird), das Markt- und Meßwesen, die Organisation der Reisenden, der Agenten, der Reklame, die Musterlager, namentlich die Exportmusterlager; hier erfahren wir nun allerlei Interessantes, zum Beispiel über das von der Deutschen Exportbank in Berlin 1906 eingerichtete Musterlager und über das nach neunjährigem Bestehen eingegangne „Musterlager thüringischer Erzeugnisse“ in Weimar. Dieses Unternehmen gliederte sich im Jahre 1900 in drei Firmen, indem neben der Zentralstelle Weimar zwei Niederlassungen, eine in Sydney und eine in Johannesburg, gegründet wurden. Die Niederlage in Sydney arbeitete trotz gutem Absatz der Waren und mehrfacher kleiner Zuschüsse (auch vom Reich) mit Unterbilanz, weil die Provisionszahlung an das Musterlager vielfach umgangen wurde. Die südafrikanische Niederlage aber krankte an dem Übelstande, daß die Bestellungen der Abnehmer der Bestätigung durch die englischen Stammhäuser bedurften. Die Orders mußten über London gehn, blieben dort meist liegen, und die Bestätigung blieb aus; „die genau spezialisierten Bestellungen dienten noch obendrein der englischen Industrie als ein bequemes Informationsmittel über die Muster, die den südafrikanischen und den australischen Konsumgewohnheiten entsprachen.“ Nach den niedern Ausstellungsformen werden die höhern, die eigentlichen Ausstellungen, erörtert und dabei auch die nicht für kaufmännische, sondern, wie Museen, für didaktische Zwecke bestimmten nicht vergessen; diese unterscheiden sich bekanntlich von den industriellen und landwirtschaftlichen Ausstellungen auch dadurch, daß sie Dauerinstitute sind, und daß ihr Inhalt nicht wechselt.

Das dritte Buch erzählt die Geschichte der Ausstellungen im engern Sinne des Worts. Als erste wird die Ausstellung genannt, die 1756 von der Society of Arts in London veranstaltet wurde. Sie beschränkte sich auf Proben der Verbesserungen in der Tapeten-, Teppich- und Porzellanmanufaktur, für die von der Gesellschaft Preise ausgesetzt waren. Im Jahre 1761 folgte

eine Ausstellung landwirtschaftlicher Geräte. In Paris hatten die Mitglieder der Académie des Beaux Arts schon seit 1673 ihre Werke alljährlich im Louvre ausgestellt; seit 1763 gesellten sich den Malern und Bildhauern die Gobelin- und die Seidenweber sowie die Porzellanfabrikanten bei. Eine Ausstellung böhmischer Manufakturerzeugnisse veranstaltete 1791 Leopold der Zweite im Klementinum zu Prag. Die Revolution machte den Luxusausstellungen im Louvre ein Ende. Sie wurden ersetzt durch die Exposition périodique des produits et de l'industrie, die der Minister des Innern, François de Neufchâteau, durch seine an die Departementsbehörden gerichtete Zirkularnote vom 21. August 1789 ankündigte, in der es unter anderm heißt: les François ont étonné l'Europe par la rapidité de leurs exploits guerriers, ils doivent s'élancer avec la même ardeur dans la carrière du commerce et des arts de la paix. Die erste dieser Ausstellungen war so schlecht besucht, daß erst 1801 eine Wiederholung gewagt wurde, die aber so befriedigend ausfiel, daß man ihr gleich im nächsten Jahre wieder eine folgen ließ. Die vierte veranstaltete Napoleon im Jahre 1806 auf der Esplanade des Invalides als einen Teil der Feste, mit denen die Siege von Ulm und Austerlitz gefeiert wurden; sie wurde von 1422 Ausstellern beschickt. Die folgende neue Kriegsperiode war jedoch dem französischen Gewerbe so wenig günstig, daß erst 1819 wieder eine Landesausstellung zustande kam. Ihr folgten die Ausstellungen von 1823 und 1827; auf der letzten erschienen 1795 Aussteller. In einem Bericht wird die Notwendigkeit und wohltätige Wirkung solcher Ausstellungen aus dem Zustande der Gewerbe in der ihnen vorausgehenden Zeit erklärt: Notre industrie était restreinte, les procédés étaient primitifs, les moyens mécaniques étaient peu répandues, les quelques rares industriels qui les mettaient en usage étaient les inventeurs et en gardaient le secret; quelques-uns faisaient à leur fabrication l'application des systèmes économiques incomplets, pendant que d'autres, encore moins favorisés, restaient stationnaires dans l'emploi des moyens routiniers. Unter Ludwig Philipp fanden drei Landesausstellungen statt; die letzte wurde unter der zweiten Republik 1849 veranstaltet. Den übrigen europäischen Staaten dienten diese französischen Ausstellungen als Muster. Die erste deutsche veranstaltete Napoleon, indem er sich 1811 in einem Saale des Regierungsgebäudes zu Düsseldorf Erzeugnisse des Großherzogtums Berg vorlegen ließ. Die Kontinentalsperre ermunterte die kontinentale Industrie zu verstärkten Kraftanstrengungen und nötigte die Regierungen, auf Förderung der Gewerbe bedacht zu sein. Württemberg folgte 1812, Bayern 1818 mit einer Landesausstellung. Die Pariser Ausstellung von 1819 regte Preußen an, das sich aus seiner Erschöpfung zu erholen begann; durch Kabinettsorder vom 9. Juni 1821 wurde verfügt, daß am 1. September 1822 in Berlin eine Landesausstellung eröffnet werden und sechs Wochen dauern solle. Im Jahre 1824 wurde eine zweite veranstaltet. „Der größte Teil der ausgestellten Erzeugnisse zeigte die

Gewerbe auf einer sehr niedrigen Stufe. Wie die vorhergehende, so kennzeichnete sich auch diese als eine rein gewerbepolizeiliche Maßnahme. Die Vorbereitungsarbeiten durchliefen einen langwierigen Instanzenweg. Wer die Ausstellung beschicken wollte, mußte sich bei der Polizeibehörde seines Wohnorts melden, wo ihm eine Reihe zum Teil unbequemer Fragen vorgelegt wurde, die mehr abschreckten als zur Teilnahme ermunterten; die Polizei berichtete ans Landratsamt, dieses an die Bezirksregierung, die das gesammelte Material der Zentralstelle einschickte. Mit preußischer Sparsamkeit bemaß die Regierung ihren Zuschuß so knapp wie möglich." Einem List, dessen Blick alles erspähte, was die Gewerbe zu fördern geeignet schien, konnte der Nutzen von Ausstellungen nicht entgehn. Im Herbst 1819 reiste er als Konsulent des Deutschen Handelsvereins nach Wien, um den Kaiser für seine Pläne zu gewinnen, und berichtete im Frühjahr 1820 in seinem „Organ für Handel und Gewerbe", der Besuch des polytechnischen Instituts in Wien habe ihn auf die Idee gebracht, daß Gewerbeausstellungen während der Messen in Leipzig und Frankfurt sehr wohltätig wirken würden. Da man den Ausstellern nicht gut zumuten könne, nach Tragung der bedeutenden Kosten (sie waren ja in jener eisenbahnlosen Zeit noch höher als heute) auch noch ihre Ausstellungsobjekte, die als Muster- und Meisterwerke schwer verkäuflich sein würden, zurückzuholen, so schlage er eine Lotterie vor, in der diese Gegenstände auszuspielen wären; ihr Ertrag werde nicht allein die Aussteller entschädigen und die Kosten des Unternehmens decken, sondern auch die Mittel zur Verteilung von Prämien gewähren. Ihm sekundierte in seinem Organ Adam Müller, der damals österreichischer Generalkonsul und Gesandter an den sächsischen Höfen war. Er schrieb unter anderm, es handle sich darum, „die Erzeugnisse der deutschen Kunst, wie es bisher nicht geschehen konnte, gleichsam in Masse der Industrie unsrer britischen und französischen Nachbarn gegenüberzustellen, um Tausenden von Vorurteilen, die dermalen herrschen, entgegenzuwirken. Hierzu reichen die bloßen Messen von Frankfurt und Leipzig, ungeachtet ihrer unermeßlichen Sortimente, nicht hin. Dem Freunde der deutschen Industrie ist es beim besten Willen nicht möglich, sich über das auf den Messen vorhandne und über die eigentlichen Fortschritte der Käufer [?] au fait zu setzen. Es bedürfte eines kurzen Auszugs, einer Art von Index aus den unübersehlichen Vorräten des Marktes; bei der gegenwärtigen Lage der Sache muß er diese in den Läden der Ausschnitthändler suchen." In Leipzig fand Lists Idee keinen Anklang. Dresden veranstaltete seit 1824 in Verbindung mit der Kunstausstellung auf der Brühlschen Terrasse alljährlich eine Gewerbeausstellung, und im Jahre 1827 forderte die königliche Kommerziendeputation den Leipziger Rat auf, wegen Ausstellungen, die mit den Messen zu verbinden wären, Vorschläge zu machen. Die Kramermeister und Handelsdeputierten jedoch waren „der ohnmaßgeblichen Meinung, daß dergleichen Ausstellungen zwar für Plätze, die der Messen entbehren, ein dienliches

Surrogat für den Zweck einiger Übersicht der industriellen Leistungen abgeben können, daß aber an Orten, wo eine Messe die größte und vollständigste Warenausstellung darbietet, es wenig helfen könne, dasselbe noch einmal in nuce, doch nur unvollständig, an einem Orte beisammen zu haben". Erst 1833 verstand man sich zu einer Landesausstellung im Hause der Kramerinnung. In der Meßrelation wird über sie unter anderm gesagt: „Obgleich die Masse der ausgestellten Erzeugnisse des inländischen Gewerbfleißes nicht so groß war, als man erwartet hätte, fand sich doch eine Auswahl vorzüglicher Gegenstände; und Inländer sowohl wie Fremde zollten den daraus wahrzunehmenden Fortschritten der sächsischen Industrie den verdienten Beifall. Manches vorzüglich Gelungne der neusten Leistungen wurde nicht ausgestellt, weil man besorgte, es möchte zu früh bekannt und nachgeahmt werden, eine Besorgnis, die wohl nicht ganz begründet erscheint, da es dem, der dergleichen beabsichtigt, nicht schwer fallen kann, sich Muster solcher Artikel zu verschaffen, sobald sie einmal in den Handel kommen." Der Zollverein übte vorläufig keinen Einfluß; es blieb bei Landesausstellungen. Erst 1841 regte der bayrische Bevollmächtigte im Zollverein periodische Ausstellungen des Zollvereinsgebiets an, die an verschiednen Orten abgehalten werden sollten. Die erste kam 1842 in Mainz zustande. Ihr Erfolg wurde weit übertroffen von dem der „Allgemeinen Ausstellung deutscher Gewerbeerzeugnisse", die 1844 in Berlin stattfand. Der Staat übernahm die Kosten einschließlich des Hin- und Rücktransports, soweit sie nicht durch die Einnahmen gedeckt würden. Anfangs wurden die Fabrikanten wieder durch bureaukratische Fragerei abgeschreckt: sie sollten den Behörden den gewöhnlichen Preis der auszustellenden Erzeugnisse angeben und über Ausdehnung ihres Gewerbes, Arbeiterzahl, Ursprungsort und Preis der Rohstoffe und Halbfabrikate berichten. Erst nachdem die strengen Bedingungen gemildert waren, und der Staat die Kostendeckung versprochen hatte, wurde die Beteiligung lebhafter. Es erschienen 2791 Aussteller aus den Zollvereinsstaaten, 75 aus Österreich, 174 aus den übrigen Bundesstaaten. Diese Ausstellung „führte zum erstenmale dem Publikum vor Augen, was die Technik bedeutet, und was die Maschine vermag". Die Anordnung war freilich recht mangelhaft. So erschien, heißt es in einem Bericht der Vossischen Zeitung, „ein halbverborgnes Bündel Eisenstäbe in industrieller Beziehung vielleicht als das wertvollste Stück der ganzen Ausstellung. Es war mit Steinkohlen bereitetes Stabeisen, das für die Zollvereinsstaaten von der größten Wichtigkeit ist, weil es die einzige Grundlage bildet, worauf wir bei unsrer Eisenindustrie dem industriellen England gegenüber noch fußen können". Im Jahre 1850 wurde Lists — übrigens längst vergessene — Idee insofern verwirklicht, als in der neuerbauten Zentralhalle zu Leipzig zugleich mit der Frühjahrsmesse eine allgemeine deutsche Ausstellung eröffnet wurde. Der Erfolg war mäßig. Die Meßbesucher vermochten sich für Ausstellungen so wenig zu begeistern wie die Leipziger. Die Messe nimmt alle Arbeitskräfte in Anspruch, und eines neuen Angebotmittels

bedürfen die dort erscheinenden Fabrikanten nicht. „Auf der Michaelismesse des Jahres 1830 zum Beispiel setzten die sächsischen Fabrikanten von ihren baumwollnen Strümpfen mit einemmale 13000 Kisten à 100 Dutzend Paare ab; auf der Michaelismesse 1834 erteilte ein einziges amerikanisches Handelshaus eine Bestellung von 6000 Dutzend Paar. Die Sollersche Schuhfabrik in Erfurt verkaufte auf der Ostermesse 1835 Partien von 8000 bis 10000 Paar Damenschuhen nach Südamerika. Bei solchen Umsätzen konnte den Fabrikanten wenig daran liegen", außer der Messe auch noch eine von der Bureaukratie veranstaltete Ausstellung zu beschicken.

So groß auch in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Zahl der Ausstellungen — viele Provinzialhauptstädt hielten solche ab — sein mochte, das industrielle Hauptergebnis dieses Zeitraums kam auf keiner zur Geltung. Wohl waren die Wirkungen der großen technischen Umwälzung an der Fülle der ausgestellten Erzeugnisse zu sehen, „aber die Maschinen selbst, die neuen Werkzeuge und damit auch das technologische Studium schienen noch aus den Ausstellungssälen verbannt, sei es, daß man Maschinen, Apparate, Rohstoffe nicht für geeignet hielt, die Aufmerksamkeit der Besucher zu fesseln, sei es, daß die bisherige formalistische Veranstaltungsweise der Ausstellungen und das Anwachsen der Konkurrenz in der Industrie das Vorurteil aufrecht erhielten, die Fabrikationsmethoden müßten als individuelle Errungenschaften geheim gehalten werden".

Mit diesem Vorurteil hat die Londoner Weltausstellung von 1851 aufgeräumt, die der industriellen Entwicklung einen gewaltigen Stoß nach vorwärts versetzte und auch das Ausstellungswesen umgestaltete. Der Verfasser hebt mit Recht als eine Ehre für die deutsche Nation hervor, daß die Idee dazu von einem Deutschen, dem Prinzgemahl Albert, ausgegangen ist. Auf der Ausstellung selbst freilich hat Deutschland, wie Lothar Bucher berichten mußte, keine Ehre geerntet, aber eben darin lag ja der stärkste Antrieb, den es von der Ausstellung empfing. Nur einige Kunstwerke, die großen Vasen der Berliner Porzellanmanufaktur und Werke der königlichen Eisengießerei „machten eine leidlich gute Figur. Aufsehen erregte ein mächtiges Stahlgußstück von Krupp, das die von englischen Firmen ausgestellten Gußstücke weit übertraf; auch erschien dort die erste Kruppsche Gußstahlkanone als ein Modell, nach dem das preußische Kriegsministerium bald darauf 2000 Stück bestellte." Es wäre, schreibt der Verfasser, „dem britischen Weltreiche ein leichtes gewesen, mit Ausschluß der fremden Nationen eine ansehnliche Ausstellung nur britischer Erzeugnisse aus dem Mutterlande und seinen Kolonien zusammenzutragen. Aber zu solchem Ausschluß lag kein Grund vor. Die englische Volkswirtschaft konnte nur Gewinn erwarten, wenn die fremden Nationen, jede mit ihren eigentümlichen Produkten, sich in London einfanden, um ihr Können zu zeigen, die Überlegenheit der englischen Industrie zu bewundern und dem englischen Handel neue Anknüpfungspunkte darzubieten." Die Ausstellung, so lautete das Programm, „soll ein treues Zeugnis und ein lebendiges Bild

vom Stande der Entwicklung geben, zu dem das ganze Menschengeschlecht gelangt ist, und einen Platz zur Umschau darbieten, von dem für alle Völker ein Anreiz zum Weiterstreben ausgeht". In dieser Beziehung hat schon das Ausstellungsgebäude, der Kristallpalast, mächtig gewirkt, indem er die Periode der neuen Bauweise für Brücken und Hallen eröffnete.

Der Abschnitt über die Weltausstellungen ist natürlich der interessanteste des Buches. Wir wollen daraus nur zweierlei hervorheben. Das eine ist der finanzielle Gewinn, den ein Land einheimsen kann, wenn seine Weltausstellungen Zugkraft haben. Dem französischen Staate und der Stadt Paris haben die ausländischen Besucher der Ausstellung von 1889 nach Paquets Berechnung 975 Millionen Franken zurückgelassen, von denen 935 Millionen als Reingewinn zu betrachten sind. Das war natürlich nur möglich, weil Paris — Paris ist und seine Ausstellungen Weltjahrmärkte sind. Die Schauwerte, die entweder von der Natur gespendet werden oder von einer alten Kultur angehäuft sind, geben eben eine reichlich sprudelnde Rentenquelle ab, die durch den Vorwand einer Weltausstellung veranlaßt werden kann, noch stärker als gewöhnlich zu sprudeln. Und da Berlin über eine solche Quelle nicht verfügt, handelt es weise, indem es das Risiko einer Weltausstellung scheut. Warum die Ausstellung von St. Louis gelingen konnte, obwohl diese Stadt in keiner Beziehung ein Kleinparis ist, erklärt Paquet sehr gut aus den Eigentümlichkeiten des Landes. Den meisten Orten der dünn bevölkerten Staaten in der Mitte und im Westen des ungeheuern Gebiets fehlt es in dem Maße an Kulturgütern, daß die Anhäufung solcher an einem nicht allzuschwer erreichbaren Punkte eine gewaltige Anziehungskraft ausüben mußte. Diese Ausstellung hat darum in hohem Grade erziehend auf die Hinterwäldler gewirkt, wie sie denn als Erziehungsmittel von ihnen begrüßt worden war.

Das andre, auf das wir kurz hinweisen wollen, ist die Beteiligung der Deutschen an den auf die Londoner folgenden Ausstellungen. Die Pariser Ausstellung von 1855 wurde von 2175 deutschen Ausstellern besucht, die mit befriedigenden Ergebnissen heimkehrten. Dasselbe gilt von der glanzvollen Ausstellung des Jahres 1865. Als eine technische Errungenschaft, die zwei Berliner Unternehmer von dort mitbrachten, nennt Paquet die Emailindustrie, die bis dahin nur von den Franzosen gepflegt worden war, in der sie aber schon auf der Wiener Ausstellung 1873 von den Deutschen übertroffen wurden. An den Ausstellungen nach 1870 konnte sich Deutschland zunächst nicht beteiligen, und als es endlich auf der von 1900 erschien — die Frage, ob man sie beschicken solle, wurde von den Industriellen mit einem fast einstimmigen entschiednen Ja beantwortet —, wurde es schlecht behandelt. „Der gesamten deutschen Industrie war nur soviel Raum zugewiesen worden, wie das Gußstahlwerk Friedrich Krupp in Essen allein beanspruchte." Aber die deutsche Abteilung war sehr gut angeordnet und hatte sich eines vollen Erfolges zu erfreuen. „Namentlich waren es die großen Kraftmaschinen und die großen

elektrischen Generatoren, die das Erstaunen des Auslands hervorriefen." Es war gut für Deutschland, daß es in Paris erst erscheinen konnte, nachdem es an weniger sichtbaren Stellen Lehrgeld gezahlt hatte. Was es 1876 in Philadelphia ausstellte (der Verfasser hat bei dieser Ausstellung das Jahr anzugeben vergessen), hat Reuleaux mit der berüchtigten Marke „billig und schlecht" gestempelt. Außerdem tadelte der Kritiker, daß an den ausgestellten Kunstwerken keine andern Motive als tendenziös patriotische hervorträten. Ein beschämendes Gefühl beschleicht uns, schreibt Reuleaux, „wenn wir in unsrer Abteilung die bataillonweise aufmarschierenden Germanien, Borussien, Kaiser, Kronprinzen, Bismarcke, Moltken, Roone betrachten, die in Porzellan, in Biskuit, in Bronze, in Zink, in Eisen, in Ton, die gemalt, gestickt, gewirkt, gedruckt, lithographiert, gewebt an allen Ecken und Enden uns begegnen. Und nun in der Kunstabteilung gar zweimal Sedan! Und in der Maschinenhalle sind sieben Achtel des Raumes für Krupps Riesenkanonen, die killing machines, wie man sie genannt hat, hergegeben, die da zwischen all dem friedlichen Werk, das die andern Nationen gesandt haben, wie eine Drohung stehn!" Die Deutschamerikaner waren wütend. Mit Stolz hatten sie prophezeit, ihr wiedergebornes Vaterland werde die andern Nationen in Schatten stellen, und nun diese Enttäuschung! Die derbe Lektion hat gewirkt. Reuleaux Anhänger strengten sich an, zu beweisen, was geleistet werden könne, wenn man seine Weisungen beachte, und seine Gegner strengten sich an, ihn durch die Tat zu widerlegen. Die deutsche Abteilung der australischen Ausstellungen in Sydney und Melbourne 1879/80 organisierte Releaux als Reichskommissar. Sein Urteil über den Erfolg lautete: „Deutschland beschickte beidemal gut, teilweise ganz vorzüglich, und erzielte höchst bedeutende Erfolge für seinen Warenaustausch mit dem neu erworbnen Markte, den wir uns denn auch durch eine Dampferlinie mit kräftigem Zuge näher gerückt haben." Einen glänzenden Erfolg erlangte Deutschland 1893 in Chicago; der schlechte Eindruck, den es in Philadelphia gemacht hatte, wurde vollständig getilgt. Schon auf der Ausstellung selbst wurden Verkäufe und Bestellungen in Höhe von zusammen 4 bis 5 Millionen Mark abgeschlossen. Die Amerikaner waren überrascht, so schöne Sachen zu sehen, und ihre Überraschung wurde noch durch die Erkenntnis gesteigert, daß viele Artikel, die sie bisher zu höhern Preisen als Erzeugnisse andrer Länder bezogen hatten, deutschen Ursprungs seien. Der Reichszuschuß von 3600000 Mark hat sich gut verinteressiert. Nicht weniger befriedigend in geschäftlicher Beziehung verlief die Ausstellung von St. Louis 1904, auf der besonders die alle andern Nationen übertreffenden kunstgewerblichen, sozialpolitischen, statistischen und Unterrichtsabteilungen großen Eindruck machten.

Je mehr sich die Weltausstellungen, deren jede die Vorgängerin zu überbieten strebt, ins grenzenlose ausdehnen, desto mehr schwindet ihre Bedeutung. Zunächst, wie Paquet hervorhebt, als die eines Mittels, technische Neuerungen zu verbreiten. Dafür gibt es bei der Ausbildung des heutigen Unterrichts-

wesens, der Presse und des Weltverkehrs so viele andre Mittel, daß die von der Konkurrenz zu rastlosem Fortschritte gepeitschten Unternehmer mit der Aneignung neuer Erfindungen bis zur nächsten Weltausstellung zu warten weder nötig noch Lust haben. Dasselbe wird wohl in geschäftlicher Beziehung gelten, da der heutige Weltverkehr auch ohne Weltausstellungen die Produzenten und Konsumenten aller Erdteile einander nahe bringt. Dagegen dürften kleinere und darum weniger riskante Ausstellungen, die den neusten Fortschritt eines Industriebezirks oder einer Spezialität veranschaulichen, auch in Zukunft nützlich erscheinen. So hat die glänzend verlaufne Düsseldorfer Ausstellung von 1902 die großartigen Leistungen der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie nicht allein dem Inlande sondern auch dem Auslande zur Anschauung gebracht, und hat die elektrotechnische Ausstellung zu Frankfurt am Main 1901 durch das Experiment der Übertragung eines Teils der Kraft der Lauffener Stromschnellen in diesem Zweige der Technik Epoche gemacht. Geschäftlich hat diese Ausstellung den Teilnehmern für den Augenblick geschadet. Die Konsumenten von Elektrizität sagten sich nämlich: in diesem Gebiete wird jetzt so viel neues erfunden, schreitet man so rasch und so stetig fort, daß wir besser tun, wenn wir mit unsern Bestellungen noch ein paar Jahre warten. Aus der Erörterung der Organisationsfragen und aus den Kostenberechnungen in diesem Buche werden die Veranstalter zukünftiger Ausstellungen Nutzen ziehen. Den landwirtschaftlichen Ausstellungen ist ein besondrer Abschnitt gewidmet. Im letzten Kapitel wird unter anderm über den gesetzlichen Schutz der Aussteller, die Versuche einer internationalen Regelung des Ausstellungswesens und die Einsetzung der „Ständigen Ausstellungskommission für die deutsche Industrie" berichtet. Carl Jentsch

Vom thrakischen Meere

Von C. Fredrich in Posen

3. Imbros

(Schluß)

In Panagia war man auf mein Kommen vorbereitet; der griechische Beistand des Vertreters des wegen Geisteskrankheit eben entfernten Landrats (Kaimakam) zeigte sich, noch ehe ich meinen Besuch im baufälligen Konak — ein Neubau steht als Ruine daneben — gemacht und meinen Kaffee dort getrunken hatte. Das Kaffeetrinken und Zigarettenrauchen ist die Haupttätigkeit, die in einem solchen Regierungsgebäude geübt wird; hin und her läuft der schmierige griechische Kafetsis und trägt zierlich den an ein paar Fäden aufgehängten Blechteller, auf dem die kleinen Tassen stehn. Es war auch schon für meine Aufnahme in dem Hause eines wohlhabenden Kaufmanns gesorgt worden. Neun Tage, länger als ich beabsichtigt hatte, weil widrige Winde mich hielten, genoß ich bei diesen einfachen liebens-

würdigen Leuten unvergeßliche Gastfreundschaft. Einer deutschen Hausfrau würde im Familienleben dieser Dorfbewohner manches auffallen: die Stellung der Frau, die bei Tisch bedient, aber nicht mitißt; die primitive Art des Kochens, das im Kamin der Stube vor sich geht, die auch als Wohn- und Schlafstube benutzt wird; das Benehmen des Mannes, der auf dem Markt einkauft, neben der Frau und dem kleinen Bedienemädchen (Sacharella, d. i. Zuckerchen hieß sie) vor dem Kamin am Boden kauert, beim Kochen hilft und dafür sorgt, daß das schwache Feuer in Gang bleibt. Mühsam genug wird es mit dem hier schon kostbaren Reisig oder getrockneten Wurzeln von Sträuchern genährt; Holzkohlen kommen von Samothrake und kosten das Pfund sechs Pfennige, was uns vielleicht wenig erscheint. Größere Speisen werden darum im Backofen des Dorfes gekocht. Der todmüde und hungrige Gast aber muß unter diesen Umständen oft unendlich lange auf das Essen warten; und es ist doch alles so gut gemeint. Große Wäsche gibt es deshalb auch nicht im Hause; die größern Dörfer haben ein oder mehrere Waschhäuser, durch die ein Bach geleitet ist, in denen Tröge zum Waschen und Herde zum Kochen stehn; bei kleinen Dörfern spielt sich das alles an einem Brunnen ab. Ein großer Kreis war es, der sich hier um mich bemühte; der französische Regiebeamte, ein paar Kaufleute, der Gendarmerieoffizier, der von Erzerum kürzlich hierher versetzt war, vor allem zwei Lehrer der höhern Schule, nicht zu vergessen mein Maultiertreiber und sein Bruder. Die Gendarmerie, die auf allen diesen Inseln ihr Amt zu Fuß ausübt — nur auf Lemnos ist sie beritten, wie die Athener schon dorthin regelmäßig einen Hipparchen sandten —, hatten damals schwerern Dienst; tobte doch drüben der mazedonische Aufstand, galt es doch den heimlichen Handel mit Schießpulver und Patronen zu hindern; er blühte, trotzdem die Strafen hart waren und man einmal alle, über fünfzig, Vertreter verdächtiger Dörfer festnahm. Der Schmuggler ist an diesen zerrissenen Küsten und vor allem auf dem Meere fast völlig sicher, da Seewacht von der Regierung kaum geübt wird.

Der Treiber aber und sein Bruder waren ein anziehend ungleiches Paar: der eine ein ganz armer, lustiger Teufel, der ältere im Auslande, wer weiß wo und wie, für diese Verhältnisse fabelhaft reich geworden. Er spielte denn auch eine Rolle in der Gemeinde, und als der Bruder mich eines Tags auf die Höhe der Arassia führte, erwartete er mich auf dreiviertel Höhe bei einem berühmten kalten Quell mit seinen Kumpanen. Musik von Flöte, Geige und Zither erklang; ein Hammel briet an einem abgehauenen jungen Baumstamm am offnen Feuer; Wein, Schnaps (Masticha), Kaffee war in Fülle vorhanden. Immer lustiger wurde die Gesellschaft; man schoß; die Fidel tönte; immer kühner sprangen oder drehten sie sich in verschiednen — auch obszönen — Tänzen. Neben uns brauste die Quelle, über uns rauschten die hohen Bäume; hinten herum der Fels und vorn die grüne Ebene, das dunkelblaue Meer und darüber ein heller wolkenloser Himmel. Sokrates und Alkibiades würden sich hier wohlgefühlt haben; wir auch, und es war klug gewesen, daß ich vorher die felsige Höhe über uns erklettert hatte. Reste mittelalterlicher Befestigungen und eine Kapelle finden sich oben, und die Aussicht ergänzt die vom Palaiokastro, das weit im Westen sichtbar wird. Man überschaut von hier aus auch die flache südöstliche Landzunge bis zum Kap Kephalo, einer verlandeten Insel wie der Pyrgos. Besucht habe ich sie nicht mit ihrer glänzenden Salzlagune (Aliki), ihrer mittelalterlichen Turmruine und einem Ankerplatz (Valos), der zu allen Zeiten von den Dardanellen her aufgesucht wurde, wenn der Nord- oder Ostwind die Fahrt zum Haupthafen im Nordosten hinderte. Auch die ganze Südseite mit ihren 300 bis 400 Meter hohen, mit Gestrüpp bedeckten, nur als Weide benutzten Bergen ist von hier aus gut zu überschauen. Angebaut soll nur etwa ein Achtel der Oberfläche von Imbros sein; mehr ist es nie gewesen, daher

die alte Hauptgottheit, während Lemnos nach der getreidespendenden Erdgöttin den Namen führt. Aber Imbros besitzt noch ungehobne Schätze unter der Erde; eine nicht benutzte Bleigrube ist vorhanden, und im Altertume ist nach einer Inschrift Bleiglanz, Schmirgel und andres gewonnen worden. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts versuchte eine deutsche Gesellschaft westlich unterhalb der Arassia Braunkohlen zu fördern, aber das Unternehmen lohnte besonders wegen der zu hohen Abfuhrkosten nicht und verfiel wieder.

Von meinem Standquartier in Panagia aus suchte ich in zahlreichen Ausflügen das wieder, was frühere Reisende gefunden hatten, und fand neues dazu. Die meiste Aufmerksamkeit forderte natürlich die antike Hauptstadt an der Küste, das heutige Kastro; dorthin zog ich mehrfach und blieb auch einmal zur Nacht in der Metropolis, denn der Erzbischof wohnt noch immer dort, wenn auch die Regierung nach Panagia übersiedelte. Wie lange Menschen auf dieser Höhe zwischen zwei Buchten, einer größern wenig geschützten westlichen, in die der Große Fluß mündet (Hagios Nikolaos), und einer ungeschützten kleinen östlichen (Kardamos), wohnen, davon zeugen gut geschliffne Steinbeile, die ich mitgebracht habe. Daß sich Bewohner auf Bewohner folgten, beweisen vorgriechische Terrakotten, altes und junges Griechische, römische Altertümer und byzantinische, genuesische Festungsmauern, türkische Grabsteine, Neugriechisches, von dem die Metropolis von 1798 und ein Brunnen von 1812 trotz aller Formlosigkeit noch hochstehn.

Die Geschichte von Imbros verläuft parallel mit der von Lemnos. Um 447 erschienen auch hier athenische Kolonisten und bauten um die erweiterte Stadt eine starke schöne Mauer, die über der Steilküste am Meere hinlief und im Süden auf halber Höhe des Abhanges unterhalb der untersten Mauer des heutigen Dorfes. Die Buchten im Westen und Osten waren nicht mit eingeschlossen, aber beherrscht; und in der westlichen wurde durch einen aus mächtigen Blöcken aufgetürmten Molo, der an die schroffen Klippen ansetzte, ein sichrer Hafen geschaffen. Heute ist er weniger durch die Wellen als durch Menschenhand zerstört, und seine Reste sind für dürftige unzulängliche Ersatzbauten verbraucht worden. Ebenso ist die Festungsmauer mit ihren Türmen für die späten kleinern Ersatzbauten zerstört worden bis auf ein fünfzig Meter langes und ein bis zwei Meter hohes Stück im Osten; sonst verraten nur die sorgfältig gearbeiteten Auflager und einzelne Blöcke ihren Lauf. Davor werden nach Süden und Westen Gräber griechischer und römischer Zeit gefunden. Die Lage der in Inschriften erwähnten Tempel und des Rathauses würden vielleicht auch bei Ausgrabungen nicht mehr festzustellen sein, aber eine Menge kleiner flaschenförmiger Zisternen im Fels läßt die Stätten von Wohnhäusern erkennen. Wasser fehlte da oben völlig; nur unten am Kardamoshafen liefert eine Quelle brackiges Wasser. Da erwartet man eine Wasserleitung, und sie hat, wie wir sehen werden, in guter Zeit nicht gefehlt. Manche schöne alte Mauer steckt trotz aller Abräumung noch in der Erde, und die Lage des Theaterplatzes steht fest. Deutsche Reisende wollen 1854 noch Reste von ihm gesehen haben; etwa in der Mitte der Südenceinte ist er noch heute im Terrain erkennbar. Die Stadtmauer bildete den Hintergrund für das hier sicherlich nur zum jeweiligen Spiel aus Holz aufgestellte Spielhaus; der Zuschauerraum, dessen Sitzreihen nicht alle aus Stein aufgebaut gewesen sein werden, schaute nach Süden auf die Ebene, die Kornkammer der Insel. In sie führte östlich neben dem Spielplatz das Südtor hinaus, und ein Hafentor erweist ein Knick der Mauer im Westen. Einst war dieser Hafen von Bedeutung für viele, die zum heiligen Samothrake pilgerten, und für viele, die von den Dardanellen nach Nordwest oder West segelten, in römischer Zeit besonders für den Verkehr von Alexandreia Troas nach den großen Straßen in Thrakien und Mazedonien hinüber; außer den einheimischen

Münzen werden keine andern so häufig auf Imbros gefunden wie die dieser einst blühenden Handelsstadt, die ein weidendes Pferd zeigen. Als Antiochos der Große so hoffnungsreich gegen die Römer zog (192 v. Chr.), ankerte er hier, und als Ovid im Jahre 9 n. Chr. so hoffnungsarm nach Tomi fuhr, berührte er auch diesen Hafen. So mancher Seemann mag, ehe er sich auf das berüchtigte Meer um Samothrake hinauswagte, hier dem Poseidon und später dem heiligen Nikolaos, dessen Kirche sich neben ein paar Häusern an den schlechten Kai drängt, ein Gelübde für glückliche Rückkehr abgelegt haben. In spätrömischer Zeit war die Bedeutung des Hafens noch gestiegen. Die Mysterien drüben übten zwar kaum mehr eine Anziehung in die Ferne, aber dafür lag Imbros nach der Erhebung von Byzanz zur Reichshauptstadt einem Welthandelsweg nahe; gesteigerten Verkehr erweisen die zahlreichen Münzen der Kaiser seit Konstantin, während die ältern schwach vertreten sind. Die Stadt wuchs; man baute sich südlich unter dem unbequemen Stadtberg auf dem alten Gräberfeld an. Reste von Kirchen und von einer Befestigung sind von dieser erweiterten Stadt geblieben. Als aber die See immer unsichrer wurde, ging man wieder auf die Höhe zurück, und die Stadt Ancona begann in einer nicht näher zu bestimmenden Zeit, vielleicht im dreizehnten Jahrhundert, den Bau einer Feste dort oben, wahrscheinlich um sich nahe den Dardanellen als Rival von Genua und Venedig festzusetzen. Seestaaten hatten schon seit dem Troischen Kriege um diese Einfahrt gekämpft. Der Bau wurde aber nicht vollendet; die Rivalen waren jedenfalls stärker und hinderten ihn. Unfertig war er noch, als im Jahre 1419 der Reisende Buondelmonti, der uns jenes sonst nicht überlieferte Faktum mitteilt, Imbros besuchte. Aber verteidigungsfähig muß die Burg gewesen sein, denn sie war eine der wenigen gewesen, die sich gehalten hatten, als 1395 die türkischen Korsaren die letzte Blüte an den Ufern des thrakischen Meeres brachen. „Von Gott gerettet“ war sie 1397 zum Erzbistum erhoben worden, nachdem in Lemnos die alte Metropolis, der das Bistum Imbros unterstanden hatte, in Asche gesunken war. Georgios, der erste Metropolit, nahm seinen Sitz oder behielt ihn innerhalb der Feste; die griechischen Reste dieser ersten Metropolis nennen die Leute heute Palati. Erst in den dreißiger und vierziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts, als das Festland ringsum längst in türkischen Händen war, und Imbros zu dem wenigen gehörte, was die byzantinischen Kaiser noch ihr eigen nannten — mit voller Absicht haben sie diese strategisch wichtige Insel nie den Gattilusi oder sonstwem zu Lehen gegeben —, damals also wurde das Kastro ausgebaut. Als 1444 der bekannte Reisende Cyriacus von Ancona hier weilte, hatte sie der damalige griechische Statthalter Manuel Asanis schon an zwei Stellen neugebaut, und von der Tätigkeit dieses Mannes, die durch den drohenden Untergang des Reiches sicherlich gesteigert wurde, sprechen fünf zum Teil stattliche Bauinschriften, deren eine im Südostturm noch an Ort und Stelle zu lesen ist. Die Jahre 1439 und 1442 kommen auf ihnen vor; eine metrische scheint nach einer Bemerkung des Cyriacus von ihm verfaßt zu sein. Er war wegen eines Sturmes bei Kephalo gelandet und über die Hügel zur alten Stadt geritten. Ein Imbrier Kritobulos führte ihn dort sehr liebenswürdig; es ist derselbe, von dem eine Geschichte Mohammeds des Zweiten auf uns gekommen ist. Cyriacus staunte über die sicherlich noch eindrucksvollern Reste des mächtigen Hafendammes und der alten Mauern. Asans Nachfolger — es gibt noch heute dort die Namen Asanakis und Asanina wie Laskaris und Komninos — war Georgios Dromokates, ein Paläologe, wie aus zwei Inschriften (eine von 1451) hervorgeht. Unter ihm wurde auch Imbros in die Katastrophe des Reiches verwickelt. Nach dem Fall von Konstantinopel (1453) übergab Kritobulos die Insel feierlich dem Sultan, dessen Geschichte er

später schrieb, und dieser überließ sie vorläufig dem genuesischen Herren von Ainos drüben am Festlande Palamedes (1409 bis 1455) aus dem Geschlechte der Gattilusi. Er besaß schon Samothrake und hinterließ alles seinem Sohne Dorino dem Zweiten (1455 bis 1462). Dessen Statthalter Johannis Laskaris Rhontakinos, der auch Samothrake verwaltete, nennt sich auf einem stattlichen Stein vom Jahre 1456; es war Zeit gewesen, daß er sich dieses Denkmal schuf; noch in der ersten Hälfte desselben Jahres wurde er von dem türkischen Feldherrn Junusbey verjagt. Nach ruhmvollen Jahren, in denen jener Kritobulos, der früh, wie wir wissen, seinen Frieden mit dem neuen Herrn gemacht hatte, Georgios Dromokates, der letzte byzantinische Statthalter, die Venezianer, der Kardinallegat Scarampi und die Rhodiser ihre Rollen spielen, erstürmten die Türken am 5. Juni 1470 endgiltig das Kastro. Eine traurige Zeit begann. Die Festung verfiel. Neun vier- und achteckige Turmruinen mit einzelnen Fetzen der Mauer ragen heute noch an der Südseite auf; die andern Seiten sind wegen starken natürlichen Schutzes schwächer gewesen. Hoch auf schwanker Leiter las ich an ihnen und an Häusern des Dorfes Inschriften, deren weißer Marmor weithin leuchtet. Der Bewohner der Stätte wurden immer weniger, da der Handel unbedeutend war. Sie diente auch als Verbannungsort; zum Beispiel wurde der auf Karls des Zwölften Wunsch verbannte Baltadschi Mehemet hierher geschickt. Das Kastro geriet allmählich so in Verfall, daß man zuerst östlich unter ihm wohnte, wo Mauerreste sichtbar sind, dann seit dem achtzehnten Jahrhundert südlich unter ihm, wo man vom Meere nicht gesehen wurde. Dorthin verlegte der Metropolit Neophytos der Erste (1762 bis 1785) auch seinen Sitz, indem er neben der Kirche Hagia Marina ein einfaches Haus errichtete. So bildete sich das heutige Dorf; die türkische Regierung kam nach Panagia, das so zum Zentrum der Insel wurde. Nikephoros der Zweite (1793 bis 1825), offenbar der tatkräftigste der imbrischen Kirchenfürsten, erweiterte die Metropolis zu ihrem heutigen Umfange; mehrfach kehrt an ihr die Zahl 1798 wieder; nur die Kirche erfuhr noch 1838 eine Erneuerung. Von den acht Stützen der Vorhalle werden sieben von antiken Säulen gebildet; im Boden der Kirche, die eine gewölbte Holzdecke und ein ganz hübsch geschnittnes Templum enthält, liegen abgetretne antike Inschriften in Menge. Südlich von der Kirche dort, wo man in größern Verhältnissen im Westen einen Kreuzgang angelegt hätte, befindet sich ein kleiner umschlossener mit Sträuchern und Blumen bepflanzter Hof, dann der zweistöckige kunstlose Hauptbau und ein großer Hof, der von Wirtschaftsgebäuden und einem verwilderten Garten umschlossen wird. Der Hauptbau enthält unten nur Vorratsräume, oben große Flure, dunkle eckige Gänge und niedrige Räume. In meinem Schlafzimmer fielen mir die kunstlosen Malereien eines namenlosen imbrischen Meisters auf: unter der Decke hin ein Fries, der die Erinnerung an die flüchtigsten pompejanischen Friese wachrief, Szenen des Lebens (eine Moschee, ein Turm, Hirt, Jäger, Brücken, Brunnen, Reiter, Wasserträger) in Schwarzbraun, Grün, Rot und Weiß; die Decke in Felder geteilt und darin Szenen der Bibel, Petrus auf dem Meere zum Beispiel, und gerade über dem Bette die nackte Potiphar. In dem kleinen Hof legte Nikephoros Glykas, der als Metropolit um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hier residierte, eine Altertumssammlung an, Skulpturen und besonders Inschriften, von denen eine ganze Reihe wichtiger Stücke von ihm veröffentlicht wurde. Er war ein begeisterter Altertumsfreund, grub auch und wollte alle zerstreuten Antiken hier und in der Hagia Marina in Skinudi vereinigen. Heute schimpfen die Eingebornen über diese Bestrebungen und sagen ihm alles mögliche Schlechte nach; und die besten Stücke sind auch in der Tat verschollen oder befinden sich in fremden Museen, zum Beispiel im Louvre. Ein

paar Kistchen mit Terrakotten, Skulpturen und Inschriften einer Sammlung fand ich im Konak von Kastro auf Lemnos wieder; sie waren vor Jahren dorthin gelangt, um nach Konstantinopel geschickt zu werden; ein imbrischer Grabstein lag am Hafen dort. Aber dieses traurige Schicksal der Sammlung hat wohl nicht Glykas, der später Metropolit von Lesbos wurde, verschuldet, sondern sein Nachfolger, der kein Verständnis dafür hatte. Angeblich sind die meisten Sachen „gestohlen". Aber trotzdem war die Metropolis ein bequemer Arbeitsplatz, denn überall in den Wänden, im Boden und in den Höfen liegen noch alte Steine, und der Neffe des Erzbischofs förderte die Arbeit in verständnisvollster Weise. Den Metropoliten sah ich wenig; man sagt ihm offenbar nicht ohne Grund nach, er liebe das Geld mehr, als es selbst bei einem griechischen Kirchenherrn gewöhnlich sei, und noch mehr den Wein. Schiffer und Fischer wohnen um die Metropolis. Die Frauen tragen auch hier die langen weiten blauen Hosen, die über den Knöcheln zugebunden sind, aber im Gesicht mit den großen Augen haben sie etwas Italienisches. Es mag aber Zufall sein, daß ich gerade nur hier auf Kenntnis der italienischen Sprache stieß.

Derselbe Erzbischof, der 1798 die heutige Metropolis schuf, sorgte auch für gutes Trinkwasser, indem er an dem alten gen Süden laufenden Weg unterhalb des Dorfes einen Brunnen erbaute, der noch nach ihm heißt. Hinter ihm steht ein spätrömischer Sarkophag, und aufgebaut wurde er aus antiken Marmorblöcken, von denen viele Inschriften tragen. Schon früher wurden mehrere kopiert; ich fand andres, nachdem ich die eine Ecke hatte abreißen lassen. Ob sie wieder aufgebaut wurde? Geld dazu ließ ich zurück; daß man nicht einst dort von Vandalismus rede. Das Wasser kommt vom Hagios Athanasios im Südosten. Im Altertume wurde die Stadt — damit komme ich auf früher Angedeutetes zurück — von Südwesten her mit Trinkwasser versorgt, von dem Höhenzuge her, der heute Diamala heißt und vom Berge von Hagios Theodoros nach Nordosten zieht. Es liegt dort etwa vier Kilometer von Kastro, etwa halbwegs zwischen diesem Dorf und Hagios Theodoros das größte Kloster der Insel, Hagios Konstantinos, wieder Besitz von Lawra. Ein von Zeit zu Zeit wechselnder Kalogeros steht der Wirtschaft vor und verrichtet den Gottesdienst; ein jüngrer Bruder unterstützt ihn. Breit liegt das Kloster auf einem niedrigen Hügel über der Ebene des Großen Flusses, deren beste Stücke ihm gehören. Den einzigen vierrädrigen Erntewagen sah ich hier auf diesen Inseln, aber dieses Jahr waren die Aussichten schlecht; es regnete trotz aller Prozessionen um die Felder nicht. Lange Gebäude umziehen einen weiten Hof, in dessen Mitte eine Kirche steht. Sie ist kunstlos außen und innen, aber in der Mitte des Hauptschiffes steckt etwas im Boden, das als besonders heilig gilt, weil es bei Berührung den Wahnsinn heilt, und das ist — eine antike Säule, in die zahlreiche Griechen und Römer ihre Namen geschnitten haben als Eingeweihte in die Mysterien der Großen Götter von Samothrake. Diese Säule und andre Inschriften sprechen dafür, daß etwa an der Stelle des Klosters ein Heiligtum dieser Götter stand, eine alte Filiale der altgeheiligen Kultstätte dort drüben. Auf ihren Nachfolger, den heiligen Konstantinos, der noch an sie geglaubt hatte, vererbten sie auch den größten Ölgarten der Insel; er erstreckt sich vom Kloster nach Norden bis an ein tiefeingerissenes Bachbett, dem das Wasser nie ganz fehlt; es läuft zum Großen Flusse. Folgt man diesem Bett bis an die Höhen der Diamala, so steht man plötzlich zwischen hohem Oleander und dichtem Gestrüpp vor Mauern, deren Bedeutung bisher rätselhaft blieb. Eine starke Mauer aus kolossalen, wenig behauenen aber gut gefügten Blöcken ist quer über das hier 28 Meter breite Tal gezogen. Eine andre Mauer aus gutgeschnittnen Steinen

hält links (südlich) oben dem Erddruck noch stand; sie stößt rechtwinklig auf die erste und zählte wohl nie mehr als zwölf Schichten gleich vier Metern an Höhe. Auf der andern Talseite sind Reste einer ihr parallel ziehenden Mauer erhalten; sie ist zerstört, weil man leichter an sie herankommen konnte. Das ist unzweifelhaft eine Talsperre; ein Bassin war geschaffen, in dem das Wasser aufgestaut wurde, das jetzt unter Gestein und üppiger Vegetation nutzlos verrinnt, während die Ebene unten verschmachtet. Schreitet man dem Wasser 50 bis 60 Meter aufwärts entgegen, so entdeckt man rechts oben ein rechteckiges Fundament. Auf ihm stand einst ein kleines Bassin; von hier aus fand das Naß dreifache Verteilung: es konnte direkt geschöpft werden, wie Massen von Gefäßscherben verraten; es floß in Tonrohren zur Stadt, und der Druck genügte sicherlich, es von hier oben auf den Stadtberg nicht nur in seine Nähe zu bringen; Reste der Leitung fand ich hier und südwestlich unter dem Stadtberg in einem Gehöfte. Wenn noch mehr Wasser vorhanden war, stürzte es über einen mächtigen mit Zentimeter dickem Kalksinter bedeckten Ausgußstein, den ich fand, hinab in das große Bassin. Von ihm aus konnte es im Falle der Not zur Bewässerung der Gärten und Felder der Großen Götter verwandt werden. Seinen Ursprung nimmt es etwas weiter aufwärts auf der Höhe der Diamala aus ein paar starken Quellen, deren Inhalt heute neben dem alten Bassin in die Tiefe verschwindet. Roxado nennt man den Platz. Die neugriechische Sage läßt die Mauern von Riesen aus Steinen von Samothrake errichtet sein. Ähnliche altgriechische Talsperren sind, soviel ich weiß, noch nicht nachgewiesen worden; sie werden aber noch zu finden sein.

Am 26. Mai schien mir meine Aufgabe auf Imbros erfüllt zu sein; erst am 29. erlaubte der Nordsturm die Ausfahrt aus dem alten Hafen.

Oberlehrer Hauk

Roman von Bernt Lie

(Fortsetzung)

2. Oberlehrer Hauk

Drinnen im Rauchsalon mittschiffs krachte und knarrte das Holzwerk, klirrten die zitternden Lampenglocken. Die See war nicht sonderlich schwer, aber unangenehm genug mit plötzlichen kurzen Sturzwellen, von Zeit zu Zeit unterbrochen von einem Klatschen gegen die Schiffswand und einem Staubregen durch die offnen Luken. Die unmittelbare Nähe der Maschine mit ihrem Lärm und der Wärme machte es unmöglich, die Türen offen zu lassen.

An dem einen der beiden Tische im Salon saßen drei Herren plaudernd beisammen. Ein Handlungsreisender und ein Rechtsanwalt aus Helgeland sowie ein junger Mann, der ununterbrochen redete, während er die Reisemütze beständig hin und her schob, bald in die Stirn und bald wieder in den Nacken, sie auf das Sofa legte und sie gleich darauf wieder auf den Kopf setzte.

Sie hatten sich schon im Zug von Christiania her getroffen und setzten nun ihre Reise nordwärts mit dem Schnelldampfer fort.

Sowohl der Rechtsanwalt als auch der Geschäftsreisende saßen lächelnd da und betrachteten den jungen Mann mit wohlwollendem Vergnügen und mit wirk-

licher Bewunderung. Er war nämlich ein verteufelter Kerl! Vierundzwanzig Stunden lang hatte er nun die Unterhaltung mit Feuer und Eifer im Gange gehalten und fast alle Themata zwischen Himmel und Erde behandelt. Es quoll aus ihm heraus wie aus einem unerschöpflichen Wunderborn, jede Wendung in der Unterhaltung und jeder zufällige Gegenstand entlockte ihm Ansichten und Urteile. Und das Gewinnende und Betörende bei diesem Gießbach von Worten war seine eigne unmittelbare Freude daran. Bei all seinem jugendlichen Übermut, der alle Themata und namentlich die höchsten behandelte wie ein Jongleur seine Kugeln, legte er zugleich die gewinnendste Aufmerksamkeit für die Bemerkungen der beiden andern an den Tag. Er konnte in der Unterhaltung an einen pfeilschnellen Seevogel in der Luft um sie her erinnern; wenn ihre Worte fielen, griff er sie schnell und sicher auf wie der Blitz und führte sie zu sich hinauf in ein Licht von Humor und in einen Strudel von Anekdoten aus aller Herren Ländern. Wenn er dasaß und zuhörte, hatte er die Angewohnheit, den Kopf auf die Seite zu legen und die, die sprachen, nur mit dem rechten Auge anzusehen; mit dem linken sah er an seiner eignen Nasenwurzel hinunter. Auch dies erinnerte gewissermaßen an den Blick eines Vogels. Mit Anmut und Natürlichkeit offenbarte er eine große Belesenheit, eine Mannigfaltigkeit an Beobachtungen und Erlebnissen. Vor allem aber leuchtete den Zuhörern seine Reisefreude entgegen. Und er war unglaublich viel gereist, so jung er noch war, und auf die vergnüglichste Art und Weise mit unglaublich wenig Geld und Gepäck.

An dem andern Tische, am entgegengesetzten Ende des Rauchsalons, saß ein älterer Herr ganz allein. Aus seiner Reisetasche, die er um den Hals trug, hatte er die verschiednen Teile einer langen Pfeife herausgenommen und sie zusammengesetzt. Auch den Tabak nahm er aus der Tasche, stopfte die Pfeife und paffte. Es lag etwas Geistliches über seinem Aussehen. Er hatte den Überrock an die Wand gehängt und saß in langem, schwarzem Rock und weißem Schlips da. Über die Knie breitete er sorgfältig eine jener Reisedecken, die schwarz auf der einen und getigert auf der andern Seite sind. Sein Haar und sein gestutzter Bart waren fast weiß. Aber das Gesicht hatte eine jugendlich frische Farbe und noch keine Runzeln. Ein wenig weitsichtig saß er da, denn er hielt die Zeitung, in der er las, ein gutes Stück von sich.

Er legte jedoch das Blatt bald hin und verfiel in Gedanken. Das Schiff neigte sich ein paarmal schnell hintereinander ziemlich stark auf die Seite, und der alte Herr sah mit einem halb abwesenden, halb bekümmerten Blick durch die Luke.

Dann erhob er sich und ging hinaus. Es war das zweitemal, daß er so mit diesem bekümmerten Blick hinausgegangen war. Er kehrte wieder zurück, setzte sich hin und zündete seine Pfeife von neuem an. Dann legte er sie wieder hin und verfiel in Sinnen. Es waren offenbar gute und angenehme Gedanken, denn er lächelte und nickte vor sich hin und murmelte mehrmals halblaut:

Ja — ach ja — ja! Ja ja!

Dabei gestikulierte er mit der einen Hand, deren Finger er fächerförmig spreizte. Die Unterhaltung an dem andern Tisch ging spurlos an ihm vorüber. Aber der Rechtsanwalt hatte die andern Herren mehrmals verstohlen auf den Alten und sein ergötzliches Benehmen aufmerksam gemacht. Als er zum drittenmal nach ein paar besonders schweren Wellen hinausging, sagte der junge Mann:

Der alte Pastor ist gewiß seekrank!

Ach nein, das ist nicht der Grund, konnte der Geschäftsreisende berichtigen, er geht nur hinunter und sieht sich nach seiner Tochter um; die ist anscheinend nicht so ganz seefest.

Hat er eine Tochter hier?

Ja, die junge Dame mit dem Eiderdaunenbarett — von der Bahn.

Ist das seine Tochter?

Allem Anschein nach. Ich sah wenigstens, wie er sie am Bahnhof in Empfang nahm — ein sehr rührendes Wiedersehen.

Reizendes Mädchen!

Der Alte kehrte zurück und benahm sich genau so wie vorhin, las eine kleine Weile, legte die Zeitung abermals nieder, lächelte, streckte die gespreizten Finger aus und nickte und murmelte vor sich hin.

Die drei Herren hatten angefangen, sich über Seekrankheit zu unterhalten. Der Rechtsanwalt erzählte eine amüsante Geschichte von einer Dame, der Geschäftsreisende hatte mehr als die meisten von Seekrankheit gesehen.

Und Sie? Sind Sie denn auf Ihren Reisen nie seekrank gewesen?

Nein, antwortete der junge Mann. Ich bin ein einzigesmal in meinem Leben seekrank gewesen, und zwar an Land!

An Land —?

Ja, da ritt ich auf einem Kamel.

Und der junge Mann erzählte davon, wie er auf dem Kamel geritten hatte. Und dadurch kam man auf das Thema Elefanten, und durch die Unterhaltung über den Gebrauch und den Nutzen der Elefanten kam man auf Hannibals Zug über die Alpen. Der Rechtsanwalt erinnerte sich Livius Schilderung von dem Übergang der Elefanten über die Rhone. Der junge Mann setzte die Mütze fest in die Stirn:

Unsinn, sagte er, Hannibal war ein Humbug.

Jetzt mußte der historisch sehr belesene Geschäftsreisende auf das bestimmteste protestieren. Der junge Mann hörte ihm ruhig bis zu Ende zu.

Nun ja, natürlich, sagte er, ein Genie, oder doch auf alle Fälle ein außerordentlicher Mann. Aber — enfin! Er war ein Semit, wissen Sie. Dieser berühmte Zug über die Alpen, mein Gott, bewunderungswürdig, genial, überwältigend in seiner Ausführung — aber als Plan! als Strategie! Das reine Abenteuer, Wahnsinn! Ein Feuerwerk — oben in der Luft erstrahlend — und dann futt — erloschen, und nichts! Nein, Hannibal trug den Stempel seiner Rasse. Eine glänzende Begabung, aber ohne Tiefe, ohne Idee — im Grunde wurzellos, vaterlandslos — ein in die Ferne gezogner Weltenkolonist . . . also Semit . . .

Nein nein nein! ertönte es plötzlich in einer sanften Mischung von Entsetzen und Empörung von dem andern Tische her. Hier stand der alte geistliche Herr aufgerichtet. Die Reisedecke war an die Erde geglitten, und er stand da, die beiden Hände halberhoben, und alle zehn Finger gespreizt.

Sie müssen entschuldigen, daß ich mich in die Unterhaltung hineinmische. Aber wenn Sie von der semitischen Rasse sagen, daß sie wurzellos und vaterlandslos ist, da machen Sie sich eines sehr übereilten Anachronismus schuldig, da ziehen Sie eine ganz unhaltbare und oberflächliche Parallele mit einem zufälligen, modernen Phänomen.

An den Ufern von Babylon wir saßen und weinten,
Die Harfe am Weidenast schweigend hing,
Unser Denken in Zion weilete.
Sie hießen uns singen, die uns Knechtschaft gebracht.
Wie konnten wir singen Jehovas Gesang
Im heidnischen Land!
Vergeß ich Jerusalem, vergeß ich dein,
Meine verwelkte Rechte vergesse mein!
Den Tag, wo ich dein nicht gedenke,
Möge die Zunge am Gaumen mir kleben!

Der alte Herr hatte, während er sprach, die eine Hand sinken lassen und die andre erhoben, mit geschlossenen Fingern stand er da — ganz pathetisch, mild vorwurfsvoll.

Der Geschäftsreisende und der Rechtsanwalt rissen vor Staunen den Mund weit auf. Der junge Mann erhob sich mitten im Verse und riß die Mütze vom Kopf.

Nach einer ganz kurzen Pause ließ der alte Herr die Hand sinken und fuhr fort, während er mit dem Zeigefinger auf den Tisch klopfte:

Und wenn Sie dieser Rasse Tiefe und Ideen absprechen, da möchte ich Sie doch daran erinnern, daß unter allen Märtyrern der ganzen Welt, die sich für eine große Idee geopfert haben, vielleicht die größten und tragischsten der semitischen Rasse angehören. Der eine ist gerade der von Ihnen so wenig verstandne Karthager, und der andre ist der Zimmermannssohn aus Nazareth in Galiläa. Ich bitte Sie, zu entschuldigen, daß ich mir diese Bemerkung erlaubt habe.

Mit einem leichten Kopfnicken ging er am Sofa entlang und hinaus, wandte sich aber in der Tür noch einmal um, holte seinen Hut und Rock, grüßte abermals und ging hinaus.

Der junge Mann beantwortete seinen Gruß mit einer tiefen Verbeugung, blieb stehn und sah nach der Tür hinüber, die sich geschlossen hatte.

Sonderbarer alter Kauz! sagte der Rechtsanwalt.

Wupp, stand er auf der Kanzel! sagte der Geschäftsreisende.

Der junge Mann setzte sich und sah geistesabwesend vor sich hin.

Haben Sie gesehen, wie schön er war?

Gleich darauf setzte er die Mütze fest in den Nacken und ging hinaus.

Er schlenderte über das Achterdeck. Man fuhr jetzt in Lee nach Stocksund hinauf. Fest und ruhig glitt das Schiff durch die blanke See und die darüberliegende milde, stille Luft von fein perlgrauer Färbung.

Als er hinabging, begegnete er der Dame mit dem Eiderdaunenbarett und grüßte im Vorübergehn. Er rief den Steward heran und fragte nach dem alten Herrn.

Er hat die Kabine C, das Fräulein hat Nr. 6.

Oben in der Fremdenliste fand er bei Kabine C Oberlehrer H. Hauk, und bei Nr. 6 Fräulein Benny Hauk eingeschrieben.

Oberlehrer Hauk? — Hauk?

Er ging wieder auf Deck und sah Vater und Tochter oben auf dem Promenadendeck. Sie standen Arm in Arm an der Reeling und sprachen lebhaft miteinander. Dann begannen sie da oben auf und nieder zu gehn, wobei er noch immer ihren Arm in dem seinen hielt.

Der junge Mann ging die Treppe hinauf. In demselben Augenblick, als er auf dem Promenadendeck erschien, sah ihn die junge Dame mit ein paar klugen und strahlenden Augen unter starken Brauen an. Sie maß ihn mit unverhohlner Verachtung und machte ein Gesicht, als sagte sie: Laban! zu ihm. Der Alte hatte ihr offenbar die Episode von da unten erzählt.

Er ging auf die andre Seite des Decks hinüber, die offen und breit war wie ein Tanzboden, und richtete es so ein, daß er ihnen auf halbem Wege begegnete.

Sie schenkten ihm beide keine Aufmerksamkeit, sie waren eifrig und lachend mit ihren eignen Angelegenheiten beschäftigt.

Plötzlich schwenkte er zu ihnen hinüber und grüßte mit der Mütze:

Verzeihen Sie! sagte er. Ich bitte tausendmal um Verzeihung! Aber ich kann es nicht lassen, Ihnen zu sagen, Herr Oberlehrer, daß ich mich der Flegelei unten in der Rauchkajüte schweinemäßig schäme!

Der alte Herr sah mit einem drolligen Erstaunen auf. In seinen Augen blitzte es schelmisch auf.

Nein nein nein, im Gegenteil — ich muß um Entschuldigung bitten ...

Keineswegs! Aber ich muß Ihnen doch sagen, daß ich nicht so ein Idiot bin! Aber wenn man so dasitzt und mit Leuten schwatzt, die von nichts eine Ahnung haben, so, ja, dann wird man leicht so großmäulig und übermütig!

Der alte Herr lachte jetzt laut.

Und ich hatte ja keine Ahnung davon, daß ich da saß und mich vor Oberlehrer Hauk blamierte!

Der Alte sah ihn fragend an.

Ja, ich habe Ihren Namen in der Fremdenliste nachgeschlagen. Und wenn ich mich schon vorher schämte, so wurde ich nun ganz beschämt, wie Sie sich denken können.

Nein nein nein, dazu liegt doch wirklich gar kein Grund vor! ...

Ich habe Geschichtsunterricht bei dem Herrn Oberlehrer gehabt, und da ...

Bei — bei — mir ...? Nein, da irren Sie sicher!

Wir benutzten Hauks Weltgeschichte in der Schule!

Das ist doch nicht möglich! In Ihrem Alter! Mein kleines Buch ist seit vielen Jahren veraltet.

Aber wir hatten einen genialen Mann als Geschichtslehrer. Nämlich Rektor Holst. Und der unterrichtete nach Ihrem Buch.

Nein wirklich! Sie haben Rektor Holst zum Lehrer gehabt! Ja, dann! Der hat immer eine Vorliebe für mein Lehrbuch bezeugt. Holst — ja ja — den können Sie mit Recht genial nennen! Ich kenne ihn!

Ja, das haben wir oft genug gehört!

Aber Sie müssen mir sagen, wie Sie heißen, mein junger Herr!

Ich heiße Bugge. Svend Bugge, cand. mag. seit dem vorigen Jahre.

Ei ei! Das also sind Sie! Mit Auszeichnung! Ja, ich entsinne mich dessen sehr wohl! Ich halte die Jugend immer im Auge, wissen Sie — sitze da und spähe wie ein alter Rabe — ob nicht etwas auftauchen sollte!

Er schüttelte Svend Bugge warm und lange die Hand.

Das Fräulein hing am Arm ihres Vaters. Der empörte Blick, mit dem sie den jungen Mann beehrt hatte, als er plötzlich angestiegen war, hatte einer mehr und mehr sinnenden, lächelnden Beobachtung Platz gemacht.

Das ist meine Tochter Benny, die ich aus Drontheim geholt habe, direkt aus Europien heimgekehrt.

Ich habe das gnädige Fräulein schon im Zug gesehen, begrüßte er sie. Aber jetzt will ich nicht länger stören. Ich bitte noch einmal um Entschuldigung, daß ich ...

Nein nein nein, reden Sie nicht so! Sie müssen mir von Rektor Holst erzählen ...

Sie wanderten zusammen auf dem Promenadendeck entlang. Svend Bugge erzählte von Rektor Holst und seiner Schule — eine Sündflut von Geschichten —, und der alte Oberlehrer amüsierte sich köstlich.

Aber hören Sie einmal, sagte er und sah nach der Uhr, es ist gerade eins. Und das nennen wir seit alter Zeit an Bord des Nordlanddampfers die rechte Portweinstunde. Was meinst du, Benny, zu einem Glas Portwein jetzt nach der häßlichen See?

Herrlich, Vater!

Portwein und Gläser wurden in den Decksalon gebracht. Der Oberlehrer strahlte vor Freude, schenkte die Gläser voll und stieß an, zuerst mit seiner heimgekehrten Tochter, dann mit dem jungen Mann. Und als Svend Bugge mit dem Fräulein in einen lebhaften Streit über Paris geriet, wo sie sich vier Monate mit einem Onkel und einer Tante aufgehalten hatte, und das er kategorisch für ein Schmutzloch erklärte, obwohl er dort nur acht Tage im Winter gewesen war, da saß der Vater da und freute sich seiner Tochter mit unbeschreiblichem Stolz. Schnell und schlagfertig parierte sie alle seine Paradoxen und flotten Verallgemeinerungen und stellte dagegen ihre eignen Beobachtungen und Ansichten auf, nicht ganz ohne Gereiztheit über seinen Ton, der ihr gegenüber ein wenig nonchalant herablassend war. Und als man endlich an den Oberlehrer appellierte, kaute er vergnügt auf seiner Pfeifenspitze und sagte lächelnd:

Ach ja, ich glaube wohl, daß man meiner Tochter Recht geben muß. Paris ist noch immer der Brennpunkt der modernen Kultur.

Dann muß ich natürlich die Segel streichen. Ich habe heute ja schon Skandal genug gemacht, folglich ...

Mit Ihrem Hannibal hatten Sie wohl nicht viel Glück! neckte sie.

Aber nun nahm der Oberlehrer das Thema Hannibal wieder auf und begann mit dem Zugeständnis, daß der Zug nach Italien allerdings streng beurteilt werden könne. Und so nach und nach gab er eine sehr eingehende Schilderung von Hannibal, dem zweiten Punischen Krieg, Rom und Karthago, sodaß Svend Bugge dasaß und lauschte, das rechte Auge strahlend auf den Oberlehrer gerichtet, mit dem linken seine Nasenwurzel betrachtend. Und nun war die Reihe an der Tochter, stolz auf ihren Vater zu sein, während sie verstohlen triumphierend zu dem jungen Mann hinübersah.

Ich habe dies — von der römischen Politik, von Cajus Flaminius — in einer Zeitschrift gelesen, in einem alten Heft ...

Oberlehrer Hauk sagte nichts hierzu und zündete nur seine ausgegangne Pfeife wieder an. Aber Benny richtete sich stramm auf und sah gespannt und eifrig zu ihrem Vater hinüber:

Ja Vater, das ist natürlich deine Abhandlung gewesen!

Unsinn, Kind!

Über Cajus Flaminius ...

Nein, sagte Svend Bugge, das war von jemand anders, ich entsinne mich des Namens nicht mehr ...

Opseth? fragte Benny.

Ja, so hieß er, Opseth! Ganz recht!

Ha! Das war ja doch Vater! Benny war ganz heiß geworden — natürlich — weil sie Recht hatte!

Svend Bugge verstand es nicht. Der Oberlehrer war rot geworden, schüttelte den Kopf und lächelte:

Nun ja, es war ein kleiner Versuch aus meiner frühen Jugend. Und das mit dem Namen hat seine Richtigkeit. Ich heiße nämlich eigentlich nach meiner Heimat hier oben in Helgeland Opseth.

Haben Sie denn nicht mehr darüber geschrieben? Die Sache fortgeführt?

Nein nein nein! Ich habe keine Gelegenheit dazu gehabt. Ach nein, es wurde damals ad acta gelegt.

So etwas verstehe ich nicht! sagte Svend Bugge mit Nachdruck, fast herausfordernd und doch mit einer so glühenden Sympathie, daß es nicht unhöflich klang.

Oberlehrer Hauk sah mit einem sonderbaren Ausdruck vor sich hin und winkte abwehrend mit der einen Hand.

Unsinn! Unsinn! sagte er. Und Svend Bugge schwieg verwundert, als Fräulein Benny ihn plötzlich kopfschüttelnd mit einem strengen Blick ansah. Dann gab sie der Unterhaltung eine andre Wendung.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 6. September 1908

(Die Straßburger Kaiserrede. Die deutsche Marokkonote. Zur Reichsfinanzreform. Der Zwist in der sozialdemokratischen Partei. Die Deutsche Tageszeitung und die Blockpolitik.)

Bei Beginn der jetzt vergangnen Woche erfuhr die Welt eine bedeutsame Friedenskundgebung des Kaisers. Es wurde der Wortlaut der Rede veröffentlicht, die er am 30. August, also gerade vor acht Tagen, bei dem Festmahl in Straßburg am Tage nach der Parade über das XV. Armeekorps gehalten hatte. Ernster und nachdrücklicher konnte kein Staatsoberhaupt nicht nur seinen Wunsch nach Frieden, sondern auch seine innerste Überzeugung, daß der europäische Friede nicht gefährdet ist, aussprechen. Der Kaiser begründete diese Überzeugung in einer Steigerung, die wohl beachtet sein will. Er sieht eine Friedensbürgschaft in dem Gewissen der Fürsten und Staatsmänner Europas. Nun wird man freilich sagen müssen, daß dieses Gewissen das Gedeihen des Ganzen im Auge behalten muß und deshalb niemals ausgeschlossen ist, daß das Interesse der Gesamtheit auf einem Wege gewahrt werden muß, der den einzelnen schwere Opfer an Gut und Blut auferlegt. Auch Kaiser Wilhelm der Erste hatte das starke Verantwortungsgefühl vor Gott, das wohl als eine sichere Friedensbürgschaft gelten konnte, und mußte doch dreimal den Entschluß zum Kriege fassen. Wenn aber heute der Deutsche Kaiser angesichts einer konkreten politischen Lage mit solcher Zuversicht an das Gewissen seiner Mitfürsten appellieren kann, dann ist das mehr als eine vage Hoffnung oder ein naives Zutrauen. Es ist darin ausgesprochen, daß die Lage nichts enthält, was das Risiko einer Friedensstörung rechtfertigen könnte. Immerhin ist dies die schwächste Grundlage der Friedenszuversicht. Ein stärkerer Grund ist schon das Bedürfnis der Völker selbst nach ruhiger Entwicklung und friedlichem Wettbewerb. Aber das wichtigste ist die dritte Stufe dieser Steigerung: unsre Wehrmacht zu Wasser und zu Lande ist die beste Friedensbürgschaft. Wenn wir so stark sind, daß jede fremde Macht und selbst verbündete Mächte sich scheuen, uns anzugreifen, so haben wir sicher und dauernd Frieden. Und mit diesem Hinweis war zugleich Gelegenheit gegeben für die allein richtige Antwort auf alle Vorschläge, die auf die vertragsmäßige Beschränkung unsrer Wehrmacht zugunsten einer fremden Macht abzielen: „Stolz auf die unvergleichliche Mannszucht und Ehrliebe seiner Wehrmacht ist Deutschland entschlossen, sie ohne Bedrohung andrer auch ferner auf der Höhe zu erhalten und so auszubauen, wie es die eignen Interessen erfordern, niemand zuliebe, niemand zuleide."

Im Ausland ließ man dieser kraftvollen Friedenskundgebung im allgemeinen Gerechtigkeit widerfahren. Ein etwas mißmutiges Echo gab es in einigen englischen Blättern, denen es wider den Strich geht, zuzugeben, daß eine starke

Wehrmacht unter den Verhältnissen, wie sie in Deutschland besteht, nicht eine Bedrohung, sondern einen Schutz des Friedens bedeutet. Jetzt kam nun noch die besondre Enttäuschung hinzu, daß die Abrüstungsidee auch in der Form einer besondern deutsch-englischen Verständigung bei uns keine Gegenliebe gefunden hatte. Man hätte sich aber sagen müssen, daß die Idee einer allgemeinen internationalen Rüstungsbeschränkung, die im vorigen Jahre im Haag erörtert und nicht angenommen wurde, immer noch praktisch brauchbar und leichter ausführbar war als eine Abmachung dieser Art zwischen Deutschland und England allein.

Unmittelbar nach der Straßburger Kaiserrede schien es einen Augenblick, als ob sich nun doch wegen der Marokkofrage der politische Himmel wieder bewölken wollte. In der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung wurde bekannt gegeben, daß Deutschland eine Note an die Signatarmächte der Algecirasakte gerichtet habe, worin eine möglichst baldige Anerkennung von Mulei Hafid angeregt wurde. Dieser bedeutsame Schritt hat in der Presse unsrer nationalen Parteien entschiedne Billigung, zum Teil sogar begeisterte Zustimmung gefunden, natürlich auch hier und da bedenkliche Kritik und scharfen Tadel — dies, wie bei uns üblich, auch in Blättern, die vorher die passive Haltung der Regierung nicht genug tadeln konnten. Ganz aus dem Häuschen aber war der größere Teil der Pariser Presse, die sich an der empfindlichsten Stelle berührt fühlte. Man hat wohl gehofft, die unangenehme Lage, in die man sich durch eine unvorsichtige und zweideutige Politik gebracht hatte, einigermaßen dadurch auszugleichen, daß man die Sache hinzögerte, dadurch Zeit gewann und vielleicht auch Mulei Hafid dahin brachte, zunächst mit Frankreich allein zu verhandeln, Zugeständnisse zu machen und mindestens Frankreich als den Mandatar Europas in der Marokkofrage gelten zu lassen. In allen diesen Hoffnungen sah man sich durch die deutsche Note zunächst getäuscht, und so schäumte denn der Unwille und Ärger über das Vorgehen Deutschlands so stark auf, daß man gar nicht zu bedenken schien, wie sehr man sich dadurch verriet. Die englische Presse, die ja nun einmal die Verpflichtung übernommen hat, in der Marokkofrage durchaus der Meinung Frankreichs zu sein, sekundierte den Franzosen nach Kräften. Auch anderwärts hatte sich die Presse in eine ganz merkwürdige Auffassung von dem Sinn und Zweck der deutschen Note hineingedacht. Man glaubte, Deutschland wolle dadurch aus eigner Initiative für sich eine Entscheidung treffen, die nach der Algecirasakte sämtlichen Signatarmächten gemeinschaftlich vorbehalten bleiben müßte.

Das ist natürlich der Sinn der deutschen Note durchaus nicht. Formell ist sie keineswegs die Ankündigung der beabsichtigten Anerkennung Mulei Hafids, wie es wohl in entstellenden Berichten und Besprechungen dargestellt worden ist. Sie ist weiter nichts als ein Vorschlag an die Signatarmächte der Algecirasakte, denen es natürlich vorbehalten bleibt, sich über einen gemeinschaftlichen Beschluß zu einigen. Solchen Vorschlag zu machen ist das gute Recht Deutschlands, so wie es ja auch jeder andern Macht, die die Algecirasakte unterzeichnet hat, freisteht, auf der Grundlage dieses Vertrags Anregungen zu geben und innerhalb der internationalen Abmachungen ihre Interessen wahrzunehmen. Allerdings ist die Wahrnehmung dieses Rechts in einem entscheidenden Moment sehr geeignet, die Absichten zu durchkreuzen, die vielleicht eine Signatarmacht hegt, um sich eine Sonderstellung in der ganzen Frage zu sichern. Das Aufbegehren der französischen Presse in dem Augenblick, wo Deutschland von einem selbstverständlichen Recht in der Marokkofrage Gebrauch macht, ist deshalb eine große Unklugheit und ein Zeichen schlechten Gewissens. Man könnte es als ein Eingeständnis nehmen, daß Frankreich an vertragswidrige Schritte in Marokko gedacht hat, um sich eine Stellung zu sichern, die ihm nach der Algecirasakte nicht zukommt. Es ist aber durchaus nicht die alleinige Absicht der deutschen Note gewesen, dies etwa festzustellen und das Vorhaben Frankreichs,

das die Frage der Anerkennung Mulei Hafids als angeblicher Mandatar Europas im Namen der übrigen Mächte regeln zu wollen schien, zu durchkreuzen, sondern der Schritt ist unternommen worden, weil die Interessen der deutschen Reichsangehörigen in Marokko ihn forderten. Diese Interessen litten unsäglich durch die ungeregelten Zustände, und das allein war Grund genug für die deutsche Regierung, die Entscheidung im Thronstreit als Anlaß zu benutzen, um durch die Anerkennung des siegreichen Sultans wenigstens den Versuch zu einer Beschleunigung der Beruhigung des Landes zu machen. Es ist ungewöhnlich naiv, wenn in ausländischen Preßstimmen der deutschen Regierung zugemutet wird, sie solle um der französischen Marokkopläne willen alles unterlassen, was den für die deutschen Interessen erwünschten Landfrieden in Marokko fördern könnte.

Einige Kritiker des deutschen Vorgehens haben nun den Zeitpunkt bemängelt, in dem Deutschland seinen Schritt unternommen hat. Nachdem die deutsche Regierung mit vollkommner Ruhe der bisherigen französischen Politik in Marokko zugesehen hatte, meinten sie, es solle wirklich den Franzosen ganz und gar überlassen werden, als Mandatare der europäischen Mächte im scherifischen Reich zu schalten. Man sah in der deutschen Note eine jener „Plötzlichkeiten“, die man der Führung der deutschen Politik jetzt gern zum Vorwurf macht, und meinte verdrießlich, nun habe man solange Zeit nichts getan, da hätte man auch noch länger warten können. Es sei unklug gewesen, jetzt ohne Not die Verstimmung andrer Mächte hervorzurufen. Das ist eine merkwürdige Auffassung. Solange der Thronstreit in Marokko noch nicht entschieden war, mußte Deutschland gewärtig sein, daß jede Erklärung, die es zugunsten Mulei Hafids abgab, als eine Unfreundlichkeit gegen Frankreich gedeutet wurde. Denn Frankreich hielt daran fest, daß Abdul Asis der rechtmäßige Sultan sei, der die Algecirasakte unterschrieben habe, und konnte von seinem Standpunkt aus behaupten, daß die Unterstützung eines Prätendenten die Unruhstifter ermutigen müsse, von denen Frankreich zur Wahrung seiner Waffenehre Genugtuung fordern müsse. Daß aber Deutschland seinerseits gleichfalls Abdul Asis unterstützte, war angesichts der in Marokko herrschenden Stimmung unmöglich, wenn Deutschland überhaupt seine legitimen Handelsinteressen in einem unabhängigen Marokko noch wahren wollte. Daher hatte es seine volle sachliche Berechtigung, daß Deutschland seinen Wunsch, Frankreich jedes mögliche Entgegenkommen zu beweisen, durch die strengste Neutralität ausdrückte, solange die Beruhigung des Landes wegen der noch schwebenden Entscheidung des Thronstreits ohnehin unmöglich war. Durch die nun gefallne Entscheidung aber schwand jeder Grund, den deutschen Reichsangehörigen in Marokko die moralische Unterstützung vorzuenthalten, die ihnen durch die Anerkennung der siegreichen Regierungsgewalt in Marokko gewährt werden konnte. Dieser Schritt konnte uns auch von Frankreich nicht verdacht werden, wenn seine Politik wirklich den Erklärungen entsprach, die durch die diplomatischen Vertretungen Frankreichs und außerdem öffentlich in der französischen Volksvertretung von den Ministern wiederholt abgegeben worden waren. Zum mindesten durften doch die Franzosen selbst uns nicht tadeln, wenn wir die Erklärungen ihrer eignen Vertreter für ehrlich hielten und danach handelten. Nach der tatsächlichen Beendigung des Thronstreits konnte aber Deutschland auch gar nicht anders handeln, ohne zuzugeben, daß Frankreich ein Vorzugsrecht habe, im Namen Europas darüber zu entscheiden, ob die Beruhigung des Landes nahegerückt sei oder nicht. Die deutsche Politik hat also durchaus folgerichtig gehandelt, wenn sie sich zuerst dem französischen Vorgehen gegenüber solange als möglich neutral und passiv verhielt, aus dem tatsächlichen Erfolge Mulei Hafids aber den Anlaß nahm, die ihr nach der Algecirasakte zustehenden, unbestrittenen Rechte im Sinne der eignen Interessen unbedenklich geltend zu machen.

Man darf übrigens wohl annehmen, daß die französische Regierung von der Haltung ihrer Presse nicht sehr erbaut ist. Die kopflose und unkluge Entrüstung, die bei dem unerwarteten und doch so natürlichen Schritt der deutschen Regierung zum Vorschein kam, werden sich gewiegte Staatsmänner schwerlich zu eigen machen, und ein Mann wie Herr Pichon wird den Vorteil erkennen, wenn Frankreich auf dem Wege der Verständigung einen Ausweg aus den nächsten Unannehmlichkeiten gewinnt, anstatt schon jetzt die Dinge auf die Spitze zu treiben.

In unsrer innern Politik spitzt sich das Interesse immer mehr auf die Frage der Reichsfinanzreform zu, und man darf wohl sagen, daß die Überzeugung, es müsse jetzt einmal ganze Arbeit gemacht werden, in allen Parteilagern immer mehr Boden gewinnt. Auch darin ist sichtlich eine Klärung eingetreten, daß diese wichtige Frage, wenn sie auch von jeder Partei möglichst nach ihren eignen Grundsätzen und Überzeugungen zu lösen versucht wird, doch nicht mit andern Parteiinteressen verquickt werden darf. Die Aufforderung, die eine Zeit lang mehr oder weniger laut in den Vordergrund geschoben wurde, nämlich der Gedanke, die Reichsfinanzreform zum Gegenstand eines politischen Kuhhandels zu machen, wird jetzt nur noch zaghaft verteidigt, wo man erkannt hat, daß die Zukunft des Liberalismus von seiner positiven Mitarbeit an den großen nationalen Aufgaben abhängt. Lebhafter vertreten wird der Gedanke des Kuhhandels nur noch im Lager der liberalen Blockfeinde, die auf dem Parteiprinzip als Selbstzweck bestehn, wie Shylock auf seinem Schein. Freilich sind es Symptome, die einstweilen noch keine sichre Gewähr für das Gelingen des großen Werkes geben. Denn noch ist der Inhalt der Reform nicht der öffentlichen Kritik preisgegeben. Was aber bisher von einzelnen Besteuerungsplänen bekannt geworden ist oder nach der ganzen Sachlage als voraussichtlicher Bestandteil des Reformwerks vermutet werden kann, das ist in der Parteipresse im allgemeinen nach demselben Schema behandelt worden, das wir bei uns zur Genüge kennen. Jeder findet, daß alle Steuerforderungen durchaus notwendig sind, nur gerade die nicht, die den Interessentenkreis treffen, dem er selbst angehört oder nahesteht. Die Gefahr, daß die Reform wieder an denselben Hindernissen scheitern könnte wie früher, ist also noch immer nicht ganz gebannt. Wir sind aber wenigstens darin einen Schritt weiter, daß die einsichtigen Liberalen doch die Notwendigkeit zugeben, daß die stärkere Heranziehung des Massenverbrauchs, soweit er nicht die notwendigen Lebensmittel betrifft, zur Besteuerung mindestens einen Teil der Reichsfinanzreform bildet. Hoffentlich beweist der Reichstag nun auch die nötige Festigkeit gegen den Ansturm der Interessenten, der wie in allen frühern Fällen nicht ausbleiben wird.

In der Sozialdemokratie tobt der heftige Zwist wegen der Budgetbewilligung weiter. Es scheint beinahe, als ob die „Genossen“ kurz vor ihrem Parteitage diese angenehme Motion notwendig brauchen, um die Erwartungen etwas höher zu spannen. Was seit unsrer letzten Besprechung dieser Vorgänge in dem heftig geführten Meinungsstreit zutage gekommen ist, hat uns nicht in der Auffassung zu erschüttern vermocht, daß die bürgerlichen Parteien keine Ursache haben, diesen Zwistigkeiten besondre Bedeutung beizulegen, wenngleich die Führer der Gewerkschaftsbewegung diesmal etwas ernsthafter als sonst davon gesprochen haben, daß der Riß nicht mehr zu verkleistern sei. Das ist eine gelegentliche Äußerung des Unmuts, eine Befürchtung, die sich unter dem Eindruck bestimmter Umstände einmal auf die Lippen einiger Führer gedrängt hat. Man wird es aber nicht wieder soweit kommen lassen wie einst in Dresden. In Nürnberg wird das nötige Öl auf die erregten Wogen gegossen werden; die urteilslosen Massen, die sich nicht von dem Nachdenken über Tatsachen, sondern von der dunkeln Empfindung der Interessensolidarität leiten lassen, werden wieder hinter den alten Führern hertrotten,

die für ihre Paschawirtschaft und Gesinnungstyrannei keine Befürchtungen zu hegen brauchen, und dann werden die Herolde der Partei die unerschütterliche Einigkeit des Proletariats in alle Winde hinausrufen und im Namen dieser Einigkeit die bürgerlichen Propheten verhöhnen, die auf den alten Trick einmal wieder hineingefallen sind. Gewiß sollen wir alle diese Dinge aufmerksam verfolgen und studieren, um in das Wesen dieser Bewegung immer tiefer einzudringen und daraus auf die rechten Abwehrmaßregeln zu kommen, mit deren Hilfe wir die moderne Arbeiterschaft allmählich wieder zu einem organischen Gliede der modernen Gesellschaft machen können. Aber die Illusion, als ob sich die Sozialdemokratie ohne die ernste soziale Arbeit der bürgerlichen Kreise an ihrem eignen Widersinn zugrunde richten würde, könnten wir nachgerade fahren lassen.

Es war diesmal eigentlich nicht unsre Absicht, auf den Fall Schücking noch einmal zurückzukommen, der jetzt nach der politischen Seite hin genügend erschöpft sein dürfte. Aber die Deutsche Tageszeitung ist durch die Besprechung in unserm letzten Reichsspiegel so sehr in Aufregung versetzt worden und hat so lebhaft nach dem Profoß — in Gestalt der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung — gerufen, daß wir doch noch ein paar Worte darüber sagen müssen, um nicht den Anschein zu erwecken, als duckten wir uns wegen schlechten Gewissens. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung soll nach dem Wunsche der Deutschen Tageszeitung bescheinigen, daß unser Artikel eine „Privatarbeit“ war. Aber warum denn andre Leute bemühen? Diese Bescheinigung geben wir gern selber. Es gibt freilich verschiedne Arten von Privatarbeiten, und es kommt dabei auf die Unterlagen der ausgesprochnen Meinung an. Wir brauchen die Prüfung der Unterlagen nicht zu fürchten, auch wenn wir in niemandes Auftrage handeln und uns das Recht der eignen Meinung in jedem Falle vorbehalten. Soviel über den Versuch, uns mit dem gern mißbrauchten Worte „offiziös“ ins Bockshorn zu jagen! Was die Deutsche Tageszeitung vor allem so gewaltig erregt hat, ist unsre Ansicht von dem Wesen der Blockpolitik, und diese immerhin wichtige Frage veranlaßt uns hauptsächlich, auf den Streit einzugehn. Die Entgegnung des genannten Blatts auf diesen Punkt unsrer Ausführungen lautet:

„Die Blockpolitik ist weiter nichts als ein zeitweiliges Zusammenarbeiten der konservativen und liberalen Parteien, um die Fortführung einer nationalen Politik zu gewährleisten. Sie bedeutet durchaus nicht eine Abkehr von den alten Regierungsgrundsätzen, sondern nur eine Abkehr von der bisher innegehaltnen Regierungstaktik. Wer von der Blockpolitik erwartet und ihr zumutet, daß sie mit den alten, bewährten Grundsätzen, die der Grenzbotenschreiber alte, abgewirtschaftete Methoden nennt, brechen solle, der sprengt den Block. Wo in aller Welt ist denn »offiziell verkündet« worden, daß die Blockpolitik bestimmt sei, die Meinungen frei gewähren zu lassen, auch wenn sie sich in einer Form äußern, die zugestandnermaßen für die Regierung als solche und viele Regierungsbeamte in hohem Maße beleidigend ist? Wir haben von einer offiziellen Verkündigung dieser neuen, seltsamen Grundsätze nicht das mindeste gehört. Die Durchführung eines derartigen Grundsatzes würde auch durchaus nicht im Interesse der Staatsautorität liegen, sondern zum Ruine dieser Autorität führen.“

Darauf läßt sich vielerlei erwidern, aber wir wollen uns nicht wiederholen und unnötig ausspinnen, was wir früher oft genug auseinandergesetzt haben. Nur einige Punkte seien hervorgehoben.

Die Deutsche Tageszeitung unterscheidet Regierungs*grundsätze* und Regierungs*taktik* und gibt zu, daß die Blockpolitik in der Tat eine Abkehr von der frühern Taktik bedeutet. Uns aber wirft sie vor, daß wir die alten Grundsätze „alte, ab-

gewirtschaftete Methoden" nennen. Mit Verlaub! Wir haben eben, wie ganz richtig hervorgehoben wird, von „Methoden" gesprochen. Methoden sind aber nicht Grundsätze, sondern eben das, was die Deutsche Tageszeitung „Taktik" nennt. Die Sache stimmt also nicht. Wer einen Gegner so scharf angreift, daß er, wie es im vorliegenden Falle geschieht, von „törichter Auffassung" spricht, sollte vor allen Dingen selbst in der Darlegung der Streitpunkte genauer und klarer sein und deutlicher sagen, was er unter Blockpolitik versteht. Es möge uns also die Frage beantwortet werden, worin der Unterschied der heutigen Regierungstaktik von der frühern besteht, wenn die alte Art der politischen Beamten, sich ausschließlich für konservative Interessen einzusetzen und unbequeme Liberale durch Maßregelungen zu eliminieren, beibehalten werden soll. So naiv wird doch niemand sein, auch nur ein „zeitweiliges" Zusammenarbeiten der konservativen und liberalen Parteien für möglich zu halten, wenn die Regierung die Erwartung, daß sie den kleinlichen und engherzigen Polizeigeist früherer Zeiten gegenüber unbequemen Meinungsäußerungen fallen lassen werde, als einen Bruch mit alten, bewährten Grundsätzen empfinden sollte.

Wir übergehn die Blößen, die sich die Deutsche Tageszeitung in einem andern Teil ihrer Entgegnung gibt, zum Beispiel die längst als unrichtig erwiesne Behauptung, daß der Regierungspräsident nur einer Weisung des Ministers gefolgt sei, ferner, daß es sich um „Beleidigungen" der Regierung und vieler Regierungsbeamten gehandelt habe — gegen ein gerichtliches Einschreiten, wie es sich in solchem Falle gehört hätte, würde niemand etwas einzuwenden gehabt haben —, wir wollen nur noch etwas darüber bemerken, daß die Deutsche Tageszeitung von der Auffassung der Blockpolitik, wie wir sie formuliert haben, noch nie etwas gehört haben will. Deshalb lassen wir hier noch einige Stellen aus der Rede des Reichskanzlers Fürsten Bülow vom 30. November 1907 folgen. Darin hieß es:

„Das Zentrum bleibt zusammen, weil es sich immer wieder auf der mittlern Linie findet, wo auch einander ursprünglich fernstehende Richtungen sich in gemeinsamer Arbeit und Betätigung begegnen können. Die Blockparteien können, wie ich glaube, lange nebeneinander marschieren, wenn sie dasselbe tun." ... „Die Schwierigkeiten bestehen vor allem darin, daß es Parteien nicht leicht fällt, neue Straßen einzuschlagen, alte Wege zu verlassen, alte Traditionen aufzugeben, namentlich wenn es Traditionen des Streites und des Zankes sind, die uns Deutschen nun einmal besonders teuer sind." Im weitern Verlaufe der Rede begründete der Reichskanzler die Einbringung des neuen Vereinsgesetzes unter dem allgemeinen Gesichtspunkt der Blockpolitik: „Es soll die Vereinheitlichung ... des jetzt vielgestaltigen Rechtszustandes herbeigeführt werden unter Beseitigung von polizeilichen Maßnahmen und unbequemen Hemmungen, für die nach meiner Ansicht in der Entwicklung moderner Staaten kein Bedürfnis und kein Raum mehr vorhanden ist." Und dann wiederum an einer andern Stelle: „Die Blockpolitik verlangt auf der einen Seite den Verzicht auf etwaige reaktionäre Anwandlungen, die mit konservativen Prinzipien nichts zu tun haben. Sie verlangt auf der andern Seite das Abkappen jener Blüten des Asphaltliberalismus, die in den Strahlen der sozialdemokratischen Sonne gedeihen, in dieser ungesunden Hitze aber bald verdorren. Ich glaube, daß solche Velleitäten gegenüber den praktischen Aufgaben des Tages nicht standhalten werden, es sei denn, daß alle Lehren der Geschichte vergebens sind, daß die Söhne immer wieder die Fehler und Dummheiten wiederholen müssen, die die Väter begangen haben." ... „Fürst Bismarck sagte mir einmal in einem Gespräch über die konservative Partei ... das geniale Wort: Agrarisch müssen die Konservativen bleiben; den tellurischen

Zug — so drückte sich Fürst Bismarck aus — dürfen die Konservativen nicht aufgeben; im übrigen müssen die Konservativen recht modern sein und weitherzig, wie sie es in England gewesen sind."

So der Reichskanzler in seiner offiziellen Erläuterung der Blockpolitik. Wir überlassen es getrost der Entscheidung jedes denkenden Lesers, der unsre Ausführungen im letzten Reichsspiegel gelesen hat, ob sie von den hier verkündeten Grundsätzen abweichen, und ob ein politischer Beamter in ihrem Sinne handelt, der die Taktlosigkeiten eines unbedeutenden Kommunalbeamten so beurteilt und behandelt, wie es im Fall Schücking geschehn ist.

Ein empfehlenswertes deutsches Wörterbuch.*) Nachdem vier starke Auflagen des Deutschen Wörterbuchs von Fr. L. K. Weigand jahrelang vergriffen und Exemplare der letzten Auflage, die nur ein unveränderter Abdruck der dritten, noch von Weigand selbst besorgten, gewesen, mit Mühe antiquarisch zu dem ungebührlich hohen Preise von 35 Mark zu beschaffen waren, tritt jetzt auf Grund sorgfältigster Vorbereitung eine vollständig umgearbeitete fünfte Auflage in die Öffentlichkeit. Um dem altbewährten Wörterbuch für die Zukunft den Ruf unbedingter Zuverlässigkeit und Mustergiltigkeit zu erhalten, mußten die Ergebnisse der neuern Sprachforschung von berufnen Händen wirklicher Forscher für das Werk verwertet werden. Vor allem mußte das Etymologische, wodurch sich Weigand gleich anfangs vor allen Mitbewerbern hervorgetan hatte, nach den Anforderungen der neuern Wissenschaft erneuert werden. Die Wortforschung hat seit Weigand einen ungeahnten Aufschwung genommen, ebenso die Erforschung der verschiednen deutschen Mundarten, sodaß sich jetzt die Zeitbestimmung des Auftretens der einzelnen Wörter, ihre geographische Verbreitung und ihre Bedeutungsentwicklung viel genauer als früher angeben läßt. Drei Leipziger Sprachforscher, Professor Dr. Karl von Bahder, Dr. Karl Kant und Professor Dr. Hermann Hirt, haben die Neubearbeitung übernommen und erfolgreich fast zu Ende geführt. Die eigentliche Herausgabe ruht auf den starken Schultern von Hermann Hirt. Der Gesamtumfang wird etwa 150 Druckbogen in Großlexikonformat betragen. Das Wörterbuch erscheint in zwölf Lieferungen zu je zwölf Bogen zum Preise von 1,60 Mark, sodaß der Bogen etwa 13 Pfennige, das ganze Werk etwa 19 Mark kostet. Nach den zurzeit vorliegenden beiden ersten Lieferungen verdient das Werk uneingeschränktes Lob und wärmste Empfehlung. Es ist das beste Wörterbuch der deutschen Sprache, das in mäßigem Umfange auf wissenschaftlicher Grundlage nicht nur den Sprachgelehrten, sondern auch jedem höher Gebildeten das Wissenswerte über den Wortschatz des Neuhochdeutschen und seine Geschichte bietet. Was Jakob Grimm vom großen Deutschen Wörterbuch vergebens erhofft hat, läßt sich hier mit leichter Mühe verwirklichen, daß „bei den Leuten die einfache Kost der heimischen Sprache Eingang findet", und daß „das Wörterbuch zum Hausbedarf und mit Verlangen, oft mit Andacht gelesen wird". Auch Frauen können an der Hand des neuen Weigand „ihr unverdorbnes Sprachgefühl üben". Es ist erhebend, aus der Geschichte der einzelnen Wörter zu lernen, wie alle deutschen Stämme mitgearbeitet haben an der Begründung des Kunstwerks der neuhochdeutschen Schriftsprache, in der lange vor der politischen Einheit die geistige erreicht war.

Al. Reifferscheid

*) Deutsches Wörterbuch von Fr. L. K. Weigand. Fünfte Auflage in der neuesten, für Deutschland, Österreich und die Schweiz giltigen amtlichen Rechtschreibung. Nach des Verfassers Tode vollständig neu bearbeitet von Karl von Bahder, Hermann Hirt, Karl Kant. Herausgegeben von Hermann Hirt. 1. und 2. Lieferung. Verlag von Alfred Töpelmann, Gießen 1907/08. Der Subskriptionspreis von etwa 19 Mark für das in 12 Lieferungen von zusammen 150 Bogen vollständige Werk erlischt spätestens mit dem Erscheinen der letzten Lieferung.

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

Nr. 38 Ausgegeben am 17. September 1908

Inhalt

Inhalt	Seite
Unsre Staatsanleihen und die Reichsfinanzreform. Von Paul Mankiewitz	561
Die Hedschasbahn, der Islam und Englands Stellung dazu	567
Zum zwölften internationalen Pressekongreß	581
Verwendung von Strafgefangnen zu Moorkulturarbeiten. Von Wilhelm Speck	584
Jeremias Gotthelf. Von Heinrich Spiero	594
Die Kassuben. Von W. Henkel	599
Oberlehrer Hauk. Roman von Bernt Lie. (Fortsetzung)	605
Maßgebliches und Unmaßgebliches	609

Reichsspiegel. (Zur Reichsfinanzreform. Der Stand der Marokkofrage.) — Koloniale Rundschau (Dernburgs Heimkehr). — Guter Ton im Verkehr der Behörden mit dem Publikum

50 Pf. das Heft.

Fr. Wilh. Grunow Leipzig.

6 Mark. das Viertelj.

J. A. Henckels. Zwillingswerk in Solingen

fabriziert und empfiehlt: Messer und Gabeln für Küche und Haus — Messer für alle Gewerbe und Künste — Hirschfänger u. Jagdmesser — Scheren f. alle Zwecke.

Hauptniederlage: BERLIN W., Leipzigerstraße 118.

Eigene VERKAUFS-Niederlagen: CÖLN a. Rh., Hohestraße 144 — DRESDEN, Wilsdrufferstraße 7 — FRANKFURT a. M., Roßmarkt 15 — HAMBURG, Große Johannisstraße 6 — WIEN I, Kärnthnerstraße 24.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

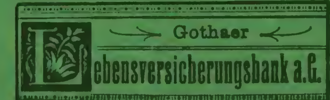
Kranz und Krähen

Neue Gedichte

von

Heinrich Spiero

Broschiert 1,50 Mark
Gebunden 2,50 Mark



Versicherungsbestand Anfang April	900 000 000	Mk.
Bisher ausgezahl. Versicherungssummen	519 000 000	"
Bisher gewährte Dividenden	250 000 000	"

Sehr günstige Versicherungsbedingungen.

Unverfallbarkeit sofort, Unanfechtbarkeit und Weltpolice nach zwei Jahren.

Prospekte und Auskunft kostenfrei durch die Bank in Gotha oder deren Vertreter.

Hermann Meusser, Berlin W. 35 b

Steglitzerstr. 58, Buchhandlung,

ist bestrebt, durch solide, kulante und schnelle Bedienung ihren Kundenkreis zu erweitern. Zur Erleichterung der Anschaffung werden monatliche Teilzahlungen in der Höhe des zehnten Teiles d. Kaufpreises eingeräumt. — Vollständiges Lager. — Allerneueste Auflagen. — Katalog gratis — Portofreie Sendung.

Wir bitten

unsre verehrten Leser bei eintretendem Bedarf um geneigte Berücksichtigung der in den „Grenzboten" inserierenden Firmen unter freundl. ausdrücklicher Bezugnahme auf die Grenzboten.

Die Geschäftsstelle

Flüssige

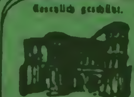
Somatose

Hervorragendst. appetitanregend. u. nervenstärkend.

Kräftigungsmittel.

Erhältlich in Apotheken und Droguerien.

Gesetzlich geschützt.



Trierischer Winzer-Verein A.-G.

TRIER

Vereinigung von Winzer-Genossenschaften und Winzern zum Vertrieb garantiert naturreiner Weine von der Mosel und Saar. Faß- und Flaschenweine von 70 Pfg. an.

Ausführliche Preislisten zu Diensten. — Lieferant vieler Offizier- und Zivil-Kasinos.

Filialen: Berlin SW. 68., Zimmerstraße 29. Leipzig, Löhrsplatz 2.

Unsre Staatsanleihen und die Reichsfinanzreform

Von Paul Mankiewitz, Direktor der Deutschen Bank in Berlin

Die bevorstehende Reichsfinanzreform, die allem Anschein nach das wichtigste Ereignis in der Finanzgeschichte des Deutschen Reiches werden dürfte, hält die Erörterung der Frage wach, wie für die Folge die Ausgabe von Anleihen des Reiches und Preußens zu behandeln und am besten der Markt dieser Anleihen zu schützen wäre. Bei dieser Betrachtung sollen die Anleihen der andern Bundesstaaten nicht berücksichtigt werden, da diese Staaten in der Regel unabhängig von den Maßnahmen des Reiches und Preußens ihre Anleihen ausgeben, während die beiden letzten fast immer gemeinsam den Kapitalmarkt in Anspruch zu nehmen pflegen.

Bei der Tatsache, daß die Kurse der Anleihen keine der Änderung des Geldmarkts entsprechende Gestaltung erfahren haben — sie waren bei der stärksten Anspannung des Marktes verhältnismäßig höher als zur Zeit der gegenwärtigen Geldfülle —, erscheint es zunächst notwendig, festzustellen, wie sich die Kurse der einzelnen Anleihen im Verhältnis zum Reichsbankdiskont und zu der allgemeinen Lage des Geldmarkts entwickelt haben. So war zum Beispiel der Kurs der $3^1/_2$prozentigen, 1907 fälligen Schatzanweisungen am 10. Oktober 1905 100,20 Prozent; der Reichsbankdiskont war damals 5 Prozent, der Privatdiskont $3^3/_4$ Prozent, und die Reichsbank war mit einem Betrage von 268 Millionen Mark Noten in der Steuerpflicht. Zu demselben Zeitpunkt notierten die

$3^1/_2$prozentigen Reichsanleihen	100,75	Prozent und die
3 „ „	89,40	„

Am 10. Oktober 1906 notierten bei einem offiziellen Diskontsatz von 6 Prozent, einem Privatsatz von $4^3/_4$ Prozent und einer steuerpflichtigen Notenausgabe der Reichsbank von 398 Millionen Mark die

$3^1/_2$prozentigen	Schatzscheine . .	$98^3/_4$	Prozent, die
$3^1/_2$ „	Reichsanleihen .	98,10	„ und die
3 „	„ .	86,30	„

Am 10. Oktober 1907 waren bei einem Bankdiskontsatz von $5^1/_2$ Prozent, einem Privatsatz von $4^3/_4$ Prozent und einer steuerpflichtigen Notenausgabe der Reichsbank von 395327000 Mark folgende Kurse zu verzeichnen:

$3^1/_2$prozentige Schatzscheine	. . .	98,80 Prozent,
$3^1/_2$ „ Reichsanleihen	. .	94,40 „
3 „ „	. .	85,40 „

und selbst am 31. Dezember 1907 waren bei einem Reichsbankdiskont von $7^1/_2$ Prozent, einem Privatsatz von $6^1/_4$ Prozent und einer steuerpflichtigen Notenausgabe von 626 Millionen Mark die Kurse der genannten Papiere 98,75 Prozent, 93,60 Prozent, $82^3/_4$ Prozent; seitdem haben wir eine überaus günstige Entwicklung der Geldverhältnisse gehabt; trotzdem stehn gegenwärtig bei einem Reichsbankdiskont von 4 Prozent, einem Privatsatz von $2^7/_8$ Prozent und bei einer steuerfreien Notenreserve der Reichsbank von etwa 180 Millionen Mark (Ausweis vom 31. August)

die 4prozentigen Schatzscheine	. .	99,60 Prozent,
„ $3^1/_2$ „ Anleihen	. . . .	92,10 „

nur die 3prozentigen Anleihen notieren etwas höher als am Schlusse des Vorjahres, nämlich 84 Prozent.

Daraus geht hervor, daß sich die Kursentwicklung unsrer Anleihen den Sätzen des Geldmarkts nicht anpaßt. Am auffälligsten zeigt sich dies bei den vierprozentigen Schatzscheinen mit fünfjähriger Laufzeit; denn während noch im vorigen Jahre bei einem Reichsbankdiskont von $5^1/_2$ Prozent 300 Millionen Mark Schatzscheine sehr bedeutend überzeichnet wurden, ist jetzt bei einem offiziellen Zinssatz von 4 Prozent und einem Privatdiskont von etwa 3 Prozent die Aufnahmefähigkeit für die vier- und fünfjährigen Schatzscheine sehr viel geringer. Der Kurs hält sich auf 99,60 Prozent, während am 12. Juni 1907 bei einem Reichsbankdiskont von $5^1/_2$ Prozent und einem Privatsatz von $4^1/_2$ Prozent ein Höchstkurs von 100,70 Prozent zu verzeichnen war.

Seit dem Tiefstande der Kurse im Anfang dieses Jahres hat sich im allgemeinen eine wesentliche Besserung des Anlagemarkts vollzogen. Deutschland hat durch seine Aufnahmefähigkeit für Staats-, Kommunal- und sonstige Anleihen eine Kapitalkraft gezeigt, die in solcher Stärke nach der außergewöhnlichen Geldkrisis des vorigen Jahres von niemand vorausgesehen werden konnte.

Seit dem 1. Januar 1908 wurden an der Berliner Börse eingeführt:

1. Anleihen des Reiches und der Bundesstaaten im Betrage von	1178000000	Mark
2. Provinzial- und Stadtanleihen im Betrage von .	412254900	„
3. Pfandbriefe inländischer Hypothekenbanken im Betrage von	285000000	„
4. Obligationen industrieller Unternehmungen im Betrage von	215800000	„
zusammen	2091054900	Mark

die zum allergrößten Teile von deutschen Kapitalisten gekauft wurden; denn das Ausland beteiligte sich in Erwägung der zeitweiligen politischen Unsicherheit und aus Furcht vor einer ungünstigen Gestaltung der deutschen Finanzen mit Käufen nur in ganz geringem Maße. Konnte doch jeder aus französischen und englischen Zeitungen sehen, mit welchem Pessimismus man unsre Finanzverhältnisse betrachtete. Bei der Unkenntnis, die im Auslande über deutsche Angelegenheiten verbreitet ist, herrschte in London und Paris in weiten Kreisen das Gefühl vor, als wenn nicht nur der deutsche Handel und die deutsche Industrie, sondern auch das Reich und die Bundesstaaten vor unüberwindlichen Schwierigkeiten stünden.

Hieraus ergibt sich unbedingt die Folgerung: Es ist für die Dauer unmöglich, mit den Anleihemissionen des Reiches und Preußens in gleicher Weise wie in den letzten Jahren vorzugehn, wenn nicht unser Anleihekredit aufs äußerste gefährdet und das Kapital auf lange Zeit vom Kauf deutscher und preußischer Anleihen abgeschreckt werden soll. Aufgabe der Finanzreform wird es darum auch sein, durch eine gesunde Ausgleichung des Budgets fortlaufende Emissionen von Anleihen zur Deckung von Defizits zu verhindern.

Für die verschiednen Reichs- und Staatsverwaltungen wird es ja bei den großen Ansprüchen, die an sie gestellt waren, außerordentlich schwer sein, sich genügend Beschränkungen aufzuerlegen. Auch steht es fest, daß es keine besser fundierten und konsolidierten Anleihen gibt als die des preußischen Staates und des Reichs. Aber die Ansprüche beider (Preußen hat zum Beispiel die großen Bedürfnisse der Eisenbahnen, die in andern Ländern, wie in England und Frankreich, von den Eisenbahnen selbst getragen werden, als eigner Unternehmer zu leisten) müssen nach und nach befriedigt werden. Es ist notwendig, sich der Aufnahmefähigkeit der Märkte und des Kapitals anzupassen. Haben das Reich und der Staat dringende Geldbedürfnisse, so müssen diese meiner Ansicht nach entsprechend den Gepflogenheiten Englands und Frankreichs durch Ausgabe kurzfälliger Schatzwechsel gedeckt werden. Diese kurzfälligen Schatzwechsel, die je nach den Dispositionen der Finanzverwaltungen 3, 6, 9 und 12 Monate laufen, können von den Banken als Wechsel in ihr Portefeuille genommen und sehr wohl nach Bedarf bei Fälligkeit verlängert werden. Frankreich hat eine schwebende Schuld von mehr als 1 Milliarde Franken aus Vorschüssen und Bons du Tresor; England hat zurzeit etwa $14^1/_2$ Millionen Pfund Sterling (rund 290 Millionen Mark) Treasury bills im Umlauf — Anfang 1905 waren es jedoch 28633000 Pfund Sterling — rund 572 Millionen Mark —, die von den Banken der betreffenden Länder gern genommen werden. In England werden diese Bills im Wege des „Tender" ausgegeben, das heißt, es werden Kurs- beziehungsweise Zinsgebote auf die auszugebenden Beträge eingefordert. In Deutschland könnte man es wohl mit einem ähnlichen Vorgehn versuchen, obgleich ich nicht verkenne, daß wir in Deutschland nicht einen derartig großen

offnen Geldmarkt haben wie in London und in Paris, wo außer den Banken mit einer großen Anzahl reicher Privatbankiers und andrer Privatfirmen zu rechnen ist, die sich an dem „Tender“ beteiligen. Meines Wissens sind in Preußen augenblicklich gar keine solchen in Form von Wechseln (also ohne Coupons) ausgestellten Schatzanweisungen im Umlauf. Das Reich, das vorübergehend einmal bis zu 350 Millionen Mark bei der Reichsbank und vielleicht auch noch an andern Stellen begeben hatte, hat gegenwärtig die Reichsbank mit etwa rund 102 Millionen Mark solcher Schatzanweisungen in Anspruch genommen. Mir erscheint es weit richtiger, derartige kurzfällige Schatzwechsel in erhöhtem Maße auszugeben, als den Markt mit Anleihen oder mit verzinslichen Schatzanweisungen von drei-, vier- und fünfjähriger Laufzeit zu überschwemmen.

Es mag ja für die Leiter der Finanzverwaltungen nicht sehr angenehm sein, sich mit Schatzwechseln zu behelfen. Ich sehe aber gar keinen andern Ausweg, wenn nicht die Schädigung des Anleihemarkts in Permanenz erklärt werden soll. Preußen verfügt zurzeit über sehr bedeutende Mittel, die es offenbar durch Rückzahlung der am 1. Oktober fälligen Schatzscheine nicht schwächen will. Diese Politik ist vielleicht auch darauf zurückzuführen, daß für das nächste Jahr mit Sicherheit für Eisenbahnen und zur Bestreitung sonstiger Zwecke mit der Ausgabe eines großen Anleihebetrags zu rechnen ist. Trotzdem hätte man besser getan, zur Deckung der am 1. Oktober fälligen $3^1/_2$prozentigen mit Coupons versehenen Schatzscheine kurzfristige Schatzwechsel auszugeben, anstatt durch das Angebot des Umtausches in neue 4prozentige Schatzanweisungen mit dreijähriger Lauffrist, die sich mit 4,20 Prozent verzinsen, einen neuen Druck auf den Markt der Anleihen und besonders der verzinslichen Schatzanweisungen auszuüben. Denn bei einem Privatdiskont von $2^3/_4$ Prozent ist eine Verzinsung von $4^1/_5$ Prozent für die dreijährigen Schatzanweisungen eine für Preußens finanzielle Stellung überaus ungünstige Erscheinung, insbesondre auch wegen ihrer nachteiligen Rückwirkung auf den Zinsfuß für ländliche und städtische Hypothekenbeleihungen.

Die großen Banken und Bankfirmen Deutschlands können leichter Schatzwechsel mit einer Umlauffrist von 6, 9 und 12 Monaten übernehmen, die ihre Liquidität nicht beeinträchtigen, als sich dauernd mit Anleihen und mehrjährigen Schatzanweisungen belasten, deren Verkäuflichkeit und Absatzfähigkeit in ernsten Zeiten des Geldmarkts, wie wir gesehn haben, überaus begrenzt war. Ich kann keinen Grund dafür einsehen, warum nicht durch die Etatsgesetze des Reiches und Preußens die Beträge von Schatzwechseln, die die Finanzbehörden zur Deckung vorübergehender Bedürfnisse ausgeben dürfen, wesentlich erhöht werden.

Neben der Schonung des Marktes unsrer Anleihen durch nicht zu häufige und zu große Emissionen scheint mir der zweite Hauptfaktor für die bessere

Kursgestaltung darin zu liegen, daß der Börsenmarkt der Anleihen dauernd unter Kontrolle gehalten wird.

In England werden unabhängig von der Ausgabe neuer Anleihen fortgesetzt Käufe von Konsols für den sinking fund (Tilgungsfonds) getätigt; in Frankreich wird der Markt der französischen Renten durch Ankäufe der Sparkassen, die gesetzlich verpflichtet sind, ihre Gelder in französischer Rente anzulegen, dauernd gestützt. In Deutschland und Preußen haben wir außer der Preußischen Staatsbank (Seehandlung) keine Stelle, die bei Angebot im Markt mit ihrer Intervention eingreift, wobei noch zu erwähnen ist, daß auch die Seehandlung nur verhältnismäßig geringe Summen aufzunehmen vermag, um sich nicht mit ihren Mitteln festzulegen.

Um die im Interesse des Marktes überaus notwendige Möglichkeit zu wirkungsvollen Interventionen im gegebnen Moment zu schaffen, scheint mir der einfachste Weg der zu sein, daß die Schuldentilgung nicht wie bisher durch Kompensationen erfolgt, sondern durch wirkliche Ankäufe an der Börse vor sich geht. Nach den gesetzlichen Bestimmungen hat Preußen jährlich mindestens $^3/_5$ vom Hundert der jeweiligen Staatsschulden zu tilgen. Das Reich hat zur Zeit vorhandner Überschüsse in den Jahren 1896 bis 1900 rund 143 Millionen Mark getilgt. Nun betragen unter Zurechnung der in diesem Jahre begebnen Anleihen die Schulden Preußens rund $8^3/_4$ Milliarden Mark, die des Reiches rund $4^1/_4$ Milliarden Mark; $^3/_5$ Prozent Tilgung bedeuten also für Preußen 50 Millionen Mark, für das Reich 25 Millionen Mark, mithin könnten, wenn die Schuldentilgung durch Ankauf im Markte erfolgt, jährlich insgesamt etwa 75 Millionen Mark aufgenommen werden. Geschehn die Ankäufe im richtigen Augenblick, so würde man voraussichtlich durch sie dann schon ein Heruntergehn der Kurse verhindern können.

Noch mehr wäre es wünschenswert, daß man durch die Durchführung der Reichsfinanzreform in die Lage käme, die Tilgung auf mindestens 1 Prozent zu erhöhen; dann würden zur Aufnahme und zur Tilgung von Anleihen durch Rückkäufe im Markte etwa 90 Millionen Mark im Reiche und Preußen zur Verfügung stehn. Gleichviel, ob entsprechende Aufträge an urteilsfähige Privatbanken oder Privatbankiers gegeben werden, oder ob die Reichsbank und die Seehandlung, denen man zu diesem Zweck ein beratendes Komitee aus Leitern von Banken und aus den Kreisen von Privatbankiers zur Seite stellen könnte, die Ankäufe direkt vornehmen, in jedem Falle würde dies dem Markte unsrer Anleihen eine so kräftige Stütze gewähren, daß sich bald eine langsam steigende Kursentwicklung einstellen würde. Unter allen Umständen aber würden scharfe Kursrückgänge ohne jedweden äußern Anlaß, wie wir solche in den letzten Jahren häufig und zumeist als eine Folge des führer- und käuferlosen Marktes zu beobachten Gelegenheit hatten, mit Leichtigkeit vermieden werden können. In England ist der Markt für Konsols so umfangreich, daß in der Regel

An- und Verkäufe von mehreren 100000 Pfund Sterling ohne nennenswerten Einfluß auf den Kurs bleiben. In Paris werden mit einer Kursspannung von nur 5 bis 10 Centimes Millionen von französischen Renten gehandelt. In Berlin hat oft das Angebot von wenigen 100000 Mark genügt, um den Kurs um $^1/_4$ Prozent und mehr zu werfen. Hat man aber, wie oben ausgeführt ist, jährlich zusammen 90 Millionen Mark von Anleihen des Reiches und Preußens nach und nach zu kaufen, so würde man sicherlich ohne Schwierigkeiten den Markt befestigen können.

Je beständiger dann die Kurse bleiben, um so leichter wird man nachher neue Anleihen ausgeben können; denn nichts hat die Kapitalisten und das sparende Publikum mehr zurückgeschreckt, ihre Mittel in unsern Anleihen anzulegen, als die Angst vor dem stetigen Rückgang der Kurse infolge der fortgesetzten Schaffung neuer Emissionen.

Tritt eine Besserung der bisherigen Zustände nicht ein, so ist zu befürchten, daß Inland und Ausland unsern erstklassigen Staatsanleihen gegenüber dauernd Zurückhaltung zeigen werden. Die Unbeliebtheit unsrer Anleihen, die durch die Unbeständigkeit und durch den Rückgang ihrer Kurse hervorgerufen wird, kann, von ganz außergewöhnlichen Verhältnissen abgesehen, nur verhindert werden durch eine stetige Überwachung des Marktes und durch das Eingreifen der kontrollierenden Stelle im richtigen Augenblick.

Für die Gesundung unsers Anleihemarktes ist es von der größten Wichtigkeit, daß bei der bevorstehenden Reichsfinanzreform ein Überschuß für Tilgungszwecke gefunden wird. Irgendwie nennenswerte Verluste infolge dieser, wir wollen den Ausdruck gebrauchen: Amortisationsaufnahmen werden für das Reich und Preußen nicht entstehn, im Gegenteil wird dadurch, daß die Begebung neuer Anleihen auf besserer Grundlage vor sich gehn kann, ein nicht zu unterschätzender Mehrerlös und Ausgleich erreicht werden.

Ich möchte wiederholen: vermehrte und erhöhte Anwendung von Schatzwechseln in der Finanzgebarung des Reiches und Preußens, keine neuen Anleihen zur Deckung unproduktiver Ausgaben, planmäßige, durch das Budget festgelegte Tilgung durch Ankäufe am Markte durch eine die Kursentwicklung ständig überwachende Stelle halte ich für die Erfordernisse, die geeignet sind, den Markt unsrer Anleihen zu beleben und deren Kursstand auf eine Höhe zu bringen, die der politischen und finanziellen Machtstellung und der volkswirtschaftlichen Kraft des Deutschen Reiches und Preußens entspricht.

Die Hedschasbahn, der Islam und Englands Stellung dazu

Am 1. September ist die Eisenbahn von Damaskus bis Medina feierlich eingeweiht worden. Die Weiterführung bis Mekka ist eine Frage der allernächsten Zukunft. Es handelt sich nur um das Wann, nicht um das Ob. Das Zustandekommen der Strecke, die die beiden dem Islam so heiligen Stätten miteinander verbinden soll — übrigens nur 450 Kilometer —, ist unbedingt gesichert. Von Damaskus bis Mudewwere, 572 Kilometer, ist der Betrieb schon im Frühjahr 1906 eröffnet worden. Die 120 Kilometer lange Fortsetzung bis zur Oase Tebuk wurde Ende 1906 dem Betrieb übergeben; am 1. September 1907 weitere 288 Kilometer bis El Ula. Jetzt ist die 320 Kilometer lange Fortsetzung bis Medina in Betrieb gesetzt worden. Es wird keine anderthalb Jahre mehr dauern, bis die fremden Pilger in Damaskus die Hedschasbahn besteigen und sie nach 1750 Kilometer langer Fahrt in Mekka wieder verlassen können. Diese 1750 Kilometer sind nahezu das Doppelte der Strecke Berlin—Basel; diese mißt nur 887 Kilometer.

Obwohl beinahe die Hälfte der Hedschasbahn schon seit Ende 1906 in Betrieb ist, sprechen wir heute von der Eröffnung der Bahn Damaskus—Medina. Denn die Verbindung von Syrien zu Lande nach dem durch Muhammed dem Islam für ewig geheiligten Städten Medina und Mekka ist der Lebensfaden der Gesamtunternehmung. Von allen andern Eisenbahnbauten der Welt unterscheidet sich diese dadurch, daß sie aus religiösen Gaben ohne Berücksichtigung der wirtschaftlichen Rentabilität zustande gekommen ist. Die Hedschasbahn ist die größte Leistung des Islam seit mehr als einem Jahrhundert; sie ist ein Werk, auf das auch höherstehende Kulturvölker stolz sein würden. Wohl kann es sich an Länge nicht messen mit den amerikanischen Pazifikeisenbahnen — diese sind sämtlich in der Hoffnung auf einen bedeutenden Geldgewinn gebaut — noch mit der südsibirischen Eisenbahn — hier kamen zu den für sich wohl unzulänglichen wirtschaftlichen Interessen politisch-strategische hinzu, sodaß die Großmacht Rußland ihren Kredit anstrengte, um die Gelder zu beschaffen. Die genannten Bahnen hatten weite, mehr oder weniger fruchtbare Länder aufzuschließen. Bei der Hedschasbahn fällt dieser Beweggrund so gut wie vollständig weg. Von Fruchtbarkeit kann in der ganzen 1750 Kilometer langen Strecke nur nahe südlich von Damaskus, bei dem vulkanischen Haurangebirge die Rede

sein. Der Hauran aber hatte schon eine Eisenbahnverbindung nach Haifa, auf der er sein Getreide an die See bringen kann. Von allem, was weiter jenseits liegt, ist ein auf Ergiebigkeit des Landes beruhender Verkehr von irgend nennenswertem Umfange schlechterdings nicht zu erwarten. Die Erleichterung der Pilgerfahrt sollte dem Riesenwerke die Daseinsberechtigung schaffen. Den Blick nach Süden gewandt, standen die Gläubigen da und schufen durch fromme Gaben die Eisenbahn.

Für uns Deutsche hat der Bahnbau ein noch höheres Interesse als für andre Völker, weil neben dem türkischen Marschall Kiasim Pascha ein Landsmann von uns, Meißner Pascha, die Bahn gebaut hat, dieser als Oberingenieur. Einem andern Deutschen, Auler Pascha, türkischem Divisionsgeneral und preußischem Oberst a. D., verdanken wir eine ausgezeichnete Beschreibung des ganzen Bahnbaus, seiner technischen, wirtschaftlichen, religiösen und finanziellen Voraussetzungen. Der erste Teil reicht bis August 1906 und ist als Ergänzungsheft Nummer 154 der Petermannschen Mitteilungen, August 1906, erschienen. Den zweiten Teil, abgeschlossen Dezember 1907, bringt das Ergänzungsheft Nummer 161 derselben Zeitschrift, erschienen am 25. Mai 1908. Der Gedanke, die Eisenbahnverbindung zu schaffen, ging von Isset Pascha aus, einem in Damaskus gebornen Manne, der die Leiden und Entbehrungen der von Damaskus zu Lande nach Mekka wallfahrenden Pilger, 5000 bis 6000 an der Zahl, kannte. Die Kosten einer solchen Wandrung waren so hoch, daß sie vielen Anhängern des Propheten die vorgeschriebne Reise unmöglich machten. Auf Isset Paschas Anregung griff der Sultan Abdul Hamid den Plan auf, durch Anrufung der Opferwilligkeit des ganzen Islam das Kapital für den Bahnbau zu gewinnen. Am 1. Mai 1900 erschien das Irade des Sultans zum Beginn des Bahnbaus, und sofort wurde mit den Vorbereitungen begonnen. Einige wenige Staatseinnahmen wurden dem Baufonds überwiesen, im übrigen füllte sich dieser allein durch freiwillige Spenden der ganzen mohammedanischen Welt. Jährlich kamen etwa $7^1/_2$ Millionen Mark zusammen. Bis zum August 1907 hatte man 58 Millionen Mark gesammelt. Nach Bezahlung aller Ausgaben hatte man an diesem Termin noch 12 Millionen Mark verfügbar. Die Sammlungen blieben ferner ertragreich, da man sah, daß wirklich etwas für das Geld geschaffen wurde. Auch machte es großen Eindruck, daß sich keine der vielen in Unterschleifen geübten Hände an diesen heiligen Fonds wagte.

Die Schwierigkeiten des Bahnbaus waren aus vielen Gründen außerordentlich groß. Reißende Ströme und Sümpfe waren allerdings nicht zu überwinden, wohl aber Schluchten zu überbrücken, Flugsandstrecken zu umgehn und Abgründe hinunterzusteigen. Alles und jedes Bahnbaumaterial, liegendes wie rollendes, mußte vom Auslande herbeigeschafft werden; dazu auch die Steinkohlen. Glücklicherweise hatte man die Eisenbahn von der Hafenstadt Beirut nach Damaskus schon zur Verfügung. Je weiter man nach Süden vordrang, desto schwieriger war die Beschaffung des Wassers zur Speisung der Lokomotiven,

zur Tränkung der Menschen und Tiere. Auf weite Strecken hin mußte die Eisenbahn selber für jeden Tropfen Wasser sorgen. Auch Nahrungsmittel waren kaum zu haben. Dafür, daß ab und zu die Beduinen mit Hammelherden kamen, mußte man in den Kauf nehmen, daß diese Wüstensöhne in der Nähe der Baustrecke lauerten, ob sich nicht einzelne Personen von ihren Abteilungen entfernten; geschah dieses, so waren der tödliche Schuß und die nachfolgende Ausplünderung sicher. Die Ausführung des Bahnbaus geschah hauptsächlich durch türkische Eisenbahntruppen, was die Kosten verringerte. Die Mannschaften wohnten dabei in Zeltlagern, die mit dem Fortschritt des Bahnbaus vorgeschoben wurden. Im Legen der Schwellen und Schienen hatten die Truppen allmählich eine solche Fertigkeit, daß sie, nachdem die allerdings weit größern Schwierigkeiten der Bettung überwunden waren, täglich zwei bis drei Kilometer legen konnten. Wenn die Lokomotive hier und da eine der wenigen bewohnten Gegenden erreichte, konnte man erkennen, wie sehr damit die Ehrfurcht vor dem Sultan wuchs, der so etwas fertig gebracht hatte. Staunen und Bewunderung machten sich auf urwüchsige Weise Luft.

Ins Jordantal konnte der Bahnbau nicht hinabsteigen; es hätte zum Toten Meer geführt, das 396 Meter unter dem Meeresspiegel liegt. Man hätte schon gleich wieder hinaufsteigen müssen; die nahe östlich vom Toten Meer gelegne Station Katrana liegt schon 783 Meter über dem Meere. Das wäre ein Aufstieg von 1277 Metern auf eine Strecke von 52 Kilometern Länge gewesen. Von der Gegend weiter südlich geben die Aulerschen Bemerkungen zu den einzelnen Stationen ein ergreifendes Bild. Natürlich hat man immer noch die versprechendsten Punkte gewählt. Bei zwei Stationen, die 40 Kilometer voneinander entfernt liegen, heißt es: „Kein Wasser". Diese trostlosen Worte kennzeichnen manche Station. An andern gibt es Zisternen, die aber noch lange nicht alle Jahre durch einen der seltnen Regengüsse gefüllt werden. Bei Batn-u-Ghul (Bauch des Ungeheuers) heißt es: „Steiler Abstieg an einer schroffen Berglehne. Prachtvolle Aussicht auf wild zerrissene Sandsteingebirge mit auffallend schönen Farbeneffekten. Kein Wasser, auch seit vier Jahren kein Regen."

In alten Zeiten muß das Klima hier nicht so heiß und trocken, die Gegend nicht so trostlos gewesen sein. Man stößt nicht selten auf Ruinen größerer Städte, die jetzt völlig unbewohnt sind und keinen Ersatz gefunden haben. Bei Maan bleibt die Bahn nur zwanzig Kilometer östlich von der alten Nabatäerhauptstadt Petra, deren aus dem Felsen herausgehauene Tempel und Paläste noch heute stehn. Terrainschwierigkeiten erlaubten der Bahn nicht den kleinen Umweg, doch wird sie den Besuch dieser merkwürdigen Stätte sehr erleichtern.

Nach diesen kurzen Mitteilungen wird man leicht ermessen, welche Leistung unter solchen Umständen ein Bahnbau von 1750 Kilometern Länge ist. Der Betrieb ist finanziell später gänzlich auf die Einnahmen aus der Beförderung

der Pilger angewiesen. Deren Zahl dürfte dann allerdings wesentlich größer werden als bisher. In frühern Zeiten war Damaskus immer einer der Hauptsammelpunkte des Nordens für Mekkakarawanen. Aus Kleinasien, Armenien, aus dem nördlichen Persien und Turkestan kamen die Frommen hier zusammen. Nach ihren langen Wandrungen machte auf sie die durch den Antilibanonfluß Barada gebildete Oase von Damaskus einen bezaubernden Eindruck. Der blühende arabische Stil nennt sie die Perle des Orients, die paradiesesduftende, das Gefieder der Paradiesespfauen usw. Jetzt hat die Dampfschiffahrt der Landwandrung viel Abbruch getan. Von allen Häfen Kleinasiens aus gehn Dampfer nach Dschidda am Roten Meer, der Hafenstadt Mekkas, von wo es nur noch 75 Kilometer bis zu dieser vielverehrten Stätte ist. Auch aus Syrien gingen viele Pilger zu Schiff nach Dschidda. Selbst aus Damaskus reisten sie mit der Bahn nach Beirut und von dort zu Schiff nach Dschidda. Da England Herr der See ist, so stand es immer in seinem Belieben, die Pilgerfahrt zu Schiff im Fall eines Konflikts mit dem Sultan zu verhindern. Jetzt wird allen Anhängern des Propheten, die aus Europa, Kleinasien usw. zu seinem Grabe wallfahrten wollen, der Eisenbahnweg offen stehn. Das ist für die Türkei sehr wichtig, auch namentlich für das Ansehn des Sultans von Stambul, der das ermöglicht hat.

Ja man kann nicht bloß von Damaskus aus den Schienenweg benutzen. Schon viel weiter nordwärts beginnt er. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo man ununterbrochene Eisenbahnverbindung von Konstantinopel, vielmehr von dem gegenüberliegenden Haidar Pascha nach Mekka haben wird. Der größte Teil ist schon fertig, ein weiterer Teil ist in Angriff genommen. Die von der Deutschen Bank unternommne Anatolische Eisenbahn ist sowohl für die Bagdadbahn wie für die Hedschasbahn die Einleitung.

Fertig und längst im Betrieb ist die Hauptstrecke der Anatolischen Eisenbahn von Haidar Pascha am Bosporus bis nach dem berühmten Tauruspaß, den alle Völker gewandelt sind, die von Syrien und Mesopotamien nach Kleinasien wollten oder umgekehrt. Von da über Adana, Aintab, Biredschik (wo der Euphrat überbrückt wird) nach Mardin am Südrande des Taurus ist der Bau kürzlich zwischen der Anatolischen Eisenbahn und der türkischen Regierung vereinbart worden; er ist im Gange. Die Weiterführung von Aintab nach Osten ist ein Stück der Bagdadbahn. Nach Süden soll die Verbindung zwischen Aintab und Aleppo hergestellt werden, eine Strecke von etwa hundert Kilometern in der Luftlinie. Von Aleppo nach Damaskus ist die Eisenbahn schon im Betriebe. Sie steigt von Norden zwischen Libanon und Antilibanon in die einst so blühende, dichtbewohnte, noch immer fruchtbare kölesyrische Ebene, auf die der weiße Schneedom des Hermon herabschaut. Hier kommt die sich schon seit längerer Zeit im Betrieb befindende Bahn Beirut—Damaskus von Westen über den Libanon. Bei Rajak mündet die soeben erwähnte Bahn von Aleppo ein. Dann geht es ostwärts über den Antilibanon, an dessen

östlichem Fuße Damaskus liegt. In Damaskus beginnt die schon ihres religiösen Ursprungs wegen von allen andern Bahnen getrennte Hedschasbahn. In ununterbrochner Fahrt trägt sie den Pilger schon jetzt nach Medina (1300 Kilometer). Im Frühjahr 1910 dürfte Mekka erreicht werden, vielleicht noch früher. Denn man hat sich jetzt endgiltig für die westliche der beiden möglichen Routen entschieden, die bei Rabigh das Rote Meer berührt. Nach Rabigh können alle Eisenbahnbaumaterialien zu Schiff gebracht werden. Von hier aus soll zugleich nach beiden Seiten gebaut werden: nordwärts nach Medina, südwärts nach Mekka. Da die Entfernung nur etwa 450 Kilometer beträgt, so ist nach den bisherigen Erfahrungen der Bau in anderthalb Jahren bequem zu vollenden.

Auler Pascha nimmt an, daß die Reise von Konstantinopel nach Mekka in vier und einem halben Tage zurückzulegen sein wird. Er rechnet wie folgt:

	Entfernung	Kilometer die Stunde	Stunden
Konstantinopel—Bulgurlu . .	948	60	15,8
Bulgurlu—Aleppo	510	50	10,2
Aleppo—Rajak	332	60	5,5
Rajak—Damaskus	60	23	3,0
Damaskus—Mekka	1750	23	78,5
	3600 Kilometer		113,0 Stunden

Von dieser Riesenstrecke sind schon rund 2600 Kilometer fertig; der Rest ist teils im Bau, teils beschlossene Sache. Über die nur 100 Kilometer lange Strecke Aintab—Aleppo fehlt die Entscheidung. Doch bleibt nicht der geringste Zweifel an ihrer baldigen Vollendung, da sie meist in fruchtbares Land fällt. Einst stand diese Gegend in außerordentlicher Blüte: wir meinen die Zeit, als das nahe Antiochien eine der reichsten und üppigsten Städte der Welt war. Sodann fehlt noch das Endstück Medina—Mekka.

Auf Kleinasien hat die Anatolische Eisenbahn den denkbar wohltätigsten Einfluß ausgeübt. Das Land wird aus seinem tausendjährigen Schlummer erweckt. Der Arm des Staates wird wieder fühlbar, auch gegen räuberische Paschas und bestechliche Kadis. Bürger und Bauer wagen wieder über ihren unmittelbaren Bedarf hinaus zu produzieren, ohne zu fürchten, daß der Steuerpächter ihnen alles abpreßt, was nicht zur unmittelbarsten Erhaltung des Lebens gehört. Die Seidenzucht kommt immer mehr empor. Die Ausfuhr an Getreide, Vieh, Wolle, Fellen ist im Wachsen. Gleiche Erfolge kann man nicht ohne weiteres von allen Teilen der Bahnverbindung nach Mekka erwarten. Der Hauran (südlich von Damaskus) hat, wie wir erwähnt haben, schon seit 1905 eine Eisenbahnverbindung nach Haifa. In diesem Berglande wird eine Ernte gemacht, deren Wert man auf 68 Millionen Mark schätzt, wovon allein 49 Millionen Mark auf Getreide kommen. Von da ab südwärts passiert die Hedschasbahn das Ostjordanland, das einst in hoher Kultur

stand. Der Aulersche Bericht stellt hier und da anbaufähigen Boden fest; anderwärts aber wieder Wasserversorgung durch Zisternen. Große Hoffnungen werden darauf also nicht zu setzen sein. Was südlich vom Toten Meere liegt, ist, wie wir schon weiter oben an Stichproben dargelegt haben, bis auf vereinzelte Oasen Wüste. Auler gibt in seiner zweiten Arbeit von einzelnen solchen Oasen Abbildungen nach Photographien. Die Palmenwälder, die dort in tiefen Terrainfalten Bodenfeuchtigkeit finden, sehen verführerisch aus. Leider sind ihrer so wenige, daß sie nicht viel verschlagen. Wenn wir sagen: der Rest ist Wüste, so wird der kundige Leser nicht an bloßen Flugsand denken. Völlige Vegetationslosigkeit ist nur strichweise vorhanden. Es fehlt nicht an harten, zähen, entbehrungsfähigen Pflanzen, auch selbst nicht an grünen Flächen. Die Tierwelt ist nicht ganz erstorben. Dem Menschen bietet solche Gegend aber nur dann das Existenzminimum, wenn er Halt an Oasen, wenn auch nur an Zisternenwasser hat.

Was aber außerordentlich schwer ins Gewicht fällt, das ist, daß die Hedschasbahn in Verbindung mit den andern genannten Schienenwegen dem Sultan endlich die Gelegenheit schafft, seine Autorität in Mekka zu kräftigen und rasch durchzugreifen, wenn man sie bestreiten sollte. Wenn er in einer Woche eine ausreichende Truppenmacht hinwerfen kann, unterbleiben aufrührerische Bewegungen schon von selbst. Zwischen Arabern und Türken ist trotz des gemeinsamen Bandes des Islam ein alter Gegensatz. Die Araber fühlen sich als Landsleute des Propheten gleichsam als eine alte Aristokratie. Die Türken sind die Eroberer. Sie sind sicher viel mehr dem europäischen Einfluß ausgesetzt gewesen; sie tragen Hosen nach europäischer Art. Die Einwohner Innerarabiens haben sich der türkischen Herrschaft gänzlich entzogen. Sie haben eine eigne Sekte gebildet, Wechabiten oder Wahabiten. An der Südspitze Arabiens, im „glücklichen Arabien", Jemen, unzweifelhaft dem Saba der Zeitgenossen Salomos, haben die Türken ihre Herrschaft eingebüßt. Die Bewohner dieses fruchtbaren Landstriches stehn seit vielen Jahren in einem gewissen Kriege mit türkischen Truppen, wobei diese jedoch keine Fortschritte machen. Die Araber erfreuen sich der Sympathien der Engländer, deren Besitztum Aden nahe daran grenzt. Den ganzen Süd- und Ostrand Arabiens haben die Engländer schon inne. Als vor einigen Jahren der Sultan, um einen Endpunkt für die Bagdadbahn am Persischen Golf zu gewinnen, die beanspruchte Autorität über den Scheich von Kueit einziehen wollte, hielt England seine Hand über diesen; er sei durch einen Vertrag in ein Schutzverhältnis zu ihm getreten. Ägypten war einst ein in anerkanntem Tributverhältnis zu der Türkei stehendes Land. Jetzt hat der Sultan dort nichts mehr zu sagen.

Könnte er nicht derartiges auch von Mekka befürchten? Allerdings, er ist der Kalif. Aber behält er das Ansehen eines Kalifen, wenn die Priesterschaft von Mekka diese seine Würde bestreitet? Sollte sie von den heiligen

Stätten aus mit Erfolg bestritten werden, so würde es im ganzen Islam heißen: Allah hat dem Sultan vom Bosporus die Herrschaft über die Gläubigen entzogen. Und dann würde seine Autorität überall aufs tiefste erschüttert sein. In der letzten Zeit ist allerdings die Macht des obersten Priesters von Mekka, des Großscherifs, stark zurückgegangen, aber eben weil sich die türkische Macht befestigen konnte. Es liegen immer türkische Truppen hier, denen sich auch die Priester fügen müssen. Der türkische Pascha ist die oberste Gewalt. Für immer verbürgt ist das natürlich nicht. In den Jahrhunderten der osmanischen Herrschaft hat man wiederholt um Mekka kämpfen müssen. Im Jahre 1803 gelang es den Wahabiten, die heilige Stadt zu erobern. Der Sultan mußte die Ägypter zu Hilfe rufen, nun aber blieben diese bis 1841 in Mekka. Erst seitdem ist die Verwaltung des türkischen Paschas unbestritten geblieben. Mit dem Rückgang der osmanischen Macht in Europa könnten auch in Arabien neue Gefahren entstehn.

Zudem hat England seine Beziehungen zur Türkei vollständig verschoben. Vom Ausgang der napoleonischen Kriege bis etwa 1890 war es anerkanntes Evangelium, daß England den Sultan unterstützen müsse, damit nicht der Bosporus und die Dardanellen in die Hände Rußlands kämen, das die ganze Levante in Besitz nehmen zu wollen schien. Noch 1878 war Beaconsfield auf dem Berliner Kongreß nahe daran, es wegen des von Ignatiew abgeschlossenen Präliminarfriedens von S. Stefano zum Kriege mit Rußland kommen zu lassen. Seitdem hat die Londoner Politik die Türkei ganz fallen lassen. Sie steht ihr offenbar übelwollend gegenüber. Wer weiß, ob nicht Kombinationen denkbar sind, die England veranlassen, eine nach Unabhängigkeit ringende Priesterschaft von Mekka gerade so wohlwollend zu behandeln wie die Araber von Jemen. Um so wichtiger wurde deshalb die Erbauung der Mekkabahn für den Sultan. Er mußte sie befördern, um sein Ansehen als Kalif in der ganzen mohammedanischen Welt zu heben; er mußte die Reise der Karawane von Damaskus nach Mekka erleichtern; er mußte sich die Möglichkeit schaffen, auf dem für die englischen Schiffe unerreichbaren Landwege Truppen auszusenden, um sich den Besitz der heiligen Stätten zu sichern.

Es ist Tatsache, daß die englischen Blätter den Bau der Hedschasbahn immer unfreundlich beurteilt haben. Wirtschaftlich ist die Unternehmung sicher sehr angreifbar. Rentieren wird sie sich kaum, wenn man auch das ganze Anlagekapital als fond perdu abschreibt. Die bankerotte Türkei hätte, so sagen englische Blätter, das viele Geld lieber für nützlichere Zwecke ausgeben sollen, an denen leider kein Mangel sei. Für die dem Bahnbau zugrunde liegende religiöse Regung äußern sie keine Empfindung. Die innere Kräftigung der Türkei ist ihnen gleichgiltig, wenn nicht unerwünscht.

Über die Ursachen der Schwenkung Englands in seinen Beziehungen zur Türkei ist viel geschrieben worden. Aufgeklärt scheint uns die Sache noch

keineswegs zu sein. Die Wandlung begann schon längst vor 1890. Ihr erstes markantes Anzeichen war das Wort Gladstones von dem „unaussprechlichen Türken“. Gladstone war in der Opposition. Als Führer der Regierungspartei schloß Beaconsfield noch 1878 den Vertrag ab, durch den die Türkei die Insel Cypern an England verpachtete, wofür dieses die Verpflichtung übernahm, das osmanische Reich unversehrt zu erhalten. Cypern hat niemals eine strategische Bedeutung erlangt. Schon beim Abschluß des Vertrags sagte man, es sei kaum einzusehen, wie diese Insel dazu beitragen könne, Rußland vom Bosporus oder vom Suezkanal fernzuhalten. Eine Befestigung von nennenswerter Bedeutung hat England nicht ausgeführt. Der bedeutsamste Umstand, der seitdem eingetreten ist, ist die Entstehung der englischen Herrschaft in Ägypten und am Suezkanal, die 1904 durch den sogenannten Marokkovertrag auch von Frankreich anerkannt worden ist. Man sagt wohl: Seitdem England selbst Eigentümer des Suezkanals geworden ist, braucht es die Türkei nicht mehr als Prellbock zur Abwehr russischer Eroberungsgelüste. Wir werden sogleich darauf zurückkommen.

Wichtiger ist unstreitig, daß auch Rußland seine Beziehung zur Türkei umgestaltet hat. Viele Jahre hatte es die Auflösung des osmanischen Reiches in kleine christliche Staaten, die notwendigerweise Schutz bei der großen Macht des Nordens suchen mußten, begünstigt. In den Jahren 1876 bis 1878 hatte es einen blutigen Krieg deshalb geführt. Es betrachtete sich wohl als den Erben. Darüber scheint nun die Selbständigmachung Bulgariens durch Stambulow in ausgesprochnem Gegensatz gegen Rußland eine vollständige Änderung hervorgerufen zu haben. Alexander der Dritte wandte sich indigniert von den Bulgaren ab. Ihm eröffnete sich mittlerweile eine viel lockendere Aussicht. Das chinesische Reich schien rettungslosem Verfall überantwortet zu sein. Konnte Rußland zu Lande dorthin kommen, so waren schwerlich die englischen Schiffe in der Lage, eine großartige Ausbreitung des russischen Handels, des russischen Einflusses zu hindern. Der Zar befahl den Bau der südsibirischen Eisenbahn. Wenn erst russische Regimenter mit der Lokomotive bis jenseits des Amur befördert werden konnten, so war ein Widerstand der Mandarinen im Tsung-li-Yamen von Peking gegen russische Wünsche kaum noch zu befürchten. Das war aber ein Ziel, dessen Erreichung den Engländern im höchsten Grade unerwünscht sein mußte. Ihr wichtiger chinesischer Handel stand auf dem Spiel. Damals fürchtete man auch noch die Entwicklung der russischen Seemacht am Stillen Ozean. Wladiwostok war schon stark befestigt, doch stand es unter dem großen Nachteil, daß es ungefähr ein halbes Jahr durch Eis gesperrt war. Nun erschien Rußland am Golf von Petschili. Es erbaute sich einen Handelshafen in Dalny und einen starken Kriegshafen in Port Arthur. Je mehr das hervortrat, desto mehr wurde die englische Politik von diesen Dingen beherrscht. Australien und Westkanada wurden beunruhigt durch die Aussicht, daß eines Tages

russische Kreuzer vor ihren Häfen erscheinen und sie, sofern sie befestigt wären, bombardieren könnten. Namentlich Australien verlangte von England einen bessern Schutz durch eine beständig in jenen Gewässern zu stationierende Flottenabteilung. Darauf ging England selbst unter Chamberlain und Balfour nicht ein. Vielmehr bemühte es sich, Rußlands Aufmerksamkeit von dem fernen Osten abzuziehen und wieder auf die europäische und asiatische Türkei zu lenken. Es unterstützte die griechischen Forderungen, die Unabhängigkeitsbewegung in Kreta. Die Armenier versuchten, auf revolutionärem Wege gewisse Reformen durchzusetzen. Früher hatte sich England immer bemüht, die Russen aus solchen Dingen fernzuhalten; jetzt gab es ihnen unter den Fuß, sich einzumischen, um den Greueltaten der Kurden und der Baschibozuks gegen die Armenier zu steuern. Aber nun wollte Rußland nicht; es wollte sich in der Verfolgung seiner ostasiatischen Pläne nicht stören lassen. Rechte Hand, linke Hand — alles vertauscht.

Wiederum vollzog sich ein vollständiger Umschwung der Dinge. Japan war, ohne daß Europa diesen Umstand genügend gewürdigt hätte, zu einer bedeutenden Militär- und Flottenmacht geworden. Es wollte sich die Entwicklung der russischen Macht am Stillen Ozean, eine Vormundschaft über China nicht gefallen lassen. Es griff zum Schwert und errang einen staunenswerten Sieg. Rußland mußte auf jene ostasiatischen Pläne vollkommen verzichten. Es wurde so schwer getroffen, daß es auf eine gewisse Zeit Zusammenstöße mit andern Großmächten vermeiden mußte. Das war der Augenblick, wo England die Sicherung seiner ägyptischen Erwerbung durchführen konnte.

Mit aller Schärfe trat nun der Mangel an Rücksicht gegen den alten Schützling, die Türkei, hervor. Der Versuch auf Kueit wurde durchkreuzt. Ebenso der türkische Versuch, die Position von Akaba an der Sinaihalbinsel zu verbessern. Die ewig unruhigen Mazedonier fanden an England einen Fürsprecher für ihre Reformforderungen in Konstantinopel.

Man hätte denken sollen, mit der russischen Niederlage im fernen Osten sei für England der Augenblick gekommen, um in seine frühere Schutzstellung am Bosporus wieder einzurücken. Mußte es nicht erwarten, daß Rußland seine Aufmerksamkeit, seine etwaigen expansiven Tendenzen dem vordern Orient wieder zuwenden werde, sobald es sich kräftig genug dafür fühle? Konnte ihm nicht der Gedanke kommen, daß die ehemals so lockenden Aussichten auf Beerbung des kranken Mannes abermals verführerische Wirkungen haben möchten, gewissermaßen als Ersatz für die verlornen Chancen in Ostasien? Unzweifelhaft hat Rußland nichts getan, was einen derartigen Verdacht rechtfertigen könnte. Doch war es früher nicht gerade englische Gewohnheit, bei Rußland Zurückhaltung und guten Willen vorauszusetzen. Auch in dieser Beziehung hat sich die englische Politik geändert. Schon das frühere konservative Ministerium hat versucht, die Sorge um die britischen Interessen in Indien dadurch loszuwerden, daß es mit den Russen ein bindendes Abkommen über

alle Differenzen träfe. Ein solcher Schritt lag ganz auf der Linie des Marokkoabkommens. Die jetzige liberale Regierung übernahm die auswärtige Politik ihrer Vorgängerin und brachte das Abkommen mit Rußland vom Herbst 1907 zum Abschluß. Dieses stellt die Abhängigkeit Tibets nur von chinesischer Oberhoheit fest und schließt russische Erwerbungsbestrebungen aus. Afghanistan erkennt es als einen ausschließlich in die englische Interessensphäre fallenden Tributärstaat an. Für Persien setzt es die Unabhängigkeit und Integrität fest; zugleich überantwortet es den Norden, d. h. weitaus den fruchtbarsten und bestbevölkerten Teil den Russen als Interessensphäre, den ganz überwiegend dürren Südosten den Engländern; die Mitte, die wenigstens im Westen fruchtbares Berggelände hat, bleibt unverteilt. Im britischen Oberhause hat dieses Abkommen von berufnen Urteilern wie dem frühern auswärtigen Minister Lord Lansdowne und dem frühern Vizekönig von Indien, Lord Curzon, die schärfste Kritik erfahren. Aus ihren Reden geht hervor, daß das alte Mißtrauen gegen die meist so gefürchteten Nachbarn im Norden Indiens noch keineswegs geschwunden ist. Sie werfen Sir Edward Grey und seinen Kollegen vor, viel zu viel an englischen Interessen weggeworfen und sich mit russischen Verpflichtungen begnügt zu haben, deren Wert man daraus ermessen könne, daß sie schon ein Dutzend mal übernommen seien.

Uns kommt es weniger auf die Sache an sich an als auf die Rückwirkung des Vertrags auf die Stellungnahme Englands zum Islam. Obgleich, wie man sieht, das Mißtrauen gegen zukünftige russische Pläne noch keineswegs erloschen ist, so ist doch England nicht zu seiner frühern türkenfreundlichen Politik zurückgekehrt. Es hat sich vielmehr zum Führer der Mächte gemacht, die den Klagen der Mazedonier über die Türken Gehör geschenkt haben. Daß im Vaterlande Alexanders des Großen unheilvolle Zustände eingerissen waren, ist sicher. Die Kämpfe der Nationalitäten und der Religionen hatten einen furchtbaren Grad angenommen, sie blieben aber keineswegs auf den Gegensatz zwischen Türken und Christen beschränkt. Vielmehr bekämpften sich Bulgaren, Griechen, Serben, Albanesen untereinander mit Bombenwürfen, Brandstiftung, Raub und Plünderung. Das türkische Militär konnte nicht genügend Ordnung stiften, auch wurde es durch den gänzlichen Mangel an regelmäßiger Besoldung und Verpflegung zu manchen beklagenswerten Bedrückungen und Ausschreitungen veranlaßt. Im englischen Publikum hatten die christlichen Komitees der Mazedonier einen bedeutenden Einfluß, und von hier aus wurde ein Druck auf das liberal-radikale, kirchlich den Nonkonformisten nahestehende Ministerium sowie auf den König ausgeübt. Das Ergebnis dieser zusammenlaufenden Wirkungen spricht sich am schärfsten in der Zusammenkunft des Königs mit dem Zaren in Reval aus. Hier wurde dem Programm für Reformen in Mazedonien die Sanktion erteilt, einem Programm, das der Pforte nicht angenehm sein konnte. Man kann vielleicht, obwohl das noch nicht unbedingt sicher ist, darin den ersten Schritt der Rücklenkung Rußlands in seine frühere

Orientpolitik erkennen. England steht jedoch zu seiner eignen frühern in ausdrücklichem Widerspruch. Es ist noch keineswegs aufgeklärt, wodurch es veranlaßt worden ist, heute wieder die Bahnen Rußlands zu wandeln und gar Rußland zu drängen.

Die beiden an der Revaler Zusammenkunft beteiligten Mächte versuchten gleich nachher, auch Österreich-Ungarn dafür zu gewinnen. Es scheint nicht, daß sie damit Erfolg gehabt haben, denn die Interessen des Donaureiches weisen nicht dahin. Ehe jedoch die Entscheidung fiel, trat die jungtürkische Revolution ein und drängte die vom Auslande kommenden Reformvorschläge ganz in den Hintergrund. Die türkische Armee trat gegen den Sultan auf und verlangte eine Umgestaltung der Staatsverwaltung, eine Verfassung mit Volksvertretung, gleiche Rechte für Moslimen, Christen und Juden. Der Sultan ging auf alles ein, und seitdem ist man eifrig beschäftigt, das schwere Werk durchzuführen. Kein ruhiger Beurteiler kann verkennen, wie viel noch zu seiner Erledigung notwendig ist. Geld ist spärlich vorhanden. Ohne Geld kein Ende der Unterschlagungen und Erpressungen, weil ohne Geld die auskömmliche Besoldung nicht erwirkt werden kann. Ein Parlament mit gleichen Rechten für alle Völker und Religionen ist eine schöne Sache, aber man braucht nur auf Österreich-Ungarn zu blicken, wenn man sehen will, welche Schwierigkeiten auch wieder darin liegen. Dort sollen Moslimen mit Anhängern der griechischen Kirche und solchen des bulgarischen Exarchats zusammenwirken, ferner Türken, Syrer, Araber und Albanesen mit Bulgaren, Serben, Griechen, Armeniern. Damit stehen der Türkei Zeiten in Aussicht, die ihr noch schwer genug werden können.

Wenn also das osmanische Reich die in ihm vereinigten Provinzen zu größerer Wohlfahrt bringen soll, so hat es auf Geduld und Schonung vom Auslande Anspruch, besonders seitdem es selber so freimütig auf Reformen eingegangen ist. Bisher ist nicht erkennbar geworden, daß England darauf eine mehr als vorübergehende Rücksicht nehmen werde. Aufschub hat es freilich als notwendig anerkannt. Seine eignen Reformpläne hat es vorläufig zurückgezogen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, wieder darauf zurückzukommen.

Inzwischen pocht die fortrollende Zeit vernehmlich an die Tore auch des englischen Moslimentums. Dieses ist sehr bedeutend. Man kann rechnen: in Ägypten 3 Millionen, in Cypern, Oman, Aden, Zeila, Sansibar 2 Millionen, in Indien 63 Millionen, zusammen 68 Millionen, ungerechnet das eigentliche Ostafrika, Westafrika, Borneo und andre in der Kultur rückständige Gebiete. Demgegenüber hat der Sultan nur knapp 20 Millionen moslimische Untertanen. Längst vor der jungtürkischen Revolution hat sich Indien mit dem Verlangen gemeldet, auch eine Verfassung und Volksvertretung zu haben. Die Bewegung begann schon vor dem ostasiatischen Kriege, empfing aber durch den Sieg der Japaner einen mächtigen Anstoß. Es machte ein gewaltiges Aufsehen, daß ein asiatisches Volk die Großmacht besiegt hatte, vor der die Engländer den

Indiern immer Furcht gepredigt hatten. Japan hatte russische Heere besiegt, neben denen die europäischen Besatzungstruppen in Indien winzig genug erschienen. Dabei belief sich Japans Volkszahl noch nicht auf den sechsten Teil der Indiens. Die allerdings sehr kleine Zahl der geistig genügend entwickelten Indier, die auf Grund europäischer Universitätsstudien die Weltlage beurteilen können, lieferte viele Elemente, die eine freie Presse, Vereine und dergleichen gründeten und sich mit dem Rufe: „Indien für die Inder“ an die Spitze stellten. Sie wollten ein unabhängiges Land; ferner Ministerien und alle höhern Ämter im Zivil- wie im Kriegsdienst nur mit Indern besetzt sehen. Das Parlament sollte über Einnahmen und Ausgaben entscheiden. Es bedarf keines Nachweises, daß England hierauf nicht eingehn konnte; mit seiner Herrschaft wäre es vorbeigewesen.

Gelegentlich nahm die Bewegung schon einen aufrührerischen Charakter an. Aus Anlaß der Teilung der Provinz Bengalen in eine überwiegend moslimische Osthälfte und eine überwiegend brahmanische Westhälfte brachte die Erbitterung der Hindus hie und da zum Ausbruch. Die Presse wurde ganz rabiat, es erfolgten Bombenattentate und ähnliche Terrorismen. Zugleich zeigten sich die Erscheinungen in Bengalen und im Pendschab. Noch gelang es den Engländern, mit leichter Mühe die einzelnen Ausbrüche niederzuhalten. Die Führer wurden verhaftet, die aufrührerischen Zeitungen unterdrückt. In den letzten Monaten ist mehr Ruhe eingetreten, doch gehn die Europäer in Kalkutta und besonders im Innern nie mehr ohne Revolver über die Straße.

Die mohammedanischen Indier beteiligen sich bis jetzt nicht an diesen Dingen. Ihr Gegensatz gegen die Hindus ist stark. Da sie nur 63 Millionen zählen, die Hindus 207 Millionen, suchen sie als Minderheit Halt an den Engländern. Sie gewähren aber auch den Engländern Stütze. Diese werden so leicht nicht wieder wie 1857 die beiden großen Religionsgemeinschaften zugleich herausfordern. Dennoch haben die Moslimen viel zu klagen. Schon seit Jahren fehlt es nicht an Ausdrücken der Unzufriedenheit darüber, daß England jetzt den Sultan so sehr vernachlässige, anstatt ihm wie früher Stütze zu gewähren. Auf der Versammlung des mohammedanischen Nationalvereins machte ein Redner die wegwerfende Bemerkung, der Sultan habe den indischen Gläubigen nichts mehr zu sagen. Darauf verließ die ganze Gesellschaft demonstrativ den Saal. Auch die mohammedanischen Indier verlangten schon vor der jungtürkischen Revolution eine Volksvertretung für Indien. Es ist nicht anzunehmen, daß sie darin nachlassen, wenn sie sehen, wie in der bisher absolutistischen Türkei der Wunsch, den sie an das konstitutionelle England richten, erfüllt wird. So groß auch die Verdienste der Engländer um Indien sind, so liegen die Forderungen doch zu sehr im Geiste der Zeit, als daß sie übersehen werden könnten.

Laut verlangen schon die Ägypter ihr Parlament. Am Nil hat sich das englische Regiment, so großartig auch seine Wohltaten sind, noch lange nicht

so sehr eingewöhnt und befestigt wie in Indien. Man vergißt nicht, daß man bis vor kurzem nur von der wenig fühlbaren Oberhoheit der Türkei abhängig gewesen ist, und daß man im vorigen Jahrhundert ägyptische Waffen bis an den Taurus getragen hat. Mit den Mahdisten hat gerade die ägyptische Aristokratie lebhaft sympathisiert. Die Gesinnungen, die Arabi Pascha 1881 und 1882 mit den Engländern in Konflikt brachten, sind nicht ausgestorben, trotz Lord Cromers segensreichem Regiment. Arabi brachte schon 1881 die Berufung einer Notabelnkammer zustande; er war das Haupt der Nationalpartei und entrollte als Kriegsminister gar die Fahne mit der Inschrift: „Ägypten für die Ägypter". Es kam zum offnen Kampfe mit den Engländern, wobei allerdings Arabi geschlagen und gefangen genommen wurde.

Jetzt verlangt man auf legalem Wege von den mittlerweile zu anerkannten Herren gewordnen Engländern den Erlaß einer Verfassung. Ägypten sei der bestentwickelte Teil des frühern türkischen Reiches. Nationale und religiöse Unterschiede gebe es dort nicht. Wie könne England den Ägyptern verweigern, was es selber den Mazedoniern habe erstreiten wollen, und was diesen der Großherr so edelmütig bewilligt habe? Die Stellung Englands dazu ist noch nicht deutlich erkennbar. Radikale Stimmen in London erklären freilich schon, daß das Verlangen nicht abzuweisen sei.

Ägypten ist von Jahr zu Jahr von größerer Wichtigkeit für England geworden. Der Suezkanal ist die Hochstraße für den Verkehr zwischen dem Mutterlande einerseits und Indien, Ostasien, Australien, Ostafrika andrerseits. Wenn hier eine Störung einträte, so würde Englands Weltstellung beunruhigt sein, so würde wenigstens eine Revolution in Indien ungleich bessere Aussichten haben, als wenn England fortwährend auf dem kürzesten Wege Kriegsschiffe und Truppen nach Bombay und Kalkutta senden könnte. Man hat oft dargelegt, daß der Schlüssel für die veränderte Haltung Englands zur Türkei darin liege, daß es jetzt Ägypten und den Suezkanal sein eigen nenne. Es brauche nun die Türkei nicht mehr. Das ist schwer einzusehen. Den Fall eines indischen Aufruhrs erwähnten wir schon. Eben so wichtig ist der eines Krieges mit Rußland, der für die nächste Zukunft ausgeschlossen ist, fernerhin jedoch sehr möglich ist. Wenn sich England einem etwaigen Untergange der Türkei gegenüber völlig gleichgiltig verhält, so sagt es damit, daß es sich mit dem Eindringen der Russen in Kleinasien und Syrien recht wohl abfinden könnte. Bedenkt man aber, wie leicht es einem in Syrien stehenden russischen Heere wäre, bis zum Suezkanal und Ägypten vorzudringen, ohne daß England ihm eine genügende Macht entgegensetzen könnte, so will jener Gedanke nicht einleuchtend scheinen. Die Entwicklung des Eisenbahnnetzes in der asiatischen Türkei kann ein solches Vordringen der Russen sehr erleichtern. Man begreift wohl, daß England, wenn es eine antitürkische Politik betreibt, eine starke Abneigung gegen die Entwicklung der Eisenbahnen in Kleinasien und Syrien hat. Aber daß es seine Interessen im Orient und in Indien für gesichert halten kann

ohne die Zwischenstufe der Macht einer soliden türkischen Herrschaft, das ist nicht einleuchtend.

Ein Konflikt mit Rußland und ein Aufstand in Indien können sehr leicht zusammenfallen, nicht nur zeitlich, sondern auch ursächlich. Ist es dann den Gegnern möglich, die Verbindung durch den Suezkanal abzuschneiden, so sinken Englands Chancen merklich. Ein solches Unternehmen kann von Rußland ausgehn, aber auch von empörten Ägyptern, die auf solche Weise ihren kämpfenden Glaubensgenossen in Indien zu Hilfe kommen wollen.

Das Gedeihen der Türkei ist von vielen und teilweise recht heikeln Umständen abhängig. Dazu gehört auf der einen Seite der Gang der jungtürkischen Revolution, oder richtiger muß man jetzt sagen: der jungtürkischen Reformtätigkeit. Die äußere Macht hat die Reformpartei errungen, nun muß sie auch zeigen, wie weit ihre politische Schaffenskraft geht, und ob die Umstände sie begünstigen. Auf der andern Seite gehört die Ausbildung des Eisenbahnwesens dazu, sowohl in der europäischen wie in der asiatischen Türkei. Die Wirksamkeit des erleichterten Verkehrs von Konstantinopel bis Angora, bis Konia und Bulgurlu ist überraschend gewesen; ebenso die der Bahnen in Syrien und Palästina. Jetzt kommt die Hedschasbahn hinzu. Mag aus den geschilderten Gründen ihre wirtschaftliche Bedeutung gering sein, ihre politische und moralische Wirkung dürfte sehr groß sein.

Noch bleibt viel zu tun übrig. Masche muß noch an Masche geheftet werden, ehe das Eisenbahnnetz dicht genug ist, das ganze heutiger Kultur zugängliche Gebiet aufzuschließen. Mag die Entwaldung auch, wie in allen Mittelmeerländern, in der asiatischen Türkei unsäglichen Schaden angerichtet und einst fruchtbares Gelände für immer seiner Ackerkrume beraubt haben, es ist immer noch viel jetzt brachliegendes Kulturland da. Von allen Seeländern her müssen kleinere Eisenbahnen ins Land vorgestoßen werden. Das Küstenland des Schwarzen Meeres hat solche noch gar nicht. Dann muß die Angorabahn bis Erzerum weitergeführt werden. Diarbekir muß eine Bahn haben. Siwas muß über Kaisarie mit Bulgurlu an der Taurusscharte verbunden werden. Vor allem muß die Bagdadbahn weitergeführt werden bis zu dem noch immer an Fruchtbarkeit überquellenden Bagdad, in das zu kanalisierende chaldäische Tiefland, bis an den Persischen Meerbusen. Gesichert ist die Bagdadbahn erst bis Mardin zwischen Euphrat und Tigris. Alle diese Länder können aus totenähnlichem Schlaf erweckt werden.

Durch die Hedschasbahn hat das türkische Volk wieder Selbstvertrauen erlangt. Möge ihm dieses zum Segen gereichen!

Zum zwölften internationalen Pressekongreß

Die enorme Bedeutung der Presse ist in den Grenzboten schon Ende 1905 eingehend gewürdigt worden.*) Die Erkenntnis dieser Bedeutung ist jedoch nicht in allen Kulturstaaten in gleichem Maße durchgedrungen, und selbst bei uns in Deutschland muß die Presse bis auf den heutigen Tag einen heftigen Kampf führen um die noch aus alter Zeit herrührenden Hindernisse, die ihrem Wirken entgegenstehn, aus dem Wege zu räumen. Von größter Bedeutung für die Entwicklung der Presse war es, daß es gelang, im Jahre 1894 eine internationale Vereinigung zustande zu bringen. Durch elf internationale Kongresse, die in den Jahren 1894 bis 1907 in Antwerpen, Bordeaux, Budapest, Stockholm, Lissabon, Rom, Paris, Bern, Wien, Lüttich und Bordeaux abgehalten wurden, gelang es der Presse allmählich, eine gerechte Würdigung ihrer Bedeutung durchzusetzen. Der Erfolg war äußerlich erkennbar an dem wohlwollenden, ja glänzenden Empfang, der den Delegierten in all diesen Städten durch die Kaufmannschaft und besonders auch durch die Behörden zuteil wurde.

Der zwölfte internationale Pressekongreß, der am 21. September in Berlin zusammentritt, bedeutet gegen die vorhergehenden in mehrfacher Beziehung einen ganz bedeutenden Fortschritt. Zum erstenmal seit Bestehen des internationalen Presseverbandes ist eine Einigung der Presse aller politischen Richtungen zu verzeichnen, die ihren Ausdruck dadurch gefunden hat, daß die Chefredakteure und Verleger aller Berliner Blätter dem Ehrenausschuß beigetreten sind. Auch die Staatsregierung hat ihr Interesse dadurch bekundet, daß das gesamte Ministerium, an der Spitze Fürst von Bülow, dem Ehrenausschuß angehört. Der Reichskanzler wird als ganz besondre Ehrung den Kongreßmitgliedern im Garten des Reichskanzlerpalais ein Fest geben. Handel und Industrie haben sich ebenfalls in den Dienst der Sache gestellt.

Dazu kommt, daß die Regierung ihren Willen, die Wünsche und unaufschiebbaren Bedürfnisse der Presse voll zu erfüllen, soeben unzweideutig zum Ausdruck gebracht hat. Der Paragraph 49 des am 1. September veröffentlichten Entwurfs einer Strafprozeßordnung gewährt der Presse die in den Resolutionen der beiden letzten Kongresse erstrebte gesetzliche Anerkennung des Berufsgeheimnisses.

*) Die Grenzboten, 64. Jahrgang, viertes Vierteljahr, S. 634 bis 647, S. 700 bis 714.

Das journalistische Berufsgeheimnis — Punkt II der Tagesordnung —, dessen Bedeutung über den engern Rahmen der reinen Berufsinteressen der Journalisten weit hinausgeht, sichert den Verhandlungen des zwölften Kongresses das Interesse der Allgemeinheit. Es ist in der Tages- und juristischen Fachpresse zur Genüge darauf hingewiesen worden, daß es für die Presse ohne die absolute Wahrung des Redaktionsgeheimnisses unmöglich ist, ihre Aufgaben in vollem Umfange zu lösen. Deshalb stand unter den Berufsgenossen seit langem als oberster Grundsatz fest: Das Berufsgeheimnis der Redaktion ist unverletzlich. Wer diesen Grundsatz verletzt, verletzt nicht nur die Ehre des Journalisten, er schädigt auch die Lebensbedingungen der Presse (zehnter Kongreß, Lüttich 1905). Das Gesetz erkennt jedoch bis heute das Redaktionsgeheimnis nicht an, sodaß die Presse durch die häufige und scharfe Anwendung des Zeugniszwangs schwer zu leiden hatte. Eine Wendung zum Bessern war eingetreten, als der Reichskanzler in einem Schreiben vom 9. Dezember 1907 die Bundesregierungen ersuchte, die Anwendung des Zeugniszwanges einzuschränken, um weitere Mißgriffe zu vermeiden, und zugleich wirksame gesetzliche Abhilfe bei Gelegenheit der Strafprozeßreform in Aussicht stellte. Jetzt bringt der Paragraph 49 der Strafprozeßordnung die Erfüllung der Wünsche, denn es ist nicht zu erwarten, daß dieser Paragraph im Reichstag eine Abschwächung erfahren wird. Der Entwurf gibt den Redakteuren, Verlegern und Druckern einer periodischen Druckschrift sowie dem technischen Hilfspersonal das Recht, die Auskunft über die Person des Verfassers oder Einsenders eines darin enthaltnen Artikels strafbaren Inhalts zu verweigern. Das Recht der Zeugnisverweigerung wird jedoch an eine doppelte Voraussetzung geknüpft. Erstens darf kein Hindernis bestehn, die Bestrafung eines Redakteurs wegen des Inhalts des Artikels auf Grund des Paragraphen 20 des Preßgesetzes herbeizuführen, und ferner darf der Inhalt des Artikels nicht den Tatbestand eines Verbrechens begründen.

Die übrigen Punkte der Tagesordnung betreffen vornehmlich Fragen des engern Berufsinteresses. So sind z. B. auch die Journalisten der modernen Bewegung, die allenthalben die Errichtung von Standesgerichten erstrebt, nicht fern geblieben; der Kongreß wird sich mit der Ausgestaltung dieser Gerichte befassen. Ferner wird der Kongreß die Herabsetzung der Telegraphen- und Posttarife für die Presse erörtern. Er wird von neuem die Forderung aufstellen, daß sich die gesetzgebenden Körperschaften der einzelnen Länder über alles, was die Übersetzungsrechte und die Verfolgung im Auslande betrifft, ins Einvernehmen setzen, um so die in den Ländern geforderten Formalitäten zu vereinfachen, und wird ferner fordern, daß der Mißbrauch des fliegenden Gerichtsstandes beseitigt wird. Dieser Gerichtsstand gestattet die Verfolgung von Pressevergehen vor jedem Gerichtshofe, in dessen Bereich der inkriminierte Artikel gelangt ist, ein Zustand, der zu unerträglichen Verhältnissen führen mußte. Es ist ein durchaus billiges Verlangen,

daß der Gerichtsstand für Preßvergehen durch den Ort bestimmt wird, an dem eine Druckschrift herausgegeben wird. Solange ein derartiger Gerichtsstand durch eine internationale Übereinkunft noch nicht gesichert ist, soll der Angeklagte wenigstens das Recht haben, sich durch einen Bevollmächtigten vertreten zu lassen.

Von allgemeinem Interesse ist schließlich noch das große soziale Werk, das die Presse durchzusetzen hofft: eine internationale Alters- und Invaliditätsversicherung der Journalisten. Zunächst sollen in allen Staaten nationale Versicherungsinstitute errichtet werden etwa nach dem Beispiele der seit 1893 in Deutschland bestehenden „Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller“; später sollen diese zu einem internationalen Institut vereinigt werden.

Die Ausführbarkeit dieses großartigen Gedankens ist nur möglich, wenn zuvor eine internationale Regelung der Hauptgrundsätze des Versicherungsrechts erfolgt. Fast scheint es vermessen oder doch voreilig, schon jetzt auf diesem Gebiete eine internationale Rechtseinheit zu erstreben, während Deutschland noch damit beschäftigt ist, für den Privatversicherungsvertrag die rechten Normen zu finden, und andre Länder noch viel weiter in der Rechtsentwicklung zurückgeblieben sind.

Doch es ist nicht voreilig. Die Presse tut recht daran, mit Energie das Ziel im Auge zu behalten; die große soziale Institution drängt nach Vollendung und ist zu modern, als daß sie sich nicht schließlich doch durchsetzen könnte. Haben wir doch auch ein Analogon auf dem Gebiete des Handelsrechts. Kaum ist das deutsche Scheckgesetz in Kraft getreten, da sind auch schon die berufnen Vertreter von Handel und Industrie damit beschäftigt, ein internationales Scheckrecht vorzubereiten.

Kein früherer Kongreß hatte ein ähnlich reiches Arbeitsprogramm zu erledigen wie der diesjährige, und auch der äußere Verlauf des zwölften Kongresses wird ein überaus würdiger, glänzender sein dank der hervorragenden organisatorischen Begabung und dem unermüdlichen Eifer des Vorsitzenden des Arbeitsausschusses, des Chefredakteurs Schweitzer. Zunächst ist der Arbeitsraum im Gegensatz zu frühern Kongressen durchaus würdig: sämtliche Räume des Reichstagsgebäudes stehn dem Kongreß zur Verfügung. Daselbst findet am 21. September abends Empfang statt und am 22. die Eröffnung des Kongresses mit anschließender Arbeitssitzung. Am Nachmittag gibt der Reichskanzler das erwähnte Gartenfest, worauf am Abend die Stadt Berlin zu Ehren der Gäste im Rathause ein Bankett veranstaltet. Am nächsten Tage findet eine Automobilfahrt durch Berlin statt, und zwar nicht, wie üblich, nur durch die Hauptverkehrs- und Prunkstraßen, sondern auch durch die Geschäfts- und Arbeiterviertel, im Norden bis Pankow, Humboldthain, Friedrichshain, im Süden bis zum Kreuzberg. Darauf Festoper: „Sardanapal“. Am 24. gibt die Presse den Gästen ein Festmahl; am folgenden Tage, an dem keine Arbeits-

sitzung stattfindet, fahren die Teilnehmer des Kongresses im Automobil die Döberitzer Heerstraße entlang nach Potsdam, wo sie von der Stadt zum Frühstück geladen sind. Am Sonnabend den 26. September findet, nachdem mittags ein Frühstück im Zoologischen Garten eingenommen worden ist, am Nachmittag eine Festsitzung in der Handelshochschule statt, darauf in den Sälen der Börse ein von den Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin veranstaltetes Bankett. Am Sonntag, den 27., führt ein Sonderzug die Gäste nach Frankfurt a. M. und Wiesbaden, wo ihnen durch die Presse und die städtischen Behörden ein festlicher Empfang bereitet werden wird.

Es ist ein recht glücklicher Gedanke der Festleitung, daß diese Sonderfahrt auf einige Stunden unterbrochen werden soll, um den Ausländern unsre Dichterwerkstatt Weimar zu zeigen. Die dortigen Behörden haben sich bereitwilligst in den Dienst der Sache gestellt, sodaß der Weimarer Aufenthalt mit die interessantesten, anregendsten Stunden bringen dürfte.

So ist durch eine überaus geschickte Festleitung dafür gesorgt worden, daß der Kongreß in jeder Beziehung bis hinab zu den kleinsten Einzelheiten der Ausstattung vornehm und würdig verlaufen wird. Wir wünschen, daß auch die Arbeitssitzungen ein recht fruchtbares Resultat haben und die Journalisten ihren hohen Zielen ein gut Stück näher bringen möchten.

Verwendung von Strafgefangnen zu Moorkulturarbeiten

Von Wilhelm Speck

Vor mir liegen zwei Aufsätze, die sich beide mit dem heutigen Strafvollzug beschäftigen und ihn beide verurteilen. Die Gründe, auf die sie ihr Urteil stützen, weichen aber sehr voneinander ab. Der eine hält dem Strafvollzug vor, er bediene sich viel zu milder und schwächlicher Mittel, er führe den ernsten Kampf gegen das Verbrechen wie eine harmlose Manöverübung, und statt dem Rechtsbrecher, wie er es verdiene, ein Übel zuzufügen, umgebe er ihn mit Wohltaten. Und der andre Ankläger hält dem Strafvollzug vor, er arbeite mit viel zu harten und grausamen Mitteln, er hebe den gefallnen Menschen nicht, wie es seine Pflicht sei, barmherzig wieder auf, sondern richte ihn mit roher Gewalt vollends zugrunde.

Wenn die Ausgänge der beiden Beurteiler auch verschieden sind, so haben sie dennoch etwas gemeinsam: sie wenden sich beide gegen die erziehliche

Richtung im Strafvollzug. Dem einen, der noch mit beiden Füßen auf altkriminalistischem Boden steht, schwebt bei dem Worte „Erziehung" sogleich das Bild einer höhern Lehranstalt vor Augen, er denkt auch wohl an allerlei amerikanische Einrichtungen, wie die Anstaltszeitung, Gefangnenvereinigungen, an Sport und Vergnügungen, und er warnt energisch davor, die Strafe mit andern, an und für sich gewiß nützlichen, hier aber unangebrachten Nebensachen zu verderben.

Der andre Beurteiler würde dagegen alles, was das Gefangnenleben freundlicher, leichter, hoffnungsvoller gestaltete, aufs freudigste begrüßen. Man muß ihm auch zugestehn, daß es ihm nicht lediglich um Erleichterungen der Strafe zu tun ist, sondern darum, daß die Strafe zu wirklich erzieherischen Wirkungen gebracht wird. Ihm ist es aber viel zu wenig, was geschieht, und das wenige, was er etwa anerkennen muß, scheint ihm wieder durch den niederdrückenden Zwang der Gefangnenbehandlung illusorisch gemacht zu werden. Er schwärmt für eine auf jeden Zwang verzichtende Erziehungsmethode, und vor allem empört er sich gegen die über den Gefangnen verhängte Absperrung, die er zugleich verabscheuungswürdig und unsinnig nennt.

So verschieden spiegelt sich im Auge dieselbe Welt! Wäre die Sache nur von einem Standpunkt aus zu betrachten, so könnte man wohl, wenn sich das menschliche Gefühl nicht doch schließlich störend einmischte, den Strafvollzug zu einem fortdauernden Übel gestalten, oder man könnte auch dem andern Ratgeber folgen und nach der Dichterweisheit verfahren: Nur jenen ist das Leben schön und teuer, die frank und ungefesselt mit ihm scherzen.

In dem preußischen Gefängniswesen des Ministeriums des Innern ist von Anfang an die erziehliche Aufgabe dem Vergeltungs- und Abschreckungszweck vorangestellt worden. Die leitenden Persönlichkeiten haben sich aber vor Extremen nach beiden Seiten hin sorgfältig gehütet und den Strafvollzug von vornherein auf einen Mittelweg gewiesen, der der strafenden Gerechtigkeit gibt, was ihr gebührt, aber auch der Erziehungspflicht so viel Raum verstattet, als sie für ihre Zwecke unbedingt beanspruchen muß. Von dieser doppelten Begrenzung her empfängt nun wie die ganze Gefangnenbehandlung so auch das Arbeitswesen in den Gefangnenanstalten sein besondres Gepräge. Verworfen wird die früher geübte Methode, die Arbeit dem Gefangnen zu einer Pein zu machen und gleicherweise die einseitige Ausnützung der Kraft des Gefangnen für die ökonomischen Interessen des Landes. Andrerseits aber wird daran festgehalten, daß die Freiheitsstrafe eine unerbittliche Beschränkung der Freiheit enthalten müsse, und daß der Staat das Recht und die Pflicht habe, bei den Gefangnen die Gewohnheit regelmäßiger Arbeit hervorzubringen oder zu erhalten, um sie so in den Stand zu setzen, nach wiedererlangter Freiheit in sittlicher und wirtschaftlicher Hinsicht neue Kraft zu entfalten und auf redliche Weise durch Arbeit, Sparsamkeit und strenge Ordnung der Lebenshaltung für die einfachen Bedürfnisse des menschlichen Daseins zu sorgen.

Ich habe zu meinem Thema so weit ausgeholt, weil mir daran liegt, daß das bedeutsame von dem preußischen Ministerium des Innern unternommne Kulturwerk, worüber ich berichten will, sogleich im Zusammenhang mit den übrigen in dieser Verwaltung befolgten Grundsätzen beurteilt werde. Es gibt kaum eine Möglichkeit, die Beschäftigung der Gefangnen in gleichem Grade sowohl für ihre eignen Interessen wie für die Interessen des Landes nutzbar zu machen, als die Verwendung der Gefangnen zu Landeskulturarbeiten. Infolgedessen hat das Ministerium angeordnet, daß die Gefangnen in möglichst großer Zahl, soweit es ohne Schädigung der Zwecke des Strafvollzugs geschehen könne, mit diesen Arbeiten zu beschäftigen seien. Die Zahl der hierzu verwandten Gefangnen beträgt dementsprechend schon jetzt etwa 1700. Sie arbeiten an der Kurischen Nehrung und befestigen dort Wanderdünen, um gefährdete Dörfer zu schützen, dasselbe geschieht von ihnen auf der Frischen Nehrung und auf der Halbinsel Hela. In Schlesien werden sie zu Flußregulierungen angestellt, um Hochwasserschäden zu beseitigen und zugleich neuen Verwüstungen vorzubeugen. Im Regierungsbezirk Lüneburg haben sie verwilderte Elbsande in fruchtbares Wiesenland umgewandelt, im Regierungsbezirk Osnabrück eine große Entwässerungsanlage geschaffen, an der Mosel, Saar und Nahe auf Unland Weinberge angelegt. Und so wäre noch manches andre zu erwähnen, was durch ihre Kräfte zum Vorteil des Landes geleistet worden ist. Ich habe jedoch vor allem ihres Anteils an dem Werk der Moorkultur zu gedenken.

Das Ministerium des Innern gibt über dieses Werk Auskunft in seiner alljährlich erscheinenden Gefängnisstatistik sowie in einer Anlage dazu, die sich mit der Verwendung von Gefangnen zur Kultivierung von Moor- und Heideland besonders befaßt. Vorzüglich orientiert dann noch über das Unternehmen eine von dem Dezernenten des Gefängniswesens der Verwaltung des Innern Dr. jur. Krohne verfaßte Festschrift über die Entwicklung der Moorkultur, auf deren Ausführungen ich im folgenden ganz besonders Bezug nehmen werde.

Der Gedanke, Gefangne in solcher Weise zu beschäftigen, ist nicht mehr ganz neu. Der erste Versuch damit ist in Oldenburg gemacht worden, und zwar von dem Direktor der Strafanstalt Vechta, Hoyer, der im Jahre 1862 auf einem der Anstalt nahegelegnen Moore Dammkulturen ausführen ließ. Seine Nachfolger Langreuther und Dr. Krohne haben das Werk fortgesetzt. Diese Arbeiten sollten ursprünglich der planmäßigen Durchführung des sogenannten irischen Strafvollzugssystems dienen, das darauf beruht, daß der Strafgefangne den ersten Teil seiner Strafe in Einzelhaft verbüßt, den zweiten in gemeinsamer Haft, den dritten in einem Übergangshaus, worin er in halber Freiheit mit landwirtschaftlichen Arbeiten wieder an die Arbeit des freien Lebens und an die Freiheit überhaupt gewöhnt werden soll. Die Arbeiten bei Vechta werden auch heute noch, wenn auch in beschränktem Umfange, fortgesetzt, die Verbindung mit den Absichten des irischen Systems ist jedoch aufgegeben

worden, da sich dieses System, das eine Mindestdauer der Zuchthausstrafe von fünf Jahren voraussetzt, wenig für deutsche Verhältnisse eignet.

Ein zweiter Versuch, Strafvollzug und Moorkultur in Verbindung zu bringen, ist 1891 im Kanton Bern gemacht worden. Es handelt sich um ein Gebiet zwischen den Neuenburger, Bieler und Murtener Seen, das seit Jahrhunderten häufig überschwemmt und verwüstet worden war. Bern unternahm in Vereinigung mit den andern beteiligten Kantonen zunächst ein Entwässerungsprojekt, das auch mit einem Kostenaufwand von 18 Millionen Franken ausgeführt worden ist. Hiernach bildete sich eine landwirtschaftliche Gesellschaft, die das Moorland mit freien Arbeitern für die Kultur wiederzugewinnen strebte. Die Unkosten waren aber zu bedeutend, und das Werk mußte wieder eingestellt werden. Nun dachte Bern daran, die billigern Gefangnenkräfte für diese Arbeit zu verwenden. Es wurde ein Gefängnis mit hundert Einzelzellen im Moorgebiet errichtet und für die Leitung ein tüchtiger Landwirt gewonnen, der sich seiner Aufgabe auch in glänzender Weise entledigte. Bei der Übernahme kostete das Hektar Land 1000 Franken, jetzt hat es einen Wert von 3000 Franken. Nach Beendigung der Kulturarbeiten soll der größere Teil des Landes als kleinbäuerliche Stellen verpachtet oder verkauft, der Rest aber mit Gefangnen weiter bewirtschaftet werden.

Die preußische Gefängnisverwaltung des Ministeriums des Innern hat dann im Jahre 1894 begonnen, die Gefangnen in größerm Umfange zur Moorarbeit heranzuziehen. Der Dezernent dieser Verwaltung, der schon von seiner Tätigkeit in Vechta her für diese Arbeiten Interesse und Erfahrung mitbrachte, unternahm es, den oldenburgischen Versuch ins große zu übersetzen. Wie eine rein zahlenmäßige Übersicht erweisen wird, ist dies schon jetzt in recht beträchtlichem Umfange geschehen, und wenn man einmal Dr. Krohnes Verdienste um die Neugestaltung des Strafvollzugs und um die planmäßige Durchführung der von König Friedrich Wilhelm dem Vierten inspirierten Grundsätze einer Gefängnisreform im ganzen überschauen und würdigen wird, dann wird man auch dieses weit ausblickenden Unternehmens zu gedenken haben, als eines bedeutsamen Versuchs, die Kräfte der Gefangnen zur Leistung einer großen, gemeinnützigen Aufgabe zu verwenden und durch die Arbeit von unsozialen Elementen des Volkes Raum und Boden für die dem Staatswesen wertvollen Elemente zu gewinnen.

In Ostpreußen ist das 3000 Hektar große Augstumalmoor in Angriff genommen worden. Ferner wird ein Teil des Moorbruchs bei Karlsrode und das Rupkalwer Moor, 1800 Hektar groß, ausgebaut. Im Augstumalmoor sind 352 Kolonate projektiert, von denen 27 und die Moorvogtei schon fertiggestellt worden sind. In Karlsrode sind 62 Kolonate projektiert, von denen 35 fertig geworden sind. In der Provinz Hannover wurde das Marcardmoor, 2090 Hektar groß, und das Kehdinger Moor, 1029 Hektar groß, in Bebauung genommen. Die Zahl der projektierten Kolonate beträgt in den beiden Mooren zusammen

210, von denen als Pachtgüter 45, als Rentengüter 19 zu Ansiedlungszwecken für die Generalkommission fertiggestellt sind. Dazu noch Pfarre, Schule, Gemeindehaus und Moorvogtei.

In der Provinz Schleswig-Holstein kultivieren Strafgefangne für eigne Rechnung der Gefängnisverwaltung das 210 Hektar große Bargstedter Moor und das 451 Hektar große Reitmoor. Die Anstalt Rendsburg stellt die Gefangnen und Beamten, trägt die Kosten und empfängt die Einnahmen, es ist ihr für diese Arbeit ein moortechnischer und bauverständiger Beamter beigegeben. Die Zahl der hier projektierten Kolonate beträgt 41, von denen 19 fertiggestellt und 15 auch schon vergeben sind.

In der Eifel, dem Schmerzenskinde des preußischen Staates, hat die Gefängnisverwaltung 84 Hektar Ödland im Platten Venn, dem höchstgelegnen Teile des Gebirges, das als unkultivierbar galt, in Wiesen und Weiden verwandelt, um der mutlosen Bevölkerung zu zeigen, welche landwirtschaftlichen Schätze noch in ihrem verachteten Boden stecken. Von den sechs projektierten Kolonaten sind schon drei vergeben, die Kolonisten gedeihen wirtschaftlich, und ihr Beispiel hat eine solche Nachfrage nach neuen Kolonaten geweckt, daß die Gefängnisverwaltung nicht imstande ist, sie zu befriedigen.

Zur Belehrung über den Gang dieser Kulturarbeiten möge ein Abschnitt aus der Krohnischen Schrift folgen: „Da die Moore weitab von den Strafanstalten gelegen sind, muß zunächst ein Unterkunftsraum für die Gefangnen geschaffen werden. Das geschieht in der Weise, daß im Frühjahr durch freie Arbeiter eine einfache Holzbaracke errichtet wird, in welcher etwa dreißig Gefangne mit den erforderlichen Aufsichtsbeamten untergebracht werden können. Dann wird sofort mit dem Bau eines Kolonistenhauses begonnen, das bis zum Herbst fertiggestellt sein muß. Das Haus wird nach Landesbrauch so gebaut, daß die Wohnräume mit den Wirtschaftsräumen (Stall, Scheune) unter einem Dach liegen, damit die sichre Aufsicht über die Gefangnen erleichtert wird. Die Wohnräume werden zum Aufenthalt für die Beamten, die Wirtschaftsräume zur Unterkunft für die Gefangnen eingerichtet, beide derart, daß es nur geringer baulicher Veränderungen bedarf, um nach Abzug der Gefangnen als Haus einem Kolonisten zur landwirtschaftlichen Nutzung zu dienen. Nach Fertigstellung des Hauses siedeln die Gefangnen dahin über; die Baracke wird zum Unterbringen von Vorräten und Arbeitsgerät benutzt und ist dem später einziehenden Kolonisten eine willkommne Zugabe als Wirtschaftsgebäude. Diese Art der Gefangnenunterkunft wird gewählt, da sie das Siedlungswerk mit den geringsten Kosten belastet. Der Bau eines Gefängnisses lohnt sich für die Dauer der Arbeit, welche etwa zehn bis fünfzehn Jahre beträgt, nicht. Eine feste Baracke würde ungefähr ebensoviel kosten wie ein Kolonistenhaus und später wertlos sein, während das Haus bei sorgfältiger Behandlung und Instandhaltung, wie sie bei der Gefängnisverwaltung üblich sind, seinen Wert behält. Das zum Hause gehörige Land des Kolonats

wird von den Gefangnen benutzt, um darauf den Bedarf an Kartoffeln und Gemüsen für die Gefangnenabteilung zu bauen. Etwaiger Überschuß wird verkauft. Je nach dem Umfange der Arbeit wird die Abteilung bis auf sechzig Arbeiter verstärkt, die Leitung führt ein Gefängnisoberbeamter, der so ausgewählt wird, daß landwirtschaftliche Arbeiten ihm nicht fremd sind, die technische Leitung hat ein Moorsachverständiger — Moorvogt. Sobald das Moor hinreichend entwässert ist, wird mit der landwirtschaftlichen Bearbeitung des Landes begonnen, und zwar möglichst auf einer großen Anzahl von Kolonaten gleichzeitig. Zunächst werden die Hausplätze eingeebnet, Schutzstreifen mit Bäumen bepflanzt, die Hausgärten eingerichtet; alsdann sobald als möglich Wiesen und Weiden angelegt, um dem anziehenden Kolonisten eine ausreichende Viehhaltung und selbstgewonnenen Dünger zu sichern, damit er die Ausgaben für Kunstdünger herabmindern kann.

Ist etwa ein Drittel bis zur Hälfte des Landes in Kultur gesetzt, so wird das Haus errichtet; dabei werden der Landesbrauch und die Wünsche der Kolonisten — namentlich der Frau —, soweit sie verständig sind, auf das weitgehendste berücksichtigt. Der Bau wird durch Gefangne ausgeführt, unter Leitung eines bauverständigen Werkmeisters der Anstalt. Hauptaufgabe ist, die Baulichkeiten solide, praktisch und doch mit möglichst geringen Kosten herzustellen, damit der Kolonist nicht eine zu große Baulast zu tragen hat. Der Preis des Hauses nebst Nebenanlagen beläuft sich für das einfache Kolonat zwischen 5000 und 6000 Mark. Verfügt der Kolonist über größere Mittel, wünscht er geräumigere Wohn- und Stallräume, oder übernimmt er ein Doppelkolonat, so stellen sich die Baukosten entsprechend höher. Wie die Baukosten müssen auch die Kulturkosten möglichst herabgemindert werden. Das in der Siedlung angelegte Kapital darf nur so viel betragen, daß der Kolonist bei sachkundiger, sparsamer Wirtschaft nicht nur die Pacht oder Rente bequem herausarbeiten kann, sondern auch mit seiner Familie ein gutes Auskommen hat und wirtschaftlich erstarkt."

Es würde mir lieb gewesen sein, hätte ich die Moorwelt aus eigner Anschauung malen können, eine endlose, dem menschlichen Fuß verschlossene und der menschlichen Arbeit unzugängliche Welt, und nach diesem Bilde dann das Bild jener Menschen, in deren Dasein auch soviel versunken und verloren gegangen ist, die aber nun in die verschlossene Welt eindringen und sie Fuß für Fuß wieder zurückerobern. Es ist aber wohl wertvoller, sich an die schlichte sachgemäße Darstellung des Tatsächlichen zu halten. Das ganze Unternehmen ist eben anders als jedes sonstige Kulturwerk zu betrachten. Es muß bei seiner Beurteilung immer im Gedächtnis behalten werden, daß es sich bei ihm vor allem darum handelt, Gefangne auf eine nützliche und erziehende Weise zu beschäftigen, daß wir es mit Gefangnenarbeit zu tun haben, bei der stets mancherlei und nicht allenthalben miteinander harmonierende Interessen gewahrt werden müssen.

Die Gefangnen ohne Beschäftigung zu lassen, geht nicht an. Sie zur Arbeit anzuhalten, gebietet sich von selbst aus volkswirtschaftlichen und hausordnungsmäßigen Gründen. Vor allem aber ist ihre regelmäßige Beschäftigung im sittlichen und gesundheitlichen Interesse der Gefangnen selbst und im Interesse der menschlichen Gesellschaft, die die Gefangnen später wieder bei sich aufnehmen muß, unbedingt zu fordern. Dieselben Gründe machen es auch zur Pflicht, die Strafgefangnen nicht mit unproduktiver, sondern mit produktiver Arbeit zu beschäftigen. Als sich das Arbeitswesen in den Anstalten mit der Durchführung der Freiheitsstrafe mehr und mehr entwickelte, zahlreiche Fabrikunternehmer mit den Kräften der von ihnen gemieteten Gefangnen möglichst hohe Arbeitserträge herauszuwirtschaften suchten, und die Anstalten auch selbst als Arbeitsunternehmer und als Händler auf den Markt hinaustraten, da erhob sich bald die bis heute noch nicht gänzlich verstummte Klage über das schädliche Konkurrieren der Gefängnisarbeit mit der freien Arbeit. In Amerika hat man, um diesem Übel zu begegnen, die Formel geprägt, die Beschäftigung der Gefangnen müsse instruktiv, dürfe aber nicht produktiv sein. Der Gefangne soll also lernen, wie Werte geschaffen werden, nicht aber sie auch selbst hervorbringen. Im Staate Pennsylvanien müssen deshalb infolge der strengen Gesetze gegen die Konkurrenz der Gefängnisarbeit die Arbeitsprodukte, nachdem sie ihren instruktiven Zweck erfüllt haben, wieder vernichtet werden. Dr. Paul Herr, der dies in seinem sehr lehrreichen und beachtungswerten Buch über das moderne amerikanische Besserungssystem mitteilt, berichtet dazu, daß die Anstaltsdirektoren die Vernichtung der Arbeitsprodukte sehr ungern geschehen ließen, weil dadurch die Freude an der Arbeit selbst leicht beeinträchtigt würde. Es ist dies auch ganz natürlich. Die Freude wird sogar nicht bloß beeinträchtigt, sondern mit der Zeit ganz und gar vernichtet, denn auf solche Art wird die Arbeit zum bloßen Schein gemacht und zu einer Spielerei herabgewürdigt, und abgesehen von ihrer informatorischen Bedeutung ähnelt sie der Methode, von den Gefangnen ein Loch graben und dann es wieder von ihnen zufüllen zu lassen. Die Gefängnisarbeit muß produktiv sein. Als die Kommission des Deutschen Handelstags über den Einfluß der Gefängnisarbeit auf den freien Gewerbebetrieb verhandelte, gingen die Ansichten über die größere oder geringere Schädlichkeit der Gefängnisarbeit wohl weit auseinander, gleichwohl aber wurde die Notwendigkeit, die Gefangnen mit produktiven Arbeiten zu beschäftigen, allseitig anerkannt. In der preußischen Verwaltung des Innern ist die Berechtigung der Klagen über die Konkurrenz der Gefängnisarbeit durch Vermietung der Arbeitskräfte an Privatunternehmer anerkannt und dafür Sorge getragen worden, daß die Gefangnenarbeit wohl wirkliche Werte schaffe und auch möglichst hohe Erträge bringe, dennoch aber die freie Arbeit und den freien Arbeiter so wenig wie möglich schädige. Es gelten in der Verwaltung folgende Grundsätze: Alle Bedürfnisse, sowohl die der einzelnen Anstalten wie die der gesamten Gefängnisverwaltung, sind, soweit

es irgend angängig ist, durch die Arbeit der Gefangnen zu befriedigen. Hierbei sind auch die notwendigen Umbauten und Neubauten der Gefangnenanstalten einbegriffen. Ferner soll die Herstellung von Gebrauchsgegenständen für Reichs- und Staatsbehörden möglichst gefördert werden. Es werden zu diesen Arbeiten von rund 20000 Gefangnen fast 8000 ständig verwandt, und während noch im Jahre 1883 von 27000 Strafgefangnen 18000, also zwei Drittel der Gefangnenbevölkerung an Privatunternehmer vermietet worden waren, arbeiten jetzt nur noch 5000 von 20000 Gefangnen in Unternehmerbetrieben.

Man kann freilich einwenden, daß ein Konkurrieren der Gefängnisarbeit auch bei solcher Gestaltung des Arbeitswesens stattfinde. Es ist das richtig. Solange die Gefangnen überhaupt produktiv arbeiten, müssen sie mit dem freien Arbeiter in Wettbewerb treten. Aber sie sind ja doch nicht aus einem fremden Lande zum Schaden der freien Arbeiter bei uns eingeführt worden, sondern es sind Landeskinder, und sie haben von jeher ihren Platz auf dem Arbeitsmarkt ihres Volkes eingenommen. Andrerseits aber können und müssen die Lohnsätze für die Benutzung der Gefangnenkräfte so gestellt werden, daß die Privatunternehmer, die noch immer in den Gefängnissen arbeiten lassen, nicht vor den mit freien Arbeitern wirtschaftenden bevorzugt werden, und dies geschieht auch. Was nun die Verwendung der Gefangnen für die Zwecke des Staates angeht, so entgeht, wenn ein Gefangner etwa einen Schrank für die Eisenbahn oder die Militärverwaltung anfertigt, ja gewiß dem freien Tischler ein Stück Arbeit, das er hätte übernehmen können und auch wohl gern übernommen hätte. Aber wenn der Gefangne den Schrank anfertigt, so kommt der Wert der Gefängnisarbeit in vollem Umfange der Gesamtheit der Steuerzahler zugute und nicht einem einzelnen Unternehmer, der obendrein damit den Preis der freien Arbeit herunterdrücken würde.

Bei der Moorarbeit wird nun aber jede Klage über die schädigende Konkurrenz der Gefängnisarbeit gegenstandslos. Denn zu dieser Arbeit dürfen Gefangne nur dann abgegeben werden, wenn sie sonst unterbleiben müßte, sei es, daß dafür überhaupt nicht freie Arbeiter zu haben wären, oder daß diese nur zu einem Lohne gewonnen werden könnten, der die Anlage unrentabel machen müßte. Dr. Krohne sagt in seiner Festschrift: „Wollte man die Arbeit, wie in frühern Zeiten, den Kolonisten überlassen, so würden sie sich in der Arbeit aufreiben. Not und Sorge würde ihnen die Arbeitsfreudigkeit nehmen, sie würden die Ansiedlung verlassen oder darauf mit ihrer Familie verkommen. Darum muß die Gefängnisarbeit einsetzen, aber es darf für sie kein höherer Preis verlangt werden, als sie ihn in der geschlossenen Anstalt bei Vermietung an Unternehmer erzielt. Das ist vom reinen fiskalischen Standpunkt vielleicht unerwünscht, sozialpolitisch aber durchaus berechtigt. Ja der Staat könnte auf diese Löhne ganz verzichten, wenn es nötig wäre, um den Kolonisten die Pacht oder Rentenlast zu erleichtern.“ Und an einer andern Stelle der Schrift

wird der Satz ausgesprochen, daß eine Arbeit, die aus einem faulen, ungeschickten, wirtschaftlich minderwertigen Rechtsbrecher ein für das geordnete Leben der Gesellschaft nützliches Mitglied mache, auch wenn der Arbeitsertrag minimal sei, einen viel höhern Wert habe als die Arbeit, die den Lohnertrag des Gefangnen dem eines freien Arbeiters annähernd gleichbringe.

Man sagt mit Recht, daß die Arbeit des Menschen dadurch erst ihren vollen sittlichen Wert erhalte, daß der Arbeitende das Bewußtsein empfange, an einer gemeinnützigen Aufgabe für das Ganze der menschlichen Gesellschaft mitzuwirken. Die Überleitung des Beschäftigungswesens aus dem frühern Unternehmerbetrieb in den Staatsbetrieb läßt ja schon die Gefangnenarbeit als eine für die Allgemeinheit geforderte Leistung erscheinen. Vollends aber geschieht dies bei den Landeskulturarbeiten. Hier wird neuer Boden erst emporgehoben. Es wird, wie Dr. Krohne noch besonders als eine neue und manchem fiskalisch Angehauchten befremdliche Auffassung hervorhebt, durch die Arbeit von Schädlingen der Gesellschaft Platz für staatserhaltende Elemente geschaffen, in erster Linie für den kleinen und mittlern Bauernstand, mit dessen Erhaltung und Vermehrung oder Vernichtung ein Staatswesen entstehe und wachse oder schwanke und zusammenbreche.

Es bliebe aber noch zu erwägen, ob durch diese Verwendung der Gefangnen nicht den eigentlichen Zwecken des Strafvollzugs entgegengewirkt werde, da den Gefangnen bei diesen Arbeiten ja doch größere Bewegungsfreiheit gegeben werden muß, als sie ihnen bei Verbüßung ihrer Strafe im Gefängnis selbst zustehn würde. Aber die Forderungen des Strafzwecks werden durchaus berücksichtigt. Zunächst dürfen zu Landeskulturarbeiten nur solche Gefangnen verwandt werden, die schon längere Zeit im eigentlichen Strafvollzug gewesen sind, Zuchthausgefangne, wenn sie mindestens ein Jahr ihrer Strafe verbüßt, sich gut geführt haben, und wenn der Strafrest nicht mehr als ein Jahr, ausnahmsweise zwei Jahre beträgt, Gefängnisgefangne mit ihrer Zustimmung, wenn sie sechs Monate, ausnahmsweise drei Monate ihrer Strafe verbüßt, sich gut geführt haben, und wenn der Strafrest nicht mehr als zwei Jahre beträgt. Außerdem aber dauert der Zwang des Gefangnenlebens auch fern von dem Gefängnis noch weiter fort, die Verpflegung trägt natürlich den gesteigerten Ansprüchen an die Körperkraft Rechnung, hält sich aber durchaus auf der Linie der einfachsten und auf das Notwendige beschränkten Lebenshaltung. Die Ringmauern, die sonst das Leben der Gefangnen einengen, sind im Moorgebiet allerdings nicht vorhanden, aber die Abtrennung von der freien Bevölkerung wird nach wie vor durchgeführt, und die einsame menschenferne Lage der Arbeitsplätze und des Verwahrungshauses muß die abscheidenden Gefängnismauern ersetzen. Bei gelegentlichen Berührungen mit der freien Bevölkerung werden aber die Gefangnen nicht mehr bloßgestellt, wie es früher, da man sie etwa an die Karre angeschmiedet unter die Menschen führte und von ihnen Gassen und Märkte säubern ließ, zum Zweck der Abschreckung

beliebt gewesen war. Das wertvolle Werk, an dem sie in Wind und Wetter und mit Anspannung aller Kräfte zum allgemeinen Nutzen Tag für Tag arbeiten, ist vielmehr geeignet, schon während der Gefangenschaft den Verlust an Ehre, den sie durch ihre Bestrafung erlitten haben, zu vermindern und ihnen auch dann schon die Achtung des freien Menschen wieder zuzuwenden.

Hiermit komme ich zu der Bedeutung, die diese Beschäftigungsart für die Gefangnen selbst gewinnen kann. Es ist eine Arbeit, die die ganze Kraft des Menschen viele Monate lang auf das stärkste anspannt. Trotzdem wird sie von den Gefangnen erstrebt und begehrt, weil sie ihren Wert für die Gesundheit erkennen. Es ist eben eine Arbeit in Sonne und freier Luft. Die Gefangnen führen sich auch recht gut, die meisten von ihnen zeigen Willigkeit und Freudigkeit zu der anstrengenden Arbeit, Fluchtversuche kommen nur ganz vereinzelt vor. Und wenn ihre Strafe um ist, dann kehren sie nicht schlaff, mit bleichen Gesichtern und der Luft entwöhnt ins freie Leben zurück, sondern wettergebräunt, gestählt, gesundet und zu jeder Arbeit, auch der schwersten, erstarkt.

Und welche ethischen Elemente liegen in dieser Beschäftigung enthalten! Vordem haben die Gefangnen Werte zerstört, jetzt bringen sie sie hervor. Sie haben ihr eignes Leben zum Versinken gebracht, jetzt gewinnen sie verlornen Landesboden wieder und leisten eine Arbeit, deren sie sich wirklich mit Freude und mit Stolz erinnern dürfen. Und das alles, was sie leisten können und leisten müssen, bringen sie bei der allereinfachsten Lebensführung fertig, ohne alle die Reizmittel, die sie früher nicht entbehren zu können meinten. Ob sich da mancher, wenn er Tag für Tag in jedem Wetter, in der Sonnenglut wie im Regen und Sturm, an seinem Arbeitsplatz stehn und sich kräftig regen muß, nicht schließlich sagen wird: Wenn ich so fortführe, ja wenn ich nur halbwegs so anspruchslos und bescheiden leben würde, wie ich es jetzt tun muß, dann könnte ich mir bestimmt ein zufriednes und glückliches Leben schaffen. Und wenn ich mich auch selbst so in Zaum und Zügel hielte, wie ich es jetzt unter fremdem Zwange tun muß und auch tun kann, dann käme ich sicher wieder voran und ginge nicht mehr meinem Untergang entgegen. Ein solcher Gedanke und der daraus folgende Entschluß würde dann der beste Ertrag sein, den die Moorarbeit abwürfe. Für den Strafvollzug würde er jedenfalls unbeschadet aller sonstigen Wertschätzung des Werkes der höchste und wichtigste Gewinn sein, der durch die Verwendung von Gefangnen zu Landeskulturarbeiten erzielt werden könnte.

Daß ihnen solche guten Gedanken auch wirklich kommen, haben mir Gefangne nach ihrer Entlassung und nachdem sie wieder auf den Weg zu einer Existenz gelangt waren, öfters selbst geschrieben. Solche Gedanken zu erzwingen, das liegt freilich nicht in der Macht des Strafvollzugs. Er muß es dem Menschen, den er durch seine ernste Lebensschule hindurchgeführt hat,

überlassen, ob er aus den gemachten Erfahrungen lernen und die entsprechenden Folgerungen ziehen will, oder ob er sich trotz alledem auf seinem bisherigen Wege weiterbewegen und dann neue und schärfere Maßregeln gegen sich herausfordern will. Der Strafvollzug kann nur durch Belehrung, Anleitung und Zwang darauf hinwirken, gute Entschließungen bei den seiner Gewalt unterworfnen Menschen hervorzurufen, und weiterhin kann er die Bedingungen schaffen, unter denen sich diese guten Entschließungen auch im spätern Leben zu erhalten vermögen. Dies tut er, indem er die Gefangnen an eine einfache und strenggeregelte Lebenshaltung gewöhnt, und indem er ihre Kraft in regelmäßiger und strenger Arbeit allseitig ausbildet, sodaß sie dann bei vorhandnem gutem Willen fähig sind, sich mit ihrer Hände Arbeit redlich durchs Leben zu schlagen, und daß sie, wie sie Wind und Wetter überstanden haben, nun auch imstande sind, unter schwierigen Lebensverhältnissen unverzagt und mit ungebrochnem Mute auszuharren.

Jeremias Gotthelf

Von Heinrich Spiero

er ist ein deutscher Klassiker? Vor zwanzig Jahren war die Beantwortung der Frage sehr einfach: als Klassiker galten die sechs großen Dichter der klassizistischen Periode, Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Goethe und Schiller. Heute muß die Antwort schon ganz anders lauten; Wieland und auch Klopstock sind uns als Persönlichkeiten nicht mehr so nah und so wertvoll, daß wir sie als Klassiker im engsten Sinn bezeichnen können. Denn das scheint mir ein wesentliches Zeichen des Klassikers zu sein, daß er nicht nur mit ein oder zwei Werken in unvergleichlicher Weise zu uns spricht, sondern daß sein ganzes dichterisches und schriftstellerisches Wesen unzertrennbar zum ersten Besitz unsrer Literatur und unsers Lebens als Volk gehört, daß niemand an dieser Persönlichkeit vorübergehn darf. Das ist nun Klopstock und Wieland gegenüber nicht mehr der Fall, es sind nur noch einzelne Dichtungen von beiden, die wir nicht entbehren können, und ihre große literaturhistorische Stellung allein gibt ihnen noch nicht das Anrecht auf Klassikerehren. Daß dies bei Lessing, Goethe und Schiller anders ist, braucht nicht ausgeführt zu werden. Aber auch Herder, so wenig er ein Dichter ersten Ranges ist, bleibt als der heute gerade wieder fruchtbare Anreger ersten Ranges durchaus ein Klassiker und kann aus der Reihe nicht herausgetrennt werden. Damit aber ist die Zahl nicht erschöpft. Denn aus dem ungeheuern Reichtum der deutschen Dichtung seit jener Zeit hat sich von Jahr zu Jahr mehr ein Prozeß der Kristallisation vollzogen,

und eine Reihe von Charakterköpfen blickt uns mit so bedeutenden Zügen an, beeinflußt uns heute derartig, daß der consensus omnium ihnen vor andern den Ehrennamen von Klassikern nicht verweigern kann. Dabei schwankt freilich das Urteil im Laufe der Geschlechter und schlägt immer wieder um; so erschien jahrzehntelang als Klassiker Jean Paul, der heute doch nur für Genießer noch solche Bedeutung hat, während etwa der als Dichter so viel weniger bedeutende Chamisso eine völlig unverrückte Klassikerstellung einnimmt. Von den eigentlichen Führern der Romantik ist keiner, auch nicht, wie es einmal fast schien, Tieck, zum Klassiker geworden, aber Heinrich von Kleist ist es längst, und mit großer Freude sehe ich, daß E. Th. A. Hoffmann von Jahr zu Jahr mehr in diesen Rang hineinwächst, der dem genialen Erzähler gebührt, der in seiner Art von keinem übertroffen, aber für viele der fruchtbarste Anreger geworden ist. Daß Hebbel heute vielleicht der wirksamste von allen Klassikern ist, braucht nicht bewiesen zu werden, und auch die Stellung seines Gegners Grillparzer ist völlig unerschüttert. Uhland wird auch nicht mehr zu verdrängen sein, und mit sieghafter Macht ist in den letzten zehn Jahren sein Landsmann Mörike neben ihn getreten, während von den Dichtern, die noch fast unsern Tagen angehören, Gottfried Keller heute schon die Klassikerhöhe gewonnen hat, die Theodor Storm und Wilhelm Raabe voraussichtlich die nächste Generation einräumen wird. Dagegen ist Heine heute wohl nicht mehr unter die Klassiker zu zählen, zu denen man ihn jahrzehntelang allgemein gerechnet hat; seine beste Lyrik gehört, wie die Eichendorffs oder Lenaus, zu unserm wertvollen Besitz, aber er so wenig wie die beiden andern kann als Ganzer klassische Bedeutung beanspruchen, zum Teil aus ähnlichen, zum Teil aus ganz verschiednen Gründen. Manche, wie Adolf Bartels, nennen auch Otto Ludwig einen Klassiker, und es sah auch eine Zeit lang wirklich so aus, als ob er zu dieser Stellung emporgewachsen wäre; wie mir scheint, hatte das aber mehr äußerliche Gründe, und soweit ich sehen kann, ist er heute schon wieder etwas zurückgetreten. Einer der äußern Gründe war der, daß Ludwigs Werke in demselben Jahr 1893 frei wurden wie die Hebbels, mit dem man ihn ohne zureichende Begründung nicht nur in dem Sinne häufig zusammen nannte, daß beide von ihren Zeitgenossen, und insbesondre von der ersten Generation nach ihnen, verkannt wurden. Heute haben wir klar erfaßt, daß Hebbel denn doch bei weitem über Ludwig wie über alle Dichter seiner Zeit hinausragt, und daß Ludwigs ganze Persönlichkeit, sein ganzes, zum Teil so fragmentarisches Schaffen zu der Stellung eines Klassikers nicht hinreicht und voraussichtlich auch nie hinreichen wird. Bei so weitem zeitlichen Abstand täuscht sich das allgemeine Bewußtsein in dieser Frage sehr selten; Ludwig bleibt der Schöpfer einer der allerschönsten deutschen Novellen und eines unsrer besten Dramen, ein Klassiker ist er nicht geworden.

Das wäre also ein rundes Dutzend: Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Kleist, Chamisso, Grillparzer, Hoffmann, Uhland, Mörike, Hebbel, Keller.

Dazu tritt freilich noch eine Reihe von Klassikern, die nur für einen Teil des deutschen Landes oder des deutschen Lebens diese Bedeutung haben: die drei großen Niederdeutschen, Klaus Groth, Fritz Reuter und Willibald Alexis, der vielleicht noch einmal ein allgemein deutscher Klassiker wird, der Alemanne Johann Peter Hebel und endlich die beiden unvergänglichen Klassiker unsrer Jugend, Theodor Körner und Wilhelm Hauff. Die Schweiz aber hat neben Keller noch einen Mann hervorgebracht, der für uns ein großer Schriftsteller, für sie ein Klassiker geworden ist: Jeremias Gotthelf.

Für die Schweiz ein Klassiker, ein Realist, dem seine engern Landsleute niemand an die Seite zu stellen haben, der für sie ein Zuchtmeister und Volkslehrer zugleich ist wie kein andrer; für uns, die wir Immermann und Raabe, Polenz und Hauptmann haben, ein großer Schriftsteller, ein bedeutender Dichter, den kennen zu lernen eine Notwendigkeit ist.

In außerordentlich liebevoller Arbeit hat Adolf Bartels, der im Jahre 1897 an dieser Stelle eingehend über Gotthelf geschrieben hat, ausgewählte Werke des Dichters zusammengestellt. Die Ausgabe (Jeremias Gotthelfs [Albert Bitzius] ausgewählte Werke in zehn Bänden mit mehreren Beigaben) ist in der bekannten Hessischen Klassikerbibliothek erschienen und ganz vortrefflich zu nennen. Sie umfaßt den „Bauernspiegel", die beiden „Ulis", „Geld und Geist", „Käthi, die Großmutter", „Die Käserei in der Vehfreude", 27 größere und kleinere Erzählungen, endlich das Studententagebuch von Gotthelf über eine Reise in Nordwestdeutschland und Schilderungen aus Bitzius Leben von A. E. Fröhlich. Der Überblick, den die Ausgabe über Gotthelfs Schaffen gewährt, ist für jeden, der nicht Spezialforschung treiben will, vollkommen genügend, und das Bild des Schriftstellers schält sich klar heraus. Als erster Band ist eine Biographie und Charakteristik von Adolf Bartels beigegeben, der auch die einzelnen Schriften mit Einleitungen versehen hat. Ganz vortrefflich ist in dieser Lebensbeschreibung die Entwicklung Gotthelfs und dann, eine Bartelssche Spezialität, das allgemache Durchdringen des Pfarrers von Lutzelflüh dargestellt; das einzige, was ich auszusetzen hätte, wäre die übergroße Zahl langer, unverarbeiteter Zitate aus andern Schriften über Gotthelf. Bartels zitiert ja überhaupt und mit Recht sehr gern; hier ist ihm aber über der Fülle der Arbeit wohl an mancher Stelle der Überblick etwas verloren gegangen, und so geht er auch uns hier und da verloren. Die Arbeit an der Ausgabe im ganzen war deshalb so groß, weil die vielen, uns fremden schweizerischen Ausdrücke auch in dem gewählten hochdeutschen Text immer wieder einer Erklärung bedürfen, die Bartels in sehr angenehmer Weise nicht durch Anmerkungen, sondern im Text selbst in Klammern bewirkt, wodurch das Ganze an Lesbarkeit und ungestörter Genußmöglichkeit wesentlich gewinnt.

Das Bild Jeremias Gotthelfs, das wir aus seinen Werken gewinnen, ist keineswegs so einfach und gerade, wie sich der landläufige Ausdruck einen

Volksschriftsteller — denn das war Gotthelf — vorstellt. Ganz abgesehen davon, daß Bitzius die Bildung seiner Zeit in hohem Maße beherrscht, fehlt es bei ihm keineswegs an scharfen Problemstellungen, an ganz eigenartiger Kritik, an Darstellungen, die durchaus nicht am Wege liegen, kurz, an Äußerungen, wie sie jede große Natur in ihrem Lebenswerk bringt. Ein aufrechter Mann, der immer schreibt, um zu bessern, zu erziehen, und der deshalb immer wieder zu ringen hat mit dem bloß ästhetischen Genuß an der Schilderung des Lebens — so wächst Gotthelf vor uns herauf. Da, wo er am vollkommensten ist, treten auch diese Charakterzüge am reinsten hervor: „Uli, der Knecht" gehört zweifellos zu den besten deutschen Romanen, aber man braucht nur die ersten und die letzten Worte noch einmal zu überfliegen, nachdem man das Ganze aufgenommen hat, um die Gegensätze in Gotthelfs Natur herauszuempfinden. Das Buch fängt so schön an wie kaum ein andres: „Es lag eine dunkle Nacht über der Erde; noch dunkler war der Ort, wo eine Stimme gedämpft zu wiederholten malen »Johannes« rief"; und dann der Schluß: „Aber nicht an einem Tage, sondern nach manchem harten Kampfe gelangten sie auf ebene Bahn und wurden des Zieles sicher. Merke dir das, lieber Leser!" Merke dir das, lieber Leser! Der Dichter, der seine Erzählung so wundervoll begonnen und durchgeführt hat, wirft die Maske ab und steht als Erzieher vor uns, warnend und mahnend. Denn dieser letzte Ausruf ist nur die direkte Wiedergabe dessen, was indirekt immer wieder durch die Dichtung hindurchschlägt: die Mahnung und Warnung an sein geliebtes Volk. Nur daß ihn im „Uli" die Anschauung der Hauptgestalt in ihrer ganzen Entwicklung immer wieder fortreißt, sodaß immer wieder der Dichter über den Erzieher siegt. Es sind Szenen ersten Ranges in dem Buch, die Gefahr, allmählich seinen Helden zum langweiligen Musterknaben werden zu lassen, hat Gotthelf glücklich umgangen, Uli bleibt uns immer interessant, und Vreneli gehört zu den reizvollsten Mädchengestalten der deutschen Dichtung. Dabei dann Gotthelfs Meisterschaft in der Darstellung der Umwelt, des Bauernlebens, der Knechte, des Viehs, das keine geringe Rolle spielt. Aber es war wieder der Volkserzieher, der dem „Knecht" den ungleich schwächern „Pächter" folgen ließ, ein Werk, das durch die Einfügung des lehrhaften Elements häufig kaum genießbar ist. So viel vortreffliche Charakteristik auch in dem zweiten Buche steckt: an das erste reicht es in keiner Weise heran. Sehr viel höher steht Gotthelfs allererstes Werk „Der Bauernspiegel". Hier liegt die Sache umgekehrt: dies ist keine Dichtung, sondern ein reines Erziehungsbuch, und es ist nun wundervoll, zu beobachten, wie da immer wieder der Dichter dem Erzieher die Hand führt und aus vielen der trocknen Begebnisse künstlerische Darstellungen macht. Der „Bauernspiegel" ist im Grunde ein fürchterliches Buch, und ich verstehe vollkommen, daß man vor diesem Werk nicht nur, wie das Bartels tut, die Parallele mit Balzac, sondern gerade auch die mit Zola zieht. Wir blicken

in Abgründe von Verworfenheit, und von der Fülle gemeiner, niedrig denkender und empfindender Gestalten heben sich außer dem Helden, der allmählich erzogen wird, nur sehr wenige ab, die schwach hervortreten. Und dennoch packt dies Werk in ganz einziger Weise durch die ungemeine Wahrheit der Lebensdarstellung, die Härte der Konturen, die nur für reife Menschen genießbare, unvergleichliche Echtheit aller Einzelheiten und des Milieus. Ja ich möchte behaupten, daß in bestimmtem Sinne Gotthelf über die kundige und bei aller Kleinlichkeit des Vorwurfs im einzelnen großartige Schilderung des leider jäh abbrechenden Werks nicht mehr hinausgekommen ist. Es ist um so unverständlicher, daß der beginnende Naturalismus nicht mit großer Entschiedenheit immer wieder auf dieses Werk hingewiesen hat, das das meiste von dem schon vorwegnahm, was der Naturalismus gewollt hat.

Aber freilich, ein Kunstwerk ist dieses Buch nur in dem Maße, wie ich es oben angedeutet habe. Und ich kann Bartels nicht zugeben, daß, wer Friedrich Hebbel und Jeremias Gotthelf hat, das ganze deutsche Leben des neunzehnten Jahrhunderts, gewissermaßen das neunzehnte Jahrhundert im Bilde besitzt. Ich würde freilich diese Zusammenstellung nicht durch Keller ergänzen, den Bartels früher in diesem Sinne neben Hebbel gestellt hat, sondern durch Wilhelm Raabe; denn ich gebe Bartels zu bedenken, daß Gotthelf, so hoch ich ihn stelle, und so groß seine dichterischen und speziell epischen Gaben sind, einmal doch an dichterischem Rang hinter Poeten wie Hebbel oder Keller oder Raabe weit zurücksteht, die schließlich absolute Dichter sind; dann aber fehlt, wenn man Hebbel und Gotthelf allein nennt, das ganze norddeutsche Leben in bezwingender epischer Darstellung, es klafft ein zu großer Riß zwischen dem genialen Dramatiker, der, wie Bartels richtig sagt, instinktiv sein dithmarscher Volkstum mit in seine Dichtungen brachte, und dem schweizer Erzieher und Dichter, der, so gemeingiltig auch gerade seine religiösen Anschauungen in vielem sein können und sein sollen, doch zuletzt in sehr viel engerm Sinne ein Schweizer blieb als Hebbel ein Dithmarscher. In diesen Riß aber tritt Wilhelm Raabe, absoluter Dichter (abgekürzt gesagt) und dabei doch ein Führer wie Hebbel, mit dem er in vielem nah verwandt und ein echter Niederdeutscher ist. Wer die drei hat, der hat allerdings etwa das deutsche Leben des neunzehnten Jahrhunderts.

Und so nenne ich Gotthelf noch einmal einen Klassiker der Schweiz, für uns andre Deutsche aber einen großen Schriftsteller mit großen dichterischen Gaben. Und ich nenne noch einmal Gerhart Hauptmann, der im künstlerischen Naturalismus über Gotthelf hinausgegangen ist, und Wilhelm von Polenz, der im „Büttnerbauer“ und sonst auch die Lebenskreise, die Bitzius darstellt, ein Nachfolger Immermanns, mit größerer künstlerischer Durchdringung, wenn auch nicht mit so starker Persönlichkeit, für uns gegeben hat. Wir können von Jeremias Gotthelf noch außerordentlich viel lernen, und gerade

auch in diesem Sinn ist die neue Ausgabe so sehr dankenswert. Aber wir werden über der großen Freude an der mächtigen Gestalt des Schweizers nicht ungerecht werden dürfen gegen das, was wir an epischer Kunst und allgemein dichterischer Darstellung seither erreicht haben. Merkwürdig freilich bleibt es, daß keiner, auch Polenz nicht, unter Gotthelfs irgendwie nachweisbarem Einfluß geschaffen hat, und daß wir Jüngern die Anregungen, die bei ihm zu finden gewesen wären, aus dem Auslande, aus Frankreich und Rußland, empfangen haben. Daß daraus freilich dann etwas ganz andres und durchaus deutsches geworden ist, was wieder nahe an Gotthelf heranführt, beweist nur neu die Unzerstörbarkeit der deutschen Eigenart. Und für diese Eigenart, wie sie sich in der Schweiz besonders herausbildet, ist Bitzius unter allen seinen schweizer Genossen der vornehmste Repräsentant; denn er ist unter den großen neuern Dichtern der Eidgenossenschaft der einzige, bei dem von romanischem Einschlag nichts zu spüren ist, den doch Keller, Meyer und Spitteler deutlich, ob auch in verschiednen Graden, aufweisen. Und gerade von diesem Gesichtspunkte betrachtet gehört er wieder aufs engste mit den beiden ihn als Dichter freilich überragenden Großen zusammen, mit Hebbel und Raabe. Er wird und kann ihre Stellung bei uns im Reich nie erlangen, aber er darf uns nicht verloren gehn. Das merkwürdige Schicksal, jahrzehntelang außerhalb der Lehrerseminare vergessen zu sein, das er mit ihnen, mit Otto Ludwig und Eduard Mörike teilt, soll ihn wie diese nun erst recht im deutschen Bewußtsein weit nach vorn rücken. Er ist spröd, nicht jedem gleich zugänglich, aber echt in jedem Wort, derb und dennoch auch wieder zart, Luthern, wie Bartels richtig sagt, in vielem verwandt und alles in allem eine Natur, die in ihrem aufrechten und aufrichtigen Wesen berufen ist, auf Jahre hinaus auf deutsche Herzen zu wirken.

Die Kassuben

Von allen slawischen Volksstämmen, die sich zur Zeit der Völkerwandrung in den von den Germanen verlassenen Ländern angesiedelt hatten, besaß keiner ein so scharf von der Natur markiertes Gebiet als der Stamm, der zwischen der untern Oder und dem Unterlaufe der Weichsel wohnte. Sein Volkstum reichte von dem Ostseegestade viele Jahrhunderte lang bis zu den Flußtälern der Warthe und Netze, wo breite, nur an sehr wenig Stellen überschreitbare Sumpfwildnisse die schützende Grenze gegen Großpolen bildeten.

Die ersten historischen Nachrichten über diese Ostseeslawen jenseits des Oderstroms verdanken wir germanischen Schriftstellern. Sie werden bei diesen durch keinen Sondernamen von den übrigen Slawen unterschieden, immer nur

schlechthin als Slavoni, Slavi bezeichnet, so bei Adam von Bremen, dessen Aufzeichnungen bis 1072 reichen, so auch bei Helmold und Saxo Grammaticus. Nur wenig später als Adam von Bremen lebte der älteste Geschichtschreiber slawischer Abstammung, der russische Mönch Nestor, der uns eine Einteilung der gesamten slawischen Völkerschaften jener Zeit überliefert hat. Nestor erzählt, daß ein slawisches Volk aus dem untern Donaulande auswanderte, sich an der Weichsel niederließ und Lechen genannt wurde, „einige dieser Lechen hießen nun Polen, andre Lutizier, andre Masovier, andre Pommern". Hier zum erstenmal begegnet uns der Name Pommern, er war der Name, der die Meeresanwohner zwischen Oder und Weichsel bezeichnen sollte, gebildet aus der Präposition po = an und dem Hauptwort morze = Meer.

Hundert Jahre nach Nestor lebte Kadlubek, der älteste Geschichtschreiber polnischer Herkunft. Er schrieb seine Chronik um 1200, zu einer Zeit, wo das westliche Pommern bereits ein deutsches Lehnsherzogtum geworden war, und Ostpommern, schon vor 997 von den Polen unterworfen, nur noch ein geringes Maß polnischer Oberhoheit anerkannte. Kadlubek nennt das westliche Pommern von der Oder bis zum Lebafluß immer nur Pomerania und Ostpommern, dessen Beherrscher er unberechtigterweise für polnische Statthalter ansah, Pomorze oder auch Maritima.

Nur wenig Jahrzehnte, nachdem Kadlubek seine polnische Chronik geschrieben hatte, taucht für Westpommern ein neuer Name auf: „Cassubia",*) und zwar zuerst in den Urkunden Suantopolks, des ostpommerschen Fürsten, der sich von Polen völlig unabhängig machte und sich selbst dux totius Pommeraniae nannte. Dieser Name Cassubia wurde von den Polen angenommen. Der polnische Historiker Boguphal, dessen Chronik mit dem Jahre 1250 abbricht, nennt die Bewohner Westpommerns Cassubitae und an einer Stelle auch Caszubae seu Slavi.

Ungefähr um dieselbe Zeit machte man auch schon in Westpommern selbst von dem Namem „Kassuben" Gebrauch. Die Herzöge dieses Landes hatten sich gleich den polnischen Vasallen im Osten duces Pommeraniae, später Slaviae genannt, aber schon seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts führen sie in Urkunden den Titel duces Slavorum et Cassubiae. Ob nun aus dieser Nebeneinanderstellung von Slawien und Kassubien zu schließen ist, daß Westpommern, also das Land zwischen Oder und Leba in zwei Landschaften, Kassubien und Slawien zerfiel, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist der Titel de Slavia erst zu einer Zeit aufgekommen, als schon der größte Teil des heutigen Vorpommerns, das Land der Lutizier, von den westpommerschen Fürsten erobert worden war. Unter diesen Fürsten machten gerade die bei der Teilung des westpommerschen Ländergebiets am ersten von dem Titel de Slaviae Gebrauch, denen die neuerworbnen Landstriche am linken Oderufer zugefallen waren.

Auch eine Urkunde von 1260, worin der Bischof von Kammin die Fürsten seiner Diözese mit principes Slavie, Cassubie et Pommeraniae anredet, beweist durchaus nicht, daß unter „Kassubien" nur ein Teil Westpommerns verstanden wurde. Mit principes Slavie, Cassubie waren wahrscheinlich die Brüder Barnim der Erste und Wratislaw der Dritte gemeint, die ganz Westpommern besaßen, und der dux Pommeraniae der Urkunde war wohl sicher

*) Nach Boguphal heißt Cassubitae soviel als „die Leute mit dem faltenreichen Gewande". (Boguphal, Polnische Chronik Teil II, S. 19.)

Suantopolk, der zu Danzig residierende Fürst, der die solange zu Westpommern gehörenden und innerhalb des Sprengels des Bischofs von Kammin gelegnen Landschaften Stolp und Schlawe 1227 an sich gebracht hatte.

Beweiskräftig ist auch eine zweite Urkunde nicht, die von pommerschen Historikern als Beleg dafür angeführt wird, daß „Kassubien" im dreizehnten Jahrhundert nicht das ganze westpommersche Gebiet umfaßte. Diese aus dem Jahre 1289 stammende Urkunde enthält allerdings die Worte: dominus terre Belgarth in Cassubia. Da es aber außer Belgard an der Persante, das hier gemeint ist, auch noch ein Belgard an der Leba nördlich von Lauenburg gab, so konnte zur Unterscheidung von diesem zweiten in Ostpommern, also in „Pommerania" liegenden Belgard in der Urkunde die Bezeichnung „in Cassubia" gewählt werden, gleichviel, ob Kassubien das ganze westpommersche Herzogtum war oder nur eine Landschaft an der Persante.

Bei den westpommerschen Schriftstellern bis zum siebzehnten Jahrhundert begegnet uns übrigens niemals der Name „Kassuben" als Bezeichnung des slawischen Teils der Bevölkerung. Immer ist nur von slavi die Rede, wenn sie lateinisch, von „Wenden", wenn sie deutsch schreiben. Kantzow, der etwa um 1540 die erste pommersche Geschichte in hochdeutscher Sprache schrieb, gab einem Kapitel die Überschrift: „Von dem Ursprung der Völker und Lande Pommern, Kassuben, Wenden, Stettin und Rügen" und erzählt: „Diese Völker sind bis an das Christentum und einige Jahre danach überall wendisch gewesen, und noch jetzt ist ein ganzer Ort in Hinterpommern, da nur eitel Wenden sind", und an einer andern Stelle: „jetzt ist der Name Wende oder Slawe, welches ein Ding ist, verachtet."

Zwei Menschenalter nach Kantzows Tode bereiste 1612 der Geograph Lubin, um eine Karte des Herzogtums anzufertigen, ganz Westpommern. Er schrieb, als er auf dem Wege von Pollnow nach Reinwasser Treblin berührt hatte, in sein Tagebuch: „allhier sind wir allmählich unter die Wenden gekommen". Dann spricht er nicht weiter von der Nationalität der Landesbewohner, bis er auf der Rückreise nach Stettin in die Gegend von Stolpe kommt, nach dem Dorfe Großendorf, von dem er berichtet: „hier ist kein deutscher Mensch". Heute wird von der weiter westlich wohnenden deutschen Bevölkerung die Gegend östlich von der Linie Treblin—Reinwasser, der uralten Grenze zwischen den Kastellaneien Stolp und Schlawe, „Kassubei" genannt, obgleich die slawische Sprache längst in einen Winkel des benachbarten Kreises Bütow zurückgedrängt ist.

In gleicher Weise wird die Gegend von Stolp von den Bewohnern der westlichen Nachbarkreise „Kassubei" genannt. In Stolp selbst bezeichnet man mit kassubisch nur noch den Bezirk an der untern Lupow und Leba, wo tatsächlich slawisch sprechende Bewohner noch in den Kirchspielen Groß-Garde, Charbrow, Zezenow, Schmolsin und Glowitz vorhanden sind. Die Gegend von der obern Lupow bei Groß-Nossin, Budow und Sawiat wird in Stolp nicht als kassubisch angesehn, obgleich vor hundert Jahren auch dort noch in slawischer Sprache gepredigt wurde und selbst bei der Zählung von 1867 noch einige kassubisch sprechende Familien ermittelt worden sind.

Der Titel eines Herzogs der Kassuben und Wenden wurde von dem pommerschen Fürstenhause beibehalten und ging auch nach dem Aussterben desselben im Jahre 1637 auf die brandenburgisch-preußischen Regenten über. Für Ostpommern erhielt sich unter allen Landesherrschaften der lateinische Name Pomerania. Die älteste Erwähnung des Landes in einem deutschen Text finden

wir in der Reimchronik des Mönches Jeroschin, die um 1330 verfaßt worden ist, und in der mehrfach von „Pomerêhnen" die Rede ist. Um 1380 finden wir in Urkunden noch die Bezeichnung „Land zu Pommern", aber gegen das Ende der Ordensherrschaft hat sich schon der noch heute nicht ganz in Vergessenheit geratene Name „Pommerellen" eingebürgert.

Viel später als der Name Pommerellen für das Gebiet des Deutschen Ordens auf dem linken Weichselufer kam für den Teil, wo die von Süden aus vordringende polnische Sprache das einheimische, altpommerische Idiom nicht verdrängt hat, der Name Kassubien auf. Wie es zuging, daß der ursprünglich dem ganzen westlichen Pommern oder vielleicht nur einem engern Gebiet am Persantefluß zukommende Name auf die Kastellanei Stolp und dann auch auf einen ostpommerschen Distrikt übertragen wurde, der nie in irgendwelcher Beziehung zu dem alten Kassubenlande gestanden hat, ist noch nicht aufgeklärt. Es wird von pommerschen Chronisten berichtet, daß eine starke Abwandrung aus Westpommern nach dem Osten stattgefunden haben soll, als die Herzöge des Landes von 1190 an deutsche Kolonisten heranzogen und mit allen denkbaren Privilegien ausstatteten. Aber es lagen zwischen der Einwandrung mißvergnügter oder auch mit Gewalt verdrängter Kassuben in ostpommersches Gebiet und der Übertragung des kassubischen Namens auf dieses doch zu lange Zeiträume, als daß sie in Kausalnexus miteinander stehn könnten.

Sowenig wir imstande sind, nachzuweisen, seit welcher Zeit mit dem Namen „Kassuben" alle Nachkommen der alten Pommern bezeichnet werden, die nicht zum Gebrauch der deutschen oder polnischen Sprache übergegangen sind, so wenig können wir die Grenzen dieses heutigen kassubischen Sprachgebiets nachweisen. Bei den Volkszählungen von 1890 und 1900 ist allerdings der Versuch gemacht worden, die Personen kassubischer Muttersprache von denen polnischer Zunge zu trennen, aber das Resultat der Zählung hing doch wesentlich von der Einwirkung dritter ab und gab kein richtiges Bild von den sprachlichen Verhältnissen in den ehemals ostpommerschen Landschaften. So wurden im Jahre 1895 im Kreise Carthaus 23000 Polen und 17000 Kassuben gezählt, 1900 dagegen 43000 Kassuben, aber gar keine Polen, und ebenso waren im Jahre 1900 alle Polen, die im Danziger Landkreise im Jahre 1895 vorhanden gewesen waren, aus den Zähllisten verschwunden. Andrerseits war die kleine Schar slawisch sprechender Bewohner der Kreise Berent und Schlochau, die sich 1895 als Kassuben angesehn hatten, dort 1600 und hier 1100 Köpfe stark, im Jahre 1900 zu der Erkenntnis gelangt, daß sie Polen wären.

Im großen und ganzen wird man die alte Heeresstraße von Konitz nach Dirschau als die Grenzlinie ansehn dürfen, bis zu der die polnische Sprache das kassubische Idiom völlig verdrängt hat. Nördlich von dieser Linie hat sich das Kassubische als Volkssprache erhalten. Möchte es so bleiben, möchten die Kassuben sich doch endlich besinnen, daß sie die Nachkommen der alten Pommern und nicht Polen sind. Die deutsche Intelligenz ihrer Heimatlandschaft kommt ihnen freundlich entgegen. Weit entfernt, daß der kassubische Name in diesen gebildeten Kreisen noch mit Nichtachtung genannt würde; im Gegenteil, man zeigt, daß man auch auf deutscher Seite auf das kassubische Heimatland gewissermaßen stolz ist, wie denn auch schon Vereine, die ausschließlich oder der Hauptsache nach aus Deutschen bestehn, sich die Bezeichnung „kassubisch" beigelegt haben.

Zu diesen Vereinen zählt erfreulicherweise auch einer, der alles auf die Volkskunde im weitesten Umfange bezügliche Material zu sammeln bestrebt ist,

vor allem aber sich die Erhaltung und Pflege der kassubischen Sprache zum Ziel gesetzt hat.*)

Die Zeiten haben sich geändert. Im November 1813 durfte Goethe, ohne Anstoß bei seinen Zeitgenossen zu erregen, die herben Worte sprechen: „Franzosen sehe ich nicht mehr, es ist wahr, dafür aber Kosaken, Baschkiren, Kroaten und Kassuben."

W. Henkel

Oberlehrer Hauk

Roman von Bernt Lie

(Fortsetzung)

Der Rechtsanwalt aus Helgeland und der Geschäftsreisende waren beleidigt. Der junge Mann hatte sie so gänzlich im Stich gelassen, erst den ganzen Vormittag, und sich dann bei Tische demonstrativ einen Platz oben neben dem Oberlehrer und seiner Tochter geben lassen, und nun am Nachmittag schlenderte er ganz geistesabwesend mit seiner Zigarre auf Deck herum.

Der Rechtsanwalt näherte sich ihm.

Nun, Herr Kandidat, Sie haben angenehme Gesellschaft gefunden!

Svend Bugge sah ihn verständnislos an.

Das Mädel ist hübsch! sagte der Rechtsanwalt spöttisch.

Das Mädel — Mädel? Ach ja — ja, nicht übel!

Oder übt der alte Vater die Anziehungskraft aus?

Ein merkwürdiger Mann! Ein höchst interessanter Mann!

Ein paar von den andern Passagieren kamen herzu, sie redeten über das Wetter, und Svend Bugge zog sich zurück. Ganz hinten auf Deck blieb er stehn. Oben auf dem Promenadendeck gewahrte er den Oberlehrer und das Fräulein. Sie standen dicht nebeneinander, sie mit ihrem Arm in dem seinen. So hatten sie seit dem Mittagessen in tiefem Gespräch gestanden. Und er wagte nicht, sich aufzudrängen. . . .

Das Mädel! murmelte er plötzlich, mit den Augen zwinkernd. Ach ja, ganz hübsch war sie freilich. Aber ein wenig eingebildet und sicher, frisch aus dem Pensionat in Lausanne! Eigentlich schön? Ach nein, aber äußerst nett und fein, zierlich und klein mit ein Paar großen, klugen Augen.

Er sah wieder zu den beiden auf. Ihren Vater liebte und bewunderte sie, daß es nur so eine Art hatte! Und er sie. Ach Gott, wie verliebt er in sie war . . .

Schon seit einer kleinen Weile hatte es angefangen, so ganz vorsichtig, gleichsam warnend zu schaukeln. Und nun wurde es immer stärker.

Das Fräulein kam die Treppe herunter.

Nun, gnädiges Fräulein, geht es wieder los?

Ich bin nicht seekrank, ich gehe nur hinunter, um mich hinzulegen, damit ich es nicht werde.

Der Oberlehrer brachte sie hinunter, kam aber bald zurück.

Sie werden nicht seekrank, Herr Oberlehrer?

*) Vgl. Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau Nr. 249, Jahrgang 1907 den Aufsatz „Ein vergessenes deutsches Land, Bild aus dem deutschen Osten".

Ich! Ein alter Nordlandfischer! Ach nein!

Es wurde bald lästig, umherzugehn, so setzten sie sich denn jeder in einen bequemen Stuhl auf dem Achterdeck.

Also Sie wollen sich dem Mittelalter widmen? Hm, ja! Das interessiert mich im höchsten Grade, das Mittelalter! Ja, da läßt sich etwas machen!

Ja, hierzulande ist darin fast noch nichts geleistet worden!

Nun nun, etwas ist denn doch geleistet worden, Sie dürfen nicht vergessen ...

Nein, natürlich. Verzeihen Sie — aber da ist es wieder, ich meine es ja nicht so ...

Sie müssen mir etwas darüber erzählen, wie Sie die Sache anzugreifen denken, es interessiert mich so außerordentlich.

Hm, ja — ich bin mir auch noch nicht ganz klar darüber. Aber seit meiner Knabenzeit habe ich eine so brennende Lust zum Mittelalter gehabt, ach, so große Pläne hatte ich damals! Jetzt freilich fasse ich die Sache weniger hitzig an — nach dem Examen im vorigen Jahre bin ich nur gereist. Zuerst mit einem Frachtschiff bis Bombay, dann eine Spritztour durch Vorderindien und ein wenig nach Hinterindien hinein, nach Singapore und Batavia. Das tat ich hauptsächlich, um mich nach der Examenarbeit zu erholen.

Gewiß außerordentlich interessant?

Ach! Durch das Rote Meer, wissen Sie, der eignen heimatlichen Welt den Rücken zugewandt, und hinab zu einer andern, einer unbekannten, gewaltigen, mit Kalkutta als Zentrum, so wie Paris unser Zentrum ist, und London — ah! Und dabei kostete es mich nichts! Als ich wenigstens die Verpflegung bezahlen wollte, nahmen sie nichts, und ich hatte doch tausend Kronen von einer alten Tante geerbt. In Brindisi ging ich an Land und fing von unten auf mit Europa an.

Bis Rom?

Nein, denken Sie nur — nein, ich war nicht in Rom!

Nicht in Rom?

Ich reiste durch ganz Italien und bis München durch — in einer Tour!

Sie haben sich Italien nicht angesehen! Und Sie wollen das Mittelalter ergründen!

Ich hatte nicht den Mut, Herr Oberlehrer! Ich fuhr durch Italien wie durch ein Feuer, das braunte. Es war zu früh. Und die Zeit war zu kurz. Nein, Rom und Italien, das kommt in ein paar Jahren, wenn ich finde, daß ich etwas kann, etwas von den Fundamenten verstehe! Sie waren in Rom, Herr Oberlehrer?

Ach ja, in meiner Jugend.

Seitdem nicht wieder?

Der Alte legte die Hand über das Gesicht und sagte:

Mein Gott, nein!

Ja, dahin will ich natürlich. Ich will einige Jahre dort wohnen.

Je länger um so besser! Vergessen Sie das nicht!

Ja, natürlich. In zwei Jahren bekomme ich ein Stipendium. Bis dahin will ich in der Heimat graben. Dann muß ich nach Holland und Belgien ...

Und nach England!

Selbstverständlich!

Aber Italien, Italien! Das Mittelalter, sehen Sie, mag es nun unser heimatliches in Norwegen oder wo sonst in der Welt sein, erst in Italien lebt man im Mittelalter, eignet sich seine tiefe Stimmung an — namentlich in Rom, in Siena, und an Assisi darf man nicht vorüberreisen, sehen Sie, Assisi, mit Franziskus und Cimabue und Giotto ...

Die Stunden gingen an dem schönen grauen Sommertag über den Foldenfjord dahin mit verschleierter Sonne und glitzernden, hohen Nordmeerwogen draußen am offnen Horizont. Und Oberlehrer Hauk paffte seine lange Pfeife und erzählte von Assisi und Franziskus und Cimabue und Giotto, von den Ebenen Umbriens, die er in seiner Jugend bis Perugia durchwandert hatte, und Sven Bugge saß da und lauschte mit seinem wunderlichen, scharfen Blick ganz still.

* * *

Es war gedrängt voll von Passagieren auf dem Schnelldampfer, aber Oberlehrer Hauk und seine Tochter hielten sich exklusiv für sich, zusammen mit dem jungen Kandidaten Bugge. Im Laufe des zweiten Reisetags hatte sich die Freundschaft ganz befestigt, und Svend Bugge fürchtete nicht mehr, zu stören oder aufdringlich zu sein. Der alte Pädagog war ganz glücklich. Seine Augen strahlten, mochten sie nun mit Stolz und unsagbarer Zärtlichkeit auf der Tochter ruhen, oder mochte er Svend Bugges jugendliche Ausgiebigkeit auf sich herabregnen lassen. Er war selbst auf seine ein wenig drollige Weise ein vorzüglicher Erzähler, und das wunderbare Küstenland, an dem sie entlang fuhren, wurde ihnen nahe, wurde lebend durch seine Schilderung von dem Leben und den Taten der Menschen dadrinnen, er kannte das alles aus und ein von seiner Kindheit und Jugend her.

Als sich der Abend des zweiten Tages neigte, wich der Wolkenschleier, und die Sonne flammte im Nordwesten auf. Das Schiff glitt zwischen den Sunden dahin mit gedämpftem Widerhall an den kühlen hellgrünen Felswänden, die mit kleinen Birken und kleinen Häusern bestanden waren. Leise plätscherten die Kielwasserwellen auf den weißen Strandlinien. In tieferm und tieferm Gold erglühten die Zinnen dadroben mit schneeweißem Aufleuchten dazwischen.

Auf dem Achterdeck und dem Promenadendeck saßen die Passagiere gruppenweise, alle gefesselt von den vorübergleitenden Bildern. Die Gespräche wurden leise, fast flüsternd in allen Sprachen geführt. Eine Schar Möwen flatterte über dem Kielwasser mit Gurren und Geschrei und tauchte ihre weiße Brust und die Schwingen in den Meeresschaum.

Oberlehrer Hauk und seine Tochter weilten allein für sich an der Reeling oben auf dem Promenadendeck. Sie hatten jetzt lange geschwiegen und saßen beide da und sahen in die Ferne.

Zwei Stunden nach Mitternacht würden sie am Ziele sein.

Der Oberlehrer streichelte seiner Tochter Hand, die auf der Lehne des Korbstuhls lag.

Ja, nun wird sich die Mutter freuen, Benny!

Ach ja! — die Mutter!

Sie schwiegen wieder. Dann fragte sie: Mutter ist doch ganz wohl jetzt?

Ach ja! Man kann es wohl sagen, gottlob! So gesund, wie Mutter werden kann. Sie ist ja so zart.

Aber in allen ihren letzten Briefen war sie so zufrieden ...

Du weißt, Mutter klagt nie.

Nein.

Sie ist eine Heldin, Kind! Eine Heldin!

Ach, wie herrlich, wieder nach Hause zu kommen und ihr zu helfen!

Ja, Gott segne dich, Kind! Du wirst mit Sehnsucht erwartet. Und nun freut sich die Mutter!

Er fuhr fort, ihre Hand schweigend zu streicheln, während er über die Reeling hinaussah. Lange. Auf seinem Gesicht blieb das Lächeln liegen wie ein Wider-

schein des Gedankens: Nun freut sich die Mutter! Und Benny saß da und sah ihn an mit unbewußten Tränen in den großen, warmen Augen.

Verzeihen Sie! Svend Bugge nahm die Mütze ab. Der Steward folgte ihm mit einem Teebrett. Darf ich den Herrschaften nicht ein Glas Rheinwein anbieten, da Sie ja doch aufbleiben wollen! Er war ein wenig geniert.

Nein nein nein! Wollen Sie uns traktieren!

Ja — Hm, es war eigentlich so eine Art Vorwand — die Stunden, die wir noch vor uns haben, hier sitzen zu dürfen ...

Vielen Dank! Ja, herzlichen Dank! Aber ich saß hier eben und dachte darüber nach, wie ich Sie wohl finden könnte, denn ich wollte ja ...

Sie sind bisher immer der Wirt gewesen, Herr Oberlehrer, da finde ich, darf ich auch einmal ... Svend Bugge schielte ein wenig mißtrauisch zu Fräulein Benny hinüber, ihr Lächeln beruhigte ihn aber.

Der Wein wurde eingeschenkt, und man stieß auf den schönen Abend an. Aber Svend Bugge war nervös und schweigsam, seine arme Reisemütze war in beständiger Bewegung.

Ja, wir haben eine gemütliche Reise miteinander gehabt! sagte Oberlehrer Hauk.

Ich kann Ihnen nicht genug danken! sagte Svend Bugge.

Ich denke, wir haben zu danken, Benny, nicht wahr?

Benny erhob das Glas und sah Svend Bugge offen und warm an. Dann schwiegen sie alle eine Weile.

Da ist etwas — sagte endlich Svend Bugge — da ist etwas, wonach ich Sie gern fragen möchte ...

Nun? Der Oberlehrer wandte sich ihm freundlich zu.

In dieser Stadt hier, wo Sie also aussteigen, ist da — gibt es da ein Hotel, wo man als Fremder einkehren kann?

Natürlich gibt es da Hotels!

Die Sache ist nämlich die, daß ich eine so wahnsinnige Lust habe, noch ein wenig mit Ihnen zusammen zu sein ...

Lieber junger Freund!

Aber ich möchte ja auch nicht aufdringlich sein — und dann — ja, dann ... Svend Bugge schob die Mütze ganz in den Nacken und beugte sich energisch vornüber: Dann wollte ich Sie bitten, mir ganz offen zu sagen, ob Sie es aufdringlich finden — und unangenehm und sozusagen — unbescheiden, wenn ich Sie um Erlaubnis bitte, in Ihrer Nähe sein zu dürfen ... in einem solchen Hotel also — und Sie zuweilen zu sehen ...

Lieber lieber Freund, Sie könnten mir keine größere Freude machen! Oberlehrer Hauk erhob das Glas. Svend Bugge erhob das seine und lächelte, jetzt noch mehr geniert des Weines wegen, mit dem er die beiden traktiert hatte, als falle gerade jetzt ein besonders komisches Licht darauf.

Auch Benny nahm ihr Glas und sagte lächelnd: Ich kann wirklich nicht einsehen, wer Ihnen verbieten sollte, in dem Hotel in der Stadt zu wohnen, solange Sie wollen!

Der Oberlehrer lachte ebenfalls. Svend Bugge nahm die Mütze ganz ab und strich sich über die Stirn. Er hatte seine gute Laune wiedergefunden und stimmte in das Lachen ein.

Nein, ich will Ihnen nämlich sagen, ich reise ja ohne irgendeinen andern bestimmten Plan, als diese Gegend hier zu sehen. Und dann — ja, das ist eigentlich erst über mich gekommen, seit ich Sie traf, und Sie so überaus gut

gegen mich waren — es wird nun sonderbar trübselig für mich sein, so allein weiter zu reisen! Seit vierzehn Monaten habe ich ja nicht einen einigermaßen bekannten Menschen getroffen! Und Sie, Herr Oberlehrer, kenne ich doch gewissermaßen alle die Jahre, die ich zurückdenken kann! Ja, so ist es. Es mag närrisch klingen. Aber das kommt wohl zum Teil von Ihrer Weltgeschichte — und von Rektor Holst ...

Sie sollen uns herzlich willkommen in unserm Heim sein. Wären wir in der Lage gewesen, würden wir Sie gebeten haben, bei uns zu wohnen, aber der Platz ...

Ach nein, ich will ja auch nicht unbescheiden sein! Aber wenn ich nur ein wenig mit Ihnen zusammensein darf, ich — ich kenne so schrecklich viel von Ihnen — und es ist ja noch ein ganzer Monat, bis die Ferien aus sind!

Es ging stark auf Mitternacht. Der Oberlehrer ging hinunter, um seinen Tabakbeutel zu holen, und die beiden jungen Leute blieben schweigend sitzen. Er betrachtete ihr Gesicht, das sie ihm im Profil zuwandte, indem sie zu den Bergen hinüberstarrte. Sie hatte lange so gesessen, ganz dem Gespräch entrückt, plötzlich war sie aufgestanden, um hinüberzuspähen.

Sind Sie eigentlich Benny getauft?

Sie fuhr in die Höhe, sah ihn einen Augenblick fragend an, lächelte dann und sagte:

Ich habe den lächerlichsten Namen von der Welt. Ich bin Benjamine getauft!

Dann sind Sie nach jemand genannt?

Nein, nicht daß ich wüßte.

Also nur „meiner Freude Tochter"!

Ja, das muß es wohl sein, nehme ich an, und Mutter war mehrere Jahre verheiratet gewesen, ehe ich geboren wurde.

Und Sie sind die Älteste?

Ja, wir sind nur zwei. Julius, mein Bruder, ist viel jünger als ich, er ist erst zwölf Jahre.

Und nun sind Sie in Lausanne und in Paris gewesen und haben Weisheit und feine Manieren gelernt?

Was die Manieren anlangt, so könnte Ihnen ein Kursus auch nicht schaden!

Finden Sie das?

Ach ja — eine ganze Menge Weisheit können Sie übrigens auch noch brauchen.

So—o?

Die wahre Weisheit macht sich nämlich nicht wichtig.

Ich möchte wohl wissen, wer sich wichtiger macht, Sie oder ich!

Ach — Sie. Ich finde, daß Sie ein bißchen eingebildet sind.

Ich verstehe Sie ganz gut! Das ist meine Strafe, weil ich mich Ihnen aufgedrängt habe und mit Ihnen an Land gehen will ...

Lieber Herr Bugge! Sie drängen sich doch mir nicht auf! Halten Sie sich nur an Vater, denn dann sind Sie wirklich ganz erträglich.

Er ist ein herzensguter Mann.

Ja, das ist er — Sie müssen wissen — Ach, da sieht man die Stormaasspitze — ach nein — Vater! Sie sprang auf und sah die Treppe nach ihm hinunter und lehnte sich dann über den Rand des Verdecks.

Gleich darauf kam der Oberlehrer und ging zu ihr hin. Svend Bugge hielt sich zurück. Man hatte noch eine Stunde bis zum Ziel der Reise. Endlich ging er hinunter, packte seinen Handkoffer, bezahlte und löste ein Billett.

Als er wieder hinauf kam, ertönte die Dampfpfeife. Der Oberlehrer und Benny kamen vom Promenadendeck herunter.

Wir sind da! rief sie und lief an ihm vorüber.

Sie glitten in die kleine Stadt hinein, die so ruhig in der Mitternachtssonne schlief unter dem grünen Berghang mit dem Birkenwald und den zierlichen Villen. Die Maschine gab das Signal zu stoppen. Verschlafne Passagiere mit ihren Koffern tauchten auf. Benny und der Oberlehrer standen über die Reeling gebeugt und winkten.

Auf dem Quai war eine Handvoll Leute versammelt. Dahinter hielten eine Schubkarre und ein Arbeitswagen. Ein wenig von der Menge abgesondert stand eine große schwarze Dame mit einem Jungen neben sich. Sie beantworteten das Winken.

Es klirrte und klingelte. Der Propeller donnerte und bakte. Taue wurden am Deck entlanggezogen, Kommandorufe ertönten oben von der Brücke.

Mutter! Mutter! Guten Tag, Mutter! rief Benny, aber ihre Stimme wurde von Weinen erstickt. In demselben Augenblick, wo die Landungsbrücke an Bord gelegt wurde, war der halbwüchsige Junge hinüber und lag in Bennys Armen. Der Knabe war lang und aufgeschossen mit einem weichen Gesicht und großen, unbeschatteten Augen. Er nahm ihr Handgepäck, und sie selbst sprang über die Brücke und fiel der großen, schwarzen Dame um den Hals.

Der Oberlehrer kam hinterdrein. Es herrschte ein Gedränge auf der Landungsbrücke von denen, die an Land wollten, und von denen, die sich an Bord drängten.

Svend Bugge stand auf dem Achterdeck und beobachtete die Familienszene auf dem Quai mit Spannung. Der Oberlehrer stand lächelnd und nickend hinter Benny. Die große Dame befreite sich bald aus ihren Umarmungen und streichelte ihr die Wangen. Dann reichte sie dem Oberlehrer die Hand.

Sie war ungewöhnlich mager und lang. Sie trug einen glatten schwarzen Rock und über den Schultern eine Mantille. Das Asketische, das über der ganzen Gestalt lag, triumphierte in dem magern Gesicht mit den beiden fast unheimlich großen Augen, unbeschattet wie die des Sohnes und seltsam scharf trotz der blaßblauen Farbe. Die Ähnlichkeit mit Benny war auffallend, wenn auch zwei Gesichter kaum Zeugnis von einer größern Verschiedenheit der Seele ablegen konnten. Und der Unterschied lag in den Augen. Bennys waren auch groß wie die der Mutter. Aber sie hatten den warmen Glanz der Augen des Oberlehrers unter den dunkeln starken Brauen.

Als Frau Hauk jetzt lächelte, hatte sie einen Ausdruck des Leidens. Und als sie sich von Benny umarmen ließ, geschah es mit einem sonderbaren Zurückhalten des eignen Selbst. Sie war so gerade, daß es fast aussah, als habe sie kein Gelenk in ihrem Körper.

Endlich überschritt auch Svend Bugge die Landungsbrücke, den Koffer in der einen Hand, die Plaidrolle in der andern. Er blieb stehn und wartete, während Fräulein Bennys Gepäck auf den Arbeitswagen geladen wurde.

Nein nein nein! wir vergessen ja . . .! Oberlehrer Hauk wandte sich um und gewahrte Svend Bugge. Sieh hier, Juliane, unser lieber Reisekamerad, Kandidat Bugge — meine Frau! Herr Bugge geht mit uns an Land; ich habe ihm gesagt, daß wir ihn gern beherbergt haben würden, wenn wir Platz gehabt hätten . . .

Svend Bugge verneigte sich tief. Frau Hauk sah ihn an, grüßte und lächelte müde, als seien ihre Kräfte erschöpft, als sei sie nicht, wie sie es gern gewollt hätte, imstande, weitere Opfer zu bringen.

Ich will mit Ihnen nach dem Hotel gehn, sagte der Oberlehrer, aber nein da ist ja unser guter Arstad, der Portier des Hotels.

Er wurde von seinem Gepäck befreit.

Das Hotel ist hier ganz in der Nähe ...!

Er verneigte sich wieder.

Adieu! sagte Benny und gab ihm die Hand. Und noch vielen Dank für die angenehme Reisegesellschaft! Und auf Wiedersehen morgen bei uns!

* * *

Svend Bugge lag in seinem Hotelbett.

Er dachte an tausenderlei Dinge, völlig wach, wie er war. Aber wieder und wieder kehrten zwei Beobachtungen in sein Bewußtsein zurück, alles andre verdrängend: Frau Hauk hatte ganz eigentümliche Augen, und des Oberlehrers Stimme hatte plötzlich Klang und Charakter verändert, sobald er an Land gekommen war. Sie war sanft und vorsichtig, fast ängstlich vorsichtig — wie in einem Krankenzimmer. Und in allem, was er sagte, lag gewissermaßen eine Entschuldigung, als bitte er um Erlaubnis.

Ausgesprochner Pantoffelheld!

Er hatte den blassen Jungen begrüßt und ihn gefragt, wie er heiße. Julius Hage Hauk, hatte er geantwortet.

Er war also nach dem Großvater genannt.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 13. September 1908

(Zur Reichsfinanzreform. Der Stand der Marokkofrage.)

Über die Reichsfinanzreform ist in der vergangnen Woche die erste halbamtliche Mitteilung erschienen. In der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung sind die Grundzüge der Reform, soweit sie jetzt feststehn, in einem längern Artikel dargelegt worden. In gewissen Punkten ist freilich die allgemeine Neugier nicht befriedigt worden: von den einzelnen Steuerprojekten ist in dem halbamtlichen Aufsatz nichts Bestimmtes enthalten. Der Grund ist natürlich darin zu suchen, daß die Entscheidungen der mit den Vorarbeiten betrauten Behörden noch nicht abgeschlossen sind. Auch wäre es nicht zu empfehlen, schon mit Einzelheiten an die Öffentlichkeit zu treten, ehe der Bundesrat sein Wort dazu gesprochen hat. Aber es ist vielleicht aus einem andern Grunde ganz gut, daß in den Auseinandersetzungen über die Reichsfinanzreform die Frage, welche einzelnen Steuern vorgeschlagen werden sollen, zunächst einmal zurücktritt. Denn es mag ja sehr begreiflich sein, daß jeder an erster Stelle gern wissen möchte, wo die Steuerschraube angesetzt werden soll, richtig aber ist es nicht, daß die Erörterungen über die Reform immer nur in Fragen dieser Art stecken bleiben. Es ist die höchste Zeit, daß sich die Aufmerksamkeit der in dem Reformplan enthaltnen Gesamtheit von finanzpolitischen Aufgaben zuwendet. Sonst wiederholt sich immer wieder der Verlauf der Sache, den wir nun schon oft genug erlebt haben.

Das unerfreuliche Bild der bisherigen Reformversuche darf aber nicht wiederkehren. Einsichtige und erfahrne Finanzmänner haben sich redlich bemüht, allen möglichen Einnahmequellen nachzugehn, um endlich das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben des Reichs herzustellen. Der Reichstag aber stellte sich in seiner Mehrheit auf den Standpunkt mittelalterlicher Stände, die die Bewilligung von Geldmitteln für gemeinsame Zwecke als eine dem Staatsoberhaupt erwiesne Gefälligkeit zu betrachten pflegten. Die Regierung erschien als fordernder Teil, während der Reichstag berufen schien, lediglich Sonderinteressen wahrzunehmen. Die erste Arbeit war dann regelmäßig, durch allerlei budgettechnische Kunststücke den wirklichen Geldbedarf rechnungsmäßig so herunterzudrücken, daß nicht die volle Summe bewilligt zu werden brauchte. Dieses Scheinmanöver sollte dann die in der Sache gar nicht vorhandne Sparsamkeit markieren. Der Reichsschatzsekretär sagt beispielweise: Wir brauchen 230 Millionen. Der Reichstag aber macht ein paar elegante Rechenkunststücke und verkündet der Welt: Das ist nicht wahr! Wir brauchen nur 160 Millionen! Dann steht der Schatzsekretär wie ein armer Schächer da, und der Reichstag ist von der Gloriole der Volkstümlichkeit umstrahlt. Nur schade, daß die fehlenden 70 Millionen dann doch in irgendeiner Form früher oder später „gepumpt" werden müssen! Die weitere Arbeit pflegte dann darin zu bestehn, daß die vorgeschlagnen Einnahmequellen einer Kritik unterzogen wurden, aber nicht, wie es berechtigt gewesen wäre, um festzustellen, wie die notwendigen Opfer auf möglichst erträgliche und vor allem gerechte Art gebracht werden könnten, sondern um die Sache für die lautesten Schreier möglichst glimpflich zu gestalten. Immer aber stand nur die Frage der Deckung des augenblicklichen Bedarfs im Vordergrunde, und man gewöhnte sich allmählich daran, die Sache nur von dieser Seite anzusehen.

Und doch ist die Aufgabe eine ganz andre. Das Reich muß in den Stand gesetzt werden, sich ein für allemal die Mittel zu verschaffen, die es zur Erfüllung der ihm nach Verfassung und Reichsgesetzgebung zufallenden Pflichten braucht. Wenn auch kein Gemeinwesen dem Grundsatz einer guten Privatwirtschaft folgen kann, die Ausgaben nach dem Stande der Einnahmen einzurichten, vielmehr umgekehrt die Beschaffung der Einnahmen dem Ausgabebedarf anpassen muß, so ist doch dieser Ausgabebedarf selbst nichts Willkürliches, sondern durch Interessen bestimmt, die mit dem Nationalwohlstande — also der Grundlage aller Einnahmequellen — in engem Zusammenhange stehn. Es ist also zwar richtig, daß in der Finanzwirtschaft des Staats zunächst die Frage gestellt wird, was notwendig ausgegeben werden muß, um dann das dafür notwendige Geld zu schaffen, aber bei der Bewilligung der Ausgaben darf doch der Überblick über die gesamten volkswirtschaftlichen Wirkungen solcher Beschlüsse nicht verloren gehn. Und deshalb muß die Verantwortung für die Ausgaben und für die Verfügung über die Einnahmequellen stets so in einer Hand liegen, daß ein wirklicher innerer Zusammenhang hergestellt werden kann.

Daran hat es bisher im Reiche gefehlt. Die Einnahmequellen, über die das Reich unmittelbar verfügte, haben seit vielen Jahren nicht mehr ausgereicht, den Ausgabebedarf zu decken. Das Reich hatte also eigentlich seit Jahren stets ein Defizit, nur war es ein verfassungmäßig sanktioniertes Defizit, insofern als die Einrichtung der Matrikularbeiträge verhinderte, daß es ein formelles Defizit im finanztechnischen Sinne wurde. Die Finanzwirtschaft des Reichs bestand also im wesentlichen darin, daß über die eignen Einnahmen hinaus Ausgaben bewilligt wurden, worauf dann die Einzelstaaten für den Riß einzustehn hatten. Ja dieses im Kern ungesunde Verhältnis wurde lange Zeit hindurch künstlich herbeigeführt, als das Zentrum aus

parteipolitischen Gründen in der clausula Franckenstein eine Einrichtung geschaffen hatte, die das Reich zwang, selbst in der Zeit, als seine eignen Einnahmen noch zur Bestreitung der Ausgaben ausreichten, auf einen Teil dieser Einnahmen formell zu verzichten, um sie in Gestalt von Matrikularbeiträgen — zuerst größtenteils, später vollständig — von den Einzelstaaten wieder zu empfangen. Das Zentrum hat diese Politik, die eignen Einnahmen des Reichs der freien Verfügung zu entziehn, um die Reichsfinanzen immer mit der Finanzwirtschaft der Einzelstaaten zu verquicken, bis in die neuste Zeit fortgesetzt. Denn noch die Reform des Zolltarifs mußte die Gelegenheit geben, einen Teil der Einnahmen für die Zwecke der künftigen Witwen- und Waisenversicherung festzulegen. Ein Schulbeispiel für die Popularitätshascherei einer Partei durch Vorschieben einer sozialen Forderung zur Unzeit, wobei wichtigere Forderungen einer verständigen Finanzpolitik in die Brüche gehn. Nicht minder hat auch der liberale Doktrinarismus auf diesem Gebiete gesündigt. Denn er versperrte durch seine Übertreibungen in der Verurteilung der gerechtesten und einträglichsten indirekten Steuern dem Reich gerade die Einnahmequellen, auf die es angewiesen ist. Aus allen diesen Auffassungen erwuchsen der Reichsfinanzreform Hindernisse; denn wenn es auch gelang, einige neue Steuern ausfindig zu machen, so deckten sie doch im günstigsten Falle nur den augenblicklichen zufälligen Bedarf, während der eigentliche Zusammenhang zwischen Ausgabenbewilligung und Einnahmenbeschaffung nach wie vor fehlte.

Jetzt soll nun zum erstenmale System in die Finanzwirtschaft des Reichs gebracht werden. Der halbamtliche Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung stellt dies mit aller Schärfe und Deutlichkeit in den Vordergrund. Man empfindet es allerdings als eine dringende Notwendigkeit, daß mit Bestimmtheit ausgesprochen wird, wie wenig die Aufgabe der Reform durch das Aufsuchen neuer Einnahmequellen erschöpft wird. Gegenüber der sich schnell steigernden Schuldenzunahme ist — so heißt es in dem Artikel — „eine Stabilisierung des Anleihewesens und des Kursstandes eine unbedingte Verpflichtung der Reichspolitik. Die Einleitung einer stetigen Schuldentilgung sowie Vorkehrungen gegen weitere Vermehrung der Schulden für unproduktive Anlagen müssen daher im Vordergrunde der Reform stehen."

Die Zunahme unsrer Reichsschulden hat man freilich im Auslande — und leider infolge tendenziöser Darstellung auch hier und da im Inlande — unter einem falschen Gesichtspunkt beurteilt. Man hat daraus auf einen Rückgang unsrer Volkswirtschaft geschlossen. Besonders in Frankreich und England liebäugelt man förmlich mit dem Gedanken, daß die finanziellen Lasten, die wir infolge unsrer militärischen Rüstung und infolge des angestrengten Wettbewerbs mit andern Weltmächten tragen, uns ruiniert haben. Nach dieser Ansicht müßte das deutsche Volk über kurz oder lang völlig zusammenbrechen. Wer sich dieser Hoffnung getrösten zu können glaubt, wird allerdings eine starke Enttäuschung erleben. Diese Bedeutung haben die zunehmenden Schulden des Reichs ganz und gar nicht. Denn sie sind noch immer, und selbst bei weiterm, reichlichem Anwachsen, vollauf gedeckt durch das Nationalvermögen und die Aktiven des Reichs. Darüber haben die Grenzboten vor nicht langer Zeit zuverlässiges Material mitgeteilt. Die Finanzkraft des deutschen Volks ist also keineswegs erschöpft. Dennoch sind die zunehmenden Schulden ein Übel, weil ihre Verzinsung eine unnötige Ausgabenlast schafft, und weil von ihnen eine Beeinträchtigung des nationalen Kredits ausgeht. Weiter wird mit Recht auch das Sinken des Kursstandes infolge Überlastung des Kapitalmarktes hervorgehoben, mit allen den Schädigungen der Volkswirtschaft, die daraus hervorgehn.

Die Aufgabe einer planmäßigen Schuldentilgung setzt ein dauerndes Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben voraus. Es ist aber erfreulicherweise

nicht nur von Erhöhung der Einnahmen, sondern auch von Einschränkung der Ausgaben die Rede. Das wird große Schwierigkeiten haben, und man kann sich nicht wundern, daß diese Ankündigung zwar freudig begrüßt, aber auch mit starken Zweifeln begleitet wird. Man sollte meinen, auf Sparsamkeit habe doch der Reichstag bisher zur Genüge gedrückt. Aber trotzdem hat sich manche Luxusausgabe eingeschlichen, namentlich in Bauten und öffentlichen Arbeiten des Reichs, und es verdient immerhin Zustimmung, daß hier der Versuch gemacht werden soll, überflüssigen Aufwand zu vermeiden. Wichtiger noch ist die zum erstenmale von amtlicher Seite unumwunden anerkannte Notwendigkeit einer Verwaltungsreform, die den übergroßen bureaukratischen Apparat einschränken und dadurch Ersparnisse möglich machen soll. Hier öffnet sich ein überaus weiter Ausblick. Die Reichsfinanzreform würde auf diese Weise den Anstoß zu Verbesserungen in unserm Staatswesen geben, die in unsrer Zeit von außerordentlicher Bedeutung sind. Sie würden dazu beitragen, die Staatseinrichtungen dem Verständnis der im praktischen Erwerbsleben stehenden Bürger näher zu bringen, ihm den Staat ohne Perücke und Zopf zu zeigen. Dezentralisation der Verwaltung und Anpassung der Formen des Geschäftsverkehrs der Behörden an die des modernen Verkehrs können große Ersparnisse herbeiführen, wenn sie mit der Entschiedenheit durchgeführt werden, die zur Überwindung alter Vorurteile und Gewohnheiten gehört.

Erst an letzter Stelle ist von der Vermehrung der Einnahmen durch Steuererhöhungen die Rede. Hierbei können freilich nur die Hauptgrundsätze in allgemeinen Umrissen angegeben werden, aber es ist doch erkennbar, worin der Schwerpunkt der Besteuerung liegen wird. In dem Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung heißt es, es werde „der Massenkonsum gewisser Genußmittel, wie in andern Ländern, mit starken Abgaben herangezogen werden müssen“. Das konnte erwartet werden; ohne diese Besteuerung wäre jede Finanzreform ein Fehlschlag gewesen. Entschieden und deutlich abgelehnt wird der Gedanke einer direkten Reichseinkommen- und Vermögenssteuer; nur der Ausbau der Erbschaftssteuer kann an die Stelle dieser Belastung treten. Auch nach der Seite ist Sicherheit geboten, daß der Verkehr nicht belastet werden soll. Die ganz verfehlte Fahrkartensteuer werden wir nun hoffentlich endlich loswerden. Dagegen scheint die Besteuerung von Elektrizität und Gas in ihrer Verwendung zu Beleuchtungszwecken beschlossen zu sein; wenigstens spricht eine Stelle des besprochnen Artikels von „einzelnen charakteristischen Erscheinungen des modernen Aufwands, die eine Steuerbelastung vertragen könnten“.

Endlich ein sehr wichtiger Punkt in dem Reformplan: die Beziehungen des Reichs zu den Einzelstaaten sollen von dem System der alljährlich schwankenden ungedeckten Matrikularbeiträge losgelöst werden. Man will statt dessen eine feste Grundlage herstellen durch „die Einführung eines beweglichen, jeweilig für eine Reihe von Jahren neu festzustellenden Faktors unter die Einnahmen“. Damit bleibt der Grundsatz bestehn, daß die Einzelstaaten für die Ergänzung der Reichsfinanzen aus ihren eignen Mitteln aufzukommen haben, und da diese Beiträge der Einzelstaaten innerhalb ihrer eignen Finanzwirtschaft in der Hauptsache aus direkten Steuern aufgebracht werden müssen, so läuft das in der Sache auf dasselbe hinaus, als wenn das Reich selbst eine Zuschlagsteuer auf Einkommen und Vermögen erhöbe, nur mit dem Unterschiede, daß eine wirkliche Reichssteuer, die in die Finanzhoheit der Einzelstaaten eingreift und die Verschiedenheit in den steuerpolitischen Einrichtungen dieser Staaten nicht genau berücksichtigen kann, sehr viel härter und drückender empfunden werden würde. Wenn aber die Einzelstaaten auch künftig wie bisher zur Reichskasse beisteuern sollen, so soll doch das Reich in der Erhebung dieser Beiträge an bestimmte Normen gebunden werden, und hoffentlich läßt sich

ein Weg finden, daß dabei die finanzielle Leistungsfähigkeit der Einzelstaaten in geeigneter Weise zur Geltung kommt.

Man darf also mit den Grundzügen der Reichsfinanzreform, soweit sie bis jetzt festgelegt sind, einverstanden sein. Hoffentlich findet das mühsame Werk nun die ehrliche Unterstützung und Mitarbeit aller Parteien, die den Ernst der Lage erfaßt und die Dringlichkeit des Reformwerks eingesehen haben.

In der Marokkofrage sehen wir zurzeit noch der Übergabe der spanisch-französischen Note zu der Frage der Anerkennung Mulei Hafids entgegen.*) Es hat sich also seit einer Woche nichts Wesentliches geändert. Die französische Presse grollt noch über die deutsche Note, aber das hat insofern nichts zu bedeuten, als sich dieser Groll auf falsche Voraussetzungen stützt, und es ist nicht anzunehmen, daß den Besprechungen zwischen der deutschen und der französischen Regierung dieselben falschen Voraussetzungen zugrunde gelegt werden. Deshalb ist auch die Freude der französischen Blätter über die neue Isolierung Deutschlands verfrüht. Nicht einmal darüber, daß in den leitenden politischen Kreisen Österreich-Ungarns vielleicht eine Zeit lang Mißverständnisse über die Auffassungen und Ziele Deutschlands bei Überreichung der letzten Note geherrscht haben, wird man sich lange freuen können. Denn die Sache liegt so einfach, daß einige Besprechungen und Verhandlungen klar machen müssen, warum Deutschland als in Marokko nächst Frankreich und Spanien am meisten interessierte Macht Europas so und nicht anders vorging. Daß die Gelegenheit von dem uns unfreundlich gesinnten Teil der europäischen Presse benutzt wird, gegen Deutschland zu hetzen, kann auf uns unmöglich noch Eindruck machen. Denn das geschieht immer, was wir auch tun mögen. Und wenn wir gar nichts tun, so wird etwas erlogen, was wir angeblich getan haben sollen, auch wenn es etwas so unsinniges ist, daß es kein vernünftiger Mensch glauben kann. Interessant ist nur in einigen französischen Blättern, daß der Deutsche Kaiser, dessen Friedenskundgebungen man doch nicht gut beiseite räumen kann, gegen den streitlustigen und Frankreich unfreundlich gesinnten deutschen Reichskanzler ausgespielt wird. Damit hat man die Sache auf eine bequeme Formel gebracht. Nur wird uns nicht auseinandergesetzt, wie sich das alles mit den früher in der französischen Presse so eifrig gepflegten Phantasien über das persönliche und absolute Regiment Wilhelms des Zweiten zusammenreimt. Es ist doch eine merkwürdige Sache, daß ein angeblich so selbstherrlicher Kaiser, dem man jetzt doch endlich — es war nämlich nicht immer so! — zugibt, daß er den Frieden will, einen leitenden Staatsmann neben sich haben soll, der eine ganz entgegengesetzte Politik betreibt. Aber nach Logik und Zusammenhang fragt man an den Stellen recht wenig, wo es nur darauf ankommt, Deutschland als den Popanz in der europäischen Politik hinzustellen.

Koloniale Rundschau

Berlin, 15. September 1908

Dernburgs Heimkehr von seiner zweiten Afrikafahrt kann glücklicherweise mit freundlichern Gefühlen begrüßt werden als seine Abfahrt. Mußte man doch befürchten, daß ihn auch in Südwest seine immerhin noch junge koloniale Erfahrung verführen würde, die Wünsche und Ratschläge der alten Ansiedler beiseite zu schieben und seine eignen Anschauungen durchzusetzen. Ein schlimmer Konflikt wäre unausbleiblich gewesen, um so mehr, als in kolonialen Kreisen die offen gezeigte Mißstimmung der Ostafrikaner nicht ohne Eindruck geblieben ist. Die Stellungnahme

*) Inzwischen ist am 14. September diese Note von dem französischen und dem spanischen Geschäftsträger überreicht worden.

Dernburgs zu verschiednen Grundfragen der Kolonialpolitik hatte jedenfalls viele seiner frühern begeisterten Anhänger stark enttäuscht und ihm mehr Gegner geschaffen, als er wohl selbst ahnt, nicht zum wenigsten bei den Kolonisten selbst. Bedauerlicherweise, denn jedem Kolonialfreund muß es ein schmerzlicher Gedanke sein, daß gerade der Mann, der die koloniale Sache in Schwung gebracht hat, so sehr die Fühlung mit den Trägern der wirtschaftlichen Kolonialpolitik verlieren sollte. So sehr, daß man in Südwest dem Besuch des obersten Kolonialbeamten mit unverhehltem Mißtrauen entgegensah.

Doch er hat vieles wieder gut gemacht und hat es trefflich verstanden, die aufgeregten Südwestafrikaner zu beruhigen, indem er mit viel Wohlwollen auf ihre Wünsche einging und ihrer Erfahrung und Tüchtigkeit volle Anerkennung zuteil werden ließ. Die südwestafrikanische Presse, die vordem schier vor dem Staatssekretär und seiner für jeden braven Kolonialen gefährlichen Dialektik gewarnt hatte, spricht sich jetzt sehr befriedigt und hoffnungsvoll über den Dernburgbesuch aus. Und sie gibt damit offenbar der allgemeinen Stimmung drüben Ausdruck. Staunend und erleichtert haben wir zu Hause von dem Umschwung vernommen, staunend und hoffnungsvoll werden namentlich unsre ostafrikanischen Landsleute den nächsten Reichstagsverhandlungen entgegensehen, die uns hoffentlich den formellen Ausgleich der Mißstimmung der verflossenen Monate bringen werden. Wenn wir sagten, daß man, nach der südafrikanischen Presse und zahlreichen brieflichen Äußerungen zu schließen, drüben von Dernburgs Haltung sehr befriedigt sei, so läßt sich doch ein gewisser Unterton nicht verkennen. Nach der ersten Begeisterung über den entgegenkommenden und freundlichen Staatssekretär kommt eben unsern Landsleuten so allmählich zum Bewußtsein, daß der Staatssekretär im Grunde genommen nichts Bindendes versprochen hat, nach Lage der Sache auch nicht versprechen konnte. Was hat nun den Stimmungsumschwung zustande gebracht? Vor allem wohl seine neue Stellungnahme zur Eingebornenpolitik, sein nach den ostafrikanischen Erfahrungen nicht erwartetes freundliches Eingehen auf die ziemlich weitgehenden Wünsche unsrer Südwestafrikaner. Erwartete man doch nach seinen Äußerungen auf der Reise einen negrophilen Staatssekretär, der sofort mit den scharfen Maßnahmen Herrn von Lindequists zur Kontrolle der Eingebornen aufräumen würde. Da entpuppte sich Dernburg als ein Anhänger dieser zwar harten aber gerechten Eingebornenpolitik und nahm sogar die Urheberschaft der Lindequistschen Eingebornenverordnungen für sich in Anspruch, von denen man seither glaubhaft gemunkelt hatte, sie hätten seinerzeit ganz und gar nicht den Beifall Dernburgs gefunden. Habeat sibi. Jedenfalls hat Dernburg damit bewiesen, daß er sehr wohl für die Politik der harten Hand unzuverlässigen Eingebornen gegenüber Verständnis haben kann. Uns scheint daher die Zeit nicht mehr ferne, wo er dem Herrenstandpunkt auch in den andern Kolonien, namentlich Ostafrika, nicht nur aus politischen, sondern auch aus wirtschaftlichen Gründen Geltung verschaffen wird. Doch davon weiter unten. Die Stellung, die der Staatssekretär in der südwestafrikanischen Eingebornenfrage eingenommen hat, muß entschieden als verständig bezeichnet werden. Die nach seinem neusten Bekenntnis als Dernburg-Lindequistsche zu titulierenden Verordnungen sollen bis auf weiteres bestehn bleiben. Dernburg hält den Eingebornen gegenüber eine „tüchtige Probezeit" für sehr angebracht. Nach den bestehenden Verhältnissen werden diese in der Zwischenzeit stramm arbeiten müssen, um existieren zu können, und sich so hoffentlich davon überzeugen, daß sie sich durch nützliche Tätigkeit mit der Zeit eine bessere Existenz schaffen als durch ihr früheres zügelloses Leben. Eingebornenkommissare, zu denen die Leute Vertrauen haben, werden die Arbeiterverhältnisse regeln und wohl am besten beurteilen können, wenn es eines Tages Zeit ist, den Eingebornen etwas

größere Selbständigkeit zuzugestehen. Also die südwestafrikanische Eingebornenfrage scheint vorläufig zu allseitiger Zufriedenheit erledigt.

Was nun die Selbstverwaltungsbestrebungen unsrer Landsleute anlangt, so konnte sie Dernburg nicht ganz erfüllen. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß sie etwas zu weit gehn. Bekanntlich soll ein Landesrat gebildet werden, eine Art Parlament, das dem Gouvernement zur Seite steht und aus dem Kreise der Mitglieder der Bezirks- und Gemeindekorporationen gewählt werden soll. Wählbar sind erfreulicherweise nur Reichsdeutsche, sodaß der bisherige starke fremdpolitische Einfluß zurückgedrängt wird. Nun stehn unsre Landsleute drüben auf dem gewiß richtigen Standpunkte, daß sie selbst am besten wissen, was dem Lande nottut, und verlangen demgemäß für den Landesrat Beschlußrechte, Einfluß auf die Besetzung der Beamtenstellen und auf die Verwendung der im Etat ausgesetzten Gelder. Und da sich das Gouvernement dagegen ablehnend verhielt, wollen sie nicht mitmachen und lehnen die Beteiligung am Landesrat ab. Wir denken aber, daß es Dernburg gelungen ist, die aufgeregten Südwestafrikaner von dieser Obstruktion abzubringen. Dernburg sagt zutreffend: Selbstverwaltung ist Selbsterhaltung. Bis jetzt ist nur ein ganz kleiner Teil des Landes besiedelt, und die Ansiedler vermögen nur einen minimalen Beitrag zu den allgemeinen Lasten zu leisten. Da das Land demgemäß vorläufig noch vorwiegend von den Zuschüssen des Mutterlandes abhängig ist, so können seine Bewohner auch nicht verlangen, in Verwaltungsfragen, besonders wenn sie finanzpolitischer Natur sind, eine ausschlaggebende Stimme zu haben; dagegen ist gar nichts zu sagen. Aber Dernburg ist unsers Erachtens in der Lage, dafür zu sorgen, daß sich dieses Verhältnis nicht wesentlich zugunsten der Kolonie verschiebt. Gewiß, das Land ist nur zu einem kleinen Teile besiedelt, aber es ist nicht herrenlos. Ein namhafter Teil ist allerdings Regierungsland, aber ein fast ebensogroßes Gebiet ist im Besitz von großen Landgesellschaften. Diesen Gesellschaften ist seinerzeit, als die Regierung nicht wußte, was sie mit dem Lande anfangen sollte, als man dessen Produktionsbedingungen noch nicht recht erkannt hatte, Steuerfreiheit auf eine Reihe von Jahren gewährleistet worden. Sie tragen also nichts zu den allgemeinen Lasten bei, während sie an den Vorteilen der wirtschaftlichen Entwicklung, nicht zum wenigsten in der Form eines unverdienten Wertzuwachses, teilnehmen. Die Regierung wird also dieses Mißverhältnis, das sie durch frühere Unterlassungssünden und mangelnde Voraussicht verschuldet hat, zugunsten der Ansiedler in die Wagschale legen müssen, falls sie nicht Mittel und Wege zu finden vermag, es zu ändern und so eine normale Lastenverteilung herbeizuführen.

Denn im Grunde genommen ist es unhaltbar, daß die wirtschaftspolitische Verantwortung — moralisch wenn auch nicht materiell — auf einer Minderheit ruht, die keinerlei Möglichkeit hat, daran etwas zu ändern. Es liegt uns fern, den Landgesellschaften damit Rechte abzusprechen, die sie rite erworben haben, um so weniger als auch ihnen gewisse Verdienste um die Entwicklung des Landes nicht abzusprechen sind. Aber sie können nicht leugnen, daß sich seinerzeit beim Vertragsabschluß der eine Kontrahent, die Regierung, in einem Irrtum befunden hat, und daß sie selbst gar nicht die Mittel besessen haben, die Pflichten zu erfüllen, die ihren Rechten entsprechen. Sie müssen sich heute klar darüber sein, daß ihre Rechte, die sie gar nicht voll auszuüben vermochten, die Entwicklung des Landes hemmen. Von ihrem Gemeinsinn kann darum erwartet werden, daß sie dieser Entwicklung in geeigneter Weise entgegenkommen. Der Regierung könnte sonst eines Tages nichts andres übrig bleiben, als im Interesse der Allgemeinheit aus ihrer Zurückhaltung herauszutreten und durch Einführung einer allgemeinen Grundsteuer die Gesellschaften entweder zur Übernahme eines Teiles der allgemeinen

Lasten oder zur schleunigen billigen Abgabe und Besiedlung ihres Landbesitzes zu zwingen. Denn der heutige Wertzuwachs ihres Landes steht in keinem Verhältnis zu den Leistungen und Aufwendungen der Gesellschaften. Jedenfalls wird mit der Lösung der Landfrage ein gut Teil der Hindernisse, die einer richtiggehenden Selbstverwaltung entgegenstehn, beseitigt. Unsre südwestafrikanischen Landsleute werden aber bei ruhiger Überlegung einsehen, daß dies einiger Zeit bedarf, und daß sie sich vorläufig mit dem bescheiden müssen, was ihnen jetzt geboten werden kann. Eins nach dem andern!

Der Staatssekretär steht den wirtschaftlichen Aussichten der Kolonie sehr hoffnungsvoll gegenüber und sieht in der zu erwartenden Krise mit Recht nichts als eine selbstverständliche Folge des Krieges. Er hat auch darin ganz recht, daß er Ansiedler und Kaufleute ermahnt, sich nicht allzusehr auf die Hilfe der Regierung zu verlassen, sondern sich auf eigne Füße zu stellen. Durch ein mit Hilfe der Regierung ins Leben zu rufendes Kreditinstitut, das die Kommunen bei Schaffung produktiver Anlagen und die Genossenschaften der Ansiedler bei Erfüllung ihrer wirtschaftlichen Aufgaben unterstützen soll, will Dernburg dafür Sorge tragen, daß das Land über die Krisis hinwegkommt, und daß zugleich die Besiedlung einen ungestörten Fortgang nehmen kann.

Etwas überraschend kommt der Entschluß Dernburgs, vorläufig für Südwest keine weitern Forderungen an den Reichstag zu stellen. Er will den Hafenbau von Swakopmund den Interessenten überlassen, die offenbar geneigt sind, sich dieser Aufgabe zu unterziehen. Vorläufig wird nur die vorhandne Anlage etwas verbessert. Auch weitere Eisenbahnen sollen jetzt nicht verlangt werden. Wenn man sichs aber recht überlegt, so hat Dernburg damit nicht unrecht. Denn wenn er dafür sorgt, daß in der Nähe der bestehenden Eisenbahnen das Land richtig erschlossen und besiedelt wird, so ist in den nächsten Jahren genug zu tun. Vielleicht will man nebenbei im Hinblick auf die überraschenden Mineralfunde der letzten Zeit mit der Bestimmung der Linienführung etwas zurückhalten. Jedenfalls kann es auch den Ansiedlern recht sein, daß der Kredit der Kolonien nicht allzusehr durch neue werbende Ausgaben überspannt wird, solange die wirtschaftliche Krisis der nächsten Jahre nicht überwunden ist. Wenn sich später in der oben angedeuteten Weise die Lasten der Selbstverwaltung auf breitere und stärkere Schultern verteilen lassen, so kann mit dem Ausbau der Verkehrswege energischer vorgegangen werden. Vielleicht ist bis dahin auch die Dernburgsche Idee des Anschlusses unsrer Bahnen an das britisch-südafrikanische Eisenbahnnetz der Verwirklichung näher gerückt.

Nach den neusten offenbar ernst zu nehmenden Diamantenfunden an verschiednen Stellen der Kolonie ist ja das Interesse unsrer Nachbarn für Deutsch-Südwest lebhaft gestiegen, so stark, daß es wünschenswert sein wird, die Augen offenzuhalten, damit sich der englische Einfluß nicht in die hoffnungsvolle Diamantenproduktion einzuschmuggeln versteht. Die Erfahrung mit der englisch-deutschen South African Territories Limited sollte uns genügen.

Etwas unverständlich will uns scheinen, daß Dernburg die Ovambofrage immer noch vorsichtig behandeln will. Es sollen nun doch keine Truppen in das Ovamboland geschickt werden. Nur Kaufleute sollen gegen hohe Kaution Zutritt erhalten. Wenn die Mission des Hauptmanns Franke wirklich so erfolgreich war, wie es hieß — und darauf deuten die Ordensverleihungen an Gouverneur von Schuckmann und Franke doch eigentlich hin —, so verstehn wir nicht, warum man nicht die Gelegenheit beim Schopfe faßt und endlich das Ovamboland besetzt. Denn für die Wirtschaft der Kolonie würde das reiche Ovambogebiet einen recht wichtigen Faktor bedeuten. Wenn die in unsrer letzten Rundschau erörterten

Voraussetzungen zutreffen, wie wir nach den frühern Meldungen annehmen müssen, so scheint uns die Nichtbesetzung des Ovambolandes eine Unterlassungssünde zu sein. Die Verstärkung der Schutztruppe würde sich entschieden dort bezahlt machen. Auf nähere amtliche Äußerungen darüber kann man gespannt sein.

Damit wären die praktischen Ergebnisse der Dernburgreise für Südwest erörtert. Es bleibt nur noch der Wunsch, daß die Hoffnungen, die die Südwestafrikaner aus den Zusagen Dernburgs schöpfen zu können glauben, in Erfüllung gehn mögen.

Aus den Kundgebungen und Maßnahmen Dernburgs anläßlich seiner Reise ergeben sich aber auch noch verschiedne Folgerungen von allgemeiner Bedeutung.

Zuerst in puncto Eingebornenpolitik: Was der einen Kolonie recht ist, ist der andern billig. Wenn Dernburg aus dem Aufstand in Südwest zutreffend das Recht herleitet, die Eingebornen scharf anzufassen, so muß dasselbe für Ostafrika verlangt werden, soweit dies angebracht erscheint. Der ostafrikanische Aufstand vor zwei Jahren hat uns gezeigt, was wir dort von den Schwarzen zu erwarten haben, wenn wir ihnen nicht den Ernst zeigen. Die unverständliche, von Dernburg bisher leider gutgeheißne Politik der Milde, die der Gouverneur von Rechenberg gegen die Ansicht aller Kenner seither durchsetzte, hat in jüngster Zeit schon Früchte in Gestalt neuer Unruhen getragen. Herr von Rechenberg hat diesen Kausalzusammenhang indirekt mit hinreichender Deutlichkeit zugegeben, indem er sich über diese Unruhen dem Kolonialamt gegenüber ausschwieg, bis die Kunde davon durch die ostafrikanische Presse hierher drang, und er von der vorgesetzten Behörde zum Bericht aufgefordert wurde. Wenn die Unruhen so harmlos gewesen wären, wie er sie in seinem Bericht hinstellte, so fragen wir, warum er dann die Entsendung einer für ostafrikanische Verhältnisse ansehnlichen Verstärkung von 200 Mann für nötig hielt? U. A. w. g.

Dieser Vorfall dürfte Dernburg gezeigt haben, daß er mit Herrn von Rechenberg als Ratgeber auf einen toten Strang geraten ist. Sein Einfluß hat ihn zu einer Stellungnahme in wichtigen Fragen der Kolonialpolitik gebracht, die wohl einigen wenigen Interessenten, namentlich der katholischen Mission angenehm sein kann, durch die er aber in direkten Gegensatz mit der Mehrheit der Deutschen in den Kolonien und aller andern Kenner geraten ist.

Auf seiner zweiten Reise stand er nicht unter dem beständigen Einfluß des zielbewußten Herrn von Rechenberg. Er konnte in Britisch-Südafrika unbefangen die unsympathischen Folgen einer unzweckmäßigen Eingebornenpolitik à la Rechenberg beobachten, deren Tage jetzt auch dort gezählt sein dürften. Er hat gesehen, wie man in Britisch-Südafrika über die Inder denkt, und wie man sich dort dieser Schmarotzer entledigt, obwohl sie englische Untertanen sind. Er konnte in Deutsch-Südwest sehen, wie ein richtiger Gouverneur die Interessen seiner Kolonie vertritt, indem er Gegensätze auszugleichen und trotz vieler Schwierigkeiten ein freundliches Verhältnis der Bevölkerung zu dem obersten Kolonialbeamten herzustellen sucht. Und Dernburg wird Herrn von Schuckmann hierfür doppelten Dank wissen. Wenn er sich das alles überlegt, wird er sich sagen müssen, daß die ostafrikanischen Landsleute nicht minder tüchtig und achtungswert sind als die Südwestafrikaner, und daß sie ein ruhiges, verständnisvolles Eingehn auf ihre Wünsche, auch wenn diese zurzeit unerfüllbar sind, wohl verdienen. . . .

Genug davon, denn wir glauben, daß sich Dernburg jetzt über die Fehlerquelle in seiner Rechnung inzwischen klar geworden ist und die Konsequenzen zu ziehn weiß. Besiedlungs-, Inder- und Eingebornenfrage würden dann von ihm mit andern Augen betrachtet werden. In Südwest hat Dernburg den Ansiedlern zugerufen, sie sollten darauf hinarbeiten, daß nur Qualitätsprodukte für den Weltmarkt

erzeugt werden, und hat dabei als Beispiel die Preisbildung des ostafrikanischen Kautschuks angeführt. Er hat mit dieser Mahnung nur zu recht und wird darum auch nicht verfehlen, ihr in den tropischen Kolonien Geltung zu verschaffen. Mit andern Worten: der Hauptnachdruck ist, wo es irgend geht, auf die Plantagenwirtschaft und die europäische Besiedlung, nicht auf Eingebornenkulturen zu legen, denn der Neger liefert keine Qualitätsprodukte. Doch dies habe ich in meinem Aufsatz über Eingebornenpolitik und Arbeiterfrage (siehe Nr. 9) eingehend ausgeführt.

Rudolf Wagner

Guter Ton im Verkehr der Behörden mit dem Publikum. Es mag erfahrungsmäßig ratsam sein, den Leuten, sobald sichs um ihre eignen Angelegenheiten handelt, nicht aufs Wort zu glauben; aber man sagt es ihnen höflicherweise nicht ins Gesicht, um so weniger, wenn in der Stille angestellte Erkundigungen später ihre Aussagen lediglich bestätigt haben. Denn jeden anständigen Menschen verletzt ein unverhohlen ausgesprochner Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit aufs empfindlichste. Gilt nun der Kodex des guten Tones nicht für Behörden? Ich reklamiere z. B. wegen einer unverständlich hohen Steuerveranlagung beim Magistrat einer auswärtigen Großstadt und gebe die in Betracht kommenden Ziffern genau an. Der Einspruch wird als berechtigt anerkannt und der Steuersatz ermäßigt — aber wie teilt man mir das mit? Ja nicht die einfache Tatsache der Anerkennung und ihre Folgen — der heilige Bureaukratius duldets wohl nicht, einer Privatperson einfach recht zu geben —, sondern mit völliger Unbefangenheit so: „Nach Mitteilung des Herrn Vorsitzenden der Eink.=St.=Veranl.-Komm. (meines Wohnortes) beträgt Ihr Einkommen aus usw." — wieviel? — genau so viel, wie ich bereits selbst angegeben hatte! Aber daß ich das getan, davon kein Wort; geradeso, als hätte ich die Behörde ohne zahlenmäßige Begründung einfach an den Herrn Vorsitzenden pp. gewiesen. Weshalb nun diese verletzende Form der Anzeige, die den Betreffenden deutlich fühlen läßt: Was du sagst, ist uns ganz gleichgiltig, erst müssen wirs durch eine Behörde verbrieft und besiegelt haben? Ja, weshalb? Vielleicht, weil das Schriftstück sonst zu kurz würde, oder um die Gewissenhaftigkeit der Behörde (woran in Steuerangelegenheiten niemand zweifelt!) zu bezeugen, oder aus lieber alter Gewohnheit? Wer weiß es?

-b-

Ein Stammbuchblatt für Raucher.

Es ist nicht gleichgültig, wie man raucht. Man soll nicht hastig und in unregelmäßigem Tempo rauchen, sondern langsam und regelmäßig. Es gibt auch einen Rhythmus des Rauchens. Das wichtigste aber ist natürlich, was man raucht, und hier ist zweifellos der Gipfel des Genusses eine feine Cigarette von köstlichem Aroma:

„Salem Aleikum"!

Salem Aleikum-Cigaretten: Keine Ausstattung, nur Qualität:

Preis:	Nr.	3	4	5	6	8	10
		3½	4	5	6	8	10 Pfg. das Stück.

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

Nr. 39 Ausgegeben am 24. September 1908

Inhalt

Seite

Die Mobilisierungsverhältnisse in Italien 619

Ein saigner à blanc und seine Verhütung durch die landwirtschaftlichen Vorträge für Soldaten. Von Ludwig Kemmer. 2 630

Der akademische Nachwuchs. Von Wilhelm Kroll . . 637

Literarischer Wert. Von Paul Büchner 642

Skizzen und Bilder aus dem westfälischen Industriegebiete . 647

Oberlehrer Hauk. Roman von Bernt Lie. (Fortsetzung) 651

Maßgebliches und Unmaßgebliches. 658

Reichsspiegel. (Zwei Kundgebungen des Reichskanzlers. Der sozialdemokratische Kongreß in Nürnberg. Die Reichsfinanzreform. Marokko.) — Verwaltungsingenieure alter und neuer Zeit. — Handwörterbuch der Staatswissenschaften. — Ein Neuhegelianer. — Familiensinn und Familienforschung.

50 Pf. das Heft.

Fr. Wilh. Grunow Leipzig.

6 Mark. das Viertelj.

Disconto-Gesellschaft

BERLIN — BREMEN — LONDON
FRANKFURT a. M. — Depositenkasse WIESBADEN

Kommandit-Kapital . . . . M 170 000 000
Reserven . . . . „ 57 600 000

Wechselstuben und Depositenkassen in Berlin:

W, Unter den Linden 35, verbunden mit Stahlkammer.
W, Unter den Linden 11 (vorm. Meyer Cohn).

W, Potsdamer Str. 99, nahe Bülowstr.
W, Potsdamer Str. 129/130, nahe Eichhornstraße.
S, Oranienstr. 141, nahe Moritzplatz.
C, Königstraße 43/44.
C, Rosenthaler Straße 45, nahe dem Hackeschen Markt.
SW, Leipziger Str. 59, nahe Beuthstr.
NO, Große Frankfurter Straße 106 (Strausberger Platz).
NW, Alt-Moabit 83c, Ecke Crefelder Str.

W, Motzstraße 53, Ecke Bamberger-Str., verbunden mit Stahlkammer.
Charlottenburg, Joachimsthaler Str. 2, nahe dem Bahnhof Zoologischer Garten.
„ Windscheidstr. 53, Ecke Bismarckstr., verbunden mit Stahlkammer.
Friedenau, Kaiser-Allee 140, nahe dem Ringbahnhof Wilmersdorf-Friedenau, verbunden mit Stahlkammer.

An- und Verkauf börsengängiger Effekten, Wechsel und Schecks.

Einlösung von Kupons und Dividendenscheinen.

Depositen- und Scheckverkehr.

Besondere Abteilung für den Handel in Kuxen und in sonstigen Wertpapieren ohne offizielle Börsennotiz.

Aufbewahrung von Wertgegenständen, verschlossenen Depots und Verwaltung von Wertpapieren.

Versicherung gegen Kursverlust bei der Auslosung.

Vermietung von feuer- u. diebessicheren Stahlkammerfächern (Safes) unter Mitverschluß des Mieters.

Ausgabe von Welt-Kreditbriefen, die ohne vorheriges Avis in allen wichtigeren Plätzen der Welt zahlbar sind.

Beschaffung und Begebung von Hypothekengeldern.

Die Mobilisierungsverhältnisse in Italien

Italien hat mit Kriegen an der Nordost- und Nordwestgrenze zu rechnen; mit Rücksicht auf die geographische Lage und die hierdurch beeinflußte Friedensdislokation tritt für die beiden Kriegsfälle eine dreifache Gruppierung des Heeres schon während der Mobilisierung ein: erstens in Grenzschutztruppen, aus Gebirgsformationen bestehend, die besonders in einem Kriege an der Nordostgrenze Störungen in der Mobilisierung und im Aufmarsche hintanzuhalten haben, eine zweite Gruppe — die oberitalienischen Korps, die sich in den Friedensstationen mobilisieren, endlich eine dritte Gruppe — die mittel- und süditalienischen Korps, die entweder mit dem Friedensstande in den Aufmarschraum abgehn und dort erst ihre Kriegsaugmentierung zu sich ziehen oder analog wie die zweite Gruppe mobilisieren.

Die großen Nachteile, die eine derart in Gruppen erfolgende Mobilisierung im allgemeinen mit sich bringt, werden im speziellen Falle durch die günstige Verteilung der Bevölkerung einigermaßen wett gemacht. Es entfallen bei einer Bevölkerungszahl von 33,5 Millionen 117 Personen auf einen Quadratkilometer, doch ist die Bevölkerungsdichte ziemlich ungleich, so kommen in der norditalienischen Tiefebene, die Lagunen ausgenommen, fast überall 200 Personen und mehr auf einen Kilometer, in der Provinz Mailand 400 Einwohner, am geringsten in den gebirgigen Gegenden (Kalabrien 90, Umbrien 62). Auch sind gerade hier ganze Landstriche durch die Auswandrung förmlich entvölkert. Der Schwerpunkt der wirtschaftlichen, politischen und militärischen Kraft Italiens ruht aber in der Lombardei und in Venezien, hier sind die Wurzeln seiner Kraft. Das dicht gedrängte Beieinanderleben begünstigt ein rasches Zusammenströmen der Kriegsdienstpflichtigen, sichert eine schnelle Kriegsbereitschaft und Schlagfertigkeit, also die Bildung von Kraftgruppen, mit denen strategischen Überfällen des Gegners begegnet werden kann. Die gleiche Verteilung der Bevölkerung in der Tiefebene und den übrigen Teilen des Landes erschwert andrerseits die rasche Konzentrierung der gesamten Streitkräfte und

verlangt eine gemischte Komplettierung. Die verschieden gearteten Bevölkerungsverhältnisse finden in dem Ergänzungs- und Dislokationssystem ihren Niederschlag.

Die Ergänzung erfolgt im Frieden national aus Distrikten, die von der Friedensgarnison mehr oder weniger weit entfernt sind, im Kriege jedoch regional, aus dem engern oder weitern Bereiche der Friedensgarnison; so erhält beispielsweise die Infanteriebrigade in Verona ihre Rekruten im Frieden aus den Distrikten Mailand, Como, Pavia, Lecco, ihre Kriegsergänzung aus den Distrikten Verona und Vicenza. Infolge Anhäufung der Truppen in Oberitalien und wegen der geographischen Beschaffenheit des Landes kann jedoch die regionale Ergänzung nicht streng eingehalten werden, sodaß einzelne Truppenkörper noch einige außerhalb ihres regionalen Ergänzungsbereichs liegende Aushilfsdistrikte (distretti di complemento) zugewiesen erhalten. Ausgenommen von den erwähnten Grundsätzen sind: 1. die Grenadierbrigade, sie ergänzt sich im Frieden und im Kriege aus allen Distrikten; 2. die Alpini, sie ergänzen sich territorial aus den Bereichen der Friedensstandorte; 3. die reitende Artillerie, sie ergänzt sich aus der Lombardei, der Emilia und einigen Aushilfsdistrikten Mittel- und Unteritaliens; 4. die Gebirgsartillerie, diese ergänzt sich aus Oberitalien, Toskana und Sizilien; 5. die technischen Truppen, sie ergänzen sich im Frieden national, im Kriege zum Teil national, zum Teil regional; 6. die Lagunaribrigade des Pontonierregiments ergänzt sich territorial aus dem venezianischen Küstengebiete. Aus dieser verschiednen Ergänzung im Frieden und im Kriege resultieren eine Reihe großer, für die Mobilisierung nicht belangloser Nachteile: es haben vom Kriegsstande einer Infanteriekompagnie nur etwa zwei Drittel im Stande des Regiments gedient, ein Drittel gehört fremden Truppenkörpern an; das Verhältnis zwischen der Mannschaft, die ihren Präsenzdienst in einer Brigade abgeleistet, und jener, die ihre Ausbildung bei andern Körpern erhalten hat, ist wie 3 : 2. Diesen Nachteilen trachtet man durch eine solche Regelung des Garnisonwechsels abzuhelfen, daß die Truppenkörper grundsätzlich in den Bereich jener Distrikte verlegt werden, aus denen sie in einer frühern Garnison schon Truppen erhielten, sodaß bei Eintritt der regionalen Ergänzung die Mannschaft zum Teil wenigstens solchen Regimentern einverleibt wird, denen sie früher schon angehörte. Daß die Einrückungen im Mobilisierungsfalle bei den sich im Frieden territorial ergänzenden Truppenkörpern rascher erfolgen und Friktionen in geringerm Maße auftreten werden, bedarf keiner nähern Erläuterung; die Einrückungen zu den Waffenübungen können überdies auch als eine Schule für die Einberufung im Mobilisierungsfalle betrachtet werden. Der Nachteil der verschiednen Ergänzung belastet deshalb trotz aller Verbesserungen die Raschheit und Sicherheit der Mobilisierung und erschwert zudem die Vorsorgen für den Übergang vom Friedensverhältnis auf den Kriegsfuß. Die Größe der Ergänzungsdistrikte ist ebenfalls sehr verschieden; im

Gebirge sind einzelne Bereiche über 100 Kilometer lang, 50 Kilometer breit, in der Ebene 50 Kilometer lang und 50 Kilometer breit; die verhältnismäßig große Ausdehnung der Distrikte spielt jedoch nur eine geringe Rolle, da die Regimentsdepots fast durchweg zentral gelegen sind.

Die Unterbringung ist zum großen Teil exterritorial. Sechs Korps, das ist etwa die Hälfte der Infanterie, Grenadiere, zwei Drittel der Bersaglieri, zwei Drittel der Kavallerie (von 144 Eskadronen 93), drei Fünftel der Feldartillerie, die gesamte reitende und Gebirgsartillerie (von 189 Feld- und reitenden Batterien 113 Batterien), drei Fünftel der Festungs- und Küstenartillerie, drei Viertel der technischen Truppen sind in Oberitalien untergebracht. Die Nachteile einer so ausgesprochen exterritorialen Dislokation (große Transportbewegungen im Mobilisierungsfalle) werden durch die erwähnte Art der Standesergänzung wettgemacht. Dazu kommt noch, daß nahezu alle Garnisonen unmittelbar an Eisenbahnlinien liegen. Die Augmentationsvorräte sind zum größten Teil bei den Truppen untergebracht, bei den Alpinis bataillonsweise, da hier die Mobilisierung bataillonsweise erfolgt. Die Volksbildung steht auf hoher Stufe, nahezu alle Männer sind des Lesens und Schreibens kundig. Da die Mannschaft während ihres Präsenzdienstes über die Modalitäten der Mobilmachung und Einberufung unterrichtet wird, dürfte die Bekanntgabe des Mobilmachungsbefehls sofort von Erfolg begleitet sein. Die Mannschaft ist überdies mit den Transportmitteln vertraut, wodurch die direkte Einrückung in die Ausrüstungsstationen ohne vorherige Sammlung in Transporte erleichtert ist.

Ungünstiger steht es mit der Pferdebeschaffung. Die Zahl der brauchbaren Pferde betrug 1902 42000, 1904 32000, 1906 30000, ist also gering. Italien ist infolgedessen in der Pferdebeschaffung vom Auslande abhängig, woraus zu folgern ist: 1. verhältnismäßig geringe Kriegsbereitschaft der berittnen Truppen; 2. schwierige Mobilisierung und Ersatzleistung; 3. kleiner Train. Im Jahre 1906 waren 646 Staatszuchthengste und 755 Privatzuchthengste vorhanden, die Zahl der von ihnen gedeckten Stuten betrug 28000 und 25000. Bis jetzt haben die Maßnahmen zur Hebung der Pferdezucht keine genügenden Ergebnisse gezeitigt. Der Pferdemangel wird sich besonders in einem Kriege an der Nordostgrenze fühlbar machen, da Italien seinen Pferdebedarf vornehmlich aus Österreich-Ungarn deckt. Die Pferdebeschaffung erfolgt durch precettatione (Sicherstellung im Frieden) und durch freien Ankauf im Mobilisierungsfalle.

Die Einberufungsverhältnisse scheinen nicht sonderlich günstig zu sein. Sie lassen sich nach der Zahl der Stellungsflüchtigen und nach den Ergebnissen der Einberufungen zu den Waffenübungen schätzungsweise beurteilen. Die Zahl der Stellungsflüchtigen ist in stetem Steigen begriffen: 1895: 23807 = 5,89 Prozent der Stellungspflichtigen, 1900: 27000 = 6,97 Prozent, 1904: 39218 = 8,35 Prozent. An Auswandrern gehn

dem Lande jährlich viele Tausende verloren. Ihre Zahl betrug 1904 über 500000 Personen, wovon auf Piemont, Ligurien, die Lombardei und Venezien beinahe die Hälfte, darunter 165000 Männer entfielen. Im ersten Halbjahre 1905 stieg die Auswandrung auf 436000 Personen. Bei der großen Arbeiterbewegung im Jahre 1904 rief die Regierung einen Reservejahrgang ein. Nach offiziellen Quellen leisteten von etwa 60000 Mann nur 48291 dem Einberufungsbefehle Folge; von diesen 48291 Mann fielen durch Krankheit oder sonstige Dienstuntauglichkeit 6,3 Prozent ab, sodaß schließlich der mittlere Präsenzstand des einberufnen Reservejahrgangs (1880) 45279 Mann betrug. Zudem muß der offiziellen Berichterstattung nicht unbedingt Richtigkeit zugesprochen werden; nach nicht offiziellen Zählungen betrug der Stand des Reservejahrgangs nur etwa 40000 Mann. Mit der von Jahr zu Jahr im Zunehmen begriffnen sozialistischen Propaganda und den erschwerten Lebensverhältnissen, die die Auswandrungslust immer mehr vertiefen, werden auch die Einrückungsverhältnisse eher eine Verschlechterung als eine Besserung erfahren. Die Manifeste zur Einberufung der nichtaktiven Mannschaft liegen im Frieden bei den Carabinieriposten, die diese, sobald der Mobilmachungsbefehl ergeht, durch die Gemeinde anschlagen lassen.

Die Einberufung der nichtaktiven Mannschaft soll erfolgen: Linieninfanterie (Grenadiere): I. Linie am 2., II. Linie am 3., III. Linie am 4. Mobilisierungstage. Bersaglieri: I. Linie am 2., II. Linie am 3. Mobilisierungstage. Alpini: I. Linie am 1., II. Linie am 2., III. Linie am 3. Mobilisierungstage. Kavallerie: I. und II. Linie am 2. Mobilisierungstag. Feld- und reitende Artillerie (einschließlich der für den Traindienst bestimmten ältern Jahrgänge der Kavallerie), dann technische Truppen: I., II. und III. Linie am 2. Mobilisierungstag. Küsten- und Festungsartillerie: I. Linie am 1., II. und III. Linie am 2. Mobilisierungstag. Zeugartillerie, Sanitäts- und Verpflegungstruppe: I., II. und III. Linie am 2. Mobilisierungstag.

Das Kommunikationsnetz. Das Bahnnetz ist für die Durchführung der Mobilmachung nur in Oberitalien günstig, dort finden sich nebst den Dampfeisenbahnen noch sehr viele Dampf- und elektrische Tramways vor, die namentlich westlich vom Mincio tief in die bewohnten Gebirgstäler führen; für größere Transporte dürften sie sich jedoch kaum eignen. Die Kommunikationsentwicklung läßt andrerseits in Mittel- und Süditalien viel zu wünschen übrig. Besonders die über den Apennin führenden Linien haben eine sehr geringe Leistungsfähigkeit. Das Maximalgefälle beträgt 25 Prozent und selbst 27 Prozent, die maximale Zuglänge 50 Achsen. Das große und anhaltende Gefälle nötigte zur Anlage von sogenannten Fanggleisen (Stockgleise mit starkem Gegengefälle). Die Wasserversorgung dürfte beim Massentransport im Hochsommer große Schwierigkeiten verursachen. Die Stationsanlagen im Gebirge sind beschränkt und liegen zum Teil im Gefälle. Dazu kommen kleine Krümmungsradien und viele Tunnels, Viadukte, Anschnitte und große

Aufmauerungen, wodurch die Bahnerhaltung erschwert und die Betriebssicherheit — es wird nahezu überall noch mit Zeitdistanz gefahren, Semaphore und Zentralweichenstellungen sind wenig zu sehen — verringert werden. Mehrere Linien sind auch der Einwirkung von der See ausgesetzt und haben in zahlreichen Tunnels und sonstigen Kunstbauten sehr empfindliche Anlagen, die eine unternehmungslustige feindliche Flotte zerstören könnte, wodurch der Gang der Mobilisierung und des Aufmarsches wesentlich beeinträchtigt würde. In Oberitalien bestehn günstigere Verhältnisse, die Stationen sind sehr groß, dort gibt es jedoch viele Kopfstationen und viele Kreuzungen im Niveau, Rampen und Verladevorrichtungen sind von beschränkter Leistungsfähigkeit. Als besondrer Nachteil muß empfunden werden, daß das Heizungsmaterial, die Kohle, fast ausschließlich aus dem Auslande bezogen wird und im Frieden auf die Bereitstellung eines Sicherheitsvorrats nicht das gebührende Augenmerk gerichtet wird. Es werden sich deshalb auch schon im ersten Stadium der Mobilmachung sehr große Friktionen ergeben, die auf die Gewinnung der Marschbereitschaft und den Aufmarsch nachteilig rückwirken müssen. Die Regierung ist gegenwärtig bestrebt, diesen nachteiligen Zuständen durch umfangreiche Neuanlagen und Materialbeschaffung abzuhelfen. Die Straßen und Naturwege, die für die engere Einrückungsbewegung in Frage kommen, sind auch im Apennin gut entwickelt. Die Ortschaften liegen in Oberitalien in der nächsten Nähe der Bahnen, in Mittel- und Süditalien ist die Entfernung oft ziemlich groß, wodurch die Einberufung erschwert wird.

Die Lebensmittelverhältnisse sind im allgemeinen günstig. Die rege Handelstätigkeit in Oberitalien sichert eine rasche Bereitstellung der bei der Mobilmachung nötigen Massenvorräte. Die Getreideproduktion reicht allerdings für den Bedarf des Landes nicht aus, und im Kriege wird sich die Notwendigkeit ergeben, durch Nachschub aus dem Auslande den gesteigerten Bedarf zu decken. Der Wohlstand der Landbevölkerung der Tiefebene ist seit den letzten Kriegen zwar gesunken. Immerhin werden sich im Tieflande, ausschließlich der Lagune, an Produkten des Ackerbaues namentlich Mais, Weizen, Reis, Bohnen, Wein und Gemüse, von jenen der Industrie Nadeln, Manufakturen, Leder, Eisen aufbringen lassen. Das Vieh dürfte auch für große Kräfte ausreichen, Heu ist viel, Hafer hingegen wenig vorhanden. Welche Vorsorgen für das zum Teil im Auslande erzeugte Artilleriematerial getroffen sind, und inwieweit die Kriegsvorsorgen für die Sicherstellung von Munition reichen, entzieht sich allgemeiner Kenntnis.

Die Mobilmachungsverhältnisse bei den einzelnen Truppen

1. Infanterie. Bei der Infanterie gelten als Einrückungsstationen der nichtaktiven Mannschaft die „Depots“, in denen sich die Augmentierungsvorräte befinden. Bei jedem Infanterieregiment besteht ein Depot, das mit dem Regimentsstabe meist (ausgenommen nur achtzehn Regimenter) örtlich vereint

ist. Die Depots sind jedoch mit den Regimentern nicht untrennbar verbunden, wechselt das Regiment die Garnison, so übernimmt der neue Truppenkörper die Kammer, die Mobilisierungsvorräte und einen Teil des Depotpersonals von dem abgehenden Truppenkörper. Daß diese Methode gerade nicht einfach ist, leuchtet ohne weiteres ein, aber sie entspricht dem Sparsystem der italienischen Regierung. Im Frieden erhalten die Regimenter ihre Ergänzung aus vier, im Kriege aus einem Distrikte; die zu dem im Distrikte befindlichen Depot einrückenden nichtaktiven Mannschaften werden dort ausgerüstet und bekleidet und sodann zur Hälfte auf jedes der beiden Regimenter der Brigade verteilt, und zwar so, daß Leute, die bei Regimentern mit geraden Nummern gedient haben, dem geraden Regiment der Brigade, die aus Regimentern mit ungeraden Nummern entstammende Mannschaft dem ungeraden Regiment der Brigade zugewiesen werden. Da Probemobilisierungen nur selten stattfinden, muß sich diese etwas umständliche Einrichtung erst bewähren. Ungünstig auf die Raschheit der Mobilisierung wirken die niedern Präsenzstände; die vorgeschriebnen Stände von 110 Mann werden nie erreicht. Die Linieninfanterie soll mit den Friedensständen 48 Stunden nach Empfang des Mobilisierungsbefehls, die zum Grenzschutze oder zur ersten Besatzung von Befestigungen bestimmten Abteilungen möglichst rasch marschbereit sein. Die Ergänzungen und Trains der ersten Linie erreichen zwischen dem dritten und sechsten Mobilisierungstage die Marschbereitschaft, jene der Bersaglieri zwischen dem dritten und neunten Tage. Die Kriegsstände einer Kompagnie sind mit 250 Mann, darunter 242 Kombattanten festgesetzt, sodaß die Augmentierung auf den Kriegs- vom Friedensstande nahezu 200 Reserveleute fordert.

Für die Mobilmiliz bestehn im Frieden keine Kaders; im Mobilisierungsfalle rückt die nichtaktive Mannschaft aus den Distrikten zu dem diesen entsprechenden Depot ein, wo sie ausgerüstet und bekleidet und sodann in Abteilungen zusammengestellt werden. Jedes Depot stellt eine in den Mobilisierungsverordnungen festgesetzte Zahl von Kompagnien und Bataillonen auf, den Depots liegt überdies die Formierung der Stäbe ob. Die Mobilmiliz wird nun allerdings bei den Manövern in größere Verbände zusammengezogen, so wurden 1903 und 1905 je eine Mobilmilizdivision, 1904 mehrere Alpinimobilmilizkompagnien aufgestellt. Der Umstand, daß im Frieden keine Kaders bestehn, wirkt natürlich nachteilig für den Übergang vom Friedens- zum Kriegsverhältnis. Soweit die Manövererfahrungen ein Urteil zulassen, muß man in die Disziplin und Marschfähigkeit der Mobilmiliz starke Zweifel setzen. Die Mobilmiliz der Linieninfanterie soll am siebenten Mobilisierungstage, jene der Bersaglieri am neunten Mobilisierungstage marschbereit sein. Für die Territorialmiliz bestehn ebenfalls keine Friedenskaders, sodaß im Kriegsfalle Neuformationen zu errichten wären. Für die aufzustellenden 324 Bataillone fehlen allein 2000 Subalternoffiziere. Die Bekleidung und Ausrüstung der einrückenden Mannschaften der dritten Linie erfolgt bei den Distrikten, zum Unterschiede vom Heer und der Mobil-

miliz, die bei den Depots ausgerüstet werden. Die Marschbereitschaft soll am achten Mobilisierungstage erreicht sein.

Auf den ersten Blick leuchtet ein, daß die Mobilisierung der drei großen Bestandteile: Linienheer, Mobilmiliz und Territorialmiliz ziemlich umständlich ist; besonders die von den Depots zu leistende Arbeit scheint in der kurzen Zeit kaum zu bewältigen; sie sollen die in wenig Tagen zusammenströmenden nichtaktiven Mannschaften des stehenden Heeres und der Mobilmiliz bekleiden und ausrüsten, Mannschaften, die vielleicht nie in dem Distrikte gedient haben und daher wenig orientiert sind; weiter ist zu bedenken, daß eine nicht unbeträchtliche Zahl der Infanterietruppenteile mit den Friedensständen in den Aufmarschraum abgeht und die Depots, die ja nur über einen geringen Personalstand verfügen, allein lassen, während in andern Staaten die Truppen an der Mobilisierung ihrer Reservemannschaft selbsttätigen Anteil nehmen. Daß unter diesen Umständen die angegebnen Marschbereitschaftstermine nicht eingehalten werden können, steht wohl außer Zweifel. Die Mobilisierung des Truppentrains wird insofern ohne Schwierigkeiten erfolgen können, weil er verhältnismäßig klein ist und nur aus etatsmäßigen Fuhrwerken, die schon im Frieden bei den Truppen untergebracht sind, besteht. Für die Aufbringung der nötigen Pferde ist Vorsorge getroffen: im Wege der precettatione, indem jeder Truppenkörper in der ihm schon im Frieden zugewiesnen Zone die nötige Zahl von Pferden ermittelt und die Besitzer anhält, sie zu dem im Mobilisierungsplane festgesetzten Tage in den Gestellungsort zu bringen, und durch freihändigen Ankauf vor und während der Mobilmachung. Der Pferdebedarf der Infanterie soll in den zwei ersten Mobilisierungstagen gedeckt sein. Die Zahlen sind wohl etwas optimistisch gehalten, und es wird die Frage sein, ob der ziemlich komplizierte Apparat tatsächlich so funktionieren wird, wie es auf dem Papier steht. Probemobilmachungen, die ein zuverlässiges Urteil über die Mobilisierungsverhältnisse ermöglichen könnten, finden nur sehr selten statt.

Faßt man das Vorhergesagte zusammen, so gelangt man zu dem Schluß, daß einerseits die im Mobilisierungsfalle geänderte Ergänzung der Regimenter, andrerseits die Überhäufung der Depots mit Arbeiten die Raschheit in der Erreichung der Marschbereitschaft sehr beeinträchtigen werden, sodaß die festgesetzten Zahlen in der Regel nicht zu erreichen sein dürften, woraus sich wieder eine Reihe nicht unbedenklicher Friktionen ergeben kann, die die Aufmarschzeiten und die Berechnungen über die ersten Operationen stark beeinflussen werden.

2. Kavallerie. Der Friedensstand einer Feldeskadron ist mit 4 Offizieren, 155 Mann und 142 Pferden festgesetzt, der Kriegsstand mit 5 Offizieren, 133 Mann und 137 Pferden; der Übergang vom Friedens- zum Kriegsverhältnis erfolgt durch Ausscheiden aller minder geeigneten Mannschaften und Pferde. Die italienische Kavallerie hat sonach einen hohen Grad der Kriegsbereitschaft und Schlagfertigkeit. Bei einer durchschnittlichen Friedensstärke von

etwa 20000 Mann, 19400 Pferden sind für den Kriegsstand von 24750 Mann, 24200 Reit- und 1500 Zugpferden nur 6700 Mann und 6800 Pferde nötig, wenn die abgestoßnen Mannschaften mit 2000 Mann und die minder kriegsdiensttauglichen Pferde mit der gleichen Zahl geschätzt werden. Da die Zahl der bei der Kavallerie gedienten nichtaktiven Mannschaften 20000 Mann beträgt, so erübrigen sowohl für die Aufstellung von Neuformationen wie für die Verteilung auf die andern berittnen Truppen eine große Zahl ausgebildeter Kavalleristen; zudem stehn noch etwa 35000 Mann der Territorialmiliz zur Verfügung. Die Kavallerie der ersten Linie soll 24 Stunden, die zum Grenzschutze oder zur ersten Besatzung von Befestigungen bestimmten Abteilungen möglichst rasch nach Eingang des Mobilisierungsbefehls marschbereit sein. Ergänzungen und Trains sind am fünften Mobilmachungstage marschbereit, die Kavallerie der zweiten Linie sofort nach ihrer Ausrüstung. Die Raschheit der Mobilisierung ermöglicht daher die Entsendung der Kavallerie sofort nach Eintreffen des Mobilmachungsbefehls zur strategischen Aufklärung und zum Grenzschutz, weiter zu Unternehmungen in Feindesland. Dieser Möglichkeit wird in den österreichisch-italienischen Grenzbezirken durch Errichtung von Blockhäusern an den empfindlichen Stellen der Aufmarschbahnen weitgehend Rechnung getragen. Die Ergänzung ist im Frieden national, im Kriege im allgemeinen regional aus dem weitern Bereiche der Friedensgarnison. Die Mobilmachung und Aufmarschbewegung wird durch die geringe Zahl der Trains und durch die Anhäufung von mehr als zwei Drittel der Kavallerie an der oberitalienischen Grenze wesentlich begünstigt. Die Mobilmilizeskadronen werden als Kolonnenkavallerie verwandt, sodaß deren geringere Kriegsbereitschaft ebensowenig in die Wagschale fällt wie jene der österreichischen Landwehrkavallerie.

Im Gegensatz zur Infanterie liegen also die Verhältnisse für eine rasche, reibungslose Mobilmachung und für eine beschleunigte Marschbereitschaft bei der Kavallerie sehr günstig; sie kann noch vor Erlassen des Mobilisierungsbefehls in den Aufmarschraum und an die bedrohten Grenzen abgehn.

3. Die Artillerie. Der Friedensstand einer Feldbatterie beträgt 3 Offiziere, 90 Mann, 40 Pferde, 4 Geschütze, der Kriegsstand im allgemeinen 4 Offiziere, 152 Mann, 122 Pferde, 4 Geschütze; die Augmentierung ist somit nicht schwierig. Die Ergänzung ist im Frieden national, im Kriege territorial, sodaß von den im Mobilmachungsfalle einrückenden Reservisten ein Drittel schon im Regiment gedient hat, während der Rest andern Truppenkörpern entstammt. Das hierüber bei der Infanterie gesagte trifft daher auch für die Feldartillerie zu. Die reitende Artillerie ergänzt sich im Frieden wie im Kriege regional. Über die Dislokation ist zu bemerken, daß sich von den 189 Feld- und reitenden Batterien im ganzen 113 Batterien in Oberitalien befinden. Als Mobilisierungszentren gelten die Regimentsdepots. Diesen liegt im Kriege nicht nur die Mobilmachung der eignen Truppen ob, sondern es ist ihnen überdies noch eine Reihe sonstiger Maßnahmen aufgebürdet: die Mobilmachung und die Aufstellung

der Trains der Stabs- und Hauptquartiere, der Sanitäts- und Verpflegungsanstalten der Divisionen und Korps und zum Teil auch der Armeeanstalten. Zu diesem Zweck sind den Regimentern zwar ein bis vier Trainkompagnien angegliedert, die jedoch den schwer wiegenden Nachteil der Überbürdung mit Arbeiten, in einen so kurzen Zeitraum zusammengedrängt, nicht wettzumachen vermögen, und es muß sehr bezweifelt werden, daß diese komplizierte Maschine rechtzeitig und sicher funktionieren werde. Die Feld- und reitende Artillerie soll am fünften Tage; die zum Grenzschutz oder zu Besatzungen bestimmten Abteilungen möglichst rasch nach Eingang des Mobilisierungsbefehls marschbereit sein. Die Pferde werden entweder durch Sicherstellung im Frieden oder durch freihändigen Ankauf während der Mobilisierung aufgebracht. Es ist hier gleich wie bei der Kavallerie Sorge getroffen, daß einzelne Batterien mit den Friedensständen sofort an die bedrohten Grenzen abgehn können. Die Batterien der zweiten Linie sollen am fünften (Pferdesicherstellung schon im Frieden) und am elften Tage die Marschbereitschaft erreichen. Die Ergänzungen und Trains der mit dem Friedensstande abgegangnen Formationen erster Linie sind am fünften Mobilmachungstage marschbereit.

Bei der Küsten- und Festungsartillerie werden im Kriegsfalle zu den schon im Frieden bestehenden 41 und 37 Kompagnien noch 41 Küsten- und 37 Festungsartilleriekompagnien der zweiten Linie aufgestellt, sodaß 82 Küsten- und 74 Festungsartilleriekompagnien verfügbar sein werden. Die Ergänzung ist im Frieden national, im Kriegsfalle regional. Die Mobilmachung erfolgt in den Standorten der Regimentsdepots und der detachierten Brigadekommanden; die Marschbereitschaft soll sofort nach Eintreffen des Mobilmachungsbefehls erreicht werden, die der zweiten und dritten Linie, die ebenfalls von den Regimentern aufgestellt werden, am siebenten oder achten Mobilisierungstage. Einzelne Kompagnien gehn sofort nach Empfang des Marschbefehls mit dem Friedensstande in die schon im Frieden bestimmten Grenzfestungen ab; ihre Kriegsaugmentierung wird am fünften Mobilisierungstage marschbereit. Von den technischen Truppen sind 47 Kompagnien, das ist drei Viertel, in Oberitalien untergebracht, die Ergänzung ist im Frieden im allgemeinen national, im Frieden teils national, teils regional. Die Mobilisierung erfolgt bei den Regimentsdepots und im Standorte der Eisenbahnbrigade. Im Kriege werden außer den Sappeur- und Telegraphen-, den Mineur- und Trainparks und den Brückensektionen und Brückenequipagen keine Neuformationen aufgestellt. Bei Bedarf gehn einige Abteilungen mit dem Friedensstande an die Grenze ab.

An Gebirgstruppen sind die Alpini und ein Artillerieregiment vorhanden. Die Alpini ergänzen sich im Frieden wie im Kriege aus dem Bereiche ihres Friedensstandortes und sind in jenen Gegenden disloziert, wo sie im Kriege aufzutreten berufen sind. Der Friedensstand einer Kompagnie beträgt 4 Offiziere und 140 Mann und 4 Tragtiere. Zur Ergänzung der ersten Linie auf den Kriegsstand (6 Offiziere, 255 Mann für die Kompagnie) sind ins-

gesamt 22982 Mann nötig, die sich auch tatsächlich im nächsten Umkreise befinden. Die Augmentierung erfolgt daher rasch und vollkommen hinreichend. Etwas ungünstiger liegen die Verhältnisse bei der zweiten und der dritten Linie, hier fehlen auf den Kriegsbedarf über 4000 Mann. Eine rasche und friktionslose Mobilmachung ist besonders durch die Dezentralisation der Mobilisierungsarbeiten verbürgt. Jedes Bataillon und die selbständigen Kompagnien mobilisieren für sich und besitzen auch eigne Bataillons- und Kompagniemagazine, in denen die Kriegsvorräte liegen. Die Einheiten haben überdies den für den ersten Ausmarsch nötigen Train bei sich, für die Aufstellung der zweiten und dritten Trainstaffel und des Trains der Milizen liegt das Material in den Bataillonsmagazinen. Somit können die Kompagnien der ersten Linie, ohne die Reservemannschaft abzuwarten, schon wenig Stunden nach Empfang des Mobilmachungsbefehls marschbereit sein. Das Eintreffen der nichtaktiven Mannschaft dürfte am dritten Mobilisierungstage beendet sein, sodaß die Kompagnien der ersten Linie einschließlich des Trains am fünften, die der zweiten und dritten Linie am siebenten Mobilisierungstage schlagfertig dastehn.

Die Mobilisierung des Gebirgsartillerieregiments erfolgt bei den Mobilisierungszentren in Turin, Mondovi und Oneglia, der venezianischen Gebirgsartilleriebrigade in Conegliano. Die Marschbereitschaftstermine sind nahezu dieselben wie bei den Alpinis, erste Linie am fünften (Batterieparks am zehnten), zweite Linie am sechsten (Parks am elften) Mobilisierungstage.

Der Truppentrain wird von den Truppen selbst aufgestellt; das Material lagert bei den Truppen, jenes der Artillerie und für die technischen Anstalten bei den Artillerie- und Genietruppenteilen, für die Sanitäts- und Verpflegungskompagnien bei diesen. Die Pferde werden durch precettatione beschafft.

Vom Armeetrain werden die Artillerieanstalten, die Trains der Haupt- und Stabsquartiere, die Sanitäts- und die Verpflegungsanstalten der Korps und Divisionen durch die Artillerie, die technischen Trains von der Genietruppe aufgestellt. Hiervon mobilisieren die Artillerieanstalten (Munitionskolonnen und Munitionsparks) im Standorte der Regimentsdepots, die Sanitäts- und Verpflegungsanstalten im Standorte der Sanitäts- und Verpflegungskompagnien. Die Pferde werden teils durch Sicherstellung im Frieden, teils durch Requisition beschafft; für die letzte Beistellungsart werden besondre Abholungskommanden gebildet.

Die großen Trains der Armeen werden aus den Landesfuhren des „militärischen Hilfstrains" gebildet. Dazu gehören nichtaktive Offiziere der berittnen Waffen, Territorialmilizmannschaft der Kavallerie, des Artillerie- und Genietrains, überzählige Territorialmilizmannschaften der übrigen Waffen und Angehörige der dritten Kategorie. Die Mobilisierung des Hilfstrains liegt den Korpskommanden ob, und es besteht schon im Frieden bei jedem Korpskommando eine unter der Leitung eines Stabsoffiziers stehende Abteilung für die Organisierung und Mobilisierung des Hilfstrains.

Die Marschbereitschaft soll erreicht werden: von den Trains der Haupt- und Stabsquartiere (Divisionsstabsquartiere der ersten Linie), den Infanterie-, Kavallerie-, Sanitäts- und Verpflegungssektionen für die Korps und für die Divisionen der ersten Linie, für die Feldlazarette zu 50 Betten am fünften Mobilmachungstage, für die Kavalleriedivisionsartillerieparks, die Krankentransportzüge, die vorgeschobnen Armeeverpflegungsmagazine, die Armeereserveverpflegungsparks und die fahrbaren Feldbäckereisektionen am siebenten, für die Stabsquartiere der Mobilmilizdivisionen, die Munitionskolonnen der Korps und der Divisionen erster Linie, die Infanteriesanitäts- und Verpflegungssektionen für die Mobilmilizdivisionen am achten, für die übrigen Anstalten zwischen dem neunten und achtzehnten Mobilisierungstage. Die Überbürdung der Artillerie mit der Trainmobilisierung dürfte zur Folge haben, daß die angegebnen Bereitschaftstermine wesentlich überschritten werden.

Sicherung der Mobilisierung. Die geographische Gestaltung der Grenze erfordert zur Sicherung der Mobilisierung und des Aufmarsches das Entsenden von Kraftgruppen in die von den Grenzen umfaßten Räume. Deshalb ist Vorsorge getroffen, daß die an den Grenzen dislozierten Truppen durch andre Truppenteile aller Waffen, die mit dem Friedensstande in die bedrohten Grenzgebiete abgehn, verstärkt werden; zum Grenzschutze werden überdies noch die Mannschaften der Gendarmerie und der Finanzwache herangezogen, sodaß sich im Anschluß an die zahlreichen und gut angelegten Grenzbefestigungen eine hinreichende Schutzzone ergibt, die auch von einem starken Gegner nicht ohne weiteres durchstoßen werden kann. Ob sich aus der Entsendung so zahlreicher Truppen mit den Friedensständen nicht eine Komplikation in der ganzen Mobilmachung und dem Aufmarsch ergeben wird, sei dahingestellt. Die Gebirgstruppen und Truppen der Grenzkorps sollen schon am ersten Mobilmachungstage mit den Friedensständen in den ihnen zugewiesnen Grenzabschnitten eintreffen, wo durch Errichtung von Munitions-, Sanitäts- und Verpflegungsmagazinen für ihre Ausrüstung und für ihren Unterhalt Vorsorge getroffen ist; in den Grenzbefestigungen bieten sich ihnen überdies sichere Sammelräume für die Verteidigung wie für überfallartige Unternehmungen gegen die feindlichen Grenzgebiete.

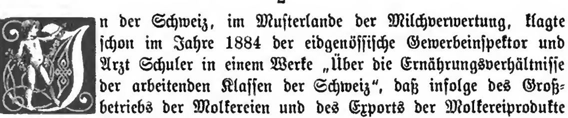
Die Dislozierung von mehr als zwei Drittel der Armee in Oberitalien erleichtert den Aufmarsch, der geringe Umfang des Truppentrains und die Art der Pferdebeschaffung kommen der Raschheit der Mobilisierung zustatten, die Überhäufung der Depots der Infanterie und Artillerie mit Mobilisierungsarbeiten lassen aber Zweifel zu, daß die angegebnen Bereitschaftstermine tatsächlich erreicht werden. Infolge der ungünstigen Einrückungsverhältnisse und der immer noch hohen Zahl von Auswanderern unter dem Einflusse der antimilitaristischen Propaganda dürfte die Ergänzung auf den Kriegsfuß auf bedeutende Schwierigkeiten stoßen. Die Beschaffenheit der Eisenbahnen endlich kann zu großen Friktionen führen, die den Gang der Einrückungsbewegung

und des Aufmarsches nachteilig beeinflussen könnten. Diese großen Nachteile scheint man durch eine vorzeitige Einberufung, also vor dem Ergehn des Mobilmachungsbefehls, einigermaßen ausgleichen zu wollen; überdies sind Vorkehrungen für eine teilweise ausgeführte Mobilisierung und für die Alarmierung der Grenzkorps getroffen, Maßnahmen, denen die allgemeine Mobilisierung folgen kann.

Ein saigner à blanc und seine Verhütung durch die landwirtschaftlichen Vorträge für Soldaten

Von Ludwig Kemmer

2



In der Schweiz, im Musterlande der Milchverwertung, klagte schon im Jahre 1884 der eidgenössische Gewerbeinspektor und Arzt Schuler in einem Werke „Über die Ernährungsverhältnisse der arbeitenden Klassen der Schweiz“, daß infolge des Großbetriebs der Molkereien und des Exports der Molkereiprodukte die Ernährung der einheimischen Bevölkerung verarme, obwohl man schon so vorsichtig geworden war, die Molkereien zur Abgabe von billiger Milch an die Bewohner der Produktionsorte zu verpflichten. Im Jahre 1906, als die Entmilchung des Landes zwanzig Jahre fortgesetzt worden war, ergab es sich nach Dr. Jung-Burghölzli bei der Aushebung in der Luzerner Gegend, daß einzelne wohlhabende Orte in fruchtbarer Gegend nicht einmal dreißig Prozent tauglicher Wehrpflichtiger stellten, und daß auffallend viele von den Gemusterten mit Schwachsinn und andern Entartungssymptomen behaftet waren. Dr. Jung führt diese betrübende Tatsache auf die Entmilchung des Landes und die Verarmung der Kindernahrung zurück. Wismann, Hafter und Wütrich stellten ähnliche Schäden bei der Musterung der Appenzeller und Glarner Wehrpflichtigen fest. Die milchreichsten Länder Europas, Holland, Dänemark und die Schweiz, sind für die angrenzenden deutschen Gebiete dadurch gefährlich geworden, daß ihre Milchwirtschaft, die bei ihnen infolge ihres großen Reichtums an Kühen die Volksernährung nicht beeinflußt, von den deutschen Nachbarn mit ihrem viel geringern Rinderbestand nachgeahmt wurde. Holland hat der Provinz Hannover das Danaergeschenk der Milchausnutzung gebracht. Die sparsamen hannoverschen Bauersfrauen entziehen dem Haushalte und ihren Kindern die Vollmilch. Die Folgen zeigten sich schon bei den letzten Aushebungen. Das Menschenmaterial mancher ländlichen Kreise war, wie Amtsrichter Varenhorst berichtet, schon schlechter geworden. Das Vorbild der dänischen Milchwirtschaft verführte die schleswig-holsteinischen Bauern zu einem

selbstmörderischen Verzicht auf die Milchnahrung. Nun hat Jörn Uhls rotwangige Lena Tarn bleichsüchtige Schwestern. Der holsteinische Arzt Dr. Klaßen erklärt diese Bleichsucht durch die Verarmung der Jugendnahrung. Von der Schweiz drang das Übel der Entmilchung in den südlichen Teil Bayerns. Im Jahre 1907 wurden im Lindauer Landbezirk von 604 Wehrpflichtigen nur 20 tauglich befunden, 270 mußten zurückgestellt werden, die übrigen waren infolge ihrer schlechten Körperbeschaffenheit untauglich für den Dienst im aktiven Heere. Als ich das las, erkannte ich den furchtbaren Ernst der Worte, womit Generalstabsarzt Dr. von Vogl im Jahre 1905 ohne jedes Kassandrapathos die Not der Landkinder schildert: „Am Lande wird nicht gestillt oder wenig, und die Kuhmilch wird dem Lande durch Export in die Stadt gänzlich entzogen." Und der wirtschaftliche Aufschwung, das Geld in der Tasche des Landmanns? Gleichen die den Schaden nicht aus? Die Antwort hat schon der Kriminalwachtmeister gegeben. Was er sagte, wird durch Dr. Weigl in München bestätigt. Der Münchner Gelehrte stellt fest, daß für das Milchgeld, auch wenn es einen namhaften Betrag ausmacht, keine oder keine genügende Ersatznahrung gekauft wird. Auf alle Fälle ist der Bauer geschädigt. Sucht er Ersatznahrung, so wird ihm das Geld, das er durch Hingabe des besten Nahrungsmittels gewonnen hat, für schlechte Nahrungsmittel abgenommen. Sucht er keine, dann leiden er und die Seinen noch schwereren Schaden an ihrer Gesundheit.

Die Sueben waren ein ragendes Volk. Das Suebenskelett, von dem ich oben sprach, mißt von den Knöcheln bis zum Scheitel 185 Zentimeter. Von siebzehn Frauenskeletten aus suebischen Gräbern fallen sechs zwischen 171 und 185 Zentimeter, zehn zwischen 160 und 170, nur eines zwischen 140 und 150. Von zweiundzwanzig Männerskeletten sind nur vier kleiner als 170 Zentimeter, von dreien fällt das Maß zwischen 170 und 180, von zwölfen zwischen 181 und 190, zwei messen 196 und eines 199,2 Zentimeter. Muß man nach den Ergebnissen der Musterung in Lindau nicht um die Enkel dieses Reckengeschlechts in Sorge sein? Im Norden Lena Tarns Schwestern, im Süden Bissulas Enkelinnen bleichsüchtig — wer sieht sich da nicht nach Hilfe um?

Die Leutenot ist eine Wurzel dieses Übels. Die Bauern haben nicht genug Arbeitskräfte, ihre eigne kleine Milchwirtschaft zu betreiben, so geben sie das Rohprodukt und damit ihre beste Nahrung aus der Hand, bis zum letzten Tropfen, weil sie nur die Ernährungsbedürfnisse ihrer Tiere, nicht die ihrer Kinder kennen. Wer die Leutenot bekämpft, wer aus den Städten ein ver sacrum zur Besiedlung und Belebung verarmender, sterbender Bauerngüter hinaussendet, wer diese Kolonisten über den Wert der Milch belehrt, der sammelt unserm Volke ein Kraftkapital für künftige schwere Aufgaben, der setzt an die Stelle der Trugrente der heutigen Milchwirtschaft eine Kraft- und Machtrente.

Was zwischen der Mädeler Gabel, der Iller, dem Jura und dem Lech an jungem, wehrfähigem Landvolk wächst, das wandert zum größten Teil

nach Augsburg, die Waffen führen zu lernen. Diese Bewegung entspricht dem natürlichen Kreislauf der Volkskraft: von der Erde strömt sie zum Eisen. Dann aber entsteht eine Kreislaufsstörung im Volkskörper. Viele von den jungen schwäbischen Kriegern verfallen der Stadt, sie finden den Weg in die Heimat nicht mehr, sie nehmen in der Stadt mit einer luft- und lichtarmen Existenz vorlieb, und draußen in der Heimat schwinden infolge des stetigen Blutentzugs Wohlstand und Kraft, Familien sterben, und Bauerngüter und starke Stämme werden schwach und bleichsüchtig. So schädigt der Heeresdienst indirekt das Volk, indem er die Landgaue entvölkert und so die Quellbecken der Volkskraft versiegen macht. Diese Wirkung hat der Heeresdienst in allen Ländern, nicht nur in Deutschland. In Belgien ist man schon seit dem Jahre 1890 bemüht, die Landflucht der Reservisten durch einen landwirtschaftlichen Fortbildungsunterricht einzuschränken. Frankreich, Dänemark und Italien folgten dem Beispiel Belgiens. Am tatkräftigsten ging man in Italien daran, der Landwirtschaft die Arbeitskräfte, dem Heere die Landrekruten und dem Volke seine Zukunft zu sichern. Dort sind nach einer Statistik von 1906 in 220 Garnisonen landwirtschaftliche Fortbildungskurse für Soldaten eingerichtet. 45000 Mann nehmen an diesen Kursen teil, 500 Landwirtschaftslehrer sind dabei tätig, und auf 100 eignen Feldern können die Soldaten ihre Kenntnisse verwerten. Der italienische Vorkämpfer des Gedankens, Dr. Nazzari in Rom, faßt die Methode, das Ziel und den Erfolg dieser Kurse folgendermaßen zusammen: „Wenn man dem landwirtschaftlichen Soldaten auch innerhalb der Kaserne, fern von den Seinen und von seinen frühern Gewohnheiten, Gelegenheit gibt, sich an die Egge oder den Pflug zu erinnern, wenn man ihm die Praktiken guter Bewirtschaftung in Erinnerung hält, ihn weiter belehrt und von dem Vorurteil gegen den Bauernstand befreit, dann wird er leichter zur friedlichen und emsigen Arbeit seiner Väter zurückkehren; dann wird sich in seinem Geiste nicht der krankhafte Wunsch nach dem Stadtleben und die Verlockung zur Jagd nach Anstellungen entwickeln, er wird ein guter Landwirt werden und als solcher sich mehr Bewegungsfreiheit, eine größere geistige Unabhängigkeit und eine vollkommne Gesundheit bewahren. Er wird nach Vollendung des Dienstes in der Heimat immer ein Element der Bildung sein und die Vorurteile der andern bekämpfen, dort, wohin er heute oft mit städtischen Allüren, mit höhern Ansprüchen und schließlich als ein haltloser Mensch zurückkehrt."

Der Befreiung von dem Vorurteil gegen den Bauernstand bedarf der deutsche Soldat sicher nicht minder als der italienische. Denn der Bauernlümmel, Bauernlackl, Bauernrammel wird vom ersten Tage seiner Dienstzeit an durch den aggressiven Spott der städtischen Rekruten in die Defensive gedrängt und mit einem bittern Vorurteil gegen seine Herkunft und gegen seinen Beruf erfüllt. Und es ist nicht nur der Spott unreifer Kameraden, der ihm die Tracht und die Arbeit seiner Väter und die Heimat verleidet. Wo wird

in Bayern die blödsinnige Feier des „musikalischen" Frühschoppens begangen, ohne daß der Vers:

Was braucht denn so a Bauer, so a Bauer an Huet?
Für so an dumm'n Spitzbuam is a Zipflhau'm guet —

von alt und jung und von Angehörigen der verschiedensten Stände gesungen wird? Ist es nicht dieser Vers, so ist es sicher die daraus sprechende Stimmung, die vielen vom Lande stammenden Soldaten die Rückkehr in die Heimat verleidet und das Vaterland um viele Bauern bringt.

In Deutschland gelang es, obwohl die deutsche landwirtschaftliche Presse schon im Jahre 1902 auf das Beispiel Frankreichs und Italiens hingewiesen hatte, erst im Jahre 1907 dem Landwirtschaftsreferenten bei der Regierung von Schwaben und Neuburg, Regierungsrat von Braun, dem Gedanken der landwirtschaftlichen Fortbildungskurse für Soldaten Bahn zu brechen. Nicht durch das Wort, sondern durch die Tat. Die Opferwilligkeit des Ökonomierats Maier-Bode, der sich von Anfang an bereit erklärte, die Vorträge unentgeltlich zu halten, die Hilfsbereitschaft eines bayrischen Reichsrats, der willig wie ein Athener der größten Zeit Liturgien auf sich nimmt und auch die Kosten dieses Unternehmens trägt, persönliche Beziehungen zum vierten Chevaulegersregiment in Augsburg — wenn ich nicht irre, ist Regierungsrat von Braun Rittmeister der Reserve —, das Verständnis und die Teilnahme, die die aktiven Offiziere dem Gedanken ihres Kameraden entgegenbrachten, endlich die dreijährige Dienstzeit der Kavallerie halfen dem Bahnbrecher die Hindernisse überwinden, die solche Goldvliessucher oft gleich im Anfang ihrer Fahrt festhalten. Aber den Weg hat Herr von Braun zuerst in Deutschland erkannt und beschritten, diese Tat ist sein.

Zu dem Unterrichtskurs meldeten sich als freiwillige Teilnehmer 2 Unteroffiziere, 10 Gefreite und 38 Chevaulegers des zweiten und dritten Jahrgangs. Vor schwäbischen, bayrischen, fränkischen, pfälzischen, elsässischen und hannoverschen Bauern sprach der Leiter der Königlichen landwirtschaftlichen Winterschule Augsburg, Ökonomierat Maier-Bode, an zwanzig für die ganze Kursdauer voraus festgesetzten Abenden über folgende Themata: 1. Die Entstehung und Zusammensetzung des Ackerbodens, 2. die Bearbeitung des Bodens, 3. der Bau und das Leben der Pflanzen, 4. die Zusammensetzung und Gewinnung des natürlichen Düngers, 5. die künstlichen Düngemittel und ihre Anwendung, 6. Saat, Pflege und Ernte der Kulturgewächse, 7. Schutz der Pflanzen gegen Krankheiten und tierische Feinde, 8. der Kampf gegen die Unkräuter, 9. die Getreidearten und ihr Anbau, 10. die Kultur und Pflege der Wiesen, 11. der Futterbau auf dem Acker, 12. die Obstbaumpflege, 13. die Ernährung unsrer Haustiere, 14. das Pferd und seine Zucht, 15. die Zucht und Pflege des Rindes, 16. die Milch und ihre Verwertung, 17. die Züchtung und Haltung der Schweine, 18. die Nutzgeflügelzucht auf dem Lande, 19. die Einrichtung des landwirtschaftlichen Betriebes, 20. die Buchführung und das

landwirtschaftliche Unterrichtswesen. Der Vortragende belebte seine Lehren durch Demonstrationen und Experimente und paßte sie der Vorbildung seiner Hörer an. Beredt wußte er in ihnen den Glauben an das bescheidne und doch reiche Glück dessen, der die eigne Scholle mit eignen Rindern und mit eigner Kraft pflügt, zu wecken. Druckschriften, die den Zuhörern Kollegienhefte ersetzten, hielten manchen Chevauleger manchen Abend von dem Wirtshaus fern und fanden auch den Weg in die Heimat einzelner Zuhörer, deren Eltern lebhaftes Interesse für den Kurs zeigten. Eine zarte Rücksicht auf die Schwerfälligkeit, die Zurückhaltung und die Spottscheu des jungen Mannes, besonders des jungen Bauern lag darin, daß im Unterrichtslokal während der ganzen Dauer des Kurses ein Briefkasten angebracht war, in den die Teilnehmer mit oder ohne Nennung ihres Namens Fragen über ihre heimatlichen Verhältnisse einlegen konnten. Die einlaufenden Fragen beantwortete der Lehrer am nächsten Vortragsabend. Dieser feine pädagogische Zug macht den Veranstaltern des Kurses alle Ehre.

Der Anteil des Offizierkorps an der Einrichtung der Kurse und ihre Beteiligung an den Vortragsabenden war sicher eine gute Aussaat und hat sicher guten Boden gefunden, wenn ihr sozialer Erfolg auch nie meßbar sein wird. Wer lehrt, der weiß, daß nichts Lehrer und Schüler, Vorgesetzte und Untergebne einander näher bringt, als wenn sich Lehrer und Schüler, Offiziere und Soldaten auf einer neutralen Schulbank, im Streben nach einem neutralen Wissen zusammenfinden. Da fällt keine Schranke des Alters, des Wissens oder des Standes, da wird kein Band der Disziplin gelockert, aber die Geister und die Herzen kommen einander näher. Unser Offizierkorps ist viel reicher an pädagogischer Kunst, als oberflächliche Kenner und voreingenommne Beurteiler dieses Standes glauben oder zugeben. Ich bin überzeugt, daß die Offiziere, die die Vorträge besuchten, nicht alle kamen, um zu lernen, sondern zum Teil auch, um den Schülern das Lernen wichtiger, dem Lehrer das Lehren und sich das Führen leichter zu machen.

So wirkten alle Stellen — der Verwaltungsbeamte, der den Kurs ins Leben rief, der Lehrer, der ihn leitete, die Offiziere, die ihn förderten — mit pädagogischer Kunst bei diesem Werke der Volkserziehung zusammen, und alle teilen sich in den Erfolg, der schon im Herbst des Jahres 1907 gemessen werden konnte, als die sechzehn Teilnehmer des dritten Jahrgangs zur Reserve entlassen wurden. Einem der Reservisten wurde auf seinen Wunsch eine Stellung auf einem größern Gute in Oberbayern vermittelt. Die übrigen fünfzehn gingen alle in ihre Heimat, acht als landwirtschaftliche Arbeiter auf eigner oder fremder Scholle, sieben als ländliche Handwerker, die wenigstens ihre Kartoffeln bauen und einen Birnbaum und ein paar Rosenstämmchen zu ihrer Feierabendfreude pflegen.

Regierungsrat von Braun konnte folgende Summe des Unternehmens ziehen: „1. Die landwirtschaftlichen Vorträge für Soldaten sind ein wirk-

sames Mittel zur Stärkung des Heimatsinnes und der Liebe zum landwirtschaftlichen Berufe und erscheinen geeignet, der Landflucht, die gerade durch den Aufenthalt der aus ländlichen Kreisen stammenden Soldaten in großen Garnisonen gefördert wird, entgegenzuwirken. 2. Die gesteigerten Anforderungen der zweijährigen Dienstzeit bilden kein Hindernis für die allgemeine Einführung solcher Vortragskurse. 3. In allen Garnisonen, welche Sitz einer landwirtschaftlichen Schule oder eines landwirtschaftlichen Wanderlehrers sind, ist die Einführung der Kurse mit geringen Kosten möglich. In andern Garnisonen muß die Veranstaltung durch Heranziehung gebildeter praktischer Landwirte oder unter Mitwirkung von Offizieren, welche auf dem Lande aufgewachsen und mit dem landwirtschaftlichen Betriebe vertraut sind, versucht werden. 4. Auf die Auswahl des Lehrpersonals ist die größte Sorgfalt zu verwenden, da die günstige Wirkung der Kurse in erster Linie von der Befähigung des Vortragenden zu fesselnder Darstellung bedingt ist. 5. Die Vorträge sind in möglichst gemeinverständlicher Form durch stete Anknüpfung an bekannte Vorgänge in der Natur und im landwirtschaftlichen Betriebe so anregend wie möglich zu gestalten, und wo immer tunlich, durch Demonstrationen und Experimente zu beleben. Dabei ist stets die Tendenz, die Stärkung der Liebe zur heimatlichen Scholle und zum landwirtschaftlichen Berufe im Auge zu behalten. 6. Das Ziel der Veranstaltung muß vor allem die Rückführung der aus ländlichen Kreisen stammenden Soldaten in die Heimat sein. Nur für solche Teilnehmer, welche auf dem elterlichen Besitz oder in ihrem frühern Wohnorte keine Beschäftigung finden können, ist der Nachweis andrer landwirtschaftlicher Stellen anzustreben. 7. Die Teilnahme an den Kursen soll sich auf die aus bäuerlichen Kreisen stammenden Soldaten beschränken und muß stets eine vollkommen freiwillige sein, damit die Teilnehmer die Veranstaltung als eine angenehme Abwechslung in der Eintönigkeit des Dienstes und nicht als Zwang empfinden. 8. Die Kosten der Kurse und der Stellenvermittlung, welche überall nur gering sein werden, sind im Bedarfsfalle von den landwirtschaftlichen Vertretungskörpern aufzubringen."

Es ist kein Zweifel: die Vorträge schränken den Kraftraub, den bisher die großen Städte durch ihre Saugkraft am platten Lande verübten, bedeutend ein. Der Mann, der sich das Mittel aus der Fremde aneignete, und seine Mitarbeiter, die ihm den kranken Volkskörper behandeln helfen, verdienen den Dank der Nation. Dieses saigner à blanc zerrüttet die Kraft des Volkes sicherer als jenes, von dem Bismarck am 11. Januar 1887 sprach. Beutet ein von Natur grausamer oder ein durch die Sorge für die eigne Sicherheit zur Grausamkeit gezwungner Sieger ein unterlegnes Volk aus, so kann diesem durch die Notkur sogar die Kraft gesteigert werden. Sicher wird aber die Kraft eines Landes zerrüttet und schließlich vernichtet, wenn es selbst den tiefen und reichen Jungbrunnen ausschöpft, den es in seinem Landvolke hat.

Regierungsrat von Braun hat ganz recht, wenn er die hohe Tauglichkeitsziffer der Fabrikbevölkerung damit erklärt, daß die Fabrikrekruten noch zu einem großen Teil ein Produkt des platten Landes sind. Den in der Stadt gebornen Söhnen dieser Fabrikrekruten fehlt schon die Berührung der Mutter Erde. Ihre Kraft ist nicht aus dem reichen Boden geschöpft, ihre Väter waren schon den Schädigungen des städtischen Lebens ausgesetzt, sie selbst leiden wieder darunter, und mag die Sorgfalt der körperlichen und geistigen Ausbildung, die ihnen in der Stadt erreichbar ist, sie auch ihren gleichaltrigen Kameraden vom Lande überlegen machen, ihre Kraft ist nicht so dauerhaft und so vererbbar wie die, die jene gewinnen, indem sie ihre Jugend lang mit nackten Füßen über die mütterliche Erde gehn. Herr von Braun erinnert an die Sage von dem Riesen Antaios, sie gibt im Bilde eine Wahrheit, die keine Statistik widerlegen oder nur erschüttern kann: dem Volke bleibt seine Gigantenkraft nur dann erhalten, wenn es nicht von der Gigantenmutter Erde getrennt wird.

Die Bekämpfung der Entvölkerung des Landes ist zugleich ein Kampf gegen die Unterernährung des Landvolkes infolge der Milchnot. Dieses saigner à blanc, die Entmilchung der Bauernhäuser und -hütten, ist nach meiner Ansicht noch gefährlicher als die Abwanderung in die Stadt. Wäre wenigstens der zurückbleibende Teil der Landbevölkerung gut ernährt, dann versiegte der Jungbrunnen unsers Volks nicht ganz, wenn er auch wasserarm würde. So aber sind die auf dem Lande zurückbleibenden teils infolge ihrer Gewinnsucht, teils infolge des Mangels an Arbeitskräften, der ihnen die selbständige Ausnützung ihres Milchertrags nicht erlaubt, schlecht genährt. Diese Beobachtung muß jedem Vaterlandsfreunde das Herz schwer machen.

Nun wird die von Herrn von Braun in Deutschland eingeführte Bekämpfung der Landflucht die Abwanderung sicher einschränken, und wenn sich die Arbeitskräfte auf dem Lande mehren, werden vielleicht auch wieder Kleinbauern den Mut und die Möglichkeit zum eignen Betrieb einer Milchwirtschaft bekommen. Und damit wird das Bauernhaus wieder reicher an dem edelsten Nahrungsmittel werden. Vielleicht, sicher kann man es nicht erwarten. Denn die Milchwirtschaft besteht gegenwärtig in der direkten Umformung der Milch in Geld. Die Umformung der Milch in Bauernkraft und Volksgesundheit ist ganz in Vergessenheit geraten, bei den Bauern selbst und bei ihren wirtschaftlichen Beratern. Ich lese nur von Ausnützung der Molkereiprodukte, Milchverwertung, und finde nirgends als Ziel der Ausnützung, der Verwertung die Kraft des Volks genannt.

Der Zufall ließ mich in der Zeitschrift „Das Land", der ich oben einige Daten über die Wirkung der Entmilchung in der Schweiz und in andern Ländern entnommen habe, unmittelbar neben dem Artikel über die Unterernährung des Landvolks den Bericht des Herrn von Braun über die landwirtschaftlichen Vorträge für Soldaten abgedruckt finden: Übel und Heilmittel nebeneinander.

Der weite Blick, den Herr von Braun mit der Einführung der landwirtschaftlichen Fortbildungskurse für Soldaten bewährt hat, gibt mir die Gewißheit, daß ich ihn nicht an die Verwendbarkeit dieser Kurse zur Bekämpfung der Milchvergeudung auf dem Lande zu erinnern brauche. Aber allen den verdienten Männern, die an diesen Kursen als Leiter beteiligt sind, ist der Gedanke doch nicht so vertraut, wie er sein sollte, wie er werden muß. Sie übersehn über der Bekämpfung der wirtschaftlichen Not der Landwirte ihre Gesundheitsnot. Darum richte ich an diese Lehrer des Volkes in Waffen die Bitte, den Soldaten begreiflich zu machen, daß die wichtigste Verwendung der Milch die für das eigne Haus, für Weib und Kind ist, und daß nur der Überschuß in Geld umgeformt werden sollte. Aus dem eignen Vaterlande können sie ihren Schülern Gott sei Dank! außer den Lindauer Aushebungsergebnissen noch keine erschreckenden und überzeugenden Belege dafür bieten, daß die gewinnsüchtige Milchausnützung den Bauernarm lähmt. Aber der Rückgang der Wehrkraft der Schweiz, deren kräftige Söhne einst aus echt germanischer Freude am Kriege und an der Ferne als Reisläufer die Heimat verließen, die trotzdem nicht an Wehrkraft verarmte, und die Farben und die Waffen aller europäischen Kriegsherren trugen, wird auch manchem deutschen Bauern in Waffen zu denken geben und ihn später in seiner Wirtschaft davon abhalten, die Gesundheit seines Weibes und seiner Kinder um ein paar Milchsilberlinge zu verraten.

Der akademische Nachwuchs

Von Wilhelm Kroll

Als vor einigen Jahren eine technische Hochschule, die ich nicht nennen will, ihr Jubiläum feierte, waren die anwesenden Ehrengäste zum Teil peinlich berührt durch den gereizten und verletzenden Ton, worin von den Universitäten gesprochen wurde. Diese Empfindung steigerte sich bei der Aufführung eines sogenannten Bierdramas, in dem die Universitäten als veraltete Einrichtungen karikiert wurden, in solchem Grade, daß die Universitätsrektoren einen Augenblick überlegten, ob sie nicht in corpore den Saal verlassen sollten, und es nur um des lieben Friedens willen unterließen. Mancher von ihnen wird sich damals die Frage vorgelegt haben, ob diesen — im Ton verfehlten — Angriffen nicht doch eine gewisse Berechtigung innewohne. Gewiß gab es damals und gibt es noch heute manche Zöpfe an unsern Universitäten; aber freilich braucht man nicht, wie es die Herren Techniker am liebsten sähen, mit dem Zopf gleich den ganzen Kopf abzuschneiden. Denn in dem, was den Kern ihres Wesens ausmacht, und in dem Geist, der in ihnen waltet, sind

unsre Universitäten durchaus modern und mit der Zeit fortgeschritten; was sie als veraltet erscheinen läßt, ist ihre äußere Organisation, die manche Rudimente aus dem Mittelalter bewahrt hat, ehrwürdige Reste, die zu beseitigen die Ehrfurcht vor der alten Tradition bisher abgehalten hat. Aber auch hier ist in den letzten hundert Jahren vieles geändert worden, und daß sich auch jetzt der Wunsch nach Reformen innerhalb der Universitäten selbst regt, zeigen deutlich die Beschlüsse des deutschen Hochschullehrertages zu Salzburg im September 1907.

Der Ruf nach Reformen geht natürlich meist von den Mitgliedern der Hochschulen aus, die aus persönlichen Gründen mit den herrschenden Zuständen unzufrieden sind. Daß es solche Elemente in Universitätskreisen gibt, davon wußte auch das weitere Publikum, zumal da die Leiden der Privatdozenten und die Bosheit der Ordinarien zu einem literarischen Motiv geworden waren; ich erinnere nur an Bianca Bobertags bitterbösen und mit Gehässigkeit getränkten Roman „Roderich Klinghart". In der jüngsten Zeit ist die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Zustände gelenkt worden durch F. Eulenburgs Buch „Der akademische Nachwuchs" (Leipzig, Teubner, 1908), das aus einem für den Hochschullehrertag übernommnen Referat entstanden ist. Eulenburg hat sich durch Versendung von Fragebogen an Privatdozenten und Extraordinarien ein großes Material verschafft und es in seinem Buche gründlich, übersichtlich und mit ernsthaftem Streben nach Objektivität verarbeitet. Er tritt als Statistiker mit Zahlen auf, die unanfechtbar scheinen, und wie man aus zahlreichen Äußerungen der Presse sieht, ihre Wirkung nicht verfehlt haben. Eben deshalb mag es angezeigt erscheinen, auf einige Mängel des Buches und der teils von Eulenburg teils von der Salzburger Tagung gezognen Folgerungen hinzuweisen.

Unter dem akademischen Nachwuchs, für den eine bessere Stellung erkämpft werden soll, versteht Eulenburg die Extraordinarien und Privatdozenten. Diese Zusammenfassung ist entschieden zu mißbilligen. Die Stellung des Privatdozenten ist eine ganz freie, und in dieser Freiheit liegen ihre Nachteile wie ihre Vorteile. Der Privatdozent als solcher ist nicht Beamter und zu keiner Leistung verpflichtet, als die er sich selbst auferlegt; er kann sogar seine Vorlesungen längere Zeit aussetzen, wenn er es vorzieht, ganz der wissenschaftlichen Arbeit zu leben — ein beneidenswerter Zustand, wenn er nicht zu lange dauert. Denn die Freiheit von allen Pflichten bringt auch das Fehlen aller Rechte mit sich, unter der alte Privatdozenten oft so leiden, daß sie in tiefe Verbitterung verfallen. Das ist sehr bedauerlich, aber es wird trotz alles Redens von einer „Regelung des akademischen Nachwuchses" schwer abzuändern sein. Jeder, der in die akademische Laufbahn eintritt, weiß, daß er keine sichere Aussicht auf Beförderung hat, und kann einen rechtlichen Anspruch darauf auch dann nicht geltend machen, wenn er als Lehrer und Forscher tüchtige Leistungen aufzuweisen hat. In Wahrheit

wird es freilich kaum vorkommen, daß ein tüchtiger Privatdozent gar nicht vorwärts kommt, und wo es geschieht, werden meist Bedenken gegen die Persönlichkeit des Betreffenden vorliegen, die ihn für eine verantwortliche Universitätsstellung ungeeignet machen. Besonders zu betrachten sind namentlich die Fälle, in denen die Privatdozentur nur ein Nebenberuf ist, wie das oft bei praktischen Ärzten der Fall ist, aber auch bei Oberlehrern, Geistlichen usw. Hier wird man ceteris paribus oft dem Bewerber den Vorzug geben, der nur in der akademischen Laufbahn steht, weil seine ganze Existenz davon abhängt. Aber es ist nur zu begreiflich, daß alle, die nicht befördert worden sind, auch wenn sie wissenschaftlich nichts geleistet haben oder kein Lehrtalent haben, die Schuld nicht sich selbst zuschreiben, sondern den bösen Fakultäten, in denen die allmächtigen Ordinarien an goldnen Tischen sitzen und den Atem erstickter Privatdozenten einsaugen, oder dem noch bösern Ministerium.

Diese unzufriednen Elemente haben den Salzburger Hochschullehrertag zu einem Beschlusse verleitet, den auch Eulenburg zustimmend erwähnt: „Es ist darauf Bedacht zu nehmen, daß an Privatdozenten und unbesoldete Extraordinarien, deren Tüchtigkeit bewährt ist, besoldete Extraordinariate ad personam verliehen werden, und daß auch solche Privatdozenten, deren wirtschaftliche Lage nicht dazu angetan ist, ihre Stellung zu sichern, durch Verleihung von Gehältern[!] und Stipendien ihrem Berufe erhalten bleiben.“ Ein solcher Beschluß hätte nur in Utopia gefaßt werden dürfen, denn er ist ganz und gar undurchführbar. Erstens weiß jeder Kenner der Verhältnisse, wie schwer es hält, selbst für anerkannt notwendige Fächer die noch fehlenden Professuren beim Finanzministerium durchzusetzen: wie sollte es da möglich sein, für überflüssige Lehrkräfte (darüber sogleich) außer den wenigstens in Preußen vorhandnen Stipendien auch noch Gehälter auszuwerfen? Zweitens aber ist die Zulassung von Privatdozenten ganz und gar in die Hände der Fakultäten gegeben, und viele beschränken deren Zahl in keiner Weise; namentlich an den großen Universitäten habilitieren die Institutsdirektoren eine beliebige Menge von Assistenten, ohne daß die Fakultät Einspruch erhebt; aber auch an solchen Dozenten, die nicht zugleich Assistenten sind, herrscht oft ein großer Überfluß. Und nun soll der Staat, der in keiner Weise an dieser Überproduktion schuld ist und nicht einmal ein Mittel hat, ihr zu steuern, diesen Herren „Gehälter“*) zahlen! Eulenburg versucht nun freilich zu zeigen, daß diese „unoffiziellen“ Lehrkräfte für die Universitäten sehr notwendig und nützlich sind. Das letzte wird kein Verständiger bestreiten; was die Notwendigkeit angeht, so beruht sie vor allem darin, daß Nachwuchs für die frei werdenden Professuren vorhanden sein muß. Aber

*) Eine ganz andre Frage ist, ob die Bezüge der Assistenten eine Aufbesserung verlangen. Aber auch damit wäre nur einem Teile der Privatdozenten geholfen, denn in manchen Fächern (zum Beispiel der Geschichte) gibt es überhaupt kaum Assistentenstellen.

wann hätte es denn daran gefehlt? Selbst in der juristischen Fakultät, die am wenigsten Privatdozenten aufzuweisen hat, fehlt es meines Wissens nicht an Bewerbern um die zu besetzenden Stellen; und namentlich in den naturwissenschaftlichen Fächern finden sich trotz der fehlenden Privatdozentengehälter immer noch Leute genug, die zehn Jahre und länger auf eine Professur zu warten bereit sind. Unter solchen Umständen wird aber kein Finanzminister Gehälter auswerfen. Außerdem sucht Eulenburg die Unentbehrlichkeit der unoffiziellen Lehrkräfte damit zu begründen, daß ihnen die Aufgaben der university extension im weitesten Umfange zufielen, weil die Ordinarien dafür keine Zeit hätten. Man kann den Spieß auch umkehren: durch die university extension werden den unbesoldeten Dozenten Möglichkeiten des Erwerbes geboten, durch die ihre materielle Lage gebessert wird, und viele solche Veranstaltungen (Volkshochschulkurse, Ferienkurse usw.) sind erst durch Privatdozenten ins Leben gerufen worden, die die Not dazu trieb; sobald sie zu festem Gehalt kommen, werden sie viel weniger Lust zu diesen Nebenbeschäftigungen haben, die sie von ihren eigentlichen Aufgaben abziehen. Wir wollen aber überhaupt nicht vergessen (was heute oft vergessen wird), daß die Hauptaufgabe der Universitäten die Ausbildung der Studenten ist; und daß diese heute möglich wäre, auch wenn alle Privatdozenten (nicht: alle Assistenten) wegfielen, unterliegt keinem Zweifel. Gewiß ist es richtig, daß die mehr und mehr in den Vordergrund tretenden praktischen Übungen eine größere Zahl jüngerer Kräfte fordern: da müssen eben mehr Stellen für Assistenten und Lektoren geschaffen werden, aber das brauchen durchaus nicht immer Privatdozenten zu sein. Man hat hier zum Beispiel mit Gymnasiallehrern, die im Nebenamte Lektoren sind, teilweise bessere Erfahrungen gemacht als mit Dozenten.

Man tut also besser, die Frage des akademischen Nachwuchses im engern Sinne — und eigentlich verdienen nur die Privatdozenten diesen Namen — fallen zu lassen. Hier läßt sich nichts regeln, wenn man nicht die Grundlagen unsrer gesamten Universitätsverfassung umstürzen will, und das wird außer einigen verbitterten Existenzen niemand im Ernst wünschen.

Ganz anders steht es nun mit den Extraordinarien, die wirklich unentbehrliche Glieder der Universität und Beamte sind, deren Verhältnisse eine Regelung zulassen. Ihre Bedeutung weist Eulenburg an der Hand seines Materials gut nach, ohne freilich Kennern der Verhältnisse wesentlich Neues zu sagen, und er hat mit diesen Darlegungen auch Eindruck auf die öffentliche Meinung gemacht. Aber er hat hier einen schweren prinzipiellen Fehler gemacht, indem er die Extraordinarien mit und ohne Lehrauftrag zusammenwarf. Vielfach (namentlich außerhalb Preußens) ist Extraordinarius nur ein Titel, der ältern Privatdozenten verliehen wird; für die Frage der Regelung des akademischen Nachwuchses sind diese Leute eben nur Privatdozenten, freie Lehrer ohne Beamtenstellung, und sie waren diesen zuzurechnen, statt daß sie nun in Eulenburgs Tabellen das Gewicht der Extraordinarien vermehren.

Gegen Ende des Buches findet sich freilich eine Tabelle, die es gestattet, diese Pseudo-Extraordinarien abzurechnen (es sind 278 von 584); aber welcher Leser hätte wohl die Geduld dazu? Hier muß also der Vorwurf erhoben werden, daß Eulenburgs Buch irreführend wirkt. Die Grenze war nicht nach den Titeln*) zu ziehn, sondern nach dem Vorhandensein eines Lehrauftrags; auch die Privatdozenten mit einem solchen gehören schon zu den „offiziellen Lehrkräften".

Von den für die Extraordinarien aufgestellten Forderungen muß man die einer bessern Besoldung ohne weiteres billigen. Nur kann man sie nicht auf diese beschränken und muß sich überhaupt wundern, weshalb die Umfrage nicht auf die Ordinarien ausgedehnt worden ist, die doch auch nur zum Teil „saturierte Existenzen" sind. Hier hat nun freilich ein zweiter Punkt mitgesprochen, die Ausschließung der Extraordinarien von der Fakultät,**) die namentlich von den ältern unter ihnen kränkend empfunden wird. Über diesen Punkt hat die Salzburger Tagung folgenden Beschluß gefaßt: „Den außerordentlichen Professoren und Privatdozenten [!] ist die ihnen als Mitgliedern der Professorenkollegien von Hochschulen gebührende Stellung ohne Engherzigkeit einzuräumen und so weit als erforderlich zu sichern. Insbesondre ist überall eine Einrichtung dahin zu treffen, daß sie bei den allgemeinen Angelegenheiten des Lehrberufs in den Körperschaften der Hochschule auf geordnetem Wege zu Gehör kommen." Die letzte Forderung verdient in der Tat ernsthafte Erwägung. Nur muß man sich eines von vornherein klar machen: auch wenn alle Extraordinarien Sitz und Stimme in der Fakultät erhalten, so werden damit die schlimmsten Übelstände nicht aus der Welt geschafft. Denn diese pflegen nicht von der Stellung des Ordinarius als solcher, sondern von seiner Eigenschaft als Institutsdirektor abzuhängen; die Leitung des Instituts verleiht ihrem Inhaber eine diskretionäre Macht über alle, die auf die Benutzung des Instituts angewiesen sind, das heißt unter Umständen auch über Ordinarien, und es ist kein Zweifel, daß diese Macht oft mißbraucht wird. Dagegen kann aber auch die Fakultät wenig ausrichten, der keinerlei Aufsicht über die Institutsleitungen zusteht; hier könnte ein Wandel nur durch Vermehrung der Institute geschaffen werden, die an den Finanzverhältnissen von selbst eine Schranke findet. Und schließlich vergesse man nicht, daß herrschsüchtige und skrupellose Ordinarien auch gleichgestellten Kollegen das Leben verbittern können, und daß die Teilnahme an den Fakultätsgeschäften viel Zeit-

*) Wie sehr sich Eulenburg von dem Titel hat blenden lassen, zeigt Seite 41: „Der Zustand ist demnach der, daß auf der Mittagshöhe des Lebens ein Drittel der EO keinen Lehrauftrag hat und ein Viertel überhaupt kein festes Gehalt bezieht." Wenn ein Dozent nach wenigen Jahren schon den Titel EO erhält, so kann er damit ganz zufrieden sein und hat keinerlei Recht, Gehalt oder Lehrauftrag zu verlangen.

**) In Österreich dürfen halb so viel außerordentliche wie ordentliche Professoren in den Fakultäten sitzen.

verlust und manchen Ärger mit sich bringt, den die Extraordinarien nicht zu fürchten haben.

So schließe ich denn mit dem Wunsche, daß sich der nächste Hochschullehrertag von dem Boden des Möglichen weniger entfernen, und daß künftige Äußerungen über diese Fragen die akademische Welt etwas weniger sub specie extraordinarii betrachten mögen.

Literarischer Wert

Von Paul Büchner in Hamburg

Ueber die Aufgabe der Kunst ist schon viel geschrieben und gestritten worden. Schiller betrachtete sie von einem hohen Standpunkte aus und nannte das Theater eine moralische Anstalt; unsre Ästhetiker bezeichnen im allgemeinen als ihren Zweck die Erweckung der Lust und des Vergnügens. Nun gibt es aber eine Reihe von Veranstaltungen, die denselben Zweck verfolgen, ohne einen Anspruch auf künstlerischen Wert zu erheben. Man stellt die Kunst auf eine Stufe mit solchen Unterhaltungen, wenn man als ihre einzige Aufgabe die Erregung des Vergnügens ansieht. In frühern Jahrhunderten wies man ihr allerdings kaum einen andern Rang an, und auch heute sind die Leute nicht ausgestorben, die Kunst und Künstler als etwas überflüssiges und unnützes betrachten.

Den rechten Standpunkt für unsre Beurteilung finden wir erst, wenn wir die Kunst mit den übrigen menschlichen Tätigkeiten vergleichen. Unsre wissenschaftliche, wirtschaftliche und politische Arbeit ist, sofern sie von Dauer sein soll, der Entwicklung der Menschheit gewidmet. Die Tätigkeit des Künstlers muß denselben Zweck verfolgen, wenn sie mehr als einen Unterhaltungswert für uns haben soll.

In welcher Art die Kunst die Bildung der Menschheit fördert, läßt sich aus ihrer Wirkung auf die menschliche Seele feststellen. Ihren ersten und mächtigsten Eindruck übt sie auf die Phantasie aus. Da die Seele einem Musikinstrument gleicht, in dem alle Akkorde mitklingen, wenn eine Saite angeschlagen wird, so übertragen sich die Schwingungen der Einbildungskraft auf das Gefühl, den Verstand und den Willen. Auch diese Seelenkräfte werden in Bewegung gesetzt, zwar nicht so heftig wie die Phantasie, aber doch noch stark genug, daß sie merkliche Wirkungen erzeugen können.

Die wissenschaftliche, wirtschaftliche und politische Arbeit wendet sich an Verstand und Willen und gebraucht nur da die Einbildungskraft, wo es sich um die Erschließung neuer Wege und Erwerbszweige und um Erfindungen und Entdeckungen handelt. Die Kunst dagegen wirkt auf sämtliche Seelenkräfte, entwickelt sie harmonisch und übt dadurch einen größern Einfluß aus als jede andre menschliche Tätigkeit.

Dauernden Wert können deshalb nur die dichterischen Erzeugnisse haben, die dem Fortschritt der Menschheit dienen. Diese Aufgabe zu erfüllen, ist in der Gegenwart mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft. Wir leben in einer Übergangszeit: die Wissenschaft hat große Erfindungen gemacht und neue Naturgesetze entdeckt, die den alten Glauben ins Wanken gebracht, aber neue Ideale noch nicht an seine Stelle gesetzt haben. Unsre politischen Ziele, soweit sie sich auf die Einigung Deutschlands bezogen, sind erfüllt — um ihren andern Teil, den Erwerb eines deutschen Kolonialbesitzes und die Schaffung einer Weltmachtstellung, tobt ein heftiger Kampf. Die Doktrinären schwärmen in ihren Friedensgesellschaften für den Weltfrieden, die Kleinmütigen behaupten, wir seien nicht reich genug für eine Weltpolitik und hätten zu Hause genügend Arbeit, und die Stürmer und Dränger haben nur weitsichtige Unternehmungen im Auge, während sie sich bei der Kleinarbeit der internationalen Kongresse vom Auslande übervorteilen lassen. Auch unser Wirtschaftsleben ist in der Umbildung begriffen: auf der einen Seite riesenhafte Unternehmungen und der Zusammenschluß ganzer Industriezweige zu Kartellen und Syndikaten, auf der andern die Vereinigung der Abnehmer und Verbraucher zu Wirtschaftsgenossenschaften. Das patriarchalische Verhältnis vom Arbeitgeber zum Arbeitnehmer ist fast ganz verschwunden, ein neues noch nicht an seine Stelle getreten. Die Starken benutzen ihre wirtschaftliche Macht vielfach zu despotischen Zwecken, und die Schwachen schießen bei der Abwehr dieser Bestrebungen oft über das Ziel hinaus. Die Folgen dieses Kampfes machen sich auch auf sittlichem Gebiete bemerkbar: die Unsicherheit des Erwerbs und die geringe Entlohnung bringen Ehescheu in weiten Kreisen hervor und untergraben in Gemeinschaft mit der Frauenemanzipation die Grundlagen unsers Staatswesens und unsrer Gesellschaftsordnung, die auf der Ehe und der Erziehung des Nachwuchses in der Familie beruhen.

Mit diesen Problemen muß sich der Dichter ernsthaft befassen, wenn er seine Schöpfungen mit neuen Idealen erfüllen will. Zwar kann er diese nicht immer deutlich aussprechen, doch wird er den Inhalt seiner Dichtungen so gestalten und seine Personen so zeichnen, daß man daraus entnehmen kann, wie wir uns im Lichte des freien Menschentums ausnehmen. Die Dichtung soll uns den Gegensatz zwischen der reinen menschlichen Natur und den Verbildungen und Verzerrungen unsrer Kultur zeigen und jene allgemein menschlichen Züge tragen, die wir an den Werken der Alten noch heute bewundern. Darin liegt der dauernde Wert einer richtigen Charakteristik, denn die äußern Verhältnisse ändern sich, nicht aber der Charakter der Menschen. Auf solche Weise vermittelt die Dichtung Menschenkenntnis und trägt zur Bildung bei. Wenn die geheimsten Beweggründe enthüllt werden, so vermag jedermann im wirklichen Leben ähnliche Charaktere an ihren Äußerungen zu erkennen. Von Bismarck wird uns ein Ausspruch überliefert, wonach er den für den klügsten hielt, der die Erfahrungen andrer für sich benutzt.

Man kann hier einwenden, daß viele Stoffe nicht schön seien und deshalb dichterisch nicht bearbeitet werden dürfen. Dem ist entgegenzuhalten, daß kein Stoff an sich schön ist, sondern es erst durch künstlerische Gestaltung wird. Man trifft naive Leute, die eine Dichtung für schön halten, wenn alle darin auftretenden Personen einen „guten“ Charakter haben und der Ausgang glücklich ist. Andre machen schon ein Zugeständnis und lassen auch ein „schlechtes“ Ende zu, wenn nur die „Schlechtigkeit“ den Lohn ihrer Taten enthält. In diesem Rahmen ungefähr bewegen sich die Konflikte und ihre Lösung in unsrer Unterhaltungsliteratur. Noch andre Ästhetiker erklären, als unschön seien die Stoffe zu verwerfen, die einem niedrigen Milieu entnommen sind oder Dinge behandeln, die man mit dem Mantel der Liebe zudecken möchte, da die Berührung mit ihnen auch in der Dichtung unangenehm und peinlich sei. Unsre nachklassische Zeit war der Meinung, die politischen, wirtschaftlichen und sittlichen Zustände hätten mit der Literatur nichts zu schaffen. Gustav Freytag schrieb in seiner „Technik des Dramas“ (Leipzig 1894, S. 59), es sei eine Entwürdigung der Kunst, wenn ein Dichter gesellschaftliche Verbildungen des wirklichen Lebens, Gewaltherrschaft der Reichen, die gequälte Lage Gedrückter, die Stellung der Armen, die von der Gesellschaft fast nur Leiden empfangen, streitlustig und tendenzvoll zur Handlung eines Dramas verwerten wolle. Die Sorge um die Besserung der armen und gedrückten Klassen solle ein wichtiger Teil unsrer Arbeit im wirklichen Leben sein, die Muse der Kunst sei keine barmherzige Schwester.

Unsre größten Dichter haben jedoch diese von Gustav Freytag verworfnen Stoffe zum Gegenstand unsterblicher Werke gemacht. Schiller hat in „Kabale und Liebe“ und im „Wilhelm Tell“ die Unterdrückung des niedern Volkes durch Fürstenmacht gezeichnet — ein zu seiner Zeit ganz modernes politisches Problem. Auch die Alten haben die Dichtung benutzt, die Verbildungen ihrer Zeit ans Licht zu ziehen; die Werke ihrer Dichter sind die wertvollste Fundgrube für die Kultur- und Sittengeschichte der Griechen und Römer. Wir beschränken uns darauf, Namen wie Aristophanes, Juvenal und Martial zu nennen.

Praktische Vorschläge zur Beseitigung sozialer und sittlicher Mißstände kann die Dichtung natürlich nicht machen — das ist die Aufgabe der Sozialpolitik —, aber die Darstellung der daraus entstehenden Konflikte darf man der schönen Literatur nicht vorenthalten, wenn man ihr einen höhern als einen Unterhaltungswert beimißt. Erst die Dichtung verbreitet, wenn sie sich mit solchen Stoffen befaßt, eine allgemeine Kenntnis dieser Verbildungen. Die dargestellten Konflikte erregen das Gefühl, indem man Mitleid, Verachtung, Haß empfindet, der Verstand beschäftigt sich lebhaft mit ihnen und sinnt auf Mittel, die Mißstände zu beseitigen. Haben wir jene gefunden, so ist unser Wille bestrebt, diese unschädlich zu machen. Mit Rücksicht auf diese Wirkungen haben unsre Regierungen das Theater, das von allen Kunsteinrichtungen den stärksten Einfluß ausübt, unter die Aufsicht der Zensur gestellt, denn sie verdichten sich manchmal

zu Taten, und es ist schon vorgekommen, daß begeisterte Zuschauer oder Zuhörer die Pferde der Künstler ausgespannt und ihren Wagen selbst gezogen haben. Auch liest man hie und da die Behauptung, die „Hochzeit des Figaro“ habe wesentlich dazu beigetragen, das alte Regime in Frankreich zu stürzen.

Für Gustav Freytag sind seine ästhetischen Ansichten erklärlich. Er schrieb die angezognen Worte zu einer Zeit, wo sich der Deutsche noch nicht an öffentliche und politische Arbeit gewöhnt hatte. Nach den drei großen Kriegen, die die Einigung Deutschlands im Gefolge hatten, erlangte das deutsche Volk ein gewisses Selbstbewußtsein und eine zielbewußte Tatkraft, die zur Durchführung großer Aufgaben unerläßlich sind und unsern wirtschaftlichen Aufschwung herbeigeführt haben. Der Abglanz dieser großen Zeit wird auch einmal auf die deutsche Dichtung ausstrahlen.

Da Schönheit eine Sache des Gefühls und der Phantasie ist, so ist die Schönheit einer Dichtung nicht von ihrem Stoffe und den ihn durchdringenden Gedanken, sondern allein von der Gestaltung abhängig. Die künstlerische Komposition gibt nur die charakteristischen Züge und unterdrückt alles unwesentliche, damit es der nachschaffenden Einbildungskraft des Genießenden überlassen bleibt, die fehlenden Glieder zu ergänzen. Dieses Kunstmittel versetzt seine Seele in einen Zustand, der der Begeisterung des schaffenden Künstlers ähnlich ist. Die freudige Erregtheit des Nachschaffenden wird nicht gestört durch eine tragische Lösung der Konflikte, denn sie ist nicht eine Folge ihres Ausgangs, sondern ein Ergebnis der Seelentätigkeit des Genießenden. Seine Stimmung ist eine gehobnere als sonst, und er empfindet jenes Vergnügen, das man als einzigen Zweck der Kunst bezeichnet hat.

Leider ist die künstlerische Komposition bei uns stark in Verfall geraten, und zwar durch den Naturalismus, der sich in den achtziger Jahren durch die Erweiterung des Stoffgebiets der schönen Literatur große Verdienste erworben hat. Er hat die zweckvoll angeordnete Handlung im Drama fallen lassen und behauptet, in seinem Milieudrama eine neue Form gefunden zu haben, die die Handlung nicht mehr auf die Bühne stellt, sondern hinter die Szene verlegt. Die Personen erzählen sich nur noch, was geschehen ist, und das Drama wird in eine Art „Ich-Roman“ umgewandelt. Diese Form verwischt den Unterschied zwischen Erzählung und Drama, dessen Hauptreiz darin besteht, daß wir sehen, wie sich eine Handlung aus ihren Anfängen entwickelt und bis zum Abschluß durchgeführt wird. Außer der ästhetischen Wirkung hat diese altbewährte Form auch eine erzieherische: sie zeigt dem Zuschauer, wie Entschlüsse durchgesetzt werden, und bildet dadurch seine Willenskraft. Die Entstehung des Milieudramas ist daraus zu erklären, daß der Naturalismus den Wert persönlicher Energie und Tüchtigkeit verkennt, indem er den Menschen zum ausschließlichen Produkt seiner äußern Verhältnisse macht.

Auch die alte Kunstregel, nur die wesentlichsten Züge bei der Gestaltung der Einzelheiten zu geben, wird vom Naturalismus einer vermeintlichen Wissen-

schaftlichkeit aufgeopfert. In dem Bestreben, „wissenschaftlich“ zu sein, gibt er langatmige Schilderungen von Äußerlichkeiten und psychologischen Vorgängen, die nur verwirren und langweilig wirken. Ihre Ausführlichkeit ist dem Charakter unsrer Zeit, die nach Kürze und Gedrungenheit strebt, gerade entgegengesetzt. Schon bei der Beschreibung der Umgebung, in der sich die Begebenheiten abspielen, versagt diese „wissenschaftliche“ Methode, noch viel mehr aber bei der Darstellung innerlicher Zustände. In jeder Seele schwirren so viele Gefühle und Gedanken durcheinander, daß es nicht einmal der wissenschaftlichen Kleinarbeit eines Wundt in drei dicken Bänden gelingt, alle Regungen der Seele genau festzustellen, viel weniger einem Schriftsteller, der nur einige kurze Andeutungen im Rahmen einer Dichtung geben kann und alles übrige dem nachschaffenden Leser oder Hörer überlassen muß. Die Kunst hat andre Aufgaben als die Wissenschaft, und beide miteinander vermengen, heißt unkünstlerisch verfahren.

Dieser Mangel an Künstlerschaft zeigt sich auch in der Sprachbehandlung. Man rühmt als größten Vorzug dichterischer Sprache ihre Anschaulichkeit. Sie hängt ab von der Anwendung einiger bezeichnender Worte, die wie Schlaglichter die Szenerie plötzlich erhellen. Sie erregen die Phantasie kräftiger als viele Worte, die nur ermüdend wirken und keinen Eindruck hinterlassen. Manche Schriftsteller meinen, durch neue Wortschöpfungen oder originelle Wendungen, durch zahlreiche Bilder und Vergleiche dichterische Wirkungen zu erreichen. Sie erregen nur den Verstand, der sich mit ihrer Eigenartigkeit beschäftigt, lassen aber die Phantasie unberührt. Im günstigsten Falle haben sie einen gewissen Gefühlswert. Ihr Gebrauch erweckt in der Seele eine Reihe von Vorstellungen und Gefühlen, die jedoch nur von der Gegenwart empfunden werden und schnell veralten. Man lese nur die Artikel unsrer hervorragendsten Publizisten nach einigen Jahren, und man wird erstaunt sein, wie nüchtern und langweilig alles ist. Ihre durchschlagende Wirkung beruhte auf zahlreichen Anspielungen, Vergleichen und Bildern, die wir nicht mehr würdigen können, da sie Tagesereignisse zum Hintergrunde hatten. Auch die Sprachschönheiten der Alten vermögen wir nur noch in ganz beschränktem Maßstabe zu schätzen.

Um das Gefühl zu erregen, wenden moderne Lyriker oft Mittel an, die der Musik eigentümlich sind. Klangwirkungen durch tönende Worte, Rhythmus und Reim sind immer schön, aber wenn Worte ohne Sinn gebraucht werden, nur um auf die Ohren zu wirken, so ist das kein Vorzug, sondern ein Mangel.

Welches sind nun die Eigenschaften, die einer Dichtung literarischen Wert und unvergängliche Dauer verleihen? Man hört schriftstellerische Erzeugnisse oft nach ihrem Stoffe beurteilen und meint, nur diese verbürgen ihren Erfolg und ihre Dauer. Die meisten Leser und Hörer haben allerdings nur ein stoffliches Interesse und zollen allen Werken Beifall, die ihnen neu und eigenartig erscheinen. Sobald aber diese Neugierde befriedigt ist, verfällt jene anfänglich erfolgreiche Dichtung schnell der Vergessenheit, denn was heute neu ist, erscheint morgen schon alt.

Eine nachhaltigere Wirkung ist die, die die Dichtung durch die sie durchdringenden Gedanken auf das Gefühl ausübt. Schiller hat durch die unsterblichen Ideen, die aus seinen Werken leuchten, auch heute noch den größten Einfluß und wird von keinem seiner Nachfolger übertroffen. Durch seine Dramen ist er volkstümlicher geworden als selbst Goethe, der vielleicht in der Charakteristik stärker ist.

Mit andern Künsten gemeinsam ist der Dichtung die Komposition, die auf Gefühl und Phantasie wirkt, und zwar um so mehr, je vollendeter sie ist. Ihr allein eigentümlich ist die Führung der Handlung und die damit zusammenhängende Zeichnung der Charaktere sowie die Anschaulichkeit der Sprache. Ihnen ist jene spezifisch dichterische Wirkung zuzuschreiben, die sogar solche Schriftsteller ausüben, denen alle übrigen Vorzüge fehlen. Wenn auch ihre Werke selten ein Menschenalter überdauern, weil ihnen große Ideen fehlen, so werden sie doch von der Mitwelt geschätzt und von ihr oft mehr gepriesen als wirklich bedeutende Dichter.

Ewigkeitswert haben allein die Dichtungen, die alle Vorzüge der Form und des Inhalts in sich vereinen. Aus ihnen spricht die unsterbliche Seele des genialen Künstlers, der die Konflikte, die aus dem Kampfe abgestorbner Gedanken mit neuen Ideen entstehn, in vollendeter Form zu verkörpern weiß und jene Begeisterung einflößt, ohne die Ideale, die den Fortschritt des Menschengeschlechts verbürgen, nicht zur Wirklichkeit werden können.

Skizzen und Bilder aus dem westfälischen Industriegebiete

Der Wirt

Eine eigenartige Erscheinung im westfälischen Industriebezirke ist der Wirt. Er spielt eine bedeutsame Rolle im sozialen Leben, nur keine allzu glückliche. Ich kenne den Wirt der Großstadt. Er zieht an durch die Güte dessen, was er seinen Gästen aus Küche und Keller bietet. Von Zeit zu Zeit geht er einmal durch seine Räume, um nach dem Rechten zu sehen und nach rechts und links seine Verbeugung zu machen. Höchstens zu den Stammtischgästen tritt er in nähere Beziehung. Sonst herrscht gleichsam ein geheimer Vertrag zwischen ihm und seinen Besuchern, der einen rein geschäftlichen Charakter trägt. Ich kenne den Wirt der Kleinstadt, der immer auf seine alten, bekannten Kunden rechnen, aber keine neuen erwarten darf. Er ist ein Bürger unter Bürgern. Ich kenne den Wirt des Dorfes, der das Schankgewerbe nur nebenbei betreibt, abends in den Feierstunden, und den Tag über seinem Handwerk obliegt, das ihn nährt. Er ist ein genügsamer Mann und sieht nicht scheel, wenn der geizige Bauer den ganzen Abend bei einem „Alten" und einem einzigen Glase Bier, wozu vielleicht noch eine Zigarre kommt, sich dem

Kartenspiele hingibt. Aber etwas andres ist der Wirt unter einer Industriebevölkerung. Er ist der betriebsamste und erfolgreichste unter allen Geschäftsleuten! Wohl sind die Wirtschaften zahlreich, aber auch der Besucher sind viele. Da sind die Bergleute, die auf der Heimkehr von der Schicht ihren „Schoppen" trinken oder mitnehmen, um damit, wie sie sagen, den Kohlenstaub hinunterzuspülen oder zu lösen. Da sind die jungen Burschen, die mit vielem Gelde in der Tasche den ganzen Nachmittag oder Abend im Wirtshaus bei Billard-, Karten- oder Kegelspiel zubringen, weil sie sonst nichts anzufangen wissen. Sie sind die besten Gäste des Wirtes. Denn sie brauchen nicht zu knausern. An einer ganzen Reihe von Abenden in der Woche kommen die Mitglieder der verschiednen Vereine zusammen, die Turner, die Sänger, die Krieger usw. Jeder Verein hat natürlich auch wenigstens ein Fest im Jahre. Im „Gesellschaftszimmer" des Wirtshauses sitzen ziemlich regelmäßig beim Dämmer- oder Abendschoppen die Beamten der Zeche. Sie werden sehr zuvorkommend behandelt, weil ihr Kommen das Ansehen der Wirtschaft hebt. Aber das größte Interesse des Wirtes gehört doch dem gewöhnlichen Gastzimmer. Da blüht das Geschäft. Aufmerksam steht er hinter seinem Schanktisch und beherrscht mit den Augen den ganzen Raum. Kein leeres Glas entgeht ihm, er füllt es selbst oder gibt dem bedienenden Mädchen einen entsprechenden Wink. Er begrüßt jeden Hereintretenden mit freundlichem Blick und verabschiedet sich von jedem Gehenden mit einem: „Bis morgen" oder „bis bald"! Er buhlt um die Gunst der Leute, wie es sonst nur der Geschäftsjude tut. Denn sie bringt ihm das Geld ins Haus. Wenn die Stube übervoll ist, und der Bierkran fast ohne Aufhören rinnt, dann ist er in seinem Element. Nur sinnlose Betrunkenheit und Streit sind ihm peinlich, ja verhaßt. Trinken sollen die Leute — das gehört zu seinem Geschäfte —, aber Betrunkne will er nicht sehen. Denn sie machen ihm Ungelegenheiten, schädigen den Ruf seiner Wirtschaft. Daß auch ohne derartige Unmäßigkeit sein Vorteil in vielen Fällen seinen Gästen oder ihren Familien Nachteile, oft schwere Nachteile bringt, bedenkt er nicht. In dieser Beziehung hat selbst der anständige Wirt, der unlautere Anziehungsmittel verachtet und auf die Wahrung seiner Standesehre bedacht ist, kein Gewissen; und wenn er ein Gewissen hat, werden seine Regungen von der Selbstsucht unterdrückt.

Man braucht kein Feind des Alkoholgenusses überhaupt zu sein, um das Urteil zu fällen, daß im Industriegebiete kein Beruf so sehr in der einen oder andern Weise den Charakter verdirbt wie der des Wirtes. Das Schankgewerbe unterliegt schon im allgemeinen starken moralischen Bedenken: es dient menschlicher Leidenschaft, wenn auch nicht in der Idee, so doch in der Praxis. Es bietet eigentlich für den Mann nicht eine seinen Kräften entsprechende körperliche oder geistige Arbeit. Zu mühelos wird oft das Geld verdient — ohne entsprechende nützliche Dienstleistung. Denn der Wirt schafft doch keine neuen „Werte" oder vermittelt sie.

Alle diese Bedenken steigern sich gewaltig für den Wirt der Industriebevölkerung. Wenige nur vermögen der drohenden sittlichen Gefahr wirksam zu begegnen und im alltäglichen Leben die Nächstenliebe neben der Selbstliebe zur Geltung zu bringen. Wer sich etwas auf die Beurteilung von Menschen versteht, dem verkünden die unruhigen Augen und das hastige Wesen so manchen Wirtes seine moralische Niederlage, die ihm selbst vielleicht kaum klar zum Bewußtsein gekommen ist.

Die alten Autoritäten

In dem Leben der Industriebevölkerung ist der Einfluß der alten Autoritäten in fortwährendem Schwinden begriffen. Untergraben ist die staatliche Autorität. Das ist gewiß nicht mit Unrecht zum großen Teil auf das Schuldkonto der Sozial-

demokratie zu setzen. Sie hat planmäßig das Ansehen des Herrschers und der Regierung zerstört. Die Folgen dieser Tätigkeit zeigen sich nicht nur bei den Gliedern der sozialdemokratischen Partei, die in allen Regierungshandlungen schreiendes Unrecht und Arbeiterverrat sehen, weil ihre Augen bloß darauf eingestellt sind. Auch nichtsozialdemokratische Arbeiter, kleine Beamte und Geschäftsleute sind von dieser maßlosen Kritik der Regierung angesteckt. Gegen eine sachgemäße und gerechte Beurteilung der innerpolitischen Vorgänge wird niemand etwas einwenden dürfen, sie im Gegenteil freudig begrüßen müssen als ein Zeichen vaterländischen Interesses. Aber die Erschütterung der staatlichen Autorität kann nur verderblich sein. Welche Autorität soll noch gelten, wenn die des Staates wankt? In der Tat greift eine allgemeine Autoritätlosigkeit immer mehr um sich. Sie ist zu verfolgen bis hinein in die Familie. Es ist erschreckend, wie wenig in Arbeiterkreisen die Kinder ihre Eltern noch achten und sich ihnen beugen, schon die noch schulpflichtigen Kinder. Und es will mir scheinen, als ob die Eltern darum nicht mehr für ihre Kinder Autorität sein könnten, weil sie selbst keine Autoritäten mehr anerkennen wollen. Gewiß wirkt aber auch auf die jüngern Kinder das Beispiel von Ungebundenheit ein, das die ältern Geschwister und die halbwüchsigen Burschen von der Straße ihnen bieten. Zwei bis drei Jahre nach der Schulentlassung pflegt es nämlich mit der Macht der Eltern über ihre Söhne aus zu sein. Die jungen Burschen verdienen dann so viel, daß sie auf eignen Füßen stehn können. Sie bedürfen der Eltern nicht mehr. Solange es ihnen paßt, bleiben sie im Elternhause und zahlen ihr Kostgeld. Aber wenn sie wollen, können sie für ihr Geld immer auch an andrer Stelle unterkommen. Da den Eltern das Kostgeld der erwachsnen Kinder gewöhnlich sehr wertvoll ist, lassen sie ihnen möglichst viel Freiheit, um diese Einnahmequelle nicht zu verlieren. Sie geben damit selbst ihre elterliche Autorität preis. Es wird immer seltner, daß die heranwachsenden Söhne den verdienten Lohn daheim abliefern und nur ein kleines Taschengeld zurückbehalten. Es wird als etwas ganz besondres an einem jungen Menschen gerühmt: „Er hat immer alles abgegeben."

Die Mädchen entziehn sich nicht so leicht der elterlichen Aufsicht und Macht. Aber sie behalten auch häufig den verdienten Lohn für sich, wenn sie sich vermieten. Und noch loser wird die Verbindung mit dem Elternhause, wenn sie sich in der Fabrik oder im Geschäft der Großstadt ihren Lebensunterhalt erwerben. Sie sehen die Unabhängigkeit der vielen. Da wird auch ihr Drang nach Freiheit mächtiger als das natürliche Bedürfnis des Mädchens nach Familienanschluß und -schutz. Sie reißen sich innerlich oder auch äußerlich los. Und wie viele treiben dann einem traurigen Schicksale entgegen, sei es in einer leichtsinnig eingegangnen Ehe, die keine treue Warnung verhinderte, sei es nach verrauschter Jugendlust in einsamem, freudelosem Leben.

Wenn die Autorität des Staats und der Familie in stetem Abnehmen begriffen ist, so kann es nicht weiter verwundern, daß auch Schule und Kirche ihren alten Einfluß verloren haben. Die Lehrer im Industriegebiete wurden bisher besser besoldet als an andern Orten. Das hat viele hergezogen. Aber hohe Freude gewährt es nicht, in der Schule eines Industriedorfs oder einer Industriestadt zu unterrichten. Der Lehrer hat seine liebe Not mit den Knaben und Mädchen, die von dem Elternhause her meist wenig an Zucht gewöhnt sind und auf der Straße nicht viel Beispiele guter Sitten haben. Gleichgiltigkeit, Trägheit, Unwahrhaftigkeit, ja sogar starke Unverschämtheit treten ihm oft entgegen. Und an den Eltern findet er häufig nicht nur keine Bundesgenossen, sondern sogar Feinde, besonders wenn er streng vorgeht und Schulversäumnisse ordnungsgemäß zur Anzeige bringt. Die

Leute denken nicht daran, daß der Lehrer damit nur seine Pflicht erfüllt. Sie vergessen es ihm so leicht nicht, daß er nicht ein Auge zudrückte oder gar alle zwei. Zu empfindlich ist ihnen die Geldstrafe, die die Amtsbehörde verhängt.

Nach den Schuljahren findet der Lehrer bei den jungen Burschen — oft schon nach ganz kurzer Zeit — wenig Beachtung mehr. Er hat ihnen nach ihrer Meinung nun „nichts mehr zu sagen". Darum grüßen ihn manche nicht einmal mehr auf der Straße. Natürlich gibt es unter der Schuljugend auch andre Elemente, die dem Lehrer aufrichtige Freude bereiten und später noch starke Anhänglichkeit zeigen.

Wie die Stellung des Lehrers, so ist auch die des Pfarrers eine andre geworden. Man hat diese Veränderung wohl auf die Formel gebracht: „Vordem trug das Amt die Person — so noch heute in rein ländlichen Gegenden —, jetzt muß die Person das Amt tragen." Das gilt mit einem gewissen Unterschiede für die Pfarrer der beiden christlichen Konfessionen. Der katholische Pfarrer genießt durch sein Amt immer noch mehr äußeres Ansehen als der evangelische. Aber wirklich geachtet wird der Amtsträger in seiner Gemeinde nur, wenn er eine dienst- eifrige, sozialempfindende, überzeugungstreue Persönlichkeit ist. Noch mehr ist dies bei dem evangelischen Pfarrer der Fall. Er wird von den Leuten keineswegs von vornherein als Respektsperson behandelt. Anerkennung und Vertrauen muß er sich erst erwerben. Und er vermag das nur durch Fleiß, Vorurteilslosigkeit, Gerechtigkeit und Liebe ohne Ansehen der Person. Auch auf persönliche Anspruchslosigkeit und Hilfsbereitschaft wird gesehen. Hochfahrende Pfarrer mit vorgefaßten Meinungen, die nicht dienen, sondern herrschen wollen und von ihrer Bequemlichkeit nichts einbüßen mögen, bloße Amtsträger, von denen kein Hauch persönlichen Miterlebens ausgeht, haben daher keinen Einfluß oder werden gar verachtet und verspottet.

Am meisten hat man noch Achtung vor der Amtsbehörde, weil man sie fürchtet oder nötig hat. Nur wird das niemand ehrliche Achtung nennen wollen.

Die alten Autoritäten haben ihre Herrschaft verloren im Leben der Industriebevölkerung. Ist das durchaus zu beklagen? Zu beklagen ist gewiß das Schwinden des elterlichen Ansehens, überhaupt jedes innerlich begründeten Ansehens. Aber zu begrüßen ist sogar der Zusammenbruch jeder bloß äußerlichen Autorität. Das ist ein Kulturfortschritt! Nur erhebt sich die große Frage: Wird allgemein an die Stelle der alten Autorität eine neue, höhere treten? Wird der Arbeiter dahin kommen, daß er sich vor der Idee des Staats beugt, seine Staatsbürgerpflicht ebenso vertritt wie sein Staatsbürgerrecht? Wird die frühere Anerkennung von Schule und Kirche abgelöst werden von einer Anerkennung der sittlichen und religiösen Kräfte, der geistigen Realitäten in der Welt? Wird sich der Mensch des industriellen Fortschritts in seinem Gewissen eine eigne Autorität heranbilden? Denn ganz ohne Autorität kann kein Mensch und keine menschliche Gemeinschaft bestehn, wie die Tatsachen des Lebens beweisen.

Das alles sind noch offne Fragen. Aber wiederum sehe ich die Möglichkeit einer Lösung gegeben in der Gewerkschaftsbewegung. In der Gewerkschaft kann dem Arbeiter eine neue Autorität erstehn, die zugleich äußere Macht und innere, politisch und sittlich erziehende Kraft hat.

Oberlehrer Hauk

Roman von Bernt Lie

(Fortsetzung)

Spät am Vormittag erwachte Svend Bugge. Er beschloß, daß die Familie Hauk bis heute mittag Ruhe haben müsse, und daß er, taktvoll, bis heute nachmittag mit seinem Besuch warten wolle. So trieb er sich denn in der kleinen Stadt umher und stellte fest, daß es die blondeste Stadt sei, die er gesehn habe. Der Sonnenschein war nicht golden, er war weißlich. Die Häuserreihen hatten helle, blasse Farbe, eigentlich eine bunte Mannigfaltigkeit von Farben, aber alle zu einer blonden Einheit zusammengelaufen. Selbst wo die Farbe der Mauer dunkel war, wirkte das Haus dennoch hell infolge der unglaublichen Menge von Fenstern und blanken Fensterscheiben. Die lange Hauptstraße lief zu beiden Seiten in den Horizont hinein und fand dort ihren Abschluß in hellblauen, fernen Bergen mit glitzerndem Schnee. Die Luft war klar und schimmernd fein, der Sund, der an der einen Seite der Stadt entlang lief, war hellgrün mit bläulichem Perlmutterschein, und die Höhenzüge, die von oben her Schutz gewährten, waren frisch grün wie im Hochgebirge und übersät mit weißen Blumen, weißen Birken und weißen Sommerhäusern mit weißen Gartengittern.

Hoch oben am Ende eines breiten geradlinigen Hügels mit grünem Rasen an den Abhängen lag das Schulgebäude und starrte mit ferienleeren Fensteraugen in die helle Luft hinaus.

Er mußte, wie er hier so ging, an Oberlehrer Hauk denken und versuchte ihn in dieses Milieu hineinzuversetzen, was ihm aber nicht so recht gelingen wollte. Wenn auch das frische, von kräftigem, weißem Bart und Haar umrahmte Gesicht an See und Wetter gemahnen mochte, gehörte doch der ganze Mann anderswo hin, in tiefere, weichere Luft, unter eine goldnere Sonne …

Aber noch unmöglicher war es doch, hier einen Platz für Frau Hauk zu finden — für Professor Hages Tochter! Er hatte immer von Professor Hages Töchtern gehört, daß sie im Auslande verheiratet seien. Und zwei von ihnen waren es ja auch, die eine von ihnen mit dem dänischen Kunsthistoriker, und die andre mit einem Professor an der Sorbonne. Daß da überhaupt noch eine dritte war, hatte er niemals gewußt. Und die war also hier oben gestrandet. Wunderbare Wege des Schicksals! Julius Hage, der Römer, der Europäer! … Nun, sie sah auch verfroren genug aus!

Er aß zu Mittag im Hotel. Gegen vier Uhr machte er sich dann auf den Weg, die lange Hauptstraße hinauf und weiter die Landstraße am Sund entlang, nach Süden zu. Nach einem Gang von zwanzig Minuten stand er vor dem Hause, wo Oberlehrer Hauk wohnte. Es war nach der Beschreibung sofort zu erkennen. Ein Stück abseits vom Wege lag es. Eine Allee führte zwischen blaßgrünen, großblättrigen Herakleen hinauf. Es war ein niedriges, langgestrecktes, einstöckiges Haus, weiß gestrichen und von allen Seiten traulich umfriedigt mit Birken und Ebereschen, ein

großer, offner Garten lag vor dem Hause. Mitten im Garten stand eine Glaskugel. An der hohen Flaggenstange hing die Flagge in der Windstille schlaff herunter.

Die Dielentür an der Hinterseite des Hauses stand offen. Er hängte die Mütze an den Riegel und klopfte an die Tür gerade gegenüber vom Eingang. Ein schwaches: Herein! ertönte.

Es war ein sehr großes Zimmer mit einer Glastür und je einem Fenster zu beiden Seiten. Die Möbel standen an den Wänden entlang und in den beiden Ecken, sodaß in der Mitte freier Platz blieb. Oben an dem runden Tisch, am entferntesten Fenster, saß Frau Hauk, das Gesicht ihm zugewandt. Sie saß auf einem gewöhnlichen Stuhl — während doch ein Sofa und Lehnstühle um den Tisch herum standen. Sie war allein.

Svend Bugge verneigte sich tief. Frau Hauk erhob sich in ihrer ganzen Größe und kam ihm durch das Zimmer entgegen. Sie war noch magerer und größer ohne die Mantille, die sie in der Nacht getragen hatte. Sie trug eine schwarze Trikottaille mit schmalen, schwarzen Spitzen an den Handgelenken und am Halse. Dies hob ihre Magerkeit so stark hervor, daß man es für beabsichtigt halten konnte.

In den sonderbaren, geradezu unheimlichen Augen leuchtete ein Lächeln auf.

Guten Tag, Herr Kandidat Bugge! Mein Mann hatte Sie zu Tisch erwartet. ... Man spürte eine fast kindliche Sanftheit in ihrer Stimme, gedämpft und krankhaft und doch kurz und knapp im Klange. Bei allem und trotz allem lag etwas jungfräuliches über diesem sonderbaren Wesen.

Sie bat ihn, auf dem Sofa Platz zu nehmen, und setzte sich wieder auf den kleinen Stuhl, ganz gerade wie ein Gast, der einen flüchtigen Besuch macht.

Sie finden mich ganz allein. Mein Mann und meine Tochter halten noch ihr Mittagsschläfchen. Es war ja diese Nacht so spät für sie geworden.

Ja, ich habe das heute morgen nachgeholt!

Ach ja, hier hat der Morgen heute auch nicht früh angefangen! sagte Frau Hauk.

Für Sie, gnädige Frau, ist es ja gestern abend auch spät geworden!

Ach, für mich ist es des Morgens immer dieselbe Zeit. Wie sollte es sonst wohl gehn in einem so großen Haushalt!

Ja, das ist wohl wahr! Aber dann haben gnädige Frau heute nachmittag ein wenig geruht?

Ich schlafe nie nach Tisch. Ach nein, die stille Stunde im Hause kann man so gut gebrauchen — namentlich wenn man seine weitgereiste Tochter wieder nach Hause bekommen hat! Frau Hauk lächelte und hielt einen perlgrauen Handschuh in die Höhe, an dem sie nähte. Er kannte den Handschuh — er gehörte Benny.

Es ist ganz gut, wieder nach Hause zur Mutter zu kommen, wie Sie sehn! sagte sie und nähte einige Stiche. Und Sie haben eine schöne Reise gehabt?

Ja, sie war schön — wenigstens für mich, der ich eine so angenehme Reisegesellschaft hatte!

Sie sind noch nie hier im Norden gewesen?

Nein, noch nie! Und nie habe ich eine Ahnung von einer solchen Schönheit, einer solchen Erhabenheit gehabt. Aber das muß ich sagen, von allem, was ich auf dieser Reise gesehn habe, ist das wunderbarste doch das, was Sie hier draußen vor Ihren Fenstern haben. Das ist ja wie das Himmelreich selber!

Nun — das Reich, das Sie da nennen, dessen Herrlichkeit erreichen wir wohl nicht hienieden! sagte Frau Hauk mit einer leisen Andeutung von Tadel. Aber eine herrliche Aussicht haben wir hier, das ist wahr!

Aber kann es hier nicht sehr stark stürmen, sagte Svend Bugge höflich interessiert. Im Herbst und im Winter?

Lassen Sie uns nicht davon reden! Jetzt freuen wir uns des Sommers, den wir haben, so kurz er auch ist.

Es entstand ein kurzes Schweigen.

Wie lange wohnen gnädige Frau schon hier oben?

Seit meiner Verheiratung. Ich kam damals direkt von Rom hierher.

Es war, als lege sich eine Last auf Frau Hauks Stimme und ihren Ausdruck, eine Qual, eine Müdigkeit. Svend Bugge suchte nach einem neuen Thema.

Das Porträt dort von Professor Hage — ist das nicht eine Kopie von dem Gemälde, das in der Universität hängt?

Es ist das Original. Aber die Kopie in der Universität ist von dem Künstler selbst ausgeführt. In dem Jahre nach Vaters Tode.

Es ist ein außerordentlich gutes Bild.

Ach ja. Wir, die wir ihm nahestanden, wir Kinder also, wir finden ja, daß Vater im Leben noch schöner war! Sie sagte das mit einem kindlich unschuldigen Lachen. Sie haben meinen Vater gesehn?

Professor Hage hat mir meinen akademischen Bürgerbrief überreicht. In demselben Herbst, als er starb.

Nein, wirklich?

Ja, gnädige Frau. Und das ist mir immer wie eine Vorbedeutung erschienen. Ich bin selbst angehender Historiker.

Davon hat mein Mann mit so viel Freude gesprochen.

Ach, die Freude war ganz auf meiner Seite. Der Herr Oberlehrer war so überaus liebenswürdig, sich für meine Pläne und Studien zu interessieren.

Ja, mein Mann hat ja dieselben Interessen.

Von dem Herrn Oberlehrer würde ich mehr lernen als von der ganzen Fakultät zusammen.

Sie lächelte nachsichtig zu seiner Übertreibung.

Ach ja, es ist ein großes Glück, daß mein Mann seiner Neigung hat folgen dürfen, daß er den Geschichtsunterricht als Hauptfach in der Schule erhalten hat.

Ach — das Glück — für einen Mann wie der Herr Oberlehrer!

Ich kann wohl sagen, ein Glück auch für mich!

Gnädige Frau haben historische Interessen — eine Erbschaft?

Ich war alle die Jahre der Sekretär meines Vaters.

Ich verstand, daß der Herr Oberlehrer das gewesen sei?

Nur während eines Jahres. Als wir in Rom waren. Frau Hauk beugte sich über den Handschuh und schwieg.

Ja, als Professor Hages Sekretär müssen sich gnädige Frau ein gut Teil Geschichte zu eigen gemacht haben!

Das ist der tiefste Inhalt und Besitz meines Lebens, sagte Frau Hauk sehr ernsthaft und mit einem schmerzlichen Zug. Dann legte sie den fertigen Handschuh hin und lächelte ein wenig. Und da werden Sie wohl begreifen, wie ich mich freue, daß in meinem täglichen Leben doch noch ein klein wenig davon zu spüren ist.

Der lange Junge kam jetzt aus dem Seitenzimmer herein, begrüßte Svend Bugge und setzte sich in einen der Lehnstühle.

Kriegen wir denn heute gar keinen Kaffee? fragte er.

Ja, mein Junge! Nun glaube ich, muß ich hinaufgehn und Vater und Benny wecken. Sie stand auf und ging auf die Tür zu. Aber ehe sie noch so weit gekommen war, wurde die Tür aufgerissen, und Benny kam herein, sie breitete die Arme aus, ging auf die Mutter zu und umarmte sie.

Herrliche, herrliche Mutter! Ach wie wunderschön, wieder daheim zu sein!

Aber Kind — Kind! Du bist so ungestüm! Hier ist doch Besuch!

Guten Tag, Herr Reisegefährte! Sie sind kein „Besuch“ für mich! Und ich bin fest überzeugt, daß Sie es mir nicht im geringsten übel genommen haben, daß ich die Mutter umarmte! Wenn ich Sie noch umarmt hätte, dann —

Nichts würde mir angenehmer gewesen sein, mein gnädiges Fräulein! lachte Svend Bugge und drückte ihr die Hand.

Ach, ich wäre imstande, die ganze Welt zu umarmen! Vor Wonne, vor Wonne! Nun, Julemann, was machst du denn? Sie stand hinter dem Stuhl des Jungen und zauste ihn mit beiden Händen im Haar. Er entzog sich ihr.

Julius ist heute nicht recht wohl, sagte Frau Hage streng.

Kriegen wir denn heute gar keinen Kaffee? fragte Julius.

Ja, mein Junge, jetzt will ich zu Vater hineingehn.

Vater schnarcht so schön! sagte Benny.

Benny!

Aber Mutter, das läßt sich doch nicht verheimlichen! Hör nur, man kann es bis hier herein hören. Etwas herrliches, Vater wieder schnarchen zu hören!

Frau Hauk wandte sich ab und ging schweigend hinaus.

Benny schlenderte im Zimmer umher und betrachtete die Bilder an den Wänden, die Kleinigkeiten auf den Konsolen, die Blumen vor den Fenstern. Sie trug ein hellblaues Kleid mit weißem Kragen, war lebhaft, graziös und glückselig.

Nichts ist doch so schön wie zu Hause zu sein! Nicht wahr? Ach nein, lieber Herr Bugge, Sie sind ja gar nicht zu Hause, Sie Ärmster! Es ist wohl abscheulich im Hotel, nicht wahr?

Ach, das weiß ich wirklich gar nicht — es ist hier überhaupt so wunderschön — so im ganzen, diese drollige kleine Stadt, die aussieht wie eine Unmenge Wäsche, die zum Trocknen auf dem grünen Hügel ausgebreitet liegt, und die See und die Berge.

Ja, es ist schön hier!

Je donnerais Versailles,
Je donnerais Paris!

sang sie und drehte sich im Zimmer herum, sodaß ihr leichtes Kleid sie wie eine Wolke umbrauste. Dann sprang sie dem Oberlehrer um den Hals, der eintrat und sie auffing, daß sie in seinen Armen verschwand. Sie blieb an seinem Arm hängen, während er durch das Zimmer ging und Svend Bugge begrüßte.

Frau Hauk kam von dem Vorplatz herein, ein Mädchen folgte ihr mit dem Kaffeebrett.

Aber Mutter, du hättest mich doch ... Benny sprang herzu.

Nimm dich in acht, Kind, du stößt die Tassen um!

Es entstand ein kleines Wortgefecht um die Plätze an dem runden Tisch.

Ich denke, Julius sucht sich einen andern Stuhl, sagte der Oberlehrer sanft.

Aber der Junge blieb in seinem Lehnstuhl sitzen.

Auf mit dir — Junge! sagte Benny.

Julius fühlt sich heute nicht so recht wohl! sagte Frau Hauk und sah den Jungen zärtlich an. Sie selbst nahm ihren frühern, bescheidnen Platz wieder ein. Der Oberlehrer klemmte sich auf das enge Sofa zu Svend Bugge, und Benny setzte sich endlich auf den andern Lehnstuhl.

Nein, Mutter! Mein Handschuh! Hast du ...

Er war an zwei Stellen zerrissen!

Aber ich hätte doch selbst — Übrigens, weißt du, ich bekam am letzten Tag in Paris zehn Paar Handschuhe von Tante Matti.

Ich wollte meine eignen Handschuhe wieder ausbessern, an dem das früher gestopfte Loch gestern abend aufgegangen war, da nahm ich deinen gleich mit vor.

Ich dächte, Benny sollte Herrn Bugge alle die hübschen Sachen zeigen, die sie uns aus Paris mitgebracht hat, sagte der Oberlehrer.

Wäre es nicht an der Zeit, Herrn Bugge zu fragen, wie er im Hotel untergekommen ist? fragte Frau Hauk. Aber Benny befand sich schon auf dem Wege zum Zimmer hinaus. Sie kehrte zurück, den ganzen Arm voll der verschiedensten Gegenstände. Im Vorübergehn legte sie eine wundervolle Federboa um den Hals ihrer Mutter.

Ist die nicht schön?

Und wie sie dir steht! sagte der Oberlehrer, geradezu königlich!

Frau Hauk nahm die Boa ab und legte sie vorsichtig über einen Stuhl, während Benny ihre Schätze auf dem Tisch auskramte.

Ich kann nicht begreifen, was Schwester Matti sich dabei gedacht hat, wozu ich so etwas gebrauchen soll! sagte sie.

Und hier ist meines Oheims, Professor Dulacs, Geschenk für Vater! Das ist etwas für Sie — es ist der erste Band einer ganz neuen Histoire de France — sie soll geradezu genial sein, der Verfasser ist noch ganz jung....

Ach ja, die kenne ich, das heißt, ich habe nur hineingesehn, ja, die ist epochemachend!

Und sehn Sie nur den herrlichen Ledereinband! Französisch, wissen Sie! Die andern Bände werden geschickt, nach und nach, sobald sie erscheinen.

Julius zeigte so ziemlich ohne Interesse sein Geschenk, ein in einen großen Achat geschnittnes Petschaft.

Das ist Großvater Hages Petschaft — Onkel Fönns hat das Original. Hier sehn Sie meine Handschuhe. Aber das ist nichts gegen das, was Sie zu sehn bekommen werden, wenn ich erst in meinem Glanz auftrete! Robes de Paris — zwei Stück, eins von Tante Matti und eins von Tante Karo, eins mit Pailletten, weiß — ah! Und dann ein seegrünes —

Schade, daß meine Augen wohl kaum das Glück haben werden!

Ja, das ist wahr, das wird Ihnen wohl nicht vergönnt sein. Aber das ist vielleicht doch das beste für Sie, denn dann, glaube ich, würden Sie das Mittelalter vergessen!

Aber Benny!

Herr Bugge studiert das Mittelalter, Mutter.

Auch im Mittelalter hat es schöne Jungfrauen gegeben! sagte der Oberlehrer munter.

Ein schweres und ernstes Studium, Herr Bugge! sagte die Mutter und streifte ihren Mann mit einem Blick.

Da ist auch schweinemäßig viel Amüsantes im Mittelalter! platzte Svend Bugge heraus. Benny lachte laut, aber der Oberlehrer sah bedenklich aus.

Sagtest du nicht, daß Pastor Kalland heute vormittag telephoniert habe, Juliane? fragte er.

Ja, ich glaube, er wird zum Kaffee kommen. Das ist unser Hilfsprediger, erklärte sie zu Svend Bugge gewandt, ein ungewöhnlich tüchtiger und begabter Mann.

So? sagte Svend Bugge ziemlich uninteressiert. Wir hatten in unsrer Stadt einen Pfarrer, der auch Kalland hieß, in meiner Knabenzeit. Aber das war ein gräßlicher Patron. Er ist übrigens noch da.

Ja, die Bezeichnung kann man nicht in Verbindung mit unserm Kalland bringen. Frau Bugge setzte eine sehr strenge Miene auf. Sie stand auf und ging hinaus.

Wie sie sich so die lange Strecke durch das Zimmer nach der an der gegenüberliegenden Wand befindlichen Tür bewegte, glich sie einem schwarzen Schatten, der dahinglitt, ohne Substanz, ohne bleibendes Verhältnis zu dem großen Raume, der ja doch ihr eignes Wohnzimmer war.

Noch als sie gegangen war, verbreitete sie Schweigen um sich.

Da ist Kalland! sagte plötzlich Benny, die gerade zum Fenster hinaussah.

Ja, wahrhaftig, da kommt der Pastor, sagte der Oberlehrer. Er erhob sich schnell: Ich will ihm die Pfeife holen. Und er eilte hinaus ins Nebenzimmer.

Auch Benny erhob sich. Sie trat an den Spiegel und strich sich über das Haar.

Gewaltige Umstände um den Pastor! sagte Svend Bugge. Da wandte sich Benny nach ihm um und sagte mit einer Grimasse, wie ein ausgelassenes Schulmädchen: Er will wohl die Pariserin in Augenschein nehmen!

Der Oberlehrer kam mit Pfeife und Tabakkasten, Frau Hauk kam mit einer Tasse. Und endlich kam der Pfarrer selbst, nachdem er leise an die Tür gepocht hatte.

Er begrüßte die Frau des Hauses herzlich und hieß den Oberlehrer willkommen daheim. Dann wandte er sich an Benny: Und hier haben wir die Heimgekehrte und so schmerzlich Vermißte! Er nahm ihre Rechte und hielt sie zwischen seinen beiden Händen. Recht herzlich willkommen in der Heimat, Fräulein Hauk! Fräulein Benny, wenn Sie mir erlauben wollen, wie früher ...

Sie entzog ihm ihre Hand und verneigte sich: Ben—ja—mine! Herr Pastor! sagte sie und sprach den Namen französisch aus.

Doch wohl nicht so französisch für alte Freunde! sagte der Pastor und wandte sich an Svend Bugge, den der Oberlehrer vorstellte: Angehender Historiker, Auszeichnung im Examen im vorigen Jahr ...

Ach! Sie sind ein Sohn von Amtmann Bugge!

Das ist mein Vater, ja!

Dann kann ich Sie von Ihrem Vater grüßen, ich habe einen ältern Bruder, der Pastor in derselben Stadt ist, und den besuchte ich vor noch nicht drei Wochen.

Aber Julius, du mußt Herrn Pastor doch wirklich Platz machen! sagte Frau Hauk mit sanfter Bestimmtheit. Der Junge stand aus seinem Lehnstuhl auf und schlenderte zum Zimmer hinaus. Er ist heute nicht ganz wohl! sagte die Mutter entschuldigend.

Der arme Junge! Doch nicht etwa krank?

Ach nein, aber er ist ja, wie Sie wissen, nicht stark! Eine Tasse Kaffee, Herr Pastor?

Frau Hauks Kaffee!

Bitte schön, eine Pfeife, Herr Pastor! Es ist Ihre alte. Ich nehme mit Bestimmtheit an, daß in diesen Tagen niemand daraus geraucht hat!

Und nun, Fräulein Benn— Ben—ja—mi—ne! Gefällt es Ihnen wieder hier in der Heimat?

Etwas kleinbürgerlich sieht es ja aus, nach Paris, wissen Sie!

Zu Hause ist es doch am besten, sagte der Pastor.

Haben Sie viel gereist, Herr Pastor? fragte Svend Bugge.

Ach nein, das war mir nicht beschieden!

* * *

Svend Bugge blieb zu Abend. Der Pastor hatte eine Versammlung im Freien und mußte gehn. Vor Tische zeigte der Oberlehrer Svend Bugge sein Arbeitszimmer und die bedeutende Bibliothek. Sie gingen die verschiednen Abteilungen durch, und Svend Bugge forschte interessiert. Benny war mit dabei. Ihr Anerbieten,

beim Abendbrot zu helfen, war von der Mutter abgelehnt worden, obwohl das eine der Mädchen zu Pastor Kallands Versammlung gegangen war.

Aber das ist ja ganz enorm! sagte Svend Bugge. Hier könnte man ja Jahre seines Lebens zubringen!

Ja, das ist die letzte und nicht die kleinste von den unzähligen Wohltaten, die mein verstorbner Schwiegervater mir erwiesen hat. Nach seinem Testament habe ich seine Bibliothek geerbt. Und was Sie hier sehen, ist der verhältnismäßig kleine Teil davon, den ich mit einigermaßen gutem Gewissen behalten konnte. Das Wesentliche befindet sich jetzt in der Universität.

Mit gutem Gewissen?

Ja, was hier steht, liegt einigermaßen innerhalb meines Bereichs.

Das heißt, das, was hier steht, hat Vater gelesen und kann es auswendig! erklärte Benny. Der Oberlehrer lachte laut, und Svend Bugge mußte zu ihm aufsehen; so hatte er nicht gelacht, seit sie an Bord des Dampfers waren.

Dies ist hauptsächlich griechisch-römisch? fragte er.

Ja, ach ja! Und da haben Sie Ägypten und allerlei Semitisches. Mein Stolz ist übrigens die griechische und römische Literatur. Die ist außerordentlich vollständig. Professor Hage hatte die merkwürdigsten Verbindungen. Und da sind einige Ausgaben von großer Seltenheit. Ein Polybios zum Beispiel.

* * *

Das Eßzimmer lag an der entgegengesetzten Seite des Salons, und der Tisch sah mit seinem Blumenschmuck und den Salatschüsseln und all dem übrigen außerordentlich einladend aus.

Ach, Mutter, etwas so Gutes wie deinen italienischen Salat habe ich doch nicht gekostet!

Ach nein, Kind, den Salat, den deine Mutter macht, können weder Tante Karo noch Tante Matti bereiten! sagte der Oberlehrer.

Und in so einem Pensionat in Lausanne, nicht wahr? Da bekommt man wohl kaum etwas, das den Namen Essen verdient? sagte Svend Bugge.

Wie dürfen Sie sich erlauben, darüber eine Ansicht zu äußern! Sind Sie etwa in einem Pensionat in Lausanne gewesen?

Nein nein, allerdings ... Aber ich dachte mir, da lebte man hauptsächlich von geistiger Nahrung, von Weisheit und Kenntnissen und von ...

Und von den feinen Manieren, wissen Sie noch? Ach nein, ein klein wenig Essen bekamen wir doch auch.

Es sollte mir leid tun, wenn mein bescheidner Tisch uns in den reinen Materialismus hineinbringen sollte! sagte Frau Hauk.

* * *

Als Svend Bugge das Haus verließ, war es Mitternacht. Die Herakleen in der Allee dufteten stark.

Ganz im Norden stand die Sonne tief über dem Kamm der fernen Gebirgsmasse, und der Sund floß gen Süden wie ein Goldstrom. Statt in die Stadt zu gehn, bog er unten an der Landstraße nach Norden zu ab, dem gewaltigen Bilde entgegen. Eine Strecke vor ihm erweiterte sich der Sund zu einem schimmernden, breiten Meeresspiegel, und jenseits davon erhob sich eine Reihe von Bergspitzen. Die äußerste ragte steil auf wie ein Horn, die andern wie die Zähne im Riesenrachen eines Raubtiers dicht nebeneinander. Aber das Licht, das Luft war, und die Luft, die Licht war, das als goldiger Schimmer oben am Himmel, unten im Meere flimmerte, durchzitterte die Substanz der Berge selber, machte

sie lebend, bebend! In der Stille der Nacht, unter dem ruhigen Sonnenauge, wurde alles in eine ferne überirdische Welt emporgehoben, ewigkeitsschweigend, ewigkeitsschön ...

Er wanderte weiter und weiter, mit übervollem Gemüt. Und wie während aller dieser drei Tage mußte er an den Oberlehrer denken. Und er sah ihn wieder vor sich stehn, wie das erstemal, als er „An den Ufern von Babylon“ zitiert hatte. Und er sah seinen Blick, den zerstreuten, fernen Blick, wenn er gesprochen hatte, und wenn der Schimmer seines Gedankens noch auf seinem Antlitz ruhte. Jetzt wußte er es. Es war dieser Blick, der Tag für Tag alle diese Jahre dies Bild überschaute, die Aussicht aus seinem Fenster, von seinem Garten, von seiner Wandrung, den Weg entlang, wenn er Tag für Tag aus seiner Schule nach Hause zurückkehrte. Und seine Gedanken umkreisten immer wieder den schönen alten Mann, sein weißes Haar, seine unendlich guten Augen. Und er fühlte, wie eine warme Welle durch sein Gemüt wogte, wie er ihn liebte; aber ein Gefühl der Wehmut, fast des Weinens, umklammerte sein Herz — wie tat er ihm leid, in tiefem und ehrerbietigem Mitgefühl!

Und in Verbitterung! ja, in Haß! Er kehrte plötzlich um und wandte sich wieder der Stadt zu. Er schlug mit dem Spazierstock hart gegen das Gestein. Ja, er empfand einen instinktiven Haß gegen die Frau mit den hellen bösen Augen. Ha! Dummen Jungen Examenpensen einzudreschen, von einer Generation zur andern, das sollte das Glück dieses geistreichen, gelehrten Mannes sein, sein „Glück“! Und sie war die, die Unrecht erduldete!

Er schäumte vor Wut und schlug gegen die kleinen Steine am Wege, daß sie um ihn stoben.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel 21. September 1908

(Zwei Kundgebungen des Reichskanzlers. Der sozialdemokratische Kongreß in Nürnberg. Die Reichsfinanzreform. Marokko.)

Die jüngste Zeit hat zwei bedeutsame Kundgebungen des Reichskanzlers gebracht, die eine in Norderney gegenüber seinem englischen Besucher, Sidney Whitman, die andre in Berlin vor einem großen Zuhörerkreis aus allen Kulturländern, der Union interparlamentaire, die im Reichstagsgebäude ihren fünfzehnten Kongreß abhielt. Beide haben dieselbe Tendenz. Dem Engländer gegenüber betonte Fürst Bülow den friedlichen Charakter der deutschen Politik, aber auch sein Recht und seine Pflicht, gegen jede Bedrohung gerüstet zu sein und zu bleiben, niemand zuliebe, niemand zuleide, er warnte zugleich vor dem gefährlichen Irrtum, als ob Deutschland unter allen Bedingungen den Frieden behaupten könne und wolle, d. h. sich alles gefallen lassen werde. In Berlin schlug er denselben Ton an, um die innere Übereinstimmung der deutschen Politik mit den Friedensbestrebungen der „Union“ hervorzuheben, und er wußte die Sympathien der versammelten Parlamentarier auch dadurch zu gewinnen, daß er sich einen „streng und ehrlich konstitutionellen Reichskanzler“ nannte, wenn er auch „kein parlamentarischer Minister in des Worts verwegenster Bedeutung“ sei. Was da der höchste Beamte des Reichs aussprach, deckte sich mit den jüngsten Kundgebungen des Kaisers. Wer überzeugt sein will, wird überzeugt sein; aber es gibt jenseits des

Kanals viele Leute, die nicht überzeugt sein wollen, die immer wieder von deutschen Angriffsabsichten auf England phantasieren und sich womöglich eine deutsche Landung in England mit allen Einzelheiten ausmalen (Battle of Dorking!), um zu beweisen, daß die englische Landarmee gar nicht imstande sei, eine solche abzuwehren (so im Augustheft der National Review: A Bolt from the Blue). Als ob wir Deutschen nicht viel mehr Grund hätten, einen englischen Angriff zu fürchten, nachdem im Sommer eine kolossale englische Flotte in der Nordsee manövriert hat und wenige Stunden von der Nordgrenze Schleswigs auf dänischem Boden gelandet ist! Es war ein Zeichen ruhigen Kraftbewußtseins und zugleich ein sprechender Beweis dafür, daß die Reichsregierung der englischen Regierung keine feindlichen Absichten zutraute, wenn gleichzeitig unsre gesamte Schlachtflotte zum erstenmal im Atlantischen Ozean, fern von der Heimat, ihre Übungen vornahm, ein stolzer Augenblick, der daheim viel zu wenig gewürdigt worden ist.

In dieser Zeit der Kongresse haben sich auch die roten „Genossen" in Nürnberg zusammengefunden. Mit besonderm Interesse folgten diesmal die „bürgerlichen" Kreise, die in der Sozialdemokratie vor allem eine pathologische Erscheinung sehen, dem Gange dieser unfruchtbaren und in ihrem Tone vielfach widerwärtigen Debatten. Haben doch die süddeutschen Sozialdemokraten gewagt, in den Landtagen von Bayern, Württemberg und Baden für das Budget zu stimmen, also praktisch mitzuarbeiten an der Erhaltung des „Klassenstaats", dem die Partei den Krieg bis aufs Messer erklärt hat, und sie behaupteten auch in Nürnberg trotzig ihren Standpunkt gegenüber der Berliner Parteileitung und deren Organen, dem „Vorwärts" und der „Leipziger Volkszeitung", obwohl auch sie als ihr unentwegt festgehaltnes Ziel die Vernichtung eben dieses Klassenstaats bezeichneten. Demgegenüber gipfelte die in der Haltung ungewöhnlich maßvolle Rede Bebels doch ungefähr in dem Satze: wenn wir praktische Mitarbeit leisten, dann sind wir keine Sozialdemokraten mehr und verlieren das Vertrauen der Massen. Selten ist der schlechthin revolutionäre und rein doktrinäre Charakter der Partei des werktätigen Volks so scharf zutage getreten wie in dieser Rede ihres alten Häuptlings, der den großen Kladderadatsch so zuversichtlich prophezeit hat. Inzwischen ist die das Vorgehn der Süddeutschen scharf verurteilende Resolution des Parteivorstands mit einer starken Zweidrittelmehrheit angenommen worden, aber 67 Süddeutsche haben dagegen protestiert. Die Gegensätze innerhalb der Partei treten also ganz unverhüllt hervor, sie bestehn und werden fortbestehn; man kann und soll diesen Prozeß ruhig gewähren lassen, ohne große Hoffnungen, aber auch ohne Furcht.

In diesen Tagen sind die Finanzminister der deutschen Staaten in Berlin zusammengetreten, um die Grundzüge der Reichsfinanzreform zu beraten. Es ist ein entscheidender Moment in der Geschichte des Reichs, vielleicht der entscheidende schlechtweg seit 1871. Denn es handelt sich um nichts geringeres als um die Frage, ob das Reich sich und seine schwer errungne Weltstellung behaupten soll oder nicht. Für den Patrioten kann das also keine Frage sein. Nicht das Interesse der Parteien und der einzelnen wirtschaftlichen Interessentengruppen, auch nicht ohne weiteres das der Einzelstaaten darf hier den Ausschlag geben, sondern das Wohl des Ganzen, des Reichs. Das erste ist die Erhaltung seiner Macht, das heißt seiner Sicherheit, dann erst kommen die Kulturaufgaben, die wesentlich die Einzelstaaten zu lösen haben, denn die Sicherheit des Reichs ist die Vorbedingung zu ihrer Lösung. Wäre in unsern Parlamentariern mehr historische Bildung — wie sehr fehlt uns heute ein Treitschke! — als gewöhnlich in den Debatten zutage tritt, dann würde man sich entsinnen, daß das alte Reich nicht zum wenigsten deshalb zugrunde ging, weil es niemals gelang, zu einer Zeit, wo das Bedürfnis danach unabweislich nach Befriedigung drängte, unter Maximilian dem Ersten und

Karl dem Fünften, das Reich finanziell auf eigne Füße zu stellen, es unabhängig zu machen von den gelegentlichen und kargen Leistungen der Reichsstände. Was damals in einer noch halb naturalwirtschaftlichen Zeit unbeholfner, schwerfälliger Verwaltung geschah, das darf sich in unsrer Zeit einer schlagfertigen, durchgebildeten Verwaltung und Geldwirtschaft unter keinen Umständen wiederholen. Der Anteil des deutschen Volks an der kommenden Reichsfinanzreform darf nicht nur in den Protesten einzelner Kreise gegen irgendein ihnen gerade unbequemes Steuerprojekt bestehn, wie bisher. Die Existenz des Reichs ist die Grundlage für die Existenz unser aller. Unser Volk ist seit der Gründung des Reichs so wohlhabend geworden, daß es jährlich viele Millionen für Bier und Tabak, Wein und Branntwein, für weite Reisen und für zahllose Feste zahlloser, teilweise recht überflüssiger Vereine ausgeben kann; da will es nicht imstande sein, aus der Borg- und Schuldenwirtschaft, in der sich bisher die Reichsfinanzen bewegt haben, herauszukommen und dem Reiche endlich zu geben, was des Reiches ist?

Im Vordergrunde der auswärtigen Politik steht noch immer Marokko. Wenn französische Zeitungen in der Niederlage des Sultans Abdul Asis zugleich eine Niederlage der französischen Marokkopolitik konstatieren, so verraten sie damit nur, daß diese Politik ganz andre Ziele verfolgt hat als die Durchführung der Algecirasakte, und diese Politik ist allerdings verdientermaßen kläglich gescheitert. Die allgemeine Anerkennung des neuen Sultans Muley Hafid kann nun doch nur noch eine Frage der allernächsten Zukunft sein. Frankreich wird ja immer bei seiner Stellung in Algier einen starken Einfluß auf das benachbarte Marokko ausüben, aber allein entscheiden soll es nicht, sondern nur gemeinsam mit den Vertragsmächten. Marokko wird damit gewissermaßen unter die Gesamtüberwachung Europas gestellt, wie lange Zeit die Türkei; weiter zu gehen war in dieser niemals die Absicht der im besten Sinne konservativen deutschen und österreichischen Politik, die immer nur die Entwicklung und Regelung der türkischen Verhältnisse erstrebt hat, um einen Zerfall des Reichs mit seinen unabsehbaren Folgen zu verhindern. Dasselbe erstrebt sie in dem scherifischen Reiche, und hoffentlich wird sie damit Erfolg haben. Auf einem Boden, wo so mächtige und geschlossene Kulturen aufeinanderstoßen wie die christlich-abendländische und die mohammedanisch-orientalische, da ist Geduld und Vorsicht die einzig richtige Politik für europäische Mächte, sonst sind schwere Rückschläge unvermeidlich. *

Verwaltungsingenieure alter und neuer Zeit. Von dem Charlottenburger Hochschulprofessor Franz ist das Thema der „Verwaltungsingenieure“ wiederholt öffentlich behandelt worden. Er will eine besondre Gattung von Ingenieuren schaffen, die nach absolvierter Hochschulbildung bei den Verwaltungen wie die Juristen ausgebildet werden sollen. Die große Bedeutung der Frage der Neurekrutierung unsers Beamtennachwuchses für die staatliche oder kommunale Verwaltung soll hier nicht näher erörtert werden, aber daß schon heute ein Teil unsrer Staatstechniker mehr Verwaltungsaufgaben als technische Aufgaben zu erfüllen hat, läßt sich nicht bestreiten. Insonderheit kann für unsre Eisenbahnverwaltung gar nicht bestritten werden, daß hier dem Techniker schon zahlreiche Verwaltungsaufgaben, besonders in der Leitung der Betriebsinspektionen, zugefallen sind. Hier handelt es sich darum, dem Techniker schon jetzt dieselben Chancen zu eröffnen wie dem Juristen. Das ist heute durchaus möglich. In dieser Hinsicht sind die Verhandlungen in der Budgetkommission dieses Jahres über den Eisenbahnetat besonders lehrreich. Noch in spätern Zeiten werden diese Verhandlungen, in denen die Technikerfrage unsrer Zeit angeschnitten wurde, als kulturhistorische Zeitbilder gewürdigt werden. Auf den Vorschlag, dem Techniker eine größere Beteiligung an den administrativen Geschäften und den leitenden Stellungen zu geben, gab der Minister Gründe für die bisher

geübte Praxis, die jedoch die Techniker schwerlich anerkennen werden. In seiner Erwiderung wiederholte der Minister ein altes Wort. Er erklärte unter anderm, er glaube auch nicht, daß einer, der die Baukunst erlernt habe, Lust finde, Kassen zu verwalten und Personalien zu bearbeiten.

Sind das wirklich die Verwaltungsgeschäfte der Eisenbahnen? Liegt hierin das A und O aller Eisenbahnverwaltung? Wohl schwerlich! Hier wurde nur die Oberfläche der Geschäfte gestreift. Etwas tiefer muß man steigen, soll sich uns das Wesen zeigen. Wieder macht sich der große Mangel bemerkbar, daß in unserm Abgeordnetenhause kein einziger höherer Eisenbahntechniker sitzt. Die wenigen Techniker aber bringen für die ungeheuer komplizierte Verwaltung und die Milliardenziffern des Eisenbahnetats eine nicht bis ins einzelne gehende Sachkenntnis mit.

In Wahrheit ist die Kassenverwaltung nur ein Teil der sehr wichtigen Finanzverwaltung. Mit der Bearbeitung der Personalakten aber ist die Regelung des gesamten persönlichen Dienstes verbunden.

Gerade die Finanzverwaltung ist der wichtigste Teil aller Verwaltungen. Daß aber die bisherige juristische Finanzpolitik ein jämmerliches Fiasko erlitten hat, läßt sich nicht mehr bestreiten. Allgemein sind die Klagen über die Unübersichtlichkeit und Unklarheit des Eisenbahnetats. Von zahlreichen Rednern zum Eisenbahnetat wurde dies mit allem Nachdruck betont. Für 1909 soll bekanntlich der Eisenbahnetat von diesen Mängeln befreit sein. Die übertriebne Sparsamkeit führte zu einer außerordentlich knappen Ausstattung der Staatsbahnen an Betriebsmitteln. Dieser Übelstand soll nun äußerst rasch beseitigt werden. So rächt sich der Mangel des technisch-wirtschaftlichen Einflusses in den leitenden Stellen.

Der Techniker zieht die Trassen der Bahnen, baut Brücken und Tunnels, Empfangsgebäude und gewaltige Rangierbahnhöfe, berechnet die Kosten und sucht durch immer größere technische Fortschritte den Betrieb rentabler zu machen und die Sicherheit zu fördern. Aber an der Erhaltung und Ausgestaltung der maschinellen und baulichen Anlagen, an der Einstellung der Beamten und Arbeiter auf Bahnhöfen und Werkstätten, an der Regelung der Dienstdauer der Beamten und Arbeiter, an der Abfassung der Dienstanweisungen wirkt er entscheidend nicht mit. Von der letzten Entscheidung in diesen Dingen ist und soll der Techniker ausgeschlossen bleiben, obwohl dafür nur die technisch-wirtschaftliche Vorbildung die sachlichen Gesichtspunkte gibt, und obwohl das Assessorexamen zum Richter und Anwalt die passende Grundlage gibt, nicht aber zur Verwaltung eines wirtschaftlich-technischen Riesenbetriebes.

In Österreich schließen sich die Techniker zu einer Union der Techniker zusammen. Auch in Deutschland wird ein Verband der höhern Techniker entstehn. Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Der deutsche Richterbund sollte der deutschen Technikerschaft ein Ansporn sein, ihre eignen Interessen in dieser Zeit nicht zu vernachlässigen. Wir gehn einer neuen Zeit entgegen! Im alten Agrarstaat Preußen, als noch der größere Teil der Bevölkerung Landwirtschaft betrieb, war der kreiseingesessene Landrat der geborne Techniker des damaligen Wirtschaftslebens der Nation. Ihm gilt Bismarcks lautes Lob in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ vor dem, der Ar und Halm nicht kennt. Heute stehn wir im Zeitalter des Verkehrs. Die Technik ist ein neuer Wirtschaftsfaktor im Leben der Nation geworden. Aus der Pflege des Verkehrs erwächst uns Wohlstand. Wo Landräte Kanäle bauen, ist die Zeit nicht mehr fern, wo der Techniker der geborne Landrat des preußischen Landratkreises wird. Künstlich wird heute noch da, wo die reine Bau- und Maschinentechnik aufhört, der Wirkungskreis des Technikers begrenzt. Die Übersicht über das Ganze, der Aufstieg zu den leitenden Stellen bleibt ihm verschlossen. Der Schöpfer wird von seinem Werke verbannt.

Wenn sich unter solchen Umständen rückgratfeste Abgeordnete zum Sprachrohr der Technik machen, wenn durch die gesamte Technikerschaft der Ruf zur

Erhebung über den engen Arbeitskreis des Einzelwerks und zur Mitarbeit am Staatsganzen geht, so sollte man doch oben erkennen, daß diese Bewegung unaufhaltsam ist, daß sie eine Notwendigkeit ist, daß das Motiv nicht Stellenhunger unerfahrner junger Männer ist, und daß diese Bewegung nicht in Geldkompetenzen ihre Befriedigung finden kann. Diese Bewegung ist eine Folge unsrer Zeit.

In Bayern besteht ein Verein der höhern technischen Staatsbeamten, ähnlich in Württemberg und Baden. Man hat noch nicht gehört, daß deshalb die bayrischen oder württembergischen Staatsbahnen aus den Schienen gegangen wären. Man hat auch nicht gehört, daß dem leitenden Minister dadurch Schwierigkeiten erwachsen seien. Wo ein Beamtenverein staatsfeindlich würde, sind genug Mittel vorhanden, ihn zur Vernunft zu bringen. Wir leben heute in einer Zeit der organisierten Volkswirtschaft. Sollen die geistigen Arbeiter von einer Koalition ausgeschlossen bleiben? Wo zwingende wirtschaftliche und soziale Gründe vorhanden sind, kommt ein Zusammenschluß früher oder später. Durch störende Eingriffe von oben wird oft das Gegenteil des Beabsichtigten erreicht. Es ist Klugheit, so tiefgehenden Bewegungen ein breites Bett zu graben, um sie sich ausströmen zu lassen. Geschieht das nun in Preußen? Leider nicht! Hier hat der Eisenbahnminister Breitenbach durch seinen bekannten Erlaß gegen die höhern Eisenbahntechniker vor der Bildung eines Vereins gewarnt.

Der Minister hat aber nichts durch seine Warnung erreicht. In der Stille hat sich ein technisches Komitee gebildet von Leuten, die dem Griff des Ministers nicht mehr unterstehn. Die Fachleute hoffen, daß es gelingen möge, bald eine deutsche technische Reichsorganisation zu schaffen.

Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Der erste Band dieses von den Professoren Conrad, Lexis, Elster und Loening herausgegebnen unvergleichlichen enzyklopädischen Werkes ist 1890 in Gustav Fischers Verlag erschienen. Es hat sich ungeteilte und unverklausulierte Anerkennung erworben, und wo immer im In- und Auslande über Gegenstände der Volkswirtschaft, der Verwaltung, der Rechtspflege, der Finanzpolitik, der Sozialpolitik geschrieben wird, da dient es nicht bloß als unentbehrliches Hilfsmittel sondern als solide Grundlage. Der rasche Wandel in der Gesetzgebung, in der wirtschaftlichen Entwicklung, der alljährliche Zuwachs an neuem statistischen Material machen beständig Ergänzungen und Korrekturen notwendig, und so haben sich denn die Herausgeber und der Verleger veranlaßt gesehn, der zweiten, vor acht Jahren erschienenen Ausgabe eine dritte folgen zu lassen. Sie erscheint in Lieferungen von 10 bis 11 Druckbogen (Preis 2 Mark 50 Pfennige, die Doppellieferung 5 Mark) und wird vollständig 8 Bände von zusammen 600 Druckbogen umfassen. Der Subskriptionspreis beträgt 150 Mark für das broschierte und 175 Mark für das in Halbfranz gebundne Exemplar. Besitzern der ersten oder der zweiten Auflage, die ihr Exemplar gegen eins der neuen Auflage eintauschen wollen, wird ihr altes Exemplar mit 42 Mark angerechnet. Die uns vorliegenden zwei ersten Lieferungen enthalten an neuen Artikeln u. a. eine sehr gründliche Würdigung Ernst Abbes und eine Abhandlung über Agrar- und Industriestaat. Unter den umgearbeiteten und erweiterten Artikeln ist vor allem die Agrargeschichte zu nennen. In der ersten Ausgabe hatte sie Lamprecht bearbeitet. In dieser neuen haben sich drei Autoren in die Arbeit geteilt, und Max Weber, der das Altertum behandelt, hat nicht bloß die Agrargeschichte sondern das ganze Wirtschaftsleben der alten Welt, der orientalischen wie der griechisch-römischen, mit der erstaunlichen Wissensfülle und der scharfsinnigen Kombinationsgabe dargestellt, durch die sich dieser Forscher auszeichnet. Diese seine 136 doppelspaltigen Seiten in Lexikonoktav hätten sehr gut als ein selbständiges Werk erscheinen können. Ohne Zweifel wird auch noch manche der übrigen Lieferungen ähnliche angenehme Überraschungen bringen. C. J.

Ein Neuhegelianer. Ferdinand Jakob Schmidt, der Religionsphilosoph der Preußischen Jahrbücher, hat seine in diesem Organ veröffentlichten Abhandlungen unter dem Titel Zur Wiedergeburt des Idealismus (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1908) in Buchform herausgegeben mit einer die Grundzüge seiner Philosophie zusammenfassenden Einleitung. Als die wichtigste Leistung des hellenischen Denkens erscheint ihm die Erkenntnis, daß es der Geist ist, der die Welt schafft. Aber die Kraft, von dieser Erkenntnis aus Natur und Menschenwelt umzugestalten und zu verklären, wohnte nicht schon der griechischen Philosophie inne, sondern erst der Religion, die lehrt, daß Gott Geist ist, und daß man ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten müsse. Doch blieb in der alten Kirche der Geist noch als supranaturaler dem in seinen natürlichen Lebensbedingungen verharrenden Gläubigen entgegengesetzt; nur als Glied der Kirche trat dieser zu ihm in Beziehung. Der Protestantismus befreit die Individuen aus dieser Gebundenheit an die Kirche und bahnt die Vergeistigung der Natur und des gesamten natürlichen Menschenlebens an. Jedoch ist das nicht schon dem ursprünglichen Protestantismus der Reformatoren gelungen, die noch vielfach im Mittelalter stecken blieben, sondern erst dem Hegelschen Idealismus, der den denkenden Geistern den schöpferischen Logos erschloß und „die Methode des Totalitätsdenkens“ lehrte, in dem sich „die wahre und vollkommenste Einheit des Menschen mit Gott vollzieht“. Allerdings zunächst nur theoretisch. Praktisch wird die Vergottung erst durch den Kapitalismus. Nicht etwa dadurch, daß Kapitalien im Privatbesitz aufgehäuft werden, sondern dadurch, daß er die Natur vergeistigt und die ganze Natur durch Steigerung der Güterproduktion ins Unendliche der gesamten Menschheit dienstbar macht. (Das tut doch die Technik; das Großkapital dient dabei nur als ein vorläufig allerdings noch unentbehrliches Werkzeug. Übrigens wird die Natur selbst dadurch nicht vergeistigt, daß der Mensch ihren einzelnen Bestandteilen, indem er sie zu Maschinen umformt, sein Gepräge aufdrückt.) Das nächste Ziel der Entwicklung ist die „universelle Vergesellschaftung“, die erst den wahren Menschen hervorbringen wird; denn nur der ist ein wahrer Mensch, „der ein Repräsentant der Totalität der Menschheit ist“, und das wird er nur „durch die sittliche Arbeit aller für alle“. Kirche und Staat sind nur Mittel, diesen wahren Menschen vorzubereiten und durch Erziehung zu schaffen. Ist er vorhanden, so dient jeder dem Zwecke aller, wie die Allheit den Zweck jedes einzelnen erfüllt. So erhebt sich der einzelne zur Totalität und wird „damit erst frei von der sinnlichen Beschränktheit seines natürlichen Daseins. Nun zwingt ihn kein fremder Wille mehr, denn der Wille aller ist zugleich sein Wille.“ Im einzelnen enthalten die Aufsätze des geistvollen Mannes viel Interessantes und Beherzigenswertes; so die Antwort auf die Frage, warum der erste Versuch des Massengeistes, die Gesellschaft vernünftig zu gestalten, die Französische Revolution, mißglücken mußte, den Nachweis, daß Marx die Lösung der Aufgabe, Hegels Theorie praktisch zu verwenden, verkehrt angegriffen hat, eine Kritik der Lehre Max Webers von der protestantischen Askese und ihrem Zusammenhange mit dem kapitalistischen Geiste. Sehr schön sind die letzten zwei Abhandlungen, in denen die Forderung begründet wird, in unsrer Zeit, wo sich die Männer mehr und mehr der technischen Arbeit widmen, müsse „das gesamte Mädchenschulwesen der Träger der humanistischen Bildung sein“. Was jedoch seine hegelsche Religion betrifft, so wird sie sich schwerlich jemals zur Volksreligion eignen. Sie ist ungefähr die Religion Eduards von Hartmann (abgesehen von deren pessimistischer Färbung) und die des Hartmannapostels Arthur Drews. Mit beiden ist unserm Religionsphilosophen gemein, daß er die Bedeutung der Persönlichkeit des historischen Jesus gering einschätzt und den Wert des Christentums in dessen Christologie findet, die die hegelsche Erkenntnis der Einheit des göttlichen mit dem Menschengeiste vorbereite. Aber Drews bestimmt das Verhältnis des Neuhegeltums zum

Christentum richtiger, indem er nicht gleich Schmidt dieses sich in jenem vollenden läßt, sondern (in seiner Schrift „Die Religion als Selbstbewußtsein Gottes") urteilt: „Man hat konsequenterweise gar keine Wahl, als entweder an der christlichen Offenbarung festzuhalten, dann aber auch die Autorität der katholischen Kirche anzuerkennen, oder aber sich außerhalb dieser Autorität zu stellen und damit zugleich das Christentum selber aufzugeben." Ich lehne natürlich diese Alternative ab; ich bin überzeugt, daß man, ohne die Autorität der katholischen Kirche anzuerkennen, am Offenbarungscharakter des Christentums festhalten und Christ sein kann; aber wenn Drews sein Hegeltum nicht mehr für Christentum hält, so hat er damit recht. Dem haeckelschen Materialismus ist freilich der hegelsche Idealismus vorzuziehen, denn so undenkbar auch der unbewußte Gott ist, der seiner selbst erst im Menschen, ja erst in Hegel bewußt wird, so läßt sich doch aus ihm die stoffliche Welt immer noch leichter ableiten als aus dieser der Geist, und außerdem liegt dem metaphysischen Materialismus auch der ethische nahe (obwohl in der Praxis sehr oft die Materialisten löblicherweise und die Idealisten unrühmlicherweise es unterlassen, aus ihren Theorien die richtigen Folgerungen zu ziehen). Der Masse der Menschen jedoch wird ein Gott, der an sich selbst unbewußt und also eigentlich unwirklich ist, erst im Menschen Wirklichkeit gewinnt, sehr unwahrscheinlich vorkommen; sie werden ihn auch in bescheidner Selbsterkenntnis wenig verehrungswürdig und darum zum Objekt der Religion nicht geeignet finden. Die Vergeistigung der Menschheit sodann ist ohne Zweifel ein Ziel der irdischen Entwicklung, und die christliche Kirche hat im Gegensatz zur Sklaventheorie des Aristoteles diesem Ziele in der Art zugestrebt, daß sie immer forderte, es dürfe kein Mensch, welches Geschlechts, Standes und Volkes auch immer, von der Teilnahme an den geistigen Gütern ausgeschlossen bleiben. Aber gegen die völlige Vergeistigung des ganzen Menschengeschlechts erheben sich sehr schwere Bedenken. Schon der heutige Fortschritt der Vergeistigung unsers Volkes, dessen Wert an sich hier nicht untersucht werden soll, hat zur Folge, daß wir für die körperlichen Arbeiten, die wir nun einmal nicht entbehren können, Slawen und Italiener brauchen und nächstens vielleicht gelbe Kulis und Schwarze werden verwenden müssen. Was endlich die ideale vergeistigte Gesellschaft betrifft, der wir heute so häufig bei den Denkern aller Schulen begegnen, so ist sie, wie ich schon oft bemerkt habe, nichts andres als das Reich Gottes, um dessen Ankunft wir im Vaterunser bitten, wo wir es auch ganz so wie Schmidt beschreiben, indem wir hinzufügen: Dein Wille geschehe! Denn Übereinstimmung aller Einzelwillen mit dem göttlichen ist eben Übereinstimmung jedes Einzelwillens mit dem Gesamtwillen. Aber es ist mir sehr zweifelhaft, ob das äußerst bescheidne Maß solcher Harmonie, das wir bis jetzt erreicht haben, in Zukunft noch erreicht werden würde, wenn die auf seine Erreichung gerichtete Tätigkeit des Staates und der von Schmidt zum Verschwinden verurteilten sichtbaren Kirche einmal aufhörte, und ich halte die Ansicht, daß die Harmonie jemals vollkommen und allgemein werden wird, für eine Utopie, weshalb mir die Ergänzung des irdischen Lebens durch das jenseitige so unerläßlich erscheint, wie sie Kant erschienen ist. Schmidt ist vielleicht nicht Utopist, da er sich den Weltprozeß (S. 20) wahrscheinlich unendlich, als stetige Annäherung an das Ideal denkt. Aber mit der Aussicht auf einen unendlichen Prozeß ist dem armen Menschenherzen, das ja den ganzen Prozeß nicht erleben kann, nicht gedient; es will einen Abschluß, und zwar einen jenseitigen, wenn ihm ein diesseitiger versagt bleibt. Solche Herzenswünsche wird nun freilich Schmidt unmoralisch finden — selbst der moralische Wille ist, als Eigenwille des Individuums, sündhaft, sagt er S. 39 mit Luther — aber dieses Streben nach Aufhebung der Sonderpersönlichkeit mutet nun eben wieder mehr pantheistisch-mystisch oder buddhistisch als christlich an. C. J.

Familiensinn und Familienforschung. Das im vorigen Jahrhundert in bürgerlichen Kreisen ziemlich allgemein erloschene Interesse für Familiengeschichte und Familienforschung ist in den letzten Jahren erfreulicherweise wieder erwacht und findet in zahlreichen Vereinen, vor allem auch bei der „Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte in Leipzig“ sachgemäße Förderung und Pflege. Die Erkenntnis, daß der Sinn für Familienzusammengehörigkeit und für die Erhaltung des Gedächtnisses der Vorfahren und der Lebenden keineswegs ein Privilegium des Adels sein darf, und daß viele bürgerliche und bäuerliche Geschlechter auf ein mindestens ebenso ehrwürdiges Alter und auf eine an Schicksalen und Leistungen sicherlich nicht ärmere Vergangenheit zurücksehen können, bricht sich immer mehr Bahn und hat gerade in unsrer Zeit, wo von einer gewissen Seite lediglich zu parteipolitischen Zwecken an der Grundfeste des Staates und alles gesellschaftlichen Lebens, der Familie, gerüttelt, auf Kosten jeder berechtigten Tradition eine höchst törichte Gleichmacherei gepredigt und an der Proletarisierung gutbürgerlicher Kreise gearbeitet wird, unzählige eifrige Vorkämpfer gefunden. Trotzdem begegnet man ab und zu immer noch einzelnen sonst recht gebildeten und vernünftigen Leuten, die sich allen auf die Erforschung der Familiengeschichte gerichteten Bestrebungen gegenüber ablehnend verhalten und in der Pflege der Familiengeschichte einen zwar harmlosen aber überflüssigen Sport sehen. Solche Leute sind nicht leicht zu belehren, es fehlt ihnen eben der bei unsern Vorfahren so stark ausgeprägte Familiensinn, und das Goethische Wort:

> Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
> Der froh von ihren Taten, ihrer Größe
> Den Hörer unterhält und, still sich freuend,
> Ans Ende dieser schönen Reihe sich
> Geschlossen sieht!

kann für sie nur ein hohler Schall sein. Man ist so leicht geneigt, die wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften der Neuzeit als ein ausschließliches Verdienst der lebenden Generation zu betrachten, und vergißt darüber, daß auch wir nur auf den Schultern unsrer Väter stehen, die in einem vielleicht bescheidnern Wirkungskreise die Basis für unsre Tätigkeit und Erfolge geschaffen haben. Vor dieser Selbstüberhebung wird jeder bewahrt bleiben, der sich in die Geschichte seiner Familie vertieft, denn er wird sich der Wahrnehmung nicht verschließen können, daß alles, was er an Neigungen, Fähigkeiten und Fertigkeiten besitzt, in einer den Zeitverhältnissen entsprechenden Form schon bei seinen Ahnen (im genealogischen Sinne verstanden!) erscheint, und daß sich die Methoden des Denkens genau so gut vererben wie die Traditionen des Handwerks. An dem so viel bespöttelten „Ahnenstolz“ — ein Wort, das die Gegner der Familienforschung gewöhnlich als letztes und schwerstes Geschütz auffahren — leidet der genaue Kenner seiner Familiengeschichte am allerwenigsten, denn die Beobachtung, daß es in jeder Familie ein Aufsteigen aus den beschränktesten Verhältnissen und nur zu häufig auch wieder ein Hinabsinken von der Höhe einer mehr oder minder glänzenden Position oder eines mehr oder minder bedeutenden Wohlstandes gibt, lehrt ihn, *jede* ehrliche Arbeit und *jedes* redliche, wenn auch nicht von äußern Erfolgen gekrönte Streben zu achten. Und wie interessant spiegelt sich die Weltgeschichte im engen Rahmen der Familiengeschichte wieder! Eine wie andre Bedeutung gewinnt für einen Menschen das Zeitalter der Reformation, wenn er erfährt, daß seine Vorfahren um ihres Glaubens willen ihre Heimat verlassen mußten, wie viel ernster erscheint ihm der Dreißigjährige Krieg, wenn er zum Beispiel in den Aufzeichnungen eines seiner Vorfahren liest, daß der Stammhof der Familie am Tage nach der Schlacht bei Breitenfeld von den Kroaten geplündert wurde!

Man martert in der Schule sein Gehirn, um sich die Geschichtszahlen einzuprägen, man ruht nicht, bevor man nicht die Regierungsjahre der römischen und deutschen Kaiser, die biographischen Daten und Genealogien seiner oft herzlich unbedeutenden Landesfürstenhäuser wie am Schnürchen hersagen kann, man prägt sich neuerdings mit heißem Bemühen den leider sehr hypothetischen Stammbaum des homo sapiens rückwärts bis zur Urzelle ein — sollte es da nicht mindestens ebenso interessant und lehrreich sein, die Vergangenheit mit allen ihren historischen, politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen gleichsam am eignen Fleisch und Blut zu studieren, das heißt Familiengeschichte zu treiben?

Eines der verdienstlichsten Unternehmungen zur Förderung solcher Bestrebungen ist das von Dr. jur. Bernhard Koerner herausgegebne Genealogische Handbuch Bürgerlicher Familien, dessen 14. Jahrgang soeben bei C. A. Starke in Görlitz erschienen ist. Der stattliche, mit zahlreichen Porträts, schwarzen und farbigen Wappentafeln geschmückte, 564 Seiten starke Band bringt die Stammreihen von 41 Familien, sodaß jetzt im ganzen 508 Stammreihen vorliegen, von denen viele mit ausführlichen biographischen Daten versehen sind und, abgesehen von ihrem Werte für die Familie selbst, ein überaus reiches Material für den Kulturhistoriker, Statistiker und zu biographischen Zwecken bieten. Der in den alphabetischen Namensverzeichnissen der jetzt vorliegenden 14 Bände enthaltene Nachweis andrer, mit den ausführlich behandelten Geschlechtern versippter Familien bringt viele tausend Namen und dürfte wohl jedem, der sich mit der Zusammenstellung seiner eignen Familiengeschichte beschäftigt, wertvolle Aufschlüsse geben. Überhaupt sei das Studium des Genealogischen Handbuchs Bürgerlicher Familien allen angelegentlichst empfohlen, die sich darüber unterrichten wollen, nach welchen Prinzipien und in welcher Form eine Stammtafel oder Stammreihe korrekt und übersichtlich angefertigt wird. J. R. H.

DIE KULTUR DER GEGENWART
IHRE ENTWICKLUNG UND IHRE ZIELE
HERAUSGEGEBEN VON PROF. PAUL HINNEBERG

Soeben erschien:

STAAT UND GESELLSCHAFT DER NEUEREN ZEIT
(BIS ZUR FRANZÖSISCHEN REVOLUTION)
BEARBEITET VON F. v. BEZOLD, E. GOTHEIN, R. KOSER.

(VII u. 349 S.) Lex.-8. 1908. Geh. M. 9.—, in Leinwand geb. M. 11.—

Inhalt: I. Reformationszeitalter. a) Staatensystem und Machtverschiebungen. b) Der moderne Staat und die Reformation. c) Die gesellschaftlichen Wandlungen und die neue Geisteskultur: **Friedrich von Bezold.** — II. Zeitalter der Gegenreformation: **Eberhard Gothein.** — III. Höhezeit des Absolutismus. a) Tendenzen, Erfolge und Niederlage des Absolutismus. b) Zustände der Gesellschaft. c) Abwandlungen des europäischen Staatensystems: **Reinhold Koser.**

Der vorliegende Band der „Kultur der Gegenwart" bietet, seiner Aufgabe im Rahmen des Gesamtunternehmens entsprechend, eine Darstellung der staatlichen und kulturellen Entwicklung Westeuropas von der Zeit der Reformation, die zugleich „die Entstehungszeit der modernen Aufklärung und Naturwissenschaften" ist, deren „führende Geister in ihrem Innersten das Bewußtsein einer neuen Ära tragen, deren Lauf mit ihnen einsetzt", bis zum Beginn der großen Revolution aus der Feder der wohl besten Kenner der drei von ihr umfaßten Epochen, die alle deren mannigfaltige Entwicklungstendenzen zu jeweils einem einheitlichen Bilde zusammenfaßt und so ein wirkliches Verständnis dieser auch für die Gegenwart noch so bedeutsamen Zeiten zu vermitteln vermag.

Probeheft und Spezial-Prospekt (mit Auszug aus dem Vorwort des Herausgebers, der Inhaltsübersicht des Gesamtwerkes, dem Autoren-Verzeichnis und mit Probestücken aus dem Werke) umsonst und postfrei vom Verlag B. G. Teubner in Leipzig, Poststraße 3.

Princeton University Library
32101 064095795